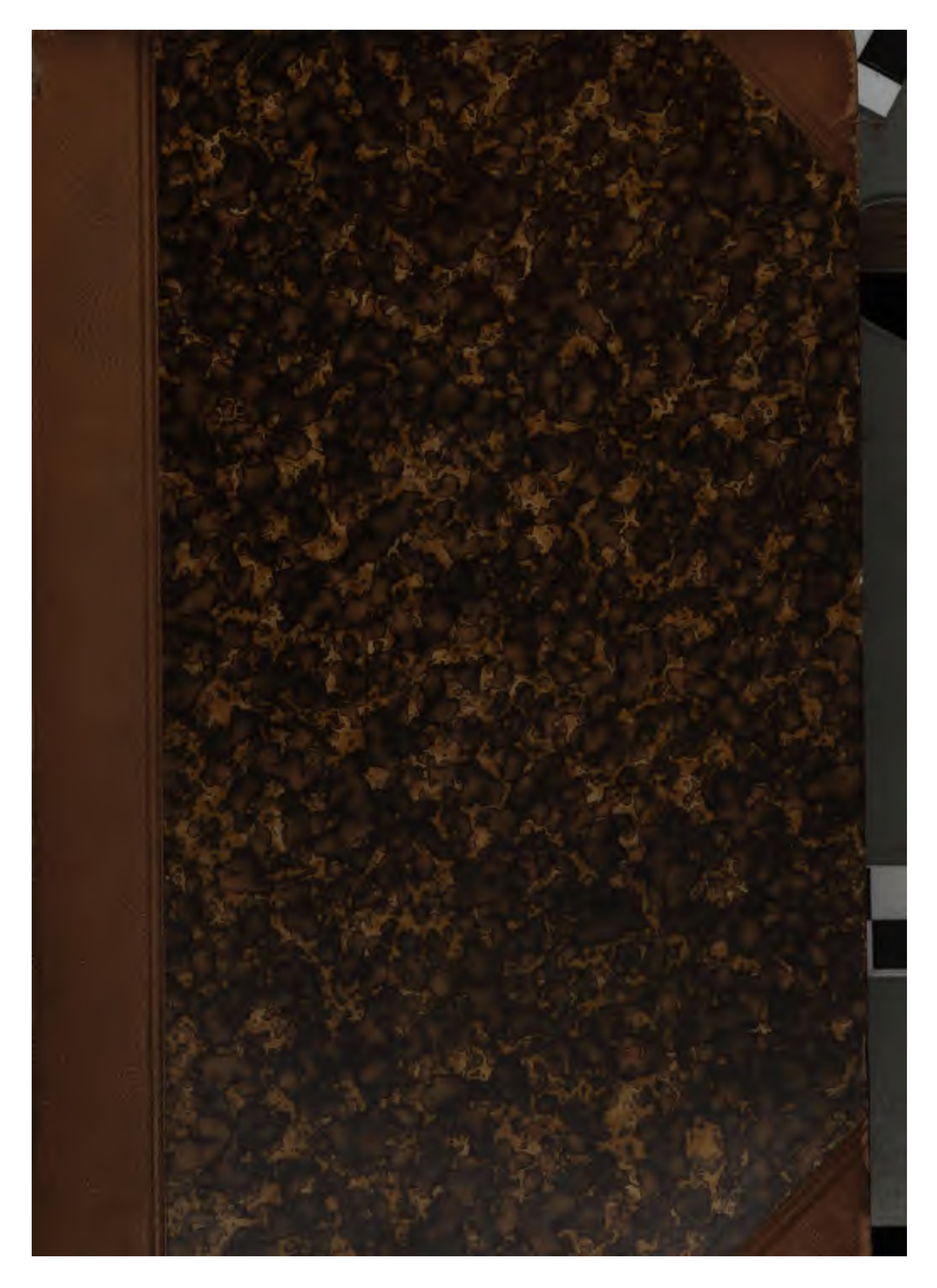



DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.

Allgemeine Geschichte
in
Einzeldarstellungen.

Unter Mitwirkung von

Felix Bamberg, F. v. Bezold, Alex. Brückner, Felix Dahn, G. Droysen, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Th. Flathe, Ludw. Geiger, Gust. Hertzberg, F. Hommel, E. O. Hopp, Ferd. Justi, B. Kugler, S. Lefmann, A. Müller, W. Oncken, M. Philippson, H. Prutz, S. Ruge, Th. Schiemann, B. Stade, A. Stern, Ed. Winkelmann, Adam Wolf

herausgegeben
von
Wilhelm Oncken.

Zweite Hauptabtheilung.

Sechster Theil.

Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter.

Von Hans Prutz.

Erster Band.



Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1885.

Staatengeschichte

des

Abendlandes im Mittelalter

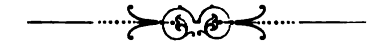
von Karl d. Großen bis auf Maximilian.

Von

Dr. Hans Prutz,
Professor an der Universität Königsberg.

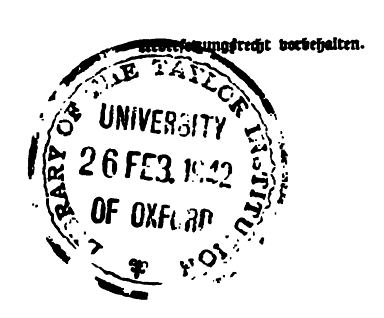
Mit Illustrationen, Beilagen und Karten.

Erster Band.



Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1885.





Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Beginn des Satzes am 8. Oktober 1884.

Das Weltalter

des kaiserlichen Universalstaates

und der

päpstlichen Universalkirche.



Vorwort.

Als ich an Stelle meines verehrten Heidelberger Collegen E. Winckelmann die „Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter" in dem Rahmen der „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen" zu bearbeiten unternahm, habe ich mir die Schwierigkeiten nicht verborgen, welche dabei zu überwinden sein würden.

Die augenfälligste derselben liegt in der Masse des zu bewältigenden Stoffes. Bei der Behandlung des Mittelalters sind wir noch allzu sehr daran gewöhnt zunächst die gelehrte Forschung zu betonen: meist lösen die Darstellungen desselben sich auf in eine Reihe von Monographien, welche ihre Leser in dem Kreise der mitforschenden und nachprüfenden Fachgenossen suchen. Hier sollte die Gesammtheit der mittelalterlichen Entwickelung des Abendlandes in verhältnismäßig beschränktem Raume zur Darstellung gebracht werden. Mit einiger Aussicht auf Erfolg konnte der Versuch dazu nur unternommen werden, wenn einmal auf alles gelehrte Detail Verzicht geleistet und ein Eingehen auf die Controversen der Forschung vermieden wurde, und wenn ferner aus der immer noch überreichen Fülle des so begrenzten Stoffes nur dasjenige in den Kreis der Betrachtung gezogen wurde, worin das wirklich geschichtliche Leben, die Entwickelung und der Fortschritt zum Ausdruck gekommen sind.

In diesem Sinne habe ich meinen Stoff zu ordnen und zu gliedern gesucht, um die eigentlich wesentlichen Züge der Entwickelung und innerhalb dieser diejenigen Ereignisreihen in ein möglichst helles Licht zu setzen, in denen die weltgeschichtlichen Formen und die weltgeschichtlichen Ergebnisse jener inhaltreichen Jahrhunderte besonders erkennbar werden. Indem ich dabei die mittelalterliche Entwickelung des Abendlandes als eine natürliche, in sich geschlossene Einheit auffaßte, glaubte ich die bunte Mannigfaltigkeit der Einzelnheiten, aus welchen sie sich zusammensetzt, zurücktreten lassen zu sollen, und bin daher auf diese, so interessant und lehrreich sie sein mögen, nur soweit eingegangen, als sie jene großen, eigentlich welthistorischen Momente veranschaulichen helfen. Alsdann erscheint das Mittelalter als erfüllt von dem Ringen zweier einander widerstreitender Tendenzen: die eine geht dahin die politischen und nationalen Sonderbildungen auf dem Boden der durch die Kirche geschaffenen Einheit der abendländischen Welt auch politisch zu einer großen bleibenden Einheit

zusammenzufassen; die andere, welche in den Sonderbildungen sich immer von Neuem regt, drängt im Gegensatz darauf hin diesen Verband zu sprengen und den einzelnen Theilen volle Selbständigkeit zur Entfaltung ihres eigenartigen individuellen Lebens zu erstreiten. Die erste, die Tendenz zur Universalität, beherrscht die erste Hälfte des Mittelalters: sie kam zu welthistorischem Ausdruck in dem Universalstaat, nach dem die deutschen Könige als römische Kaiser, in der Universalkirche, nach der, theils im Bunde mit jenen, theils in feindlichstem Gegensatze zu ihnen, die römischen Bischöfe gestrebt haben.

Die Hauptmomente dieses großen Kampfes habe ich in dem vorliegenden ersten Bande der „Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter" darzustellen versucht, die nationalen Einzelgeschichten nur da flüchtig berührend, wo sie zum Verständnis unentbehrlich schienen. Ohne auf die noch schwebenden wissenschaftlichen Controversen einzugehen und die von dem Hergebrachten abweichende eigene Ansicht meist nur andeutend habe ich mit Verzicht auf alles gelehrte Beiwerk die große Zeit des deutschen Mittelalters in schlichter Erzählung an dem Leser vorüberführen wollen.

In dem gewaltigen Kampfe mit dem weltbeherrschenden Papstthum ist der kaiserliche Universalstaat zu Grunde gegangen; auch die päpstliche Weltherrschaft hat die Folgen desselben nie verwunden und sank kläglich in sich zusammen. Und nun regt sich mächtig der Selbständigkeitsdrang der einzelnen, hinfort ihre eigenen Wege gehenden Völker. Zum Theil unter schwerem inneren Ringen zu nationalem Dasein erwacht und zu Nationen erwachsen constituiren sie in der zweiten Hälfte des Mittelalters unter mannigfachen Kämpfen unter einander die nationalen Staaten, auf deren wechselndem Zusammen- und Gegeneinanderwirken die politische Gestaltung des Abendlandes und die Entwickelung seiner Kultur seit dem Ausgange des 15. Jahrhunderts beruht haben.

Diesen Prozeß der Zersetzung der mittelalterlichen Welt, aus dem die bleibenden Grundformen des abendländischen Staatensystems hervorgegangen sind, will ich in dem zweiten Bande darzustellen versuchen.

Königsberg, Weihnachten 1885.

Hans Prutz.



Erstes Buch.

Die Auflösung des karolingischen Reiches und die Sonderung der germanischen und romanischen Reiche.

814—887.

Ornament aus einem Sacramentarium, geschrieben für Drogo, Bischof von Metz, Sohn Karls des Großen. Paris, National-Bibliothek.

Kraft gefunden zum Bau eines Staates, der deutsch war und deutsch blieb, zugleich aber durch die Einwirkung der durch die Kirche vermittelten römischen Kultur zum Hüter für das geistige Erbe der großen Vorzeit wurde. In dem fränkischen Reiche befanden sich Römerthum und Germanenthum gewissermaßen im Gleichgewicht und konnten sich daher allmählich zu einer Gemeinschaft verbinden, welche die bleibenden kulturgeschichtlichen Ergebnisse aus den Stürmen der Wanderung zog und die Grundlage für die höhere Kultur eines neuen Weltalters legte. Denn regelmäßig entsprach bei den Franken der Gewinnung eines neuen romanischen Gebietes auf der einen die Eroberung eines rein deutschen auf der anderen Seite. Wie Chlodovech die romanischen Landschaften an Marne, Seine und Loire und das rein deutsche Alemannien gewann, so erwarben seine Nachfolger hier das deutsche Thüringen und dort das romanische Burgund, und noch unter Karl dem Großen wiederholt sich dieses Verhältnis in der Eroberung des Langobardenreichs und des nördlichen Spanien und der gleichzeitigen Einfügung Sachsens, das völlig im alten Germanenthum wurzelte.

Das römisch-germanische Weltreich Karls des Großen verband noch einmal die Länder und Völker, welche, nach dem Zerfall des römischen Imperiums getrennt, in den wichtigsten Momenten ihres Kulturlebens doch auf einander angewiesen waren und daher auch einer staatlichen Form nicht entrathen konnten, welche diese Gemeinschaft zum Ausdruck brachte. Zum Bewußtsein ihrer Gemeinschaft aber kamen diese Völker namentlich durch den Gegensatz, in den sie als Glieder des karolingischen Reiches nach anderen Seiten hin traten, einmal zu der griechischen Kirche, mehr noch zum Islam, der im Osten das Erbe des römischen Weltreichs angetreten hatte, und zu dem Heidenthum der germanischen und slavischen Stämme, deren unmittelbare Nachbarn die Franken geworden waren.

Auf diese Verhältnisse nun und auf die großen Aufgaben, welche dem fränkischen Reiche daraus erwuchsen, bezog sich im Wesentlichen die für Karl den Großen erneute römische Kaiserwürde, indem sie der Herrschaft Karls, der ersten seit Auflösung des römischen Reichs, welche mit dem Anspruch eine Weltmacht zu sein auftreten durfte, einen Namen verlieh, der diesen Anspruch als berechtigt anerkannte und seinen Träger zum Leiter und Vertreter des christlichen Abendlandes in seiner Gesammtheit bestellte.[1]) Aber trotzdem entbehrte dieses Reich der inneren Einheit, welche dem Kaiserthum erst eine praktische Bedeutung gegeben hätte; eine solche war mehr in der Idee als in der Wirklichkeit, mehr in der Theorie als in der Praxis des staatsrechtlichen Lebens vorhanden. Und selbst diese bestand nur insofern, als die Kaiserkrönung Karls Herrschaft auf ein bisher unbekanntes göttliches Recht zurückführte und ihr damit einen im Wesentlichen theokratischen Charakter verlieh; sie betonte vornehmlich die kirchliche Zusammengehörigkeit der verschiedenen unter Karls Herr-

1) Vgl. Waitz, Deutsche Verfassungsgesch. IV, 535 ff.

schaft befindlichen Völker. Die politische Einheit sollte ersetzt werden durch die religiöse. Alle diese Völker und Stämme, so verschieden nach Sprache und Sitte, nach Rechtsgewohnheiten und rechtlicher Stellung zum Reichsoberhaupt, sollten eins sein im rechten Glauben und im gemeinsamen Dienst des Einen Gottes. Damit wurde der Kirche eine erhöhte Autorität verliehen und eine maßgebende Einwirkung auf die staatliche Entwickelung eingeräumt. Von dem erneuten römischen Kaiserthum hatte zunächst eigentlich nur die Kirche einen Gewinn, wie ja auch viel mehr die Pflichten betont wurden, welche der neue Kaiser übernahm, als die Rechte, die ihm hinfort zustehen sollten. Hatte das Frankenreich den Kampf gegen Mohammedaner und Heiden schon lange, aber aus eigenem Recht und zu eigenem Vortheil geführt, so sollte es denselben von nun an führen als der von der Kirche bestellte und geweihte Vorkämpfer des Christenthums; seit Generationen verfolgte praktisch-nationale Ziele erkannte die Kirche jetzt an als von ihr gesteckte und rückte sie in den Glorienschein des heiligen Kampfes für den Glauben. Aber auch insofern hatte die Kaiserkrönung Karls nur eine vollendete Thatsache feierlich anerkannt, als sie das geschichtlich gewordene Verhältnis zwischen Römerthum und Germanenthum bestätigte und durch einen kirchlichen Weiheakt als zu Recht bestehend anerkannte. Denn indem Leo III. Karl zum Kaiser krönte, huldigte gleichsam das besiegte Römerthum dem siegreichen Germanenthum und erkannte die politische Ueberordnung desselben an, stellte sich aber gleichzeitig über dasselbe in Bezug auf allgemeine geistige und sittliche Kultur. So schloß die Feierlichkeit vom Weihnachtstage 799 die Entwickelung von Jahrhunderten ab und faßte dieselbe gleichsam wie in eine Formel zusammen, zugleich aber eröffnete sie eine lange Reihe tiefgreifender Wandelungen, welche das eben constituirte Weltreich schneller Auflösung entgegenführten und den Boden bereiteten für die staatliche und kirchliche Neugestaltung des Abendlandes.

So glänzend es sich den Blicken der bewundernden Zeitgenossen darstellen mochte, so trug das Reich Karls des Großen doch die Keime schneller Auflösung in sich. Die Gemeinschaft des Glaubens konnte die fehlende staatliche Einigung nicht ersetzen. Indem man sie so stark betonte und dem Reiche damit einen kirchlichen Charakter gab, gestand man doch ein, daß der Staat das, was er aus sich selbst zu leisten berufen war, nicht zu leisten vermochte, daß er die Kirche, die er zu beherrschen und deren Mittel er sich dienstbar zu machen beanspruchte, doch zur Wahrung des eigenen Bestandes nicht entbehren könne: die innere Schwäche des karolingischen Reiches trat hier zu Tage. Ferner aber wurde hier, wie im Mittelalter überhaupt, das dem Staate zu Grunde liegende Verhältnis als ein rein persönliches aufgefaßt. Nicht zu dem fränkischen Reiche als solchem, als einem unabhängig von dem Wechsel der Herrscher bestehenden Verbande stand der Franke, der Langobarde, der Burgunder, der Thüringer, der Sachse in einem durch bestimmte Rechtsnormen geregelten Verhältnis; vielmehr hatten sie alle nur gleichsam persönliche Beziehungen zu dem von Gott gesetzten und vom römischen Bischof

gekrönten Kaiser Karl. Die patriarchalische Art, in der Karl seines Reiches waltete, brachte diesen persönlichen Charakter seiner Herrschaft noch besonders stark zum Ausdruck. Demgemäß übten denn auch Karls Beamte ihre Befugnisse nicht als Träger der Staatsautorität, sondern als des Kaisers persönliche Vertrauensmänner, und indem man ihnen gehorchte, beugte man sich eigentlich dem allgeliebten und verehrten Kaiser. Die persönliche Einwirkung desselben aber hörte mit zunehmendem Alter vollends auf und weite Gebiete waren derselben schließlich gänzlich entwöhnt; die Einwohner derselben konnten geradezu glauben, daß die ihnen vorgeordneten Beamten eine selbständige, ihnen persönlich zugehörige Autorität übten, daß sie nicht in Vollmacht und Vertretung des Kaisers, sondern aus eigenem Recht urtheilten, Abgaben erhoben, den Heerbann aufboten, Landbesitz bestätigten u. a. m. Kam dann noch bedeutender Grundbesitz hinzu oder hatte der Betreffende große Güter als ihm aufgetragene inne, so war unmittelbar der Ansatz zu einer selbständigen territorialen Gewalt gegeben, welche den Zusammenhang mit dem fernen Mittelpunkt des Reiches geflissentlich in Vergessenheit brachte, unter günstigen Umständen aber wol gar eine Lösung aus dem lockern Staatsverbande erstrebte. In richtiger Erkenntnis dieser Gefahr hatte Karl der Große solche territoriale Gewalten nach Möglichkeit zerschlagen; in gewissen Gebieten aber mußte die öffentliche Gewalt doch in einer Hand liegen, um die erfolgreiche Abwehr der nahen Feinde zu sichern; deshalb räumte Karl den Markgrafen größere militärische Befugnisse ein und hat selbst den Keim der herzoglichen Gewalt hie und da bestehen lassen. Endlich aber wurde der Zusammenhang des Reichs noch von einer anderen Seite her durchbrochen. In Folge der schnellen Ausbreitung des Lehenwesens traten für die fortwährend wachsende Zahl der freien Leute, die solche Beziehungen eingingen, an die Stelle der königlichen Beamten vielfach diejenigen, von denen sie Land zu Lehen nahmen und denen sie dafür besonders verpflichtet wurden; auf diese ging dann für die ihnen zu Treue und Ergebenheit Verpflichteten die Uebung der öffentlichen Gewalt über, die ursprünglich dem Staate zustand.

Wäre das Reich Karls des Großen nun von einer einheitlich geschlossenen Nationalität erfüllt gewesen, so würde deren Schwergewicht die zersetzenden Kräfte niedergehalten und vielleicht allmählich überwunden haben. Thatsächlich aber hatten der deutsche Norden und Osten mit dem romanischen Süden und Westen über die Person des Herrschers hinaus wenig gemeinsam; ja, beider Interessen und Bestrebungen gingen vielfach nach ganz entgegengesetzten Richtungen auseinander. In sich aber war jede von den beiden Hauptgruppen der Bevölkerung wieder mannigfach gespalten. Wie auf der einen Seite der Römer, der Langobarde, der Westgothe, so lebte auf der anderen nicht blos der herrschende Franke, sondern auch der Alemanne, der Baier, der Sachse, der Thüringer nach seinem besonderen Rechte. Darüber hinaus aber bewahrte jeder einzelne Stamm noch manche andere Besonderheit, die er anerkannt sehen wollte, wo sie mit den Ansprüchen des Reichs-

ganzen zusammenstieß. Das Streben nach einer gewissen Selbständigkeit, nach Gewinnung einer besonderen staatlichen Existenzform, das sich hierin äußerte, wuchs aber in demselben Grade, wie das Reich sich unfähig erwies, eine wirklich staatliche Lebensgemeinschaft zu begründen. Dabei schlossen sich natürlich diejenigen Theile fester aneinander, welche, nach Sitte, Sprache und Recht zunächst verwandt, auch der Gesammtheit gegenüber die meisten gemeinschaftschaftlichen Interessen zu vertreten hatten.

So lösen sich aus dem zerfallenden karolingischen Weltreiche eine Reihe von neuen Völkern, die sich allmählich zu politischer Selbständigkeit gewöhnen, um schließlich nationale Staaten zu bilden, die im eigenen Rechte wurzeln und dasselbe im Kampfe um die Existenz siegreich bewähren.

Nicht überhaupt veranlaßt, aber beschleunigt ist nun diese Entwickelung durch die Persönlichkeit und die Regierungsweise des Mannes, welcher dem großen Kaiser auf dem Throne folgte. Denn indem dieser die einigenden Momente, die in der Gemeinschaft des Glaubens lagen, in einer ganz neuen Weise geltend machte und den kirchlichen Einfluß, der die Reichseinheit begünstigte, ins Ungemessene steigerte, trat er den berechtigten Sonderinteressen der Stämme feindlich entgegen und stürzte das Reich in innere Kämpfe, welche dasselbe schnell in eine Anzahl nur locker verbundener Sonderstaaten auflösten.

Die Theilung des Reiches zwischen die drei ihm von der Königin Hildegard geborenen Söhne, die Karl der Große am 6. Februar 806 angeordnet hatte, war durch den Tod der beiden älteren hinfällig geworden. Ungetheilt mußte das Reich dem allein überlebenden jüngsten Sohn Ludwig zufallen, der dem Vater in seinem Wesen freilich unähnlich war, ja zu demselben in einem kühlen, fast fremden Verhältnis gestanden zu haben scheint. Lassen doch selbst die höfisch gefärbten Berichte der Zeitgenossen bei Karl eine gewisse Unlust erkennen, das Nachfolgerecht dieses Sohnes feierlich zu proclamiren. Schließlich aber nöthigte der Verfall seiner Kräfte den greisen Kaiser doch, die Zukunft des Reiches durch Ordnung der Erbfolge zu sichern und dazu einen Akt zu vollziehen, den er, wie es scheint, bisher geflissentlich hinausgeschoben hatte. Auf Grund einer gutachtlichen Aeußerung der von ihm darum befragten Reichsversammlung beschloß Kaiser Karl, Ludwig, den König von Aquitanien, zum Mitkaiser anzunehmen und zum Nachfolger in allen seinen Herrschaften zu ernennen.

Am 11. September 813 fand die feierliche Handlung in der Marienkirche zu Aachen statt, in Gegenwart der geistlichen und weltlichen Großen und einer andachtsvoll lauschenden Menge zusammengeströmten Volkes. Im kaiserlichen Ornate, die Krone auf dem Haupt, trat Karl, allen sichtbar, mit Ludwig auf den hochragenden Hauptaltar, wo eine zweite Krone, kostbar mit Edelsteinen verziert, niedergelegt war. Nachdem sie dort in gemeinsamer Andacht gekniet, richtete Karl an den Sohn eine eindringliche Ansprache: er ermahnte ihn Gott zu fürchten und zu lieben und seine Gebote in allen Stücken zu beobachten, die Kirchen zu behüten und zu schützen, seinen Geschwistern

und Verwandten alle Zeit Milde und Gnade zu erweisen, die Geistlichen zu ehren wie Väter, seine Unterthanen zu lieben wie Kinder, die Bösen auf den Weg des Heils zurückzunöthigen, den Klöstern ein Tröster, den Armen ein Vater zu sein, nur treue und gottesfürchtige Diener zu verwenden, welche alle Ungerechtigkeit hassen, niemand ohne gerechte Ursache seines Amtes zu berauben und sich selbst alle Zeit vor Gott und Menschen untadelig zu erweisen.[1]) Eidlich gelobte Ludwig diesen Geboten gemäß zu leben und zu regieren. Dann nahm er auf Karls Aufforderung mit eigener Hand die Krone vom Altar und setzte sie sich auf das Haupt. Lauter Jubelruf begrüßte den neuen Kaiser. Auf den Arm desselben gestützt kehrte Karl nach der Messe in die Pfalz zurück, wo ein festliches Mahl die Feier beschloß.



Königssiegel Ludwigs des Frommen; verkleinert.

Vergleicht man diese Rede Kaiser Karls mit seines Nachfolgers ersten Regierungshandlungen, so gewinnt man den Eindruck, als ob darin doch etwas mehr enthalten sei als gewisse allgemeine, auf jeden ähnlichen Vorgang passende Rathschläge: es scheint, als ob der Kaiser in milder, aber wolverständlicher Form den Befürchtungen habe Ausdruck geben wollen, die er nach dem Charakter und der bisherigen Haltung Ludwigs für die Zukunft hegte. Andererseits aber fehlte es in den höfischen Kreisen nicht an Leuten, die mit der Art, wie Kaiser Karl dermalen das Reich regierte, nicht einverstanden waren und von dem Thronwechsel eine Aenderung erwarteten. Es wird geklagt, daß gegen Ende der Regierung Karls vielfach ungestraft Unrecht geübt sei, daß viele Leute in ihrem Besitz und in ihrer Freiheit geschädigt seien, daß ungerechte Beamte, Grafen und Statthalter dergleichen absichtlich gethan haben. Auch hier fehlte es also nicht an der leidigen Gegnerschaft, die bei langer Regierung hochverdienter, aber endlich doch auch altersschwacher Fürsten sich zwischen diesen und ihren nach endlicher Erlangung der Gewalt lüsternen Nachfolgern zu entwickeln pflegt, zwischen dem alten Hof, der sich an die so lange behauptete Herrschaft anklammert, und dem jungen Hof, der sich mit unruhiger Geschäftigkeit zum Antritt der ersehnten Herrschaft rüstet.

Unter solchen Umständen mußte der nahe Regierungswechsel für das karolingische Reich der Anfang einer großen und verhängnisvollen Krisis werden.

---

1) Thegan, Vita Ludovici c. 20.

II. Ludwig der Fromme.

814—830.

Nach gerührtem Abschied von dem Vater kehrte Ludwig in sein aquitanisches Reich zurück. Schon Ende Januar 814 waren die Eilboten unterwegs, die ihm den am 28. Januar erfolgten Tod des großen Kaisers meldeten und ihn einluden, den Platz an der Spitze des Reiches einzunehmen. Sofort brach Ludwig[1]) von Doué, seiner Residenz, auf, von Gewaffneten begleitet, da er fürchtete, es möchte von Seiten gewisser Persönlichkeiten, die bei dem Verstorbenen sehr einflußreich, ihm aber wenig geneigt waren, der Versuch gemacht werden seine Nachfolge zu hindern. Doch geschah nichts Derartiges. Ueberall eilten vielmehr die Großen dienstbereit herbei ihm zu huldigen und ihn ihrer Treue und Ergebenheit zu versichern. Ueber Orléans, Paris und Heristal, die Wiege seines Geschlechtes, näherte sich Ludwig der Aachener Pfalz. Nicht ohne Sorge sah man dort seiner Ankunft entgegen, da man wußte, wie weit seine Ansichten von denen des Vaters abwichen. Bald erschien denn auch Graf Wala, ein Sohn Bernhards, des Bruders König Pippins, welcher den Einfluß, den er zuletzt bei Karl dem Großen besessen, durch geflissentlichen Diensteifer auch bei dem Nachfolger zu behaupten hoffte, um in der kaiserlichen Pfalz alles zu Ludwigs Empfange zu bereiten: dem Kaiser misliebige Persönlichkeiten wurden entfernt, andere in sichern Gewahrsam genommen, namentlich die mancherlei lockeren Gesellen ausgetrieben, die sich in der Umgebung des alternden Kaisers eingenistet hatten und als Zeugen der laxen Moral des alten Hofs und der galanten Abenteuer der unvermählt gebliebenen Kaisertöchter die strenge Denkweise des neuen Herrschers beleidigen und das Ansehn des Hofs schädigen mußten. Man fügte sich in Gehorsam, und völlig ohne Nachahmung blieb das Beispiel Hoduins, eines Verwandten des kaiserlichen Hauses, der gewaffneten Widerstand versuchte und dafür mit dem Tode büßte.

Am dreißigsten Tage nach des Vaters Tode zog Ludwig in Aachen ein, von der kaiserlichen Familie, dem Hofe und dem Volke ehrfurchtsvoll empfangen. Genau nach den testamentarischen Bestimmungen Karls, vertheilte er dessen reichen Schatz den Familienmitgliedern, den Kirchen, den Dienern und Dienerinnen. Dann erfolgte die Auflösung des väterlichen Hofhaltes.

---

1) Vgl. B. Simson, Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Ludwig dem Frommen. 2 Bde. Leipzig 1874—76.

Die ebenbürtigen Schwestern Ludwigs zogen sich nach den ihnen angewiesenen Klöstern zurück; selbstverständlich mußten des Kaisers natürliche Töchter den Hof verlassen. Ueberhaupt duldete Ludwig von Weibern dort nur, was zur Leistung gewisser häuslicher Dienste unentbehrlich war. Wie verwandelt erschien in kurzer Zeit der bisher so glänzende und lebenslustige, freilich auch sittlich lockere Hof: denn statt des frühern heitern, oft übermüthigen Treibens herrschten in der Aachener Pfalz jetzt klösterliche Stille und mönchische Strenge. In diesen Aeußerlichkeiten offenbarte sich zuerst die tiefgehende Wandelung, welche das Verhältnis von Staat und Kirche erfuhr. Kaum sah Ludwig sich aber im Besitze der Gewalt, so brachte er auch scharf und rücksichtslos den Widerspruch zum Ausdruck, in dem er sich längst gegen des Vaters Regierungsweise befunden hatte. Die ersten Opfer dieses Umschwunges waren jener diensteifrige Graf Wala und sein Bruder Adalhard, die unter Karl dem Großen eine bedeutende Rolle gespielt hatten. Mehr als eben dies scheint freilich gegen beide nicht vorgelegen zu haben. Wala mußte sich in das bisher von Adalhard geleitete Kloster Corbie an der Somme zurückziehen; Adalhard aber wurde auf eine einsame Insel an der Loiremündung verbannt; die reichen Güter ihres Hauses wurden eingezogen.

Dennoch scheinen die ersten Regierungshandlungen Ludwigs einen guten Eindruck gemacht zu haben: sie ließen schnelle Beseitigung mancher Uebelstände erwarten. Besondere Königsboten nahmen eine Revision der Verwaltung in den einzelnen Theilen des Reiches vor, die manchem Beamten seine Stelle kostete und viel bisher ungestraft gebliebenes Unrecht gut gemacht haben soll, namentlich aber den Kirchen und Klöstern zu gute gekommen zu sein scheint, indem deren Besitzstand durch neue Verbriefung gewährleistet, ihre Angehörigen und Unterthanen aber des vollen Genusses der aus der Immunität entspringenden Vortheile versichert wurden. Im Wesentlichen aber blieben die Formen der Regierung natürlich unverändert. Namentlich beschloß Ludwig einzelnen wichtigeren Reichstheilen seine Söhne in ähnlicher Weise vorzusetzen, wie das unter seinem Vater geschehen war. Der älteste von den Söhnen, die ihm Irmengard, die Tochter Ingrams, des Grafen vom Haspengau (bei Lüttich), geboren hatte, Lothar, wurde nach Baiern geschickt; der zweite, Pippin, erhielt das bisher von Ludwig selbst geleitete Aquitanien mit Wasconien. An der Spitze Italiens ließ Ludwig Bernhard, den Neffen seines Bruders Pippin, nachdem derselbe in Aachen persönlich gehuldigt und Treue geschworen hatte. Obgleich er vor seinen jugendlichen Vettern den königlichen Titel voraus hatte, war doch auch Bernhard nicht mehr als ein Statthalter und in allen wichtigen Fragen von dem Willen des Kaisers abhängig. Denn Italien eine Ausnahmestellung zu gewähren, wie es sie unter Karl dem Großen eingenommen hatte, war jetzt um so weniger Grund, als in Folge einer bereits von Karl eingeleiteten freundlichen Verständigung mit Byzanz der unbequeme Kriegszustand ein Ende erreichte, der unter dem Einfluß des thatkräftigen und unternehmungslustigen Königs Pippin dort längere Zeit obgewaltet hatte.

Aber wenn auch die Formen noch die alten waren, der Geist der Regierung hatte sich in kurzem völlig gewandelt, indem die, wie es scheint, anfangs vorsichtig zurückgehaltene wahre Gesinnung des neuen Kaisers und seiner vertrauten Rathgeber in den principiell wichtigsten Dingen bald rückhaltlos zur Geltung kam. Seitdem trat an die Stelle wolwollenden Vertrauens, mit dem man Ludwig begrüßt hatte, ein Gefühl der Enttäuschung; dasselbe wuchs, je mehr die Persönlichkeit Ludwigs sich geltend machte und derselbe es unternahm das Reich nach seinen besonderen Absichten und Neigungen umzuwandeln.



Münzen Ludwigs des Frommen.

1. Umschrift: † HLVDOVVICVS IMP, im Felde ein Kreuz, in jedem der Winkel desselben eine Kugel. Rs. † PISTIANA RELIGIO, im Felde eine Kirche. 2. Mit gleichen Umschriften wie die erste, im Felde der Vorder- und der Rückseite ein Kreuz ohne Kugeln. 3. Umschrift: HLVDOVVICVS IHPAVG (IMPERATOR AUGUSTUS), lorbeerbekränztes Brustbild. Rs. † DORESTATVS (Münzstätte Dürstadt), Schiff mit Rudern. 4. Vorders. wie bei der vorhergehenden Münze. Rs. Kirche oder Portal mit der Umschrift: † STRAZBVRG 5. Auf beiden Seiten ein Kirchengebäude, etwas abweichend voneinander; Umschrift † PISTIANA RELIGIO, auf der Rs. steht das S verkehrt.

Ludwig stand damals in der Fülle männlicher Kraft: er war 778, während Karl gegen die Araber in Spanien focht, von der Schwäbin Hildegard zu Chasseneuil in Poitou geboren. Nach fränkischer Sitte frühzeitig in allen körperlichen Fertigkeiten geschult, war Ludwig ein tüchtiger Reiter, ein Meister in der Handhabung von Bogen und Lanze, ein leidenschaftlicher Jäger. Bei mittlerer Statur war er von breiter Brust, starken Schultern, kraftvollen Armen; Hände und untere Extremitäten waren langgestreckt und schlank, die Augen groß und hell, die Nase lang und gerade, die Stimme männlich. Als Kind hatte man ihn wol in der in Aquitanien üblichen baskischen Tracht gesehn, mit gepufften Ärmeln und Oberhosen, sporengezierten Halbstiefeln und kurzem runden Mantel; später trug er die einfache fränkische

Kleidung und legte nur an festlichen Tagen die kaiserlichen Prunkgewänder an. Dennoch hatte sein Auftreten alle Zeit etwas Würdevolles und Achtunggebietendes: meist lagerte feierlicher Ernst auf seinen Mienen, und selbst ausgelassene Heiterkeit seiner Umgebung gewann ihm kaum ein Lächeln ab. Doch spiegelte sich darin weniger das stets rege Gefühl seiner Herrscherwürde als seine Neigung zu mönchischem Trübsinn und einer auch äußerlich klösterlichen Gestaltung des Lebens. Denn die Kirche und ihre Vorschriften bildeten den Mittelpunkt und die Norm seines Daseins. Jeden Morgen eilte er zunächst zur Andacht: mit der Stirn bis zum Fußboden geneigt, oft in Thränen verharrte er längere Zeit im Gebet. Keine Mahlzeit begann er ohne den Armen davon gespendet zu haben; stets fanden Arme und Kranke Aufnahme in seinen Pfalzen und Villen. In inbrünstiger Andacht beging er die hohen Feste und während der Fasten lebte er ausschließlich kirchlichen Übungen. Ludwig wäre ohne Zweifel ein vortrefflicher Mönch geworden und hat auch mehrfach daran gedacht, sich in die Stille eines Klosters zurückzuziehen. Daher kannte er auch kein höheres geistiges Interesse als die Beschäftigung mit kirchlichen Fragen und theologischen Dingen, und manchen Geistlichen mag er an Kenntnis der Bibel und an Sicherheit in den verschiedenen Arten ihrer Erklärung und Deutung übertroffen haben. Dabei kam ihm eine gewisse Kenntnis des Griechischen zu statten; das Lateinische, die Amts- und Geschäftssprache seiner Zeit, war ihm natürlich geläufig. Diese Kirchlichkeit Ludwigs war doch aber nur der Ausfluß einer gewissen geistigen Beschränktheit und mehr noch innerer Schwäche und Unselbständigkeit. Bei manchen guten Eigenschaften hatte Ludwig nichts von der frischen Kraft, der männlichen Selbständigkeit, der tapfern Entschlossenheit, die seinen großen Vater ausgezeichnet hatten: im Gegensatz zu dessen strotzender Kraftfülle wird Ludwig auch in seinen tüchtigen Seiten durch eine gewisse Schwächlichkeit charakterisirt. Obgleich in jüngeren Tagen gerade kein Tugendspiegel — denn auch ihm waren außerehelich gezeugte Kinder geboren — hielt er doch an sich und seiner Umgebung in geschlechtlichen Dingen auf eine Wolanständigkeit, die der naturwüchsigen Derbheit des Vaters fremd gewesen war. Er kannte nicht den in zügelloser Wildheit aufbrausenden Zorn, der Karl den Großen zu Thaten blutiger Grausamkeit hingerissen; aber wo er fürchtete oder seine Herrschaft bedroht sah, da ist er doch trotz aller Frömmigkeit auch vor blutigen Thaten nicht zurückgeschreckt, obgleich man in diesen Fällen vielleicht zweifeln kann, ob er nicht vielmehr blos anderer Gedanken ausführen ließ oder das von anderen bereits Gethane nachträglich billigte. Auch an Ausdauer hat es Ludwig nicht gefehlt: wie hätte er auch ohne sie die Schicksalsschläge überwinden sollen, die ihn in so rascher Folge trafen! Aber auch hier liegt die Stärke seiner Natur doch mehr in der Passivität: er duldet, er überdauert das Unglück, aber er bietet ihm nicht kühn entschlossen die Stirn; mit erstaunlicher Elasticität erhebt er sich auch nach der ärgsten Erniedrigung, aber mit Ehren unterzugehen verstand er nicht.

In jüngeren Jahren[1]) scheint Ludwig Größeres versprochen zu haben, zeigte er staatsmännische und militärische Begabung. Als dreijähriger Knabe 781 durch Papst Hadrian in Rom zum König von Aquitanien gekrönt, hatte



Bildnis Ludwigs des Frommen;
in einer Miniaturen-Handschrift der National-Bibliothek zu Paris.

er späterhin mit wachsender Selbständigkeit diesem wichtigen Gebiete vorgestanden, wo die Abneigung der romanisch-baskischen Bevölkerung gegen die fränkische Herrschaft manche Schwierigkeiten bot. Wiederholt soll Karl der Große seine besondere Zufriedenheit mit Ludwigs Verwaltung bezeugt haben. Auch

1) Foß, Ludwig der Fromme vor seiner Thronbesteigung. Berlin 1853.

militärisch hatte sich Ludwig bewährt: die Behauptung der spanischen Mark war zum Theil sein Werk. An die Spitze des ganzen Reiches gestellt, hat Ludwig die Eigenschaften, die ihm als König von Aquitanien nachgerühmt waren, zwar nicht ganz vermissen lassen, aber dieselben kamen doch nicht zur Wirksamkeit, weil sie der Vereinigung und der richtigen Leitung durch einen fest ausgeprägten Charakter entbehrten und nicht unterstützt wurden durch ein selbständiges, nur nach sachlichen Gesichtspunkten verfahrendes Urtheil. Selbst die frömmste Gläubigkeit kann fehlende Charakterfestigkeit nicht ersetzen, und in Staatsangelegenheiten wird ein Urtheil immer fehlgehen, für das nicht staatliche. sondern kirchliche Interessen und religiöse, oft wol gar mehr oder minder mystische Speculationen maßgebend sind. Das aber war bei Ludwig der Fall, wenn man anders den Schilderungen trauen darf, welche Zeitgenossen von ihm entwerfen. Schon der Beiname der „Fromme" hatte bereits damals einen üblen Nebensinn: er wies hin auf den Widerspruch, der zwischen Ludwigs Stellung und seinen Neigungen, zwischen seinem Beruf und seiner Ausrüstung zur Erfüllung desselben obwaltete. Schwäche und Urtheilslosigkeit erscheinen als die Quellen all des Unheils, das Ludwig über sein Reich, sein Haus und sich selbst gebracht hat. Beides aber, die Urtheilslosigkeit in der Auffassung und Werthschätzung von Menschen und Verhältnissen und die Schwäche im Handeln entsprangen jener verkehrten oder doch übelangewandten Kirchlichkeit und seinen mönchischen Neigungen. Diese aber wurzelten wiederum in einem Boden, der mit deutschem Fühlen und Denken nichts gemein und für deutsche Interessen überhaupt keinen Platz hatte.

Von Jugend auf war Ludwig beherrscht von jenem kirchlichen Eifer, der die Christen der spanischen Mark im Gegensatz zu den Mohammedanern erfüllte. Hatten im Frankenreiche Römerthum und Germanenthum einander bisher die Wage gehalten, so war dieses Gleichgewicht in dem Manne, der hinfort die Einheit des Reiches in seiner Person darstellte, vollkommen zu Gunsten des Römerthums aufgehoben. Karl der Große hatte die staatsbildende Kraft des Germanenthums zur Herrschaft über die Romanen erhoben, zugleich aber in geistiger Hinsicht in die Schule des Römerthums geschickt: in Ludwig dem Frommen versucht das Römerthum die Herrschaft wieder an sich zu bringen, den germanischen Staat nach seinen kirchlichen Ideen umzuformen und seinen einseitig kirchlichen Zwecken dienstbar zu machen. In diesem Sinne mag man Ludwig den Frommen geradezu als die Verkörperung jenes schwächlichen Romanismus bezeichnen, dem alles staatbildende Vermögen abhanden gekommen war: dieser aber war eins mit der römisch-katholischen Kirche. Hier rächte sich der theokratische Zug, den Karl der Große seinem Reiche aufgeprägt hatte. Das Nebensächliche wurde zur Hauptsache, die Zuthat zum Wesen gemacht, und eine ziemlich unbestimmte allgemeine Idee von sehr schwankendem Inhalt sollte an die Stelle realer, praktisch-politisch wirkender Institutionen treten. Denn für Ludwig gab es eigentlich keinen Staat; er kannte nur die Eine, heilige allgemeine Kirche, die sich dieser Welt in

den beiden Personen des Papstes und des Kaisers sichtbar darstellte.[1]) Für ihn war der Staat ohne eigenes Recht und nur da in dem Dienste und für den Dienst der Kirche. Ludwig war als Kaiser nur römischer Katholik, und im Vollgefühl seiner römisch-kirchlichen Bildung blickte er mit unverholener Geringschätzung auf die deutschen „Barbaren" herab und gab die alten Heldengesänge derselben, die sein Vater geliebt und gesammelt hatte, als gefährlich für die Reinheit des Glaubens geflissentlich dem Untergange preis. Karl der Große war durchaus deutsch gewesen; sein Nachfolger war undeutsch in jeder Fiber seines Wesens, und von Klostergründungen abgesehen hat er nichts für Deutschland gethan. Voll römisch-kirchlichen Hochmuths stieß Ludwig in verhängnisvoller Verblendung gerade die Elemente von sich, welche dem fränkischen Reiche den innern Halt gaben und den Bestand desselben auch nach außen hin vorzugsweise gewährleisteten.

Eine Zeit lang erhielt das natürliche Schwergewicht das Reich Karls noch auf dem bisher verfolgten Wege, und fast hätte es scheinen können, als ob nur in der Persönlichkeit des Herrschers eine Aenderung eingetreten sei. Das mag hier und da als eine Enttäuschung empfunden worden sein, am meisten bezeichnender Weise in Rom. Dort hatte, wie es scheint, Leo III. Anstoß daran genommen, daß Karl der Große über die Kaiserkrone wie über einen erblichen Besitz seines Hauses verfügt hatte; er unterließ es daher die Römer dem neuen Kaiser den Treueid leisten zu lassen. Darüber erneute die Leo III. feindliche Adelsfaktion ihren Aufruhr: man stand dem Papste sogar nach dem Leben; aber rechtzeitig gewarnt ließ dieser die Verschwörer gefangen nehmen und hinrichten. Das war nun nicht blos ein Eingriff in des Kaisers richterliche Rechte, sondern traf gerade die Anhänger der kaiserlichen Herrschaft in Rom. Ludwig entwickelte dem gegenüber unerwartete Energie. Er schickte König Bernhard zur Untersuchung nach Rom: diese ergab vielfache Misbräuche und Uebergriffe der päpstlichen Beamten, unter denen natürlich die kaiserliche Partei am meisten zu leiden hatte. Diese benutzte eine Krankheit des Papstes zu einem neuen Aufstand: da bewirkte der inmitten dieser Wirren erfolgte Tod Leos III. einen völligen Umschlag. Denn Leos Nachfolger, Stephan V., nahm nicht blos die Römer für Kaiser Ludwig in Eid und Pflicht, sondern ließ demselben durch eine besondere Gesandtschaft seine Erhebung anzeigen und erkannte damit das kaiserliche Bestätigungsrecht an. Bald danach zog er selbst über die Alpen, um in Reims mit Ludwig persönlich ein volles Einvernehmen herzustellen. Im Oktober 814 traf er dort ein und wurde eine Stunde vor der Stadt, bei dem Kloster des H. Remigius, von Ludwig glänzend empfangen. Im vollen Kaiserornat warf sich dieser vor dem Nachfolger Petri in den Staub mit den Worten: Gelobt sei, der da kommt in dem Namen des Herrn, und wurde dagegen von Stephan als

1) Vgl. die Akten der Pariser Synode von 829 bei Mansi, Concil. Collectio ampl. XIV, 529 ff.

der „zweite König David“ bezeichnet. Nach gemeinsamer Andacht hatten dann Kaiser und Papst in der Klosterkirche eine längere Unterredung ohne Zeugen. Am folgenden Tag hielt Stephan seinen festlichen Einzug in die Stadt, am vierten aber setzte er in der dortigen Marienkirche Ludwig eine aus Rom mitgebrachte Krone auf. Offenbar wurde diesem Akte, der natürlich zwischen Kaiser und Papst vereinbart worden war, eine ganz besondere Bedeutung beigemessen. Denn die kaiserliche Würde besaß Ludwig ja schon seit dem 11. September 813; auch ist diese zweite Krönung nicht mit der Karls des Großen durch Leo III. verglichen worden. Man wird in ihr nicht sowol einen politischen als vielmehr einen kirchlichen Akt zu sehen haben, eine besondere geistige Weihe, welche die eigenthümliche Auffassung zum Ausdruck bringen und gleichsam kirchlich sanctioniren sollte, die Ludwig sich von seinem Herrscherberufe gebildet hatte. In dieser feierlichen Form sein kirchlich-politisches, durchaus theokratisches System von der Kirche anerkannt und gleichsam für unantastbar erklärt zu sehen, erneute Ludwig nicht blos das alte Freundschaftsbündnis mit der Kirche, sondern Stephan V. soll aus Reims auch eine Urkunde mit sich genommen haben, durch welche der Kaiser sich ausdrücklich zum Schutz der römischen Kirche und ihrer Besitzungen verpflichtete. Alles das deutet auf einen Wandel in den Beziehungen zwischen Papstthum und Kaiserthum: der römische Bischof steigt jetzt bedeutend über die andern Reichsbischöfe empor; er ist nicht mehr wie jene dem Kaiser als dem allgemeinen Herrn untergeordnet, sondern steht als eine gleichgeordnete Macht neben demselben, weil er die andere Seite der göttlichen Herrschaft auf Erden darstellt. Dieser Haltung dem Papste gegenüber entsprechen auch in der Folgezeit Ludwigs des Frommen Beziehungen zu der Kirche im Reiche. Verschwenderisch spendet er an Kirchen und Klöster aus den Gütern des Reiches und vermindert die Mittel desselben bedenklich durch den Verzicht auf die Leistungen, welche Kirchen und Klöster eigentlich schuldeten: dieselben wurden für ihre Güter und Unterthanen vom Heerbann eximirt, sie brauchten die üblichen Jahrgeschenke nicht mehr darzubringen, sie lösten sich vermöge der ihnen verliehenen Immunität mehr und mehr aus dem Verbande des Staates und wurden demselben durch die Ausbildung eines besonderen kirchlichen Interessenkreises schnell entfremdet.

Unter diesen Umständen war es ein Glück, daß Ludwigs Regierung in eine friedliche Zeit fiel, weil ihr noch die kriegerischen Erfolge Karls des Großen zu gute kamen. Zunächst ist der Besitzstand des Reiches von keiner Seite ernstlich bedroht worden: mit verhältnismäßig geringen Anstrengungen konnten die Grenzen einerseits geschützt, andererseits erweitert werden. Das eine geschah im Südwesten, in der spanischen Mark, wo in Folge innerer Wirren und der Entsetzung des nach Selbständigkeit strebenden Grafen Bera (820) Barcelona (822) auf einige Zeit an die Araber verloren ging, und dann im Westen gegenüber den Bretonen, die nicht blos die Tributpflicht abschütteln wollten, sondern auch ihre bedrohte kirchliche Selbständigkeit ver-

theidigten. Größerer Anstrengungen bedurfte es um die südöstlichen Gebiete zu behaupten. Die slavischen Stämme in dem Berglande zwischen Drau und Save, welche die fränkische Oberhoheit anerkannt, aber ihre einheimischen Fürsten bewahrt hatten, empörten sich in Folge der Bedrückungen des Markgrafen von Friaul unter Führung des tapfern Liudewit (819) und wurden erst nach dreijährigem Kampfe von der Uebermacht bewältigt, nachdem ihr Führer in Dalmatien, wohin er geflohen, ermordet worden war. Auch mit den Bulgaren trat das fränkische Reich in Folge dieser Verwickelungen in seinen südöstlichen Grenzgebieten damals zuerst in Beziehung.

Von größerer Wichtigkeit für die Zukunft wurden die Einwirkungen der Franken auf ihre nördlichen Nachbaren jenseits der Elbe und Eider, die Nordalbingier und die Dänen. Von Thronstreitigkeiten zerrissen verfiel Dänemark dem so erbittert abgewehrten fränkischen Einfluß und sah zugleich mit seiner Unabhängigkeit seine nationale Götterverehrung bedroht. In dem wechselvollen Grenzkriege traten auch die Abodriten gegen die Franken in Waffen, und der von Ludwig unterstützte Prätendent Harald sah sich wiederholt zur Flucht aus dem Lande genöthigt. So stiegen und fielen denn auch abwechselnd die Aussichten des Christenthums in Dänemark. Für dasselbe wirkte dort zuerst Erzbischof Ebo von Reims: ein Mann niederer Herkunft, von unfreien Eltern geboren, in der Hofschule Karls des Großen gebildet, durch umfassende Gelehrsamkeit und kirchlichen Eifer, aber auch Gewandtheit in weltlichen Dingen ausgezeichnet, hatte sich Ebo, ein Jugendfreund Kaiser Ludwigs, wie einst Bonifatius in Rom selbst von Papst Stephan V. die Erlaubnis zur Missionsthätigkeit im fernen Norden geholt. Aber erst als im Sommer 826 Harald, um sich der fränkischen Hülfe zu versichern, in Mainz, von Ludwig selbst aus der Taufe gehoben, zum Christenthum übertrat, nahm das Bekehrungswerk einen bessern Fortgang. Denn damals führte Harald zwei Mönche aus dem sächsischen Kloster Corvei mit sich, deren einer, Anskar, trotz vielfacher Enttäuschung und schwerer Heimsuchung in frommer Begeisterung ausharrend der Apostel des Nordens wurde: er senkte den Keim des Christenthums in den spröden Boden, der ihn freilich nur langsam zu einer bescheidenen Pflanze entwickelte. Als Erzbischof von Hamburg hat er für den Norden, der aus der Abhängigkeit von Köln gelöst wurde, die kirchliche Organisation begründet, der nach vielfachen schweren Stürmen der endliche Sieg des Christenthums nachmals zu danken war.

Die natürliche Basis für die nordische Mission war Sachsen, und Ludwig bemühte sich daher besonders eifrig das Christenthum, das mit dem Schwerte aufgezwungen, dort in weiten Kreisen noch immer nur äußerlich haftete, wirklich fest einzubürgern. Noch war Sachsen namentlich arm an Klöstern und es fehlte dort der segensreiche Einfluß, den eine im Lande selbst heimische, dem Volke eng verbundene Geistlichkeit auf die Durchdringung der äußerlich bekehrten mit wirklich christlichem Denken und Fühlen ausüben konnte. Deshalb hatte Ludwig, als er 855 zu Paderborn Hof hielt, auf Bitten Adal-



Elfenbeinplatte von einem Buchdeckel.*)

hards des jüngern, des Abtes von Corbie an der Somme, die Zustimmung gegeben zur Errichtung eines von diesem abhängigen Tochterklosters, um im Lande selbst eine Pflanzschule für sächsische Geistliche zu haben, die ihre Bildung bisher hatten in der Ferne suchen müssen. So entstand das Kloster Corvei an der Weser, in der Nähe von Höxter: reich mit Gütern ausgestattet gedieh es bald zu hoher Blüte und wurde in der Folgezeit auch eine Pflegstätte reger wissenschaftlicher Thätigkeit und wachsender Theilnahme des sächsischen Stammes an dem geistigen und litterarischen Leben. Freilich bot dieses der großen Menge noch lange keinen Ersatz für den dem Untergange geweihten Schatz der alten nationalen Lieder und Sagen. Daß Ludwig auf diesen planmäßig hingearbeitet, ist gewiß, unerwiesen dagegen, daß in seinem Auftrage ein sächsischer Geistlicher die unter dem Namen des „Heliand" bekannte Bearbeitung der Evangelien unternommen habe, die allerdings geeignet war dem Volke den fremden biblischen

Erläuterungsblatt zum Plan des Klosters St. Gallen.

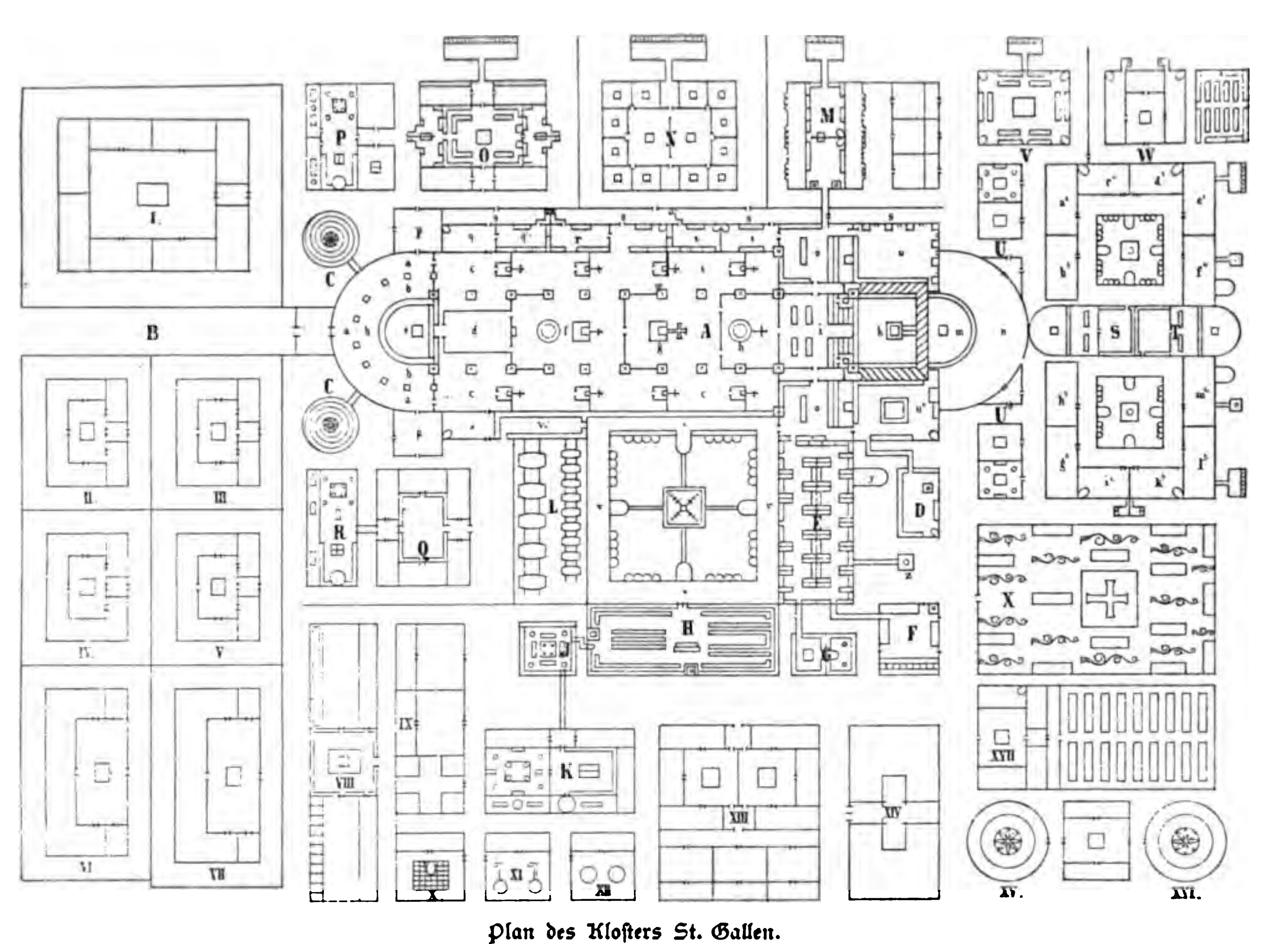
A Kirche: a unbedeckte Vorhalle. b Paradies. c Seitenkapellen. d Westlicher Chor. e Westliche Exedra mit dem Apostel Petrus geweihten Altar. f Taufstein, davor Altar des Täufers und der des Evangelisten Johannes. g Altar des Erlösers. h Evangelienkanzel. i Oestlicher Chor mit Treppe zum Presbyterium. k Presbyterium mit dem Altar des h. Gallus, auf drei Seiten von einem gewölbten Gang umgeben. l Eingang zur Krypta. m Oestliche Exedra mit dem Apostel Paulus geweihten Altar. n Vorhof oder Paradies. o Flügel des Querschiffs, zu Seitenkapellen bestimmt. p Vorhöfe. q Wohnung des Pförtners. q^1 Schlafzimmer des Pförtners. r Wohnung des Schulvorstandes, daneben dessen Studirzimmer. s Höfe. t Gastwohnung für fremde Klostergeistliche. u Schreiberstube, darüber die Bibliothek. u^1 Sakristei, darüber Aufbewahrungsort für Meßgewänder. v Großer Kreuzgang, dessen nördliche Halle (an der Mauer des Langhauses der Kirche) zugleich als Kapitelsaal in Gebrauch war. w Sprechzimmer. x Wohnung des Almosenpflegers. B Zugang. C Thürme, von welchen man die ganze Anlage des Klosters überschauen konnte. D Gebäude zum Backen des h. Brodes und Zurichten des h. Oels. E Wohnzimmer, darüber Schlafzimmer der Mönche. y Ofen für Wohn- und Schlafzimmer der Mönche. z Schornstein dazu. F Latrinenhaus. G Wasch- und Badehaus. H Refektorium, darüber Aufbewahrungsort für Garderobe. J Küche. K Backhaus, daneben Brauhaus. L Kellerei, darüber Vorrathskammer. M Wohnung des Abts, daneben Oekonomie dazu. N Schulhaus. O Wohnung für vornehme Gäste. P Oekonomie für O. Q Wohnung für Pilger und Arme. R Oekonomie für Q. S Krankenkirche. a^1 b^1 c^1 d^1 e^1 f^1 Krankenhaus der Mönche, einen Kreuzgang umschließend. T Novizenkirche. g^1 h^1 i^1 k^1 l^1 m^1 Schulhaus für Novizen und Oblaten. U Bad und Küche für das Krankenhaus. U^1 Bad und Küche für die Novizenschule. V Operationsraum. W Wohnung des Arztes, daneben Arzneigarten. X Begräbnisplatz.

I Bestimmung dieser Gebäude in der nordwestlichen Ecke ist nicht festzustellen, da die diesbezügliche handschriftliche Notiz im Original zerstört ist. II Gesindehaus. III Schäferei. IV Schweinestall. V Ziegenstall. VI Gestüt. VII Kuhstall. VIII Wohnung der Hirten, daneben Pferde- und Ochsenstall. IX Drechslerei, daneben Böttcherei und Vorrathshaus. X Malzdarre und Wohnung der Knechte. XI Stampfmühle. XII Handmühle. XIII Wohnung für Handwerker aller Art. XIV Scheune. XV Hühner- und XVI Gänsestall, dazwischen Wohnung des Federviehzüchters. XVII Wohnung des Gärtners, daneben Gemüsegarten.

Erläuterungsblatt zum Plan des Klosters St. Gallen.

A Kirche: a unbedeckte Vorhalle. b Paradies. c Seitenkapellen. d Westlicher Chor. e Westliche Exedra mit dem Apostel Petrus geweihten Altar. f Taufstein, davor Altar des Täufers und der des Evangelisten Johannes. g Altar des Erlösers. h Evangelienkanzel. i Oestlicher Chor mit Treppe zum Presbyterium. k Presbyterium mit dem Altar des h. Gallus, auf drei Seiten von einem gewölbten Gang umgeben. l Eingang zur Krypta. m Oestliche Exedra mit dem Apostel Paulus geweihten Altar. n Vorhof oder Paradies. o Flügel des Querschiffs, zu Seitenkapellen bestimmt. p Vorhöfe. q Wohnung des Pförtners. q' Schlafzimmer des Pförtners. r Wohnung des Schulvorstandes, daneben dessen Studirzimmer. s Höfe. t Gastwohnung für fremde Klostergeistliche. u Schreiberstube, darüber die Bibliothek. u' Sakristei, darüber Aufbewahrungsort für Meßgewänder. v Großer Kreuzgang, dessen nördliche Halle (an der Mauer des Langhauses der Kirche) zugleich als Kapitelsaal im Gebrauch war. w Speisezimmer. x Wohnung des Almosenpflegers. B Zugang. C Thürme, von welchen man die ganze Anlage des Klosters überschauen konnte. D Gebäude zum Backen des h. Brodes und Zurichten des h. Oels. E Wohnzimmer, darüber Schlafzimmer der Mönche. y Ofen für Wohn- und Schlafzimmer der Mönche. z Schornstein dazu. F Latrinenhaus. G Wasch- und Badehaus. H Refectorium, darüber Aufbewahrungsort für Garderobe. J Küche. K Backhaus, daneben Brauhaus. L Kellerei, darüber Vorrathskammer. M Wohnung des Abts, daneben Oekonomie dazu. N Schulhaus. O Wohnung für vornehme Gäste. P Oekonomie für O. Q Wohnung für Pilger und Arme. R Oekonomie für Q. S Krankenkirche. a' b' c' d' e' f' Krankenhaus der Mönche, einen Kreuzgang umschließend. T Novizenkirche. g' h' i' k' l' m' Schulhaus für Novizen und Oblaten. U Bad und Küche für das Krankenhaus. U' Bad und Küche für die Novizenschule. V Operationsraum. W Wohnung des Arztes, daneben Arzneigarten. X Begräbnißplatz.

I Bestimmung dieser Gebäude in der nordwestlichen Ecke ist nicht festzustellen, da die diesbezügliche handschriftliche Notiz im Original zerstört ist. II Gesindehaus. III Schäferei. IV Schweinestall. V Ziegenstall. VI Gestüt. VII Kuhstall. VIII Wohnung der Hirten, daneben Pferde- und Ochsenstall. IX Drechslerei, daneben Böttcherei und Vorrathshaus. X Malzdarre und Wohnung der Knechte. XI Stampfmühle. XII Kornmühle. XIII Wohnung für Handwerker aller Art. XIV Scheune. XV Hühner- und XVI Gänsestall, dazwischen Wohnung des Federviehzüchters. XVII Wohnung des Gärtners, daneben Gemüsegarten.



Plan des Klosters St. Gallen.

Das mit handschriftlichen Notizen über die Bestimmung der einzelnen Räume versehene Original befindet sich in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen; wahrscheinlich 820 vom Mönch und Baumeister Gerung gefertigt.

Erläuterungsblatt zum Plan des Klosters St. Gallen.

A Kirche: a unbedeckte Vorhalle. b Paradies. c Seitenkapellen. d Westlicher Chor. e Westliche Crypta mit dem Apostel Petrus geweihten Altar. f Taufstein, davor Altar des Täufers und der des Evangelisten Johannes. g Altar des Erlösers. h Evangelienkanzel. i Oestlicher Chor mit Treppe zum Presbyterium. k Presbyterium mit dem Altar des h. Gallus, auf drei Seiten von einem gewölbten Gang umgeben. l Eingang zur Krypta. m Oestliche Crypta mit dem Apostel Paulus geweihten Altar. n Vorhof oder Paradies. o Flügel des Querschiffs, zu Seitenkapellen bestimmt. p Vorhöfe. q Wohnung des Pförtners. q' Schlafzimmer des Pförtners. r Wohnung des Schulvorstandes, daneben dessen Studirzimmer. s Höfe. t Gastwohnung für fremde Klostergeistliche. u Schreiberstube, darüber die Bibliothek. u' Sakristei, darüber Aufbewahrungsort für Meßgewänder. v Großer Kreuzgang, dessen nördliche Halle (an der Mauer des Langhauses der Kirche) zugleich als Kapitelsaal [zum] Gebrauch war. w Sprechzimmer. x Wohnung des Almosenpflegers. B Zugang. C Thürme, von welchen man die ganze Anlage des Klosters überschauen konnte. D Gebäude zum Backen des h. Brodes und Zurichten des h. Oels. E Wohnzimmer, darüber Schlafzimmer der Mönche. y Ofen für Wohn- und Schlafzimmer der Mönche. z Schornstein dazu. F Latrinenhaus. G Wasch- und Badehaus. H Refektorium, darüber Aufbewahrungsort für Garderobe. J Küche. K Backhaus, daneben Brauhaus. L Kellerei, darüber Vorrathskammer. M Wohnung des Abts, daneben Oekonomie dazu. N Schulhaus. O Wohnung für vornehme Gäste. P Oekonomie für O. Q Wohnung für Pilger und Arme. R Oekonomie für Q. S Krankenkirche. a' b' c' d' e' f' Krankenhaus der Mönche, einen Kreuzgang umschließend. T Novizenkirche. g' h' i' k' l' m' Schulhaus für Novizen und Oblaten. U Bad und Küche für das Krankenhaus. U' Bad und Küche für die Novizenschule. V Operationsraum. W Wohnung des Arztes, daneben Arzneigarten. X Begräbnißplatz.

I Bestimmung dieses Gebäude in der nordwestlichen Ecke ist nicht festzustellen, da die diesbezügliche handschriftliche Notiz im Original zerstört ist. II Gesindehaus. III Schäferei. IV Schweinestall. V Ziegenstall. VI Gestüt. VII Kuhstall. VIII Wohnung der Hirten, daneben Pferde- und Ochsenstall. IX Drechslerei, daneben Böttcherei und Vorrathshaus. X Malzdarre und Wohnung der Knechte. XI Stampfmühle. XII Handmühle. XIII Wohnung für Handwerker aller Art. XIV Scheune. XV Hühner- und XVI Gänsestall, dazwischen Wohnung des Federviehzüchters. XVII Wohnung des Gärtners, daneben Gemüsegarten.

Stoff durch Volksthümlichkeit der Form und des Tones annehmbarer zu machen. Aber auch in diesen Dingen fehlt der Regierung Ludwigs des Frommen die rechte Selbständigkeit und jeder schöpferische Zug: sie zehrt sozusagen von dem Erbe des großen Vorgängers. Noch dauerte die Organisation des Reichs, wie dieser sie geschaffen hatte, und Ludwig bediente sich der überkommenen Formen: das Institut der Königsboten bestand fort, wie eine 817 oder 818 erlassene neue Instruktion für dieselben zeigt; es wurden Reichsversammlungen gehalten, wo allgemeine Angelegenheiten und einzelne Provinzen betreffende Fragen von größerer Wichtigkeit behandelt wurden. Aber durchweg fehlen der kräftige Zug und der belebende Hauch, die unter Karl auch den mangelhaften Reichsorganismus zu energischer und wirksamer Arbeit vermocht hatten. Dagegen steigert sich allmählich die kirchliche Tendenz. Schließlich scheinen Ludwig fromme Uebungen allein noch würdig seine Zeit auszufüllen: während die Reichsgesetzgebung in Stillstand gerieth, hielt der Kaiser Synoden zur Besserung der Kirchenzucht; während er das klösterliche Leben, das ihm über alles am Herzen lag, durch eine verschärfende Umarbeitung der Regel des heiligen Benedikt zu heben bemüht war, entfielen die Zügel des weltlichen Regimentes allmählich seiner Hand.

Es wird erzählt, Ludwig habe in Folge eines Unfalls, der ihn an die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens gemahnt, beschlossen, sein Haus frühzeitig zu bestellen. Als er am Gründonnerstag (9. April) 817 nach beendetem Gottesdienst aus der Marienkirche nach der Pfalz zu Aachen zurückkehrte, brach der beide verbindende leichte Holzbau zusammen; einige von den Begleitern Ludwigs wurden schwer verletzt, dieser selbst kam mit einer leichten Quetschung und einigen Schrammen davon. Vermuthlich hat man die Stimmung des durch diesen Vorfall erschütterten Kaisers von Seiten seiner kirchlichen Rathgeber benutzt, um ihn zu bewegen, daß er gleich jetzt über die Zukunft des Reiches in einer den kirchlichen Wünschen entsprechenden Weise bestimme. Nachdem die von Ludwig berufenen vertrauten Räthe sich dahin ausgesprochen hatten, daß der erstgeborene Sohn des Kaisers, Lothar, zum Mitkaiser angenommen werden möchte, die Hauptfrage also schon entschieden war, wurde im Juli 817 der Reichsversammlung zu Aachen die ganz allgemeine Frage vorgelegt, ob sie die Erhebung eines von den Söhnen des Kaisers zum Mitkaiser der Wolfahrt des Reiches besonders dienlich erachte. Als sie bejaht war, fanden auf Ludwigs Anordnung drei Tage lang außerordentliche Fasten und kirchliche Feierlichkeiten statt, um Gott zu bitten, daß

---

*) Geschnitzt von dem Mönch Tutilo zu St. Gallen. 9. Jahrh. Rückseite des Einbandes von Sintrams Evangelium longum; in der Bibliothek des Klosters von St. Gallen. Originalgröße 12:5 Zoll. Im ersten der drei Felder ornamentales Blattwerk, darin ein Tiger im Sprunge auf ein Wild. Im zweiten Felde folgt, durch die lateinische Ueberschrift in der Leiste bezeichnet, eine Darstellung der Himmelfahrt Mariä, im dritten Scenen aus dem Leben des heiligen Gallus. Rechts unten liegt der Heilige schlafend am Boden. Darüber füttert er einen aufrecht stehenden Bären mit Brod, worauf sich die lateinische Ueberschrift bezieht; links bringt der Bär dem heiligen Gallus einen Holzklotz zum Feuer, dessen Flammen man hinter dem Baumstamme sieht. Durch ein Kreuz wird das Feld in zwei Hälften getheilt der Heilige ist mit Stab und in die Mönchskappe gehüllt dargestellt.

lung zur Aburtheilung überwiesen werden. Demnach war die Reichseinheit also namentlich dazu bestimmt, die Rechte und Güter der Kirche, die unter Ludwig in schnellem Wachsthum begriffen waren, gegen jeden Eingriff von staatlicher Seite sicher zu stellen. Deshalb proclamirte man die Reichseinheit, die bisher nur eine ideelle gewesen war, nun gar als eine von Gott gesetzte, unantastbare Ordnung, in einem Sinn, der dem unentwickelten politischen Denken jener Zeit völlig neu war. Aber gerade dieser trügerisch erschlichene Nimbus göttlichen Ursprungs und der durch feierliche kirchliche Weiheakte garantirten Unveränderlichkeit machten die Erbfolgeordnung von 817 zu einer Quelle trostloser Zerrüttung für das Reich und verhängnisvoller Zwietracht für das Haus der Karolinger. Ein trauriges Vorspiel wies auf das kommende Unheil hin, die unmittelbare Folge davon, daß das neue Haus- und Reichsgesetz über Ordnungen, die seit langen Jahren bestanden, einfach hinwegging und die in denselben beruhenden Rechte einzelner kurzweg aufhob.

So wenigstens wurde die Aachener Erbfolgeordnung im Kreise der vertrauten Räthe des jungen Königs Bernhard von Italien aufgefaßt. Allerdings enthielt sie ja nichts, was die bisherige Stellung desselben unmittelbar bedroht hätte: denn in Betreff Italiens bestimmte sie nur, dasselbe sollte Kaiser Lothar ebenso unterthänig sein, wie es Karl dem Großen und Ludwig unterthänig gewesen sei, und verbriefte den fränkischen Kirchen ihre dortigen Besitzungen. Als eine einfache Bestätigung des Königthums Bernhards brauchte das freilich nicht aufgefaßt zu werden. Schon daß man Bernhard nicht befragt, ja nicht einmal zu der Aachener Reichsversammlung geladen hatte, mußte bei demselben Mistrauen und Sorge erwecken. Im Gegensatz dazu scheint nun aber der junge König von manchen als der eigentliche Erbe der großen karolingischen Traditionen angesehen und als solcher der schwächlichen Politik des kaiserlichen Oheims entgegengesetzt zu sein. Diese Schmeichelei auf der einen, jene Uebergehung auf der anderen Seite machten König Bernhard den Einflüsterungen ehrgeiziger und neuerungslustiger Großen zugänglich. Unter Leitung seiner angesehensten Vertrauten, des Grafen Eggideo, des Kämmerers Reginhard und Reginhers, der einst Ludwig dem Frommen in Aquitanien als Pfalzgraf beigeordnet gewesen war, dann der Bischöfe Anselm von Mailand und Wolfold von Cremona entstand eine Verschwörung, um Ludwig und seine Söhne zu entthronen und Bernhard als Kaiser an die Spitze des gesammten Reichs zu erheben; selbst Ludwigs Leben wollte man im Nothfall nicht schonen. Auch außerhalb Italiens zählte das Complot angesehene Genossen, wie Bischof Theodulf von Orléans, der als Dichter und Theologe gleich gefeiert war. Aber rechtzeitig gewarnt entfaltete Ludwig der Fromme eine überraschende Energie in der Niederwerfung der drohenden Rebellion, die ihm freilich insofern vielleicht nicht ungelegen kam, als die Rechte Bernhards nun verfallen waren. Noch im Spätherbst 817, auf die erste Meldung von der in Italien vorhandenen Gefahr, wurde in allen Theilen des Reichs der Heerbann aufgeboten; die Alpenpässe wurden schleunigst besetzt, so daß

er seinen Willen kund thue und des Kaisers Wahl auf den zur Herrschaft am meisten geeigneten Sohn lenke. So umgab man, halb die Menge, halb sich selbst täuschend, die in dem eingeweihten Kreise schon gefaßte Entschließung mit dem Nimbus einer unmittelbaren Willensäußerung Gottes. Denn schließlich nannte Ludwig Lothar als denjenigen, den Gott zum Mitkaiserthum erkoren habe. Die Reichsversammlung stimmte zu, und wie er selbst in reifen Jahren von dem Vater zum Mitregenten und Erben der die Reichseinheit darstellenden Kaiserkrone geweiht worden war, so ließ Ludwig nun den jugendlichen Lothar in der gleichen Eigenschaft an seine Seite treten, ohne daß derselbe an den Staatsgeschäften sofort einen thätigen Antheil genommen hätte. Aber während man so die Reichseinheit durch einen halb politischen, halb kirchlichen Weiheakt sicher zu stellen glaubte, machte man gleichzeitig doch auch dem altfränkischen Theilungsbrauche ein wichtiges Zugeständnis. Denn auf des Kaisers Vorschlag beschloß dieselbe Aachener Reichsversammlung, die beiden jüngeren Söhne Pippin und Ludwig mit dem Königstitel zu schmücken und dem erstern Aquitanien und Wasconien nebst einigen angrenzenden Grafschaften Septimaniens, dem letztern Baiern mit Ausschluß des Nordgaus als besondere Herrschaftsgebiete zu überweisen, ohne daß dadurch die Zugehörigkeit derselben zu dem Gesammtreiche beeinträchtigt werden sollte. Daher werden die Könige, während sie ihre Gebiete selbständig verwalten und namentlich über alle kirchlichen und weltlichen Aemter in denselben verfügen, im Verkehr mit dem Auslande durch den Kaiser vertreten, dem sie ihre Unterordnung durch jährliche Geschenke und ihr Erscheinen am Hofe zu bethätigen haben, insbesondere haben sie nicht das Recht über Krieg und Frieden. Auch in Bezug auf ihre Verheiratung sind sie abhängig von der Zustimmung des ältern Bruders und dürfen ihr Reich nicht weiter unter ihre Nachkommenschaft theilen; sterben sie ohne legitime Erben, so fällt ihr Land an das Hauptreich, auf das ihnen jedoch, falls Lothar stirbt, nur ein beschränktes Erbrecht zusteht, insofern als dann das Volk unter den auf dieser Reichsversammlung beobachteten Förmlichkeiten einen von ihnen zum Kaiser und Herrscher des Gesammtreichs erheben soll.

Welcher Kreise Interessen durch dieses Reichs- und Hausgesetz vornehmlich gefördert werden sollten und wo daher die geistigen Urheber der nachmals so verhängnisvoll gewordenen Bestimmungen zu suchen sein werden, zeigen die darin enthaltenen Anordnungen über die Stellung der Kirche und des Kirchenguts. Ausdrücklich wird nämlich der Kirche, welche von der Erbfolgeordnung als solcher doch eigentlich gar nicht berührt wurde, die ungeminderte Erhaltung ihres gesammten Besitzstandes in allen Theilen des Reichs zugesichert. Insbesondere soll der Kaiser darauf sehen, daß die jüngeren Brüder weder Kirchengut einziehen, noch Stifter und Arme bedrücken, andernfalls vermahnend dagegen einschreiten; hat dreimalige Vermahnung nicht gewirkt, so ist der Schuldige vom Kaiser persönlich vorzuladen und zurechtzuweisen; ändert derselbe sein Verhalten auch dann nicht, so soll er der Reichsversamm-

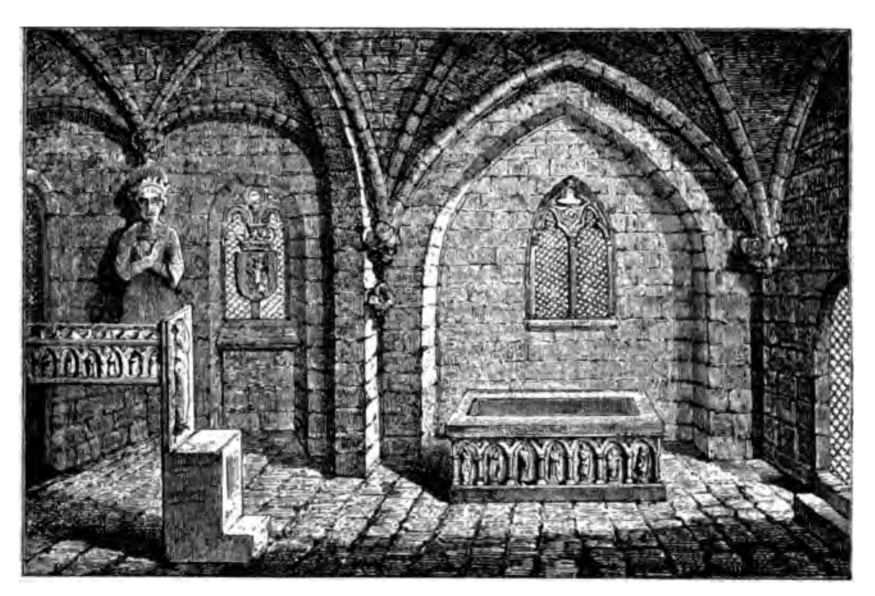
nach glücklicher Abwendung der Gefahr fühlte er sich in seinem Gewissen belastet durch die Mittel, die er dazu angewandt hatte. In einer solchen Seelenstimmung aber gab er sich den geistlichen Einwirkungen natürlich erst recht gefügig hin: so stieg der Einfluß des Klerus, und die hochkirchlichen Tendenzen der Regierung traten noch stärker zu Tage. Obenein wurde Ludwig nun gerade in dieser Zeit seiner treuesten und bewährtesten Stütze beraubt. Am 3. Oktober 818 starb zu Angers die Kaiserin Irmengard. Mehr als dreißig Jahre hatte sie Ludwig zur Seite gestanden, ihm drei Söhne und zwei Töchter geschenkt. Wie in jener Zeit der königliche Haushalt und der Staat nicht scharf getrennt waren, sondern vielfach in einander übergingen, so konnte es auch nicht ausbleiben, daß die ersterem vorstehende Gemahlin des Königs auch auf gewisse Zweige des Staatslebens von Einfluß war. Auch Kaiserin Irmengard, die als fromm und sittenrein gepriesen wird, scheint sowol in der Leitung des königlichen Hauswesens, als auch in der Regierung des Reiches ihrem Gatten eine treue und bewährte Gehülfin gewesen zu sein, deren verständiger Rath gern gehört und hochgehalten wurde. Sehr unverdient ist jedenfalls der üble Ruf, welchen unter dem Eindrucke des im Kaiserhause entbrennenden unheilvollen Haders eine völlig unbegründete Ueberlieferung dem Andenken Irmengards angeheftet hat, indem sie dieselbe als Urheberin von König Bernhards blutigem Ende darstellte und den schuldlosen Jüngling angeblich durch ihre Ränke ins Verderben gestürzt werden läßt. Das wurde möglich, indem man Irmengards Tod, der bald nach dem König Bernhards erfolgte, ganz willkürlich mit diesem in ursächlichen Zusammenhang brachte und als die Strafe darstellte, welche der Himmel der Schuld der Kaiserin mit furchtbarer Schnelligkeit habe folgen lassen.

Irmengards Platz aber wurde schnell wieder ausgefüllt. Daß seine Rathgeber Ludwig nur deshalb zur einer baldigen neuen Ehe bestimmt, um ihn von dem in seinem Schmerz beschlossenen Eintritt in ein Kloster zurückzuhalten, wie sein Biograph angiebt,[1]) ist nicht wahrscheinlich; vermuthlich konnte man für die Leitung des Hofhalts der Herrin des kaiserlichen Hauses nicht ohne Nachtheil entbehren. Ludwig erkor aus den ihm vorgestellten Töchtern der Großen des Reichs Judith, die durch Schönheit und Anmuth alle überstrahlende Tochter des reichen alemannischen Grafen Welf, die auch mit bedeutenden geistigen Gaben ausgestattet gewesen sein muß, eine leitende Rolle zunächst aber sicherlich nicht gespielt hat. An Jahren dem kaiserlichen Gemahl bedeutend nachstehend hat sich Judith demselben wol zunächst in ehrfurchtsvoller Dienstwilligkeit untergeordnet, und erst allmählich übte die reifende Schönheit der Kaiserin eine Herrschaft über den alternden Gemahl aus, welche ihr lebhafter Geist, die Schlagfertigkeit ihrer Rede, ihre ungewöhnliche Bildung um so mehr befestigten, als der Kaiser der Leitung bedurfte und sich derselben gern hingab. So herrschte am Hofe schließlich der starke Wille der thatkräftigen

1) Vita Ludovici c. 32.

und klugen Frau, für welche der Besitz und die Uebung der Macht einen wachsenden Reiz bekam.

Daß die neue Ehe des Kaisers die Erbfolgeordnung von 817 in Frage stellen könnte, scheint damals niemand angenommen zu haben, und noch im Frühjahr 821 ließ Ludwig sein Gesetz nach erneuter Prüfung auf einer Reichsversammlung in Nimwegen nochmals feierlich verkünden und von den Großen aus den rechtsrheinischen Provinzen beschwören. Damit schien die Zukunft des Reiches sicher gestellt, die Einheit desselben gewährleistet und der Moment der Gnade für diejenigen gekommen zu sein, welche derselben früher widerstrebt hatten. Den äußeren Anlaß zu einem solchen feierlichen Akte der Ver-



Grabmal der Gemahlin Lothars, Irmengard, in der Kapelle zu Erstein.

söhnung entnahm der Kaiser, der sich durch das Geschehene in seinem Gewissen beunruhigt fühlte, der Vermählung des jugendlichen Mitkaisers Lothar mit Irmengard, der Tochter des reichbegüterten Grafen Hugo von Tours, eines Sprößlings des alten alemannischen Geschlechts der Ethikonen. Als diese im Oktober 821 zu Diedenhofen prunkvoll begangen wurde, gewährte Ludwig den weltlichen Mitschuldigen des unglücklichen Königs Bernhard Nachlaß der verhängten Strafen der Güterconfiscation und Verbannung; die ehemaligen Bischöfe aber, wie Anselm von Mailand und Theodulf von Orléans, der sein, wie er betheuerte, unverdientes Geschick nach dem Vorbild Ovids in rührenden Versen beklagte, blieben von Aemtern und Pfründen ausgeschlossen; nur Adalhard, Walas Bruder, kehrte auch an die Spitze seines Klosters Corbie

an der Somme zurück. Eine gleichzeitige neue, diesmal allgemeine Beschwörung des Erbfolgegesetzes läßt die Tendenz dieser Vorgänge erkennen. Unkluger Weise aber vernichtete Ludwig selbst wieder den guten Eindruck, den diese Akte der Gnade hätten machen können. Denn den Eindruck furchtsamer Schwäche, die, aus dem Bewußtsein der Schuld entsprungen, den gerechten Zorn früher Gekränkter zu entwaffnen trachtet, mußte der Bußakt hervorbringen, den Ludwig im August 822 auf einem Reichstage zu Attigny vollzog und durch den er die Autorität der Krone und ihres Trägers aufs Tiefste herabsetzte. Auf Antrieb, wie es heißt, Adalhards von Corbie legte der Kaiser dort vor dem versammelten Volk ein förmliches Sündenbekenntnis ab, in dem er mit eigenem Munde das Verfahren als unrechtmäßig und strafwürdig bezeichnete, das er gegen Adalhard und Wala, ihre Verwandten und Freunde, gegen König Bernhard, seine Verführer und Mitschuldigen, gegen seine Halbbrüder, die inzwischen auch zu Gnaden angenommen waren, beobachtet hatte, und leistete zerknirscht die Kirchenbuße, welche der Spruch der in Attigny zahlreich versammelten Bischöfe ihm auferlegt hatte. Es war ein verhängnisvoller Moment, denn nicht um eine gewöhnliche kirchliche Buße handelte es sich, die verletzten kirchlichen Geboten genugthun sollte, nicht um eine moralische Demüthigung des Kaisers für moralischen Anstoß, den er gegeben: das Sündenbekenntnis zu Attigny war ein politisches Ereignis. Die wichtigsten politischen Akte seiner Regierung, diejenigen gerade, in denen sein eigenes System zum Ausdruck gekommen war, denen man eine gewisse sachliche Berechtigung nicht abstreiten konnte, wurden gebrandmarkt als schwere Verirrungen, als straffällig vor Gott und Menschen. In der Person des Herrschers wurde seine Herrschaft, in dem Kaiser das Kaiserthum gedemüthigt, gedemüthigt durch eben die Partei, die so entschieden für die Reichseinheit eintrat und die Urheberin der Erbfolgeordnung war. Ludwigs Unselbständigkeit und Neigung zu selbstquälerischem Grübeln benutzend stellte die Geistlichkeit denselben vor Adel und Volk dar als der Herrschaft eigentlich unwürdig und lud seine Unterthanen förmlich ein zur Auflehnung gegen ein so sündhaftes Regiment. Sollte diesem Verfahren nicht ein woldurchdachter Plan zu Grunde gelegen haben, auf die Erreichung eines bestimmten Ziels berechnet? Galt es etwa den schwachen Kaiser, der unter einem mächtigen Einfluß auch einmal in der gerade entgegengesetzten Richtung geleitet werden konnte, so einzuängstigen, zu demüthigen, zu isoliren, daß er sich vollends in die Arme der Kirche warf, durch blinden Gehorsam gegen ihre Gebote und völlige Hingabe an ihre himmlischen Interessen den drohenden Zorn Gottes abzuwenden trachtete? Der Sieg dieser Partei machte den völligen Bruch mit den schon so vielfach verletzten Traditionen aus der Zeit Karls des Großen unabwendbar, er mußte das Verhältnis zwischen Staat und Kirche im Frankenreiche geradezu in das Gegentheil der bisherigen Ordnung verkehren. Meinte die augenblicklich herrschende hochkirchliche Partei doch gar die Gunst der Umstände benutzen zu können, um die Besitzverhältnisse zu

ihrem eigenen Vortheil neu zu ordnen. Die zu Attigny versammelten Geistlichen, als deren Wortführer der eifrige Adalhard von Corbie erscheint, begnügten sich nicht mit Beschlüssen zur Besserung des kirchlichen Unterrichtswesens und zur Ausschließung unwürdiger Persönlichkeiten von den kirchlichen Aemtern, sondern sie erörterten bereits den Gedanken an eine Rückgabe der unter den früheren Regierungen für den Staat eingezogenen geistlichen Güter. Zur Ausführung zwar kam derselbe noch nicht; aber daß er in voller Reichsversammlung ausgesprochen werden konnte, zeigte allein schon, wie gründlich sich die Zeiten gewandelt hatten. Andererseits ließen die Aufregung des in seinem Besitze bedrohten Laienadels, die Schmähungen und Drohungen, in denen sich derselbe gegen die Urheber jenes Planes erging, bereits erkennen, welch unseligen Zwiespalt die ungemessenen Ansprüche dieser hochkirchlichen Partei in dem Reiche hervorrufen würden. Es war nicht blos niedrige Schmeichelei, sondern auch arge Selbsttäuschung, wenn Adalhard von Corbie Ludwig damals nachrühmte, seit den Zeiten König Pippins, der die Säcularisationen Karl Martells zum Theil rückgängig gemacht hatte, sei das öffentliche Wol niemals erhabener und ruhmvoller gefördert worden als durch den dermaligen Herrscher.

Wir haben zwar kein Zeugnis dafür, daß die wachsende Macht der hierarchischen Partei am kaiserlichen Hofe mit den Vorgängen in Verbindung gestanden, die bald danach in Rom selbst statt hatten, aber ein gewisser innerer Zusammenhang wird kaum zu leugnen sein. Von Attigny aus zog der junge Kaiser Lothar, begleitet von bewährten Rathgebern, darunter namentlich dem wieder einflußreichen Wala, nach Italien, um als Stellvertreter des Vaters die dortigen Angelegenheiten zu ordnen und namentlich die arg geschädigte Rechtssicherheit herzustellen. Auf Einladung Papst Paschalis I., eines Römers, der 817 Stephan V. gefolgt war, ohne daß dem Kaiser bei der Wahl der gebührende Antheil eingeräumt war, der aber die Unregelmäßigkeit des Verfahrens entschuldigt und die nachträgliche Gutheißung des Geschehenen erlangt hatte, kam Lothar Ostern 823 nach Rom und empfing in der St. Peterskirche unter dem Beifall des Volkes die kaiserliche Krönung. Dieser Vorgang bildete gewissermaßen das Seitenstück zu der Krönung Ludwigs in Reims, denn es handelte sich auch hier um die kirchliche Weihe eines bereits rechtsgültig vollzogenen staatlichen Aktes, der an sich einer Bestätigung durch die Kirche nicht mehr bedurfte. In diesem Sinne wird Ludwig ihn gedeutet und gebilligt haben. In anderem Sinne aber scheint Paschalis I. die Krönung Lothars vorgenommen zu haben, so nämlich, daß er im Gegensatz zu der



Münze von Papst Paschalis I.

Vs. Umschrift: † LVDOVVICVS IMP, im Felde ein Monogramm ROMA. Rs. Umschrift: † SCS PETRVS, im Felde Monogramm PASCHALIS.

in Aachen, Nimwegen und Diedenhofen getroffenen Verfügung über das Reich die Kaiserkrone als von der Kirche zu vergeben, Rom als die Quelle des Kaiserthums darstellte und damit den Gedanken eines von Rom unabhängigen Erbkaiserthums deutlich genug zurückwies. Auf das Vorhandensein eines solchen Gegensatzes lassen wenigstens die blutigen Ereignisse schließen, deren Schauplatz Rom bald danach war. Kaum hatte nämlich Lothar Italien verlassen, als zwei seiner Anhänger, eifrige Wortführer der kaiserlichen Herrschaft über Rom, der Primicerius Theodorus und sein Schwiegersohn Leo, die beide das wichtige Amt päpstlicher Palatinalrichter bekleideten, auf Befehl des Papstes prozessirt, geblendet und enthauptet wurden. Diese Blutthat bewies die Feindschaft der leitenden Persönlichkeiten in der Kirche gegen die fränkische Herrschaft, der Häupter eben der Partei, auf die Ludwig sich vornehmlich stützte, der er ganz zu Willen war. Der Kaiser erschrak vor den Consequenzen, die hier drohten. Obgleich der Papst die Sache möglichst unschuldig zu wenden suchte, erschienen kaiserliche Bevollmächtigte in Rom; die förmliche Untersuchung zu vermeiden, leistete der Papst Paschalis I. mit zahlreichen Bischöfen, Priestern und Diakonen als Eideshelfern an der Stelle, wo die Blutthat geschehen war, einen feierlichen Schwur, durch den er jede Mitschuld von sich wies; dennoch aber behauptete er die Rechtmäßigkeit des Geschehenen, da die Getödteten des Hochverrathes schuldig gewesen, und verweigerte die Auslieferung der Mörder. Und Ludwig nahm das ruhig hin: die Verwickelung endete mit einer offenbaren Niederlage des Kaiserthums. Es kann nicht wundernehmen, daß die hierarchische Partei nun immer zuversichtlicher auftrat. Kam sie doch schon im November 823 auf einer Reichsversammlung zu Compiègne auf das Verlangen nach Herausgabe der in Laienhand gerathenen Kirchengüter zurück und setzte es jetzt bereits durch, daß die Vergebung von Kirchengut an Laien als ein Unrecht gegen die Kirche anerkannt und an die im Besitz von Kirchengut befindlichen Laien die Mahnung gerichtet wurde, schonend damit umzugehen und die Kirche in dem, was ihr noch geblieben, doppelt eifrig zu beschützen.

Inzwischen aber war ein Ereignis eingetreten, das für die Zukunft des Reiches und des karolingischen Hauses entscheidend werden sollte. Am 13. Juni 823 gab die Kaiserin Judith in der neuen Pfalz zu Frankfurt, wo Ludwig eine Reichsversammlung hielt, auf der u. a. sein Halbbruder Drogo auf den erledigten bischöflichen Stuhl von Metz erhoben wurde, einem Söhnlein das Leben, dem der glorreiche Name seines Großvaters beigelegt wurde. Hatte die schöne Judith bisher schon größeren Einfluß auf den Gemahl gewonnen und die anfängliche Stellung freiwilliger Unterordnung mit einer höheren und mächtigeren vertauscht, so steigerte natürlich die Geburt eines Sohnes ihr Ansehen noch mehr und gab ihr neue Mittel auf Ludwig einzuwirken und auch in Staatsangelegenheiten ihre und ihrer Vertrauten Auffassung und Wünsche zur Geltung zu bringen. Begreiflicher Weise war die Kaiserin namentlich bemüht auch ihrem Sohne einen Theil

von dem Reiche und der Herrschaft über dasselbe zuzuwenden. Da aber stieß sie auf die Erbfolgeordnung von 817, die in den denkbar feierlichsten Formen als unabänderlich proclamirt worden war. Die Liebe und der Ehrgeiz der Mutter schreckten jedoch vor solchen Hindernissen nicht zurück; ja, sehr früh und ganz planmäßig scheint Judith die Verwirklichung ihrer Absichten in Angriff genommen zu haben. Zunächst suchte sie die hohe Geistlichkeit dem jungen Karl zu verpflichten: den Erzbischöfen schenkte sie Ringe, deren Anblick dieselben zum Gebete für den Knaben mahnen sollte. Dann suchte sie Lothar zu gewinnen, dessen Rechte, wie sie 817 festgestellt waren, durch die geplante Ausscheidung eines dritten Sonderreiches am meisten geschädigt werden mußten. Lothar war nun damals eben aus Italien zurückgekehrt, durch die Krönung in Rom weit über seine Brüder erhoben: so selbstlos aber war er natürlich nicht, daß er rein aus Liebe zu dem kleinen Stiefbruder auf einen Theil seiner Rechte verzichtet hätte, aber denselben als Pathe aus der Taufe zu heben, konnte er nicht ablehnen. Dadurch schon in etwas gebunden konnte Lothar sich zu einem weiteren Schritte doch lange nicht entschließen, trotz der schmeichelnden Bitten der schönen Stiefmutter und des sorgenvollen Andrängens des den Nachgeborenen zärtlich liebenden Vaters. Endlich gelang es diesem doch, Lothar zu einer günstigen Erklärung zu bestimmen, freilich nur, indem er, wie es scheint, dessen und Karls Sache als eine der der beiden jüngeren Söhne erster Ehe feindliche entgegenstellte und Lothar, der bisher nur den Namen eines Mitregenten geführt, in den Vollbesitz der einem solchen gebührenden Rechte eintreten ließ. Um diesen Preis erklärte Lothar sein Einverständnis damit, daß Kaiser Ludwig dem jüngsten Sohne nach Gutdünken einen Theil des Reiches zuweise, und verpflichtete sich den Eltern gegenüber eidlich Karl in Zukunft gegen alle Feinde zu beschützen.

Unfraglich widerstritt dieses Abkommen der Erbfolgeordnung von 817. Dennoch ist keine Einsprache dagegen erhoben worden. Der Moment dazu war freilich erst gekommen, wenn der Pakt vollzogen werden sollte und klar wurde, wer die Kosten davon zu tragen haben würde. Für den Augenblick war aller Vortheil auf Seiten Lothars, der sich eigentlich als Herrn der Situation ansehen konnte. Demgemäß trat der junge Kaiser in der nächsten Zeit denn auch sehr bedeutend in den Vordergrund, und zwar als Träger einer kraftvollen, beinahe rücksichtslosen Politik, die mit der schwächlichen Kirchlichkeit seines Vaters nichts gemein hatte. Insbesondere erfuhr durch ihn das Verhältnis zu dem römischen Bischof eine gründliche Umgestaltung. Auf Paschalis I., der halb gewaltsam, halb listig die kaiserlichen Rechte ziemlich illusorisch gemacht hatte, war zu Beginn des Jahres 824 Eugen II. gefolgt, wiederum ohne daß bei seiner Wahl auf den Kaiser Rücksicht genommen wäre, wenn der Neugewählte auch Gehorsam und Treue verhieß. Lothar selbst erschien nun von Neuem in Rom und erließ dort am 24. November 824 ein Statut, das mit der von Ludwig dem Frommen verfolgten Richtung im schärfsten Widerspruch stand. Nach demselben blieb zwar die weltliche Regie-

rung Roms und seines Gebiets in den Händen des Papstes und seiner Beamten, aber unter steter Oberaufsicht des Kaisers, bei dem und dessen Beamten über die päpstliche Verwaltung jeder Zeit Beschwerde erhoben werden kann. Wenn ferner den Römern freigestellt wird das Recht, nach dem sie leben wollen, zu wählen, so sollte dadurch offenbar den Anhängern der fränkischen Herrschaft Sicherheit gewährt werden gegen Gewaltthaten, wie sie schon zweimal erlitten hatten. Endlich wurden die kaiserlichen Rechte in Betreff der Papstwahl scharf in Erinnerung gebracht. Kein Unbefugter sollte hinfort an derselben theilnehmen, jede Störung der Wahlhandlung mit Verbannung bestraft werden; erst nach der Bestätigung der Wahl durch den Kaiser sollte der neue Bischof die Weihe empfangen dürfen. Die Römer aber mußten sich eidlich zur Beobachtung dieses Statutes verpflichten. Aus Italien zurückgekehrt, wo er auch sonst auf die Reichspolitik bestimmend eingewirkt, erschien Lothar im August 825 auf einem neuen Reichstage dem Vater als gleichberechtigter Mitregent beigeordnet: die in dieser Zeit geschlagenen Münzen tragen beider Bildnis, die Urkunden nennen beide Kaiser als Aussteller und zählen beider Regierungsjahre.



Gemeinsame Münze Ludwigs des Frommen und seines Sohnes Lothar als Mitregenten.
Vf. † HLVDOVICVS IMP.
Rf. † HLOTARIVS IMP.

Und es that offenbar noth, daß eine kräftige Hand die Zügel der Regierung ergriff. Denn auch ohne besondere Erschütterungen von innen oder außen war in den zehn Jahren der Regierung Ludwigs durch den Mangel an festem Zusammenhalt und energischer Leitung das Ansehn des Reichs auch den Nachbaren gegenüber unverkennbar gesunken. Im Norden war Ludwigs Schützling, der Dänenkönig Harald, aus dem kaum gewonnenen Reiche wieder verjagt; der neue Sieg des Heidenthums bereitete auch der Mission ein schnelles Ende. Im Süden aber hatte ein vornehmer Gothe, Aizo, mit dem Hofe zerfallen, in der spanischen Mark einen Aufstand veranlaßt, der in den benachbarten Arabern Bundesgenossen warb. Zur Unterstützung des Grafen Bernhard von Barcelona eilte Pippin von Aquitanien herbei, mußte sich aber auf die Behauptung der festen Plätze beschränken. Das Reichsheer aber, das unter dem Grafen Hugo von Tours, dem Schwiegervater Kaiser Lothars, und Matfried von Orléans stand, kam so langsam heran, daß ein Heer Abderrhamans von Cordova Zeit fand im Einverständnis mit den Rebellen von Saragossa aus bis in die Gegend von Barcelona vorzudringen und nach schwerer Verwüstung des Landes mit reicher Beute und vielen Gefangenen ungehindert abzuziehen. Allgemein wurde dies als eine arge Demüthigung des fränkischen Reiches empfunden, als eine Folge der schwächlichen Regierung eines von Pfaffen berathenen Kaisers beklagt. Der Hof aber machte die beiden Grafen für die Schlappe verantwortlich, die in

Wahrheit ihren Grund in der schlechten Beschaffenheit der beiden zugewiesenen Truppen gehabt haben dürfte. Auch auf anderen Gebieten geschah Aehnliches: im Südosten suchten die Bulgaren die erst unlängst mühsam wiedergewonnenen Landschaften an der Drau mit einem verwüstenden Einfall heim und beugten sie sogar unter ihre Hoheit, ohne daß Markgraf Balderich von Friaul ihnen ernstlich entgegengetreten wäre. Im Norden aber erlitten nicht lange danach die sächsischen Grafen, die König Harald in sein Reich zurückführen sollten, in Folge eines Friedensbruchs, den ihr eigenwilliger Schützling während der noch schwebenden Verhandlungen beging, eine empfindliche Niederlage.

Der Unwille und die Sorge, welche diese Vorgänge zusammen mit den wachsenden Mißständen im Innern erzeugten, scheinen bereits auf einem Reichstage, den Ludwig im Februar 828 in Aachen hielt, laut zum Ausdruck gekommen zu sein. Sie zu beschwichtigen opferte der Hof die Männer, welche das Unglück gegen Araber und Bulgaren verschuldet haben sollten. Hugo von Tours und Matfried von Orléans büßten ihre Aemter und Lehen ein; letzterer sollte außerdem seinen Einfluß zu unrechtmäßiger Erwerbung von Gütern in allen Theilen des Reiches benutzt haben. Unter dem Laienadel gab es ohne Frage viele, die in den Grafen nicht mit Recht bestrafte saumselige Beamte, sondern die Opfer einer Hofintrigue sahen, durch welche die an den Unglücksfällen der letzten Zeit eigentlich schuldigen Persönlichkeiten die Schuld von sich abwälzen und die erregte öffentliche Meinung beschwichtigen wollten. Auch Balderich von Friaul verlor damals Amt und Lehen; die Züchtigung der Bulgaren aber wurde dem jungen König Ludwig aufgetragen, der, unlängst mit einer Schwester seiner Stiefmutter Judith vermählt, damals von dieser geflissentlich gehoben worden zu sein scheint, vermuthlich in der Absicht, sich seiner gegen Lothar zu bedienen, wenn es galt, die Erbfolgeordnung von 817 zu Gunsten des jungen Karl abzuändern.

Der Verfall des Reiches war offenbar, der Versuch demselben Einhalt zu thun unabweisbar. Konnte aber über die Richtung, in der das zu geschehen hatte, zwischen dem Laienadel, der in seinen vornehmsten Vertretern eben empfindlich getroffen war, und der am Hofe leitenden hochkirchlichen Partei ein Einvernehmen erzielt werden? Unverkennbar lag hier die Gefahr eines neuen und verschärften Confliktes vor. Eine Reichsversammlung, die Ende 828 in Aachen eröffnet wurde, begann eine genaue Prüfung der im Reiche herrschenden Zustände; dieselbe nahm den ganzen Winter in Anspruch. Das Ergebnis war ein trauriges: die Nothwendigkeit gründlicher Reformen wurde allgemein anerkannt. Besonders laut waren die Klagen der Geistlichkeit, und auch die zur Abhülfe gemachten Vorschläge gingen von dem kirchlichen Standpunkte aus. Namentlich übte der greise Wala an der Hand von ihm gemachter Aufzeichnungen eine scharfe Kritik an Ludwigs Regiment. Die Klagen betrafen den wirthschaftlichen Nothstand, der in Folge andauernd ungünstiger Witterung und schlechter Ernten seit Jahren ständig gewachsen war, aber auch die Parteiungen am Hofe, die Selbstsucht und den kleinlichen Hader

habgieriger Räthe, insbesondere der Hofkapellane, die immer zuerst für sich selbst sorgten. Aber auch sonst stand es um den Klerus nicht gut: sittliche Lockerheit, Verweltlichung, Vernachlässigung der kirchlichen Pflichten, Simonie waren im Schwange. Auch gegen das weltliche Beamtenthum wurden bittere Beschwerden laut, insbesondere über die Zunahme der Bestechlichkeit unter den Grafen, Schöffen und Zeugen. In der Verurtheilung der bestehenden Unordnung war man zu Aachen einig; aber derselben sofort abhelfen konnte man nicht, und die Art der Abhülfe, die man schließlich in Aussicht nahm, war an sich wiederum höchst bedenklich. Hatte die Aussendung von Königsboten das Einreißen solcher Mißbräuche nicht gehindert, so konnte sie dieselben jetzt auch nicht beseitigen, und die Abhaltung von vier Provinzialsynoden, welche im Anschluß an die Aachener Verhandlungen nicht blos die kirchlichen Angelegenheiten ordnen, sondern auch den Wandel der weltlichen Großen und des Volkes bessern sollten, drohte die Leitung der Staatsangelegenheiten vollends an die Geistlichkeit zu bringen, die staatlichen Interessen denen der Hierarchie schutzlos zu opfern. Ferner aber setzte dieses neue System an die Stelle der die Gesammtheit des Reichs repräsentirenden Reichsversammlung den nach Provinzen gesonderten Klerus und bedrohte damit die bisher festgehaltene Idee der Reichseinheit. Die Ideale des frommen Ludwig aber gingen ihrer Verwirklichung entgegen: ohne der Herrschaft und ihrem weltlichen Glanze entsagen zu müssen, durfte er hoffen, das Reich nach mönchischen Gesichtspunkten regieren und mit Hülfe des Klerus als ein Kloster im großen Stil einrichten zu können: der Staat dankte ab, die Kirche ergriff die Zügel des weltlichen Regiments.

In diesem Sinne fielen die Beschlüsse der Synode aus, die im Sommer 829 in Paris gehalten wurde, und die der drei anderen Synoden zu Mainz, Lyon und Toulouse, deren Akten nicht auf uns gekommen sind, waren ohne Zweifel von demselben Geiste getragen. Der ganze Stolz der Hierarchie und die Ungemessenheit ihrer Ansprüche sprechen aus den Akten der Pariser Synode, zu der fünfundzwanzig Erzbischöfe und Bischöfe aus den Diöcesen von Reims, Sens, Rouen und Tours sich zusammengefunden hatten: die hierarchische Staatslehre ist ihren Grundzügen nach bereits damals ausgebildet. Die Synode kennt keinen Staat, sie kennt nur den einen, untheilbaren Leib der Kirche, in dem sie zwei Personen unterscheidet, die priesterliche und die königliche, von denen diese natürlich tief unter jener steht, ein Verhältnis, das, wie mit Bedauern bemerkt wird, leider noch nicht überall anerkannt sei, über das aber der Kaiser ja nicht versäumen möge, seine Söhne und die Großen des Reiches aufzuklären, denn die Bischöfe seien von Gott zu Richtern über die Könige gesetzt, und sie allein könnten den Zorn Gottes versöhnen, der schwer auf dem Reiche laste. Dem entsprechend wird alles Unheil der Gegenwart hergeleitet aus der noch ungenügenden Abgrenzung zwischen der königlichen und der priesterlichen Gewalt. Am Schlusse unterbreiten die Bischöfe den beiden Kaisern Ludwig und Lothar ein förmliches Programm zur Reform der Kirche

Facsimile einer Urkunde Ludwigs des Frommen, datirt von Worms 1. Juni 833, betr. die Errichtung einer Münzstätte in Corvei zu Gunsten des dortigen Klosters.

Originaldiplom, Pergament, im K. Preuß. Staatsarchiv zu Münster. Verfaßt und geschrieben von Hirminmaris. Größe des Originals: 59 : 50 Centimeter.

Transscription.

In nomine domini Dei et salvatoris nostri Jesu Christi Hludowicus divina [clementia]* ordinante providentia imperator augustus. Omnibus sanctae dei ecclesiae nostrisque fidelibus, praesentibus scilicet atque futuris notum esse volumus, qualiter nos quoddam Corbagense monasterium in Saxonia propter nostram devotionem consensu fidelium nostrorum in honore sancti Stephani, protomartyris Christi, devotissima intentione fundavimus et ibi competentia subsidia quae pro manibus invenimus, debita largitate praedicti sanctificationis loci nostra in elimosina contulimus, insuper etiam, quia locum mercationis ipsa regio indigebat, monetam nostrae auctoritatis publicam ultra ibi semper inesse Christo militantibus profuturam statuimus, quatenus cum omni integritate** absque ullius contradictione vel impedimenti occasione locus ipse sanctitatis omne inde reditum nostrae auctoritatis publicum possideat et utilitatibus monasterii perpetuis temporibus multiplicatum nostrum hoc largitatis donum proficiat. Et ut fidelius perpetuitate haec omnia nostrae auctoritatis dona sibi possidere et tenere, anuli nostri impressione subter roborando firmare decrevimus.

Signum + Hludowici serenissimi imperatoris.

Hirminmaris notarius ad vicem Theotonis recognovi et subscripsi.

Data kalendas Junias anno Christo propitio XX imperii domni Hludowici piissimi augusti, indictione XI. Actum Wormacia civitate. In dei nomine feliciter amen.

Uebersetzung.

Im Namen Gottes des Herrn und unseres Heilandes Jesu Christi. Ludwig nach Anordnung der göttlichen Vorsehung erhabener Kaiser. Allen der heiligen Kirche Gottes und uns Getreuen, gegenwärtigen und zukünftigen, soll und unserm Willen bekannt sein, wie wir das Kloster Corvei in Sachsen mit Hülfe des Herrn unter Zustimmung unserer Getreuen zu Ehren des heiligen Stephan, des Protomartyrs Christi in frommster Absicht begründet haben und alle dazu gehörigen Zuschüsse, die wir dort vorgefunden haben mit schuldiger Freigebigkeit dem erwähnten Ort der Heiligung von uns als ein Almosen geschenkt, ebenso, da die Gegend eines Ortes für den Handel bedurfte, bestimmt haben, daß das in unserer Befugnis stehende Münzrecht hinfort den dort Christus dienenden zu ihrem Vortheil zustehen soll. Ohne jede Einschränkung und ohne irgend jemandes Widerspruch oder eine Möglichkeit zur Hinderung soll dieser derselbe Ort der Heiligkeit alle unserer Autorität zustehenden Einkünfte daraus beziehen und dieses Geschenk unserer Freigebigkeit sich vervielfältigend zu allen Zeiten den Einkünften des Klosters zu gute kommen. Und damit daß alle diese Geschenke unserer Macht auf zuverlässige Dauer sich aneigne und behalte, haben wir verfügt dasselbe unten durch Aufdruckung unseres Siegelringes zu befestigen.

Zeichen + Ludwigs des erlauchtesten Kaisers.

Ich Hirminmaris der Notar habe an Stelle des Theoto beglaubigt und unterschrieben.

Gegeben den ersten Juni mit Hülfe Christi im 20. Jahre des Kaiserthums des Herrn Ludwigs des Frommen des Erhabenen. In der elften Indiction. Geschehen in der Stadt Worms. Im Namen Gottes zum Heil. Amen.

*) Verschrieben: divina divina ordinante statt divina [illegible]

**) [illegible] integritate

und des Reichs. Man müsse namentlich dafür Sorge tragen, daß nur wirklich würdige Männer an die Spitze der Kirchen kämen, wie auch in der Auswahl der weltlichen Beamten sorgsamer zu verfahren sei als bisher; Einheit und Friede müßten im Hause und im Rathe des Herrschers walten, die verkommene Rechtspflege gründlich gebessert werden. Weiterhin verlangen die Bischöfe wirksameren Schutz für die Kirche und ihre Güter und die Einführung einer strengeren Bußdisciplin; dem übergroßen Einfluß einzelner Geistlichen in des Kaisers Umgebung müsse ein Ende gemacht werden. Endlich sollen die Provinzialsynoden alljährlich zusammentreten, wodurch dem Klerus allerdings der augenblicklich geübte Einfluß für die Zukunft gesichert worden wäre. Und mit alledem hatte die Hierarchie ihre Forderungen noch nicht einmal erschöpft! Späterer Berathung sollte eine möglichst vollständige Trennung von Staat und Kirche sowie die Vereinbarung darüber vorbehalten bleiben, wie die Bischöfe von allen Pflichten und Diensten gegen den Staat gelöst werden könnten, um sich ausschließlich ihrem geistlichen Berufe zu widmen.

Wurde dieses große bischöfliche Reformprogramm durchgeführt, so wäre aus dem fränkischen Reiche eine Art von Kirchenstaat gemacht worden. Aber noch während man mit den Vorbereitungen dazu beschäftigt war, entbrannte offen der Streit im karolingischen Hause, der Bürgerkrieg erst zwischen dem Vater und den Söhnen, dann unter diesen. Damit wurde die Stellung der Parteien gründlich verwandelt, die Geistlichkeit wurde aus ihrer herrschenden Rolle verdrängt und das Schwergewicht wieder dahin verlegt, wo die militärische Kraft und die politische Leistungsfähigkeit lagen.

Facsimile einer Urkunde Ludwigs des Frommen, datirt von Worms 1. Juni 833, betr. die Errichtung einer Münzstätte in Corvei zu Gunsten des dortigen Klosters.

(Originaldiplom, Pergament, im K. Preuß. Staatsarchiv zu Münster.) Verfaßt und geschrieben von Hirminmaris. Größe des Originals: 39 : 50 Centimeter.

Transscription.

In nomine domini Dei et salvatoris nostri Jesu Christi Hludowicus divina [ordivina]*) ordinante providentia imperator augustus. Omnibus sanctae Dei | ecclesiae nostrisque fidelibus, praesentibus scilicet atque futuris notum esse volumus, quomodo Corbagense monasterium in Saxonia propiciante domino cum consensu | fidelium nostrorum in honore sancti Stephani, protomartiris Christi, devotissima intentione fundavimus et ibi conpetentia subsidia quaeque prae manibus invenimus, | debita largitate praedicto sanctificationis loco nostra in elimosina contulimus, insuper etiam, quia locum mercationis ipsa regio indigebat, monetam nostrae auctorita|tis publicam ultra ibi semper inesse Christo militantibus proficuam statuimus. Quatenus cum omnitegritate**) absque ullius contradictione vel impedimenti occasione locus | ipse sanctitatis omne inde reditum nostrae auctoritatis publicum possideat et utilitatibus monasterii perpetuis temporibus multiplicatum nostrum hoc largitatis do|num proficiat. Et ut fiduciali perpetuitate haec omnia nostrae auctoritatis dona sibi pociatur et teneat, anuli nostri inpressione subter roborando | firmare decrevimus.

Signum ✠ Hludowici serenissimi imperatoris.

Hirminmaris notarius ad vicem Theotonis recognovi et subscripsi.

Data kalendas Junias anno Christo propitio XX imperio domni Hludowici piissimi augusti. Indictione XI. Actum Wormacia civitate. In dei nomine feliciter amen.

Ueberſetzung.

Im Namen Gottes des Herrn und unſers Heilands Jeſu Chriſti. Ludwig nach Anordnung der göttlichen Vorſehung erhabener Kaiſer. Allen der heiligen Kirche Gottes und uns Getreuen, gegenwärtigen und zukünftigen, ſoll nach unſerm Willen bekannt ſein, wie wir das Kloſter Corvei in Sachſen mit Hülfe des Herrn unter Zuſtimmung unſerer Getreuen zu Ehren des heiligen Stephan, des Protomartyrs Chriſti in frömmſter Abſicht begründet haben und alle dazu gehörigen Hülfsmittel, die wir dort vorgefunden haben, mit ſchuldiger Freigebigkeit dem erwähnten Orte der Heiligung von uns als ein Almoſen geſchenkt, obenein, da die Gegend eines Ortes für den Handel bedurfte, beſtimmt haben, daß das in unſerer Befugnis ſtehende Münzrecht hinfort den dort Chriſtus dienenden zu ihrem Vortheil zuſtehen ſoll. Ohne jede Einſchränkung und ohne irgend jemandes Widerſpruch oder eine Möglichkeit zur Hinderung ſoll daher derſelbe Ort der Heiligkeit alle unſerer Autorität zuſtehenden Einkünfte daraus beſitzen und dieſes Geſchenk unſerer Freigebigkeit ſich vervielfältigend zu allen Zeiten den Einkünften des Kloſters zu gute kommen. Und damit daſſelbe alle dieſe Geſchenke unſerer Macht auf zuverläſſige Dauer ſich aneigene und behalte, haben wir verfügt daſſelbe unten durch Aufdrückung unſeres Siegelrings zu bekräftigen.

Zeichen ✠ Ludwigs des erlauchteſten Kaiſers.

Ich Hirminmaris der Notar habe an Stelle des Theoto beglaubigt und unterſchrieben.

Gegeben den erſten Mai mit Hülfe Chriſti im 20. Jahr des Kaiſerthums des Herrn Ludwigs des Frommen des Erhabenen. In der eilften Indiktion. Geſchehen in der Stadt Worms. Im Namen Gottes zum Glück. Amen.

---

*) Verſchrieben divina ordivina ordinante ſtatt divina ordinante.

**) Verſchrieben: es iſt zu leſen omni integritate.

Facsimile einer Urkunde Ludwigs des Frommen,

datirt von Worms 1. Juni 833, betr. die Errichtung einer Münzstätte in Corvei zu Gunsten des dortigen Klosters.

Originaldiplom, Pergament, im K. Preuß. Staatsarchiv zu Münster. Verfaßt und geschrieben von Hirminmaris. Größe des Originals: [illegible] : 50 Centimeter.

Transcription.

In nomine domini Dei et salvatoris nostri Jesu Christi. Hludowicus divina [illegible] ordinante providentia imperator augustus. Omnibus sanctae Dei ecclesiae [illegible] nostrisque fidelibus, praesentibus scilicet atque futuris notum esse [illegible], quoniam [illegible] Corbegense monasterium in Saxonia [illegible] consensu [illegible] nostrorum in honore sancti Stephani, protomartyris Christi, [illegible] ibi competentia subsidia quae [illegible] manibus [illegible] largitate [illegible] sanctificationis loco nostra in [illegible], insuper etiam [illegible] ipsa regio indigebat, monetam [illegible] ibi semper inesse Christo militantibus [illegible] integritate* absque ullius contradictione vel impedimento [illegible] locus [illegible] nostram [illegible] publicum [illegible] utilitatis monasterii [illegible] multiplicatum [illegible] largitas [illegible] haec omnia nostrae auctoritatis [illegible] impressione subter roborando [illegible] decrevimus.

Signum ✠ Hludowici serenissimi imperatoris.

Hirminmaris notarius ad vicem Theotonis recognovi et subscripsi.

Data Kalendis Junias anno Christo propitio XX imperii domni Hludowici piissimi augusti, indictione XI. Actum Wormaciae civitate; in Dei nomine feliciter amen.

Uebersetzung.

Im Namen Gottes des Herrn und unsers Heilandes Jesu Christi. Ludwig nach Anordnung der göttlichen Vorsehung erhabener Kaiser. Allen der heiligen Kirche Gottes und uns Getreuen, gegenwärtigen und zukünftigen, soll und muß es bekannt sein, wie wir das Kloster Corvei in Sachsen zur Ehre des Herrn unter Zustimmung unserer Getreuen zu Ehren des heiligen Stephan, des Protomartyrs Christi in frommster Absicht begründet haben und alle dazu gehörigen Zuflüsse [illegible] mit [illegible] Freigebigkeit dem [illegible] der Heiligung [illegible] uns als ein Almosen geschenkt, obschon da die Gegend eines Ortes für den Handel [illegible] bestimmt haben, daß das in unserer Befugnis stehende Münzrecht [illegible] den dort Christus dienenden zu ihrem Vortheil zustehen soll. Ohne jede Einsprache und ohne irgend jemandes Widerspruch oder eine Schwierigkeit [illegible] soll [illegible] derselbe Ort der Heiligkeit alle unserer [illegible] und dieses Geschenk unserer Freigebigkeit sich [illegible] zu allen [illegible] Einkünften des Klosters zu gute kommen. Und damit dieses alle diese Gnade [illegible] unserer Macht auf ununterbrochene Dauer sich aneigne und behalte, haben wir beschlossen [illegible] unten durch Aufdrückung unseres Siegelringes zu bekräftigen.

Zeichen ✠ Ludwigs des erlauchtesten Kaisers.

Ich Hirminmaris der Notar habe an Stelle des Theoto [illegible] beglaubigt und unterschrieben.

Gegeben den ersten Juni im 20. Jahre des Kaiserthums des Herrn Ludwigs des Frommen des Erlauchten. In der elften Indiktion. Geschehen in der Stadt Worms. Im Namen Gottes zum Glück. Amen.

* Berichtigen: divina [illegible] statt divina [illegible]
[illegible]

In nomine domini dei et salvatoris nostri Iesu Christi. Hludowicus [illegible]

[illegible] nostrisque fidelibus presentibus scilicet et futuris notum [illegible]

fidelium nostrorum in honore sancti Stephani protomartyris Christi devotissim[illegible]

[illegible] gratias [illegible] ficationis loco [illegible] in elimosinae consult[illegible]

et publicum ulterius semper in [illegible] proficiat [illegible]

[illegible] omne in [illegible] nostrorum [illegible] publicum [illegible]

num proficiat. Et ut haec auctoritas per [illegible] haec omnia nos[illegible]

firmare jussimus.

Signum Hludowici [illegible]

Hirminmaris notarius [illegible]

Data [illegible] anno [illegible] imperii domni Hludowici [illegible]

confirmemus [illegible] generatione in perpetuum omnibus successoribus

[illegible] monasterium [illegible] ipsi [illegible] cum consensu

[illegible] et compositione [illegible] quaecumque pertinentibus invenimus

[illegible] locum [illegible] monasterium nostrae auctoritatis

omnino [illegible] ut [illegible] impedimento [illegible]

[illegible] per [illegible] temporibus multa [illegible] nostrum [illegible] gratia Dei

[illegible] anuli nostri impressione subter [illegible]

[illegible]

III. Ludwig der Fromme im Kampfe mit seinen Söhnen.

830—840.

Es war vom menschlichen Standpunkte aus wol begreiflich, daß die Kaiserin Judith auch dem Sohne, den sie Ludwig geboren hatte, eine königliche Zukunft zu sichern trachtete. Besonders geeignet dazu konnte nun wol der Augenblick erscheinen, wo das bischöfliche Reformprogramm eine Neugestaltung des ganzen Reiches in Aussicht nahm. So verlieh Kaiser Ludwig auf einem in Worms gehaltenen Reichstage dem damals sechsjährigen Karl Alemannien, aus dem Judiths Geschlecht, die Welfen, stammte, nebst dem Elsaß, Kurrätien und einem Theile von Burgund. Auf Widerstand stieß er damit zunächst nicht, obgleich die Verfügung unzweifelhaft die Erbfolgeordnung von 817 verletzte. Durch seinen Eid gebunden konnte auch Lothar nichts thun, obgleich sein Herrschaftsgebiet beträchtlich verkürzt wurde. Aber er grollte und suchte auf Umwegen das ihm zugefügte Unrecht rückgängig zu machen. Auf Hülfe dabei konnte er von mehr als einer Seite rechnen. Sein Schwiegervater Hugo von Tours und Matfried von Orléans waren seit ihrem Sturz leidenschaftliche Gegner des Hofes: sie drangen in ihn, daß er sich trotz des ihm abgeschmeichelten Eides nicht ruhig fügen möge. Ob und wie Lothar in Folge dessen sein Recht zu wahren gesucht hat, wissen wir nicht; sicher ist, daß er dem Kaiser und der am Hofe herrschenden Partei bald in bittrer Feindschaft gegenüber stand, daß er die Mitregentschaft einbüßte und in eine Art von anständiger Verbannung nach Italien geschickt wurde. Aber schon erhob sich hinter Lothar drohend eine andere Macht, der weltliche Adel des Reiches, der dasselbe unter der Führung der Arnulfinger geschaffen, Generationen hindurch getragen und noch unter Ludwigs schwacher Regierung vor größeren Verlusten bewahrt hatte. Längst zurückgesetzt fühlte er in Hugo und Matfried, die ohne erwiesenes Verschulden den Schwächlingen am Hofe geopfert waren, sich selbst schwer beleidigt; das bischöfliche Reformprogramm drohte seinen Einfluß vollends zu vernichten, ja, es gefährdete ernstlich seinen Besitzstand. Die Unzufriedenheit in diesen Kreisen wuchs reißend an; zum offenen Ausbruch bedurfte es nur eines Führers: und einen solchen gab der verblendete Hof dem murrenden Adel, indem er Lothar wolerworbener Rechte beraubte und beleidigend von sich stieß.

Der schwache Kaiser befand sich einer allgemeinen Gährung gegenüber: unruhige Bewegungen und Intriguen kamen überall zum Ausbruch. Gegen

diese aber konnte die Kirche auch nicht helfen; zudem war ein Theil des Klerus, der an der Einheit des Reiches festhielt, unzufrieden mit der Ueberlassung Alemanniens an Karl und wandte sich gegen deren Urheberin, Judith. Ludwig fühlte sozusagen den Boden unter seinen Füßen wanken. Das erklärt wol die überraschende Wendung, die nun eintrat. Gegenüber dem murrenden Adel bedurfte der Hof eines kraftvollen und im Nothfall rücksichtslos durchgreifenden Armes. Aus dem Laienadel selbst warb er auf Betreiben Judiths, die nun den höchsten Einfluß besaß, den Mann, der an Stelle des schwachen Kaisers der Träger des neuen Regierungssystems werden sollte. Es war Bernhard, der Graf von Barcelona, der Sprößling eines alten, den Karolingern verwandten Geschlechts, der sich bei Bekämpfung des von Aizo angezettelten Aufstandes in der spanischen Mark ausgezeichnet hatte. Thatkräftig bis zur Gewaltthätigkeit, voll Ehrgeiz und Machtstreben, nicht peinlich in der Wahl seiner Mittel, eine trotzige, herausfordernde, sozusagen reckenhafte Natur schien Graf Bernhard ganz der Mann, um die Art von Staatsstreich durchzuführen, den im Widerspruch mit seiner ganzen Vergangenheit Kaiser Ludwig unter Einfluß Judiths jetzt unternahm: die persönliche Gegnerschaft, in der er zu Hugo von Tours und Matfried stand, knüpfte ihn durch die starken Bande persönlichen Interesses an die neue Politik des Hofes. Vermuthlich während eines Reichstags, den Ludwig im Herbst 829 zu Worms hielt, übernahm Graf Bernhard das inhalt- und einflußreiche Amt eines Kämmerers, das ihm die Leitung des gesammten Hofhaltes und namentlich die Verwaltung des königlichen Schatzes in die Hand gab. Selbst eine weniger herrische Natur würde in dieser Stellung Hof und Reichsregierung bald in der Gewalt gehabt haben; Bernhard gelang das um so schneller und vollständiger, als er die Kaiserin selbst zur Bundesgenossin hatte. Zu keiner Zeit wol würde der Parteihaß unterlassen haben eine Allianz wie diese auf andere als politische Motive zurückzuführen; bei der damals herrschenden Schärfe der Gegensätze wurden die Beziehungen der Kaiserin zu dem allmächtigen Günstling bald in der ärgsten Weise verdächtigt: Bernhard sollte der Buhle der schönen Judith sein; sie sollten schon früher in ehebrecherischem Verkehr gestanden haben; ja nachmals hat man gar die Legitimität des Sohnes in Zweifel gezogen, den zu versorgen doch der Hauptzweck der am Hofe und im Staat herbeigeführten Umwälzung war. Ganz öffentlich sind diese Anklagen in dem heißen Streit der folgenden Jahre discutirt worden, von der einen Seite ebenso energisch erhoben, wie von der andern entrüstet zurückgewiesen. Haben die Gegner Judiths, die um jeden Preis gestürzt werden sollte, doch gar behauptet, daß dieselbe zur Befriedigung ihrer wilden Sinnlichkeit auch noch andere Buhlen an sich gezogen habe. Denen aber, die solche Dinge in Umlauf brachten, kam es vor allem darauf an, die Kaiserin und ihre Partei, die sich in den Wechselfällen der folgenden Kämpfe trotz aller Niederlagen immer von Neuem erhoben, moralisch zu vernichten und dadurch politisch unmöglich zu machen. Bewiesen sind jene Anschuldigungen niemals,

und die haßerfüllten Gegner Judiths würden mit den Beweisen, wenn solche in ihrer Hand gewesen wären, sicherlich nicht zurückgehalten haben. Auch schwiegen sie, als später Judith sowol wie Bernhard die gegen sie in Umlauf gesetzten schmachvollen Verdächtigungen durch einen feierlichen Reinigungseid zurückwiesen. Natürlich sind es namentlich Geistliche, die, wie sie ja fast allein schrieben, die unsauberen Reden auf die Nachwelt gebracht haben: begreiflich genug, denn gerade die hierarchische Partei hatte Grund Judith zu zürnen. Die jugendliche, schöne, lebensfrohe und genußliebende Frau brauchte noch nicht das geringste Unrecht gethan zu haben, um in den Augen der Geistlichen, welche den Hof am liebsten in ein Kloster verwandelt hätten, als höchst sündhaft und strafwürdig zu erscheinen. Und nun hatte sie diese Leute in dem Augenblick, wo sie den Staat ganz nach ihrem Gutdünken zu ordnen dachten, durch eine ganz unerwartete Wendung aus dem Besitz der Gewalt verdrängt, den Kaiser von dem Einfluß derselben befreit und einen ihr unbedingt ergebenen Soldaten nach Art der Hausmeier der merowingischen Zeit mit der Vertretung ihres schwachen Gemahls betraut, und das alles, um die Erbfolgeordnung von 817 zu durchbrechen.

Bernhard von Barcelona entging die allgemeine Gährung nicht, welche seine Erhebung hervorrief; mit militärischer Straffheit wollte er die Bewegung niederdrücken, indem er die unzufriedene Aristokratie unter die strenge Disciplin des Heeresdienstes beugte. So eilig hatte er es damit, daß er den Antritt eines Zuges gegen die unruhigen Bretonen auf den 14. April festsetzte und die Fasten und das Osterfest durch kriegerisches Getümmel entweihte. Erregte die Maßregel an sich die Erbitterung des Adels, so empörte dieser Umstand die Geistlichkeit; auch in den Augen des gemeinen Mannes konnte sich das neue System kaum übler einführen. So trat gerade das Gegentheil ein von dem, was Graf Bernhard durch das allgemeine Aufgebot hatte bewirken wollen. Denn seine und Judiths Gegner benutzten die Bewaffnung, die man ihnen zur Unzeit aufgenöthigt, zu ihrem eigenen Vortheil und richteten das Aufgebot, das sie hatte in Dienstbarkeit bringen sollen, gegen dessen Urheber. Die Führer der Opposition sahen sich mit einemmale an der Spitze eines Heeres. So gedachte man dem Regimente des kaiserlichen Schwächlings ein Ende zu machen, Lothar auf den Thron zu erheben und durch ihn dem Adel seine alte Stellung zurückgeben zu lassen. Die Verletzung der einst für unantastbar erklärten Erbfolgeordnung von 817 stellte auch für Lothars jüngere Brüder die Sicherheit des Besitzes in Frage. Daher wandten sich die Führer der Rebellion, auf deren Ladung die gegen die Bretagne aufgebotenen Mannschaften sich in Paris versammelt hatten, zunächst an Lothar und Pippin. Dieser erschien denn auch bald im Felde, bemächtigte sich Orléans', wo Matfried als Graf wieder eingesetzt wurde, und vereinigte sich in Verberie mit den übrigen Rebellen. Auch Kaiser Ludwig stand bald gewaffnet im Felde, aber ohne den Mann, der den Ausbruch des Sturmes eigentlich veranlaßt hatte: plötzlich entmuthigt war Graf Bernhard in die spanische

Mark entwichen. Das wurde entscheidend: denn nun wandte sich alles von Judith ab, und mit Ausnahme des getreuen Einhard, des Biographen Karls des Großen, weilten die ersten Beamten des Hofes und des Reiches nicht in Compiègne bei Ludwig, sondern bei König Pippin in Verberie. Die Kaiserin Judith hatte Ludwig in das Marienkloster zu Laon bringen lassen; er scheint es sich selbst gesagt zu haben, daß der siegreiche Aufstand dieselbe alles Einflusses zu berauben eilen würde. Bald erschienen denn auch einige von den Führern desselben und brachten Judith nach Verberie. Durch die Schrecken des Todes nöthigte man ihr dort das Versprechen ab, ihren Gemahl zur Abdankung und zum Eintritt in ein Kloster zu bewegen und selbst den Schleier zu nehmen. Man brachte sie dann nach Compiègne, wo sie eine geheime Unterredung mit Ludwig hatte. Dieser verlangte Bedenkzeit, während Judith nach Poitiers geführt wurde, um in dem Heiligenkreuzkloster, einer Stiftung der h. Radegonde, eingeschlossen zu werden. Durch tiefe Frömmigkeit und Strenge in der Erfüllung ihrer neuen Pflichten soll die Kaiserin auch dort bald hohes Ansehen gewonnen haben.

Inzwischen hatte auf der anderen Seite Pippin die leitende Stellung an Lothar abtreten müssen. Anfang Mai erschien dieser unter den Häuptern des siegreichen Aufstandes im Compiègne; gleich hier aber offenbarte sich, wie weit die Absichten derselben auseinander gingen. Zwar wurden die zu Verberie gegen Judith verfügten Maßregeln bestätigt; von der Entthronung des Vaters aber wollte Lothar nichts wissen: deren Folge wäre die Selbständigkeit König Pippins, vielleicht die Vergrößerung seines Gebietes gewesen; ein Gleiches hätte dann Ludwig von Baiern verlangen können, obgleich er sich, soweit unsere Kenntnis reicht, mit seinen Deutschen dem Aufstande ganz fern hielt. Lothar dagegen hielt an der Reichseinheit und der ihm zugesprochenen kaiserlichen Oberhoheit über seine Brüder und deren Gebiete fest. Er wollte den Sieg der Rebellen benutzen, aber jede ihm selbst unbequeme Ausbeutung desselben durch jene verhindern: sein Ziel war zunächst die Wiedergewinnung der verlorenen Mitregentschaft. So trat hier eine Spaltung der Bewegung ein. Ludwig dem Frommen entging das nicht, und war es nicht berechnende politische Klugheit, so war es der Trieb der Selbsterhaltung, was ihn anleitete, diese Wendung zu benutzen, indem er sich dem, was Lothar und die kirchliche Partei verlangte, fügte und dadurch ein Weitergehen der Adelsopposition für den Augenblick aufhielt. In diesem Sinne ließ er den zu Compiègne versammelten Großen eröffnen, ihr Aufstand sei berechtigt, da auch er Unerhörtes gethan habe; nie wolle er ähnliche Anordnungen ohne ihre Zustimmung treffen, sondern das Reich in der mit ihnen vereinbarten Ordnung erhalten; auch die Einschließung Judiths in ein Kloster billigte er, ja er war feige genug, sie als einen Akt der Gnade darzustellen, da Judith eigentlich das Leben verwirkt habe. Um diesen Preis ließ man Ludwig wenigstens die Abzeichen der Herrschaft: Lothar wurde ihm als Mitregent beigeordnet, hatte aber thatsächlich alle Gewalt in Händen; er hielt Ludwig und den

jungen Karl wie Gefangene und ließ ersterem durch die Mönche aus dem St. Medarduskloster zu Soissons eindringlich die Vorzüge des klösterlichen Lebens schildern, damit er sich zum Eintritt in dasselbe entschließen möchte. Gegen die Anhänger Judiths und des Grafen Bernhard wurde die Verfolgung mit Eifer fortgesetzt.

Aber es waren eben nicht alle Anhänger des siegreichen Aufstandes gerade Anhänger Lothars. Insbesondere war Pippin mit den Abmachungen von Compiègne unzufrieden, die ihn in der untergeordneten Stellung des Königs über ein Theilreich ließen, die dem kraftvollen und herrschsüchtigen Lothar gegenüber weniger bedeuten wollte als gegenüber dem schwachen und leicht lenkbaren Vater. Dies letztere galt auch für Ludwig, der auf Lothars Wolwollen um so weniger zu rechnen hatte, als er bei dem Aufstande unbetheiligt geblieben und sich kein Anrecht auf Dank erworben hatte. Kurz, außer Lothar und seiner nächsten Umgebung hatte jedermann Grund mit dem schließlichen Ausgang der Rebellion unzufrieden zu sein. Hier nun setzte der alte Kaiser mit großem Geschick seine Hebel ein. Er gewann einen der Mönche, die ihn zum Eintritte in das Kloster bestimmen sollten, Guntbald, und knüpfte durch diesen heimlich mit Ludwig und Pippin an: würden sie seine Wiederherstellung unterstützen, so sollten sie zum Lohne größere Gebietstheile zu selbständiger Herrschaft erhalten. Beide sagten zu, und Ludwig der Fromme war nun plötzlich das Haupt einer starken, für Lothar höchst gefährlichen Partei: deren Einfluß bewirkte zunächst, daß ein neuer Reichstag, nicht wie Lothar gewollt, nach neustrischem Gebiet, wo der Aufstand die Wurzeln seiner Macht hatte, sondern nach Nimwegen ausgeschrieben wurde, wo das Erscheinen der zu dem alten Kaiser stehenden Ostfranken und Sachsen bestimmt zu erwarten war. Es wurde verboten, daselbst mit kriegerischem Gefolge zu erscheinen; unbequeme Persönlichkeiten wurden unter dem Vorwand wichtiger und ehrenvoller Aufträge entfernt. Kaiser Ludwig war wiederum Herr der Situation, als er im Oktober 830 die Nimwegener Reichsversammlung eröffnete, zu der sich namentlich die Deutschen in großer Zahl eingefunden hatten, „um dem Kaiser beizustehen“, wie ein Zeitgenosse angiebt. Dieser kehrte in unerwarteter Weise den Herrn und Gebieter heraus: Abt Hilduin von St. Denis, der gegen das kaiserliche Verbot mit Bewaffneten erschienen war, wurde nach Paderborn verwiesen, um zur Abkühlung seiner kriegerischen Gelüste einen sächsischen Winter im Zelt zuzubringen. Wala wurde nach Corbie zurückgeschickt, damit er dort, statt sich um die dem Mönche fremden Staatsangelegenheiten zu kümmern, die Vorschriften seiner Ordensregel in frommem Leben gewissenhaft erfülle. Mit Ueberraschung mögen die Anhänger Lothars die veränderte Lage erkannt haben: die einen von ihnen meinten, man solle gar nicht weiter verhandeln, sondern gleich an die Gewalt der Waffen appelliren; die anderen riethen zum Abzug von Nimwegen, wo die Verhandlungen nicht frei seien. Einen neuen Gewaltstreich aber wagte Lothar um so weniger, als die anwesenden Deutschen bereit waren die Waffen für den alten Kaiser zu

ergreifen. Es mußte ihm daher erwünscht sein, daß dieser selbst die Hand zu einem Vergleiche bot. Auf Ludwigs Einladung hatten beide Kaiser eine vertrauliche Unterredung; nach derselben traten sie versöhnt vor die Versammlung, wo eben der Widerstreit der Meinungen zu gewaffnetem Zusammenstoß zu führen drohte. Schnell sahen nun die Rebellen allen Gewinn wieder zerrinnen. Lothar schwur dem Vater Treue und gelobte, sich nie wieder in ähnlicher Weise zu vergehen; seine Hauptmitschuldigen blieben in Haft, um später prozessirt zu werden. Für den nächsten, in Aachen zu haltenden Reichstag aber nahm Ludwig das Erscheinen Judiths in Aussicht, um die gegen diese vorgebrachten Anklagen zu verhandeln: es war der erste Schritt zur Rückkehr Judiths an den Hof und zur alten Macht. Die Reaktion war im vollen Anzuge.

So vollendete denn die Aachener Reichsversammlung im Februar 831 die Niederlage der Aufständischen. Um sich selbst zu retten, gaben Lothar und Pippin ihre Mitschuldigen völlig preis und wirkten sogar bei der Aburtheilung derselben mit. Sie wurden dadurch dem eigenen Anhange gegenüber moralisch vernichtet und für die Zukunft, wie es schien, unmöglich gemacht. Unter dem Beifall des umstehenden Volkes wurde so gegen Hugo von Tours, Matfried und die anderen Häupter der Rebellion das Todesurtheil gesprochen, das Ludwig in unkluger, nachmals schwergebüßter Milde in Kerkerhaft, Verbannung, Vermögenseinziehung verwandelte; die mitschuldigen Geistlichen verloren ihre Aemter und Pfründen. Wala von Corbie aber, der für besonders gefährlich galt, lag in einem Kerker, von dem aus er nur die Gipfel der Alpen, die blaue Fläche des Genfer Sees und den sich über beiden wölbenden Himmel sehen konnte. Völlig überwältigt und ohnmächtig lagen die Gegner des alten Kaisers am Boden. Und nun erschien Judith in Aachen, auf des Kaisers Befehl ehrenvoll eingeholt. Sie erklärte sich bereit die gegen sie erhobenen Beschuldigungen zu widerlegen; aber niemand wagte jetzt zu wiederholen, was man einst auf allen Gassen verkündet hatte. Doch konnte man sich bei der Schwere der Anklagen mit dem Schweigen der Ankläger nicht begnügen, denn nur wenn jeder Makel von ihr genommen war, konnte Judith den Platz an der Seite des Kaisers wieder einnehmen. So leistete sie denn nach dem Beschlusse der Reichsversammlung den Reinigungseid; das ihr abgezwungene Nonnengelübde wurde durch geistlichen Spruch für unverbindlich erklärt, blieb aber auch in der Folgezeit ein Gegenstand für die Angriffe ihrer Widersacher, weil es sie zu weltlichem Leben unfähig gemacht haben sollte. Trotzdem war Judith bald wieder hoch angesehen und beherrschte den Kaiser vollends, seitdem der thatkräftige Ludwig von Baiern in sein Land zurückgekehrt war. Am tiefsten gedemüthigt aber war Kaiser Lothar: kurze Zeit Herr des Reiches hatte er nun auch die Mitregentschaft eingebüßt und nahm, auf die Verwaltung Italiens beschränkt, keine andere Stellung ein als sein jüngerer Bruder. Mit sich in die Verbannung aber nahm er den Makel, die Männer, die alles für ihn gewagt hatten, nicht blos preisgegeben zu haben, sondern selbst zu ihrem Verderben thätig gewesen zu sein.

Da aber mit dieser Ordnung niemand recht zufrieden war, so verhießen auch diese neuen Zustände keine Dauer. Bald war der Hof der Sitz neuen Haders. Während Graf Bernhard an den Früchten des ohne sein Zuthun gewonnenen Sieges theilnehmen wollte und das Kämmereramt zurückbegehrte, suchte jener Mönch Guntbald, dessen geheimer Thätigkeit Ludwig so viel verdankte, einen maßgebenden Einfluß zu behaupten. Es mag mit diesen unerquicklichen Wirren in Verbindung zu bringen sein, daß Ludwig schon wenige Monate nach dem Aachener Strafgericht, im Mai 831, auf einer allgemeinen Reichsversammlung in Ingelheim gegen die Mitschuldigen der rebellischen Söhne in überraschendem Umfange Gnade übte. Dieselben durften aus der Verbannung zurückkehren und erhielten ihre Güter wieder; den zu Mönchen geschorenen wurde die Rückkehr zu weltlichem Leben erlaubt. Nur dem alten, starksinnigen Wala schlug auch jetzt die Stunde der Gnade nicht: man fürchtete seinen Einfluß auf Lothar, und um ihm jeden Verkehr mit demselben abzuschneiden, brachte man ihn vom Genfer See auf eine kleine Insel in der Nähe der Loiremündung in Haft. Eine solche halbe und widerspruchsvolle Politik konnte nun freilich nicht den gewünschten Erfolg haben. Indem sie die erst niedergeworfenen, gedemüthigten und mishandelten Gegner wieder aufrichtete, gab sie ihnen erst die Möglichkeit sich zu rächen; zugleich entfremdete und verletzte sie diejenigen, die in der Zeit der Noth und Gefahr treu zu dem Kaiser gestanden hatten. Freund und Feind war enttäuscht. Noch im Herbst 831 kam es auf einem Reichstag in Diedenhofen zu bedenklichen Vorgängen. Dort erschien Graf Bernhard: ohne Rücksicht auf den Reinigungseid, den seine angebliche Mitschuldige, die Kaiserin Judith, geleistet hatte, erbot er sich zur Widerlegung der gegen ihn erhobenen Anklagen zu gerichtlichem Zweikampf; als kein Kläger auftrat, leistete er dennoch auch einen Reinigungseid. König Pippin dagegen hatte der Ladung nach Diedenhofen nicht Folge geleistet; als sie wiederholt wurde, antwortete er ausweichend und suchte Aufschub. Er hatte wol Grund die Rache Judiths zu fürchten. Als er endlich um Weihnachten nach Aachen kam, fand er eine üble Aufnahme, und nur durch heimliche Flucht entzog er sich der drohenden Gefangenschaft.

In Pippin von Aquitanien haßte Judith den Mann, der ihre Demüthigung in Verberie, die Bedrohung am Leben, die Klosterhaft, die ihren Ruf untergrabende ehrenrührige Nachrede, kurz all das Üble, das sie erfahren, zumeist verschuldet hatte. Die Begierde sich an ihm zu rächen verband sich mit dem Streben nach glänzender Versorgung ihres Sohnes. Sie rechnete dabei noch auf die Hülfe Lothars und glaubte denselben auch jetzt noch zum Förderer ihrer Pläne und zum Beschützer Karls gewinnen zu können. Die Kosten sollte Pippin tragen, sein Gebiet zur Ausstattung Karls dienen. Anfangs ging alles nach Wunsch: im Frühjahr 832 sollten Lothar und Ludwig von Baiern mit ihrem Heerbanne in Orléans mit dem Vater zusammentreffen; dorthin war auch Pippin vorgeladen. Aber obgleich Judith, um jeden Anstoß zu vermeiden, den Grafen Bernhard vom Hofe entfernt hatte, waren ihre Gegner

doch rastlos thätig gewesen, obenan der unermüdliche Matfried. Diesem war es gelungen Ludwig von Baiern zu gewinnen, weil die Vergrößerung des Karl zugewiesenen Alemannien am ersten auf Kosten des benachbarten Baiern zu erlangen war. So erhob sich, als eben Ludwig der Fromme zum Einfall in Aquitanien rüstete, Ludwig von Baiern. Schnell eroberte er Alemannien und nahm die Bevölkerung für sich in Eid und Pflicht und war bereits im Begriff in das ostfränkische Gebiet einzubrechen. Natürlich gab Kaiser Ludwig den Zug nach Aquitanien nun auf; er eilte nach Mainz: schon am 18. April fand sich der Heerbann der Franken und Sachsen bei ihm dort ein, und wenige Tage später standen Vater und Sohn in der Gegend von Worms einander kampfbereit gegenüber. Aber der jüngere Ludwig vermied die Entscheidung der Waffen. Die Hoffnung, Sachsen und Franken dem Beispiel seiner Baiern folgen zu sehen ward enttäuscht; schon begann sogar in den Reihen der letzteren der Abfall: so eilte Ludwig, das Land verwüstend, nach Baiern zurück. Der Kaiser folgte ihm auf dem Fuße und stand bald auf dem Lechfelde bei Augsburg. Dort erschien Ludwig von Baiern vor dem Vater, der ihn milde und gnädig aufnahm: auf das begangene Unrecht hingewiesen mußte er eidlich Besserung geloben und kehrte dann in sein Reich zurück, das ihm unverkürzt blieb. Die Begnadigung Ludwigs sollte offenbar den Plänen Judiths förderlich werden: auch der Baiernfürst sollte der Stiefmutter verbunden, für Karl und sein werdendes Reich zum Bundesgenossen gewonnen und um jeden Preis von der Allianz mit dem im Aufstande verharrenden Pippin von Aquitanien abgehalten werden. Dessen Vernichtung hielt Judith noch fest im Auge. Und sie hatte wol Grund dazu: denn ihr ehemaliger Hauptverbündeter, ihr Mitschuldiger nach vieler Meinung, Graf Bernhard von Barcelona, stand jetzt auf der Seite ihrer Gegner und sollte im Rathe Pippins bald eine einflußreiche Stellung einnehmen. Von den Motiven dieses Parteiwechsels haben wir keine Kenntnis.

Im Herbst 831 folgte der Feldzug nach Aquitanien. Nicht ohne schwere Verwüstung des Landes drang Kaiser Ludwig von Orléans aus in die Gegend von Limoges vor, ohne auf ernsten Widerstand zu stoßen, und noch im Oktober erschienen König Pippin und Graf Bernhard in der Pfalz zu Jouac (heute Le Palais im Departement der oberen Vienne) vor Ludwig, um ihr Urtheil zu empfangen. Es half dem Grafen Bernhard jetzt nichts, daß er in seiner trotzig herausfordernden Weise sich bereit erklärte, sich gegen jede Beschuldigung im gerichtlichen Zweikampfe zu vertheidigen: er ging seiner Aemter und Lehen verlustig und wurde auch aus der spanischen Mark abberufen. Schlimmeres erwartete Pippin: ein Besserungsgelöbnis schien bei ihm nicht ausreichend, Judith verlangte andere Genugthuung. Während Pippin mit seiner Familie nach Trier in Haft gebracht wurde, um dort zu bleiben, bis er wirklich gebessert sein würde, wurde Aquitanien, das ohne ihm ausdrücklich aberkannt zu sein doch für verwirkt galt, an den jungen Karl gegeben und der Adel des Landes mußte dem neuen Herrn sofort den Eid der Treue leisten.

Aber unerwartet schnell zerrannen die Erfolge wieder, die Kaiser Ludwig eben gewonnen hatte. Es gelang nämlich König Pippin auf dem Wege nach Trier noch innerhalb Aquitaniens zu entkommen. Der Kaiser, der seine Mannschaften bereits in die Heimat entlassen hatte, ließ sofort ein neues Aufgebot ergehen und begann die Verfolgung des Flüchtlings, obgleich die ungünstige Jahreszeit bereits begonnen hatte und andauernder Regen, dann Schnee und Kälte den Truppen bald jede Bewegung fast unmöglich machte. Erschöpft durch die Anstrengungen dieser vergeblichen Jagd, krank und elend in Folge der Unbilden der Witterung, beunruhigt und entmuthigt durch den kleinen Krieg, den die Anhänger Pippins mit Eifer aufnahmen, kehrten die Mannschaften des Kaisers schließlich in einem Zustande zurück, wie er nach einer schweren Niederlage kaum trostloser sein konnte: wie ein geschlagener, flüchtiger Feldherr erreichte Ludwig Ende des Jahres 832 Le Mans.

Dieser klägliche Ausgang des aquitanischen Feldzugs erschütterte Ludwigs ohnehin schon unsichere Stellung auf das Schwerste. Der Aufstand in Aquitanien griff nun schnell weiter um sich; Pippin war entschlossen sein Reich aufs Aeußerste zu vertheidigen. Jetzt erst waren die Pläne Judiths völlig offenbar geworden: die Erbfolgeordnung von 817 galt nichts mehr; die beiden jüngeren Stiefsöhne sollten aus ihren Reichen verdrängt und das Gesammtreich allein unter Lothar und Karl vertheilt werden. Damit stand auch Lothar schwerer Verlust bevor: aus der Mitregentschaft war er wieder verdrängt, sein kaiserliches Recht schien man als verfallen anzusehen. Es mag Lothar klar geworden sein, daß er, indem er die Hand zur Beraubung des Bruders bot, auf sein eigenes Verderben hingearbeitet hatte, daß sein Recht mit dem der Brüder stehe und falle. Jetzt schien der Augenblick gekommen, sich dem Netz der Schmeichelei und Lüge zu entziehen, mit dem Frau Judith ihn umstrickt, sich mit den Brüdern zu verbinden und zugleich mit deren Rechten die Kaiserkrone auf dem eigenen Haupte zu vertheidigen. So trat 833 auch Lothar gegen den Vater wieder in das Feld.

Aber noch eine andere Macht hatte Ludwig durch seine launenhafte, unzuverlässige Politik gegen sich in Waffen gebracht, und zwar — es liegt etwas Tragisches darin — gerade diejenige, um deren Gunst er sich alle Zeit besonders angelegentlich bemüht hatte. An der Erbfolgeordnung von 817 hatte die Kirche ein hervorragendes Interesse, wie dieselbe in der Hauptsache ja auch ihr Werk war. Durch die wiederholte Verletzung derselben hatte der Kaiser einen großen Theil des fränkischen Klerus in die Opposition gedrängt, und zwar den nach Sittlichkeit, Bildung und politischer Einsicht tüchtigsten. Seit Jahren schmachtete ein Mann von der Bedeutung Walas von Corbie deshalb in elender Haft. Die letzten Vorgänge in Aquitanien, das frevelhafte Spiel, das da mit dem Treueide getrieben war, mußten bei der Kirche den schwersten Anstoß erregen. Zudem warb Lothar, der Vertreter der Reichseinheit, um ein Einschreiten des römischen Bischofs zu seinen Gunsten: konnte doch die Verletzung der Erbfolgeordnung als eine Kränkung des Ansehens

der Kirche gelten, die Lothar zum Kaiser geweiht hatte. Jedenfalls war die Gelegenheit die Autorität der Kirche dem Staate gegenüber mit allem Nachdruck geltend zu machen zu günstig, als daß man sie in Rom sich hätte entgehen lassen mögen. In Gemeinschaft mit Lothar trat daher Papst Gregor IV. im Frühjahr 833 den Weg nach dem Norden an. Ihnen voraus eilte ein päpstlicher Erlaß, welcher die Geistlichen des fränkischen Reiches aufforderte durch kirchliche Fürbitte und Fasten den besondern Schutz des Himmels zu erflehen und sich vor Gregor IV. persönlich einzufinden. Aber noch hatte der alte Kaiser unter dem Episkopate seines Reichs einen starken Anhang, und selbst von den Bischöfen, die es mit den rebellischen Söhnen hielten, waren lange nicht alle Anhänger des hierarchischen Systems, das jetzt von Rom aus zur Geltung gebracht werden sollte. Die päpstlichen Weisungen fanden daher nicht den gehofften Gehorsam. Aber die ersten oppositionellen Regungen der Art beantwortete Gregor IV. sofort mit der Androhung des Bannes. Doch machte auch diese nicht den gewünschten Eindruck; vielmehr vereinigten sich die Bischöfe der kaiserlichen Partei zu einer muthigen, ja stolzen Erklärung. Darin hielten sie dem Papste die Gewaltthätigkeit seines Verfahrens vor, das unvereinbar sei mit seinem dem Kaiser geleisteten Treueid; sie verlangten, daß er, statt sie zu sich zu laden, vielmehr seinerseits des Kaisers Hoflager aufsuche und sich dort in mündlicher Unterhandlung von der Rechtmäßigkeit der Aenderungen überzeuge, die man gegen die Erbfolgeordnung von 817 vorgenommen habe; zu den vom Papste beabsichtigten Maßregeln, die sie für unberechtigt hielten, weigerten sie entschieden jede Mitwirkung. Diese Haltung der Bischöfe scheint auf Gregor IV. Eindruck gemacht zu haben; um so stürmischer aber drangen die Anhänger der Reichseinheit auf Beharren in der bisherigen Politik, so namentlich der greise Wala, der, durch den letzten Umschwung befreit, sich nach anfänglichem Sträuben aus dem stillen Corbie in das Lager Lothars und Gregors begeben hatte. Mit Nachdruck soll er den Papst hingewiesen haben auf die Fülle der oberhirtlichen und oberrichterlichen Gewalt, die Gott und der h. Petrus in seine Hand gelegt und der keine andere Autorität in dieser Welt übergeordnet sei. So beantwortete Gregor denn die Mahnung der Bischöfe schroff ablehnend: um schnöder irdischer Vortheile willen, so warf er denselben vor, hätten sie sich der weltlichen Gewalt dienstbar gemacht; des Meineides seien sie schuldig, weil sie die von ihnen feierlich beschworene Erbfolgeordnung geändert, und in Folge davon seien Noth und Elend aller Art über das Reich hereingebrochen. Mit solchen Worten war es freilich nicht vereinbar, wenn Gregor IV. auch jetzt noch nur als Vermittler erschienen sein wollte: von einem solchen


Münze vom Papste Gregor IV.

Vs. * HLVDOVVICVS IMP, im Felde als Monogramm PIVS; Rs. * SCS PETRVS, im Felde als Monogramm GREGOR.

Friedenstifter hatten Kaiser Ludwig und die Seinen sicher wenig Gutes zu erwarten.

Inzwischen drängte alles auf eine kriegerische Entscheidung hin. Von Worms aus, wo er seine Getreuen gesammelt, war Kaiser Ludwig in Begleitung Judiths und des jungen Karl südwärts gezogen und hatte um Johanni (24. Juni) den inzwischen vereinigten drei Söhnen gegenüber bei Colmar im Elsaß sein Lager aufgeschlagen. Dort kam es zu neuen Unterhandlungen. Gregor IV. selbst erschien im Lager Ludwigs, angeblich um dessen ungerechten Zorn gegen die Söhne zu beschwichtigen. Ehrerbietig aufgenommen blieb er mehrere Tage daselbst. Man scheint demnach auf dem Wege zu einer Verständigung gewesen zu sein: wirklich entließ der Kaiser Gregor mit der Vollmacht zum Abschluß des Friedens mit den Söhnen. Diesen aber scheint es mit dem Frieden keinen Augenblick Ernst gewesen zu sein, und der Papst hatte ihnen durch den mehrtägigen Aufenthalt im kaiserlichen Lager — vielleicht ohne sich über die bedenkliche Rolle, die er spielte, selbst klar zu sein — nur die Zeit verschafft, deren sie bedurften, um die von ihnen geplante That unerhörten Verraths einzuleiten. Die schnöden Mittel und die unehrlichen Wege, deren man sich dazu bedient hat, entziehen sich natürlich unserer Kenntnis. Durch einen beispiellosen Abfall sehen wir den alten Kaiser mit einemmale alles Anhangs beraubt und wehrlos in die Hand der rebellischen Söhne und ihrer Mitschuldigen gegeben. Nach Art eines allmählich wachsenden Bergstromes[1]) gingen aus dem Lager Ludwigs erst einzelne, dann kleinere Haufen, erst heimlich, dann offen in das der Söhne hinüber; die Schaar der Uebertretenden wuchs und schließlich erfolgte ohne Scham und Scheu eine förmliche Wanderung der um Ludwig lagernden Großen geistlichen und weltlichen Standes hinüber zu den Feinden, so daß der Kaiser schließlich mit Judith und Karl und einem kleinen Häuflein Getreuer in trostloser Vereinsamung zurückblieb. Es half nichts, daß die Abtrünnigen ihre schmachvolle That zu bemänteln suchten, daß gleißnerische Lobredner in diesem Abfall von Ludwig gar ein von Gott gewirktes Wunder sehen wollten und die himmlische Gnade priesen, welche den drohenden Kampf abgewandt und aus den beiden feindlichen Lagern eins gemacht habe. Der gesunde Sinn des Volkes, solch verlogener Rhetorik unzugänglich, war auf das Tiefste empört und wandte sich mit Verachtung und Abscheu von den Urhebern und den Werkzeugen einer solchen That. Die Erinnerung an den unerhörten Treubruch, der auf dem Lügenfelde bei Colmar geübt war, geübt, wenn nicht auf Antrieb und unter Leitung, so doch unter Mitwissen und Mitwirkung des Oberhauptes der Kirche, lebte in dem Gedächtnis auch noch späterer Generationen fort, empfunden als ein Schandfleck auf dem deutschen Fürstenthum und den Erben des karolingischen Hauses. Es ist begreiflich, daß sich unter diesem Eindruck die Sympathien ihrer Völker von den Söhnen Ludwigs abwandten und mit erneuter

1) Vita Hludovici c. 48.

und gesteigerter Wärme die Partei des alten Kaisers ergriffen: im Momente des Erliegens erschloß sich diesem damit bereits wieder die Möglichkeit künftiger Erhebung.

An Widerstand war für Kaiser Ludwig natürlich nicht zu denken, als am 30. Juni die gemeinen Krieger im Lager der Söhne zum Angriff rüsteten. Ludwig selbst rieth denen, die noch bei ihm ausharrten — auch seine Halbbrüder Drogo von Metz und Hugo gehörten dazu — um seinetwillen nicht Leib und Leben zu wagen, sondern ebenfalls zu seinen Söhnen zu gehen. Weinend thaten das die einen, die andern flohen, um sich in der Ferne vor der Rache der siegreichen Rebellen zu bergen. Von den Söhnen selbst erbat Ludwig Schutz gegen den drohenden Angriff: er wurde aufgefordert in ihr Lager herüberzukommen. Als man ihm, Judith und dem zehnjährigen Karl Sicherheit ihrer Person gelobt, trat er den schweren Weg an. Wol wurde er von den Söhnen mit äußeren Zeichen der Ehrfurcht begrüßt, Küsse wurden getauscht — aber kaum im Lager angekommen, war Ludwig mit den Seinen ein Gefangener. Mit nothdürftigem Gefolge erhielt er mit Karl zusammen ein Zelt im Lager Lothars angewiesen; Judith wurde Ludwig von Baiern übergeben, dann unter harter Behandlung über die Alpen nach Tortona abgeführt.



Münze Lothars.

Vs. Umschrift: † HLOTARIVS IMP, im Felde Kreuz mit vier Kugeln in den Winkeln; Rs. BVRDIGMA †.

Die Entthronung Ludwigs des Frommen war eine vollendete Thatsache. An seine Stelle trat Lothar, und es war dazu nicht nöthig, daß, wie ein Bericht meldet, Papst Gregor IV. und die im Lager zu Colmar anwesenden geistlichen und weltlichen Großen Ludwig erst noch förmlich für abgesetzt erklärten und Lothar aufforderten die erledigte Herrschaft zu übernehmen, widrigenfalls man einen anderen an die Spitze des Reiches stellen würde: denn als Mitregent und gekrönter Kaiser war Lothar rechtmäßiger Herr des Reiches, sobald der Vater abtrat. Man leistete ihm den Treueid. Aber den Anhängern der strengen Reichseinheit stand eine arge Enttäuschung bevor. Denn nun nahmen die siegreichen Söhne eine neue Theilung vor, welche die Einheit viel wirksamer durchbrach als die von Ludwig und Judith gewollte reichlichere Ausstattung Karls. Während nämlich Kaiser Lothar zu Italien den ganzen mittleren Theil des Reichs, insbesondere das eigentliche Austrasien mit Aachen erhielt, wurde Pippin nicht blos im Besitz Aquitaniens wiederhergestellt, sondern bekam darüber hinaus noch das Herzogthum Maine und die Küstenlandschaften zwischen Loire und Seine, vielleicht sogar die Grafschaft Anjou. Ludwig aber vereinigte jetzt mit Baiern nicht blos Alemannien und das Elsaß, sondern auch den größten Theil Ostfrankens nebst Sachsen und Thüringen: zum erstenmale scheidet sich, unter ihm vereinigt, das nachmalige

Deutschland als eine geschlossene Ländergruppe aus dem zerfallenden Gesammtreiche.

Es liegt auf der Hand, daß dieser Ausgang der Bewegung mit den anfänglichen Zielen derselben durchaus im Widerspruch stand. Am meisten getroffen wurde davon freilich die Kirche. In welchem Lichte erschien jetzt Gregors IV. Politik? Wie ließen sich jetzt die strafenden Reden rechtfertigen, mit denen der Papst die Bischöfe für ihren Abfall von der von der Kirche geweihten Einheit des Reiches gescholten hatte! Enttäuscht und verstimmt kehrte Gregor nach Italien zurück: denn statt eines Triumphes hatte die Kirche eine schwere moralische Niederlage erlebt. Aber noch ärgere Demüthigungen sollten ihr aus diesen Verwickelungen erwachsen. Eine solche war es, daß Lothar den Vater wie einen Gefangenen mit sich führte und dann wiederum den Mönchen des h. Medardus in Soissons übergab, der junge Karl aber wie ein Verbrecher in dem Eifelkloster Prüm in strenger Haft gehalten wurde, eine viel ärgere aber die unerhörte Art, in der man mit kirchlichen Mitteln den entthronten Kaiser zu vernichten und zu jedem Restaurationsversuche unbrauchbar zu machen trachtete. Im Oktober 833 trat auf Ladung Lothars eine Reichsversammlung in Compiègne zusammen; namentlich von den kirchlichen Mitschuldigen der Söhne scheint dort kaum einer gefehlt zu haben. Unter Leitung der Erzbischöfe Ebo von Reims und Agobard von Lyon vereinigten sich diese zu einer Synode und faßten eine Reihe von Beschlüssen, welche die Autorität der Kirche und ihrer Diener allen Weltlichen gegenüber von Neuem einschärften. Dann schickten sie einige aus ihrer Mitte an Ludwig nach dem Medarduskloster: diese legten dem alten Kaiser im Auftrage der Synode ein von dieser aufgesetztes Verzeichnis seiner Sünden vor, um ihn „die Häßlichkeit seiner Handlungen wie in einem Spiegel sehen zu lassen"; er sollte die Richtigkeit desselben anerkennen und für das ihm darin Schuldgegebene öffentlich Buße thun. Ludwig erbat und erhielt zunächst Bedenkzeit. Aber immer von Neuem setzte man ihm zu, peinigte und quälte den ohnehin tief erschütterten durch den Hinweis auf die dem unbußfertigen Sünder drohende Strafe des Himmels und brach ihn so schließlich völlig. Vor den Bischöfen im Staube liegend bekannte Ludwig sich schuldig: er war bereit nach den Vorschriften der Kirche Buße zu thun. Nun rief man Lothar herbei, damit er Zeuge des Schauspiels sei, das sich in der Marienkirche des St. Medardusklosters zu Soissons vorbereitete; auch die Großen eilten aus dem nahen Compiègne herzu; neugierig zugleich und sorgenerfüllt drängte sich das Volk heran, so daß der Raum die Masse nicht zu fassen vermochte. Vor aller Augen fiel nun Ludwig vor dem Altare nieder und legte unter Thränen mit lauter Stimme das Bekenntnis seiner Sünden ab: er habe seine Herrscherpflichten vielfach vernachlässigt, der Kirche Aergernis gegeben und Land und Volk in Noth und Trübsal gebracht; er sei bereit öffentlich zu büßen, um durch Gottes Barmherzigkeit so schwerer Schuld entledigt zu werden. Darauf ermahnten ihn die Bischöfe feierlich zu rückhaltlosem und vollständigem Sünden-

bekenntnis: er möge sich nicht abermals so unaufrichtig zeigen, wie drei Jahre früher bei dem Bußakte in Compiègne. Ludwig erklärte sich bereit dazu; danach schärfte man ihm nochmals ein, namentlich ja in den Punkten seine Sündhaftigkeit zu bekennen, auf die er bereits bei den Vorbesprechungen von den Bischöfen besonders hingewiesen sei. Ludwig verlas nunmehr aus einem ihm überreichten Schriftstück das zu diesem Zweck zum Voraus aufgezeichnete Verzeichnis seiner Sünden. Nach Art einer Anklageakte waren dieselben unter drei Hauptbegriffe subsumirt, — Schändung des Heiligen, Todtschlag und Meineid. Des Meineids sollte der Kaiser sich schuldig gemacht haben nicht blos durch die Abänderung der Erbfolgeordnung von 817 und die Beeidigung seiner Getreuen auf die an deren Stelle gesetzten Bestimmungen, sondern auch durch die mehrfache Uebertretung der dem Vater bei seiner Krönung gegebenen Versprechungen. Dahin wurde die Verweisung seiner Halbbrüder in den geistlichen Stand, die Verbannung Walas u. a. gerechnet. Die Schändung des Heiligen sollte begangen sein durch das Aufgebot des Heerbannes in der Fastenzeit 830; des Todtschlags war der Kaiser schuldig durch das gegen König Bernhard Geschehene. Mit alledem aber meinte man den Kaiser noch nicht schwer genug belastet, in den Augen seines Volkes noch nicht völlig zu Grunde gerichtet zu haben. Man machte ihn daher auch verantwortlich für alles dasjenige, was aus Anlaß der durch ihn über das Reich gebrachten Wirren von anderen begangen worden war. Die Ausschreitungen seiner Krieger, namentlich gegen Kirchen und Klöster, galten als von ihm selbst begangene Schändungen des Heiligen; wer dabei erschlagen war, war eigentlich von Ludwig selbst erschlagen, und die Eidbrüche, die von den Abtrünnigen geübt waren, wurden als ebenso viele Eidbrüche Ludwigs selbst dargestellt — kurz, all das Unrecht und all die Untreue, alle die Sünde, die gegen ihn selbst geübt worden war, fielen ihm zur Last, weil sie gegen eine von ihm vollzogene Willkürhandlung gerichtet gewesen, waren sein Unrecht, seine Untreue, seine Sünde. Wurde doch sogar der Reinigungseid, den Judith geschworen, als ein dem Kaiser selbst zur Last fallender Meineid gerechnet!

Nach der Verlesung wurde dieses Aktenstück auf dem Altare niedergelegt. Ebenda legte Ludwig dann sein ritterliches Gewand nieder; die Abzeichen der Macht wurden ihm genommen; dann that man ihm das härene Büßergewand an, das auf dem Altar bereit gehalten war: Ludwig war nun unfähig je wieder Waffen zu tragen und konnte nur noch als Büßer leben. Dazu ließ ihn Lothar, nachdem über den Bußakt ein besonders umständliches Protokoll aufgenommen und feierlichst beglaubigt worden war, zunächst im Medardus-kloster einkerkern, dann führte er ihn als Staatsgefangenen in enger Haft mit sich, erst nach Compiègne, dann nach Aachen. Von seinen geistlichen Aufsehern aber wurde Ludwig unausgesetzt gedrängt den letzten Schritt zu thun, sich zum Mönch scheeren und lebendig in ein Kloster begraben zu lassen. Es ist merkwürdig, daß Ludwig, dem in jüngeren Jahren diese Wendung seines Lebens durch einen innern Drang öfters nahe gelegt war, davon jetzt nichts

wissen wollte und der raffinirten Planmäßigkeit, mit der man ihn bei lebendigem Leibe zu den Todten zu legen strebte, unbeugsamen Widerstand entgegensetzte: auch in dem trübsten Elend hat er, so scheint es, den Glauben an eine abermalige Wendung seines Schicksals nicht aufgegeben. Und eine solche fürchteten offenbar auch die Sieger vom Lügenfelde. Denn nur die Angst um die Bewahrung des so schnöde gewonnenen Sieges kann das beispiellos dastehende Verfahren begreiflich machen, welches Lothar und seine Mitschuldigen gegen den entthronten Kaiser anwandten, der Sohn gegen den Vater, rebellische Große gegen ihren Herrn, Bischöfe und Geistliche gegen den Mann, der vor allem ihnen zu dienen getrachtet und die Förderung der Kirche allen anderen Pflichten vorangestellt hatte. Es enthielt dieses Verfahren die allervernichtendste Kritik der Sache, die nur so geführt werden konnte, und mußte daher, im Widerspruch mit den Absichten der Urheber, den von diesen gefürchteten Umschlag nur beschleunigen. Derselbe war näher, als Ludwig der Fromme irgend hoffen mochte.

Statt die Reichseinheit herzustellen hatte die Erhebung der Söhne gegen den Vater schließlich nur zu einer consequenteren Anwendung des Theilungsprincips geführt: insofern enthielt das Sündenbekenntnis, das Lothar dem Vater abgenöthigt, zugleich eine Verurtheilung seines eigenen Verfahrens. Zudem aber war der Bußakt von Soissons offenbar ohne Wissen und Willen Ludwigs und Pippins vollzogen: er zeigte Lothar wieder eng verbündet mit der Kirche und damit als Träger der vollen Einheit des Reichs. Pippin und Ludwig hatten Grund vor dieser Verbindung auf der Hut zu sein. Aber auch in weiteren Kreisen misbilligte man das Geschehene. Es ist dafür bezeichnend, daß die meisten der uns erhaltenen Privaturkunden aus dieser Zeit nach wie vor nach Kaiserjahren Ludwigs rechnen: in weiteren Kreisen also wurde die Absetzung desselben einfach ignorirt. Auch scheint die Kunde von der schmachvollen Behandlung des alten Kaisers besonders in dem ostfränkischen Theile des Reichs lebhafte Erregung hervorgerufen zu haben: frei von der unruhigen Beweglichkeit der Romanen des Südens und Westens scheinen die dortigen Stämme bei der größeren Festigkeit ihrer Verhältnisse mit der Regierung Ludwigs überhaupt niemals besonders unzufrieden gewesen zu sein; insbesondere haben die Sachsen dem alten Kaiser eine sich alle Zeit gleichbleibende Anhänglichkeit bewahrt. Wie bei der ersten Restauration desselben, so ging auch diesmal der Anstoß von den östlichen Landschaften aus. Ende des Jahres 833 erschienen bei Lothar in Aachen Gesandte Ludwigs von Baiern mit dem Verlangen einer milderen Behandlung des Vaters, der in der Hauptstadt selbst in Haft gehalten wurde. Da sie nichts erreichten, wurde die Forderung nach einiger Zeit wiederholt. Aber selbst als Ludwig von Baiern Mitte December 833 auf einer Zusammenkunft mit Lothar in Frankfurt seine Vorstellungen persönlich erneute, richtete er bei dem starren Sinne des Bruders nichts aus: er überzeugte sich, daß nur Gewalt die Lage des Vaters bessern könne. Besonders widerstandsfähig aber war die Stellung Lothars nicht; die Erwartungen, die man auf ihn gesetzt

haben mochte, hatte derselbe nicht erfüllt: auch an diesem kaiserlichen Hofe herrschten Parteiungen und Intriguen, lagen die einflußreichen Räthe mit einander im Streit; die Verwaltung war in nichts besser als unter Ludwig dem Frommen; Rechtlosigkeit und Gewalt herrschten, und selbst Kirchen und Klöster hatten über Bedrückungen zu klagen. In der öffentlichen Meinung fand Lothar sicher keine Stütze.

Schon zu Beginn des Jahres 834 hatte Ludwig von Baiern sich direkt mit dem Vater in Verbindung setzen können. Gleichzeitig knüpfte er mit Pippin von Aquitanien an. Ueberall regten sich die Anhänger des alten Kaisers: hier und da sammelten sie sich gewaffnet, während die zu Ludwig haltende Geistlichkeit mit Wort und Schrift eifrig für ihn agitirte. So stand bald eine bedeutende Streitmacht gegen Lothar im Felde: von der Seine her zog König Pippin in schnellen Märschen gegen Aachen heran; von Osten waren die deutschen Stämme unter König Ludwig im Anmarsch. Lothar wich auf Paris zurück: da verlegte ihm Graf Eggihard im Haspengau den Weg, ließ ihn aber auf Fürsprache des alten Kaisers, den Lothar mit sich führte, schließlich passiren. Dennoch wäre er abgeschnitten worden, wenn nicht Pippin durch die hochangeschwollene Seine aufgehalten worden wäre; auch Graf Bernhard, der ehemalige Kämmerer, der des alten Kaisers Anhänger in Burgund gesammelt hatte, war an der Marne durch Hochwasser aufgehalten. So erreichte Lothar glücklich St. Denis. Man unterhandelte: Lothar sollte den Vater ausliefern und alsdann im Besitz seiner Ehren und Rechte bleiben, sonst müsse man Waffengewalt anwenden. Lothar antwortete ausweichend: nicht er habe den Vater abgesetzt, sondern eben die, welche jetzt für denselben aufträten; und die Haft, in der Ludwig gehalten, sei ihm durch den Spruch der Bischöfe zuerkannt, doch sei er bereit zu unterhandeln. Inzwischen aber war Ludwig von Baiern mit der ostfränkischen Streitmacht näher herangekommen. Da ließ Lothar den Kaiser frei, entwich aber selbst am 28. Februar von St. Denis nach dem burgundischen Vienne. Der alte Kaiser, dem seine jubelnden Anhänger riethen sofort von der vollen Kaisergewalt Besitz zu ergreifen und den nachdrücklichsten Gebrauch zu machen, bewies solchem Uebereifer gegenüber weise Mäßigung und umsichtige Klugheit: er eilte zunächst die Wirkungen des Bußaktes von Soissons aufheben zu lassen. Am 1. März, einem Sonntage, wurde er in der Kathedrale von St. Denis durch die anwesenden Bischöfe wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen, mit dem ritterlichen Waffenschmuck bekleidet, den er nie mehr hatte tragen sollen, und mit den anderen Abzeichen der Herrschaft angethan. „Kaiser durch die wiederkehrende Gnade Gottes“ nennt er sich in den um jene Zeit ausgestellten Urkunden. Mitte März sah er dann in der Pfalz zu Quierzy seine Getreuen zum erstenmale wieder um sich versammelt: klugerweise aber scheint er dort die Frage nach Reichseinheit und Reichstheilung und die Gültigkeit oder Ungültigkeit der Erbfolgeordnung von 817 gar nicht erörtert zu haben; er begnügte sich mit dem Wiedergewinne der Herrschaft und suchte die jüngeren Söhne, die ihm dazu verholfen, durch

reichen Lohn auch für die Zukunft an sich zu fesseln. Ludwig von Baiern wurde in dem erweiterten Besitzstand, den er nach dem Tage von Colmar erhalten hatte, bestätigt; Pippin erhielt die reiche Grafschaft Anjou; Karl ging vorläufig leer aus.[1]) Man möchte das mit dem Wegfall des Einflusses erklären, den Judith sonst zu Gunsten ihres Sohnes geltend gemacht hatte. Aber schon war sie unterwegs, um den Platz an der Seite des Gemahls wieder einzunehmen. In Tortona in harter Gefangenschaft gehalten, war die Kaiserin, wie es heißt, von Lothars Anhängern gar am Leben bedroht worden. Aber ein muthiger Jüngling, Rodbern mit Namen, hatte sich glücklich zu ihr durchgeschlichen und die Verbindung zwischen ihr und dem Kaiser hergestellt. Der schnelle Niedergang von Lothars Macht ermuthigte des alten Kaisers Getreue auch in Italien zu entschlossenem Handeln: den Markgrafen Bonifaz von Tuscien und Bischof Ratold von Verona an der Spitze befreiten sie die Gefangene und geleiteten sie über die Alpen; als er unter dem Schutz Ludwigs von Baiern von Quierzy nach Aachen kam, konnte Ludwig der Fromme die Befreite dort „als ein liebes Geschenk" freudig willkommen heißen.

Inzwischen nahm der Krieg gegen Lothar seinen Fortgang. Unter Graf Odo von Orléans machten die Kaiserlichen die Landschaften zwischen Seine und Loire zum Schauplatz wilder Kriegsgreuel. Lothars Anhänger hatten unter dem rastlosen Matfried an der bretonischen Grenze ein Heer gesammelt, das die zucht- und sorglosen Kaiserlichen überfiel und durch eine vollständige Niederlage zwang das Feld zu räumen. Nun drang auch Lothar, der in Burgund neue Streitkräfte an sich gezogen hatte, wiederum vor: Chalons an der Saône wurde nach dreitägiger Berennung zur Uebergabe gezwungen, geplündert und niedergebrannt. Durch solche Kriegführung weit vor sich her Schrecken verbreitend vereinigte sich Lothar dann in der Gegend von Le Mans mit Matfrieds Heer. Da nun auch der alte Kaiser mit seinem bei Langres gesammelten Heer im Felde erschien, nahte die Entscheidung. Denn ein Versuch desselben durch gütliche Vorstellungen und der Bibel entlehnte Mahnungen Lothar zur Niederlegung der Waffen zu bewegen blieb erfolglos. Vergeblich suchte Lothar seinerseits während der Verhandlungen den Vater wie auf dem Lügenfelde zu umgarnen und zu Fall zu bringen: da brach er plötzlich eines Nachts auf und suchte ostwärts zu entkommen. Aber Ludwig folgte ihm, brachte ihn bei Blois wieder zum Stehen und erneute seine Friedenserbietungen, die jetzt auch angenommen wurden: Lothar war bereit sich mit den Seinen der Gnade des Vaters zu überantworten. Wirklich lag er bald danach mit seinen Mitschuldigen, obenan Hugo von Tours und Matfried, in dem kaiserlichen Zelte vor Ludwig dem Frommen im Staube, während neben diesem Ludwig von Baiern und Pippin von Aquitanien standen. Doch fand der alte Kaiser

1) Simson II, 93 ff. (vgl. I, 516 ff.) läßt die undatirte Theilungsurkunde Mon. Germ. hist. Leg. I, S. 356—59 in Quierzy vereinbart sein; ich habe mich von der Wahrscheinlichkeit dieser Hypothese nicht überzeugen können.

auch diesmal nicht die Kraft den verrätherischen Sohn durch strenge Strafe wirklich unschädlich zu machen. Denn was gab es gegenüber einem Manne vom Schlage Lothars für Sicherheit, daß derselbe von Neuem gelobte sich nie wieder ähnlich gegen den Vater zu vergehen, noch anderen dazu Vorschub zu leisten, nach Italien zurückzukehren und sich jeder Einmischung in die Angelegenheiten des Reichs hinfort zu enthalten? Italien blieb ihm als Unterkönigreich, und indem er die fernere Pflicht auf sich nahm die römische Kirche in ihren Rechten und Gütern zu schützen, sollte er das begangene Unrecht vor Gott und Menschen gut zu machen bestrebt sein. Gleich glimpflich erging es Lothars Mitschuldigen, die ihr Erbe und ihre Benefizien behielten; nur die am schwersten Compromittirten, wie Hugo, Matfried u. a. scheinen ihren Besitz eingebüßt zu haben, um mit Lothar nach Italien zu ziehen und dort von diesem neu ausgestattet zu werden. Bekehrt oder auch nur zum Gehorsam eingeschüchtert waren diese Männer natürlich nicht; trotzig beharrten sie in ihrem Vorhaben, entschlossen die erste günstige Gelegenheit zu einem neuen Versuche gegen den alten Kaiser zu benützen. Selbst von den geistlichen Mitschuldigen Lothars verließen viele ohne Rücksicht auf die drohende canonische Ahndung ihren Sprengel und ihr Amt und entwichen über die Alpen: auch Wala von Corbie fehlte unter diesen nicht. So entstand eine höchst eigenthümliche, ungesunde und unhaltbare Lage: mit einem stattlichen, nach Vergeltung begierigen Anhange geistlicher und weltlicher Großen verweilte Lothar, des Kaiserthums und der Mitregentschaft beraubt, aber noch im Besitz des dem Vater abgenommenen kaiserlichen Siegels — dasselbe stellte einen römischen Kaiser im Triumphalschmuck dar — in Italien, gleichsam als staatsgefährlich ausgestoßen, indem man die Alpenpässe hinter ihm sperrte, war aber unbehindert seinen Anhang durch die Vertheilung von Gütern, Einkünften und Rechten zusammenzuhalten und zu mehren.



Kaiserfiegel Ludwigs des Frommen; verkleinert.

Im Norden der Alpen nahm die Restaurationspolitik allmählich einen rascheren Gang. Vor allem galt es die letzten Wirkungen des Bußaktes von Soissons auszutilgen, und der Klerus bot dazu die Hand mit dem gleichen Eifer, wie er erst Lothar zur Vernichtung des Kaisers gedient hatte. Im Februar 835 wiederholte eine stattliche Versammlung von Bischöfen zu Diedenhofen die Anerkennung des Kaisers: jeder einzelne von ihnen und schließlich die Gesammtheit stellte eine besondere dies bezeugende Urkunde aus. Dieselben wurden am 28. Februar in der Kathedrale zu Metz verlesen; dann wurden von sieben anwesenden Bischöfen sieben kirchliche Sühngebete über dem Kaiser gesprochen, und schließlich wurde Ludwig mit der vom Altar genommenen Krone von Neuem gekrönt. Das außerordentliche kirchliche Ceremoniel, mit dem man Ludwig einst regierungsunfähig erklärt hatte, wurde durch ein ebenso außerordentliches wieder cassirt. Kläglich war vor allem

die Rolle, welche die Geistlichkeit dabei spielte: was sie wenige Monate zuvor als die Vollstreckerin gleichsam des göttlichen Willens feierlichst verkündet, verdammte sie jetzt unter eigenem Brief und Siegel. Die Vergeltung blieb denn auch nicht aus. Zuerst ereilte sie Ebo von Reims, einst Ludwigs des Frommen Jugendgefährten, dann den eifrigsten bei der Entthronung des Kaisers, jetzt den Wortführer bei der Selbstverurtheilung der Bischöfe: von einem kirchlichen Prozeß bedroht erklärte Ebo sich selbst seines Amtes für unwürdig,



Die Michaeliskirche zu Fulda: 820—822 vom Abt Eigil angelegt.

wurde desselben entsetzt und nach Fulda in Klosterhaft geführt; als dort der ihm wolgeneigte Abt Rabanus Maurus ihm zu viel Freiheit zu lassen schien, brachte man ihn nach dem französischen Kloster Fleury. Ebenso ging es den Erzbischöfen von Lyon, Vienne und Narbonne.

Man wird der Haltung des Kaisers Ludwig inmitten der ihm durch seine Söhne bereiteten Heimsuchungen eine Anerkennung nicht versagen können: ausdauernder Muth, beharrliche Zähigkeit und eine fast jugendliche Elastizität lassen ihn sich auch nach den ärgsten Schicksalsschlägen wieder aufrichten und

die verlorene Stellung wiedergewinnen. Aber zu sichererer und zugleich praktischerer Auffassung seines Herrscherberufs und verständnisvollerer Hingebung an die Interessen seiner Reiche und Völker ist er dadurch doch nicht angeleitet worden. Denn wenn er auch Maßregeln ergriff, um den sich häufiger wiederholenden Einfällen der Normannen Halt zu gebieten, so lagen ihm doch auch jetzt die kirchlichen Angelegenheiten viel mehr am Herzen als die weltlichen und die militärischen. Ganz unverbesserlich aber und durch keine üble Erfahrung zu belehren war er in einem Punkte: man wird es freilich zum guten Theil dem mächtigen Einfluß Judiths zuschreiben dürfen, wenn der Kaiser alsbald auf die Pläne zur Ausstattung Karls zurückkam und zu diesem Zwecke wiederum mit Lothar in Verbindung trat und diesen trotz allem, was er gesündigt, zum Beschützer des Stiefbruders zu gewinnen versuchte. In unbegreiflicher Verblendung kehrte Ludwig genau zu dem Projekte zurück, das den ersten großen Sturm gegen ihn entfesselt hatte. Gleichzeitig lebte noch ein anderer Conflikt wieder auf.

Schon im November 834 hatte Kaiser Ludwig auf einem Reichstage zu Attigny auf die Mahnung der anwesenden Bischöfe an König Pippin die Aufforderung gerichtet, diejenigen Kirchengüter seines Gebietes, über die irgendwie zu weltlichen Zwecken verfügt war, der Kirche zurückzugeben. Diese Anregung hatte aber keinen Erfolg gehabt; auch eine Denkschrift, welche die Bischöfe Pippin durch die Bischöfe von Le Mans und Paris überreichen ließen, machte bei demselben keinen Eindruck. Deshalb wurde auf einer Synode zu Aachen im Frühjahr 835 die gleiche Mahnung in feierlicher Weise wiederholt, durch eine Fülle biblischer Citate ausführlich begründet. In Folge dessen gab König Pippin wirklich einen Theil der occupirten Güter der rechtmäßigen Besitzerin zurück: die Anhänglichkeit desselben an die neue Ordnung der Dinge konnte freilich durch solche Zumuthungen nicht vermehrt werden, zumal wenn man annimmt, daß die gerügten Eingriffe in das Kirchengut vielleicht geschehen waren aus Anlaß der letzten kriegerischen Unternehmungen zur Wiederherstellung des von Lothar und dem Episkopate entthronten Vaters. Obenein stand nun Kaiser Ludwig bereits wieder mit Lothar in Unterhandlung: an der Spitze einer Gesandtschaft Lothars, die im Mai 836 zu Diedenhofen erschien, um Lothars baldiges persönliches Eintreffen anzuzeigen, stand bezeichnender Weise Wala von Corbie. Nach so vielen Wechselfällen war er wieder der Mann des kaiserlichen Vertrauens und als einflußreicher Vermittler zwischen Vater und Sohn im Begriff auf die Leitung des Reichs nochmals bestimmenden Einfluß zu üben: da rief ihn der Tod ab. Nach Italien zurückgekehrt starb er im Spätsommer 836 an einem hitzigen Fieber, das damals in Italien wüthete. Auch Lothar erkrankte daran und mußte die Reise über die Alpen aufgeben. Der Tod Walas, der zu Bobbio neben dem heiligen Columban bestattet und von seinen Anhängern mit einem gewissen Nimbus der Heiligkeit umgeben wurde, ein Märtyrer unter den Verfolgungen der bösen Kaiserin Judith, scheint überhaupt den Ausgleich zwischen

den beiden Kaisern vereitelt zu haben. Wenigstens verweigerte Lothar die Wiedereinsetzung der Befreier Judiths in die ihnen entzogenen Lehen, welche Ludwig als Unterpfand ehrlicher Friedensbereitschaft von ihm erbat. Außerdem aber verübte er theils zu eigenem, theils zu seiner Getreuen Vortheil mancherlei Eingriffe in den Besitzstand der römischen Kirche, während diese doch seinem besondern Schutze empfohlen worden war. Dieser Zwischenfall bestimmte Ludwig sofort zu anderm Verhalten. Während er Lothar ermahnte den kirchenräuberischen Gewaltthaten seiner Vasallen Einhalt zu thun, stellte er selbst seine baldige Ankunft in Italien in Aussicht, angeblich um an den Gräbern der Apostel zu beten. Die gleichzeitig angeordneten Rüstungen aber ließen erkennen, daß es sich nicht um eine Wallfahrt, sondern ein kriegerisches Unternehmen handelte, offenbar bestimmt die Kirche gegen Lothars Gewaltthaten zu schützen. Lothar antwortete denn auch mit entschiedenen Feindseligkeiten: er sperrte die Alpenpässe und hinderte sogar Papst Gregor IV. an dem Verkehr mit Ludwig. Er ließ sich darin auch nicht irre machen durch den tiefen Eindruck, welchen der plötzliche Tod einer großen Anzahl seiner bedeutendsten Anhänger weit und breit hervorbrachte: denn wie ein Gottesgericht wurde es gedeutet, daß eben damals Graf Hugo, Matfried u. a. von jenem hitzigen Fieber hinweggerafft wurden.

An dem Zuge zum Schutze der Kirche aber wurde Ludwig der Fromme durch andere und dringendere Sorgen gehindert. Die zunehmende Schwäche des von inneren Unruhen erschütterten Reichs benutzten die Normannen zu regelmäßigen Einfällen in die Küstenlandschaften; namentlich Friesland hatte schwer darunter zu leiden. Noch genügte freilich des Kaisers Erscheinen, um die Feinde zu schnellem Rückzug zu bestimmen; dann wurden militärische Maßnahmen, neue Befestigungen und der Bau von Schiffen angeordnet, auch Bestimmungen getroffen, um die Friesen zu wirksamerer Leistung des ihnen obliegenden Küstenschutzes anzuhalten. Ein Aufstand in der Bretagne wurde schnell unterdrückt. Vielleicht war es das gesteigerte Selbstgefühl, das diese Erfolge in ihm erweckten, was Ludwig den Frommen bestimmte die so oft gescheiterten Pläne zu Gunsten seines jüngsten Sohns gerade in diesem Zeitpunkt wieder aufzunehmen. Der Einfluß Judiths hat sicherlich mit dazu beigetragen; auch sah man eben die Reihen der Anhänger Lothars durch eine furchtbare Todesernte gelichtet: gerade von den gefürchtetsten Gegnern war man damit befreit. Bei dem guten Einvernehmen, das zwischen Ludwig und seinen beiden jüngern Söhnen erster Ehe bestand, glaubte man wol der Zustimmung derselben sicher sein zu können. Auch rechnete man Lothar gegenüber diesmal bestimmt auf den Beistand, welchen die Kirche gegen den Kirchenräuber leisten würde. So scheint man am Hofe des alten Kaisers mit der Zuversicht des Erfolges der Durchführung der neuen Theilung entgegengegangen zu sein.

Ende 837 hielt Kaiser Ludwig eine Reichsversammlung in Aachen; diese beschloß eine neue Theilung des Reichs, der die gleichfalls anwesenden Könige

Ludwig von Baiern und Pippin von Aquitanien ausdrücklich zustimmten. Dieselbe überwies dem jungen Karl fast ganz Belgien, dann das Land zwischen Maas und Seine bis nach Burgund hinein nebst dem Gebiet von Verdun, und dazu eine Anzahl reicher Grafschaften im Gebiet von Marne, Seine, Aube und Yonne, in der Champagne und den angrenzenden Theilen Lothringens mit vollem Hoheitsrecht; die zu Aachen anwesenden Geistlichen und weltlichen Großen dieses Gebiets mußten dem neuen König sofort huldigen und Treue schwören. Dadurch wurde allerdings weder Ludwig von Baiern noch Pippin



Ein Schiff im 9. Jahrh.
Aus einer Miniaturen-Handschrift in der National-Bibliothek zu Paris.

von Aquitanien direkt geschädigt; aber die willkürliche Ignorirung der früheren Festsetzung ließ die Wiederholung eines solchen Verfahrens gegen sie selbst jeder Zeit erwarten. Wenn beide dazu schwiegen, so geschah das wol deshalb, weil ein Protest, dem nicht gleich mit den Waffen in der Hand Nachdruck gegeben wurde, höchstens ihre persönliche Freiheit hätte gefährden können. Und schon war eine solche weitere Wandelung im Anzuge. Gegen Ludwig von Baiern arbeiteten am Hofe des Vaters mächtige und erbitterte Gegner, allen voran Erzbischof Otgar von Mainz und Graf Adalbert von Metz. Weshalb eigentlich, wissen wir nicht. Aber der Mainzer Erzbischof wird

über die Kirchengüter und deren Stellung manche Beschwerden gehabt haben; auch strebte er nach politischem Einfluß; Graf Adalbert aber, ein Mann von ungewöhnlichen Fähigkeiten, nahm damals bei Kaiser Ludwig den ersten Platz ein und besaß solchen Einfluß, daß niemand seinem Rathe zu widersprechen wagte.

König Ludwig sah sich also schwer bedroht; wie die Dinge einmal lagen, war nun wieder Lothar sein natürlicher Bundesgenosse. Schon im Mai 838 hatten die Brüder an der Grenze ihrer Gebiete, im Thal von Trient, eine Zusammenkunft; aber sie einigten sich dahin, daß zur Zeit gegen die neue Theilung nichts gethan werden könnte. Dieser Vorgang erregte in Aachen Mistrauen; man argwöhnte sofort — und sicher nicht ganz mit Unrecht — neue Abfallspläne. Der Vater rüstete bereits zur Abwehr; zugleich forderte er Ludwig zur Verantwortung an seinen Hof. Derselbe fand sich auch ein und gab die Erklärung ab, daß zu Trient keine Verletzung der Rechte des Vaters und kein Bruch der demselben schuldigen Treue geplant sei. Daraufhin wurde er entlassen; immerhin aber hatte dieser Zwischenfall die Lage Ludwigs von Baiern sehr unvortheilhaft gewandelt, und seine Widersacher am kaiserlichen Hofe versäumten nicht das auszunutzen. Ludwig suchte den drohenden Sturm durch Gefügigkeit und dienstwilligen Gehorsam zu beschwichtigen. Wie ihm zu Aachen geboten, erschien er im folgenden Juni auf einer Reichsversammlung in Nimwegen, wohin der Kaiser sich begeben hatte, um die um diese Jahreszeit üblichen Normanneneinfälle abwehren zu können. Dort nun kam es zwischen Ludwig und seinem Vater zu unliebsamen Erörterungen, welche die herrschende Entfremdung zu offenem Bruch steigerten und den Sohn, dessen rettender Einmischung der Vater zweimal die Wiedergewinnung der verlorenen Krone verdankte, vor die peinvolle Wahl stellten zwischen schweigendem Erdulden schnöden Undanks und offener Rebellion. Denn in Folge der in Nimwegen entstandenen Streitigkeiten erließ Ludwig der Fromme ein Dekret, welches Ludwig von Baiern all der Landschaften beraubte, die er seit 833 zu beiden Seiten des Rheines inne gehabt und deren Besitz, soweit er nicht auf einer ausdrücklichen kaiserlichen Verleihung beruhte, ihm zum Lohne für die geleisteten Dienste bestätigt worden war. Eine höchst überraschende Theorie wurde dabei geltend gemacht: Ludwig habe jene Gebiete usurpirt, seine Regierung in denselben habe niemals zu Recht bestanden und es seien daher alle von ihm getroffenen Anordnungen, insbesondere alle von ihm verfügten Schenkungen, Verleihungen, Bestätigungen null und nichtig. Man entzog also Ludwig von Baiern nicht nur seine ganze ansehnliche Machtstellung, und zwar ohne erwiesenes Verschulden, sondern man bedrohte alle von ihm irgendwie Ausgestatteten in ihrem Besitze. Erwartete man, daß Ludwig Widerstand leisten würde, und wollte man ihn mit einem Schlage jedes Anhanges berauben? So blieb Ludwig von Baiern freilich kein Ausweg, er mußte den ihm aufgenöthigten Kampf aufnehmen. Damit aber geschah, worauf die am Hofe herrschende Partei, Otgar von Mainz und Adalbert von Metz, deren Zusammenwirken mit Judith auch ohne besonderes

Zeugnis angenommen werden darf, gerade hinarbeitete. Durch gewaffneten Widerstand setzte sich Ludwig von Baiern ins Unrecht, man bekam freie Hand gegen ihn. Der alte Kaiser brauchte zu seiner Niederwerfung die Hülfe Lothars und kehrte durch die Versöhnung mit diesem zu der von Judith alle Zeit vertretenen Hauspolitik zurück. Der Zeitpunkt schien dazu um so geeigneter, als Karl, um dessentwillen dieser ganze Familienhader entflammt war, ohne daß er selbst bisher dabei eine thätige Rolle hätte spielen können, eben das Alter der Mündigkeit erreichte: im September 838 wurde er auf einer Reichsversammlung zu Quierzy in Gegenwart Pippins von Aquitanien vom Vater mit dem Schwerte umgürtet und zum König gekrönt, um seine Länder nun selbständig zu verwalten. Ja, diese wurden trotz des Widerspruchs, den die Reichsversammlung zunächst dagegen erhob, wiederum beträchtlich vermehrt, indem Karl auch das Herzogthum Maine und das Küstenland zwischen den Mündungen von Seine und Loire nebst der Oberhoheit über die Bretagne erhielt. Der junge König eilte sofort nach Maine, um sich Treue schwören zu lassen, der alte Kaiser aber zog nach dem Rhein, um die ostfränkischen Landschaften, die Ludwig von Baiern entzogen waren, in Besitz zu nehmen und zum Zeichen des Wiederantritts der unmittelbaren Herrschaft über dieselben seine Residenz in der neuen Pfalz zu Frankfurt aufzuschlagen.

Die eingeleitete Verständigung mit Lothar wurde nun noch beschleunigt, als im December 838 Pippin von Aquitanien starb mit Hinterlassung von zwei jugendlichen, noch regierungsunfähigen Söhnen. Sofort war am Hofe die Zuwendung auch dieses werthvollen Besitzes an den Lieblingssohn beschlossen. In Pippin aber hatte der Kaiser den einzigen von seinen Söhnen verloren, der zuletzt auf seiner Seite gestanden hatte. Wie, wenn sich jetzt Lothar und Ludwig von Baiern wirklich gegen den Vater und Karl verbanden und den neuesten territorialen Aenderungen gemeinsamen Widerstand entgegensetzten? Das galt es zu vermeiden: der einzige Weg dazu aber war die Versöhnung mit Lothar. Dafür sprach bei Judith und ihren Vertrauten sicher auch die Erwägung, daß des alten Kaisers gesunkene Kräfte kein langes Leben mehr erwarten ließen, daß man aber, wenn er gestorben, ohne sich mit Lothar versöhnt und denselben zum Beschützer Karls gewonnen zu haben, in arge Bedrängnis gerathen und namentlich Karl rücksichtsloser Beraubung ausgesetzt sein würde. Auch schien selbst für diese Kreise die zunehmende Schwäche Ludwigs einen kräftigen Gehülfen für die Leitung des Reichs nothwendig zu machen. Dieser aber konnte nach Lage der Dinge damals nur in Lothar gesucht werden. Gewährte man aber dem so schwer verschuldeten und in trotziger Opposition beharrenden ehemaligen Mitkaiser Amnestie und setzte ihn in die verwirkten Rechte wieder ein, so erhielt dieser ohne jedes Opfer von seiner Seite das Maß von Zugeständnissen eingeräumt, über das hinaus er auch im Falle eines glücklichen Aufstandes gegen den Vater nicht gekommen sein würde. Obenein aber überbrachten ihm nun die vertrauten Gesandten, durch welche der väterliche Hof mit ihm unterhandeln ließ, noch

viel günstigere Vorschläge: erneute er das Gelübde, Karl in seinem Besitze zu schützen, so sollte das gesammte Reich mit Ausnahme Baierns, das König Ludwig behalten sollte, einfach zwischen ihm und Karl getheilt werden. Natürlich griff Lothar zu. Beide Theile leisteten die nöthigen Sicherheitseide, und bereits Ende Mai erschien Lothar in Worms: wieder warf er sich in voller Reichsversammlung vor dem Vater nieder, bekannte sich schuldig und erbat Verzeihung; er erhielt sie gegen das Versprechen, sich hinfort jeder Feindseligkeit gegen Karl und dessen Reich zu enthalten. Tags darauf ging man an die neue Theilung. Nach deutschem Rechte hatte bei einem Abkommen, wie es hier vollzogen werden sollte, die eine Partei die Zerlegung des zu Theilenden vorzunehmen, die andere darauf den ihr genehmeren Theil zu wählen. Dem ländergierigen Lothar scheint es nun sehr unbequem gewesen zu sein, daß der Vater ihn aufforderte, das gesammte Reich mit Ausnahme Baierns in zwei Theile zu zerlegen, von denen Karl dann einen nach Belieben für sich nehmen sollte: nach drei Tagen vergeblichen Bemühens erklärten Lothar und die Seinen, es fehle ihnen die nöthige Kenntnis von der Lage und Beschaffenheit der in Betracht kommenden Länder; der Kaiser möge theilen, Lothar die Wahl haben. Vielleicht hat man am kaiserlichen Hofe gerade diese Wendung herbeiführen wollen und scheint seinen Theilungsentwurf bereits fertig gehabt zu haben. Eine Linie, die in ihrem ersten Stücke durch den Lauf der Maas in seiner ganzen Länge gebildet wurde und dann längs der Saône und Rhône bis zum Genfer See ging, zerlegte das Reich in zwei ziemlich gleiche Hälften. Die westliche enthielt ganz Westfranken zwischen Loire, Maas und Meer, die westliche Hälfte von Burgund nebst Aquitanien, Wasconien, Septimanien und der Provence, die östliche Italien, das östliche Burgund, Curräticn und sämmtliche deutsche Lande mit Ausnahme Baierns. Von einer Freiheit der Wahl für Lothar war bei dieser Grenzziehung eigentlich nicht die Rede, denn von Italien konnte er sich unmöglich trennen. So entschied sich Lothar für die östliche Hälfte und erklärte darauf vor der unter des Kaisers Vorsitz tagenden Reichsversammlung ausdrücklich, die westliche solle seinem Stiefbruder Karl zu eigen gehören. Dagegen wurde er von Neuem als Kaiser anerkannt, doch sollte die Regierung in dem ganzen Reiche bis zu seinem Lebensende Ludwig dem Frommen zustehen. Dieser richtete schließlich noch Worte freundlicher Ermahnung an die Söhne: Lothar forderte er auf den seinem Schutz empfohlenen jüngern Bruder mit Rath und That zu unterstützen, Karl gebot er, dem älteren Bruder stets mit der schuldigen Ehrerbietung zu begegnen. Von dem Vater reich beschenkt und gesegnet kehrte Lothar nach Italien zurück.

Die Frage blieb nur, ob man dieser neuen Theilung würde Anerkennung schaffen können. In Aquitanien wollte die Mehrheit des Adels die relative Selbständigkeit, die das Land so lange genossen, nicht so leichthin aufgeben und wünschte den ältern von den beiden Söhnen Pippins zum Nachfolger des Vaters erhoben zu sehen; dagegen trat eine kleinere Partei, darunter aber

die begütertsten und einflußreichsten Männer des Landes, für die Verschmelzung mit dem neuen Reiche des jungen Karl ein. Um im Bunde mit der letzteren den Wormser Abmachungen Gehorsam zu erzwingen sammelte Ludwig der Fromme zu Chalons an der Saône ein Heer. Diese Beschäftigung des Kaisers im Westen machte sich aber natürlich Ludwig von Baiern zu nutze. Zwar war ihm befohlen, Baiern nicht ohne ausdrückliche Erlaubnis zu verlassen; dagegen verlangte er förmlich Bürgschaft für seine Sicherheit: dann wollte er Gehorsam leisten. Denn augenblicklich war er selbst durch Feindseligkeiten der Wenden in Anspruch genommen und hielt eine gewisse Fügsamkeit dem Vater gegenüber für angemessen. Dafür gewährte dieser einigen der Theilnehmer an des Baiernkönigs letztem Aufstand gegen Erneuerung des Treueids bereits wieder Amnestie.

Inzwischen ordnete Kaiser Ludwig die Angelegenheiten Aquitaniens auf seine Art, indem er seine eigenen Enkel um die nach fränkischem Brauche ihnen zustehenden Rechte brachte. Der junge Pippin wurde dem Halbbruder des Kaisers, dem bewährten Bischof Drogo von Metz, zur Erziehung übergeben, aber zum geistlichen Stande bestimmt. Mit dem bei Chalons gesammelten Heere, bei dem sich auch Judith und König Karl eingefunden hatten, drang Ludwig südwestwärts in die Berge der Auvergne vor: als er bei Clermont lagerte, erschienen die für Karl gewonnenen Großen und leisteten diesem den Treueid. Die Gegner aber warfen sich in die leicht zu vertheidigenden Burgen des wilden Berglands und setzten von dort aus den kleinen Krieg gegen die Kaiserlichen fort. Aber es fehlte ihnen die Einheit der Leitung: wo Ludwig erschien, öffneten die Burgherren die Thore, und die Gnade, die der Kaiser den Unterworfenen gewährte, veranlaßte andere deren Beispiele nachzuahmen. Dennoch endete der aquitanische Feldzug Ludwigs ohne durchschlagenden Erfolg: die Anstrengungen, welche ein ungewöhnlich heißer Herbst unter der Glut der südfranzösischen Sonne dem Heere auferlegte, erzeugten eine bedenkliche, schnell um sich greifende Krankheit, die eine Menge von Opfern forderte, die übrigen aber bis zur Kampfunfähigkeit erschöpfte. Mit Beginn des Winters entließ Ludwig die halb aufgelöste Armee, während er selbst in der Hauptstadt Aquitaniens, Poitiers, seinen Aufenthalt nahm.

Schon einmal, zu Ende des Jahres 832, hatte ein ähnlicher, freilich noch kläglicherer Ausgang eines zu Gunsten Karls unternommenen aquitanischen Feldzugs für die Regierung Kaiser Ludwigs eine schwere Krisis herbeigeführt. Ganz Aehnliches geschah jetzt. Ludwig von Baiern hatte durch ausweichende und hinhaltende Erklärungen des Vaters Argwohn zu beschwichtigen gewußt und so die ihm drohende Gefahr glücklich abgewendet. Dann hatte er die Zeit, da Ludwig der Fromme in Aquitanien im Felde lag, vortrefflich ausgenutzt und war im Frühjahr 840 im besten Zuge, seine Herrschaft in Ostfranken auf den alten Umfang zu erweitern. Selbst in Sachsen hatte er Anhang gewo[illegible] drang er plötzlich in Alemannien ein und zog

siegreich weiter bis Frankfurt. Das Land rechts vom Rhein war damit in seiner Gewalt; auch scheint sich die Bevölkerung ihm ohne Widerstand gefügt zu haben. Während also Ludwig der Fromme dem Sohne zuliebe den Enkel um Land und Leute brachte, verlor dieser selbst durch den älteren Bruder den größten Theil des ihm zugefallenen Reiches. Damit stand wieder alles in Frage; auch die Verständigung mit Lothar konnte durch diesen plötzlichen Umschlag gefährdet werden. Die Schreckensbotschaft von den Erfolgen des Baiernkönigs machte auf den Hof von Poitiers einen um so tiefern Eindruck, als der Zustand des alten Kaisers auf dessen nahes Ende hinwies: starb derselbe aber, ehe Karls Herrschaft in den ihm zugewiesenen Gebieten sicher gestellt war, so war alle Mühe und Arbeit, alles, was er und die Kaiserin im Interesse ihres Lieblings gelitten hatten, einfach vergeblich gewesen. Das erklärt die fieberhafte Unruhe, mit der Ludwig trotz eines schweren und schnell fortschreitenden Lungenleidens den Aufstand des Baiern niederzuschlagen eilte. Selbst die Fastenzeit achtete er diesmal nicht, und noch einmal lohnte ihm ein glänzender Erfolg. Während er einen Theil seines Heeres zum Schutze Aquitaniens zurückließ, eilte er mit dem andern an den Rhein, überschritt denselben Ostern und drang das Lahnthal aufwärts nach Hessen und Thüringen vor. Ludwig von Baiern wurde dort durch die kraftvolle und schnelle Aktion des Vaters so völlig überrascht, daß er, von Baiern abgeschnitten, sich der drohenden Gefangenschaft nur entziehen konnte, indem er über die östliche Grenze in das Land der Slaven entwich und von diesen die Erlaubnis erkaufte durch das Sorbenland nach Böhmen zu reiten, von wo er dann glücklich nach Baiern zurückkehrte. Der siegreiche Kaiser aber gedachte gegen den abtrünnigen Sohn diesmal volle Strenge walten zu lassen; auch Baiern sollte derselbe nun einbüßen. Eine auf den 1. Juli nach Worms geladene Reichsversammlung war bestimmt die nöthigen Schritte zu thun. Da trat der Tod hindernd dazwischen: gerade in dem Augenblick rief er den alten Kaiser ab, wo er das Ziel langjährigen, oft gescheiterten, doch nie entmuthigten Strebens endlich erreicht, seines Lieblingssohnes Herrschaft festgestellt und durch die Verknüpfung mit dem erneuten Kaiserthume Lothars gegen künftige Stürme gesichert zu haben glauben durfte.

Auf dem Rückwege von der vergeblichen Verfolgung Ludwigs von Baiern war der Kaiser Anfang Mai 840 nach Salz an der fränkischen Saale gekommen. Dort verschlimmerte sich sein Zustand: Athemnoth und Beängstigungen quälten ihn, der Magen versagte die Nahrung. Ludwig ließ sich zu Schiff den Main hinab nach Frankfurt bringen, nach kurzer Rast von dort weiter nach einer Ingelheim gegenüber gelegenen Rheininsel, in deren Wald er öfters dem geliebten Waidwerk nachgegangen war; dort ließ er ein Zeltlager herrichten. Die Krankheit warf ihn auf das Lager. Er fühlte, daß die letzte Stunde nahe sei, und betete um Beschleunigung seines Endes. Tiefer Schmerz erfüllte ihn, gedachte er der Nothlage, in der Kirche und Reich zurückblieben; er ahnte, daß beiden Unheil, wesentlich von ihm ver-

die begütertsten und einflußreichsten Männer des Landes, für die Verschmelzung mit dem neuen Reiche des jungen Karl ein. Um im Bunde mit der letzteren den Wormser Abmachungen Gehorsam zu erzwingen sammelte Ludwig der Fromme zu Chalons an der Saône ein Heer. Diese Beschäftigung des Kaisers im Westen machte sich aber natürlich Ludwig von Baiern zu nutze. Zwar war ihm befohlen, Baiern nicht ohne ausdrückliche Erlaubnis zu verlassen; dagegen verlangte er förmlich Bürgschaft für seine Sicherheit: dann wollte er Gehorsam leisten. Denn augenblicklich war er selbst durch Feindseligkeiten der Wenden in Anspruch genommen und hielt eine gewisse Fügsamkeit dem Vater gegenüber für angemessen. Dafür gewährte dieser einigen der Theilnehmer an des Baiernkönigs letztem Aufstand gegen Erneuerung des Treueids bereits wieder Amnestie.

Inzwischen ordnete Kaiser Ludwig die Angelegenheiten Aquitaniens auf seine Art, indem er seine eigenen Enkel um die nach fränkischem Brauche ihnen zustehenden Rechte brachte. Der junge Pippin wurde dem Halbbruder des Kaisers, dem bewährten Bischof Drogo von Metz, zur Erziehung übergeben, aber zum geistlichen Stande bestimmt. Mit dem bei Chalons gesammelten Heere, bei dem sich auch Judith und König Karl eingefunden hatten, drang Ludwig südwestwärts in die Berge der Auvergne vor: als er bei Clermont lagerte, erschienen die für Karl gewonnenen Großen und leisteten diesem den Treueid. Die Gegner aber warfen sich in die leicht zu vertheidigenden Burgen des wilden Berglands und setzten von dort aus den kleinen Krieg gegen die Kaiserlichen fort. Aber es fehlte ihnen die Einheit der Leitung: wo Ludwig erschien, öffneten die Burgherren die Thore, und die Gnade, die der Kaiser den Unterworfenen gewährte, veranlaßte andere deren Beispiele nachzuahmen. Dennoch endete der aquitanische Feldzug Ludwigs ohne durchschlagenden Erfolg: die Anstrengungen, welche ein ungewöhnlich heißer Herbst unter der Glut der südfranzösischen Sonne dem Heere auferlegte, erzeugten eine bedenkliche, schnell um sich greifende Krankheit, die eine Menge von Opfern forderte, die übrigen aber bis zur Kampfunfähigkeit erschöpfte. Mit Beginn des Winters entließ Ludwig die halb aufgelöste Armee, während er selbst in der Hauptstadt Aquitaniens, Poitiers, seinen Aufenthalt nahm.

Schon einmal, zu Ende des Jahres 832, hatte ein ähnlicher, freilich noch kläglicherer Ausgang eines zu Gunsten Karls unternommenen aquitanischen Feldzugs für die Regierung Kaiser Ludwigs eine schwere Krisis herbeigeführt. Ganz Aehnliches geschah jetzt. Ludwig von Baiern hatte durch ausweichende und hinhaltende Erklärungen des Vaters Argwohn zu beschwichtigen gewußt und so die ihm drohende Gefahr glücklich abgewendet. Dann hatte er die Zeit, da Ludwig der Fromme in Aquitanien im Felde lag, vortrefflich ausgenutzt und war im Frühjahr 840 im besten Zuge, seine Herrschaft in Ostfranken auf den alten Umfang zu erweitern. Selbst in Sachsen hatte er Anhang gewonnen; nun drang er plötzlich in Alemannien ein und zog

die begütertsten und einflußreichsten Männer des Landes, für die Verschmelzung mit dem neuen Reiche des jungen Karl ein. Um im Bunde mit der letzteren den Wormser Abmachungen Gehorsam zu erzwingen sammelte Ludwig der Fromme zu Chalons an der Saône ein Heer. Diese Beschäftigung des Kaisers im Westen machte sich aber natürlich Ludwig von Baiern zu nutze. Zwar war ihm befohlen, Baiern nicht ohne ausdrückliche Erlaubnis zu verlassen; dagegen verlangte er förmlich Bürgschaft für seine Sicherheit: dann wollte er Gehorsam leisten. Denn augenblicklich war er selbst durch Feindseligkeiten der Wenden in Anspruch genommen und hielt eine gewisse Fügsamkeit dem Vater gegenüber für angemessen. Dafür gewährte dieser einigen der Theilnehmer an des Baiernkönigs letztem Aufstand gegen Erneuerung des Treueids bereits wieder Amnestie.

Inzwischen ordnete Kaiser Ludwig die Angelegenheiten Aquitaniens auf seine Art, indem er seine eigenen Enkel um die nach fränkischem Brauche ihnen zustehenden Rechte brachte. Der junge Pippin wurde dem Halbbruder des Kaisers, dem bewährten Bischof Drogo von Metz, zur Erziehung übergeben, aber zum geistlichen Stande bestimmt. Mit dem bei Chalons gesammelten Heere, bei dem sich auch Judith und König Karl eingefunden hatten, drang Ludwig südwestwärts in die Berge der Auvergne vor: als er bei Clermont lagerte, erschienen die für Karl gewonnenen Großen und leisteten diesem den Treueid. Die Gegner aber warfen sich in die leicht zu vertheidigenden Burgen des wilden Berglands und setzten von dort aus den kleinen Krieg gegen die Kaiserlichen fort. Aber es fehlte ihnen die Einheit der Leitung: wo Ludwig erschien, öffneten die Burgherren die Thore, und die Gnade, die der Kaiser den Unterworfenen gewährte, veranlaßte andere deren Beispiele nachzuahmen. Dennoch endete der aquitanische Feldzug Ludwigs ohne durchschlagenden Erfolg: die Anstrengungen, welche ein ungewöhnlich heißer Herbst unter der Glut der südfranzösischen Sonne dem Heere auferlegte, erzeugten eine bedenkliche, schnell um sich greifende Krankheit, die eine Menge von Opfern forderte, die übrigen aber bis zur Kampfunfähigkeit erschöpfte. Mit Beginn des Winters entließ Ludwig die halb aufgelöste Armee, während er selbst in der Hauptstadt Aquitaniens, Poitiers, seinen Aufenthalt nahm.

Schon einmal, zu Ende des Jahres 832, hatte ein ähnlicher, freilich noch kläglicherer Ausgang eines zu Gunsten Karls unternommenen aquitanischen Feldzugs für die Regierung Kaiser Ludwigs eine schwere Krisis herbeigeführt. Ganz Aehnliches geschah jetzt. Ludwig von Baiern hatte durch ausweichende und hinhaltende Erklärungen des Vaters Argwohn zu beschwichtigen gewußt und so die ihm drohende Gefahr glücklich abgewendet. Dann hatte er die Zeit, da Ludwig der Fromme in Aquitanien im Felde lag, vortrefflich ausgenutzt und war im Frühjahr 840 im besten Zuge, seine Herrschaft in Ostfranken auf den alten Umfang zu erweitern. Selbst in Sachsen hatte er Anhang gewonnen; nun drang er plötzlich in Alemannien ein und zog

siegreich weiter bis Frankfurt. Das Land rechts vom Rhein war damit in seiner Gewalt; auch scheint sich die Bevölkerung ihm ohne Widerstand gefügt zu haben. Während also Ludwig der Fromme dem Sohne zuliebe den Enkel um Land und Leute brachte, verlor dieser selbst durch den älteren Bruder den größten Theil des ihm zugefallenen Reiches. Damit stand wieder alles in Frage; auch die Verständigung mit Lothar konnte durch diesen plötzlichen Umschlag gefährdet werden. Die Schreckensbotschaft von den Erfolgen des Baiernkönigs machte auf den Hof von Poitiers einen um so tiefern Eindruck, als der Zustand des alten Kaisers auf dessen nahes Ende hinwies: starb derselbe aber, ehe Karls Herrschaft in den ihm zugewiesenen Gebieten sicher gestellt war, so war alle Mühe und Arbeit, alles, was er und die Kaiserin im Interesse ihres Lieblings gelitten hatten, einfach vergeblich gewesen. Das erklärt die fieberhafte Unruhe, mit der Ludwig trotz eines schweren und schnell fortschreitenden Lungenleidens den Aufstand des Baiern niederzuschlagen eilte. Selbst die Fastenzeit achtete er diesmal nicht, und noch einmal lohnte ihm ein glänzender Erfolg. Während er einen Theil seines Heeres zum Schutze Aquitaniens zurückließ, eilte er mit dem andern an den Rhein, überschritt denselben Ostern und drang das Lahnthal aufwärts nach Hessen und Thüringen vor. Ludwig von Baiern wurde dort durch die kraftvolle und schnelle Aktion des Vaters so völlig überrascht, daß er, von Baiern abgeschnitten, sich der drohenden Gefangenschaft nur entziehen konnte, indem er über die östliche Grenze in das Land der Slaven entwich und von diesen die Erlaubnis erkaufte durch das Sorbenland nach Böhmen zu reiten, von wo er dann glücklich nach Baiern zurückkehrte. Der siegreiche Kaiser aber gedachte gegen den abtrünnigen Sohn diesmal volle Strenge walten zu lassen; auch Baiern sollte derselbe nun einbüßen. Eine auf den 1. Juli nach Worms geladene Reichsversammlung war bestimmt die nöthigen Schritte zu thun. Da trat der Tod hindernd dazwischen: gerade in dem Augenblick rief er den alten Kaiser ab, wo er das Ziel langjährigen, oft gescheiterten, doch nie entmuthigten Strebens endlich erreicht, seines Lieblingssohnes Herrschaft festgestellt und durch die Verknüpfung mit dem erneuten Kaiserthume Lothars gegen künftige Stürme gesichert zu haben glauben durfte.

Auf dem Rückwege von der vergeblichen Verfolgung Ludwigs von Baiern war der Kaiser Anfang Mai 840 nach Salz an der fränkischen Saale gekommen. Dort verschlimmerte sich sein Zustand: Athemnoth und Beängstigungen quälten ihn, der Magen versagte die Nahrung. Ludwig ließ sich zu Schiff den Main hinab nach Frankfurt bringen, nach kurzer Rast von dort weiter nach einer Ingelheim gegenüber gelegenen Rheininsel, in deren Wald er öfters dem geliebten Waidwerk nachgegangen war; dort ließ er ein Zeltlager herrichten. Die Krankheit warf ihn auf das Lager. Er fühlte, daß die letzte Stunde nahe sei, und betete um Beschleunigung seines Endes. Tiefer Schmerz erfüllte ihn, gedachte er der Nothlage, in der Kirche und Reich zurückblieben; er ahnte, daß beiden Unheil, wesentlich von ihm ver-

schuldet, bevorstehe. Dazu war er so traurig vereinsamt: Karl und Judith weilten im fernen Aquitanien, inmitten des gährenden Landes einer ungewissen Zukunft entgegensehend. Konnte er hoffen, daß Lothar, der in Italien weilte, die zuletzt geschworenen Eide besser halten würde als die früheren? Bitterer Groll aber erfüllte ihn auch angesichts des nahen Todes gegen Ludwig von Baiern, und er wollte ihn nicht fahren lassen, so fromm er sich sonst auf sein Ende vorbereitete. Täglich beichtete er seinem Halbbruder Drogo, dem er jetzt in zärtlicher Neigung zugethan war. Er ließ den Inhalt seiner Schatzkammer verzeichnen und bestimmte, wie derselbe an Kirchen, Klöster und Arme vertheilt werden, was Lothar, was Karl zufallen sollte. Lothar übersandte er die Abzeichen der kaiserlichen Herrschaft, Krone, Schwert und Scepter, indem er ihn zugleich ermahnte Karl und Judith die gelobte Treue zu bewahren. Nur Ludwigs wurde bei allen diesen Anordnungen des sterbenden Kaisers mit keinem Worte gedacht. Da legte Drogo für denselben ein gutes Wort ein; aber Ludwig antwortete darauf mit der Erinnerung an all das Leid, das ihm dieser Sohn zugefügt hätte: daß eben dieser es gewesen, der ihm die Krone gerettet und ihn aus tiefer Schmach wieder aufgerichtet, schien der Kaiser unter dem Eindruck der letzten trüben Erfahrungen ganz vergessen zu haben. Aber schließlich wurde er doch etwas milder: mit bereits ersterbender Stimme erklärte er den mit Drogo sein Lager umstehenden Bischöfen, er vergebe dem Sohne, der ja nicht zu ihm kommen könne, um seine Verzeihung zu erbitten, das ihm zugefügte Unrecht; aber niemals möchten sie denselben das Böse vergessen lassen, womit er seinen Vater mit Herzeleid in die Grube gebracht habe. Bei schnellem Schwinden der Kräfte, aber bei vollem Bewußtsein sah Ludwig noch den 20. Juni, einen Sonntag, tagen; Drogo celebrirte an seinem Bette die Messe und reichte ihm das Abendmahl. Der Kaiser bat die Geistlichen um ihren Segen und um Vornahme der bei Sterbenden üblichen kirchlichen Ceremonien. Während derselben rief er plötzlich: „Hinaus! Hinaus!" Dann verklärten sich seine eben noch finsteren Mienen, und auf dem heiter lächelnden Antlitz des Kaisers lag der Friede des Todes.

Die Leiche Ludwigs des Frommen wurde nach Metz gebracht in das Kloster des hl. Arnulf, des Stammvaters des karolingischen Hauses, wo viele von seinen Vorfahren und auch seine Mutter, die Schwäbin Hildegard, mit zwei frühverstorbenen Töchtern ruheten. In dieser Kirche, welche, ursprünglich den Aposteln geweiht, nach der Ueberführung der Gebeine des gewaltigen Bischofs aus der Einöde von Remiremont auf dessen Namen umgetauft war, wurden die irdischen Reste Ludwigs beigesetzt in einem altchristlichen Sarkophage von zweifellos römischem Ursprung, der auf drei Löwen ruhend, mit einem Relief geziert war, das den Durchzug der Kinder Israel durch das rothe Meer und den Untergang der verfolgenden Aegypter darstellte. Erst bei einem späteren Umbau der Kirche, sicher nicht vor dem dreizehnten Jahrhundert, brachte man auf dem Sarkophage das angebliche Bild

des Kaisers selbst an, in ganzer Gestalt, mit stattlichem Bart, eine einfach gezackte, mit Edelsteinen verzierte Krone auf dem Haupte, in reicher Gewandung, den Mantel mit verzierter Agraffe auf der Brust und einer mit Edelsteinen besetzten breiten Borte versehen, während der Grund desselben mit gemalten Lilien besäet gewesen zu sein scheint. Die Stürme aber, welche das Leben Ludwigs erschüttert, sind auch seiner Gruft nicht fern geblieben. Als Metz 1552 von den Franzosen occupirt war und diese sich unter dem kriegsgewaltigen Herzog von Guise zur Abwehr des herbeieilenden Karl V. anschickten, wurde zusammen mit den übrigen außerhalb der eigentlichen Stadt liegenden Kirchen ältester Gründung auch die dem hl. Arnulf geweihte im Interesse der Vertheidigung geschleift, das Grab Ludwigs aber in ein demselben Heiligen gewidmetes Kloster innerhalb der alten Stadt verlegt, indem man den Sarkophag in die Mauer einließ und mit einem von Säulen getragenen Baldachin überwölbte. So scheint die Grabstätte bis in die Zeit der französischen Revolution erhalten geblieben zu sein; deren Zerstörungswuth erst hat sie, wie so viele kostbare Denkmäler der Vorzeit, vernichtet; das Grab wurde erbrochen, der Sarkophag an einen Steinmetzen verkauft, der ihn schließlich, da er keinen Käufer dafür fand, zertrümmerte und zum Theil zur Herrichtung eines neuen Kamins in seiner Wohnung verwendete. Nur ein dürftiges Fragment davon soll auf der Bibliothek zu Metz verwahrt werden.

IV. Der Bruderkrieg um das Reich und die Verträge von Verdun und Meersen.

840—870.



Karolingischer Initialbuchstabe mit den Zeichen des Zodiakus.
In einer Bibel, welche Karl dem Kahlen vom Grafen Vivien, weltlichem Abt des Klosters St. Martin zu Tours, geschenkt wurde. Paris, National-Bibliothek.

Die Regierung Ludwigs des Frommen, ruhm- und erfolglos in ihrem Verlaufe, war zu Ende gegangen inmitten einer neuen großen Krisis. Worauf lange Jahre hindurch all sein Sinnen und Denken gerichtet gewesen war, wofür Ludwig noch zuletzt trotz der Beschwerden des Alters eine erstaunliche Entschlossenheit und Raschheit des Handelns entwickelt hatte, war schließlich doch nicht erreicht: er hatte seinen Lieblingssohn von neuen Gefahren umringt und einer völlig ungewissen Zukunft gegenüber zurücklassen müssen; Aquitanien war nicht unterworfen, Ludwig von Baiern beharrte in offener Rebellion, und auf Lothars Eid war jetzt so wenig Verlaß wie früher. Wie ein Fluch lag die launenhafte und wetterwendische Politik des Kaisers, die bald von verzärtelnder Liebe, bald von kleinlich nachtragendem Haß beherrscht gewesen, auf seinem Hause und dem Reiche. Es war nicht zu erwarten, daß die durch sie Geschädigten ihre Anordnungen mehr respektiren würden, als Ludwig selbst es gethan hatte.

Während Karl, zu jung um selbständig zu handeln, mit seiner Mutter Judith in Poitiers sehen mußte, wie seine Gegner in Aquitanien sich von Neuem erhoben und der Anhang des jungen Pippin schnell wuchs, drang

Ludwig, unlängst als Flüchtling nach Baiern zurückgekehrt, wieder nach dem Rhein hin vor, brachte das wichtige Worms in seine Gewalt und wandte sich dann nach Sachsen. Lothar aber erhob unbekümmert um seinen Eid und ungerührt durch die ihm übermittelten Mahnungen des sterbenden Vaters Anspruch auf das ganze Reich und die volle Herrschergewalt über dasselbe. Hatte der Vater doch noch zuletzt die Kaiserkrönung als zu Recht bestehend anerkannt und Lothar in die aus derselben entsprungenen Rechte ausdrücklich wieder eingesetzt. Danach erschien Lothar vielen nicht nur als berechtigt, sondern geradezu als verpflichtet einer dauernden Zertheilung der karolingischen Monarchie entgegenzutreten. Namentlich in den Augen der Geistlichkeit war er nun der berufene Vertreter der von der Kirche gewünschten Reichseinheit. Das Volk dachte vielfach ebenso und trat bereitwillig auf die Seite des jungen Kaisers, dessen Herrschaft den Theilungen und den Bürgerkriegen ein Ende zu machen und einen neuen Zustand der Ordnung und des Rechtes zu begründen verhieß. Daher fanden die von Lothar über die Alpen geschickten Boten, die für ihn Huldigung und Treueid heischten, nirgends Widerstand, und als Lothar selbst im Reiche erschien, begegnete man ihm mit willigem Gehorsam. Zu Ingelheim sah er sich von einer stattlichen Versammlung kirchlicher Würdenträger umgeben; auch Ebo von Reims erschien dort, um seine einflußreiche Stellung im Rathe Lothars und bald auch seinen erzbischöflichen Sitz wieder einzunehmen. Unter Führung Otgars von Mainz hielten auch aus den deutschen Landen die meisten Bischöfe zu Lothar; bei den Anfangs etwa schwankenden thaten Versprechungen und Drohungen ein Uebriges.

Die Sache Lothars stand demnach sehr günstig, als er nach müheloser Einnahme von Worms den Rhein überschritt und in der Gegend von Frankfurt auf den aus Sachsen herbeieilenden Ludwig von Baiern stieß. Dennoch wagte er auch jetzt eine Schlacht nicht, sondern schloß einen Waffenstillstand, der dann bis zum 11. November verlängert wurde. Diese Unentschlossenheit brachte ihm schweren Nachtheil. Sich westwärts wendend brach Lothar nämlich in Karls Gebiet ein, wo der Kampf gegen den jungen Pippin ohne Entscheidung fortdauerte, und stieß bei Orléans auf Karls Heer, mit dem er aber wiederum statt zu fechten einen Vertrag einging: bis zum Mai des nächsten Jahres, wo beide Brüder zu weiterer Verständigung in Attigny zusammentreffen wollten, sollte Karl in ungestörtem Besitz Aquitaniens, Gothiens, der Provence und eines großen Theiles von dem Lande zwischen Seine und Loire bleiben; auch gegen Ludwig sollte Lothar bis dahin die Waffen ruhen lassen. Während dieser Zeit hatte aber Ludwig die deutschen Lande vollends erobert, sich die Huldigung leisten lassen und selbst in Sachsen festen Fuß gefaßt, wo namentlich die Mönche des reichen Klosters Corvei für ihn wirkten. Dann besetzte er die festen Plätze längs des Rhein, um Lothar den Eintritt in dieses Gebiet zu verwehren. Trotz des Waffenstillstandes ließ nun der Kaiser im Frühjahr 841 ein gewaltiges Heer unter dem Grafen Adalbert von Metz, dem erbitterten

Feinde des Baiernkönigs, gegen den Rhein vordringen. Ludwig täuschend kam dasselbe glücklich über den Rhein, und vor ihm her verbreiteten sich nun die Agenten und Sendlinge Lothars über das ganze Land, verhießen reichen Lohn den Gehorsamen, furchtbare Ahndung den Widerstrebenden und bewirkten dadurch so massenhaften Abfall von Ludwig, daß dieser sein Heer plötzlich zusammenschwinden sah und in Folge dessen seine Eroberungen wieder aufgeben und nach Baiern entweichen mußte.

Aber was Lothar hier gewonnen, ging im Westen wieder verloren. Lothars Vertragsbruch gab Karl die Aktionsfreiheit schon jetzt zurück. Mit einem beträchtlichen Heere überschritt derselbe bei Rouen die Seine, drängte die in jener Gegend stehenden Mannschaften Lothars zurück, besetzte St. Denis und breitete sich dann über die Champagne aus, so daß er Ostern schon in Troyes stand. Um diese Zeit weilte Lothar, der den Schutz der deutschen Landschaften Adalbert von Metz überlassen hatte, in der Pfalz zu Aachen. Seine Klagen über Vertragsbruch konnte ihm Karl mit gutem Rechte zurückgeben; auch fand dieser sich zu der vereinbarten Zusammenkunft in Attigny rechtzeitig ein, wartete aber vergeblich auf das Erscheinen des älteren Bruders. Wol aber erhielt Karl dort Botschaft und Bündnisanträge von Ludwig, die er mit der dringenden Bitte um schnelle Unterstützung beantwortete. Bald war Ludwig denn auch im Marsch nach Westen. Als er von Baiern nach Schwaben vordrang, stieß er an der Grenze beider Landschaften, im Riesgau an der Wernitz, auf den Grafen Adalbert von Metz, der ihm den Weg verlegen wollte. Am 13. Mai 841 kam es dort zu einem Treffen, in dem Ludwig, obgleich die Seinen in der Minderzahl waren, obsiegte und der feindliche Führer selbst den Tod fand. Bereits Mitte Juni vereinigte sich Ludwig bei Chalons an der Marne mit Karl, der von Attigny wieder zurückgegangen war, da er auch die Verstärkungen abwarten wollte, die seine Mutter Judith ihm aus Aquitanien zuführen sollte; Lothar war ihm gefolgt, hatte aber wiederum das Wagnis einer Feldschlacht nicht auf sich nehmen mögen. Jetzt war die Lage des Kaisers vollends kritisch geworden. Dennoch wies er die Vorschläge der Brüder zu einem billigen Vergleich zurück und zog wieder südwärts, um sich mit Karls aquitanischen Gegnern unter dem jungen Pippin zu verbinden und so zunächst das militärische Gleichgewicht wiederherzustellen. Trotz der Erschöpfung der deutschen Truppen beschlossen Ludwig und Karl dem abziehenden Gegner zu folgen: sie suchten eine Entscheidungsschlacht, ehe der Kaiser weitere Verstärkungen an sich gezogen hätte. Bei Auxerre an der oberen Yonne erreichten sie denselben auch. Aber wiederum wurden Unterhandlungen angeknüpft, und während derselben gelang es Lothar durch einen plötzlichen Aufbruch zu entkommen; er wandte sich südwestlich nach der Loire. Die Verbündeten folgten ihm so schnell, daß, als er bei Fontenay lagerte, sie bereits in dem benachbarten Thury standen. Aber Lothar war nun sicher die von dem jungen Pippin herangeführten aquitanischen Hülfstruppen, die in schnellem Anmarsch begriffen waren, an sich ziehen zu können. Vermuthlich mit Rück-



LITHOGR. R. HÜLCKER. DRUCK AUG. KÜRTH.

Miniature in einem *Evangeliar* [illegible]

(Nach Bastard.)



sicht darauf boten ihm seine Brüder nochmals einen friedlichen Vergleich an; für die Unterhandlungen wurde eine Waffenruhe bis zum 25. Juni vereinbart. Ludwig und Karl schlugen dem Kaiser vor eine ganz neue Vertheilung des Reichs vorzunehmen; anderenfalls wollte Ludwig sich mit dem rechtsrheinischen Lande begnügen, Karl das Gebiet zwischen dem Kohlenwalde und der Maas abtreten. Lothar lehnte ab; denn was er mit den neuen Verhandlungen vornehmlich hatte erreichen wollen, war inzwischen geschehen: am 24. Juni stieß Pippin mit seinen Aquitaniern im Lager von Fontenay zu dem Kaiser.

So rückten denn am Morgen des 25. Juni 841 die verbündeten Könige zum Entscheidungskampfe aus. Mit dem einen Theil ihres Heeres besetzten sie den niedrigen Höhenzug zwischen Fontenay und Thury; die Hauptmasse ordneten sie am Fuße desselben. Nach einem letzten Vergleichsversuche begann der Kampf. Auf dem einen Flügel befehligte Karl, auf dem andern focht sein einflußreichster Rathgeber, Graf Adalhard, gegen die Aquitanier Pippins, im Centrum stand Ludwig gegen Lothar. Dem Ansturm der baierischen Schaaren vermochte Lothar trotz großer persönlicher Tapferkeit doch auf die Dauer nicht zu widerstehen; obenein verließen, als das Glück sich von ihm wandte, viele von den Seinen verrätherisch ihren Posten, und schließlich wurde er selbst von dem Strom der Fliehenden mit fortgerissen. Inzwischen hatte auch Karl die Feinde geworfen. Nur auf dem andern Flügel dauerte der Kampf noch fort: dort war Graf Adalhard durch Pippin und die Aquitanier hart ins Gedränge gebracht; da schickte ihm Karl seinen Oheim Nithard, des Angilbert Sohn, zu Hülfe, und beider Anstrengungen gelang es endlich auch die Aquitanier zu werfen. Um die Mittagszeit war der Sieg der beiden Brüder entschieden, ihre Truppen folgten den fliehenden Feinden auf dem Fuße und richteten ein furchtbares Blutbad unter denselben an; auch das Lager Lothars und Pippins mit reicher Beute fiel in ihre Hände. Dort erst machten die Verfolger Halt. Entsetzen ergriff sie beim Anblick des mit zahllosen Leichen bedeckten Schlachtfeldes, dessen Bäche und Rinnsale von dem strömenden Blute purpurn gefärbt waren. Lothars Heer war so gut wie vernichtet. Mag auch



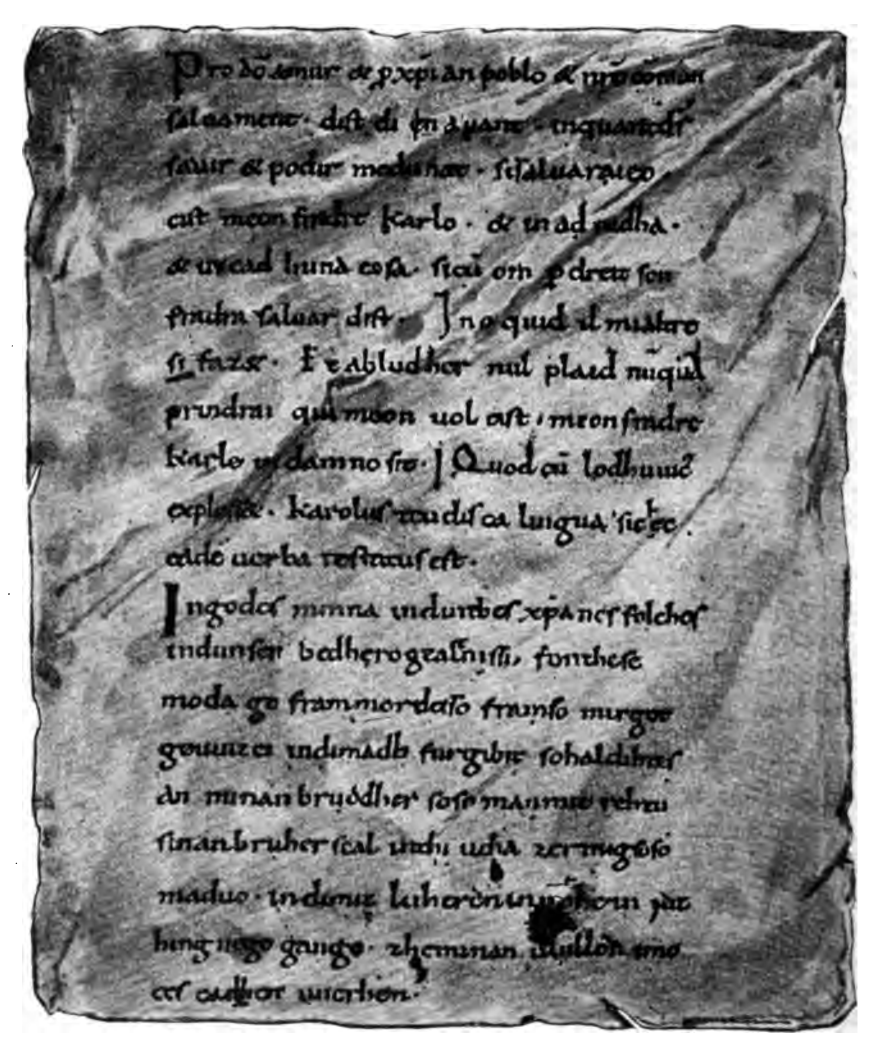
Fränkische Krieger des 9. Jahrhunderts.
Darstellung
in einer Miniaturen-Handschrift.

die Zahl von 40 000, die auf Seiten des Kaisers gefallen sein sollen, übertrieben sein, sicher ist, daß die Zeitgenossen sich mit Grauen von dem Morden abwandten, das Angehörige Eines Reiches auf der Walstatt von Fontenay wider einander verübt hatten. Denn das war es, was diesen Schreckenstag so grauenvoll machte, daß nicht Fremde mit einander gerungen, sondern Brüder wider einander im Felde gestanden, Genossen Eines Volkes, Angehörige Eines Stammes sich in wüthendem Kampfe hingemordet hatten. Auf beiden Seiten hatten Aquitanier gefochten; bei der Erbitterung, mit der gerade auf diesem Theil des Schlachtfeldes gefochten war, wird der aquitanische Adel mit seinen Waffenknechten auch besonders schwere Verluste erlitten haben. Ueberhaupt scheint vornehmlich der romanische Theil des fränkischen Volkes den Tag von Fontenay als einen unheilvollen zu beklagen gehabt zu haben: denn sein Adel hatte den Kern des Heeres sowol bei Karl wie bei Lothar ausgemacht, während die deutschen Krieger Ludwigs wol nur ausnahmsweise einen Stammgenossen in den feindlichen Reihen getroffen haben werden. Dieses Verhältnis war noch in einer anderen Hinsicht bedeutend: der letzte blutige Akt des Bruderkrieges stellte sich dar als ein Kampf des romanischen und des germanischen Elements in dem karolingischen Reiche. Indem er die Kraft des ersteren durch eine beispiellose Niederlage auf lange hinaus brach, legte er die Entscheidung über die Zukunft des Reichs in die Hände der Deutschen, verlieh den Bestrebungen Ludwigs von Baiern einen kräftigen Rückhalt. Insbesondere konnte nach dem Siege bei Fontenay von einer Zerreißung der deutschen Gebiete und einer Vertheilung derselben in der bisher beliebten Weise nicht mehr die Rede sein. Insofern war bei Fontenay auch das Schicksal des Reiches entschieden. Die Einheit, wie Lothar sie theils mit Gewalt, theils durch die Künste einer unehrlichen Politik hatte durchsetzen wollen, war unhaltbar und mußte aufgegeben werden; nur eine Theilung des Reiches nach der größeren oder geringeren Zusammengehörigkeit der in ihm vereinigten Stämme konnte den Frieden im Herrscherhause und im Reiche herstellen und es abwenden, daß aus der Blutsaat von Fontenay immer neue blutige Ernten aufgingen.

Als ein Gottesurtheil sollte der Sieg von Fontenay nach dem Wunsche der Sieger gelten. Als ein solches verkündeten ihn die Bischöfe von der Partei Ludwigs und Karls: in reiner Absicht, ohne selbstsüchtigen Nebengedanken daran theilgenommen zu haben sei verdienstlich und löblich, erklärten sie, um die Gewissensbisse der Sieger zu beschwichtigen. Von der anderen Seite wurde natürlich die entgegengesetzte Auffassung vertreten. Da hatten die Sieger sich frevelhaften Aufruhrs schuldig gemacht gegen den von Gott anerkannten und allein berechtigten Herrscher. So dachte Otgar von Mainz, so handelte namentlich Lothar selbst. Dieser eilte nach Aachen, um sofort zu weiterem Kampfe zu rüsten. Tief griff er, um Anhang zu werben, in das schon stark verminderte Krongut; freigebiger noch war er mit Versprechungen: namentlich die unfreien Leute suchte er zu gewinnen, indem er ihnen als Lohn für

ihre Hülfe die Freiheit verhieß. Besonders in Sachsen wandte er dies bedenkliche Agitationsmittel an. Unter dem Einfluß der fränkischen Verhältnisse hatte sich dort ein Wandel der alten socialen Ordnung vollzogen: der Adel hatte nach dem Vorbild des fränkischen seine Rechte vermehrt, die der halbfreien Lassen dagegen bis zur Unfreiheit gemindert; selbst freie Leute waren vielfach in Dienstbarkeit gesunken. Die dadurch erzeugte Unzufriedenheit wurde gesteigert durch die schweren kirchlichen Lasten, deren Beseitigung dringend verlangt wurde. Bei solcher Stimmung fanden die Verheißungen Lothars gerade in Sachsen günstige Aufnahme: unter dem Namen des Stellingabundes schlossen sich die unzufriedenen Schaaren zusammen; mit den kirchlichen Lasten zugleich mochten manche die Quelle derselben, das Christenthum selbst, beseitigt zu sehen hoffen. Jedenfalls war es ein sehr bedenklicher Weg, den Lothar mit der Anwendung solcher Kampfmittel betrat. Aber selbst vor dem Bündnis mit den Dänen schreckte er nicht zurück, das er durch Ueberlassung der Inseln Walchern erkaufte. Und trotzdem kam Lothar nicht zu einer ernsten militärischen Aktion. Gegen Ludwig zu fechten zieht er erst nach dem Rhein, um sich dann plötzlich nach Westen gegen Karl zu wenden. Dieser nämlich hatte sich nach dem Siege bei Fontenay ohne Rücksicht auf die in Aquitanien noch herrschende Gährung nach den Landschaften an Seine und Marne gewandt und war über Soissons und Reims im Anmarsch gegen die Maas. Bei Lothars Annäherung kehrte er um und hielt den Gegner an der hochangeschwollenen Seine auf. Längere Zeit standen beide einander ohne besondere Unternehmungen gegenüber, bis zu Beginn des Jahres 842 die Annäherung Ludwigs, welcher die zur Deckung der Rheinlinie bestimmten Truppen Lothars durchbrochen hatte, diesen zum Rückzug auf Aachen nöthigte. Ungehindert vereinigten sich nun die beiden jüngeren Brüder im Februar 842 zu Straßburg. Feierlich erneuerten sie dort ihr Bündnis. Dabei richtete jeder von ihnen an seine Mannschaften eine Ansprache, Karl in romanischer, Ludwig in deutscher Sprache: sie wiesen darin hin auf das Unrecht, das Lothar ihnen gethan und noch zu thun fortfahre, und auf die schwere Heimsuchung, die er dadurch über alle Theile des Reiches gebracht habe; deshalb seien sie entschlossen ihren zu gemeinsamer Vertheidigung geschlossenen Bund jetzt durch feierlichen Eidschwur zu bekräftigen und zu erneuern; demjenigen von ihnen beiden, der diesen Eid brechen würde, sollten seine Leute hinfort keinen Gehorsam mehr schuldig sein. Dann sprach Ludwig, um Karls Leuten verständlich zu werden, die Eidesformel in romanischer Mundart: „Aus Liebe zu Gott sowie um des christlichen Volkes und unseres Seelenheils willen werde ich von diesem Tage und in Zukunft, soweit Gott mir Wissen und Vermögen giebt, diesen hier als meinen Bruder halten, wie man einen Bruder von Rechts wegen halten soll, unter der Bedingung, daß er mit mir ein Gleiches thue. Mit Lothar aber werde ich keinen Vertrag eingehen, der diesem meinem Bruder irgendwie zum Schaden gereichen könnte." Die gleiche Schwurformel sprach dann

in deutschen Worten Karl. So trat hier in der Verschiedenheit der Sprache zum erstenmale die im Entstehen begriffene nationale Sonderung hervor,



Pro do amur & xpian poblo & nro commun
saluament. dist di in auant. inquant ds
sauir & podir me dunat. si saluarai eo
cist meon fradre karlo. & in ad iudha.
& in cad huna cosa. sicu om p dreit son
fradra saluar dist. In o quid il mi altre
si fazet. Et ab ludher nul plaid nuquã
prindrai qui meon uol cist meon fradre
karle in damno sit. Quod cũ lodhuuuic
explesset. karolus teudisca lingua sic&
eade uerba testatus est.
Ingodes minna indurthes xpanes folches
indunser bedhero gealtnissi. fonthese
moda ge frammordes so framso mirgot
geuuizci indimadh furgibit sohaldihtesan
an minan bruodher soso manmit rehtu
sinanbruher scal. inthiu thaz ermigsoso
maduo. indi mit ludheren innohheiniu thin
hing ne gegango. the minan uuillon imo
ce scadhen uuerhen.

Facsimile der Niederschrift der Straßburger Eidschwüre Ludwigs des Deutschen und Karls des Kahlen vom Jahre 842 in „Nithards fränkische Geschichten"; Manuscript des 10. Jahrh. Paris, National-Bibliothek.

welche dem Einheitsstreben Lothars ein besonders starkes Hindernis entgegensetzte.

Eigentlich konnte das Schicksal des karolingischen Reiches damit bereits für entschieden gelten. Denn für Lothar schwand nun die Hoffnung, den

Bund der Brüder zu sprengen, der durch die Straßburger Eide aus der Sphäre des persönlichen Interesses erhoben und zur Sache ihrer Völker und der in diesen vereinigten Stämme gemacht worden war. Dem entsprach auch die Einheitlichkeit und Energie der weiteren Operationen. An der Spitze ihrer Heere zogen Ludwig und Karl rheinabwärts nach Worms. Ueberall eilten die bisherigen Anhänger Lothars die Gunst der Sieger zu gewinnen; selbst Drogo von Metz schloß sich denselben an. In der Gegend zwischen Worms und Mainz wurde ein längerer Halt gemacht, um die Antwort Lothars auf erneute Friedensanträge abzuwarten. Nach Ablehnung derselben drang das Heer, verstärkt durch Baiern und Schwaben, die Ludwigs ältester Sohn Karlmann herbeiführte, weiter nach Coblenz vor. Die an der Mosel stehenden Mannen Lothars, dabei die dänischen Hülfstruppen, zogen schleunigst ab: der Weg nach Aachen lag offen vor den Verbündeten. In den Reihen Lothars aber begann nun der Abfall, den zu bekämpfen der Kaiser die schleunig zusammengerafften Schätze mit vollen Händen vertheilte: auch ein berühmtes Kleinod aus dem Nachlaß des Vaters, einen silbernen Tisch, der auf drei zusammengefügten Schilden die Erde, den Sternenhimmel und den Lauf der Planeten darstellte, ließ er damals in Stücke schneiden und unter die Wankenden vertheilen. Doch war sein Heer in ziemlicher Auflösung, als es über Chalons und Troyes eiligst nach Lyon entwich und damit, wie es schien, auf die Behauptung der nördlichen Landschaften verzichtete. Ohne Rücksicht auf ihn dachten nun Ludwig und Karl das Land im Norden der Alpen unter sich zu vertheilen, so daß Lothar hinfort auf Italien beschränkt würde. Zur Legalisirung dieser Theilung bot wiederum die Kirche die Hand, Eine Synode, die auf der beiden Könige Ladung in Aachen zusammentrat, setzte ein Verzeichnis all der Vergehen auf, deren Lothar sich schuldig gemacht, von der ersten Rebellion gegen den Vater und dem wiederholten Bruch der demselben geleisteten Eide bis zu den letzten kriegerischen Gewaltthaten, erklärte den Kaiser auf Grund göttlicher Entscheidung des Sieges und des Reiches verlustig und lud die Brüder ein, die Regierung des Reiches, deren Lothar sich unfähig und unwürdig erwiesen, zu übernehmen und nach Gutdünken zu ordnen. Ein Ausschuß, zu dem Ludwig und Karl je zwölf Bevollmächtigte ernannten, sollte die neue Theilung des noch unvergebenen mittleren Landes vornehmen, dabei aber weniger auf die Abgrenzung gleich großer und im Ertrage gleicher Theile sehen als vielmehr auf die Verwandtschaft und innere Zusammengehörigkeit der zusammenzulegenden Stücke. Von Aachen aus ging dann Karl in das Land westlich der Maas, Ludwig nach Sachsen, wo nicht blos der Stellingabund noch in Waffen stand, sondern auch normannische und slavische Einfälle die Grenzen gefährdeten. Später trafen sie in Verdun wieder zusammen, um den Kampf gegen Lothar wieder aufzunehmen. Da endlich entschloß sich dieser zur Nachgiebigkeit: durch eine stattliche Gesandtschaft der angesehensten Männer seines Anhangs machte er den Vorschlag, im Anschluß an die alte Zuweisung von Italien, Baiern und

Aquitanien an je einen von ihnen eine Neutheilung des ganzen Reiches vorzunehmen. Lothar gestand damit zu, was Ziel und Zweck des von den Brüdern gegen ihn unternommenen Kriegs gewesen war: diese gaben dem gegenüber die letzte Aachener Theilung um so richtiger preis, als auf beiden Seiten das Verlangen nach endlicher Beilegung des Bürgerkrieges immer lauter wurde. Die Kirche aber, in ihrer würdelosen Dienstbarkeit, eilte auch jetzt wieder das gegen Lothar gefällte Urtheil zurückzunehmen und erkannte durch einen neuen Beschluß die eben geleugnete Würdigkeit und Fähigkeit desselben zu regieren an. Die verbündeten Könige schlugen vor, in der Weise zu theilen, daß Lothar zu seinem italienischen Reiche im Allgemeinen das Land zwischen Rhein und Maas und Rhein und Saône bis zu den Alpen erhalten sollte. Lothar fand das zu knapp gemessen und forderte auch das zur Zeit in Karls Besitz befindliche Gebiet zwischen Maas und Kohlenwald. Die Theilung selbst sollte auf einem Congresse stattfinden und Lothar von den drei dort zu scheidenden Theilen einen vorweg wählen dürfen. Bei Macon, auf einer Insel in der Saône, kamen Mitte Juni Lothar, Ludwig und Karl dann angesichts ihrer Heere persönlich zusammen, bestätigten die Abmachungen ihrer Bevollmächtigten und beschworen sie als Grundlage des Friedens, den man Anfang Oktober in Metz vereinbaren wollte. Bis dahin sollten auch die als Grundlage der Theilung dienenden Vermessungsarbeiten beendet sein, zu denen die Brüder je vierzig Bevollmächtigte stellten.

Für gesichert konnte man den Frieden allerdings nicht halten, wenn man die selbstsüchtige und kampfbereite Haltung der Brüder in der Zwischenzeit sah. Ludwig warf in Sachsen den Stellingaaufstand mit blutiger Strenge nieder; Karl nahm in Aquitanien den Kampf gegen seinen Neffen Pippin wieder auf; Lothar strafte die Großen der mittleren Lande, die sich seinen Brüdern angeschlossen hatten, mit Güterconfiscationen: man sah, auf welches Gebiet sich sein Augenmerk für die bevorstehende Theilung besonders richtete. Auch traute man einander nicht. Anfang Oktober kamen Ludwig und Karl in Worms zusammen; Lothar saß in Diedenhofen: man fürchtete von ihm einen Gewaltstreich gegen die Unterhändler, die in dem benachbarten Metz tagten, und verlegte deshalb den Congreß nach Coblenz, wo die Bevollmächtigten der Parteien durch den Rheinstrom von einander getrennt lagerten und täglich auf dem Vorsprung zwischen Rhein und Mosel, in der alten, dem h. Castor geweihten Kirche zusammenkamen. Die Bevollmächtigten der jüngeren Brüder aber erklärten, über Größe und Beschaffenheit der zu theilenden Gebiete nicht hinreichend unterrichtet zu sein, weil Lothar sie an den nöthigen Vermessungen gehindert habe, und verlangten deshalb Aufschub der Theilung, während Lothars Vertreter dieselbe gleich vorgenommen sehen wollten. Man mußte schließlich froh sein einen Aufschub bis Anfang November vereinbart zu sehen, damit die Könige selbst sich über die entstandenen Differenzen äußern könnten. Aber die Noth, die in allen Theilen des Reiches herrschte und die mit dem Beginn der rauhen Jahreszeit noch stieg, mahnte eindringlichst zum Frieden.



Initialbuchstabe aus einer in der Mitte des 9. Jahrhunderts für Karl den Kahlen geschriebenen Bibel.
Paris, National-Bibliothek. (Bible de St. Dénis.)

Ferner kamen dazu im Norden die Einfälle der Dänen und Normannen, im Süden die Raubfahrten der Araber. Auch hatten die Großen nirgends mehr Lust, den aussichtslosen Streit zu eigenem Verderben noch weiter fortzusetzen. So schloß man im November 842 zu Diedenhofen einen neuen Stillstand bis zum 14. Juli 843: in der Zwischenzeit sollten dreihundert Bevollmächtigte eine genaue Aufnahme des Reichs ausführen und auch alle Bisthümer, Abteien, Grafschaften und Domänen rücksichtlich ihres Ertrages verzeichnen, um so für das Theilungsgeschäft eine sichere geographisch-statistische Grundlage zu schaffen. Zu einer Einigung aber scheinen die Bevollmächtigten auch diesmal nicht gelangt zu sein, als der Stillstand zu Ende ging. Deshalb kamen die drei Brüder selbst Anfang August in Verdun zusammen, entschlossen den Frieden zu sichern. Ein letztes Hindernis für denselben war vielleicht mit dem am 19. April 843 erfolgten Tode der Kaiserin Judith beseitigt worden. In Tours war die Frau gestorben, die so schweres Unheil über das Reich der Franken und sein Herrscherhaus gebracht hatte, nachdem sie ihre ehrgeizigen Entwürfe nur zum kleinsten Theil erfüllt gesehn hatte: in dem Kloster des h. Martin wurde sie beigesetzt.

Ueber die Einzelheiten der im August 843 zu Verdun geführten Verhandlungen, die Art, wie man die drei Theile gesondert und wie unter Beobachtung des Lothar zugestandenen Vorwahlrechts jeder der drei Könige sich seinen Theil ausgesucht, haben wir keine Kenntnis. Die Ziehung der Grenzlinien war jedenfalls die Hauptsache; denn welchen von den entstehenden Theilen jeder von den Brüdern erhielt, stand ja eigentlich zum Voraus fest, da Lothar Italien, Ludwig Baiern und Karl Aquitanien als unantastbaren Besitz ansah und man bereits bei der Aachener Theilung des mittleren Landes zwischen Ludwig und Karl das Princip aufgestellt

hatte, daß weniger auf Gleichheit der Theile in Umfang und Ertrag als auf Verwandtschaft und innere Zusammengehörigkeit gesehn werden sollte. So scheint man sich in Verdun denn schnell verständigt zu haben. Noch in einer anderen Richtung war die Entscheidung außerdem schon gefällt: die Kaiserkrone war Lothar nicht mehr zu nehmen, und die Rechte, die sich aus ihr ergaben, mußten demselben gelassen werden. In territorialer Hinsicht folgte daraus der Anspruch auf Rom und auf Aachen, und in diesem Sinne waren ja gleich die ersten Vorschläge der verbündeten Brüder gehalten gewesen. Es wäre demnach eine leere Formalität gewesen, Lothar das Vorwahlrecht noch ausdrücklich üben zu lassen: den ihm principiell gebührenden Reichstheil gegen die andern abzugrenzen war eigentlich die Hauptaufgabe des Congresses zu Verdun. Daß sie nicht leicht zu lösen war, zeigt die überaus künstliche und durchaus unnatürliche Zusammensetzung des dem Kaiser schließlich zugewiesenen Gebietes im Norden der Alpen. Denn während Ludwig, in natürlichem Anschluß an das längst in seinem Besitz befindliche Baiern, Schwaben bis an den Rhein nebst Kurwalchen und dem Thur- und Aargau erhielt, dann nördlich davon die ostfränkischen Landschaften auf dem rechten Rheinufer nebst Sachsen und Thüringen und dem an Böhmen angrenzenden Nordgau mit dem Schwalafeld an der Altmühl, links vom Rhein aber nur die bischöflichen Sprengel von Worms, Speier und Mainz, die seit Karls des Großen Zeit ihres Weinreichthums wegen besonders geschätzt waren, Karl aber mit seinem bisherigen Herrschaftsgebiet Aquitanien die Landschaft Septimanien verband, im Süden ferner die spanische Mark, im Norden aber Burgund, soweit es westlich von der Saône lag, und weiterhin ganz Neustrien, das eigentliche Francien nebst der Bretagne und Flandern zugetheilt erhielt, beide also in sich geschlossene und auch hinsichtlich der Bevölkerung einheitliche Reiche bekamen, stellte sich Lothars Reich von Anfang an dar als eine gezwungene Zusammenfügung nicht recht zusammengehöriger Theile. Denn mit Italien verband Lothar in Verdun zunächst die dem langobardischen Gebiete westlich benachbarte Provence, die Landschaften zwischen Alpen und Rhone, über deren Lauf er mit Uzei, Viviers und Lyon sogar noch hinausgriff; daran schloß sich nördlich Hochburgund, das an der Somme mit dem Reiche Karls, in den Hochalpen an der Aare mit dem Ludwigs grenzte, ferner das von der Mosel durchflossene Land, welches das Erzbisthum Trier mit seinen Suffraganen einnahm, und endlich das alte ripuarische Gebiet zwischen der Schelde im Westen und der Grenze Sachsens jenseits des Rheins; indem ihm schließlich auch noch Friesland von der Schelde bis zur Wesermündung zufiel, reichte Lothars langgestrecktes Reich von der südlichen Grenze des mittleren Italien bis an die Gestade der Nordsee. Es müssen offenbar ganz eigenthümliche Erwägungen, unabweisbare Forderungen Lothars gewesen sein, denen dieses künstliche, den Keim des Untergangs in sich tragende Reich seine Entstehung verdankte. In eine nördliche und südliche Hälfte getrennt, die der schwer übersteigbare Wall der Alpen schied, hier dem Ansturm der Normannen und Dänen, dort dem

der Araber preisgegeben, vereinigte dasselbe Italiener, Provenzalen und Burgunder, Rheinfranken und Friesen in sich, Völker und Bruchtheile von solchen, denen die wahre Lebensgemeinschaft fehlte; von dem nördlichen Theil gravitirte die westliche Hälfte naturgemäß nach dem alten neustrischen, die östliche nach dem alten austrasischen Lande. Das Unnatürliche dieser Zusammenfügung wurde doch auch dadurch nicht gemindert, daß man die Theilung nicht als eine endgültige ansah, sondern nur als eine provisorische Maßregel bezeichnete, welche durch die Noth des Augenblicks geboten war, da auf andere Weise der Bürgerkrieg nicht beendet werden konnte. Der Idee nach sollte das Reich auch jetzt noch als ein einheitliches fortbestehen: wenn auch einem jeden von den drei Brüdern ein Theil desselben zu besonderer Verwaltung übergeben war, so hatte doch jeder von ihnen ein gewisses Anrecht auf das ganze Reich, befanden sie sich gleichsam im gemeinschaftlichen Besitz desselben. Daher standen sie auch, wennschon Lothar als Kaiser einen gewissen Vorrang hatte, doch auf derselben Stufe und sollten trotz der Theilung gemeinsam regieren, heißen




Königs- und Kaiser-Siegel Lothars I.; verkleinert.

auch Könige der Franken, mag auch der einzelne sich daneben nach seinem besondern Gebiete nennen. Die Theilung von Verdun sollte also streng genommen wieder keine Theilung sein. Für die Unterthanen der drei Könige im Allgemeinen und an dem Verhältnis der einzelnen Landschaften zu ihren Herren wurde durch sie nur wenig geändert. Gewisse Momente trugen noch dazu bei, diese Fiktion von der fortdauernden Einheit des Reiches zu erhalten. Es gab Große genug, deren reiche Güter in zwei, vielleicht in allen drei Theilreichen lagen und die in Folge dessen von zweien oder gar von allen drei Königen abhängig waren. Gewiß hatten diese ein Interesse daran, die Vorstellung von der Fortdauer der Reichseinheit zu nähren, weil dadurch der Thronwechsel in den Theilreichen an Bedeutung verlor und den Besitz ihrer Lehen nicht gleich in Frage stellte. Ueberhaupt steigerte die Theilung auch den Einfluß des Laienadels: bei der andauernden Unsicherheit der Verhältnisse bedurften die Könige des guten Willens und der Dienstbereitschaft desselben und standen nicht an, diese durch Zugeständnisse an Rechten und Gütern zu erkaufen. Je mehr die Könige ihres Laienadels bedurften, um

so reichern Gewinn machte dieser: er hatte fast ein Interesse daran, den Frieden sich nicht völlig befestigen zu lassen und die Zwietracht der Könige zu nähren.

Anders stand in dieser einen Hinsicht die Kirche. Sie war alle Zeit die vornehmste Trägerin der Reichseinheit gewesen; sie hielt an derselben auch jetzt fest, nicht auf Grund der großen Traditionen einer frühern Zeit, sondern wesentlich im Interesse ihres weltlichen Besitzes. Denn die zu Verdun gezogenen Grenzlinien entsprachen nicht der territorialen Gliederung der Kirche, sondern durchbrachen und zerrissen willkürlich deren Diöcesanverfassung. Die Erzbisthümer Köln und Mainz gehörten theils dem Reiche Lothars, theils dem Ludwigs an; das von Lyon hatte an den Reichen Lothars und Karls seinen Antheil. Dieselben Erwägungen, welche den in ähnlicher Lage befindlichen weltlichen Großen im eigenen Interesse die Fortdauer einer feindlichen Spannung zwischen den Königen wünschenswerth machten, mußten diese kirchlichen Würdenträger bestimmen auf die Erhaltung und Festigung der Eintracht unter denselben hinzuwirken. Es entsprang hier ein Gegensatz zwischen den Interessen der weltlichen Großen und des Episkopats, der in seiner weiteren Entwicklung auf das Verhältnis von Staat und Kirche sehr tief einwirken mußte. Doch gingen auch in dieser Hinsicht die Wege der Theilreiche bald auseinander.



Karolingischer Initialbuchstabe in einer vom Grafen Vivien Karl dem Kahlen geschenkten Bibel. Paris, National-Bibliothek.

In dem Karl zugefallenen Reichstheilen war der Besitz der Kirche während der Bürgerkriege durch räuberische Eingriffe der weltlichen Großen beträchtlich verkürzt worden. Der König aber war nicht stark genug jetzt die Herausgabe des Genommenen zu erzwingen. Ferner war in diesen westlichen Landen die alte Grundlage der germanischen Staats- und Gesellschaftsordnung, die Freiheit des gemeinen Mannes schon vielfach geschwunden; mit dem Siege des Beneficial- und Lehenwesens verfielen alle, die nicht in dem stufenweise gegliederten Lehensverbande einen bestimmten Platz hatten, der Unfreiheit. Damit schwand aber auch die alte Grundlage der militärischen Organisation, der Heerbann verfiel und der König war mit seinen Bedürfnissen an gewaffneten Diensten auf seine Vasallen angewiesen. Natürlich nutzten diese die Lage des Königs aus und ließen sich die Leistung der Heerfolge mit immer neuen Uebertragungen von Land und Leuten abkaufen; indem nun in diesen Territorien die bisher dem König zustehenden Rechte auf die

Großen übergingen, verlor das Königthum fortwährend an Geltung und gewannen diejenigen Territorien an Ausdehnung, welche dem König nur noch dem Namen nach unterstanden, thatsächlich aber von übermächtigen Vasallen ziemlich selbständig regiert wurden. Schließlich galt die Autorität des Königs nur noch in dem verhältnismäßig geringen Gebiet, das als Königsgut, als Domäne direkt durch Beamte des Hofes verwaltet wurde. Ganz ähnlich gestalteten sich die Dinge in dem nördlichen Theile von Lothars Reich. In Italien dagegen standen dem im Lehnswesen wurzelnden Adel, der anderswo die Freiheit des gemeinen Mannes und die Selbständigkeit der Kirche gefährdete, die Städte mit den Anfängen zu einem freien, selbstbewußten Bürgerthum und ein unabhängiger, reichbegüterter Klerus gegenüber. Für das Königthum war im Süden der Alpen weniger von den weltlichen Großen als von der Kirche zu fürchten, namentlich dem römischen Bisthum, das sich dem Kaiserthum als dem Ausdruck der Reichseinheit nothgedrungen gebeugt hatte, jetzt aber, wo dieses mit der Zerschlagung der karolingischen Monarchie seine Macht und in Folge dessen auch einen guten Theil seiner Bedeutung eingebüßt hatte, sich rüstete als die umfassendere Autorität die Vertretung der christlichen Gesammtinteressen in seine Hand zu nehmen, dem Kaiserthum den Gehorsam aufkündigte und bald danach sich an die Stelle desselben zu setzen bestrebt war. Je größere Interessen in Folge dessen für Lothar und sein Haus in Italien auf dem Spiele standen und je mehr andererseits die Behauptung der kaiserlichen Autorität die Bedingung schien, von der die Oberhoheit über das ganze Reich abhing, um so mehr lag der Schwerpunkt für die Thätigkeit Lothars und der Seinen in Italien und um so mehr wuchs somit die Gefahr, welche ihre Herrschaft im Norden der Alpen, in einem unnatürlich zusammengewürfelten Reiche bedrohte. So wurde in Karls Reich das Königthum zur Ohnmacht verurtheilt durch die wachsende Macht des auf Kosten des Königthums und der Kirche bereicherten Laienadels, in dem Lothars wurde es überflügelt durch die wachsende Macht der reichbegüterten und auch in weltlichen Dingen leistungsfähigen Kirche.

Die Bedingungen zur Ausbildung eines volksthümlichen, nationaler Entwickelung förderlichen Staatswesens waren am meisten in dem Reiche Ludwigs vorhanden. Mit Ausnahme Kurwalchens enthielt dasselbe nur Einwohner deutscher Zunge; in allen seinen Theilen waren die gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse und die auf ihnen beruhende staatliche Ordnung deutsch geblieben. Aber nicht blos nach dem von ihm beherrschten Gebiete, auch nach dem für sein Wesen charakteristischen Zügen und nach seiner Politik durfte im Gegensatz zu seinen Brüdern Ludwig als der Deutsche bezeichnet werden. Er hat viel gethan, um die vorhandenen Anfänge einer festeren Einigung zwischen den deutschen Stämmen zu fördern und weiterzubilden, die feindlichen Elemente aber entweder niederzuschlagen oder zu versöhnen. Im Wesentlichen hat diese deutsche Politik Ludwigs, welche freilich mehr aus einem gewissen richtigen Instinkt als aus eigentlich politischer Berechnung entsprang, ihre

Ziele auch erreicht. Denn von den drei zu Verdun geschaffenen karolingischen Reichen ist das Ludwigs des Deutschen das einzige gewesen, dessen Entwickelung sich gleich in aufsteigender Linie bewegte, während die beiden anderen heillosen inneren Wirren und harten äußeren Bedrängnissen preisgegeben waren.

Ein wesentlicher Antheil aber an dieser günstigen Gestaltung der Verhältnisse in den Landschaften rechts vom Rhein gebührt der Kirche und der Art, in der Ludwig sich mit derselben zu stellen und ihre Kräfte für die Förderung der staatlichen und nationalen Zwecke nutzbar zu machen wußte. Es scheint beinahe, als ob dieser König, im Gegensatze namentlich zu seinem Bruder Karl, die Bedeutung der Kirche für die noch so junge Kultur seines Volkes erkannt habe: er schützte dieselbe in ihrem Besitz, und deshalb kam es hier nicht zu jener tödtlichen Verfeindung zwischen dem Klerus und dem Laienadel, welche für das westfränkische Reich verhängnisvoll werden sollte. Kirchen und Klöster wurden hier die Pflanzstätten einer höheren Kultur, und die Missionsthätigkeit ihrer frommen Insassen förderte die nationalen Ziele und das wirthschaftliche Gedeihen des werdenden Staates. Während einst Otgar von Mainz aus allen Kräften auf den Sturz Ludwigs des Deutschen hingearbeitet hatte, verband sich sein Nachfolger, der gelehrte Abt von Fulda, Rabanus Maurus (848—56), dem Könige in ehrlichem Zusammenwirken zum Wole des Staates und der Kirche. Die Versammlungen des deutschen Klerus, die unter seiner Leitung wiederholt in Mainz gehalten wurden, faßten auch für die staatliche Entwickelung wichtige und nützliche Beschlüsse: sie schützten die Freiheit des gemeinen Mannes gegen Eingriffe von Geistlichen sowol wie von Weltlichen; sie bedrohten die Gegner von Ludwigs Herrschaft mit kirchlichen Strafen; sie waren nicht blos strenge Hüterinnen der Rechtgläubigkeit, sondern auch Pflegerinnen der deutschen Sprache, deren sich nach ihren Vorschriften die Geistlichen bei der Erklärung der Heiligen Schriften dem Volke gegenüber bedienen sollten. Der deutsche Klerus blieb eben seiner Herkunft treu: daher gewann er auch auf die geistige und sittliche Entwickelung des deutschen Volkes einen ganz andern Einfluß, als ihn der Klerus Westfrankens auf die bunt gemischte und unruhig bewegliche romanische Bevölkerung ausüben konnte und ausüben wollte. Der werdende nationale Staat fand hier von Anfang an seine Hauptstütze in einer nationalen Kirche. Das aber ist für die Gestaltung des deutschen Staats- und Kirchenwesens während des ganzen Mittelalters entscheidend geworden

Im Gegensatz zu dem Reiche Ludwigs des Deutschen wurde das Karls des

---

*) Leider findet sich kein Anhalt dafür, wen der Miniator in diesem Fürsten hat darstellen wollen. Aus dem Purpurmantel aber und der Krone, welche eine aus den Wolken ragende Hand, die Hand Gottes, über sein Haupt hält, ist mit Sicherheit zu schließen, daß ein König oder ein Fürst königlichen Geblütes dargestellt sei. Er ist angethan mit einem auf der Schulter durch eine goldene Agraffe zusammengehaltenen Purpurmantel, und einer goldgestickten hellfarbigen Tunika, welche um den Leib von einem mit Edelsteinen verzierten Gürtel, von dem man nur das herabhängende Ende sieht, zusammengehalten wird. Die Bekleidung der Beine scheint die hosenartige, durch den Namen femoralia bezeichnete zu sein. Der Fürst steht zwischen zwei Bischöfen, welche heilige Bücher im Arm halten und mit dem Meßgewand, der Kasel, dem Chorhemd und langer Tunika bekleidet sind; auf der Brust tragen sie das kreuzgeschmückte Pallium.



Fränkischer Fürst.

Miniature in einem Meßkanon der 2. Hälfte des 9. Jahrh. aus dem alten Schatz der Kirche zu Metz *)
(Paris, National-Bibliothek.)

Kahlen auch in der Folgezeit von mancherlei inneren Kämpfen heimgesucht. Auf ihm lastete der Fluch des in langjährigem Familienhader durch Verrath und Untreue groß gezogenen Hasses, der nicht zur Ruhe kommen konnte, sondern immer wieder durchbrechend neue Opfer verlangte. Der alten Schuld aber fügte Karl selbst neues schweres Verschulden hinzu. Während er im Frühjahr 844 das zum jüngern Pippin haltende Toulouse belagerte, erschien auf seine Ladung, die von trügerischen Freundschaftsversicherungen begleitet gewesen, Graf Bernhard von Barcelona, der die letzten Stürme, wie es scheint, in vorsichtiger Zurückgezogenheit ungefährdet überdauert hatte, nun aber auch seinerseits in den allgemeinen Frieden aufgenommen zu werden hoffte. Statt dessen wurde er gefangen genommen, durch den Spruch der bei Karl im Lager weilenden Edelleute verurtheilt und hingerichtet — eine zwecklose Blutthat, die auf Karl ein um so übleres Licht warf, als Bernhard doch einst den Plänen der Kaiserin Judith und damit Karls eigenem Interesse gedient hatte, und die obenein noch die Meinung erwecken konnte, daß die schmutzigen Anklagen, welche einst gegen Judith und ihr Verhältnis zu dem Grafen umgelaufen, aber längst durch mehrfache feierliche Reinigungseide widerlegt waren, von dem Sohne selbst doch für begründet erachtet und mit später Rache an dem Schuldigen gestraft würden. Der Eindruck wurde noch gesteigert durch die neuen Schrecknisse, welche dieser hinterlistigen Blutthat entsprangen. Bernhards Sohn nämlich, Wilhelm, ein ritterlicher Jüngling, von der Begierde nach Rache durchglüht, erhob sich in offener Rebellion gegen den feigen König, in dem ja manche seinen eigenen Bruder vermutheten, überfiel bei einer Furth am Flusse Agout einen sengenden und brennenden Haufen der Königlichen und richtete unter den Ueberraschten ein furchtbares Blutbad an. Des Königs Oheim, Abt Hugo, ein natürlicher Sohn Karls des Großen, und der Abt Richbot von S. Riquier, der Sohn einer Tochter des großen Kaisers, deckten mit vielen andern Vornehmen als blutige Leichen das Schlachtfeld bei der „Furth der Vergeltung", wie das entsetzte Volk die Stelle nachmals nannte, und eine Menge edler Gefangener folgte dem stolzen Sieger in traurige Haft. Seitdem gewann der Aufstand im südlichen Aquitanien neue Kraft, und Karls Mittel reichten nicht aus ihn zu bewältigen. Inzwischen aber öffnete die Fortdauer des Bürgerkrieges den ringsum lauernden Feinden die Grenzlandschaften des Reiches. An den westlichen Küsten raubten die wilden Normannen, im Norden hausten die Dänen. Schon im Jahr 845 drangen die erstern bis nach Paris vor und plünderten die unvertheidigte Stadt, und obgleich Karl mit einem Heer herbeieilte, wurden sie von ihm doch nicht gehindert; ja als Preis für den Abzug erhielten sie schließlich noch eine bedeutende Summe Goldes zugewogen. Danach war es denn freilich nicht zu verwundern, daß schon 848 das reiche Bordeaux ein ähnliches Schicksal erlebte.

Dieser Zustand unruhiger Gährung in dem Reiche Karls des Kahlen gefährdete in seinen weiteren Wirkungen auch den kaum hergestellten Frieden

zwischen den königlichen Brüdern von Neuem. Denn indem Karl von den einheimischen Gegnern die einen durch kleinmüthige Nachgiebigkeit zu beschwichtigen trachtete, verdarb er es dadurch wieder mit den andern und brachte seine schwache Regierung vollends um Ansehn und Anhang. In Folge dessen tauchte bald der Gedanke auf, man thäte besser sich von einem solchen König überhaupt loszusagen und sich dem kraftvollen Regiment des bewährten Ludwig von Baiern anzuschließen. Namentlich in den altfränkischen Gebieten scheint diese Stimmung geherrscht zu haben. Zu dieser Ansicht konnten sich schließlich alle diejenigen bekennen, die eine weitere Zersplitterung des Reichs vermieden sehen wollten, wie sie in dem Reiche Lothars aus der unnatürlichen Zusammensetzung entsprang, in dem Karls aus der Unfähigkeit des Königs gegenüber



Normannische Krieger.
Aus angelsächsischen Miniaturen-Handschriften.

dem aufsässigen und verwilderten Adel. Mußte Karl doch schließlich den jungen Pippin als Unterkönig von Aquitanien anerkennen, so daß nur die nördlichen Landschaften Poitou, Saintonge und Angoumois unter der unmittelbaren Hoheit des westfränkischen Königs blieben. Noch kläglicher endete Karls Versuch den wilden Bretonenherzog Nominoi unter sein Scepter zu beugen. Die Gegner des Königs, einheimische wie auswärtige, wußten nur zu gut, daß die drei Frankenkönige nicht in Eintracht lebten, daß es der politischen und der persönlichen Differenzen genug unter ihnen gab, die zu offenem Streit führen und ihnen Vorschub leisten könnten. Ja, die ideelle Einheit des Reiches und die aus ihr abgeleitete ideelle Gemeinsamkeit in der Regierung desselben war eher die Quelle ernsten Haders als ein Mittel zur Erhaltung der Ein-

tracht unter den karolingischen Königen. Wenn ein offener Conflikt zunächst zwischen Lothar und Karl noch vermieden wurde, so war auch das wol das Verdienst des ehrlich vermittelnden Ludwig des Deutschen, der an dem Straßburger Eide getreulich festhielt und mit Ernst auf Erhaltung des Friedens hinarbeitete. Immerhin führten selbst wiederholte Zusammenkünfte der fränkischen Herrscher und ihrer Großen, wie sie 847 und 851 in Meersen stattfanden, doch nur zu einer äußerlichen Erneuerung der alten Allianzen, konnten aber nicht der fortschreitenden Entfremdung ein Ziel setzen. Wie wenig mit solchen Mitteln zu erreichen war, lehrte die Thatsache, daß dem zweiten Meersener Friedenstage (851) und seinen feierlichen Declarationen gegen diejenigen, welche das gute Einvernehmen zwischen den drei Königen zu stören wagen würden, der Ausbruch eines neuen Bürgerkrieges unmittelbar folgte. Das Anwachsen der aquitanischen Opposition machte die Stellung Karls immer schwieriger; in seiner Bedrängnis suchte er durch engern Anschluß an Kaiser Lothar einen Rückhalt zu gewinnen. In Folge dessen bemühten sich nun aber auch seine einheimischen Gegner um einen mächtigen auswärtigen Bundesgenossen und fanden ihn in dem durch das Bündnis der Brüder isolirten und bedrohten Ludwig dem Deutschen. Ihm boten die Führer der aquitanischen Opposition schließlich geradezu die Krone an, und Ludwig lehnte dieselbe jetzt nicht mehr ab. Vielmehr schickte er seinen zweiten Sohn Ludwig mit Heeresmacht in das Land, das so von neuen Kriegsschrecken heimgesucht wurde. Doch mußte der jüngere Ludwig sich bald von der Aussichtslosigkeit des Unternehmens überzeugen und trat den Rückzug an, während Karl sich nun mit den Aquitaniern verständigte und dem Lande auch für die Zukunft größere Selbständigkeit gewährte, indem er seinen Sohn Karl zum König desselben bestellte.

Seit diesem Zwischenfall blieb das Einvernehmen zwischen den beiden jüngern Söhnen Ludwigs des Frommen, die anderthalb Jahrzehnte in guter Bundesgenossenschaft gestanden hatten, natürlich erschüttert. Beide aber glaubten die bisher gepflegte Verbindung vollends entbehren zu können, als erst der Mann von dem Schauplatze abtrat, gegen den ihre Allianz zunächst gerichtet gewesen war, und die Macht, über die derselbe verfügt hatte, durch eine weitere Theilung zersplittert und ungefährlich gemacht wurde. Nicht lange nämlich nach der Herstellung des Friedens zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen starb am 29. September 855 ihr älterer Bruder, Kaiser Lothar, in der Stille des Klosters Prüm, wohin er sich im Gefühl des nahen Todes zurückgezogen hatte. Sterbend hatte er sein Reich so getheilt, daß sein erstgeborner Sohn Ludwig, der bereits 844 durch Papst Sergius zum König von Italien und 850 durch Leo IV. zum römischen Kaiser gekrönt worden war, Italien beherrschen sollte, während von dem Gebiete im Norden der Alpen die nördliche Hälfte mit der Hauptstadt Aachen dem zweiten Sohne, Lothar, die südliche, im Gebiete der Rhone, dem jüngsten, Karl, gegeben wurde. Damit begann für das mittlere der drei karolingischen



Eine Seite aus einem Evangelienbuch.

Für Kaiser Lothar in der Abtei St. Martin zu Tours in d. 1. Hälfte d. 9. Jahrh. geschrieben.
(Paris, National-Bibliothek.)

Reiche eine Zeit gesteigerter Trübsal, in der die Zerrüttung desselben schnelle Fortschritte machte. Keiner von den drei Herrschern war seinem Platze gewachsen: ohne eine einzige von den hervorragenden Eigenschaften, welche ihre Ahnen groß gemacht hatten, besaß jeder von ihnen einen guten Theil der Fehler, die ihres Großvaters und Vaters Regierung entstellt hatten. Während der schwache Karl sein Königthum dem verwilderten Adel Südfrankreichs gegenüber kaum behaupten konnte und Rechte und Güter der Krone immer mehr in die Hände der großen Vasallen kommen sah, verlor unter dem unkriegerischen Ludwig II. das Kaiserthum vollends seine Bedeutung und wurde bald sogar in der Leitung der politischen, ja zum Theil selbst der militärischen Angelegenheiten Italiens durch das mächtig und erfolgreich aufstrebende Papstthum ersetzt. Eben diesem aber bot Lothar II. durch seinen anstößigen Lebenswandel und einen daraus entspringenden langjährigen Ehestreit die Gelegenheit zu einem unerhörten Triumphe, der die Autorität der Kirche in einer für den Staat überhaupt verhängnisvollen Weise steigerte und erweiterte. In offener Auflehnung gegen die Gebote der Kirche und in herausforderndem Trotz gegen wiederholte kirchliche Strafmandate wollte Lothar II. seiner Jugendgeliebten Waldrada den Platz erzwingen, der seiner rechtmäßigen Gattin Teutberga gebührte, und suchte die Scheidung von letzterer der Kirche abzunöthigen, indem er mit Hülfe des Episkopats durch eine lange Reihe rücksichtsloser Gewaltthaten und niederträchtiger Fälschungen Teutberga als sittlich schwer verschuldet darstellte und aller durch die Trauung erworbenen Rechte berauben wollte.



Reliefbildnis von Lothar I. auf seinem Grabe.



Münzen von Lothar II.

1. Umschrift: † HLOTHARIVS REX, im Felde ein Kreuz mit vier Kugeln in den Winkeln; Rs. VIRIDVNVM CIVIS, im Felde eine Kirche. 2. Umschrift: LOTHRIVS RX, im Felde: verschlungenes Band mit fünf Kugeln; Rs. † MATISENSIV, im Felde ein Kreuz und vier Ringe.

Gegenüber solchen Zuständen in den westlichen Theilen des Reichs mußte die Lage der unter dem Scepter Ludwigs des Deutschen vereinigten Landschaften fast beneidenswerth erscheinen, und man mochte nun erst recht meinen, in Ludwig den Mann zu finden, der auch im Westen Ordnung stiften könnte. Da nun auf dem Congreß zu Meersen im Anschluß an die noch festgehaltene Idee von einer Fortdauer der Reichseinheit ausdrücklich vereinbart war, daß die Unterthanen des einen Königs über ihnen zugefügtes Unrecht bei dem andern sollten Klage erheben können, um durch dessen gütliche Vermittelung zu ihrem Rechte zu gelangen, so wandten sich viele Große aus dem Reiche Karls des Kahlen mit einer Klage und Aufforderung der Art an Ludwig den Deutschen. Dieser gab nun aber der bestehenden Abmachung eine wesentlich andere, ohne Frage höchst willkürliche Deutung, indem er statt als Vermittler und Friedensstifter als Eroberer in das Reich des jüngern Bruders einbrach. Vom Elsaß her drang er gegen die Seine vor, während Karl gerade gegen die Normannen im Felde lag. Sofort aber eilte dieser herbei, und bald standen die Brüder bei Brienne an der Aube einander kampfgerüstet gegenüber. Aber statt die Entscheidung der Waffen zu wagen, nahm Karl kleinmüthig seine Zuflucht zu Unterhandlungen, um im Verlaufe derselben ganz Aehnliches zu erleben, wie er in jungen Jahren an der Seite des Vaters auf dem Lügenfelde bei Colmar schon einmal erlebt hatte. Während etliche Tage hindurch die Unterhändler hin und her gingen, fiel die Mehrzahl der mit Karl im Felde erschienenen westfränkischen Großen von dem König ab und verließ das Lager desselben, so daß dieser, um sich wenigstens persönlich in Sicherheit zu bringen, mit den wenigen Getreuen, die noch bei ihm ausharrten, nach Burgund fliehen mußte. Damit schien (November 858) Ludwig der Deutsche Herr des westlichen Reiches; denn nicht blos die Mehrzahl der weltlichen Großen warb um seine Gunst und leistete ihm als ihrem Herrn Huldigung und Treueid, sondern auch Lothar II. suchte mit ihm in ein Bundesverhältnis zu kommen. Zurückhaltender dagegen benahm sich in dieser Krisis im Allgemeinen der Klerus: unter Leitung des gelehrten und staatsklugen Hincmar von Reims wählten die Bischöfe der occupirten Gebiete eine gewisse neutrale Stellung, indem sie zwar die gegen Karls Regierung erhobenen Klagen im Wesentlichen zu den ihrigen machten,

sich darum aber doch nicht gleich von demselben lossagten, sondern ihre Entscheidung von dem weiteren Gange der Dinge abhängig machten. So waren sie nach jeder Seite hin gesichert, wie die Entscheidung auch ausfallen mochte. Diese theils vorsichtige, theils zweideutige Haltung des Episkopates scheint auch auf den Laienadel Eindruck gemacht zu haben, um so mehr als Ludwig weder geneigt, noch im Stande gewesen sein wird die hochgespannten Erwartungen zu erfüllen, welche die zu ihm Abgefallenen hinsichtlich des ihnen zu gewährenden Lohnes an Rechten und Gütern hegten; von diesen aber mögen viele bald zu der Erkenntnis gekommen sein, daß sie unter des schwachen Karl Regierung ihren eigenen Vortheil, besonders auf Kosten der Kirche und der Kirchengüter, doch noch wirksamer hatten fördern können als unter Ludwig, der die Geistlichkeit in ihren Besitzungen und Rechten schützte und schirmte. Endlich schürten und hetzten gegen Ludwig die Verwandten der Kaiserin Judith, die deren grimmigen Haß gegen den Baiernkönig geerbt hatten. Genug, es vollzog sich mit überraschender Schnelligkeit ein neuer Wechsel in der Stellung des westfränkischen Adels. In Folge desselben befand sich Karl schon zu Beginn des Jahres 859 an der Spitze eines beträchtlichen Heeres im Anmarsch von Burgund her, um sein Reich wiederzugewinnen, und Ludwig durfte es nicht auf die Entscheidung einer Schlacht ankommen lassen, sondern trat schnell einen fluchtartigen Rückzug an. Freilich mußte auch Karl den Wiederanschluß der westfränkischen Großen nun durch neue Zugeständnisse belohnen, deren Kosten zum guten Theil Kirchen und Klöster mit ihren Gütern und Einnahmen zu tragen hatten. Bald knüpften die beiden Brüder Friedensverhandlungen an, die aber erst im Sommer 860 auf einer Zusammenkunft in Coblenz zu einem Abschluß gediehen. Karl versprach allen denjenigen von seinen Vasallen, die sich Ludwig dem Deutschen angeschlossen, völlige Straflosigkeit und gab ihnen die confiscirten Eigengüter zurück, während er in Bezug auf ihre Wiedereinsetzung in die verwirkten Benefizien sich die Entscheidung vorbehielt. Immerhin war der Friede der Art, daß er Ansehn und Ehre des Königthums schwer schädigte: die Herren vom Laienadel mußten sich förmlich aufgefordert fühlen bei der treulosen Schaukelpolitik der letzten Jahre zu bleiben.

Auch der Coblenzer Friede war nur von kurzer Dauer. Die Doppelstellung, in der sich ein großer Theil des Laienadels als Vasall zweier Könige befand, gab einen neuen Anlaß zu Streit, sowol zwischen den Königen, wie innerhalb der einzelnen Reiche. Sittliche Lockerheit, Intriguen aller Art und sinnliche Leidenschaft wirkten zusammen um das Haus der Karolinger einem schnellen Untergange entgegenzuführen, während die Noth des Reiches an den Grenzen durch Dänen, Normannen und Araber unerträglich stieg. Insbesondere drohte der anstößige Ehehandel Lothars II., der trotz aller Besserungsgelöbnisse immer von Neuem in die alte Schuld zurückfiel und von wilder Leidenschaft zu Waldrada entflammt der mishandelten Teutberga den Platz an seiner Seite hartnäckig versagte, über des Königs Haupt endlich einen furchtbaren Sturm zusammenzuziehen, in dem er leicht Krone und Reich verlieren

konnte. Angesichts einer solchen Möglichkeit eilten Karl der Kahle und Ludwig sich zu gemeinsamer Wahrnehmung ihrer Interessen zu verständigen. Denn mit dem Ehehandel Lothars II. hing unmittelbar auch die Frage zusammen nach der Ebenbürtigkeit und Successionsfähigkeit des Sohnes, den Waldrada dem Geliebten in der von der Kirche verworfenen Ehe geboren hatte: fiel dieselbe, so war Lothar II. ohne ebenbürtige Nachkommenschaft, und dann konnte der nördliche Theil des zu Verdun Kaiser Lothar zugewiesenen Reichs, der halb romanisch, halb deutsch, zwischen den Reichen Ludwigs und Karls mitteninne lag, bei der Ohnmacht, der Entfernung und anderweitigen Beschäftigung Kaiser Ludwigs II. seinen beiden Nachbarn zum Opfer fallen. Deshalb schlossen Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle zu Thousey bei Toul einen neuen Freundschaftsvertrag, durch welchen sie ihren Söhnen gegenseitig die Nachfolge in den väterlichen Reichen gewährleisteten und gemeinschaftlich bei Lothar II. auf eine gütige Verständigung hinzuarbeiten versprachen. Unter dem Eindruck der wachsenden Bedrohung seines Reiches durch die beiden Oheime bemühte sich nun Lothar II. wirklich auf seine Art um Frieden mit der Kirche, deren Leitung zu seinem Glück aus der Hand des strengen und unversöhnlichen Nicolaus I. in die des milderen Hadrian II. übergegangen war. Durch halbe Zugeständnisse und mehr scheinbar als wirklich geleistete Buße und Besserung erreichte Lothar bei letzterem doch soviel, daß er die Anerkennung des Sohnes der Waldrada und die Zulassung desselben zur Nachfolge auf den väterlichen Thron wenigstens nicht mehr unbedingt zurückwies. Um diese Angelegenheit persönlich zu betreiben und mit dem Papste direkt zu einer Verständigung zu gelangen, ging Lothar II. schließlich selbst nach Italien. Aber die Entscheidung seines bösen Ehehandels mußte der unzuverlässige König auch jetzt noch hinausgeschoben sehen: sie sollte einem demnächst zu berufenden allgemeinen Concil vorgelegt werden, dessen Spruch, trotz des Anhangs, den Lothar unter der hohen Geistlichkeit hatte, doch höchst zweifelhaft war. Wol aber wurde der König, nachdem er durch einen offenbaren Meineid jede Verletzung des früheren kirchlichen Spruches, der Teutberga als seine rechtmäßige Gattin anerkannt und ihm jede Gemeinschaft mit der als Buhlerin gebannten Waldrada untersagt hatte, frech abgeleugnet hatte, von dem persönlich friedliebenden Papste zum Abendmahl zugelassen und damit in die Gemeinschaft der Kirche wieder aufgenommen. Nicht lange danach aber starb er, auf dem Rückwege in sein Reich, nach kurzer Krankheit in Piacenza, am 8. August 869. In diesem jähen Tode des in der Blüte der Jahre stehenden Königs sahen die entsetzten Zeitgenossen vielfach die schnell hereingebrochene Strafe für das schwere Aergernis, das er gegeben und dem er zuletzt noch einen Meineid hinzugefügt hatte.

Der nördliche Theil des mittleren von den drei karolingischen Reichen wurde damit herrenlos. Ohne Frage war, da Lothar II. legitime Nachkommen nicht hinterließ, sein Bruder Kaiser Ludwig II. der nächstberechtigte Erbe, wie schon 813 nach dem Tode Karls von Provence dessen Gebiet zwischen

ihn und Lothar II. getheilt worden war, ohne daß von Seiten der Oheime irgend ein Anspruch erhoben worden wäre. Doch verfolgten die Interessen des Kaisers seit Jahren eine ganz andere Richtung: derselbe betrieb die Eroberung Unteritaliens und hatte in mühsamen Kämpfen bereits solche Erfolge erreicht, daß er die Araber allmählich ganz daraus zu vertreiben hoffen durfte. Aber noch lag er vor dem festen Bari, welches trotz des Angriffs, mit dem eine griechische Flotte Ludwig von der See her unterstützte, noch heldenmüthig Widerstand leistete, so daß der Kaiser die Belagerung nicht wol aufheben konnte, ohne das bisher Gewonnene überhaupt in Frage zu stellen. So behielten Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle im Norden freie Hand zur Ausführung ihres schon früher geplanten Unternehmens auf das Erbe Lothars II. Aber gleich im Beginne drohte es zwischen ihnen selbst über die noch ungewonnene Beute zum Streite zu kommen, indem Karl, die Behinderung seines Bruders benutzend, dieselbe allein an sich zu bringen trachtete. Ludwig der Deutsche lag damals nämlich gerade krank darnieder, seine drei Söhne aber waren in einem mühsamen Grenzkriege gegen die Slaven beschäftigt. So rückte Karl der Kahle ohne Rücksicht auf die früher getroffene Vereinbarung allein in Lothars II. Gebiet ein, brachte dasselbe ohne Widerstand an sich und wurde schon Anfang September in Metz als König gekrönt, und da unlängst seine Gemahlin Irmenfried, eine Tochter des Grafen Odo von



Sitzbild Lothars II. auf seinem Grabe.

konnte. Angesichts einer solchen Möglichkeit eilten Karl der Kahle und Ludwig sich zu gemeinsamer Wahrnehmung ihrer Interessen zu verständigen. Denn mit dem Ehehandel Lothars II. hing unmittelbar auch die Frage zusammen nach der Ebenbürtigkeit und Successionsfähigkeit des Sohnes, den Waldrada dem Geliebten in der von der Kirche verworfenen Ehe geboren hatte: fiel dieselbe, so war Lothar II. ohne ebenbürtige Nachkommenschaft, und dann konnte der nördliche Theil des zu Verdun Kaiser Lothar zugewiesenen Reichs, der halb romanisch, halb deutsch, zwischen den Reichen Ludwigs und Karls mitteninne lag, bei der Ohnmacht, der Entfernung und anderweitigen Beschäftigung Kaiser Ludwigs II. seinen beiden Nachbarn zum Opfer fallen. Deshalb schlossen Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle zu Thousey bei Toul einen neuen Freundschaftsvertrag, durch welchen sie ihren Söhnen gegenseitig die Nachfolge in den väterlichen Reichen gewährleisteten und gemeinschaftlich bei Lothar II. auf eine gütige Verständigung hinzuarbeiten versprachen. Unter dem Eindruck der wachsenden Bedrohung seines Reiches durch die beiden Oheime bemühte sich nun Lothar II. wirklich auf seine Art um Frieden mit der Kirche, deren Leitung zu seinem Glück aus der Hand des strengen und unversöhnlichen Nicolaus I. in die des milderen Hadrian II. übergegangen war. Durch halbe Zugeständnisse und mehr scheinbar als wirklich geleistete Buße und Besserung erreichte Lothar bei letzterem doch soviel, daß er die Anerkennung des Sohnes der Waldrada und die Zulassung desselben zur Nachfolge auf den väterlichen Thron wenigstens nicht mehr unbedingt zurückwies. Um diese Angelegenheit persönlich zu betreiben und mit dem Papste direkt zu einer Verständigung zu gelangen, ging Lothar II. schließlich selbst nach Italien. Aber die Entscheidung seines bösen Ehehandels mußte der unzuverlässige König auch jetzt noch hinausgeschoben sehen: sie sollte einem demnächst zu berufenden allgemeinen Concil vorgelegt werden, dessen Spruch, trotz des Anhangs, den Lothar unter der hohen Geistlichkeit hatte, doch höchst zweifelhaft war. Wol aber wurde der König, nachdem er durch einen offenbaren Meineid jede Verletzung des früheren kirchlichen Spruches, der Teutberga als seine rechtmäßige Gattin anerkannt und ihm jede Gemeinschaft mit der als Buhlerin gebannten Waldrada untersagt hatte, frech abgeleugnet hatte, von dem persönlich friedliebenden Papste zum Abendmahl zugelassen und damit in die Gemeinschaft der Kirche wieder aufgenommen. Nicht lange danach aber starb er, auf dem Rückwege in sein Reich, nach kurzer Krankheit in Piacenza, am 8. August 869. In diesem jähen Tode des in der Blüte der Jahre stehenden Königs sahen die entsetzten Zeitgenossen vielfach die schnell hereingebrochene Strafe für das schwere Aergerniß, das er gegeben und dem er zuletzt noch einen Meineid hinzugefügt hatte.

Der nördliche Theil des mittleren von den drei karolingischen Reichen wurde damit herrenlos. Ohne Frage war, da Lothar II. legitime Nachkommen nicht hinterließ, sein Bruder Kaiser Ludwig II. der nächstberechtigte Erbe, wie schon 813 nach dem Tode Karls von Provence dessen Gebiet zwischen

ihn und Lothar II. getheilt worden war, ohne daß von Seiten der Oheime irgend ein Anspruch erhoben worden wäre. Doch verfolgten die Interessen des Kaisers seit Jahren eine ganz andere Richtung: derselbe betrieb die Eroberung Unteritaliens und hatte in mühsamen Kämpfen bereits solche Erfolge erreicht, daß er die Araber allmählich ganz daraus zu vertreiben hoffen durfte. Aber noch lag er vor dem festen Bari, welches trotz des Angriffs, mit dem eine griechische Flotte Ludwig von der See her unterstützte, noch heldenmüthig Widerstand leistete, so daß der Kaiser die Belagerung nicht wol aufheben konnte, ohne das bisher Gewonnene überhaupt in Frage zu stellen. So behielten Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle im Norden freie Hand zur Ausführung ihres schon früher geplanten Unternehmens auf das Erbe Lothars II. Aber gleich im Beginne drohte es zwischen ihnen selbst über die noch ungewonnene Beute zum Streite zu kommen, indem Karl, die Behinderung seines Bruders benutzend, dieselbe allein an sich zu bringen trachtete. Ludwig der Deutsche lag damals nämlich gerade krank darnieder, seine drei Söhne aber waren in einem mühsameu Grenzkriege gegen die Slaven beschäftigt. So rückte Karl der Kahle ohne Rücksicht auf die früher getroffene Vereinbarung allein in Lothars II. Gebiet ein, brachte dasselbe ohne Widerstand an sich und wurde schon Anfang September in Metz als König gekrönt, und da unlängst seine Gemahlin Irmenfried, eine Tochter des Grafen Odo von



Sitzbild Lothars II. auf seinem Grabe.

Orléans und Nichte des mächtigen und einflußreichen Grafen Adalhard, gestorben war, so vermählte er sich bald danach mit Richilde, der Schwester des in dem neuerworbenen Gebiete besonders mächtigen Grafen Boso, um seine Stellung noch durch einflußreiche Familienverbindungen zu befestigen. Ungehört verhallten die Mahnungen des Papstes, der für die Rechte des in rühmlichem Kampfe gegen die Ungläubigen beschäftigten Kaisers Ludwig II. eintrat. Dennoch konnte Karl den gewonnenen Erfolg nur kurze Zeit behaupten. Kaum genesen nämlich trat ihm Ludwig der Deutsche mit der Forderung entgegen, daß ihm, wie früher vereinbart, die eine Hälfte von dem Reiche des Neffen überantwortet werde. Dieselbe abzuweisen wagte Karl um so weniger, als eben damals die Söhne Ludwigs aus dem Slavenkriege siegreich heimgekehrt waren und er daher fürchten mußte, des Bruders ganze Macht gegen sich aufgeboten zu sehen. Zudem fehlte es in dem neugewonnenen Lande auch ihm nicht an Gegnern: von den Anhängern des verstorbenen Lothars II. hatten sich manche zu Ludwig dem Deutschen geflüchtet; andere warteten nur auf den günstigen Moment zu offener Erhebung. So gab Karl nach und erklärte sich im Frühjahr 870 bereit die früher in Aussicht genommene Theilung zu vollziehen. Ueber die Einzelnheiten freilich konnte man sich zunächst noch nicht einigen, und eine Conferenz der beiderseitigen Bevollmächtigten zu Attigny blieb ohne Ergebnis. Die verabredete persönliche Begegnung der Brüder aber erfuhr eine unerwartete Verzögerung dadurch, daß Ludwig auf dem Wege dazu durch einen unglücklichen Sturz Schaden nahm und längere Zeit an das Lager gefesselt blieb. Erst im August 870 fand dieselbe zu Meersen statt, in der Nähe von Mastricht, auf einem in die Maas vorspringenden Stück Land. Der Verabredung gemäß erschienen beide nur mit geringem Gefolge, einigen Bischöfen und vertrauten Räthen, und in Begleitung von dreißig Dienstmannen.

Der zu Meersen vereinbarte Vertrag, fast auf den Tag siebenundzwanzig Jahre nach dem von Verdun geschlossen, führte die durch jenen eingeleitete Sonderung des karolingischen Reiches in nationale Gruppen ein gutes Stück weiter, ohne daß die Absicht dazu oder auch nur das Bewußtsein davon bei den Nächstbetheiligten obgewaltet hätte. Ganz gleichmäßig und gerecht wurde freilich nicht getheilt, denn bei der schließlichen Ziehung der Grenze wurde Karl von dem älteren Bruder, der im Besitze der größeren Macht war, entschieden überflügelt. In der Vertragsurkunde[1]) gab denn Karl auch ausdrücklich die Erklärung ab, daß er insbesondere die bisher innegehabte Grafschaft Metz nebst einigen benachbarten Klöstern dem Bruder nur überlassen habe, weil ohne dieses Zugeständnis der Friede überhaupt nicht möglich gewesen sein würde. Darin aber lag doch zugleich der Vorbehalt, daß er die erste günstige Gelegenheit benutzen werde, um das ihm jetzt Abgepreßte wiederum zurückzufordern. Auch der Vertrag von Meersen wurde also, gleich

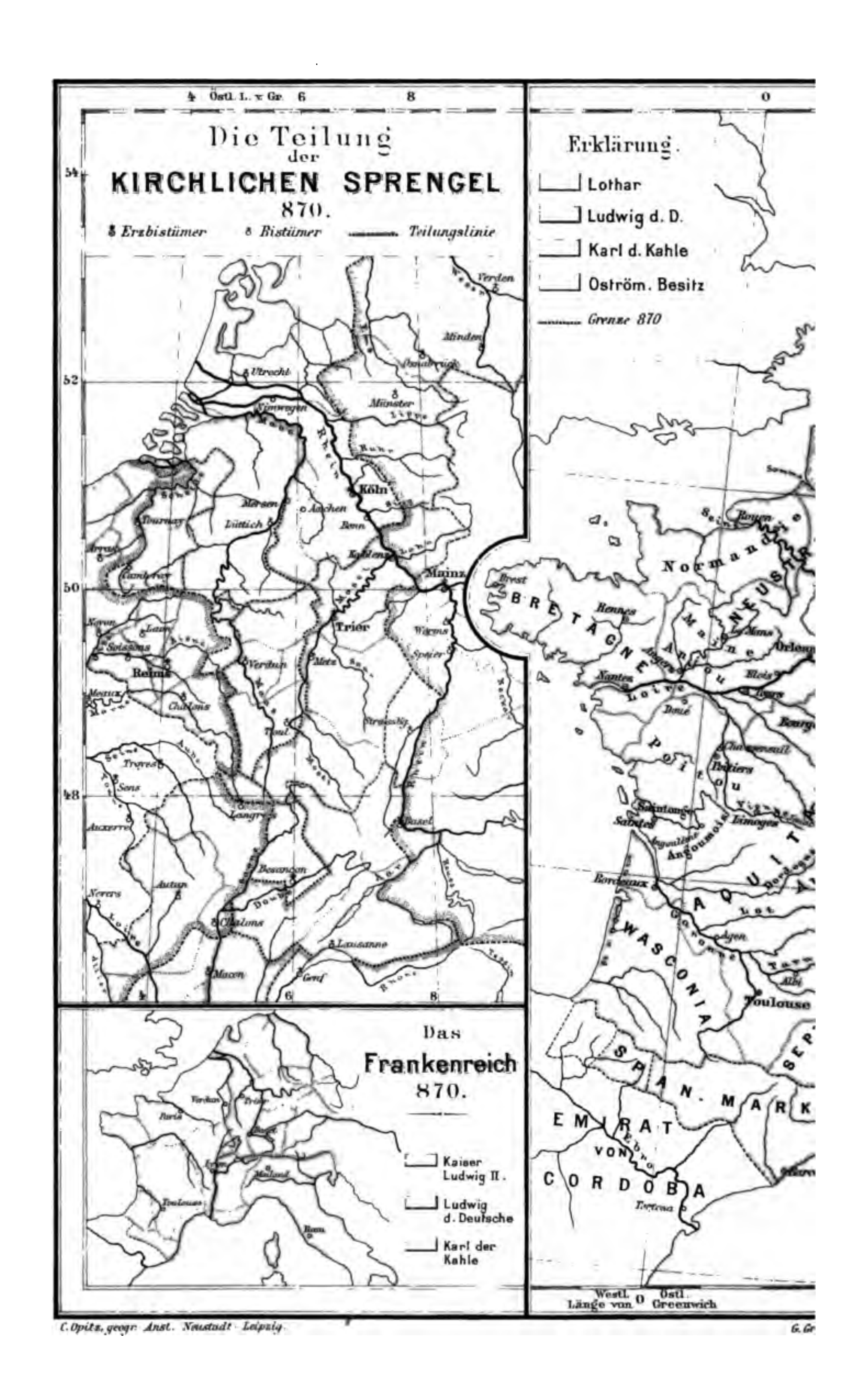
1) Mon. Germ. hist. Leg. I, 516.

in dem Moment seiner Entstehung, nur als ein Provisorium angesehn, als ein Auskunftsmittel, um Schwierigkeiten, die anderweitig zur Zeit nicht gelöst werden konnten, wenigstens vorläufig zu beseitigen, an das aber keiner von den abschließenden Theilen auf die Dauer und unter allen Umständen gebunden sein wollte. Bezeichnend aber für die Unsicherheit, welche die endlosen Kämpfe der letzten Jahre mit ihrem fortwährenden Besitzwechsel in allen politischen Verhältnissen und den durch diese bedingten territorialen Abgrenzungen hervorgebracht hatten, war die Thatsache, daß man der Meersener Theilung die kirchlichen Diöcesangrenzen zu Grunde legte, die allein unverändert bestanden hatten. So wurde Ludwig dem Deutschen das Gebiet der Erzbisthümer von Köln und Trier, sowie das der Bisthümer Utrecht, Straßburg und Basel zugetheilt, so daß auch alle in und zwischen denselben gelegenen weltlichen Territorien ihm zugehören sollten. An Karl dagegen fielen die Erzbisthümer Besançon, Lyon und Vienne und die Bisthümer Lüttich, Toul, Verdun, Cambrai, Viviers und Uzes. Aehnlich wurde die Theilung in Bezug auf die Klöster durchgeführt; dann kamen die Grafschaften an die Reihe. Ueberall aber finden wir Ludwig im Vortheil: von den in dem Vertrage genannten 76 Klöstern kamen an Karl nur 33, an Ludwig 43, und von den 65 genannten Grafschaften, deren vier durch die neue Grenzlinie halbirt wurden, erhielt ersterer 30, letzterer 31. Wie die Meersener Theilung einer rechtlichen Grundlage eigentlich überhaupt entbehrte, so ist auch in ihren einzelnen Bestimmungen ein festes Princip, ein leitender höherer Gesichtspunkt nicht zu erkennen. Im Anschluß an seinen bisherigen Besitzstand suchte vielmehr jeder von den beiden Brüdern von den angrenzenden Landschaften möglichst viel an sich zu bringen. Aber weil man nach dem Angrenzenden und damit meistens nach Verwandtem griff, ergab der Meersener Tag schließlich ungesucht eine Weiterbildung und consequentere Durchführung des Vertrages von Verdun. So künstlich, so willkürlich die gezogene Grenzlinie vom politischen Standpunkte aus erscheinen mag, so fiel sie doch beinahe zusammen mit der im Laufe der Zeit schärfer ausgebildeten nationalen Scheidung und der dieser entsprechenden Grenze zwischen dem Gebiete der deutschen und dem der romanischen Sprache. Denn der Zuwachs, welchen Ludwigs Reich erfuhr, umfaßte nur deutsch redende Landschaften, nämlich Friesland zwischen der Mündung von Maas und Weser, die alten fränkischen Lande zu beiden Seiten des untern Rheins zwischen Sachsen und der Maas, deren Lauf nun fast in der ganzen Länge die Grenze der beiden Reiche bildete, und den Elsaß; nur an der oberen Mosel und in Burgund wurde in Ludwigs Gebiet romanisch gesprochen. Dagegen herrschte diese Sprache in dem Karl dem Kahlen zugewiesenen Gebiete mit Ausnahme einiger Gaue am linken Ufer der Maas, deren Bevölkerung deutsch war. Gerade in diesen Landschaften aber wird man die rechtlose Theilung, welche das Zusammengehörige willkürlich auseinanderriß, wol nicht eben mit Freuden begrüßt haben. Es blieb dort naturgemäß auch das Streben sie rückgängig zu machen und die alte Verbindung der mittleren Landschaften

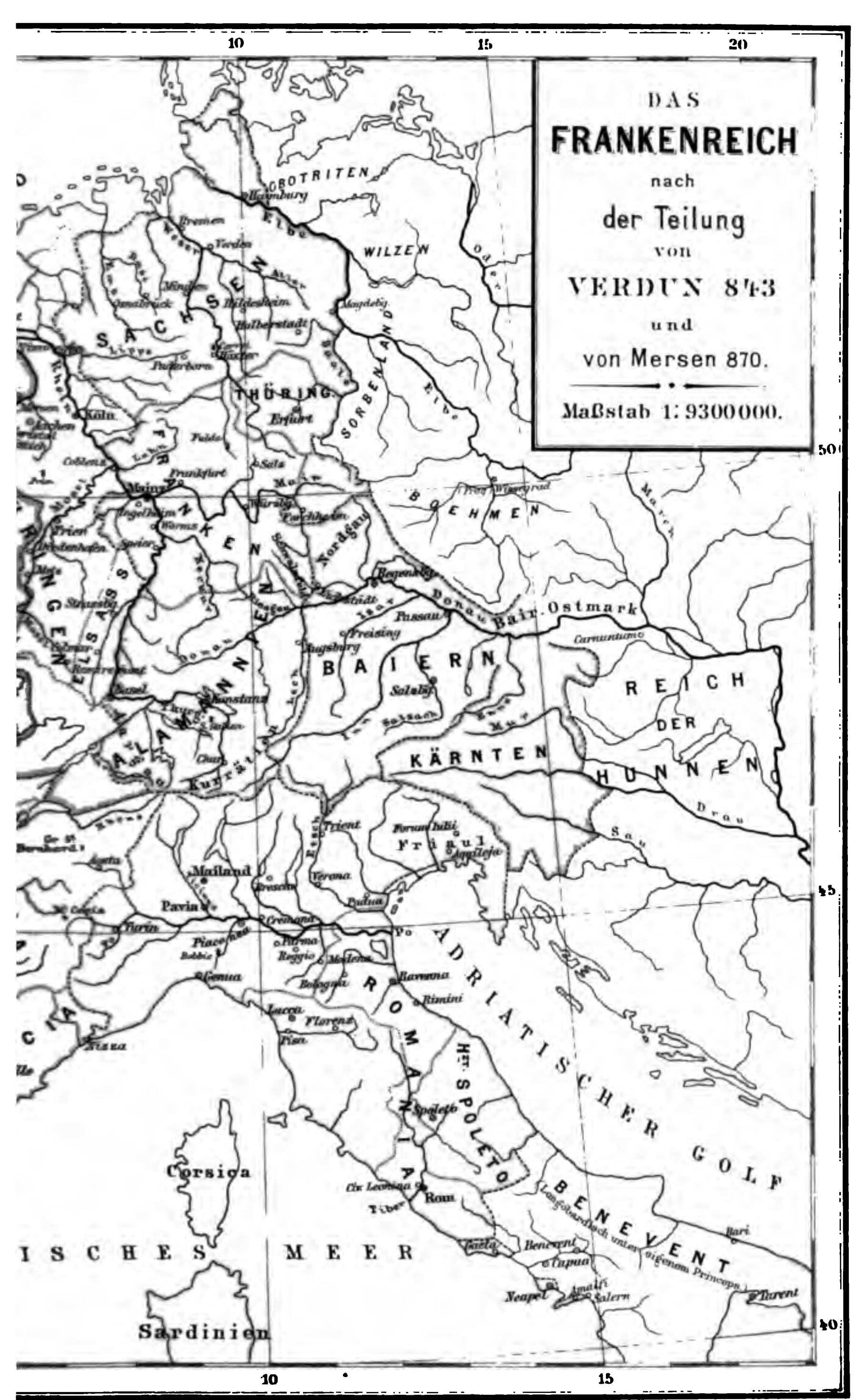
wiederherzustellen. Dasselbe hat, von den Verhältnissen begünstigt, unerwartet schnell Erfolg gehabt: die Meersener Theilung ist für diese Gebiete schon nach wenigen Jahren thatsächlich wieder aufgehoben gewesen.

Von einer Seite aber stieß die Meersener Theilung von Anfang an auf den entschiedensten Widerspruch, nämlich von der der Kirche und des Papstthums. Es ist ja keine Frage, daß die Vertheilung des lotharschen Gebiets nach Erzbisthümern, Bisthümern und Klöstern die Kirche wie die gute Beute der beiden ländergierigen Karolinger behandelte und in die kirchlichen Besitzungen und Organisationen in der willkürlichsten und verletzendsten Weise eingriff. Dem erzbischöflichen Sprengel von Köln, welcher der Hauptmasse nach nun dem Reiche Ludwigs zugetheilt war, fehlte die unter Karl gekommene Lütticher Provinz; von dem Karl zugefallenen Sprengel von Besançon war wieder Basel mit dem östlichen Reiche vereinigt; die Provinz von Trier wurde zweigetheilt, indem die Metropole mit dem Sprengel von Metz an Ludwig fiel, die Diöcesen von Toul und Verdun aber dem westlichen Reiche einverleibt wurden. Das gleiche Schicksal hatte das Erzbisthum Vienne, das selbst zu Karls Reich gehörte, während seine sämmtlichen Suffraganbisthümer nach wie vor der Herrschaft Kaiser Ludwigs II. unterstanden. Aehnliche Durchschneidungen der kirchlichen Provinzialgrenzen durch die neuen politischen Grenzlinien waren nun auch bei früheren Theilungen und namentlich der von Verdun vorgekommen. Aber sie waren weniger empfunden worden, weil man früher — und besonders noch im Jahr 843 — trotz der Bildung von Sonderreichen, welche zur Ausstattung der einzelnen Glieder des Herrscherhauses dienen sollten, die Idee der Reichseinheit festgehalten, ja ausdrücklich erklärt hatte, daß diese durch die Theilung nicht berührt sein sollte. Von einem solchen Vorbehalt ist zu Meersen nicht mehr die Rede gewesen: dort theilten Ludwig und Karl wirklich und ernstlich, ohne jeden Gedanken an eine gewisse Gemeinsamkeit der Regierung, jeder von beiden bestrebt ohne Rücksicht auf den andern und nur zum eigenen Vortheil sein Reich als ein in sich geschlossenes zu behaupten und zu vergrößern.

Und eben hierin lag die epochemachende Bedeutung des Meersener Theilungstraktats für die fernere Entwickelung des karolingischen Reiches. Mit demselben ließ man den Gedanken der Reichseinheit endgültig fallen und die Dynastie brach mit der bisher immer wieder aufgenommenen Tradition aus der Zeit Karls des Großen. Damit trat sie nun aber auch in einen Gegensatz zu der Kirche, die nach wie vor eine Anhängerin der in der Kaiserkrone zum Ausdruck gebrachten Reichseinheit war. Aber schließlich erntete die Kirche doch auch jetzt nur, was sie früher gesäet hatte. Insbesondere rächte sich an ihr jetzt die widerspruchsvolle und unklare Politik, welche Gregor IV. zur Zeit der Colmarer Verhandlungen befolgt hatte, indem er, in das Frankenreich gekommen, um die Einheit desselben mit Kaiser Lothar im Nothfall mit kirchlichen Zwangsmitteln aufrecht zu erhalten, in unvereinbarem Widerspruch damit vielmehr einer in Aussicht genommenen weiteren Theilung desselben



C. Opitz, geogr. Anst. Neustadt-Leipzig.



Mit Benutzung der Spruner Menkeschen Karten entw. u. gez. von Dr. H. Lullies

seine Zustimmung gab. Jetzt galt es weiteres Unheil abzuwehren: denn die Idee der Einheit, welche die Karolinger theils selbst aufgaben, theils durchzusetzen nicht stark genug waren, der namentlich das schwache Kaiserthum Ludwigs II. keine ausreichende Stütze mehr gewährte, verlor überhaupt jede Bedeutung und Geltung, wenn nicht die Kirche selbst den Versuch machte sie aufrecht zu erhalten und mit ihren Mitteln zur Anerkennung zu bringen. Der Gedanke aber an eine solche Wendung ergab sich zu jener Zeit auch aus der Entwickelung, welche die Kirche selbst in den letzten Jahrzehnten durchgemacht hatte: die Kräfte derselben waren bedeutend gesteigert und mit wachsender Energie unter einer einheitlichen Leitung zusammengefaßt. Die Kirche war in Folge dessen nicht blos erfüllt von einer beträchtlich gesteigerten Vorstellung von ihrem Rechte, sie besaß auch den Willen und — was mehr war — die Mittel zur Geltendmachung und Erstreitung derselben. So konnten ihre Träger wol gar meinen, der Augenblick sei gekommen, wo der Bischof von Rom auch in Bezug auf die politische Leitung der abendländischen Christenheit, die kirchlich bereits unter ihm geeint war, an die Stelle des abdankenden karolingischen Kaiserthums treten könnte.

V. Das Aufkommen des Papstthums.

Der große romanisch-germanische Staat, der, von den Merowingern begründet, zu dem Weltreiche Karls des Großen erwachsen war, verfiel in derselben Zeit der Auflösung, wo die ihm verbündete, zeitweise dienstbare Kirche nach schweren inneren Krisen sich zu festgefügter Einheit zusammenschloß und eine Organisation schuf, welche über die Grenzen der Sonderreiche und ihrer werdenden Nationalitäten hinausgreifend die große Idee von der Einheit der christlichen Reiche und Völker aufrecht erhielt und um so erfolgreicher vertrat, als sie in den nun folgenden trüben Zeiten erneuter Barbarei zugleich die Trägerin und Hüterin der aus dem Alterthum geretteten höheren Kultur wurde. Hierin liegt die weltgeschichtliche Bedeutung des Papstthums, das von kleinen Anfängen ausgehend eben in der Zeit, wo das karolingische Kaiserthum ruhmlos erlischt, die Leitung der Gesammtkirche in die Hand nimmt und damit auch für die Stellung des Staats ganz neue Bedingungen schafft. Das römische Bisthum vollendete damit den ersten, grundlegenden Abschnitt des merkwürdigen Entwickelungsganges, der, von der demokratischen Gleichberechtigung der altchristlichen Gemeinde ausgehend, die Kirche schließlich in eine absolut regierte Monarchie verwandelte, um im Widerspruch mit dem Principe des Christenthums immer tiefer in geistige Unfreiheit zu verfallen und mit der Proclamirung der päpstlichen Unfehlbarkeit zu enden.

Die älteste christliche Gemeinde hatte nur ein allgemeines Priesterthum gekannt. In Folge ihres schnellen Wachsthums aber und der Vereinigung sehr ungleichartiger Elemente in ihrem Schooß bildete sich frühzeitig ein besonderes Priesterthum aus, dessen Glieder auf Grund einer besonderen Berufung als Vermittler zwischen Christus und die Gemeinde traten; doch hatte dieser Klerus noch kein höheres Recht als die Laien, sondern die erhabene Idee eines allgemeinen Priesterthums wurde noch festgehalten. Die Vermehrung der christlichen Gemeinden führte zu einer weiteren Organisation derselben durch Ausbildung der bischöflichen Würde. Wie erst an die Spitze der Gemeinde ein gewählter Vorsteher, Presbyter, getreten war, so wurde, als die Zahl der Gemeinden wuchs, aus der Zahl der die einzelnen leitenden Presbyter wiederum einer an die Spitze der nachbarlich verbundenen Gemeinden gestellt. Doch kam dies neue Amt, wol in Folge seines aristokratischen Charakters, nur sehr allmählich zur Geltung und nicht ohne Widerstand von Seiten des Presbyte-

riums, so daß die bischöfliche Organisation der gesammten Kirche erst verhältnismäßig spät durchgeführt wurde. Während Ignatius von Antiochien (gest. 116) die bischöfliche Organisation nur in Bezug auf die einzelne Gemeinde gelten lassen wollte, so daß die Gemeinde dem Bischof gehorchte wie Christus, den Presbytern wie den Aposteln, befürwortete Irenäus von Lyon (ca. 200) die Ausdehnung auf die ganze Kirche. Alsdann stand freilich zu erwarten, daß wie sich erst die Priester über die Laien und dann wieder über die Priester die Aristokratie der Bischöfe erhoben hatte, die Entwickelung der Kirche in weiterer oligarchischer Zuspitzung fortgehen und schließlich zu einer monarchischen Gestaltung führen würde. Gegen diese Wendung hat namentlich Cyprian, der Bischof von Carthago (gest. 254), mit Eifer angekämpft. Er wies jede monarchische Weiterbildung der Kirchenverfassung zurück als im Widerspruch stehend mit den Grundlehren des Christenthums: eins in Christo sollten die von ihm gesetzten Bischöfe die Kirche als ein einheitliches Reich gemeinsam regieren. Deshalb wollte Cyprian auch dem Apostelfürsten Petrus nur insofern einen gewissen Vorrang vor den anderen Aposteln einräumen, als damit die Einheit der Kirche sinnbildlich zum Ausdruck gebracht würde.

In diesem Stadium der bischöflichen Organisation befand sich die Kirche, als ihr durch die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion eine höchst einflußreiche Stellung eingeräumt und mächtige staatliche Mittel zur Verfügung gestellt wurden. Denn der Staat bedurfte der Kirche, er suchte ihre Hülfe, ohne die er seine Aufgaben im Innern sowol als auch nach außen nicht mehr lösen konnte. Wie Constantin der Große in seinem Herzen auch immer zu dem Christenthum gestanden haben mag, Ausschlag gebend war für ihn doch die Erkenntnis, daß dasselbe für den ferneren Bestand seines Reiches unentbehrlich sei, und wenn ihm der welthistorische Beruf des Christenthums vielleicht auch nur von dieser praktisch-politischen Seite aufgegangen war, an seinem Verdienste und der großartigen Folgewichtigkeit des von ihm gethanen Schrittes wird dadurch nichts geändert. Es verbanden sich nun gewisse Anschauungen und Tendenzen, die in der Kirche lebten, mit verwandten Traditionen des römischen Reichs, während beide in andern Fragen gleich in einen Gegensatz zu einander geriethen, in dem bereits die Keime der nachmaligen großen Conflikte zwischen Staat und Kirche enthalten waren. Noch lebte in einem großen Theil des römischen Volks der Glaube an seinen Beruf zur Weltherrschaft, und in diesem wurzelte noch immer die Idee des römischen Kaiserthums. Mit dem gleichen Anspruch aber trat nun das Christenthum auf, und zwar um so zuversichtlicher, je großartigere Erfolge es bisher gewonnen. Diesen Anspruch auf Weltherrschaft zur Anerkennung zu bringen wollte sich der Staat der Kirche, die Kirche des Staats bedienen. Ferner nahm das römische Kaiserthum so gut wie die Kirche eine absolute Autorität für sich in Anspruch. Conflikte traten in Folge dessen frühzeitig ein. Wollte der Kaiser die Bischöfe den Staatsbeamten gleichstellen und demgemäß eine bestimmende Einwirkung auf ihre Ernennung üben, so ließ die Kirche blos ein

stufenweises Aufsteigen nach den canonischen Regeln zu. Während die Kaiser als oberste Richter Appellationen von dem Urtheile der Bischöfe an ihren Spruch annahmen, bedrohte die Kirche diejenigen mit strengen Censuren, welche diese Berufung einzulegen wagten. Besonders offenbarte sich die Unklarheit und das Widerspruchsvolle der bestehenden Verhältnisse in der Zeit der dogmatischen Streitigkeiten, wo die Kaiser allgemeine Kirchenversammlungen beriefen und leiteten, auf ihre Beschlüsse oft mit sehr weltlichen Mitteln einwirkten, sie nicht selten einfach als Werkzeuge gebrauchten, während die Kirche gerade in diesen Dingen volle Freiheit und das Recht uneingeschränkter Selbstbestimmung für sich in Anspruch nahm. Zu einer Auseinandersetzung ist es damals nicht gekommen, weil man einander trotz alledem nicht entbehren konnte: der Staat bedurfte der Kirche und ihrer Autorität zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern und auch zur Abwehr der von Osten andringenden Feinde, und die Kirche konnte ohne die energische Hülfe des Staats nicht hoffen, den Ansturm des um seine Existenz kämpfenden Heidenthums zurückzuschlagen. So lebte man in leidlichem Frieden, dessen Werth einzelne Störungen desselben beiden Theilen erst recht zur Erkenntnis brachten. In der Theorie wurde die Freiheit der Kirche vom Staate anerkannt, in der Praxis möglichst beschränkt, und kirchlicherseits half man sich über diesen Widerspruch hinweg mit der Vorstellung, daß Gott alle irdische Gewalt zwischen Priesterthum und Kaiserthum getheilt habe. Allmählich aber wuchs der Einfluß der Kirche auf den Staat und beugte denselben in manchen Stücken ihrer versittlichenden Autorität. Dankte man der Kirche vielfache Milderung des harten Rechts, trat sie der Sclaverei als einer unchristlichen Institution entgegen und wurde sie vermöge des Asylrechts die Beschützerin der Verfolgten, so wurde durch ein Ereignis wie den Conflikt zwischen Ambrosius von Mailand und Kaiser Theodosius, des Weltherrschers Demüthigung und Unterwerfung unter die Autorität des Heiligen, ihr Ansehn gewaltig gesteigert: die Kirche erschien in Folge dessen dem Staate und dem weltherrschenden Kaiserthum weit übergeordnet. Mit den Vorstellungen von der Macht und der Ehre der Kirche wuchsen aber auch die von ihrem Rechte und steigerten sich namentlich die Forderungen, welche die Geistlichkeit dem Staate gegenüber stellen zu können glaubte. Den Grundzügen nach entstand bereits in dieser Zeit jene Lehre von dem Verhältnis zwischen Kirche und Staat, welche als die Quelle aller hierarchischen Prätensionen und aller späteren Kämpfe zwischen Staat und Kirche angesehen werden muß: da das Priesterthum dem Himmel diene, das Himmlische aber unendlich hoch stehe über allem Irdischen, so seien auch Kirche und Priesterthum, die dem Himmlischen dienen, jeder weltlichen Gewalt weit übergeordnet.

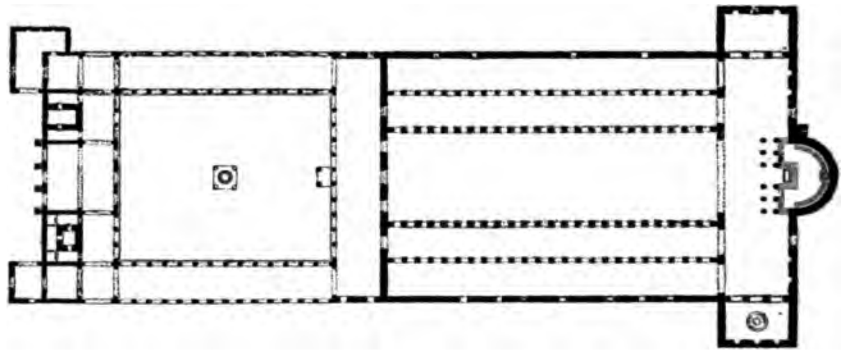
Mit dem fünften Jahrhundert brachen nun furchtbare Heimsuchungen über das römische Kaiserthum herein, die es in hülfloser Ohnmacht fanden. Während die Anhänger des erliegenden Heidenthums darin die gerechte Strafe sehen wollten für den Abfall von den alten Göttern, erblickten die Christen

darin die Hand ihres zürnenden Gottes, der das treulose Volk züchtigte für die Entfremdung von dem wahren Glauben. Von diesem Standpunkte aus schrieb damals Orosius eine Weltgeschichte, und Augustin stellte dem untergehenden Erdenstaat, der auf Gewalt und Unrecht gegründet, Sünde auf Sünde gehäuft habe, den Gottesstaat entgegen, welcher bestimmt sein sollte nach dem mit Schrecken hereinbrechenden Ende des römischen Reiches das Gesetz Gottes auf Erden zur Herrschaft zu bringen. Das Ende des Reiches kam; aber das himmlische Reich, dessen Bild Augustin gezeichnet hatte, kam nicht oder sah doch ganz anders aus, als fromme Schwärmer es sich gedacht haben mochten. Denn mit dem Anspruch dieses himmlische Reich zu sein trat an der Spitze der unter ihm organisirten Kirche das römische Bisthum auf. Hier eigentlich nahm das Papstthum seinen Ursprung. Zwei Momente aber waren es, welche es dem römischen Bisthum ermöglichten solche Ansprüche zu erheben und ihm die Kraft verliehen, dieselben allmählich gegen die widerstreitenden Gewalten zur Anerkennung zu bringen: zunächst die Entstehung des Primates und dann die Begründung einer weltlichen Herrschaft. In beider Verquickung und Wechselwirkung liegt eigentlich das Wesen des Papstthums begründet; darin ist zugleich die spätere Entwickelung desselben gleichsam wie im Keime vorgebildet.[1])

Zur Entstehung des päpstlichen Primates hat eine ähnliche Entwickelung innerhalb des Kreises der Bischöfe geführt, wie sie früher die Bischöfe über die Presbyter erhoben hatte. Waren anfangs alle Bischöfe an Rechten gleich gewesen, so fiel doch in dem Zeitalter der Dogmenstreitigkeiten die Leitung der häufigen Provinzialsynoden naturgemäß dem Bischof der Provinzialhauptstadt zu, welcher dadurch vor seinen Mitbischöfen einen Vorrang gewann. Das so begründete Ansehen desselben wurde noch gesteigert dadurch, daß die Kirche der Metropole ihren Ursprung häufig auf einen der Apostel oder Apostelschüler zurückführte und die Kirchen die übrigen Provinzialstädte meistens auch durch ihre reichen Mittel übertraf. Aus der Zahl der Metropoliten aber, welche sich als eine an Ehre und Autorität höher stehende Klasse über die Bischöfe im Allgemeinen erhoben, gewannen wiederum drei ein besonderes Ansehen, nämlich die Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Rom, von denen der erste das Haupt und der vornehmste Repräsentant der ägyptischen, der zweite der der syrischen Kirche wurde, während der von Rom eine gleiche Stellung an der Spitze der Kirche Italiens und Südgalliens einnahm. Daß der Bischof von Rom seine Autorität allmählich über seinen Metropolitansprengel hinaus erweiterte und schließlich den Platz an der Spitze der gesammten Kirche gewann, wurde durch das Zusammenwirken verschiedener, aber nur zum Theil kirchlicher Momente bewirkt. War Rom seit den Zeiten Constantin des Großen auch nicht mehr Reichshauptstadt, so war es doch Jahrhunderte hindurch, in

1) Vgl. Ranke, Geschichte der Päpste, Einleitung. Wattenbach, Geschichte des römischen Papstthums, Berlin 1874.

einer Zeit, die unvertilgbare Spuren in allen Theilen der alten Welt zurückgelassen hatte, das Centrum des römischen Reiches gewesen und keine Stadt der Welt konnte sich ihm an Fülle und Größe der historischen Erinnerungen vergleichen: an Rom knüpfte alles an, was von der Kultur des Römerthums noch fortlebte und eine Quelle der Bildung für die folgenden Jahrhunderte zu werden bestimmt war. Rom war damals bereits, was es der modernen Welt noch heute ist, — die ewige Stadt. Die römische Kirche aber war frühzeitig eine Macht geworden durch ihren königlichen Reichthum, der ihr auch auf die weltlichen Verhältnisse Italiens einen bedeutenden Einfluß verlieh. In den Augen der Gläubigen aber kam, um den Vorrang der römischen Kirche zu begründen, namentlich die Tradition in Betracht, nach welcher der Apostelfürst Petrus selbst der erste Bischof der römischen Gemeinde gewesen sein sollte. Dieselbe entbehrt freilich jeder historischen Begründung und wurzelt völlig in der kirchlichen Sage. Allerdings ist diese ziemlich alten Ursprungs:



Grundriß der alten Peterskirche zu Rom.

schon in den angeblichen Briefen des Bischofs Clemens von Antiochien, einer Fälschung des zweiten Jahrhunderts, die einen auch an anderen Erfindungen reichen Bericht über die Missionsreisen des Petrus enthält, wird von Petrus als dem ersten römischen Bischof erzählt. Aber jener Zeit und auch noch den folgenden Jahrhunderten gebrach es an der Neigung sowol wie an den Mitteln diese Tradition nach ihrer Haltbarkeit zu prüfen, und während des ganzen Mittelalters ist gegen dieselbe auch nicht der leiseste Zweifel erhoben worden, so daß die Behauptung, Petrus selbst sei der erste Bischof von Rom gewesen, schließlich mit den Glaubenslehren der Kirche gleiche Geltung erlangt hat. Als Nachfolger des Apostelfürsten aber nahmen die römischen Bischöfe den ersten Platz in der Kirche ein, und alle Worte des Heilands, in denen auf den Vorzug Petri vor seinen Mitaposteln hingewiesen wird, galten der gläubigen Welt von seinen Nachfolgern und wurden auf die Stellung gedeutet, welche diese als die ersten unter allen Bischöfen einzunehmen berufen sein sollten. In Rom selbst hat diese Theorie bereits im Laufe des zweiten Jahr-

hunderts Geltung gefunden; von anderer Seite wurde sie noch lange energisch bestritten: im Hinblick auf die Gefahr einer monarchischen Centralisation des Kirchenregimentes bekämpfte sie besonders eifrig Cyprian von Carthago als eine unkirchliche Tyrannei, und Roms Versuch die afrikanische und die asiatische Kirche zur Annahme der römischen Kultusbräuche zu nöthigen wurde von diesen siegreich zurückgewiesen. Erst dem Zusammenwirken sehr eigenthümlicher Umstände hatte es Rom zu danken, daß sein Anspruch auf den Primat allgemeinere Anerkennung fand. Noch auf dem Concil zu Nicäa (325) war der Vorrang der drei unter einander gleichstehenden Patriarchen und der übrigen Metropoliten als in altem Herkommen begründet bestätigt worden; aber bald danach gewann Rom einen sich schnell vergrößernden Vorsprung vor Alexandrien und Antiochien. Entscheidend dafür wurde es namentlich, daß die römische Kirche und ihre Leiter in den trüben und irrungsreichen Zeiten der Glaubenskämpfe unentwegt an dem nicänischen Bekenntnis festhielten: der römische Bischof wurde so das Haupt und der Hort der Orthodoxen und trat dadurch namentlich zu der orientalischen Kirche in einen entschiedenen Gegensatz. Diesem Umstande dankte Rom eine Steigerung seiner Autorität auch noch in anderen Dingen. Seine Bischöfe wurden als Bundesgenossen gesucht, bald von den mit einander streitenden Patriarchen, bald von diesen und dem mit ihnen hadernden Kaiser zu Byzanz. So gewann Rom eine ganz besondere Stellung: man ordnete sich ihm unter, nicht weil man seine Ansprüche auf einen Vorrang anerkannt hatte, sondern weil man von Rom vermöge der ihm eingeräumten höheren Autorität unterstützt und gefördert sein, sowie mit Hülfe Roms gewisse Vortheile erlangen wollte, die anderweitig nicht zu erreichen waren. Schließlich aber konnte es nicht ausbleiben, daß, was man Rom zunächst in eigennütziger Absicht, zu eigenem Vortheil wiederholt zugestanden hatte, den von Rom erhobenen Ansprüchen ein größeres Gewicht verlieh und von demselben bei günstiger Gelegenheit als ein Recht geltend gemacht wurde, auch da, wo es nur den besonderen Vortheil Roms galt, ja selbst da, wo römische Interessen mit solchen derjenigen in Streit lagen, die sich früher freiwillig unter die Protektion der römischen Kirche begeben hatten. Schon zu Anfang des fünften Jahrhunderts ist diese Entwickelung soweit vorgeschritten, daß Papst Innocenz I. (402—17) für sich das Recht in Anspruch nehmen konnte, bei der Entscheidung aller kirchlichen Angelegenheiten innerhalb des Erdkreises um seine Zustimmung gefragt zu werden, in Glaubenssachen aber das für alle Christen maßgebende Urtheil zu sprechen.

Damit war der päpstliche Primat theoretisch ausgebildet; Anerkennung erlangte er in der Zeit, wo über Italien die Wogen der Völkerwanderung zusammenschlagen und dem römischen Weltreich den Untergang bereiten. Das Papstthum war gewissermaßen bereit die Erbschaft des römischen Kaiserthums anzutreten: schon formirte sich den allgemeinsten Umrissen nach die Weltkirche, welche das Weltreich abzulösen und zu ersetzen berufen sein wollte, und was

wiederherzustellen. Dasselbe hat, von den Verhältnissen begünstigt, unerwartet schnell Erfolg gehabt: die Meersener Theilung ist für diese Gebiete schon nach wenigen Jahren thatsächlich wieder aufgehoben gewesen.

Von einer Seite aber stieß die Meersener Theilung von Anfang an auf den entschiedensten Widerspruch, nämlich von der der Kirche und des Papstthums. Es ist ja keine Frage, daß die Vertheilung des lotharschen Gebiets nach Erzbisthümern, Bisthümern und Klöstern die Kirche wie die gute Beute der beiden ländergierigen Karolinger behandelte und in die kirchlichen Besitzungen und Organisationen in der willkürlichsten und verletzendsten Weise eingriff. Dem erzbischöflichen Sprengel von Köln, welcher der Hauptmasse nach nun dem Reiche Ludwigs zugetheilt war, fehlte die unter Karl gekommene Lütticher Provinz; von dem Karl zugefallenen Sprengel von Besançon war wieder Basel mit dem östlichen Reiche vereinigt; die Provinz von Trier wurde zweigetheilt, indem die Metropole mit dem Sprengel von Metz an Ludwig fiel, die Diöcesen von Toul und Verdun aber dem westlichen Reiche einverleibt wurden. Das gleiche Schicksal hatte das Erzbisthum Vienne, das selbst zu Karls Reich gehörte, während seine sämmtlichen Suffraganbisthümer nach wie vor der Herrschaft Kaiser Ludwigs II. unterstanden. Aehnliche Durchschneidungen der kirchlichen Provinzialgrenzen durch die neuen politischen Grenzlinien waren nun auch bei früheren Theilungen und namentlich der von Verdun vorgekommen. Aber sie waren weniger empfunden worden, weil man früher — und besonders noch im Jahr 843 — trotz der Bildung von Sonderreichen, welche zur Ausstattung der einzelnen Glieder des Herrscherhauses dienen sollten, die Idee der Reichseinheit festgehalten, ja ausdrücklich erklärt hatte, daß diese durch die Theilung nicht berührt sein sollte. Von einem solchen Vorbehalt ist zu Meersen nicht mehr die Rede gewesen: dort theilten Ludwig und Karl wirklich und ernstlich, ohne jeden Gedanken an eine gewisse Gemeinsamkeit der Regierung, jeder von beiden bestrebt ohne Rücksicht auf den andern und nur zum eigenen Vortheil sein Reich als ein in sich geschlossenes zu behaupten und zu vergrößern.

Und eben hierin lag die epochemachende Bedeutung des Meersener Theilungstraktats für die fernere Entwickelung des karolingischen Reiches. Mit demselben ließ man den Gedanken der Reichseinheit endgültig fallen und die Dynastie brach mit der bisher immer wieder aufgenommenen Tradition aus der Zeit Karls des Großen. Damit trat sie nun aber auch in einen Gegensatz zu der Kirche, die nach wie vor eine Anhängerin der in der Kaiserkrone zum Ausdruck gebrachten Reichseinheit war. Aber schließlich erntete die Kirche doch auch jetzt nur, was sie früher gesäet hatte. Insbesondere rächte sich an ihr jetzt die widerspruchsvolle und unklare Politik, welche Gregor IV. zur Zeit der Colmarer Verhandlungen befolgt hatte, indem er, in das Frankenreich gekommen, um die Einheit desselben mit Kaiser Lothar im Nothfall mit kirchlichen Zwangsmitteln aufrecht zu erhalten, in unvereinbarem Widerspruch damit vielmehr einer in Aussicht genommenen weiteren Theilung desselben

Verzicht auf dieses Vorhaben bestimmt habe; aber es wird in dieser unhistorischen Umhüllung doch die historische Thatsache richtig zum Ausdruck gebracht, daß es Rom und sein Bischof gewesen, dem Italien seine Rettung und die in ihm wurzelnden kostbaren Reste römisch-christlicher Kultur ihre glückliche Erhaltung für die Nachwelt zu verdanken hatten. Es liegt in diesem Verhältnis außerdem der am kräftigsten entwickelte Keim für die weltliche Herrschaft, die der römische Bischof nachmals gewann und die sich schließlich zum Kirchenstaate gestaltete.[1])

Bekanntlich wird von der kirchlichen Ueberlieferung der Ursprung der weltlichen Macht des Papstthums auf eine angebliche Schenkung zurückgeführt, die Constantin der Große bei Gelegenheit seiner Taufe (die er aber thatsächlich erst auf dem Sterbebette an sich hat vollziehen lassen!) dem Bischof Silvester gemacht haben soll. Auch an dieser kirchlichen Fiktion ist lange Jahrhunderte nicht gezweifelt worden. Erst als die Autorität der Kirche zu wanken begann und unter dem Einfluß des Humanismus die jugendliche historische Kritik die päpstlichen Prätensionen auf ihren Rechtstitel zu prüfen unternahm, wurde von dem scharfsinnigen und freidenkenden Laurentius Valla (gest. 1456) die Unechtheit der angeblichen constantinischen Schenkung nachgewiesen. Aber erst der neueren historischen Forschung ist es gelungen das Geheimnis des Ursprungs derselben einigermaßen zu enträthseln: nach einigen nämlich ist die Fabel von einer Schenkung Roms und seines Gebietes an den heiligen Petrus durch Constantin in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts kirchlicherseits erfunden worden, und dann wol in der Absicht die damals erfolgten Schenkungen der fränkischen Herrscher, Pippins und Karls des Großen, welche thatsächlich erst den Grund zum Kirchenstaate gelegt haben, in ihrem Werthe herabzusetzen und als bloße Wiederholungen und Bestätigungen der Kirche viel früher von anderer Seite gemachter Zuwendungen darzustellen und sich der lästig empfundenen Pflicht zur Dankbarkeit gegen die mächtigen Franken zu entziehen. Allerdings hatte die römische Kirche frühzeitig mancherlei Zuwendungen auch an liegenden Gründen empfangen, und auch Constantin wird seinen christlichen Sinn ihr gegenüber in dieser Weise bethätigt haben. Ein Gleiches geschah von seinen Nachfolgern, so daß die Kirche, vollends als ihr das Recht zur Annahme von Testamenten und Schenkungen zugestanden war, allmählich umfangreiche Güter erwarb, und zwar nicht blos auf dem italienischen Festlande, sondern auch auf den benachbarten Inseln, in Dalmatien und in Gallien, ja selbst in Afrika und in Asien. In den Kriegsstürmen der späteren Zeit ist davon sehr viel wiederum verloren gegangen; immerhin blieb noch ein stattlicher Bestand übrig. Aber demselben fehlte jeder staatliche Charakter, und von einer Herrschaft des h. Petrus in jenen Gebieten hat niemand gesprochen und konnte auch niemand sprechen. Denn

---

1) Vgl. Sugenheim, Geschichte der Entstehung und Ausbildung des Kirchenstaats. Leipzig 1854.

die Kirche stand zu den ihr gehörigen umfänglichen Ländereien durchaus nicht in einem obrigkeitlichen Verhältnis, sondern war nur Grundeigenthümerin und zog als solche den Ertrag daraus: in Bezug auf alle Fragen des öffentlichen Rechts standen die in kirchlichem Besitz befindlichen Territorien unter der Hoheit des Staates, in dessen Gebiet sie lagen, und die Kirche beugte sich so gut wie jeder andere Grundbesitzer der weltlichen Autorität, die dort gebot, dem römischen und in späterer Zeit dem griechischen Kaiser oder dem fränkischen König. In diesem Verhältnis blieb die Kirche bis in die zweite Hälfte des sechsten Jahrhunderts, wo in Folge des Einbruches der Langobarden in Italien eine ähnliche Krisis eintrat, wie sie ein volles Jahrhundert früher durch das Vordringen Attilas gedroht hatte. Der Hunnenkönig, durch eine Seuche im eigenen Heere bedroht, hatte den Bitten und Mahnungen Leos I., die durch reichliche Geschenke unterstützt waren, nachgegeben; den Langobarden gegenüber, deren wilde Eroberungslust noch durch arianischen Fanatismus entflammt wurde, halfen solche Mittel nicht. Nur mit den Waffen in der Hand, im Verzweiflungskampfe für die Freiheit und den Glauben streitend, konnte die römische Bevölkerung Mittelitaliens hoffen sich der furchtbaren Feinde zu erwehren. Von dem ohnmächtigen byzantinischen Reiche aber, dem Italien seit dem Sturz des Ostgothenreiches dem Namen nach wieder zugehörte, war damals weniger denn je Hülfe zu erwarten: von dem fernen Herrscher im Stich gelassen mußte das Land sich selbst zu schützen versuchen. Die Hauptlast aber fiel in diesem Kampfe naturgemäß auf die Grundbesitzer, und je größeren Grundbesitz jemand hatte, um so mehr mußte er daraus dem gemeinen Besten opfern. Zu den größten Grundbesitzern in Italien aber gehörten damals ohne Zweifel die römischen Bischöfe als die Verwalter der von dem h. Petrus erworbenen reichen Güter. Indem sie nun in den Jahren des Kampfes gegen die andrängenden Langobarden dem reichen Besitz der Kirche entsprechend besonders viel leisteten und zur Anwerbung und Besoldung von Truppen, zur Beschaffung von Proviant und Kriegsgeräth, zur Unterstützung der Armen und zur Loskaufung der Gefangenen immer neue Summen aufbrachten, erlangten sie auch einen dem entsprechenden größeren Einfluß auf die Leitung der gemeinsamen Unternehmungen und führten das entscheidende Wort sowol bei den kriegerischen Operationen wie namentlich bei den Verhandlungen über Stillstände und Friedensschlüsse. So wurde unter dem Zusammenwirken sehr verschiedener, aber durchweg außerhalb des eigentlich kirchlichen Gebietes liegender Verhältnisse in einer Zeit der äußersten Bedrängnis für Italien der römische Bischof dessen Haupt und Vertreter nach außen hin und erlangte als solcher auch in den weltlichen Angelegenheiten der Halbinsel gewisse hoheitliche Rechte und Ehren: was der ohnmächtige byzantinische Kaiser nicht vermocht, hatte der römische Bischof, hatte die römische Kirche, hatte der heilige Petrus geleistet. Es konnte nicht ausbleiben, daß der so glänzend bewährte Beschützer auf die von ihm Beschützten auch in der Folgezeit und auch in anderen Dingen einen bedeutenden Einfluß ausübte: so blieb dem

römischen Bischof die in der Zeit der Noth gewonnene, ihm damals freiwillig eingeräumte höhere Autorität auch in den folgenden Jahren des Friedens; er befestigte sich in ihr um so mehr, als bei der Entfernnug der Reichshauptstadt und bei der Schwäche und Gleichgiltigkeit des kaiserlichen Hofes um diese Zeit nichts geschah, um den verlorenen Einfluß auf Italien zurückzugewinnen. Das Ergebnis dieser merkwürdigen Entwickelung war also, daß die römischen Bischöfe an die Spitze der weltlichen Angelegenheiten Italiens erhoben waren und auch nach Abwehr der Langobarden in dieser Stellung blieben, daß Rom neben seiner kirchlichen Bedeutung nun auch noch gewissermaßen ein nationaler Mittelpunkt, der politische Vorort Italiens geworden war. Eine eigentliche weltliche Herrschaft aber besaßen die römischen Bischöfe auch jetzt noch nicht, und der spätere Kirchenstaat war kaum dem ersten Ansatze nach vorgebildet. Aber in ihrer Wechselwirkung auf einander steigerten der im Principe anerkannte Primat und der Einfluß des römischen Bischofs auf die politischen Angelegenheiten Italiens ihre Bedeutung gegenseitig und eröffneten den Nachfolgern des heiligen Petrus zugleich mit einer Fülle neuer Hülfsquellen einen beträchtlich erweiterten Schauplatz zur Geltendmachung ihrer Autorität.

Dieser neue Charakter des Papstthums, in dem der große welthistorische Beruf desselben bereits klar zu Tage tritt, ist zuerst und mit vollem Bewußtsein geltend gemacht von Gregor I., dem Großen, welcher unter äußerst schwierigen Verhältnissen mit wahrhaft staatsmännischer Genialität die ganze voraufgegangene Entwickelung zusammenfaßte und ihre Ergebnisse zu einer weithin herrschenden Position für den römischen Bischof vereinigte. Aus einem reich begüterten Geschlecht, das den senatorischen Rang inne hatte, entsprossen hatte Gregor mit glänzendem Erfolge und noch glänzenderen Aussichten eine weltliche Laufbahn betreten, die ihn in den die Stadt regierenden Senat und zu dem einflußreichen Amte eines Stadtpräfekten führte. Da ergriff er in plötzlicher Angst um sein Seelenheil die Flucht vor der Welt, die ihm so viel und so lockende Herrlichkeiten bot; sein großes väterliches Erbe verwendete er zur Stiftung von Klöstern, deren eines in dem prunkvollen Palast seiner Familie auf der Höhe des Aventin errichtet wurde, wo er selbst in frommer Beschaulichkeit sein Leben als Mönch zu beschließen gedachte. Aber die Kirche konnte in ihrer harten Bedrängnis auf den werkthätigen Dienst einer solchen Kraft nicht verzichten, und Gregor mußte sich dem Willen Papst Pelagius II. (578—90) beugen und durch die Hand desselben die Weihe als Diakon empfangen. Bald fand er Gelegenheit seine außerordentlichen Kräfte in den schwierigsten Geschäften glänzend zu bewähren: längere Zeit verweilte er als Gesandter am Hofe zu Byzanz; im Jahr 590 wurde er nach dem Tode Pelagius II. auf den Stuhl St. Peters erhoben. Er selbst verglich die Kirche damals mit einem alten, schwerbeschädigten Schiff, dessen morsche Planken den heranbrausenden Wogen krachend nachzugeben drohten, und fast verzweifelte er daran dasselbe glücklich in den ersehnten Hafen zu steuern. Das für un-



Ansicht hinter woltönenden Reden verbergend, mit seinen letzten Zielen klug zurückhaltend — so hat er den widerstrebenden Menschen und Dingen Erfolg auf Erfolg abgerungen und in einer Zeit, da der Kirche das schwerste Unheil bevorzustehen schien, den festen Grund gelegt für die künftige Größe derselben. Durch ein kluges Schaukelsystem, das dem auf der Oberfläche haftenden Blick freilich sehr unklar und widerspruchsvoll erscheinen mußte, weiß er sowol mit dem Hofe zu Konstantinopel und mit dem Exarchen zu Ravenna als auch mit dem beiden bitter verfeindeten langobardischen Hofe zu Pavia in Frieden und Freundschaft zu bleiben: so vermeidet er glücklich die zwischen den feindlichen Gewalten drohenden Conflikte, deren jeder seine Stellung auf das Schwerste bedrohte. Indem er in einzelnen Fällen den erneuten Ansprüchen des kaiserlichen Hofes auf die Herrschaft in Italien nachgab, that er doch einen wesentlichen Schritt vorwärts, um die dem römischen Bischof zugefallene Schutzhoheit über Mittel- und Unteritalien in eine volle weltliche Herrschaft zu verwandeln: seine richterlichen Befugnisse und das Recht zur Besetzung der Aemter hat der ferne, mit anderen Dingen vollauf beschäftigte Kaiser wenigstens zeitweise dem Papste Gregor übertragen. Der Primat kam nun vollends zur Anerkennung: keine Bischofswahl ist in Italien mehr vorgenommen worden, ohne daß man die Zustimmung Gregors eingeholt hatte; und indem dieser das Erzbisthum Mailand, weil es in die Gewalt der arianischen Langobarden gefallen war, aufhob und dafür ein neues in Genua errichtete, beseitigte er die dem heiligen Petrus früher und später so oft unbequeme Nebenbuhlerschaft des heiligen Ambrosius. Der kirchliche Zusammenhang der dem römischen Reiche entrissenen Provinzen mit Rom wurde aufrecht erhalten, und die Geistlichkeit derselben ehrte in dem römischen Bischof ihren kirchlichen Oberhirten. Selbst das fränkische Reich wurde fester in diese Verbindung hineingezogen, indem Gregor dort Vicare ernannte und neu erhobene Bischöfe bei ihm die Ertheilung des Palliums nachsuchten. Aber auch Gebiete, die bisher außer jeder Verbindung mit Rom gestanden, ja solche, die sich demselben in ausgesprochener politischer und kirchlicher Feindschaft entgegengestellt hatten, wurden so für Rom gewonnen und dem Primat des römischen Bischofs gebeugt. Damals begann die Bekehrung der arianischen Langobarden zum katholischen Christenthum, zu welcher die Baiern entstammte Königin Theodelinde den entscheidenden Anstoß gab, berathen und ermuthigt durch Gregor selbst, und unter dem König Reccared schlossen sich auch die Westgothen dem orthodoxen Bekenntnis an. Ein für die Entwickelung der Kirche wahrhaft epochemachendes Ereignis aber war es, daß in derselben Zeit, wo Oberitalien, das südliche Gallien und Spanien sich Rom als ihrem kirchlichen und damals überhaupt ihrem geistigen Centrum anschlossen, auch die Angeln und Sachsen sich dem von Rom aus zu ihnen gebrachten Christenthum beugten, um bald im Dienste desselben eine besonders ruhmvolle und segensreiche Thätigkeit zu entfalten. Auch hier war es eine fromme Frau, welche Gregor zu seinem Werkzeuge erwählt, des Frankenkönigs Charibert

V. Das Aufkommen des Papstthums.

Der große romanisch-germanische Staat, der, von den Merowingern begründet, zu dem Weltreiche Karls des Großen erwachsen war, verfiel in derselben Zeit der Auflösung, wo die ihm verbündete, zeitweise dienstbare Kirche nach schweren inneren Krisen sich zu festgefügter Einheit zusammenschloß und eine Organisation schuf, welche über die Grenzen der Sonderreiche und ihrer werdenden Nationalitäten hinausgreifend die große Idee von der Einheit der christlichen Reiche und Völker aufrecht erhielt und um so erfolgreicher vertrat, als sie in den nun folgenden trüben Zeiten erneuter Barbarei zugleich die Trägerin und Hüterin der aus dem Alterthum geretteten höheren Kultur wurde. Hierin liegt die weltgeschichtliche Bedeutung des Papstthums, das von kleinen Anfängen ausgehend eben in der Zeit, wo das karolingische Kaiserthum ruhmlos erlischt, die Leitung der Gesammtkirche in die Hand nimmt und damit auch für die Stellung des Staats ganz neue Bedingungen schafft. Das römische Bisthum vollendete damit den ersten, grundlegenden Abschnitt des merkwürdigen Entwickelungsganges, der, von der demokratischen Gleichberechtigung der altchristlichen Gemeinde ausgehend, die Kirche schließlich in eine absolut regierte Monarchie verwandelte, um im Widerspruch mit dem Principe des Christenthums immer tiefer in geistige Unfreiheit zu verfallen und mit der Proclamirung der päpstlichen Unfehlbarkeit zu enden.

Die älteste christliche Gemeinde hatte nur ein allgemeines Priesterthum gekannt. In Folge ihres schnellen Wachsthums aber und der Vereinigung sehr ungleichartiger Elemente in ihrem Schooß bildete sich frühzeitig ein besonderes Priesterthum aus, dessen Glieder auf Grund einer besonderen Berufung als Vermittler zwischen Christus und die Gemeinde traten; doch hatte dieser Klerus noch kein höheres Recht als die Laien, sondern die erhabene Idee eines allgemeinen Priesterthums wurde noch festgehalten. Die Vermehrung der christlichen Gemeinden führte zu einer weiteren Organisation derselben durch Ausbildung der bischöflichen Würde. Wie erst an die Spitze der Gemeinde ein gewählter Vorsteher, Presbyter, getreten war, so wurde, als die Zahl der Gemeinden wuchs, aus der Zahl der die einzelnen leitenden Presbyter wiederum einer an die Spitze der nachbarlich verbundenen Gemeinden gestellt. Doch kam dies neue Amt, wol in Folge seines aristokratischen Charakters, nur sehr allmählich zur Geltung und nicht ohne Widerstand von Seiten des Presby-

digen Tribut der Dankbarkeit abgetragen. Was Gregor in einer trüben und von argen Wirren zerrissenen Zeit für die Nachfolger des Apostelfürsten theils friedlich in Besitz genommen, theils in offenem Kampfe erobert hatte, war und blieb die Grundlage für das zur Weltmacht aufstrebende Papstthum: unter der Hülle der Demuth war der Primat behauptet und in Rom früher fremden Gebieten zur Anerkennung gebracht worden; in dem römischen Gebiete selbst war der entscheidende Schritt gethan, welcher aus dem im Drange der Noth freiwillig anerkannten Beschützer einen Landesherrn machen sollte: der Grund zur weltlichen Herrschaft des Papstes war gelegt. Wol konnten diese Erfolge zeitweilig noch in ihrer vollen Wirksamkeit beeinträchtigt und an der consequenten Weiterentwickelung gehindert werden, rückgängig gemacht aber und aufgehoben werden konnten sie nicht mehr. Denn mit der Stellung, die es damals gewonnen, war das römische Bisthum nicht blos ein unentbehrlicher Bestandtheil der unter gewaltsamen Gährungen sich allmählich gestaltenden neuen kirchlichen und staatlichen Ordnung des Westens, sondern geradezu die vornehmste, stärkste und entwickelungsfähigste Stütze derselben. Sie allein blieb in den stürmischen Zeiten, die nun über Italien hereinbrachen, aufrecht stehen; sie blieb der Hort der von furchtbaren Feinden bedrohten christlichen Kultur und damit die Trägerin für die zukünftige Kultur des ganzen Abendlandes; sie wurde der Mittelpunkt, um welchen nach schweren Erschütterungen die abendländische Welt sich zu neuer, lebensfähiger und zukunftsreicher Gestaltung sammelte. Es entsprach dies ganz dem vorwiegend kirchlichen Charakter jener nur für Dogmenstreitigkeiten lebenden Zeit, in welcher selbst die tiefgreifendsten politischen Umwälzungen und nationalen Scheidungen äußerlich zunächst an haarspaltende theologische Distinktionen anknüpften, sich zunächst um Probleme drehten, von denen man meinen möchte, daß sie völlig ungeeignet gewesen seien, Fürsten und Völker zur leidenschaftlichen Ausfechtung schwerer Kämpfe zu entflammen. Aber in jener Zeit, wo die größte politische Schöpfung, von der die Menschheit Kunde besaß, das für unsterblich gehaltene römische Reich ein Ende mit Schrecken genommen hatte und wo der Staat der byzantinischen Kaiser, der dessen Nachfolge angetreten zu haben behauptete, unaufhaltsamem Siechthum verfallen dahinwelkte, machte die Religion den vornehmsten Lebensinhalt der Menschheit aus und erschienen die in ihr wurzelnden Fragen als diejenigen, von deren Lösung auch das künftige Schicksal der Könige und ihrer Staaten und Völker in erster Linie abhängig sei. Diese kirchliche Geistesrichtung der ganzen Zeit fand von Rom aus reichliche Nahrung, stellte Rom in den Mittelpunkt der ganzen Entwickelung und hat wesentlich dazu beigetragen den römischen Bischof trotz schwerer äußerer Bedrängnisse eine weithin maßgebende leitende Stellung zu verschaffen.

Zunächst aber bedurfte das Papstthum noch eines starken weltlichen Schutzes. Seit lange hatte Byzanz diesen nur in sehr ungenügender Weise geleistet; insbesondere den Langobarden gegenüber hatte es Italien und die römische Kirche sich selbst überlassen. Das Verhältnis beider, schon tief er=

züttert und zu einem fast bedeutungslosen Schein verflüchtigt, wurde vollends nhaltbar, als neu auftretende dogmatische Streitigkeiten und ihnen entspringende große kirchliche Kämpfe Rom und den byzantinischen Hof kirchlich in den schroffsten Gegensatz zu einander brachten. Das geschah zunächst aus Anlaß der die erste Hälfte des siebenten Jahrhunderts erfüllenden monotheletischen Streitigkeiten, in denen der Osten im Allgemeinen zwar die zwei Naturen in Christus zugab, aber die Einheit des Willens behauptete, während der Westen unter Leitung der römischen Bischöfe mit aller Entschiedenheit für die Zweiheit auch des Willens in dem Heilande eintrat, so sehr, daß der Papst Honorius (625—30), welcher die Sache dahingestellt sein lassen wollte und deshalb daran erinnerte, daß, nach einem Worte der heiligen Schrift, Christi Wille ja in der verschiedensten Weise gewirkt habe, als Häretiker und geheimer Mitschuldiger der monotheletischen Ketzer verdammt wurde und dieses Verdammungsurtheil noch lange Zeit von jedem seiner Nachfolger bei der Inthronisation feierlich bestätigt werden mußte. Viel tiefer noch war der Riß, der zwischen der römischen Kirche und dem byzantinischen Kaiserthum aus Anlaß des Bilderstreites eintrat. Das Verbot des Bilderdienstes, der allerdings vielfach zu einer Art von Götzendienst entartet war, stieß von Seiten der römischen Kirche auf heftigsten Widerstand. Zum erstenmale bei diesem Anlaß stellte man den Zusammenhang mit dem östlichen Reiche offen in Frage und schien entschlossen der ketzerischen Regierung auch in politischen Dingen sich nicht mehr unterzuordnen. Die Schwierigkeit war nur, wo man nach der Lösung von Byzanz den weltlichen Schutz finden sollte, dessen man noch nicht entrathen konnte. Daraus erklären sich die eigenthümlichen Schwankungen der römischen Politik in dem ersten Stadium der nun beginnenden Krisis. Weil er dem kaiserlichen Verbot der Bilder den Gehorsam versagte, gerieth Papst Gregor II. (713—31) in einen heftigen Conflikt mit dem als kaiserlicher Statthalter in Rom sitzenden byzantinischen Dux. Die Bevölkerung ergriff seine Partei, plante völlige Losreißung, dachte an die Wahl eines römischen Kaisers und scheint dabei ihr Augenmerk namentlich auf den Langobardenkönig Liutprand gerichtet zu haben, welcher der popularen Bewegung in der ewigen Stadt vielleicht nicht ganz fremd war. Doch blieben diese Absichten unausgeführt, und die Hoffnungen Liutprands, der auf diesem Wege endlich in den Besitz Roms zu kommen gedacht hatte, erfuhren eine schmerzliche Enttäuschung, indem der Papst selbst, der in dem mächtigen Nachba weniger einen lenksamen Beschützer als einen gebietenden Herrn zu bekomme fürchtete, die drohende Lösung von Byzanz seinerseits hintertrieb. Diese ab wurde damit doch nur hinausgeschoben: sie war bald eine kirchliche und gleich politische Nothwendigkeit, die man auf sich nehmen mußte selbst auf Gefahr hin darüber in Abhängigkeit von den Langobarden zu gerathen. S Gregors II. gleichnamiger Nachfolger (731—40) mußte diesen letzten S thun, obgleich er noch bei Antritt seines Pontificates die Hoheit des b tinischen Kaisers ausdrücklich anerkannt hatte, indem er von demselben fü

Güter und Rechte seiner Kirche die Bestätigung erbat und erhielt. Denn als eine römische Synode unter Gregors III. Leitung sich von Neuem für die Beibehaltung der Bilder erklärte und alle, die sich des Bildersturmes schuldig gemacht, aus der Gemeinschaft der Kirche ausschloß, mittelbar also auch den Kaiser selbst mit dem Bann belegte, da antwortete dieser mit einem Gewaltstreich, der die bisher gewordene kirchliche Ordnung mit dem Untergange bedrohte und die Existenz des Papstthums in Frage stellte: ein kaiserliches Dekret entzog der römischen Kirche alles, was ihr in der Machtsphäre des byzantinischen Herrschers an Gütern und Rechten im Laufe der Zeit zugefallen war, so daß dieselbe mit einem Schlage alle ihre Besitzungen in Unteritalien, in Sicilien und in Illyrien einbüßte. Sich in die Arme der Langobarden zu werfen aber trug Gregor III. erst recht Bedenken nach den üblen Erfahrungen, die man soeben mit König Liutprand gemacht hatte und die keinen Zweifel darüber ließen, daß derselbe nur aus selbstsüchtigen Motiven die Schutzherrschaft über Rom zu gewinnen trachtete. Diese Erwerbung hätte den Zusammenhang zwischen dem eigentlichen Langobardenreiche und den davon unabhängigen langobardischen Herzogthümern in Spoleto und Benevent hergestellt und damit Liutprand die Sicherheit gegeben demnächst die ganze Halbinsel unter seinem Scepter zu vereinigen. Hatte doch der ländersüchtige Langobarde den plötzlichen Umschlag der päpstlichen Politik unter Gregor II. mit offenen Feindseligkeiten beantwortet und war nur mit genauer Noth bestimmt worden mit seinem Eroberungslauf unter den Thoren der ewigen Stadt selbst Halt zu machen. Bei den Langobarden also konnte der römische Bischof, wollte er nicht mit sehenden Augen in drückende Knechtschaft stürzen, den nöthigen Schutz nicht finden: dann aber blieb ihm als Zuflucht nur das Frankenreich übrig, das inzwischen im Norden der Alpen zu imponirender Macht aufgestiegen war und in dem sich eben damals eine Krisis vollzog, welche ihren Trägern die Bundesgenossenschaft des römischen Bischofs im höchsten Grade wünschenswerth machte. Indem Rom den bisher geduldeten Zusammenhang mit Byzanz vollends löst, leitet es zugleich seine Verbindung mit dem Frankenreiche ein, welche für die Entwickelung des Abendlands auf Jahrhunderte hinaus entscheidend wurde.

In sittlicher Verwilderung und elender Ohnmacht war das Haus Chlodwigs inmitten blutiger Gräuel seinem ruhmlosen Ende entgegengeeilt. Das Volk der Franken selbst wandte sich mit Verachtung von den unwürdigen Schwächlingen ab, die seine Könige hießen, und dem kraftvollen Geschlechte der Arnulfinger zu, das neben und über denselben in die Höhe kam und Verdienst zu Verdienst fügend bald als der einzige Bürge erschien für den ferneren Bestand des Reichs und eine glückliche Zukunft desselben. Und unter dem besonderen Schutz des Hausmeiers Karl Martell, des gefeierten Helden, der in einem Riesenkampfe die christliche Kultur des Abendlandes vor der mohammedanischen Eroberung geschützt hatte, war eben damals Bonifatius mit glänzendem Erfolge zur Bekehrung der noch im Heidenthum verharrenden deutschen Stämme thätig und gab zugleich der Kirche des fränkischen Reichs eine Orga-

nisation, durch welche dieselbe in eine engere Verbindung und Lebensgemeinschaft mit Rom trat als irgend eine der nationalen Kirchen jener Zeit. Es lag nahe, aus diesen kirchlichen Verhältnissen die entsprechenden politischen Folgerungen zu ziehen, indem sich Rom mit dem Frankenreiche gegen Griechen und gegen Langobarden verband. Aber der erste Versuch, der in dieser Richtung gemacht wurde, hatte kein Ergebnis. Denn als Gregor III., durch die siegreichen Waffen König Liutprands hart bedrängt, Karl Martell das Patriciat und damit die Schutzhoheit über die ewige Stadt sowol wie über die Kirche antrug, kam man zu keinem Abschluß, und es muß dahingestellt bleiben, ob das die Folge war von dem um jene Zeit eintretenden Tode des Siegers von Poitiers oder ob dieser auf die päpstlichen Anträge nicht eingehen wollte, weil dieselben zunächst den Bruch mit dem Langobardenkönig zur Folge gehabt hätten, damals dem einzigen Bundesgenossen Karls gegen die Araber. So sah sich denn Zacharias II. (741—52) zum Anschluß an den gefürchteten Langobardenkönig genöthigt, der allein ihn gegen die drohende Rache des byzantinischen Hofes schützen konnte. Auch baute Liutprand dem ehemaligen Gegner goldene Brücken. Er gab demselben nicht blos alles zurück, was er von dem römischen Gebiete während des letzten Kriegs in seine Gewalt gebracht hatte, sondern fügte noch diejenigen griechischen Städte in dem römischen Ducate hinzu, welche bisher unter der unmittelbaren Hoheit des griechischen Kaisers gestanden hatten, jetzt aber vorübergehend in seine Gewalt gefallen waren. Diese Schenkung Liutprands, die offenbar von der langobardischer Denkweise ganz entsprechenden Meinung ausging, daß mit der Eroberung durch sein Heer das ehemalige Besitzrecht des griechischen Kaisers nicht blos vorübergehend außer Wirksamkeit gesetzt, sondern überhaupt aufgehoben sei, erweiterte die weltlichen Herrscherrechte des römischen Bischofs bedeutend und gab ihnen in Bezug auf die neu erworbenen Gebiete einen wesentlich andern Charakter, der auch auf die Stellung des Papstes zu den ihm bis dahin nur schutzbefohlenen Ländern so einwirkte, daß dieselbe mehr als eine eigentliche Herrschaft angesehn wurde. Die Rechtmäßigkeit des ganzen Verfahrens war freilich höchst zweifelhaft: doch hat die Kirche daran damals so wenig wie später Anstoß genommen.

Aber selbst um diesen Preis erwies sich das römische Bisthum dem Langobardenreiche nicht so dienstbar, wie Liutprand erwartet hatte. Die Feindseligkeiten wurden daher erneut, und bald befand sich der römische Bischof, dem von der andern Seite nun auch die Griechen zusetzten, in der ärgsten Bedrängnis, als sich ihm ungesucht das rettende fränkische Bündnis darbot, um das man früher bei Karl Martell vergeblich geworben hatte. Eben rüstete sich der Majordomus Pippin, der wahrhaft königlichen Macht, welche er mit Zustimmung der Großen als eine vom Vater ererbte in dem fränkischen Reiche übte und die das entwürdigte Haus der Merowinger ihm weder streitig machen konnte noch wollte, auch den entsprechenden Namen hinzuzufügen; durch die kraftvolle Unterstützung, welche er wie sein Vater der Missionsthätigkeit Bonifatius' gewährte, hatte er sich ein Anrecht auf den besonderen

Dank der Kirche erworben und von seiner Erhebung hatte diese den größten Gewinn für sich selbst zu hoffen. Die Interessen Roms und des arnulfingischen Hauses fielen zusammen. Auf ein Gutachten des Papstes hin wurden die Merowinger entthront, und an Pippin vollzog im Auftrage desselben der Apostel der Deutschen den Weiheakt, durch welchen die Kirche die Usurpation gut hieß und mit ihrem Segen ergänzte, was dem neuen Königthum an Rechtmäßigkeit zweifellos abging. Damit war ein erster Schritt gethan: die Consequenzen blieben nicht aus. Denn inzwischen hatten die Langobarden unter Aistulf das Exarchat erobert; vergeblich bemühte sich Papst Stephan III. (752—57) im Auftrage des byzantinischen Kaisers, dessen Unterthan er rechtlich doch noch immer war, der ihn aber jetzt so wenig wie früher zu schützen vermochte, in Pavia persönlich um einen glimpflichen Frieden. Gleichzeitig entbrannte der Bilderstreit mit erneuter Heftigkeit und der verschärfte kirchliche Gegensatz machte die Erhaltung der längst hinfällig gewordenen Verbindung zwischen Rom und Byzanz vollends unhaltbar. Eine Gesandtschaft König Pippins, an ihrer Spitze der dem König selbst verwandtschaftlich nahe verbundene, hochangesehene und einflußreiche Bischof Chrodegang von Metz, erschien im Süden der Alpen; in ihrem Geleite begab sich Stephan, in Ausführung des im Geheimen zum Voraus Vereinbarten, in das fränkische Reich, wo er als Nachfolger des Apostelfürsten und Oberhaupt der orthodoxen Kirche von Geistlichen und Weltlichen mit den ausgesuchtesten Ehrenerweisungen empfangen wurde. Indem er eigenhändig an König Pippin und seinen Söhnen Salbung und Krönung vollzog, weihte er die neue Dynastie in den denkbar feierlichsten Formen und tilgte den letzten Makel ihrer Usurpation. Dafür verpflichtete sich Pippin, „von Gottes Gnaden König der Franken", auf einem Reichstage zu Quierzy mit Zustimmung der Großen seines Reiches zur Unterstützung des Papstes gegen die Langobarden: im Nothfall sollte er selbst mit Waffengewalt der Kirche zur Wiedergewinnung der Güter und Rechte verhelfen, welche ihr durch die übermüthigen Nachbarn entrissen waren. Insbesondere sollte der Kirche ganz Italien mit Venetien und Istrien zufallen; auch die Herzogthümer von Spoleto und Benevent, welche damals mit Aistulf in Feindschaft lagen, wurden für den zu gründenden Kirchenstaat in Anspruch genommen, während Calabrien auf der einen und die Lombardei auf der anderen Seite unter genauer Festsetzung des Zuges der Grenze ausdrücklich davon geschieden wurden.

Der ganze Vorgang, welcher für die Entwickelung des Papstthums und die des zu so großen Dingen berufenen fränkischen Reichs entscheidend wurde, ist höchst merkwürdig, wenn auch im Einzelnen nicht durchweg klar. Man hat den Handel, der in jenen Tagen zwischen Pippin und Stephan III. abgeschlossen wurde, dahin charakterisiren zu können gemeint: jeder von beiden habe dem andern etwas geschenkt, was ihm selbst nicht gehörte und worüber er eigentlich gar nicht verfügen konnte. Doch ist das mehr witzig als zutreffend. Denn was zunächst die Entthronung der Merowinger und die Er-

hebung des arnulfingischen Geschlechtes an die Spitze des fränkischen Reiches angeht, so hatte die Kirche dieselbe doch nicht von sich aus veranlaßt und vollzogen; sie hat nur einen feierlichen Staatsakt anerkannt und bestätigt, den das fränkische Volk seinerseits vollzogen hatte und den zu vollziehen dasselbe nach germanischem Staatsrecht ohne Frage vollkommen befugt war. Denn dieses kannte kein absolutes Recht eines Hauses auf die Krone, kannte keine in unserm Sinne des Wortes legitime Monarchie; vielmehr gab es dem Volke damals wie auch später das Recht, im Falle der Untüchtigkeit oder Unwürdigkeit sei es des einzelnen, sei es des ganzen Geschlechts, einen geeigneten Ersatz zu suchen, der, war er in dem königlichen Geschlechte nicht zu finden, aus jedem anderen genommen werden konnte. Nach diesem Grundsatz hatten die Franken bei der Erhebung Pippins gehandelt; ohne Frage that daher auch die Kirche kein Unrecht, wenn sie das Geschehene anerkannte und den Bestand der neugeschaffenen Ordnung feierlich zu gewährleisten suchte, mochte sie das auch nicht blos im Interesse des fränkischen Reiches, sondern zunächst in dem ihrer eigenen Sicherheit thun. Aehnlich ist es mit dem Verhalten des neuen Frankenkönigs: vergleicht man nämlich die Zusicherungen, welche derselbe zu Quierzy dem römischen Bischof in Bezug auf die der Kirche zurückzustellenden Territorien machte, mit dem Gange, den die Entwickelung dieser Frage für Rom im Widerstreite mit den langobardischen Ansprüchen hier und den byzantinischen Rechten dort bisher genommen hatte, so leuchtet ein, daß Pippin der Kirche nichts wiederzuverschaffen sich verpflichtete, was nicht schon seit längerer Zeit von ihr als ihr zugehörig angesehen worden war, einmal insofern, als innerhalb des eigentlich römischen Gebietes die byzantinische Herrschaft thatsächlich aufgehört hatte und durch die Schutzhoheit des römischen Bischofs ersetzt worden war, dann aber auf Grund der Liutprandschen Schenkung, welche durch die späterhin erneute Feindschaft doch nicht einfach hinfällig geworden war. Ferner aber führt die genaue Bestimmung der Grenzen gegen das langobardische Reich sowie die ausdrückliche Ausschließung Calabriens auf die Vermuthung, man habe zu Quierzy von dem thatsächlich gegebenen Besitzstande nicht abweichen, sondern denselben bestätigen und für die Zukunft sichern wollen und sei demgemäß darauf bedacht gewesen, weder dem byzantinischen Reiche noch dem Langobardenkönig direkt zu nahe zu treten. Dafür spricht auch der Umstand, daß die Großen des fränkischen Reiches entschieden keine Lust zeigten, dem römischen Bischof gegenüber Verpflichtungen einzugehen, die einen baldigen Krieg gegen die Langobarden zur Folge gehabt hätten: selbst diesen sie wenig belastenden Abmachungen gaben sie erst nach längerem Sträuben ihre Zustimmung. Endlich aber scheint das, was Pippin dem römischen Bischof zusagte, nur ein kleiner Theil von dem gewesen zu sein, was derselbe zunächst gefordert hatte. Man hat nämlich nicht ohne einigen Grund die Vermuthung ausgesprochen, daß die Schenkung Constantins, deren Fälschung zweifellos ist, eben um jene Zeit und zu dem Zwecke erfunden sei, die großen territorialen Ansprüche des Papstthums, die aus ihr folgen

sollten, bei dieser günstigen Gelegenheit durch den Frankenkönig bestätigen zu lassen und diesem die Verpflichtung aufzulegen, der Kirche mit den Waffen seines kriegerischen Volkes die Anerkennung derselben zu erfechten und sie darin auch weiterhin zu beschützen. Man hat zur Begründung dieser ansprechenden Vermuthung darauf hingewiesen, daß die erste Berufung auf eine von Constantin zu Gunsten des Papstes Silvester ausgestellte Schenkungsurkunde im Jahre 777 vorkommt, zu einer Zeit, wo trotz der mit dem Frankenreiche eingegangenen Verbindung Rom doch mit dem byzantinischen Hofe noch nicht völlig gebrochen hatte, sondern eine gewisse mittlere, klug zuwartende Stellung einnahm. Vollzogen aber war die Fälschung sicherlich längere Zeit vor dieser ersten auf uns gekommenen Anführung. Ferner kommen gewisse Institutionen, welche angeblich durch die Constantinische Schenkung geschaffen sein sollen, nachweislich um die Mitte des achten Jahrhunderts zuerst vor, scheinen demnach um die Zeit der Verbindung Stephans III. mit König Pippin ins Leben getreten zu sein und werden dann wol auch in einen gewissen Zusammenhang gebracht werden dürfen mit der Veränderung, welche durch des Papstes Reise nach dem Frankenreiche und durch das Abkommen von Quierzy in der bisherigen Stellung des römischen Bischofs eintrat. Dahin gehört namentlich der eben damals geschehene Eintritt der Kleriker in den Senat, vermöge dessen der römische Adel thatsächlich Rom regierte; auch kommt eben in dieser Zeit der fürstliche Apparat zuerst am päpstlichen Hofe vor, mit dem derselbe durch die Erlaubnis Kämmerer, Thürhüter und Leibwächter zu halten von Constantin ausgestattet sein soll. In dieser Schenkung Constantins nun, von der natürlich auch nur ein angebliches Original oder eine auch nur angebliche Bestätigung nicht auf uns gekommen ist, wurde nach den späteren litterarischen Anführungen derselben dem Papst Silvester nicht blos die höchste geistliche Autorität zugesprochen, sondern auch die Herrschaft über Rom, Italien und die zugehörigen Inseln verliehen. Demnach gingen die territorialen Ansprüche, welche die römische Kirche damals erhob, weit hinaus über dasjenige, was ihr durch Pippin schließlich bewilligt wurde. Die allgemeine Tendenz der Fälschung ist klar genug: in dem Augenblicke, wo die byzantinische Hoheit über Rom und Mittelitalien ihr Ende erreichte und wo die Anknüpfung mit dem jenseits der Alpen gebietenden Frankenreiche sicheren Schutz gegen die Langobarden verhieß, glaubten die Leiter der römischen Politik, welche sich ihre Ziele schon damals nicht niedrig zu stecken pflegten, inmitten der widerstreitenden und sich dadurch aufhebenden Gewalten durch einen kühnen Griff zwei große Erfolge zugleich erlangen und für alle Zeit in Sicherheit bringen zu können, nämlich die feierliche Anerkennung des thatsächlich schon weithin geltenden Primates und dann die förmliche Constituirung der erst im Werden begriffenen weltlichen Herrschaft. Ist, wie angenommen, die Fabel von der Schenkung Constantins damals nur zu diesem Zwecke erfunden worden, so wird sie zunächst bestimmt gewesen sein bei den Verhandlungen mit Pippin geltend gemacht zu werden, und man wird dann

auf die Vermuthung geführt, daß auch die Zusagen, welche der Frankenkönig zu Quierzy dem Papste Stephan III. machte, durch den Hinweis auf die Schenkung Constantins erlangt worden seien: vielleicht ist Pippin geradezu ein Exemplar der angeblichen Urkunde vorgelegt worden, und er handelte in dem Glauben an die Echtheit derselben und meinte der Kirche nur einen alten, wolerworbenen und nur zeitweise widerrechtlich entfremdeten Besitz zu bestätigen und zu erweitern, war aber weit davon entfernt, den Rechten der Langobarden oder der Griechen zu nahe treten zu wollen.

Hatte Stephan III., als er mit dem Frankenkönig anknüpfte, den Plan gehegt, seine Stellung als Schutzherr Mittelitaliens gegen volle weltliche Herrschaft zu vertauschen, die Last der militärischen Vertheidigung derselben aber dem zum Patricius von Rom ernannten König Pippin aufzulegen, so hatte er doch mehr unternommen, als er leisten konnte und als sich den Verhältnissen abgewinnen ließ. Die Zusagen Pippins blieben unerfüllt, soweit sie eine Vergrößerung des römischen Gebietes gegen seinen bisherigen Umfang betrafen: denn nach dem zweiten siegreichen Feldzug gegen den wortbrüchigen Aistulf (754) gab Pippin dasjenige, was der Langobarde der Kirche früher entrissen hatte, an diese zurück, so daß deren Herrschaft nun außer dem eigentlichen römischen Gebiet auch das ehemalige Exarchat und die Pentapolis von Ancona bis nach Ravenna umfaßte. Noch aber hatte Byzanz nicht jedem Rechte auf diese Territorien entsagt: denn noch hatte es von Pippin die den Langobarden entrissenen Städte für sich selbst verlangt. Auch der römische Bischof hat die byzantinischen Rechte nicht einfach ignorirt, um so weniger als er des fränkischen Königs doch nicht ganz sicher war, jedenfalls bei demselben nicht die gehoffte Dienstbereitschaft fand. Roms Stellung war und blieb noch bedroht zwischen den widerstreitenden Mächten: einen Kirchenstaat gab es noch nicht, und die byzantinischen Beziehungen konnte man, so lästig man sie oft empfinden mochte, noch immer nicht entbehren. Daher standen die Nachfolger Stephans III. nicht blos in regelmäßigem diplomatischen Verkehr mit dem griechischen Hofe, wo sie Gesandte unterhielten, sondern indem sie in ihren Urkunden und Erlassen nach Jahren der byzantinischen Kaiser rechneten, erkannten sie die Oberhoheit derselben in der unzweideutigsten Weise als noch fortdauernd an. Erst mit dem Jahre 772 trat darin eine Aenderung ein, als das Verhältnis zwischen dem römischen Bischof und dem Frankenreiche aus der bisherigen Halbheit gelöst und in einer praktisch brauchbareren Richtung weitergebildet wurde, die freilich den einst in Rom herrschenden Absichten nur sehr wenig entsprach. Seit nämlich die Herrschaft über die Langobarden mit der über die Franken in einer Hand vereinigt war, gerieth der römische Bischof dieser Großmacht gegenüber in völlige Abhängigkeit. Ohne den kirchlichen Gerechtsamen der Nachfolger des heiligen Petrus zu nahe zu treten, betrachtete sich Karl der Große doch durchaus als weltlichen Herrn wie Italiens so auch Roms, und thatsächlich nahm der Papst von nun an nur noch die Stellung des ersten unter den fränkischen Reichsbischöfen ein; wo er weltliche

Rechte übte oder durch seine Beamten üben ließ, geschah das nur in Vollmacht und im Auftrage des Kaisers, dessen Herrschaft in der ewigen Stadt genau so galt wie in allen anderen Theilen seines Reichs. Doch wurde der römische Bischof für diese Minderung seiner Stellung reichlich entschädigt durch die Steigerung, welche sein Ansehn aus der innigen Verbindung mit dem gewaltigsten Herrscher der Christenheit gewann. Erst durch ihn wurde der Sieg des römischen Kirchenthums, seiner Sprache, seiner Liturgie, seiner Dogmatik endgültig festgestellt und in einem höheren Sinne als bisher wurde die Kirche als Bundesgenossin des Staates die Trägerin der Kultur, namentlich auch in Kunst und Wissenschaft. Und noch mehr als das: der Kirche räumte der große Kaiser in dem eigenthümlichen Organismus seines Reiches eine sehr bedeutende Stellung ein, indem er sie in gewissem Sinne zur Trägerin, ja zur Bürgin für die Einheit desselben machte. In der Kaiserkrönung fand dieses Verhältnis seinen Ausdruck.

Aber auch die Kirche vermochte nicht den Zerfall des karolingischen Reiches abzuwenden; die Theilnahme an den daraus entspringenden Wirren aber verflocht sie tief in die weltlichen Händel und die politischen Parteiungen einer verwilderten Zeit, so daß ihr moralisches Ansehn vielfach Einbuße erlitt. Die Folge von beidem war, daß die Neigung zum Zerfall, welche die in dem Reiche vereinigten Stämme auseinander trieb, sich in den entsprechenden kirchlichen Verbänden wiederholte. In einer Zeit, wo Länder und Völker ohne Rücksicht auf feierliche Eide willkürlich zerschnitten und verhandelt wurden, gewannen die trotzdem fortbestehenden großen kirchlichen Verbände, die in den ehrwürdigen Metropolitankirchen ihren Mittelpunkt fanden, eine gesteigerte Bedeutung. Noch standen die sie leitenden Erzbischöfe zu dem Bischof von Rom nicht in dem Verhältnis voller Unterthänigkeit und wahrten ihm gegenüber mit Eifersucht eine größere Unabhängigkeit: ihr Amt erhielten sie von dem Kaiser, wenn sie auch das Pallium in Rom kauften, weil dadurch ihr Ansehn gesteigert wurde; die Angelegenheiten ihres Sprengels verwalteten sie im Wesentlichen selbständig, und die Beschlüsse, welche auf den von ihnen präsidirten Provinzialsynoden gefaßt wurden, bedurften zu ihrer Gültigkeit noch nicht der Bestätigung durch den römischen Bischof; die Appellation an dessen Spruch wurde von den Bischöfen als ihren Rechten widerstreitend bekämpft. Das änderte sich mit dem fortschreitenden Zerfall des Reiches: die Metropolitanverbände wurden vielfach zerrissen und die in ihnen vereinigten Gebiete ohne Rücksicht auf die kirchlichen Interessen unter die sich sondernden Reiche vertheilt. Nun mußte die kirchliche Einheit, deren Träger sie nicht mehr sein konnten, in einer höheren Instanz gesucht werden. Denn noch bedurften die Stämme, die sich aus dem Weltreich lösten und auf den Weg zu nationaler Zusammenschließung einlenkten, einer Zusammenfassung, einer Einheit zur wirksamen Vertretung gewisser, ihnen gemeinsam gebliebener Interessen. Diese hatte das Kaiserthum geleistet; jetzt mußte man anderweitig Ersatz dafür suchen. Hier aber fiel nun das Interesse der Kirche mit

dem der Einzelstaaten wiederum zusammen, und so entsprang hier der merkwürdige Versuch das Papstthum selbst zum Träger und Vertreter dieser relativen politischen Einheit der christlichen Nationen romanisch-germanischen Stammes zu machen, das Papstthum sozusagen an die Stelle des Kaiserthums zu setzen. Einen Priesterstaat mit monarchischer Spitze träumte man damals in Rom um die Einheit der Christenheit zu wahren.

Die erste Bedingung zur Verwirklichung eines solchen Planes, der nicht vermessen erscheinen konnte nach der Rolle, welche Papst Gregor IV. in der der Katastrophe Ludwigs des Frommen auf dem Lügenfelde vorangehenden Zeit gespielt hatte, und nach dem hervorragenden Antheil, welchen die kirchlichen Autoritäten erst an der Entsetzung und Demüthigung, dann an der Restauration des schwachen Herrschers gehabt hatten, war natürlich die Emancipation der Kirche und ihrer Diener von dem Staate und dessen Organen, dann die Unterordnung derselben unter den Willen des römischen Bischofs. Diesem Zwecke sollte die zweite große Fälschung dienen, welche die Kirche im karolingischen Zeitalter, zwar nicht gerade von sich aus, sozusagen von Amtswegen veranlaßte, aber doch jedenfalls dankbar annahm, energisch benutzte und mit ihrer ganzen Autorität auf das Nachdrücklichste vertrat und deckte. Um die Mitte des neunten Jahrhunderts, als eben der Vertrag von Verdun die Einheit des karolingischen Hauses zu Grabe getragen, tauchte, soweit wir nachkommen können, zuerst in dem westfränkischen, von dem schwachen Karl dem Kahlen beherrschten Reiche, und zwar in der Reimser Diöcese, eine Decretalensammlung auf, wie deren schon früher mehrere zum praktischen Bedarf der Geistlichen von gelehrten Sammlern veranstaltet worden waren, d. h. eine Sammlung von Concilbeschlüssen, Papstdecreten und anderen Akten kirchlicher Gesetzgebung, durch welche Verwaltung und Rechtspflege innerhalb der Kirche und namentlich in dem Grenzgebiete zwischen ihr und dem Staate geordnet wurden. Die Sammlung sollte angeblich ein Werk des gelehrten Westgothenbischofs Isidor von Sevilla (595—636) sein, ohne daß man es für nöthig gehalten zu haben scheint, diese Angabe durch irgend etwas anderes als die Vorsetzung des Namens glaubhaft zu machen. Der Inhalt dieser angeblichen isidorischen Decretalensammlung stand nun aber mit dem keineswegs in Einklang, was in der Kirche bisher Rechtens gewesen war, sondern fügte in einem außerordentlich geschickten Mosaik eine Menge auf Einzelfälle bezüglicher Entscheidungen, Vorschriften und Beschlüsse zu einem System zusammen, das sich bei näherer Betrachtung als ein ganz einheitliches ergiebt und offenbar im Wesentlichen auf einmal entstanden und einer ganz bestimmten Tendenz zu dienen bestimmt ist. Im Gegensatz nämlich zu dem bisher herrschenden Metropolitansystem, welches den einzelnen kirchlichen Sprengeln und ihren Vorstehern eine ziemlich unumschränkte Selbstregierung einräumte, laufen die in jener Decretalensammlung vereinigten Bestimmungen sämmtlich darauf hinaus, diese Ordnung im hierarchischen Sinne umzugestalten und eine päpstliche Monarchie zu begründen. Zu diesem Zwecke wurde

zunächst die Freiheit in den unteren Schichten der kirchlichen Beamtenschaft wesentlich verkürzt und die Priester ihren Bischöfen gegenüber in eine bis dahin unbekannte Abhängigkeit versetzt. Aber das Gleiche geschah auch nach obenhin, um die Erzbischöfe und Bischöfe unter die Autorität des römischen Bischofs zu beugen, in allen Dingen diesem die Entscheidung vorzubehalten und damit auch jede Einmischung des Staats auszuschließen, die Kirche diesem gegenüber unabhängig zu machen und ihr damit den Weg zu bahnen zur Herrschaft über den ihr bisher übergeordneten Staat. So war es z. B. eine völlig unerhörte Neuerung, wenn hinfort Provinzialsynoden nicht mehr ohne vorherige päpstliche Erlaubnis sollten gehalten werden dürfen; die Autorität der Bischöfe wurde rein illusorisch, wenn wirklich hinfort jeder Kleriker von dem Spruche seines Bischofs und der Provinzialsynode an den Papst appelliren konnte: den Bischöfen wurde die Pfarrgeistlichkeit, den Metropoliten wurden die Bischöfe entzogen. Noch größere Einbuße aber erlitt, wenn dieses neue Recht zur Geltung gelangte, der Staat: im Widerspruch mit der bisher herrschenden Ordnung, wie sie noch im Jahr 824 durch Kaiser Lothar gegenüber dem römischen Bischof selbst in einem besonderen Statut zum Ausdruck gebracht worden war, ohne daß die Kirche daran Anstoß genommen und sich dadurch in ihren Rechten und Freiheiten beeinträchtigt gefühlt hätte, wurde hier das Princip aufgestellt, Laien dürften überhaupt über Kleriker nicht urtheilen: man beanspruchte für den gesammten Klerus eine von aller staatlichen Autorität eximirte Stellung. Der karolingische Staat, der wesentlich auf der Gemeinschaft und dem Zusammenwirken der weltlichen und der kirchlichen Autoritäten sowol in weltlichen wie in kirchlichen Angelegenheiten beruht hatte, wurde mitten durchgeschnitten und in zwei selbständige, feindliche, bald einander bekämpfende Hälften zerrissen. Von nun an waren die Laien eigentlich wehrlos gegen jede kirchliche Autorität, und die Gemeinde sah sich nicht blos in kirchlichen Dingen der Willkür ihres Bischofs preisgegeben: wurde es doch sogar ausdrücklich ausgesprochen, die Gemeinde sei ihrem Bischof zu gehorchen verpflichtet, so lange derselbe nicht im Glauben irre. So wurde durch die Vorschriften, welche die angeblich von Isidor von Sevilla herrührende Decretalensammlung enthielt, die bisher geltende, geschichtlich gewordene und den bestehenden Verhältnissen entsprechende Ordnung und Verfassung der Kirche in radicaler, fast revolutionärer Weise durchbrochen und umgestaltet: der Klerus wurde nicht blos von der staatlichen Autorität, der er sich bisher gefügt hatte, emancipirt, sondern geradezu über dieselbe erhoben, die Kirche wurde dargestellt als eine Schöpfung höherer Ordnung als der Staat, proclamirt zur Aufseherin und Richterin aller weltlichen Gewalt. In nothwendiger Consequenz davon wurde ferner alle Selbständigkeit innerhalb der Kirche unterdrückt und die Verfassung derselben rücksichtslos im Sinne straffster monarchischer Centralisation umgestaltet: denn der schließliche Ausgang der hier beginnenden Entwickelung konnte nur die absolute Herrschaft des römischen Bischofs über die Kirche und alle ihre Glieder sein.

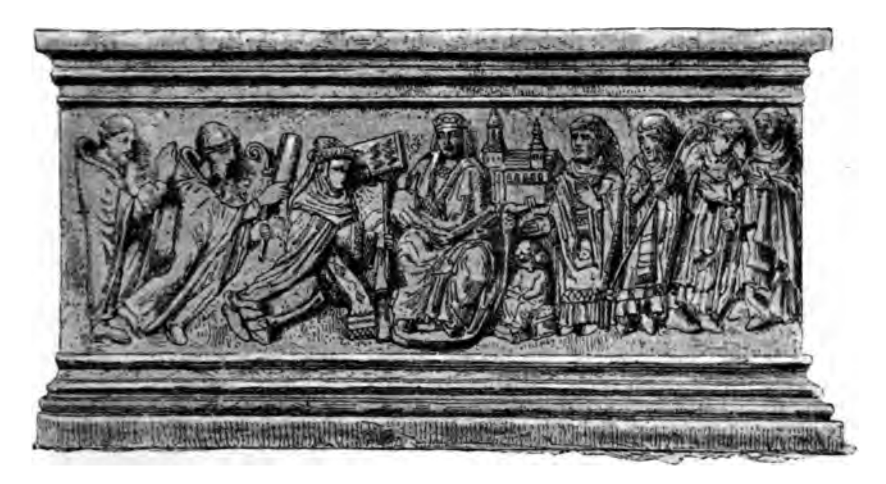
Bedenkt man nun, daß solche Tendenzen in der Kirche aufkamen und ihren weithin wirkenden litterarischen Ausdruck fanden in der Zeit, wo in Folge der Theilung des fränkischen Reiches das Kaiserthum seine Bedeutung einbüßte, die romanischen und germanischen Völker aber doch die Einheit, welche dasselbe geschaffen hatte, noch nicht entbehren konnten, so wird man nicht der Meinung sein können, daß das Hervortreten solcher neuen Lehren von dem Verhältnis von Kirche und Staat unwillkürlich und sozusagen zufällig erfolgt sei; vielmehr wird man darin eine bestimmte Beziehung auf die gegebenen Verhältnisse erkennen müssen und das Bestreben auf die weitere Gestaltung derselben in einem ganz bestimmten Sinne einzuwirken. Denn die päpstliche Gewalt in dieser Weise als die höchste auf Erden darzustellen hatte doch nur dann einen rechten Sinn, wenn der Versuch gemacht wurde den theoretisch erhobenen Anspruch auch praktisch zur Geltung zu bringen. Daran ändert es nichts, daß die dem Isidor von Sevilla zugeschriebene Decretalensammlung sich in der Folgezeit als eine Fälschung erwiesen hat, nicht den Zeitgenossen freilich, sondern erst der Kritik späterer Jahrhunderte. Erst der Forschung unserer Tage ist es gelungen, das die pseudoisidorischen Decretalen umgebende Dunkel in der Hauptsache zu lichten. Wie es bei Fälschungen der Art noch bis auf den heutigen Tag zu geschehen pflegt, so sind auch hier die falschen Stücke, auf deren Einschmuggelung in das Kirchenrecht es vornehmlich ankam, mit zweifellos ächten Stücken untermischt, mit älteren Concilbeschlüssen und Papstschreiben, wie dergleichen in ähnlichen Sammlungen von altersher verbreitet waren, z. B. in der auch hier ausgiebig benutzten des Benediktus Levita. Diese Zutrauen erweckende Umgebung sollte die dazwischen geschobenen gefälschten Stücke decken, etwa hundert angebliche päpstliche Schreiben aus den älteren Zeiten der christlichen Kirche, die eben jene neuen Rechtsgrundsätze enthalten. Die Fälschung ist freilich keine officielle, nicht in Rom und nicht in päpstlichem Auftrage vorgenommen. Vielmehr weisen die in ihr enthaltenen localen Beziehungen auf Westfranken als das Gebiet ihrer Entstehung hin, und zwar besonders auf die Reimser Diöcese, wie sie denn auch zuerst in den kirchlichen Streitigkeiten erwähnt wird, welche um die Mitte des neunten Jahrhunderts dort schwebten und in denen der seiner umfassenden Gelehrsamkeit und seines kirchlichen Eifers wegen berühmte Hincmar, der nachmals den erzbischöflichen Stuhl in Reims bestieg, eine hervorragende Rolle spielte. Aus den Anspielungen auf Zeitereignisse, die sich in der Sammlung finden, ergiebt sich, daß die Fälschung nach dem Jahr 847 vorgenommen sein muß und vor dem Jahr 853, wo sie zum erstenmale angeführt wird. Erst nach zehn Jahren fand sie ihren Weg nach Rom, wohin sie vermuthlich durch den Gegner Hincmars, Bischof Rothard von Soissons, gebracht wurde, um dankbare Aufnahme und energische Benutzung zu finden. Denn wenn ein westfränkischer Geistlicher sich die Mühe gab vermöge einer nicht ungeschickten Fälschung der Kirche die Mittel zu liefern, um eine aller weltlichen Gewalt unbedingt übergeordnete Autorität in An-

spruch zu nehmen und ihr Recht darauf vor Freund und Feind aus dem scheinbar wieder entdeckten Brauch der Kirche der ersten Jahrhunderte zu erweisen, so hat es sich dabei sicherlich nicht gehandelt um die Formulirung einer rein persönlichen Ansicht, sondern es wurde damit nur demjenigen Ausdruck gegeben, was ein großer Theil der Kleriker jener Zeit hoffte und wünschte und im Gegensatze zu der unbefriedigenden Ordnung der Gegenwart für die Zukunft als maßgebend anerkannt sehen wollte. Auch war ja, was jener gelehrte Fälscher in der Stille seiner Klosterzelle niederschrieb, um dieselbe Zeit in der bewegten Praxis des kirchlichen und politischen Lebens hier und da bereits offen vertreten worden: jener brachte nur in ein System, was die päpstliche Politik bei einzelnen Gelegenheiten als Recht des römischen Bischofs und der von ihm geleiteten Kirche schon offen in Anspruch genommen hatte. In solchen Absichten war Gregor IV. im fränkischen Reiche erschienen, wenn auch die Ereignisse auf dem Lügenfelde dieselben vereitelt hatten. Und als das Kaiserthum sich unfähig erwies Italien zu schützen, da stellte Papst Leo IV. (847—55) sich selbst an die Spitze seiner Römer, rückte gegen die Raubschaaren der Araber. in das Feld und brachte deren Flotte bei Ostia eine Niederlage bei; daß er auch in Zukunft ähnlich zu handeln gedachte, zeigte er durch die Befestigung des Vatikan, welche die Entstehung der nach ihm benannten Leostadt auf dem nördlichen Tiberufer zur Folge hatte. Das Papstthum war in raschem Aufsteigen begriffen: in weltlichen, selbst in militärischen Dingen trat es an die Stelle, auf der das Kaiserthum hätte stehen müssen.

Bereits mit Leos IV. zweitem Nachfolger, Nicolaus I. (858—67), kam diese Entwickelung zu einem gewissen Abschluß. Das Pontificat dieses gewaltigen Mannes, der die Traditionen Gregors des Großen aufnahm und dessen ganze Politik direkt auf das hierarchische System Gregors VII. hinweist, ist trotz seiner kurzen Dauer von nicht voll einem Jahrzehnt entscheidend geworden für das Schicksal der Kirche und die Zukunft des Papstthums. Denn er vertrat dieses und regierte jene im Geiste der pseudoisidorischen Decretalen, und wie er dieses neue Gesetzbuch zuerst angewandt und zur Begründung von ihm erhobener neuer Ansprüche 864 als maßgebende Autorität angeführt hat, so hat er die in demselben niedergelegten Ideen absoluter päpstlicher Herrschaft mit rücksichtsloser Energie und in der Hauptsache mit durchschlagendem Erfolge zur Geltung gebracht. Ein Mann von weitumfassendem Blick, von kühner Entschlossenheit und rücksichtsloser Energie, dabei hochgebildet, eine imposante Erscheinung, schon in seinem Auftreten der geborene Herrscher, war er den unfähigen Vertretern des schnell entarteten Karolingerhauses unendlich überlegen, beugte sie und in ihnen ihre Staaten unter seine kräftige Hand und bändigte mit erbarmungsloser Strenge auch den Widerstand des verweltlichten fränkischen Episkopates, der seine alte Unabhängigkeit vergeblich gegen dieses neue Kirchenrecht zu vertheidigen suchte. Ungebrochenen Muthes bietet er der großen Krisis die Stirn, welche er durch diese Politik heraufbeschwört, und entscheidet damit den Sieg des Papstthums über die ihm

feindlichen Gewalten. Er zwingt den Erzbischof Johann von Ravenna zur Anerkennung seiner kirchlichen Hoheit und vernichtet damit die letzte unabhängige Kirche in Italien. Noch folgewichtiger aber war sein Streit mit dem Patriarchen Photius von Konstantinopel, der von seinem Kaiser gegen den unfügsamen Ignatius erhoben sich vergeblich um Nicolaus' Anerkennung bemühte. Die alten Gegensätze, nicht blos kirchlicher, sondern auch politischer und nationaler Natur, lebten mit erneuter Schärfe auf, und die dogmatische Wendung, die der schlaue Photius dem Streite zu geben wußte, führte den lange drohenden Bruch zwischen der abendländischen und der morgenländischen Kirche endlich herbei In Bezug auf den Ursprung des Heiligen Geistes beschuldigte Photius die römische Kirche der Irrlehre: er sprach gegen Nicolaus als Häretiker den Bann aus und erweckte geschickt die Eifersucht und das Mistrauen des byzantinischen Hofes gegen die Beziehungen, in welche die von Byzanz aus bekehrten Bulgaren zu dem römischen Bischofe traten und die bald danach zu der kirchlichen Unterordnung derselben unter Rom führten; die Volksstimmung erregte er durch sein Eifern gegen das von Rom begünstigte, der griechischen Kirche fremde Gebot der Ehelosigkeit für die niedere Geistlichkeit. Als ob Rom und Italien noch Theile des griechischen Reiches wären und der römische Bischof noch in dem alten Abhängigkeitsverhältnis zu Byzanz stünde, sprach 867 ein zu Konstantinopel gehaltenes Concil gegen Nicolaus das Absetzungsurtheil aus. Das hätte nun freilich wenig zu bedeuten gehabt, wäre Nicolaus nicht gleichzeitig noch in einen anderen heftigen Conflikt gerathen, der seine Stellung gerade von der Seite her auf das Schwerste bedrohte, von der er in jener Krisis zunächst auf Schutz und Hülfe hätte rechnen müssen. Als ein strenger Hüter von Sitte und Zucht, ein rücksichtsloser Vertreter namentlich der kirchlichen Ehegesetze, die allein in jener Zeit sittlicher Lockerheit den ärgsten Ausschreitungen einen Damm entgegensetzten, fand Nicolaus Anlaß gegen den schwachen König Lothar II., den zweiten Sohn des Kaisers Lothar, zum Schutze Teutbergas einzuschreiten, die durch die Buhlerin Waldrada verdrängt werden sollte. Der Episkopat des lotharischen Reiches war elend und pflichtvergessen genug, um seine kirchliche Befugnis zu lösen und zu binden in den Dienst der Launen des königlichen Lüstlings zu stellen. Eine Synode zu Metz verurtheilte unter Leitung der Erzbischöfe von Köln und Trier die durch Lüge und Gewalt rettungslos umstrickte Teutberga und ermöglichte dem Könige so die feierliche Krönung der Buhlerin. Da trat Nicolaus für die mishandelte Unschuld ein: er vernichtete den auf Erschleichung und Fälschung beruhenden Metzer Spruch und zog die an demselben vornehmlich betheiligten Erzbischöfe zur Rechenschaft. Zum erstenmale wurden jetzt die Theorien der pseudoisidorischen Decretalen von dem römischen Bischof praktisch zur Geltung gebracht: es handelte sich, abgesehen von dem besonderen Falle, in dem die Sympathien aller rechtlich Denkenden auf Seiten Teutbergas und Nicolaus' sein mußten, um eine principielle Entscheidung von der größten Tragweite. Die Selbständigkeit der

Metropoliten, die Unabhängigkeit der Synoden stand auf dem Spiele. Dem entsprach die leidenschaftliche Erbitterung des Widerstandes, dem Nicolaus begegnete und in dem er fast den ganzen fränkischen Episkopat mit Ausnahme des einen Hincmar von Reims wider sich vereinigt fand. In diesen Kreisen fühlte man, welche Consequenzen es haben mußte, wenn das Absetzungsurtheil, das der Papst gegen die Schuldigen ausgesprochen, ohne sie gehört zu haben, in Gültigkeit blieb und Anerkennung fand. Auch Kaiser Ludwig II. entging es nicht, daß die Zukunft des Kaiserthums auf dem Spiele stand. Mit Heeresmacht eilte er nach Rom, in der Absicht Nicolaus zur Nachgiebigkeit in dem Ehehandel des Bruders zu zwingen: bald hatten sich die zahlreichen Gegner des gewaltigen Papstes um ihn versammelt, ohne Widerstand nahm er von

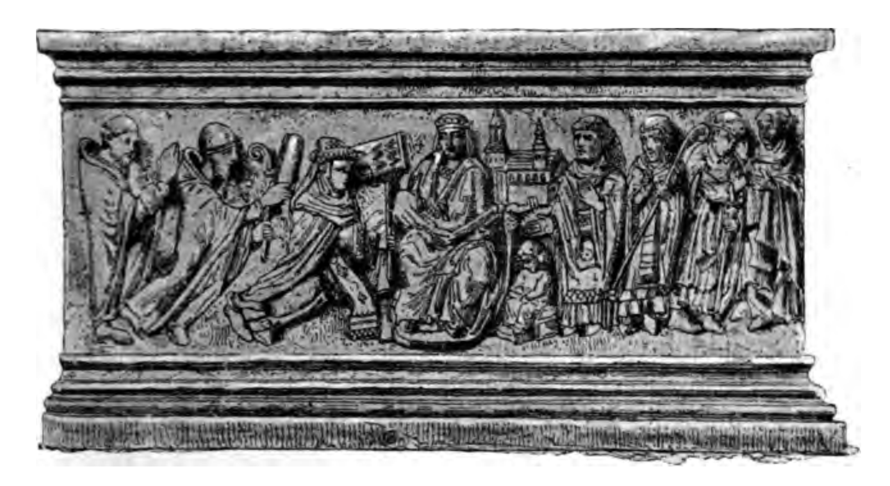


Grabmal des Erzbischofs Hincmar von Reims.

der Leostadt Besitz. Dort kam es zu argem Tumult: ein vom Papste befohlener Bittumgang wurde von den kaiserlichen Leuten gestört, die kirchlichen Geräthschaften verletzt, selbst Heiligthümer entweiht. Solche Greuelscenen schienen die unmittelbare Strafe des Himmels herauszufordern. Man lenkte ein und der in seinem Gewissen geängstigte Kaiser, der an der Berechtigung seines Vorgehens mit gutem Grunde irre geworden, fügte sich in der Hauptsache der päpstlichen Autorität. Er zog ab und überließ die Erzbischöfe von Köln und Trier ihrem Schicksal: dieselben legten vor der Heimkehr einen in den schärfsten Ausdrücken gefaßten Protest gegen Nicolaus' I. Verfahren an dem Grabe des Apostels nieder und übten trotz des päpstlichen Absetzungsdecrets ihre erzbischöflichen Rechte. Daran wurden sie zwar durch Lothar II. nicht gehindert, aber sie überzeugten sich doch bald, daß sie energische Unterstützung von dem schwachen Könige nicht zu erwarten hatten, der bald danach durch erheuchelte Nachgiebigkeit in der Sache der Teutberga den zürnenden

feindlichen Gewalten. Er zwingt den Erzbischof Johann von Ravenna zur Anerkennung seiner kirchlichen Hoheit und vernichtet damit die letzte unabhängige Kirche in Italien. Noch folgewichtiger aber war sein Streit mit dem Patriarchen Photius von Konstantinopel, der von seinem Kaiser gegen den unfügsamen Ignatius erhoben sich vergeblich um Nicolaus' Anerkennung bemühte. Die alten Gegensätze, nicht blos kirchlicher, sondern auch politischer und nationaler Natur, lebten mit erneuter Schärfe auf, und die dogmatische Wendung, die der schlaue Photius dem Streite zu geben wußte, führte den lange drohenden Bruch zwischen der abendländischen und der morgenländischen Kirche endlich herbei In Bezug auf den Ursprung des Heiligen Geistes beschuldigte Photius die römische Kirche der Irrlehre: er sprach gegen Nicolaus als Häretiker den Bann aus und erweckte geschickt die Eifersucht und das Mistrauen des byzantinischen Hofes gegen die Beziehungen, in welche die von Byzanz aus bekehrten Bulgaren zu dem römischen Bischofe traten und die bald danach zu der kirchlichen Unterordnung derselben unter Rom führten; die Volksstimmung erregte er durch sein Eifern gegen das von Rom begünstigte, der griechischen Kirche fremde Gebot der Ehelosigkeit für die niedere Geistlichkeit. Als ob Rom und Italien noch Theile des griechischen Reiches wären und der römische Bischof noch in dem alten Abhängigkeitsverhältnis zu Byzanz stünde, sprach 867 ein zu Konstantinopel gehaltenes Concil gegen Nicolaus das Absetzungsurtheil aus. Das hätte nun freilich wenig zu bedeuten gehabt, wäre Nicolaus nicht gleichzeitig noch in einen anderen heftigen Conflikt gerathen, der seine Stellung gerade von der Seite her auf das Schwerste bedrohte, von der er in jener Krisis zunächst auf Schutz und Hülfe hätte rechnen müssen. Als ein strenger Hüter von Sitte und Zucht, ein rücksichtsloser Vertreter namentlich der kirchlichen Ehegesetze, die allein in jener Zeit sittlicher Lockerheit den ärgsten Ausschreitungen einen Damm entgegensetzten, fand Nicolaus Anlaß gegen den schwachen König Lothar II., den zweiten Sohn des Kaisers Lothar, zum Schutze Teutbergas einzuschreiten, die durch die Buhlerin Waldrada verdrängt werden sollte. Der Episkopat des lotharischen Reiches war elend und pflichtvergessen genug, um seine kirchliche Befugnis zu lösen und zu binden in den Dienst der Launen des königlichen Lüstlings zu stellen. Eine Synode zu Metz verurtheilte unter Leitung der Erzbischöfe von Köln und Trier die durch Lüge und Gewalt rettungslos umstrickte Teutberga und ermöglichte dem Könige so die feierliche Krönung der Buhlerin. Da trat Nicolaus für die mishandelte Unschuld ein: er vernichtete den auf Erschleichung und Fälschung beruhenden Metzer Spruch und zog die an demselben vornehmlich betheiligten Erzbischöfe zur Rechenschaft. Zum erstenmale wurden jetzt die Theorien der pseudoisidorischen Decretalen von dem römischen Bischof praktisch zur Geltung gebracht: es handelte sich, abgesehen von dem besonderen Falle, in dem die Sympathien aller rechtlich Denkenden auf Seiten Teutbergas und Nicolaus' sein mußten, um eine principielle Entscheidung von der größten Tragweite. Die Selbständigkeit der

Metropoliten, die Unabhängigkeit der Synoden stand auf dem Spiele. Dem entsprach die leidenschaftliche Erbitterung des Widerstandes, dem Nicolaus begegnete und in dem er fast den ganzen fränkischen Episkopat mit Ausnahme des einen Hincmar von Reims wider sich vereinigt fand. In diesen Kreisen fühlte man, welche Consequenzen es haben mußte, wenn das Absetzungsurtheil, das der Papst gegen die Schuldigen ausgesprochen, ohne sie gehört zu haben, in Gültigkeit blieb und Anerkennung fand. Auch Kaiser Ludwig II. entging es nicht, daß die Zukunft des Kaiserthums auf dem Spiele stand. Mit Heeresmacht eilte er nach Rom, in der Absicht Nicolaus zur Nachgiebigkeit in dem Ehehandel des Bruders zu zwingen: bald hatten sich die zahlreichen Gegner des gewaltigen Papstes um ihn versammelt, ohne Widerstand nahm er von



Grabmal des Erzbischofs Hincmar von Reims.

der Leostadt Besitz. Dort kam es zu argem Tumult: ein vom Papste befohlener Bittumgang wurde von den kaiserlichen Leuten gestört, die kirchlichen Geräthschaften verletzt, selbst Heiligthümer entweiht. Solche Greuelscenen schienen die unmittelbare Strafe des Himmels herauszufordern. Man lenkte ein und der in seinem Gewissen geängstigte Kaiser, der an der Berechtigung seines Vorgehens mit gutem Grunde irre geworden, fügte sich in der Hauptsache der päpstlichen Autorität. Er zog ab und überließ die Erzbischöfe von Köln und Trier ihrem Schicksal: dieselben legten vor der Heimkehr einen in den schärfsten Ausdrücken gefaßten Protest gegen Nicolaus' I. Verfahren an dem Grabe des Apostels nieder und übten trotz des päpstlichen Absetzungsdecrets ihre erzbischöflichen Rechte. Daran wurden sie zwar durch Lothar II. nicht gehindert, aber sie überzeugten sich doch bald, daß sie energische Unterstützung von dem schwachen Könige nicht zu erwarten hatten, der bald danach durch erheuchelte Nachgiebigkeit in der Sache der Teutberga den zürnenden

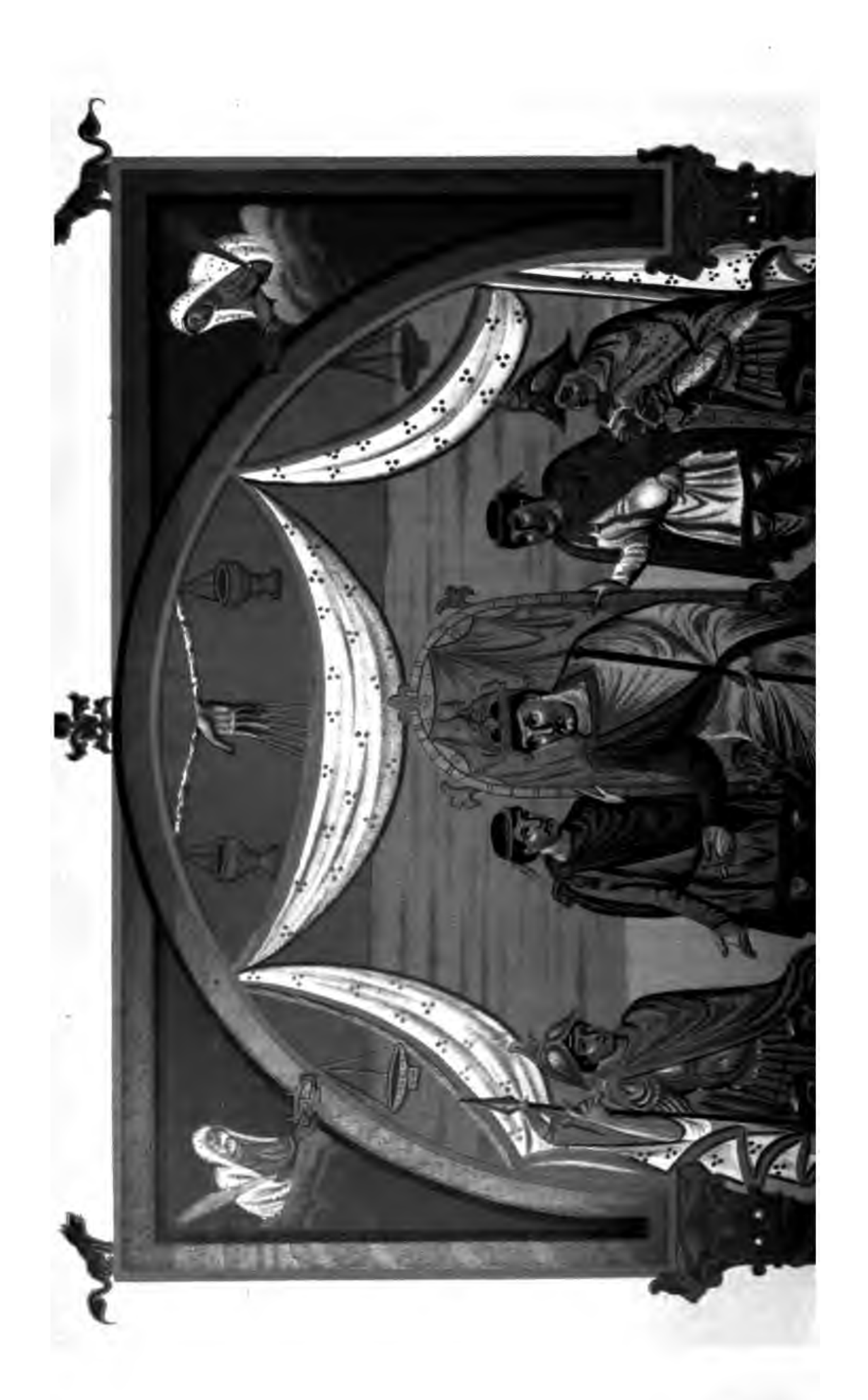
brechende gebieterische Energie. Aus Furcht vor einem völligen Bruch mit dem karolingischen Hause, den Nicolaus' I. strenges Einschreiten gegen Lothar II. und dessen dienstwillige kirchliche Gehülfen zur Folge zu haben drohte, suchte er Lothar II. einen Ausweg zu öffnen und kam ihm versöhnlich, ja nachgiebig entgegen, so daß Teutberga geopfert zu werden fürchtete und der König den Sohn der Waldrada schließlich doch noch legitimirt zu sehen hoffte. Ein allgemeines Concil sollte die Sache zur Entscheidung bringen, als der Tod des Königs, welcher den Zeitgenossen wie ein Gottesgericht erschien, dazwischen trat. Auch der Streit mit den Griechen nahm damals eine überraschende Wendung. Schon war Photius durch eine Synode entsetzt, eine allgemeine Kirchenversammlung zu Konstantinopel hatte das Urtheil bestätigt: auch die griechische Kirche schien sich der Hoheit des heiligen Petrus zu beugen, als die alte nationale Antipathie der Griechen gegen die Römer wieder heftig aufwogte: die griechische Kirche, so hieß es, könne nicht die Magd der römischen sein, und die eben wieder angeknüpfte Verbindung wurde nun endgiltig gelöst. Auch in anderen Dingen war das Papstthum damals unglücklich: es konnte weder die Raubzüge abwehren, mit denen die Araber die Küsten Italiens heimsuchten, noch vermochte es den Meersener Vertrag und die Beraubung Kaiser Ludwigs II. durch seine ländergierigen Oheime zu hindern. Aber die moralische Niederlage, welche dieser Vorgang für das Papstthum enthielt, wurde mehr als ausgeglichen durch den tiefen Fall, den das Kaiserthum selbst that in Folge der fortschreitenden Zerrüttung und Uneinigkeit in dem schnell entarteten Hause der Karolinger. Denn als 875 Kaiser Ludwig II., ebenfalls ohne Erben zu hinterlassen, starb, da streckte sowol Ludwig der Deutsche wie Karl der Kahle die Hand nach der Kaiserkrone aus und suchten einander in der Gewinnung der päpstlichen Gunst zuvorzukommen. Der gefügigere, mit Versprechungen freigebigere, dem Papste seiner Ohnmacht wegen genehmere Karl der Kahle trug den Sieg davon. Damit änderte sich der Charakter des Kaiserthums und dasselbe wurde vollends unfähig seinen Beruf zu erfüllen und den Nationen das zu sein, was es ihnen seit der Erneuerung durch Karl den Großen und Leo III. hatte sein sollen. Denn indem Karl der Kahle bekannte, die Kaiserkrone nur der



Münze von Papst Johann VIII.
Vs. Umschrift: † LVDOVVICVS IMP, im Felde ROMA als Monogramm; Rs. † SCS PETRVS, im Felde das Monogramm Johanns VIII.

Berufung und Wahl durch Papst Johann VIII. zu verdanken, sie somit förmlich als eine Gnadengabe des römischen Bischofs bezeichnete, wurde mittelbar doch auch ausgesprochen, daß dieselbe im Hause der Karolinger nicht erblich sei. Das Kaiserthum kam in völlige Abhängigkeit von dem Nachfolger des heiligen Petrus, und dieser stand an der Spitze des germanisch-romanischen Weltreichs.

Die Frage war, ob er diese Stellung behaupten, die in ihr enthaltenen Pflichten werde erfüllen können.





LITHOGR. R. HÜLCKER. DRUCK AUG. KÜRTH. G GROTE'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG IN BERLIN

VIVIANUS ÜBERREICHT KARL DEM KAHLEN DIE BIBEL.

Aus der Bibel in Paris. Bibl. Nat. lat. 1.

VI. Die neuen Staatenbildungen.

(870—887.)

Es ruhte kein Segen auf dem Hause der Karolinger, und der Familienzwist, der das Reich so bald nach seines großen Stifters Tode in seinen Fundamenten erschüttert und den stolzen Bau zerspalten hatte, ging als ein trauriges Erbe auch auf die folgenden Generationen über; was zwischen den Söhnen des frommen Ludwig geschehen war, wiederholte sich unter seinen Enkeln und Urenkeln. Unfriede und Intrigue herrschten; unruhiges Machtstreben und nie völlig befriedigte Ländergier blieben die Haupttriebfedern in der Politik der in Ohnmacht und Würdelosigkeit versinkenden Herrscher und fügten zu den schweren Heimsuchungen, denen ihre Reiche durch den wachsenden Uebermuth zügelloser auswärtiger Feinde preisgegeben waren, das größere Elend sich stets erneuernder bürgerlicher Unruhen, Aufstände und Thronrevolutionen.

Die Entwickelung der Kultur, der wirthschaftlichen sowol wie der geistigen, die unter Karl dem Großen einen so verheißungsvollen Aufschwung genommen hatte, war längst in Stillstand gerathen. Die erneuten Angriffe der Slaven und Dänen vernichteten die bescheidenen Anfänge christlicher und deutscher Kultur im Norden; die Raubfahrten der Normannen, von den Küsten bis tief in das Herz der fränkischen Lande eindringend, wurden zu einer Geißel, deren Schlägen selbst die alten, festgegründeten Stätten bürgerlicher und kirchlicher Kultur zu erliegen drohten. Entsetzt floh die Bevölkerung aus den zunächst gefährdeten Städten an der Küste und am untern Laufe der schiffbaren Ströme, die blühenden Stifter und Klöster sanken in Trümmer; weithin lagen die Felder unbestellt, in den Wäldern hörte man nicht mehr die Axtschläge des rodenden Colonisten. Handel und Verkehr zogen sich scheu auf ein kleines Gebiet und einige wenige leidlich sichere Straßen zurück; die Beziehungen zum Auslande erstarben allmählich. Die Nacht der Barbarei drohte auf das Frankenreich herabzusinken, und bleischwer legte sich ihr Fittig auf das Geistes- und Gemüthsleben der darin vereinigten Völker. Die fröhlich erblühenden Anfänge litterarischen Schaffens und wissenschaftlichen Strebens, welche den Klerus zur Zeit Karls des Großen an die Spitze des nationalen Geisteslebens erhoben hatten und denen auch der Laienstand nicht mehr fremd geblieben war, fanden keine Fortbildung: schon der mönchischen Richtung Ludwigs des Frommen anstößig und von ihr geflissentlich zurückgedrängt ent-

behrten sie in den folgenden trüben Zeiten völlig der Bedingungen für die bescheidenste Entwickelung. So verkam der Klerus theils in finsterer Möncherei, theils in weltlicher Lockerheit: er hörte auf an der Spitze des geistigen Lebens einherzuschreiten. In den Kreisen der Laien aber erstarben unter solchen Umständen rasch die bescheidenen Anfänge zu höherer geistiger Kultur, und Interesse und Verständnis gingen selbst den gesellschaftlich höher gestellten Kreisen verloren für alles, was nicht mit der Nothdurft des täglichen Lebens in Zusammenhang stand. Vergleicht man den Kulturzustand der in dem Frankenreich vereinigt gewesenen Länder gegen Ende des neunten Jahrhunderts mit demjenigen ihrer östlichen und südlichen Nachbarn, der Byzantiner und Mohammedaner, so kann kein Zweifel darüber sein, wo die Kultur, wo eine an Barbarei angrenzende Unkultur zu finden ist.

Obgleich die Verträge von Verdun und von Meersen das karolingische Reich nicht nach nationalen Gesichtspunkten geschieden, hatten sie doch thatsächlich eine ungefähre Sonderung der bisher vereinigten Völker nach der Nationalität zur Folge gehabt. Einmal getrennt aber entwickelten sich die Sonderreiche auch in auseinander gehenden Richtungen, indem die vorhandenen Verschiedenheiten, nun durch kein Einheitsstreben mehr niedergehalten, sich kräftiger äußern und zu bestimmten Sonderbildungen führen konnten. So entstand zwischen dem ost- und dem westfränkischen Reiche ein schärferer Gegensatz, der zunächst in der abweichenden inneren Ordnung beider zum Ausdruck kam. Im Allgemeinen nämlich wurden in dem östlichen Reiche die altfränkischen, im germanischen Rechte wurzelnden Institutionen getreuer festgehalten als in dem westlichen: die Besitzverhältnisse und die auf ihnen beruhende gesellschaftliche Gliederung und politische Ordnung fielen hier nicht so schnell und nicht so vollständig der überhandnehmenden Entwickelung der Feudalität zum Opfer wie in dem Gebiete Karls des Kahlen. Während mit dem vollständigen Siege des Lehnswesens in Westfranken die Freiheit des gemeinen Mannes einem schnellen Untergange verfiel, kamen in Ostfranken die Bestimmungen des Lehnsrechts zunächst nur da zur Geltung, wo es sich um die Ausstattung königlicher Beamter mit Land und Leuten handelte; im Allgemeinen aber blieb die Freiheit des kleinen Grundbesitzers die Basis der gesellschaftlichen und der staatlichen Ordnung. Ferner aber wuchs mit der consequenten Durchführung des Lehnswesens im westfränkischen Reiche auch die Macht der Vasallen so sehr, daß die Autorität des Königs dagegen völlig zurücktrat und schließlich nur noch in dem kleinen und noch fortdauernd geminderten Gebiete galt, das der unmittelbaren Verwaltung der Krone unterstellt blieb. Dort traten in Folge dessen neben das karolingische Haus bald eine Anzahl aufstrebender Dynastengeschlechter, welche dem Könige nur noch einen gewissen Ehrenvorrang einräumten, aber ihn durchaus nicht als ihnen staatlich unbedingt übergeordnet gelten ließen. Die Folge war ein Zustand der Zerfahrenheit und Zersplitterung, der nicht blos Fehden und Bürgerkrieg ohne Ende zur Folge hatte, sondern bald die Einheit des Reiches

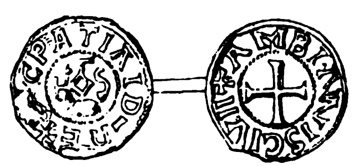
ernstlich in Frage stellte und dasselbe in eine Anzahl kleinere Staaten aufzulösen drohte. Vor diesem Schicksal blieb der deutsche Theil des karolingischen Reichs bewahrt: indem man dort festhielt an den alten Grundlagen germanischer Staats- und Gesellschaftsordnung, bewahrte man auch trotz der Sonderung, die bald bis zu einem gewissen Grade zwischen den verschiedenen Stämmen eintrat, den alten Zusammenhang und damit die alte Kraft, und es blieb daher auch dem ostfränkischen Königthum, trotz der größeren Selbständigkeit, welche Herzoge und Grafen gewannen, immer der Charakter eines Volkskönigthums eigen. Indem es aus der werdenden Nation seine Kraft zog, blieb es auch in jeder kraftvollen Persönlichkeit fähig, auf die Entwickelung derselben einen heilsam bestimmenden Einfluß zu üben und in mehr als einer großen Krisis derselben von sich aus die Bahn vorzuschreiben.

So gehen die Wege des östlichen und des westlichen karolingischen Reichs mehr und mehr auseinander: gemeinsam aber blieb ihnen das traurige Erbe des Streites zwischen den nächstverbundenen Gliedern des Herrscherhauses. Ihm entsprang der sich mehr und mehr verschärfende Gegensatz zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen. Zu den politischen Verhältnissen, welche denselben begründeten, kamen noch persönliche Momente, die nicht minder stark wirkten. Die kraftvolle, bestimmte, zielbewußte Persönlichkeit des ostfränkischen Herrschers, der dabei höheren geistigen Interessen nicht unzugänglich war und in einer verwilderten Zeit auch Feinden und Verräthern gegenüber Milde und Gnade zu üben verstand, hatte eigentlich nichts gemein mit der kleinlichen, furchtsamen und dabei gewaltthätigen und grausamen Natur des Bruders, der, wo er einmal Grund zu Furcht gehabt, niemals verzieh und für eine ihm zugefügte Beleidigung auch spät noch seine Rache zu nehmen nicht unterließ. Karl vergaß es nicht, wie ihm Ludwig auf dem Tage zu Meersen die reichere Hälfte des lotharischen Landes abgezwungen hatte, und durch Hinterlist und Verrath suchte er die Stellung desselben dort zu untergraben. Nur der Wachsamkeit Ludwigs, der des Bruders Absichten durchschaute und vor den Intriguen desselben auf seiner Hut war, war es zuzuschreiben, daß die verrätherischen Verbindungen, die Karl mit unzufriedenen Großen des ostfränkischen Reichs einging, um sie zum Abfall zu verleiten, nicht den gewünschten Erfolg hatten. Andererseits aber leistete Ludwig der Deutsche den Bestrebungen seiner Feinde doch auch wiederum Vorschub, indem er, nicht belehrt durch das unheilvolle Beispiel des Vaters, das altfränkische Princip der Reichstheilung annahm und dadurch in der eigenen Familie Unzufriedenheit und Unfriede stiftete. Schon im Jahr 865 hatte Ludwig über sein Reich für die Zukunft so bestimmt, daß dereinst seinem ältesten Sohne, Karlmann, der schon einige Jahre früher den Versuch gemacht hatte die ihm zur Verwaltung anvertrauten östlichen Marken der Hoheit des Vaters zu entziehen, eben diese Landschaften nebst den tributpflichtigen Slavengebieten mit dem Königreich Baiern zufallen sollten, während der zweite, Ludwig, das eigentliche Ostfranken, Thüringen und Sachsen, der jüngste,

Karl, Alemannien und Churwalchen erhalten sollte. Unzufrieden mit den ihm zugedachten Antheil griff der zweite Sohn, Ludwig, von murrenden Großen unterstützt, zu den Waffen und scheute sogar vor dem landesverrätherischen Bündnis mit den gefürchteten mährischen Nachbarn nicht zurück. Dennoch wurde er nach der Unterwerfung in seinem Erbtheil nicht verkürzt; ja, als Ludwig der Deutsche nach der Vergrößerung, welche sein Reich durch den Meersener Vertrag erfahren hatte, eine neue Theilung anordnete, wurde Karlmann dabei so entschieden bevorzugt, daß die beiden jüngeren Brüder darüber ergrimmt, ihr vermeintliches Recht gegen Vater und Bruder in offener Rebellion zur Anerkennung bringen wollten. Der Plan war, Ludwig durch plötzlichen Ueberfall seiner Freiheit zu berauben und zur Abdankung zu zwingen: das Schicksal, das einst seinen Vater niedergeworfen, sollte jetzt ihm bereitet werden. Ein Reichstag, der Ende Januar 873 in Frankfurt stattfand, war zur Ausführung des Planes bestimmt. Unter den Vorbereitungen dazu aber entfiel Karl der Muth: von Gewissensbissen gequält gerieth er in einen solchen Zustand der Aufregung, daß er sich selbst für vom Teufel verfolgt ansah und seiner entsetzten Umgebung das abschreckende Schauspiel eines Besessenen darbot. Das führte zur Entdeckung der gegen Ludwig den Deutschen gesponnenen Pläne: erschüttert und voll Reue warfen sich die verirrten Söhne dem Vater zu Füßen und erhielten von dessen Milde volle Verzeihung; ja, um den unruhigen Thätigkeitsdrang derselben zu befriedigen und damit den vornehmsten Anlaß zu neuen Comploten aus dem Wege zu räumen, gewährte dieser den Söhnen in Bezug auf die Verwaltung der ihnen zugetheilten Gebiete größere Selbständigkeit, indem er ihnen die Erledigung aller laufenden Geschäfte übertrug und sich selbst nur bei schwierigen oder besonders wichtigen Angelegenheiten die Entscheidung vorbehielt. Solche Nachgiebigkeit gegen die Herrschaftsgelüste der schwer verschuldeten Söhne mag Ludwig zum guten Theil aus Rücksicht auf die ernsten Gefahren geübt haben, welche seinem Reiche damals an den Grenzen drohten. Namentlich war es die wachsende Macht der unruhigen, sich trotz aller Niederlagen und Verträge immer von Neuem erhebenden Mähren, welche schwere Verluste und ernste Schwierigkeiten herbeiführte. Nach wechselvollen Kämpfen war es Ludwigs Söhnen Karlmann und Karl zwar gelungen durch einen verwüstenden Zug in das Innere Mährens Suatopluk, den Neffen des gefürchteten alten Mährenfürsten Rastislaw, zur Huldigung zu vermögen, wofür man ihm einen Theil des Landes als fränkisches Lehensfürstenthum überließ. Dafür von der Rache seines Oheims bedroht bemächtigte sich Suatopluk, im Einverständnis, wie es scheint, mit dem ihm damals eng verbundenen Karlmann, durch plötzlichen Ueberfall Rastislaws und lieferte denselben in Ketten dem ostfränkischen Könige aus, eben um die Zeit, da dieser sich mit seinem Bruder Karl zur Theilung von Meersen rüstete. Rastislaw büßte die den Franken in zahllosen Aufständen erwiesene Untreue mit dem Verlust des Augenlichts und lebenslänglicher Kerkerhaft. Bald aber trat Suatopluk, der sich nur den Weg zur Herrschaft

über Mähren hatte bahnen wollen, in die Fußstapfen des Oheims, indem er ein zur Bekämpfung eines kleineren Aufstandes in das Land gekommenes baierisches Heer, dem er sich scheinbar als Bundesgenosse angeschlossen hatte, plötzlich überfiel und so gut wie vernichtete. Damit waren die Früchte langjähriger und mühseliger Kämpfe für die Franken wiederum verloren; ein Feldzug, den Karlmann 872 gegen den Verräther unternahm, verlief gleichfalls unglücklich. Mähren war und blieb zunächst frei, und Ludwig der Deutsche mußte sich entschließen, Suatopluk als erblichen Herrscher desselben anzuerkennen — eine Niederlage, welche durch die von Suatopluk zugesagte Zahlung eines jährlichen Tributs doch nur nothdürftig verhüllt wurde.

Ungünstiger noch gestalteten sich die Dinge in dem westfränkischen Reiche. Im Gegensatz zu der bei aller Energie doch milden und menschlichen Art des älteren Bruders suchte Karl der Kahle, was seinem Regimente an Kraft abging, durch tyrannische Härte und zuweilen gar durch blutigen Schrecken, den er um sich verbreitete, zu ersetzen. Aber wenn es so auch gelang, die aufsässigen Großen des Reichs einzuschüchtern und wenigstens für einige Zeit zu völligem Gehorsam zu beugen, so gab er seiner launischen und unbeständigen Regierungsweise damit doch keine festere Grundlage. Vergebens suchte man den Ansturm der die Küsten umschwärmenden Normannen aufzuhalten, und schon sah man sich genöthigt den furchtbaren Feinden goldene Brücken zum Rückzuge zu bauen, indem man die bedrohten Landschaften durch große Geldzahlungen freikaufte.



Münze von Karl dem Kahlen.
Vs. Umschrift: GRATIAI D REX, im Felde Monogramm KAROLVS; Rs. † AMBIANIS CIVII, im Felde ein Kreuz.

Auch der von dem Vater ererbte Streit innerhalb des Königshauses nahm hier einen bösen Verlauf und ließ die in Karls Innern schlummernden Eigenschaften der Rachgier und der Grausamkeit zu abschreckender Bethätigung kommen. Frühzeitig scheint Karl der Kahle die Gefahren erkannt zu haben, welche das Princip der Reichstheilung dem Reiche und der Dynastie bereitete, und wenn er auch nicht ganz davon absehen konnte, so hatte er doch genug gelernt, um es nur in möglichst beschränktem Maße anzuwenden: denn was bei einer weiteren Zersplitterung der Theilreiche das schließliche Ergebnis sein konnte, lehrte das Schicksal des lotharischen Reiches ja sehr eindringlich. So hatte denn Karl der Kahle von den vier Söhnen, welche ihm seine Gemahlin Irmintrud, die ihm zu Ende des Jahres 842 vermählte Tochter des Grafen Odo von Orléans, geboren hatte, nur zwei den Ehren der weltlichen Herrschaft bestimmt, Karl, dem er das Königreich Aquitanien übertrug, und Ludwig, der mit Neustrien ausgestattet wurde. Die beiden anderen, der körperlich schwächliche Lothar, für den ein frühes Ende zu erwarten war, und Karlmann, sollten in der kirchlichen Laufbahn versorgt werden. Trotz seines Sträubens gegen die Laufbahn, die seinen weltlichen Neigungen und seinem unbändigen Sinn wenig entsprach,

wurde Karlmann zum Diaconus geweiht und dann mit einer Anzahl reicher Klöster glänzend versorgt. Doch nahm er auch an den Angelegenheiten des Staates regen Antheil und scheint in dem Rathe des Vaters, an dessen Seite er sich auch noch 870 bei dem Versuch zur alleinigen Besitznahme Lothringens befand, keine geringe Geltung besessen zu haben. Aber eben um jene Zeit wollte man Beweise für hochverrätherische Entwürfe des jungen Abtes in die Hand bekommen haben; worin diese bestanden, wissen wir freilich nicht, wie wir auch nicht zu sagen vermögen, was denn Karlmann eigentlich zu erreichen strebte. Doch wird man annehmen dürfen, daß Karlmann darauf ausging sich dem ihm aufgenöthigten geistlichen Stande zu entziehen, ehe er demselben ganz unlösbar verfallen war, und die Ueberlassung des ihm vorenthaltenen Antheils an dem väterlichen Reiche dem Vater und den Brüdern abzuzwingen. An Genossen wird es ihm bei den inneren Zuständen des westfränkischen Reichs zu einem solchen Unternehmen kaum gefehlt haben. Dasselbe wurde aber entdeckt: eine Synode in Attigny sprach dem Prinzen plötzlich alle seine Abteien ab, und derselbe wurde in strenge Haft genommen. Bezeichnend für die feindliche Spannung, die in Folge der vergeblichen Einsprache des Papstes Hadrian II. gegen den Meersener Theilungstraktat zwischen dem Oberhaupte der Kirche und König Karl damals herrschte, war es, daß ersterer für Karlmann Fürsprache einlegte. In Folge derselben wurde Karlmann der Haft entlassen, um seinen Aufenthalt am Hofe zu nehmen. Aber auf dem Wege dorthin entfloh er, sammelte einen Haufen verzweifelter Gesellen um sich und verübte an der Spitze derselben greuliche Raubthaten, unter denen namentlich der Sprengel Hincmars von Reims schwer zu leiden hatte. Die Leitung der dagegen zu ergreifenden Maßregeln überließ Karl, selbst anderweitig beschäftigt, dem bewährten Erzbischof selbst; doch blieb der von diesem zunächst beschrittene Weg gütlicher Verhandlung ohne Erfolg. Auch die Anerbietungen des Vaters wies der Sohn hartnäckig zurück, während er seine rohen Gewaltthaten im Sprengel von Toul fortsetzte und dann das benachbarte Burgund zum Schauplatz derselben erkor. Nun mußte man Strenge walten lassen. Gegen die Mitschuldigen Karlmanns verhängte der König Güterconfiscation und Todesstrafe; die Bischöfe stießen sie aus der Gemeinschaft der Kirche aus; Karlmann selbst war von den gleichen Strafdecreten bedroht. Aber auch jetzt noch fand der Frevler einen Fürsprecher und Beschützer in dem römischen Bischof. In streng tadelnden Worten verwies dieser dem König die harte Verfolgung, mit der er gegen den eigenen Sohn wüthe, indem er denselben durch Waffengewalt aus den Grenzen des Reiches verdränge und sogar die Bischöfe zur Verhängung des Bannes gegen denselben zu verleiten trachte. Die Erhebung Karlmanns wurde von dem Papste dargestellt als eine gerechte Strafe des Himmels für das Unrecht, das der König zu Meersen an seinem Neffen begangen: er möge das dort Geschehene rückgängig machen, durch Buße und Besserung die Gnade der Kirche wiederzugewinnen trachten und den Streit mit dem Sohne dem Schiedsspruch

eines päpstlichen Bevollmächtigten überlassen. An die westfränkischen Bischöfe aber erging von Hadrian II. der strenge Befehl, sich der vom König verlangten Excommunication in jedem Falle zu enthalten; die dagegen fehlenden sollten selbst mit dem Banne belegt werden. Soweit also waren in jener verwilderten Zeit die einfachsten Begriffe von Recht und Ordnung bereits verkehrt, so völlig die Bande gelöst, welche die menschliche Gesellschaft zusammenzuhalten und gewisse Beziehungen als völlig unantastbare zu sichern pflegen, daß die Kirche den rebellischen Sohn gegen den von ihr selbst zum Königthum geweihten Vater in Schutz nahm und die Sache des entlaufenen Geistlichen, der zugleich ein Hochverräther, ein Räuber und Mörder war, gegenüber dem Staate und der Kirche Westfrankens ohne Scheu zu der ihrigen machte! Wie unschuldig erschien dagegen doch die böse, vom moralischen Standpunkt aus so verwerfliche Rolle, die Gregor IV. vor mehr als vierzig Jahren bei den unseligen Vorgängen auf dem Lügenfelde gespielt hatte! Wie vernichtend mußte diese Parteistellung des römischen Bischofs für das Ansehen und die Geltung werden, welche die Kirche eben damals erstrebte und fast schon gewonnen hatte, in einem Augenblick, wo dieselbe sich dazu berechtigt und befähigt glaubte, das Erbe des zu Fall gekommenen Kaiserthums anzutreten, wo das Papstthum sich an die Stelle des Kaiserthums setzen und die demselben entfallene weltliche Leitung der abendländischen Christenheit in die Hand nehmen wollte! Zu erklären ist dieses Verfahren Hadrians, das erst nach Jahrhunderten im Höhestande des alle Leidenschaften entfesselnden Kampfes zwischen Papstthum und Kaiserthum sein Seitenstück finden sollte, wol nur aus der Erbitterung, die sich desselben in Folge eines andern Conflikts mit dem fränkischen Herrscher bemächtigt hatte, der für ihn sehr unrühmlich verlaufen war. In ähnlicher Weise nämlich wie des wilden Karlmann hatte sich Papst Hadrian auch des Bischofs Hincmar von Laon angenommen, eines jungen Geistlichen, der in Folge der Protektion seines Oheims, des Reimser Erzbischofs gleichen Namens, schnell zu hohen Ehren und reichen Pfründen gelangt, sich vielfach schwerer Verstöße schuldig gemacht hatte und dafür in der altüblichen Form durch ein von dem Erzbischof geleitetes und von dem König bestätigtes Synodalverfahren seiner geistlichen Würden entsetzt worden war; Hadrian hatte, in Gemäßheit der pseudoisidorischen Decrete nun die Appellation des Bischofs von Laon angenommen und verlangte vom König und vom Episkopat, daß sie denselben zu ihm nach Rom senden und sich seinem Urtheil unterwerfen sollten. Es kam darüber zu einem leidenschaftlichen Schriftwechsel, in dem der Papst durch seinen hochfahrenden Ton den König ebenso wie die Bischöfe schwer verletzte und zu dem entschlossensten Widerstande aufreizte. Derselbe Hincmar von Reims, der einst in dem Ehestreit Lothars II. das oberrichterliche Recht des römischen Bischofs mit allem Nachdruck verfochten hatte, trat jetzt mit noch größerer Energie für die bedrohten Rechte der Metropoliten und der Provinzialsynoden ein: die ältere und die neuere Kirchenverfassung lagen mit einander in leidenschaftlichem

Kampfe. Und die letztere drang diesmal mit ihren Allegationen aus den pseudoisidorischen Decretalen nicht durch, sondern erfuhr schließlich durch Karl den Kahlen in einem merkwürdigen Schreiben eine vernichtende Kritik. Mit stolzen Worten wird da das Recht des Staates und des Königs gegenüber den unerhörten kirchlichen Anforderungen gewahrt: denn unerhört und nie dagewesen sei es, wenn der Papst verlange, „daß der König, der Richter der Schuldigen und nach kirchlichen wie nach weltlichen Gesetzen der Rächer der Verbrechen, einen wegen erwiesener Vergehen rechtmäßig Verurtheilten, der sich obenein hartnäckig auflehne, nach Rom schicken sollte"; eine Forderung der Art setze voraus, daß die Frankenkönige nicht Herren des Landes, sondern nur bischöfliche Vögte seien; niemals habe man in Rom eine derartige Sprache zu führen gewagt, selbst gegen die Exarchen sich solches nicht herausgenommen. Und in starker Steigerung des Ausdrucks wird die Frage aufgeworfen, welche Hölle denn das „neue Gesetz" ausgespieen habe, auf das man sich zur Begründung so unerhörter Forderungen berief. Bisher seien die Bischöfe, auch die von Rom, den Gesetzen des Staates, wie sie durch Kaiser und König erlassen, Gehorsam schuldig gewesen; selbst päpstliche Zeugnisse könnten dafür beigebracht werden. Die Forderung Hadrians betreffend die Aburtheilung des Bischofs von Laon in Rom selbst ward schließlich als völlig ungesetzlich zurückgewiesen und an den Papst die Aufforderung gerichtet sich ähnlicher Befehle und daran geknüpfter Drohungen als im Widerspruch stehend mit der heiligen Schrift, der Lehre der Vorfahren und den Kirchengesetzen in Zukunft zu enthalten; wo diese Richtschnuren verlassen würden, verliere auch das dem Apostel Petrus verliehene Privileg seine Gültigkeit, d. h. höre der Primat des römischen Bischofs auf Gehorsam zu finden; denn zu verwerfen sei, was von jenen Normen abweichend von irgend jemand zusammengeflickt und erdichtet sei — eine merkwürdige Wendung, welche darauf schließen läßt, daß einem in die kirchlichen Angelegenheiten seiner Zeit so tief eingeweihten Manne wie Hincmar von Reims das Geheimnis, das den Ursprung der pseudoisidorischen Decretalen umgab, doch nicht ganz verborgen geblieben war, und daß er nicht übel Lust hatte, dasselbe aufzudecken und die höchste kirchliche Autorität als Fälscherin an den Pranger zu stellen und dadurch ihre Ansprüche ein für allemal zurückzuweisen. Das war nun freilich ernstlich wol nicht zu fürchten: aber die rücksichtslose Sprache des Königs und die entschlossene Haltung des Reimser Metropoliten und seines Episkopats machten auf den Papst doch einen so tiefen Eindruck, daß er einzulenken eilte und den Bischof von Laon, ohne das Geschehene ausdrücklich gut zu heißen, doch seinem Schicksal überließ.

Diese Wendung in der päpstlichen Politik erklärt sich aus der Lage der Dinge in Italien und den Befürchtungen, welche dieselbe bei dem römischen Bischofe erweckte. Nachdem nämlich ungeachtet der päpstlichen Gegenbemühungen das Reich Lothars II. von Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen ohne Rücksicht auf das Erbrecht ihres Neffen Kaiser Ludwig II. getheilt worden

war, stand für den voraussichtlichen kinderlosen Tod des letztern die Wiederholung dieses Verfahrens in Bezug auf das dann herrenlos werdende Italien mit Sicherheit zu erwarten: die Folge davon wäre der Uebergang des Kaiserthums auf den kraftvollen und rücksichtslosen deutschen König gewesen. Diesem gegenüber konnte Hadrian II. freilich nicht hoffen die bisherige unabhängige Stellung zu behaupten: in der Hand Ludwigs des Deutschen hätte das entwürdigte und ohnmächtige Kaiserthum wieder etwas zu bedeuten gehabt, Italien, Rom und das Papstthum selbst hätten dann wieder einen Herrn bekommen, der Gehorsam gefordert und im Nothfall zu erzwingen gewußt hätte. Daher ging das Bemühen Hadrians II. vornehmlich dahin, die Nachfolge des ostfränkischen Königs in Italien zu verhindern; das aber konnte er nur mit Hülfe Karls des Kahlen zu erreichen hoffen, und aus diesem Grunde mied er den nach einem solchen Schriftwechsel fast unvermeidlich scheinenden Bruch mit dem Westfranken und bemühte sich denselben durch entgegenkommende Erklärungen wiederum zu versöhnen. Wie eigenthümlich hatten sich die Dinge doch im Laufe der Zeit gewandelt! Die Kirche, welche ehemals die vornehmste Vorkämpferin der Reichseinheit gewesen war und ihrem eigenen Interesse am besten zu dienen gemeint hatte, wenn sie den schwachen Ludwig den Frommen durch den kraftvollen Lothar ersetzte, bot jetzt alles auf, scheute selbst vor einer gewissen Demüthigung nicht zurück, nur, um die drohende Gefahr einer Vereinigung des Reichs und der kaiserlichen Würde in der Hand des tüchtigen und bewährten Ludwig des Deutschen zu hintertreiben. Deshalb nährte sie geflissentlich das Mistrauen, welches die beiden königlichen Brüder von einander trennte, und leistete allem Vorschub, was der Entwickelung einer einheitlichen karolingischen Hauspolitik irgend hinderlich werden konnte. Hadrians Nachfolger, Johann VIII. (872—82), ging den gleichen Weg und bot alles auf, um Karl den Kahlen dem Machtstreben Ludwigs gegenüber zum Bundesgenossen und Beschützer der Kirche zu gewinnen. Natürlich war nun auch das Schicksal des wilden Karlmann besiegelt, von dem die Kirche, um es mit dem Vater nicht zu verderben, ihre Hand abzog. Ueberwältigt und gefangen genommen, wurde derselbe durch bischöflichen Spruch aus dem ihm einst aufgezwungenen geistlichen Stande ausgestoßen. Von den Genossen seiner Greuelthaten mochten manche glauben, daß ihrem Haupte nun endlich die ersehnte Freiheit der Bewegung zurückgegeben sei; sie gedachten Karlmann aus der Haft zu befreien und wiederum an ihre Spitze zu stellen. Eben das war es, wie es scheint, was der hinterlistige König erwartet, ja wol gar gewünscht hatte. Sofort ließ er den Sohn nun zum zweitenmale prozessieren: als Laie von Laien wurde derselbe zum Tode verurtheilt. Der Vater begnadigte ihn zur Blendung und lebenslänglicher Gefangenschaft, zu deren Vollstreckung der unglückliche Jüngling nach Corbie abgeführt wurde. Aber noch war das traurige Schicksal desselben nicht erfüllt: denn bald danach gelang es ihm mit Hülfe einiger seiner Getreuen und zweier von diesen gewonnener Mönche trotz der Blindheit aus der Klosterhaft zu entkommen und glücklich den Hof

Ludwigs des Deutschen zu erreichen. Wäre er noch im Besitz des Augenlichts gewesen, so hätte Karlmann im Bunde mit dem Oheim dem hartherzigen Vater wol noch ernste Verlegenheiten bereiten können; jetzt war er glücklich, der Gewalt desselben entrückt, barmherzige Aufnahme und wolwollende Pflege zu finden, die ihm auf Ludwigs Befehl erst in dem Mainzer Albankloster, dann in Echternach zutheil wurde.

Nicht lange danach, im August 875 starb Kaiser Ludwig II., ohne Erben zu hinterlassen, doch mit dem Wunsche, daß Ludwig der Deutsche ihm in der Herrschaft über Italien und der Kaiserwürde folge. In diesem Sinne war auch seine Wittwe, Engelberga, bei den in Pavia versammelten langobardischen Großen thätig, ohne jedoch mit ihrem Rathe durchzudringen. Inzwischen aber war Karl der Kahle, der für den nun eingetretenen Fall wol längst mit Papst Johann VIII. die nöthigen Vereinbarungen getroffen hatte, bereits in eiligem Marsche nach Italien: seinen Neffen Karlmann und Karl,




Siegel Karls des Kahlen; Vorder- und Rückseite.

welche ihm auf Ludwigs des Deutschen Befehl den Weg nach dem Süden verlegen sollten, gelang es nicht ihn aufzuhalten, so daß der Westfranke im December bereits seinen Einzug in Rom hielt, und am Weihnachtsfeste — man scheint recht geflissentlich an die Kaiserkrönung Karls des Großen angeknüpft zu haben — empfing er aus der Hand Johanns VIII. die Kaiserkrone, aber nicht, wie seine beiden nächsten Vorgänger, kraft Erbrechts, sondern als eine ihm aus freier Entschließung gewährte Gnadengabe des heiligen Petrus, für die er sich zur Zeit mit reichen Geschenken an die Kirche und ihre Diener, weiterhin durch bereitwillige Förderung der hierarchischen Bestrebungen dankbar zu erweisen hatte. Aber während Karl sich im Glanze der neuen Würde sonnte, zog sich im Norden der Alpen ein schweres Unwetter gegen ihn zusammen. Ludwig der Deutsche war nicht gewillt das ihm als dem ältesten Sproß des Karolingerhauses zustehende Recht auf die Kaiserkrone so ohne weiteres aus der Hand zu geben. Gemeinsam mit seinem gleichnamigen Sohne benutzte er Karls Abwesenheit zu einem Einfall in dessen



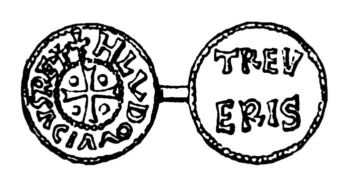
Karl der Kahle; Dedicationsbild im Codex aureus von St. Emmeran zu Regensburg.

Auf Befehl des Kaisers i. J. 870 von den Priestern Berengar und Luithard mit goldenen Buchstaben geschrieben und gemalt. (München, Hof- und Staats-Bibliothek.)

Reich: ohne ernsten Widerstand zu finden suchte er einen großen Theil desselben mit Feuer und Schwert heim. Augenscheinlich stand die Herrschaft Kaiser Karls in Westfranken nur auf sehr unsicheren Füßen: denn während der römische Bischof ihm die Kaiserkrone zu sichern bemüht ist, läßt ein großer Theil der westfränkischen Geistlichkeit deutlich erkennen, daß er den Sturz Karls und den Uebergang der Herrschaft an den tüchtigeren Ludwig den Deutschen gar nicht ungern sehen würde. Dieser für Karl und die päpstliche Politik gleich bedenklichen Stimmung des westfränkischen Klerus gab wiederum Hincmar von Reims in einem merkwürdigen Rundschreiben Ausdruck, in dem er den Bischöfen rieth dem Gange des Kampfes unthätig zuzuschauen und das schließliche Ergebnis desselben als ein Gottesurtheil anzunehmen: man solle nicht von Karl abfallen, aber auch nicht zu seinen Gunsten gegen Ludwig handeln. Von den weltlichen Großen des westfränkischen Reichs aber gingen nicht wenige gleich anfangs offen zu dem deutschen Könige über. Mit Schrecken und Zorn sah Johann VIII. die für seinen Schützling so bedenkliche Wendung: in herrischem, strafendem Tone wies er Hincmar und die übrigen Bischöfe wegen ihrer Haltung zurecht, schalt sie Verräther und Friedensstörer und bedrohte sie für den Fall des Beharrens mit dem Banne. Noch unverholener gab er seinem tiefen Misvergnügen gegen die geistlichen und weltlichen Großen des ostfränkischen Reiches Ausdruck, die Ludwig bei dem Einfall in des Bruders Reich unterstützt hatten: er verglich dabei Ludwig mit Kain und bezeichnete sein Unternehmen als ein Teufelswerk, während er Kaiser Karl als den Auserwählten Gottes pries, den getreuen Sohn der Kirche, ein Muster von Gerechtigkeit und Tugend jeder Art. Eine tiefe Bewegung ging durch das fränkische Reich: denn auch der Klerus der westlichen Reichshälfte, Hincmar von Reims obenan, war durchaus nicht geneigt sich seiner alten Rechte zu begeben um das Joch auf sich zu nehmen, das der römische Bischof in Gemeinschaft mit Kaiser Karl ihm auflegen wollte. Auf einer im Juli 876 zu Ponthion gehaltenen Synode, auf der auch Karl im prunkvollen Ornate seiner neuen Würde erschien, stießen die Gegensätze mit Heftigkeit aufeinander. Inzwischen rüstete Ludwig der Deutsche sein Recht auf Italien mit den Waffen geltend zu machen, da seine maßvollen Darlegungen und der von ihm gemachte Vorschlag einer Theilung des streitigen Erbes von Johann VIII. sowol wie Karl entschieden abgewiesen wurden. Das karolingische Haus und die von ihm beherrschten Reiche gingen neuen schweren Wirren entgegen: gleichzeitig mit neuem Familienzwist drohte ein großer politischer und kirchlicher Kampf zu entbrennen, dessen Ausgang durchaus zweifelhaft war, der aber der schon so tief gesunkenen Wolfahrt des Landes und der Kultur seiner Bewohner nur neue Verluste bereiten konnte.

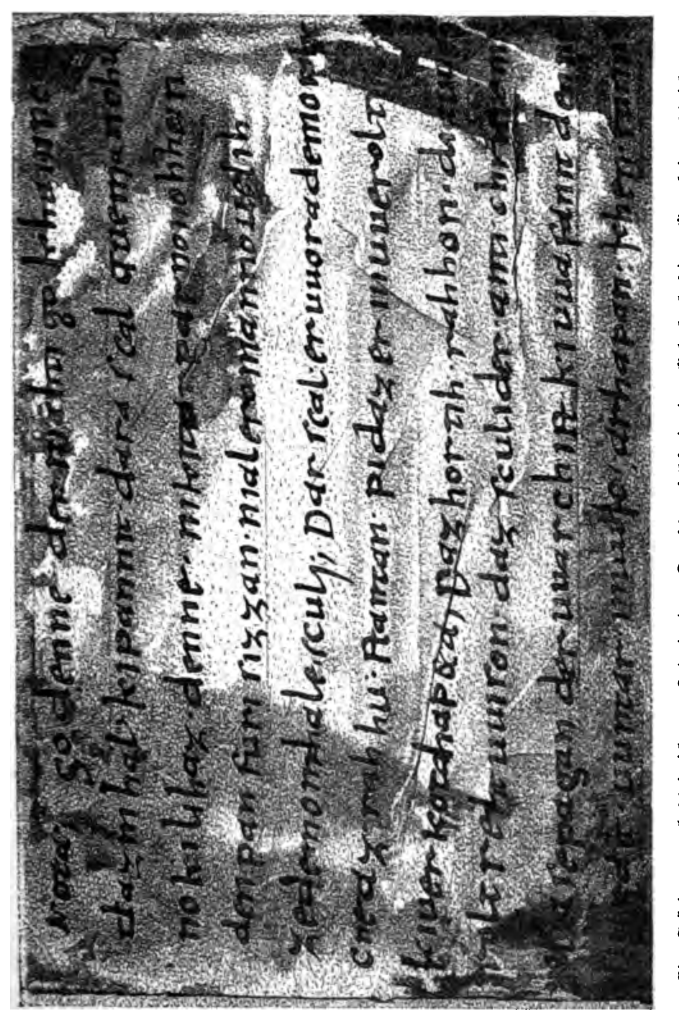
Da führte ein unerwarteter Todesfall plötzlich eine friedliche Wendung herbei. Am 28. August 876 starb Ludwig der Deutsche hochbetagt zu Frankfurt am Main, und damit wurde Karls des Kahlen Kaiserthum gegen fernere Bedrohung von dieser Seite gesichert. Gewiß ist Ludwig der Deutsche nicht

zu den großen Herrschern zu zählen: er war keine schöpferische Natur wie sein Großvater, kein bahnbrechender Geist, der der Entwickelung seines Volkes neue Wege gewiesen, keine ideale Natur, welche den Zeitgenossen als nachahmungswürdiges Muster vorangeleuchtet, und dennoch gewinnt er wie bei den Mitlebenden so auch bei der Nachwelt entschieden Theilnahme und Achtung. Denn im Gegensatz zu der inneren Verlogenheit, der kleinlichen Selbstsucht, dem brennenden und dabei doch ohnmächtigen Ehrgeiz, welche seinen Bruder Karl charakterisiren und zu einer fast abstoßenden Erscheinung machen, spricht das Bild Ludwigs, wie es uns in einem vielbewegten und rastlos thätigen Leben entgegentritt, an durch die frische, freudige, freilich auch derb zugreifende Kraft, durch die Gradheit und Offenheit der Sprache und des Handelns, durch die Wärme eines auch in harter Zeit bewahrten lebhaften Gefühles: ehrlich, mannhaft, ritterlich, dabei mild und menschenfreundlich hebt sich die Gestalt des ersten deutschen Königs wolthuend ab von dem dunklen Hintergrunde seiner Zeit und erscheint bei mancher Schwäche, bei manchem sittlichen Makel, die auch diesem Karolinger anhaften, doch gleichsam als die Verkörperung der guten und tüchtigen Eigenschaften, welche die zuerst unter seiner Herrschaft zusammengefaßten deutschen Stämme auszeichneten und ein Unterpfand gaben für das kräftige Gedeihen ihres werdenden Staates. Und darin liegt dieses Karolingers Verdienst, darin wurzelt seine geschichtliche Bedeutung. Er ist der einzige Sproß seines Hauses, dessen Regierung nicht blos zerstörend, zersetzend, das Zusammengehörige auseinandertreibend gewirkt hat. Ohne besonders hervorragende Herrschergaben hat Ludwig der Deutsche es doch verstanden seine Person zum Mittelpunkte für die deutschen Stämme zu machen, die noch so verschieden und einander innerlich noch so fremd waren; er hat dadurch bei denselben das Gefühl der Zusammengehörigkeit wenn nicht erst erzeugt, so doch gesteigert und befestigt und wesentlich dazu beigetragen, daß sich dieselben zu einem Volke zusammenschlossen und durch treues Festhalten an der alten Art und Sitte die entwickelungs- und gestaltungsfähigen Grundlagen eines sie alle umfassenden deutschen Staates schufen. Mit Recht und in einem höheren Sinne führt daher Ludwig in der Geschichte den Beinamen des Deutschen. Bekannte er sich doch im Gegensatz zu seinem Vater zu seinem Volke auch in seinen geistigen Interessen und Bestrebungen; die deutsche Dichtung fand an ihm einen theilnehmenden Gönner: ihm übersandte der Weißenburger Mönch Otfried seine gereimte Bearbeitung der evangelischen Geschichte, und daß er auch für die schon selten gewordenen Denkmäler altgermanischen Heidenthums Verständnis hatte, lehrt das merkwürdige Gedicht vom Weltbrand (Muspilli), das in einem seiner Gemahlin Emma gehörigen Gebetbuch erhalten ist, vielleicht dort von dem König eigen-



Münze von Ludwig dem Deutschen.
Vs. Umschrift: †HLVDOVVICVS REX, im Felde ein Kreuz mit vier Kugeln; Rs. TREVERIS in zwei Zeilen.

händig eingetragen. So hat Ludwig denn auch seines Volks Liebe in hohem Maße besessen: seine Regierung blieb in der Hauptsache bewahrt vor den inneren Schwierigkeiten, den Aufständen, Verschwörungen und rechtlosen Fehden, wie sie Nachbargebiete zerrissen, und allgemein war die Trauer, die ihm ins Grab folgte.

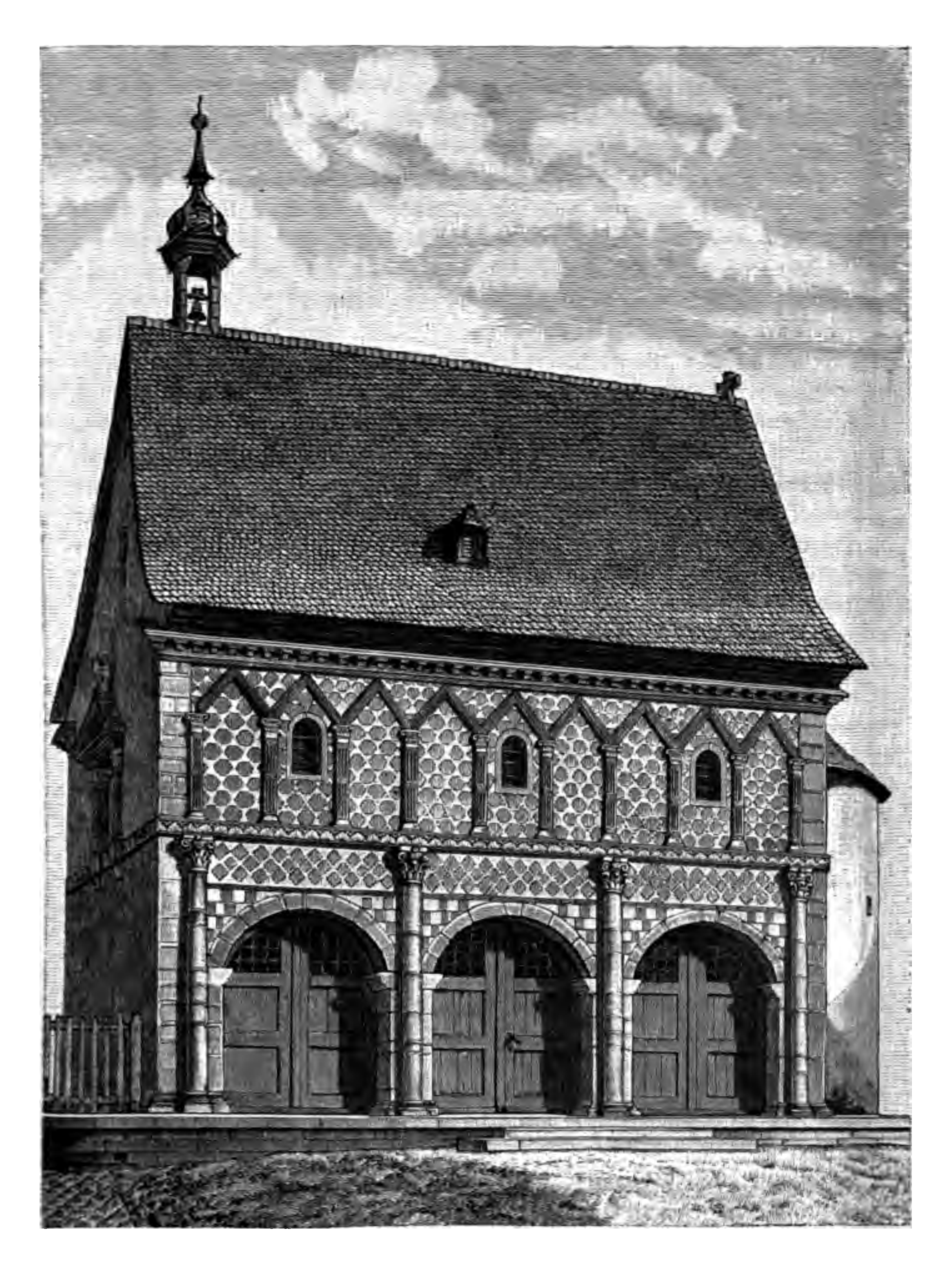


Ein Stück des wahrscheinlich von Ludwig dem Deutschen selbst in das Gebetbuch seiner Gemahlin geschriebenen Gedichtes Muspilli. (Facsimile des Originals in der Hofbibliothek zu München.)

Man wird freilich nicht behaupten dürfen, daß der König sich einer solchen Stellung bewußt gewesen sei, dieselbe mit klarer Einsicht in die Gründe und die Ziele absichtlich geltend gemacht habe, daß das Streben nach der Einigung der deutschen Stämme das maßgebende Motiv seiner Politik

gewesen sei. Denn die politische Weisheit Ludwigs war nicht größer und nicht anders geartet als die der übrigen karolingischen Fürsten jener Zeit: Machtstreben, zur Befriedigung desselben Vergrößerungssucht und Ländergier sind auch bei Ludwig dem Deutschen die treibenden Kräfte gewesen. Wäre das anders gewesen, hätten Ludwig dem Deutschen höhere politische Ziele vorgeschwebt, so würde er sicherlich nicht die mühsam zu Stande gebrachte Vereinigung der deutschen Stämme unter seinem Scepter selbst gleich wieder in Frage gestellt und das Hauptergebnis seiner langen Regierung unmittelbar gefährdet haben, wie er es durch die frühzeitig von ihm angeordnete Dreitheilung seines Reiches doch gethan hat. Entwickelten sich die Dinge so ähnlich, wie unlängst im Reiche Lothars, so waren die hochfliegenden Hoffnungen nicht ganz aussichtslos, welche Karl den Kahlen bei der Nachricht von des gefürchteten Bruders Ende erfüllten: der Meersener Vertrag, bei dem er so viel zu kurz gekommen, galt diesem jetzt für zerrissen; nicht blos ganz Lothringen dachte er nun mit Hülfe des Papstes an sich bringen, sondern als Kaiser auch die Söhne Ludwigs des Deutschen unter seine Oberhoheit zu beugen, die Reichseinheit wiederherzustellen und wie der große Ahn eine weltbeherrschende Rolle zu spielen. Kaum hatte daher Ludwig der Deutsche seinem Wunsche gemäß zu Lorsch, nicht fern von Worms, seine Ruhestätte gefunden, über der in den folgenden Jahren sein Sohn Ludwig der jüngere eine prächtig ausgestattete Kirche aufführte, die wegen der buntgetäfelten, mit rothem und weißem Marmor mosaikartig bekleideten Wände nachmals die „bunte" genannt wurde,[1]) als auch schon der Streit zwischen seinen Söhnen und seinem ländergierigen Bruder heftig entbrannte. Bereits im Oktober stand dieser in der Nähe von Köln und suchte den jüngeren Ludwig durch trügerische Verhandlungen über seine wahren Absichten zu täuschen; doch gelang ihm dies nicht: rechtzeitig gewarnt erschien Ludwig mit den streitbaren Schaaren der Rheinfranken, Thüringer und Sachsen im Felde und lieferte, den Rhein überschreitend, seinem Oheim bei Andernach am 8. Oktober 876 eine blutige Schlacht, die mit der vollständigen Niederlage des kaiserlichen Heeres endete und Karl nöthigte unter Zurücklassung seines Lager mit allen seinen Kostbarkeiten und zahlreicher vornehmer Gefangenen in schleuniger Flucht die Grenzen seines Reiches aufzusuchen. Die Sieger begnügten sich mit der ruhmreichen Abwehr des hinterlistigen Angriffes: wie dieselbe den Gegensatz zwischen Westfranken und Deutschen verschärfte, so steigerte sie begreiflicherweise das Selbstgefühl der Deutschen und befestigte bei ihnen auch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit. Demgemäß waren die Söhne Ludwigs des Deutschen denn auch bemüht mit einander in gutem Einvernehmen zu bleiben. Schon im November hatten sie im Rieß, wo ihre Gebiete grenzten, eine Zusammenkunft. Nach Beseitigung der zwischen ihnen schwebenden Differenzen erneuten und ergänzten sie die von ihrem Vater bereits 865 angeord-

1) Otte, Geschichte der deutschen Baukunst I, S. 107 ff.



Der Karolingerbau zu Lorsch in seiner heutigen Gestalt.

Die Façade mit Ausnahme der in die drei unteren Bogen eingesetzten Füllungen ist der ursprüngliche Bau des Einfahrtsthores zum Kloster Lorsch. (Jetzt Kapelle.)

nete Theilung, nach welcher der älteste Bruder, Karlmann, das seit langer Zeit als Hauptland geltende Baiern mit der Ostmark und Kärnthen und den lehnsabhängigen slavischen Nachbarlanden erhielt, während Ludwig Franken, Thüringen und Sachsen, Karl Schwaben und Kurwalchen bekam. Nun war aber gegen das Jahr 865 und auch gegen 872, wo jene erste Theilung bestätigt und auch über das unlängst erworbene reiche Stück Lothringen verfügt worden war, die Lage durch den in Italien eingetretenen Thronwechsel und zuletzt noch durch Karls treulosen Angriff geändert worden. Dem trugen die Söhne Ludwigs des Deutschen Rechnung, indem sie die Politik, die ihr Vater jenen Verwickelungen gegenüber verfolgte, gemeinsam weiterzuführen beschlossen: der von ihnen beschworene Bund bezweckte nicht blos die Behauptung des durch den Sieg bei Andernach glücklich gesicherten Lothringen, sondern auch die Geltendmachung der der älteren Karolingerlinie zustehenden Rechte auf Italien und das Kaiserthum. Wird die letzte Würde naturgemäß dem ältesten Bruder, Karlmann, zugedacht gewesen sein, so sollte nach glücklicher Durchfechtung dieser Ansprüche sowol Lothringen wie Italien gleichmäßig unter die drei Brüder vertheilt werden. Vorläufig blieb Lothringen ganz in der Hand Ludwigs, der es eben so tapfer gegen den Anfall des ländergierigen Oheim geschützt hatte, während Karlmann sich rüstete zur Eroberung Italiens über die Alpen zu ziehen.

Es boten sich ihm dort nicht ungünstige Aussichten. Denn die Unfähigkeit Kaiser Karls überlieferte das unglückliche Land den ärgsten Heimsuchungen und erweckte in immer weiteren Kreisen die Sehnsucht, es möchte eine kraftvolle Hand die Zügel der Regierung ergreifen und dem innern und äußern Elend ein Ziel setzen. Denn nicht mehr blos die Küsten hatten unter den Raubfahrten der Sarazenen namenlos zu leiden, selbst die großen Städte waren nicht mehr sicher vor denselben, und mehr als einmal mußte sogar Rom fürchten einem plötzlichen Handstreich der wilden Gesellen zum Opfer zu fallen; in Unteritalien aber nisteten dieselben sich damals so fest ein, daß das Land fast als ein arabisches gelten konnte. Dennoch verhallten die Hülferufe der unglücklichen Einwohner ungehört und die dringenden, flehenden, stürmischen Mahnungen Johanns VIII. vermochten nicht den Kaiser aus seiner Unthätigkeit und Selbstsucht aufzurütteln und zur Leistung dessen zu bewegen, was er zu leisten als Kaiser vor allen andern verpflichtet war. Längst bereute der Papst, diesem Manne die Krone zugewandt zu haben: von dem „großen und guten" König Ludwig wäre, so urtheilte er nun selbst, eine ganz andere Haltung mit Sicherheit zu erwarten gewesen. So gewann denn in jener Zeit die deutsche Partei, die sich schon früher geregt und Ludwig den Deutschen für das Kaiserthum in Aussicht genommen hatte, auch in Rom wiederum größern Einfluß, der selbst durch ihre Austreibung aus der Stadt nicht völlig gebrochen wurde. Erst nach dem Tode des Bruders und nachdem sein Versuch auf dessen Erbe bei Andernach zurückgewiesen war, erschien Karl der Kahle in Italien seine ernstlich gefährdete Stellung zu sichern; denn schon


SCI HIERNM
PRBI IN EV
AN
GEL
EXATOPAPE
DAMASO
HIERONIM
Nouum
opus
mefacere
cogis exuete
reut post
exemplaria
scripturarū
totoorbe
dispersaqua
siquidā arbi
tersedeā. et quia inter se uariant
quae sint illa quae cū greca consentiant
ueritate decernā. pius labor sed peri
culosa psūptio iudicare de ceteris ip

Ornament- und Schriftprobe
aus einer Bibel Karls des Kahlen.
Geschrieben und gemalt in St. Martin zu Tours; Mitte d. 9. Jahrh. (Paris, National-Bibliothek.)

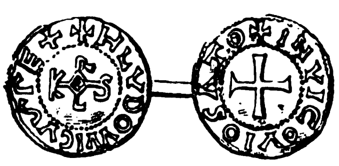
war Karlmann auf dem Marsche nach dem Süden. Johann VIII. eilte dem Kaiser entgegen; in Pavia trafen sie zusammen und gingen dann westwärts nach Tortona, um den drohenden Einbruch Karlmanns abzuwehren. Im entscheidenden Augenblick entfiel Karl jedoch der Muth, und er benutzte das Ausbleiben des erwarteten Zuzugs, um schleunigst in sein nördliches Reich zurückzukehren. Unterwegs aber erkrankte er und starb in einem Dorfe im Thale des Arc, in den Armen seiner Gemahlin Richildis, deren Weihe zur Kaiserin das einzige Ergebnis dieses ruhmlosen Zuges nach Italien war, am 6. Oktober 877 — ein Mann, der ohne hervorragende Gaben der zähen Ausdauer einer liebenden Mutter und der unbelohnten Aufopferung treuer Anhänger, vornehmlich aber der Zerfahrenheit der ihm persönlich ohne Ausnahme weit überlegenen Gegner eine Stellung verdankte, die in irgend einer Richtung auszufüllen er sich alle Zeit unfähig erwies, ein Glückskind, das durch Verhältnisse, die von ihm nicht geschaffen, ja nicht einmal beeinflußt waren, seine strebsameren und tüchtigeren Mitbewerber überflügelt hatte ohne je selbst befriedigt zu sein oder auch nur bei den eigenen Genossen und Gehülfen recht Achtung zu genießen, ein Feigling, dem in einer stürmisch bewegten Zeit in den Schooß gefallen war, was sonst blos dem siegreichen Eroberer in heißer Feldschlacht beschieden zu sein pflegt, von dem einer der Fuldaer Annalisten unverholen ausspricht, daß er, wo es dem Feind die Stirn zu bieten gegolten, entweder offen die Flucht ergriffen oder sich heimlich von seinem Heere davon gemacht habe, ein Meister aber in der Kunst der Intrigue, gleißnerisch, zweideutig, verlogen, treulos und wortbrüchig, dabei erfüllt von unersättlicher Habgier, Schätze zusammenzuscharren bemüht und glücklich, wenn er sich im goldstrotzenden Gewande, belastet von kostbaren Edelsteinen, wie ein Pfau blähen konnte, ohne einen von den Zügen, deren der Herrscher bedarf, selbst ohne den Willen seinen Herrscherpflichten recht zu genügen, daher unheilvoll in seinem Wirken und ein Verhängnis für die unter seinem Scepter vereinigten Länder.



Kopf der Kaiserin Richildis.

Mit dem Tode Karls des Kahlen stiegen die Aussichten der deutschen Karolinger und die drei Brüder durften hoffen, das auf dem Rieß vereinbarte Programm auch glücklich durchzuführen. Karlmann, der eben damals in Oberitalien erschien, wurde in der Lombardei als König anerkannt; die mächtigsten Großen der Halbinsel, Markgraf Adalbert von Tuscien und Herzog Lambert von Spoleto, ergriffen seine Partei, und Johann VIII.

gerieth arg ins Gedränge, als Karlmann nun auch die Kaiserkrone von ihm forderte, nicht als eine mit Gold und Dienst zu erkaufende Gnadengabe des heiligen Petrus, sondern als ein ihm, dem ältesten Sproß des Herrscherhauses, erblich zustehendes Recht. Durch zweideutige Unterhandlungen suchte der Papst Zeit zu gewinnen, während er gleichzeitig zur Reise über die Alpen rüstete, um dort offen mit Ludwig dem Stammler, Karls Nachfolger auf dem westfränkischen Thron, gemeinsame Sache gegen die gefürchteten Söhne des deutschen Ludwig zu machen. Und das Glück war ihm abermals günstig. Denn eine Seuche, die im Heere ausbrach, nöthigte Karlmann zur Rückkehr über die Alpen. Ein Angriff, den Lambert von Spoleto und Adalbert von Tuscien in Gemeinschaft mit den aus Rom verbannten Anhängern der deutschen Partei gegen die ewige Stadt ausführten, hatte nicht den gewünschten Erfolg, und der Papst erreichte so glücklich das Gebiet seines Schützlings, der bereits am 7. December 877 von ihm in Compiègne die Königskrone empfing. Aber weder die Persönlichkeit Ludwigs des Stammlers noch die Zustände in dem westfränkischen Reiche waren geeignet dem vom Papste zu erneuernden Kaiserthum den gewünschten Rückhalt zu geben. Auch ein Versuch, den Schwager des verstorbenen Kaisers, Boso, den Bruder der Richildis, einen Mann von unruhigem Ehrgeiz, der als Herr der Provence Nachbar Oberitaliens war, zum König der Lombardei erheben zu lassen und ihm dadurch den Weg zur Kaiserkrone zu bahnen mislang, da die Mehrzahl der weltlichen und geistlichen Großen unter der Führung des auf Roms Ansehn eifersüchtigen Erzbischofs von Mailand an Karlmann festhielt, unter dem sie ihre Unabhängigkeit am wenigsten gefährdet wußten. Aber der Tod befreite Johann VIII. bald von allen Schwierigkeiten und machte ihn wiederum zum Herrn der Situation. Denn einmal wurde Karlmann schon zu Ende des Jahres 878 von unheilbarem Siechthum ergriffen, so daß bereits seine Brüder gierig die Hände nach dem freiwerdenden Reiche des kinderlosen Bruders ausstreckten und zu dem drohenden Streite um dasselbe Anhänger zu werben suchten, und dann fiel im Frühjahr 879 Ludwig der Stammler einem so plötzlichen Tode zum Opfer, daß manche an eine Vergiftung glaubten. So entbrannte im Osten und Westen zugleich neuer Hader, der die schon gelockerten Bande der staatlichen Ordnung vollends zu lösen drohte, indem er die karolingischen Reiche bürgerlichen Kämpfen und dem Anfall der beutegierig lauernden Nachbarn preisgab. In dem westlichen Reiche wurde zwar der ältere von den beiden Söhnen, welche dem Stammler seine erste Gemahlin Ansgard geboren, von der Mehrzahl der Großen unter der Führung Bosos von Provence als Ludwig III. auf den Thron erhoben und fand auch Anerkennung, nachdem Ludwig der jüngere, dem von einer unzufriedenen Partei die Krone Westfrankens ange-


Münze von Ludwig dem Stammler.
Vs. Umschrift: HLVDOVVICVS REX, im Felde Monogramm KAROLVS; Rs. † IN VICO VIOSATO, im Felde ein Kreuz.



Elfenbeinschnitzerei des Einbanddeckels vom Gebetbuche Karls des Kahlen.
(Paris, Nat.-Bibl.)

Die Composition gliedert sich in vier Theile. Die obere Gruppe stellt Gott dar, umgeben von den himmlischen Heerschaaren. Darunter zu den Füßen Gottes auf einem Bett sitzt ein Engel, ein Kind im Schooße haltend. Dasselbe ist als Sinnbild für die menschliche Seele aufzufassen, die im Schatten der Flügel Gottes, sich ihm anvertrauend, ruht; der Engel stellt den von Gott gesandten Erlöser dar und die zu beiden Seiten schwebenden Genien sind als Verkörperungen der Barmherzigkeit und Wahrheit aufzufassen. — Die im Schutze Gottes und seiner Engel stehende Seele wird von dem Bösen bedroht, welches in Gestalt zweier von beiden Seiten hereinstürzenden Löwen und die feindliche Schaar angedeutet wird, die, mit Schwert, Stäben, Lanzen und Pfeilen bewaffnet, die dritte Gruppe der Composition bildet und in Bewegung der Köpfe und Körper nach oben strebt. Aber in die Grube, welche sie dem von Gott Beschützten graben, stürzen sie wie in der letzten Scene dargestellt, selbst. — Die ganze Composition basirt auf dem 56. Psalm.

tragen wurde, auf die Erkämpfung derselben verzichtet hatte, um nicht inzwischen die demnächst frei werdende Erbschaft des todtkranken Karlmann etwa in andere Hände kommen zu sehen. Denn schon hatte er mit Karl dem Dicken eine Theilung derselben vereinbart. In jenen östlichen Landschaften nämlich führte Karlmanns natürlicher Sohn, Arnulf von Kärnthen, ein straffes Regiment und hatte diejenigen von des Vaters Vasallen, die sich bereits mit Ludwig II. und Karl dem Dicken eingelassen, ihrer Lehen beraubt und aus dem Lande gejagt. Auf deren Hülfsgesuch erschien nun Ludwig der jüngere, zwang Arnulf zur Herstellung der Verjagten und beschränkte ihn mit seiner Autorität auf Kärnthen, während er Baiern mit seinen slavischen Dependenzen selbst in Besitz nahm, Italien aber dem jüngeren Bruder, Karl dem Dicken, überließ.

So kam die Herrschaft im Süden der Alpen trotz alles Gegenstrebens des rastlos thätigen Johann VIII. schließlich doch an einen deutschen Karolinger, und dieser hatte dort eine Nebenbuhlerschaft um so weniger zu fürchten, als das westfränkische Reich völlig in Zerrüttung und Ohnmacht verfiel, seit auf Betreiben des ehrgeizigen Boso dem jungen König Ludwig III. noch sein jüngerer Bruder Karlmann, dem Boso seine Tochter vermählt hatte, als Mitherrscher beigeordnet und damit die Selbstherrlichkeit der großen Vasallen vollends sicher gestellt wurde. Was das eigentliche Ziel dieser Politik war, wurde bald offenbar. Wie Boso bisher der Günstling des Papstes gewesen, ohne daß dieser ihm die italienische oder gar die kaiserliche Krone zuzuwenden vermocht hätte, so scheint er auch jetzt von Johann VIII. jede Art von Förderung erfahren zu haben, als er, den fortschreitenden Zerfall der karolingischen Macht geschickt benutzend und beschleunigend, darauf ausging die amtliche Stellung, die er bisher in der Provence inne gehabt hatte, in eine selbstherrliche umzuwandeln und sich daselbst zum Könige zu machen. Mit freigebiger Hand Land und Rechte spendend warb der ohnehin schon mächtige und einflußreiche Mann bald einen starken Anhang; nicht blos das königliche Gut, auch die kirchlichen Besitzungen wurden von ihm willkürlich verschleudert; so wurden nicht blos die weltlichen Großen, sondern auch die Bischöfe des Landes für Boso gewonnen und machten sich völlig seinem Ehrgeize dienstbar: denn gegenüber einem König, den sie selbst auf den Thron erhoben, mußten sie größere Selbständigkeit genießen und durften hoffen, die Staatsautorität sich vollends verflüchtigen zu sehen. Johann VIII. aber freute sich in einem neuen Königreich, das zwischen Ost- und Westfranken mitten inne stand und Italien unmittelbar benachbart war, eine Schutzmacht erstehen zu sehen, deren er und seine Nachfolger sich jeder Zeit zur Schwächung des karolingischen Königthums in Italien bedienen könnten. Um diesen Preis fügte Johann der neuen politischen Unabhängigkeit der südfranzösischen Landschaften sogar eine gewisse kirchliche Selbständigkeit hinzu, indem er den Erzbischof von Arles für das Gebiet des neuen Königreichs zu seinem Stellvertreter ernannte. So wurde denn schließlich auf einer Versammlung zu Mantaille, einer karolingischen Pfalz im Süden von Vienne, wo namentlich die betheiligten kirchlichen

Würdenträger sich in großer Zahl einfanden, am 15. Oktober 879 Boso zum König gewählt und bald darauf zu Lyon gekrönt. So vollzog sich der erste förmliche Abfall von dem karolingischen Reiche, unter Mithülfe nicht blos, sondern geradezu auf Betreiben und zum Vortheil der römischen Kirche, deren Politik in der Einheit des Reiches, die sie einst so eifrig vertreten hatte. längst eine Gefahr für die eigene Machtstellung zu sehen gelernt hatte. So gingen dem legitimen Königshause die reichen, im Besitz einer alten, noch immer blühenden Kultur befindlichen Landschaften verloren, welche die Berge und Ebenen zwischen dem Mittelmeer und dem Laufe der Rhone, von dem Genfer See an bis zu ihrer Mündung einnahmen.

Dieser gelungene Abfall, der bei der Lage der Dinge leicht in anderen Theilen des Reiches Nachahmung finden konnte, machte weithin einen tiefen Eindruck. Die letzte Stunde des Reiches schien geschlagen zu haben: denn während im Süden eine der kostbarsten Provinzen verloren ging und eine selbständige Macht erstand, die Karl den Dicken im Besitz der eben (März 880) gewonnenen Krone von Italien gleich wieder bedrohte, wurden die Küstenlandschaften des westfränkischen Reichs von den Mündungen der Loire und der Seine her von den immer zahlreicher einströmenden Normannen ausgeraubt, der Norden der deutschen Gebiete aber durch die Dänen schwer heimgesucht, deren Uebermacht selbst die Wehrkraft des sächsischen Stammes endlich zu erliegen drohte. In Lothringen aber machte Hugo, der Sohn Lothars II. und der Waldrada, mit einer Schaar verwegener Gesellen unter Verwüstung und Greueln aller Art den Versuch das Beispiel Bosos nachzuahmen. So weit war es in Folge des endlosen Familienhaders unter den Karolingern gekommen! Die Noth der Zeit sprach zu eindringlich, als daß die in ihr enthaltene Mahnung zur Einheit nicht hätte gehört werden sollen. Es galt die gemeinsamen Interessen aller karolingischen Könige auch mit geeinten Kräften gegen einheimische und auswärtige Gegner zu vertreten. So schloß denn zunächst Ludwig der jüngere, der eben noch die Verlegenheit seiner westfränkischen Vettern zu einem Einfall in deren lothringisches Gebiet benutzt hatte, im Februar 880 mit diesen auf einer persönlichen Zusammenkunft in Ribemont an der Oise einen Frieden, der den alten Streit über Lothringen endlich beglich und die früher vereinbarte Grenzlinie endgültig bestätigte. Nachdem dann in Westfranken das auf die Dauer unmögliche Doppelkönigthum durch eine Theilung des Reichs beseitigt war, welche Ludwig III. die nördliche, seinem Bruder Karlmann die südliche Hälfte des väterlichen Erbes zuwies, fand im Juni 880 in der lothringischen Pfalz Gondreville ein Familientag der karolingischen Könige statt. Es erschienen dort die beiden westfränkischen Könige und Karl der Dicke in eigener Person, während Ludwig der jüngere krankheitshalber fern blieb, aber sich durch Bevollmächtigte vertreten ließ. Auf Grund der in Gondreville getroffenen Vereinbarungen schritten die karolingischen Könige, auch dabei von ihrem ostfränkischen Vetter nachdrücklich unterstützt, gemeinsam gegen Hugo ein, den Sohn der Waldrada, zwangen ihn zur

Flucht aus Lothringen und stellten dort die Ordnung wieder her. Ebenfalls durch deutsche Hülfstruppen verstärkt wandten sich die beiden westfränkischen Könige darauf gegen den Usurpator Boso von Burgund und eroberten Macon an der Saône, worauf viele von den Großen jener Landschaften sich von ihrem neuen Könige lossagten, dieser aber sich in das feste Vienne warf und dort zum äußersten Widerstand rüstete. Zum Angriff gegen dieses schloß sich auch Karl der Dicke dem Heer seiner Vettern an: als aber die vereinigten Fürsten vor der außerordentlich festen Stadt erschienen, hatte Boso, ihre Vertheidigung seiner thatkräftigen Gemahlin Irmengard überlassend, sich bereits zur Betreibung fernerer Rüstungen in einen andern Theil seines Reiches begeben; die Einschließung Viennes aber, durch die man die Stadt auf dem Wege der Aushungerung zur Uebergabe zu zwingen dachte, mußte nach einiger Zeit aufgehoben werden, als Karl eines Nachts plötzlich sein Lager in Brand steckte und südwärts abzog. Bald mußte Karlmann allein den Krieg gegen Boso fortführen, da sein Bruder Ludwig III. durch erneute Normanneneinfälle nach dem Norden zu eilen genöthigt war.

Die unerwartete Rettung seines jungen Königthums verdankte Boso offenbar wiederum der rechtzeitigen Hülfe des Papstes. Mit wachsender Sorge betrachtete Johann VIII. die zu Gondreville erneute Einheit des karolingischen Hauses: hatte dieselbe Bestand, so war es um die Unabhängigkeit der römischen Kirche und um die weltliche Macht der Nachfolger des Apostelfürsten zweifellos bald geschehen, vollends wenn dieselbe durch die Zertrümmerung des neuen burgundischen Reichs ihren vornehmsten politischen Rückhalt einbüßte. Mit einem geschickten Schachzuge wußte in dieser Verlegenheit Johann VIII. einen Ausweg zu finden. Am 22. September 880, zu Anfang des gemeinsamen Krieges der karolingischen Könige gegen Boso, war der seit Jahren sieche älteste Sohn Ludwigs des Deutschen, Karlmann, in seinem Lieblingssitze zu Oetting in Baiern gestorben und damit das Anrecht erloschen, das er bisher im Gegensatze zu der neuen päpstlichen Auffassung auf Grund des Erbrechtes als ältester Sproß seines Hauses auf das Kaiserthum geltend gemacht hatte; nun löste sich auch die Partei vollends auf, die einst in Italien für Karlmann eingetreten war. Johann VIII. aber bot die Krone, von deren Uebertragung auf Boso jetzt nicht mehr die Rede sein konnte, nunmehr Karl dem Dicken an, der um diesen Preis zugleich von der Unterstützung seiner Vettern gegen den burgundischen Usurpator abwendig gemacht werden sollte. Die Berechnung traf vollkommen zu: Karl eilte von Vienne nach Italien. Freilich machte der Papst die Bewilligung der verheißenen Krone nun wiederum von allerhand Bedingungen abhängig, die Karl trotz



Münze von Karlmann.

Vs. Umschrift: † CARLOMAN REX, im Felde Kreuz mit vier Kugeln in den Winkeln; Rs. † PISTIANA RELIGIO, im Felde ein Kirchengebäude.

seiner gut kirchlichen Gesinnung doch nicht zugestehen mochte. Worum es sich dabei eigentlich gehandelt, ist aus der lückenhaften Ueberlieferung nicht mit Sicherheit zu entnehmen; vermuthlich aber war Johann VIII. darauf bedacht, sich die Gewährung der Kaiserkrone an Karl durch weitgehende Zugeständnisse in Bezug auf den weltlichen Besitz der Kirche und seine weltlichen Fürstenrechte in der Stadt und dem Patrimonium bezahlen zu lassen. Doch scheint er mit seinen Forderungen nur zum Theil durchgedrungen zu sein: denn der Papst bedurfte Karls und suchte die Ankunft desselben durch wiederholte Mahnungen und stürmische Bitten zu beschleunigen. Denn die arabische Eroberung im Süden griff immer weiter um sich und selbst ein Seesieg der Griechen that ihr nicht Einhalt: bis unter die Mauern der Stadt streiften die gefürchteten „Ismaeliter“, so daß sich niemand mehr zum Thore hinaus wagte, der Feldbau ruhte und der Handel völlig ins Stocken gerathen war. Nur von Karls schneller Ankunft schien noch die Abwendung einer furcht-



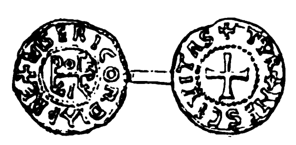



Münzen von Karl dem Dicken.

Vs. Umschrift: † DIRIGA RE †, im Felde Karls Monogramm; Rs. † DORVCCTA (Dorusta) MO (Moneta), im Felde ein Kreuz mit vier Kugeln in den Winkeln. 2. Umschrift: † KVROLVS REX, im Felde ein Kreuz mit vier Kugeln in den Winkeln; auf der Rückseite S (Sancta) COLONIA A.

baren Katastrophe gehofft werden zu können. Aber auch diese Hoffnung erwies sich als trügerisch. Im Februar 881 zog Karl in Rom ein und wurde von Johann VIII. sammt seiner Gemahlin Richarda mit der Kaiserkrone geschmückt. Aber nur kurze Zeit verweilte er in der ewigen Stadt: schon Ende Februar trat er den Rückweg an ohne zur Rettung Italiens vor der Verwüstung durch die Sarazenen irgend etwas gethan zu haben. Schreiben auf Schreiben sandte der bedrängte Johann VIII. dem Kaiser nach, in denen er in den stärksten Ausdrücken ein Bild entwirft von dem Jammer, in dem er und die Seinen lebten, und angesichts der von Tag zu Tag wachsenden Heimsuchungen geradezu den Tod herbeiwünscht, damit er ihn von den ihn umgebenden Schrecknissen erlöse. Bei der unkriegerischen, schlaffen und selbstsüchtigen Natur Karls aber war selbst mit so eindringlichen Worten nichts auszurichten, und der Appell an sein kaiserliches Ehrgefühl fand bei diesem Mann nicht den geringsten Widerhall. Doch hatte Johann VIII. noch andere Klagen zu erheben: sie betrafen die vielfache Willkür, welche die kaiserlichen Beamten übten und unter der namentlich die Kirchen und Klöster mit ihren Rechten und Gütern zu leiden hatten. Aber auch da war zunächst Abhülfe nicht zu erlangen. Erst als Karl nach kurzem Aufenthalte im Norden der Alpen zu Anfang des Jahres 882 nach Italien zurückkehrte, setzte es der

Papst mit seinen stürmischen Mahnungen durch, daß der Kaiser mit ihm in Ravenna persönlich zusammentraf, seine nur allzu begründeten Beschwerden anhörte und denselben in der Hauptsache Abhülfe gewährte, indem den Beamten jeder Eingriff in die kirchliche Immunität strengstens untersagt wurde. Gebessert aber wurde für die Kirche damit thatsächlich nur wenig. Insbesondere gelang es Johann VIII. auch jetzt nicht, die weltlichen Herrschaftsrechte, welche die Nachfolger des h. Petrus aus der Schenkung Pippins für sich ableiteten, den zahlreich aufgestandenen adligen Usurpatoren gegenüber zur Anerkennung zu bringen; namentlich Wido von Spoleto bot den Ansprüchen des Papstes und den zu Ravenna erlassenen kaiserlichen Befehlen offen Hohn. Bei dem Kaiser aber war nach wie vor kein thatkräftiger Schutz zu finden. Johann bekannte offen, daß er sich in Karl auf das Schmerzlichste getäuscht habe, daß er Licht erwartet habe und sich nun erst recht in tiefer Finsternis befinde; statt besser sei es seit Karls Ankunft in Italien nur schlimmer geworden, und vergeblich schaue er sich in dem unleidlichen Sturm der Verfolgung, der über ihn hereingebrochen, nach irgend einem Beistande um.



Münze von Ludwig III.

Vs. Umschrift: **MISERICORDIA DI REX**, im Felde **LVDOVICVS** als Monogramm; Rs. † **TVRONES CIVITAS**, im Felde ein Kreuz.

Um nichts besser gestalteten sich inzwischen die Verhältnisse im Norden der Alpen. Schwerer noch als Italien durch die Sarazenen litt man dort unter den Greueln der normannischen Einfälle. Nur ganz vorübergehend hatte der Sieg da einige Erleichterung geschafft, welchen Ludwig III. von Neustrien am 3. August 881 bei Saucourt, zwischen Abbeville und Eu, über eine beutebeladen nach dem Lager heimkehrende Schaar der gefürchteten Räuber davontrug und der, der einzige Lichtblick in trüber Zeit, den ritterlichen König zu einem weithin gepriesenen Helden machte, von dessen Lob zu singen und zu sagen das dankbare Volk nicht müde wurde. In dem Ludwigsliede, das bald nach der Schlacht entstanden von einem Mönche des belgischen Klosters St. Amand aufgezeichnet ist, besitzen wir eine kostbare Probe der damaligen Volksdichtung und der Art, wie dieselbe die Ereignisse der Zeit auffaßte und darstellte. Aber die Erinnerung an das furchtbare Blutbad, das unter des jungen Königs Führung die Schwerter der Franken unter ihren Genossen angerichtet, blieb bei den Normannen nicht allzu lange lebendig; auch bewirkte der gefürchtete Name, den sich Ludwig III. gemacht, doch nur, daß sie sein Gebiet mit ihren Einfällen vorläufig vermieden. Mit um so größerer Macht brachen sie in die deutschen Küstenlande ein, die Karl der Dicke ebenso wenig zu schützen im Stande war wie Italien gegen die Sarazenen. Denn auch die östliche Hälfte des deutschen Reiches war inzwischen an den verdienstlosen, aber vom Glück wunderbar begünstigten jüngsten Sohn Ludwigs des Deutschen gekommen. Im Januar 882 war Ludwig der jüngere, dessen einziger Sohn schon in jungen Jahren sein Leben verloren hatte, ge-

storben und in der von ihm erbauten „bunten Kirche“ zu Lorsch an der Seite des Vaters zur Ruhe bestattet worden. Einmüthig trugen die unter ihm vereinigt gewesenen Stämme dem gerade in der Lombardei weilenden Karl dem Dicken die Herrschaft an und leisteten ihm, als er eilig in ihrer Mitte erschien, die Huldigung. Auch hier galt es zunächst der Normannennoth zu wehren. Auf einem Reichstag in Worms wurde ein allgemeiner Kriegszug gegen die furchtbaren Feinde beschlossen: ein Heer, so zahlreich und stattlich, wie man es seit lange in deutschen Landen nicht bei einander gesehen hatte, dem auch der tapfere Arnulf von Kärnthen sich mit seinen Mannen



Münzen Arnulfs von Kärnthen.

1. Vs. Umschrift: † ARNOLFVS RE, im Felde ein Kreuz mit vier Kugeln in den Winkeln; Rs. MOCONCIAE CIVIT, im Felde eine Kirche. 2. Vs. Umschrift: SA COLONIA., im Felde A R X P ins Kreuz gestellt, in der Mitte drei Kugeln; Rs. RNA . L . IECIO, im Felde ein Kreuz, in dessen einem Winkel T, im gegenüberliegenden P.

angeschlossen, rückte unter des Kaisers persönlicher Führung noch im Sommer desselben Jahres zu beiden Seiten den Rhein hinab und schloß das feste Lager ein, welches die Normannen unter ihren Seekönigen Siegfried und Gotfried in der Nähe von Lüttich, bei Aschloh an der Maas, aufgeschlagen hatten. Aber auch hier brachte die unkriegerische Natur Karls die Deutschen um einen sichern und glänzenden Sieg. Denn statt die Berennung des feindlichen Lagers, die man schon zwei Wochen mit der Aussicht guten Erfolges vollführt hatte, fortzusetzen, ließ sich der Kaiser auf Unterhandlungen ein, deren Ergebnis ein unrühmlicher und unsicherer Friede war. Der eine der beiden Seekönige leistete gegen große Geldzahlungen den Eid, daß er während Karls Lebzeiten Deutschland nicht wieder betreten wollte, und konnte dann unter Mitführung all der auf den letzten Zügen gemachten reichen Beute ungehindert davon segeln; der andere, Gotfried, wurde Christ und erhielt gegen Leistung des Treueids das Kennemerland zum Wohnsitz angewiesen. Unverrichteter Sache kehrte so das deutsche Heer zurück, enttäuscht und erbittert über den unrühmlichen Ausgang eines Feldzuges, durch den man den vielgepriesenen Sieg von Saucourt zu überbieten gedacht hatte. Die neue Herrschaft Kaiser Karls hatte in den Augen seiner deutschen Unterthanen nicht blos eine arge Erschütterung erlitten, sondern war und blieb mit einem unaustilgbaren Schandfleck behaftet. Freilich war das ostfränkische Gebiet momentan von den Normannen befreit: mit um so größerer Wuth aber stürzten sich dieselben nun auf das westliche Reich, denn der Sieger von Saucourt, König Ludwig III., vor dem die wilden Gäste seit jenem blutigen

Tag gewaltige Achtung empfunden hatten, war — nachdem er, wie es heißt, in Verfolgung eines galanten Abenteuers zu Schaden gekommen — eben um jene Zeit, den 5. August 882 kinderlos verstorben.

Die beiden Hälften des westfränkischen Reiches wurden nun unter seinem Bruder Karlmann vereinigt. Gleichzeitig aber streckte auch schon Kaiser Karl lüstern seine Hand danach aus. Seine Intriguen waren es, welche Karlmann um den gehofften Sieg über Boso von Burgund brachten und diesem den ferneren Widerstand ermöglichten. Vor allem aber schlugen, seit Kaiser Karl sein Land freigekauft hatte, die Wogen der normannischen Raubflut über dem westlichen Reiche zusammen und drohten demselben einen Untergang in Schrecken und Graus zu bereiten. Von Amiens aus, wo sie sich festgesetzt hatten, breiteten die Normannen ihre Herrschaft immer weiter ostwärts aus: wiederholt raubten sie die Champagne aus; der greise Hincmar von Reims mußte vor ihnen fliehen; seine Stadt wie die meisten jener Gegend wurden von dem rohen Eroberer besetzt; die Seinelandschaften waren schon so gut wie verloren; das ganze Gebiet bis zur Loire hin konnte einem gleichen Schicksal kaum noch entrissen werden. Auch hier blieb endlich kein anderer Ausweg als durch kolossale Geldzahlungen eine Frist zu erkaufen, damit das Land sich erholen und neue Kräfte zur Abwehr sammeln könnte. Im Herbst 884 kam um den Preis von 12,000 Pfund Silber ein solcher Vertrag zu Stande. Nicht lange danach aber endete König Karlmann in Folge eines Unfalls, der ihm bei der Eberjagd zugestoßen, erst 18jährig sein junges Leben, und sofort begannen die Normannen, welche behaupteten durch den eben geschlossenen Vertrag nur Karlmann persönlich verpflichtet zu sein, ihre Einfälle mit verdoppelter Wuth und gesteigerten Greueln. Von dem Stamme der westfränkischen Karolinger aber war nur noch ein unmündiger Sprößling vorhanden, Karlmanns Stiefbruder, der jüngste Sohn Ludwigs III. von seiner zweiten Gemahlin Adelheid: ihn in so schweren Zeiten auf den Thron erheben hätte den Ruin des Reiches absichtlich vollenden geheißen. So suchte auch Westfranken Zuflucht bei Kaiser Karl: ihm trugen die Großen des Reichs die Krone an; im Mai 885 wurde demselben zu Ponthion die Huldigung geleistet, und mit Ausnahme des unter Boso selbständigen Burgund war damit das ganze Frankenreich, wie es einst Karl der Große beherrscht hatte, wiederum in einer Hand vereinigt.

Dieser Hand aber entfielen die Zügel der Regierung in dem Augenblick, wo sie sie zu fassen versuchte. Während im Innern die Bande der Ordnung sich vollends lösten, blieben die Grenzen schutzlos dem Anfall der draußen lauernden Barbaren preisgegeben, und die Erfolge, welche Karls Politik an einzelnen Stellen durch List und Tücke gewonnen, halfen nur für den Augenblick und aus den dringendsten Gefahren. Die Normannennoth stieg von Jahr zu Jahr. In Rom erlangte das Papstthum noch größere Unabhängigkeit durch die Zugeständnisse, die der Kaiser Hadrian III. machte, um dessen Hülfe zur Legitimirung seines natürlichen Sohnes Bernhard, dem er die Nachfolge zuwenden wollte, zu erkaufen. Zugleich gewann der Papst durch

den Bund mit Guido von Spoleto einen mächtigen Beschützer in der Nähe, mit dessen Hülfe er sich der Ansprüche des fernen Kaisers vollends zu entledigen hoffen konnte. So sehr Karl der Dicke über diese Wendung der päpstlichen Politik aufgebracht war, ihr mit Repressalien zu begegnen vermochte er nicht, denn die westliche Hälfte seines Reiches drohte eben einem neuen Einfall der



Karlmann.



Ludwig III. als Kind.

Statuen auf ihrer gemeinsamen Grabplatte in der Kapelle Notre-Dame-la-Blanche zu St. Denis.

Normannen elend zu erliegen. Im Juli 885 erneuten diese unter dem Seekönig Siegfried den Angriff auf das zum Tode erschöpfte Neustrien. Nach Erstürmung der Burg Pontoise fuhren sie, etwa 40,000 Mann stark, mit mehr als 700 Schiffen die Seine aufwärts nach Paris und schlossen die Stadt ein, welche damals auf die Seine-Insel beschränkt, aber durch zwei Brücken mit den Ufern verbunden war, da sie ihnen die Forderung unge-

hinderten Vorbeizuges abschlug. Unter der Führung des tapferen Grafen Odo von Paris und des Bischofs Gauzlin, leisteten Besatzung und Bürgerschaft heldenmüthigen Widerstand und schlugen einen ersten, zwei Tage dauernden Sturm der Feinde siegreich zurück. Aber auch mit der regelrechten Belagerung der Stadt, zu der die Normannen sich nun entschlossen und die sie den Winter hindurch fortsetzten, richteten sie nicht viel aus; doch wurde ein neuer, allgemeiner, mit Aufbietung aller Kräfte ausgeführter Sturm Ende Januar 886 von den Vertheidigern nur noch mit genauer Noth abgewehrt. Nun stieg deren Noth schnell: am 6. Februar riß der angeschwollene Strom die eine Brücke weg; der am andern Ufer den Zugang deckende Thurm fiel nach verzweifelter Gegenwehr in die Gewalt der Angreifer, deren Schaaren sich von ihrem Lager aus mit Sengen und Brennen über das ganze Land bis zur Loire hin ausbreiteten. Der Entsatzversuch, den eine deutsche Kriegerschaar unter dem tapferen Grafen Heinrich unternahm, blieb erfolglos: die Normannen hielten sich schlau hinter den Wällen ihres festen Lagers, und die Deutschen mußten froh sein, den Eingeschlossenen wenigstens einige Lebensmittel haben zukommen zu lassen. Kaum waren sie Ende März abgezogen, so berannten die Normannen Paris von Neuem, indem sie dazu auf dem linken Seineufer ein stark befestigtes Lager errichteten. Die Kräfte der Vertheidiger fingen an zu erlahmen; zwar gelang es dem Grafen Odo, einen Theil der Seeräuber unter Siegfried gegen Geld zum Abzuge zu bringen; die zurückbleibende Hauptmacht aber setzte die Feindseligkeiten fort. Da wurde die Besatzung der Stadt durch den am 16. April erfolgten Tod des heldenmüthigen Bischofs Gauzlin tief entmuthigt. Immer mehr schwand das kleine Häuflein unter den täglichen blutigen Kämpfen zusammen, ansteckende Krankheiten, durch Mangel und das enge Beieinanderleben gesteigert, begannen zu wüthen; schon wußte man nicht, wo die Leichen der Verstorbenen unterbringen: die Tage des Widerstandes waren gezählt, und die Normannen gefielen sich darin die Verzweiflung der Belagerten noch zu steigern, indem sie Siegeszuversicht recht geflissentlich zur Schau trugen. Da vernahm man, daß Kaiser Karl aus Italien zurückgekehrt sei; den schlaffen Fürsten von der Größe der Gefahr, die noch nicht eindringlich genug zu ihm zu sprechen schien, zu benachrichtigen und zu thatkräftiger Unterstützung der vom Untergange bedrohten Hauptstadt seines westlichen Reiches zu mahnen, eilte Graf Odo selbst, sich durch die Linien der Feinde schleichend, an den Hof, kehrte nach einiger Zeit auch glücklich mit einigen Verstärkungen zurück und bahnte sich in heißem Kampfe mit den Normannen den Weg in die Stadt. Aber auch jetzt vergingen noch lange bange Wochen, ehe die ersehnte Hülfe erschien, dann aber kam statt des Kaisers nur ein deutscher Heerhaufe unter Graf Heinrich, und dieser fand bei dem unvorsichtigen Anmarsch auf das feindliche Lager mit einem großen Theil der Seinen ein blutiges Ende. Seitdem verdoppelte sich die Wuth des Angriffs: die zum Tode erschöpften Vertheidiger dachten schließlich doch zu erliegen. Endlich im Oktober erschien der Kaiser mit einem

gewaltigen Heer aus beiden Theilen seines Reichs und nahm am Fuße des das Seinethal beherrschenden Montmartre Stellung. Nun zogen sich auch die dort stehenden Normannen auf das linke Ufer des Flusses zurück. Der Kaiser



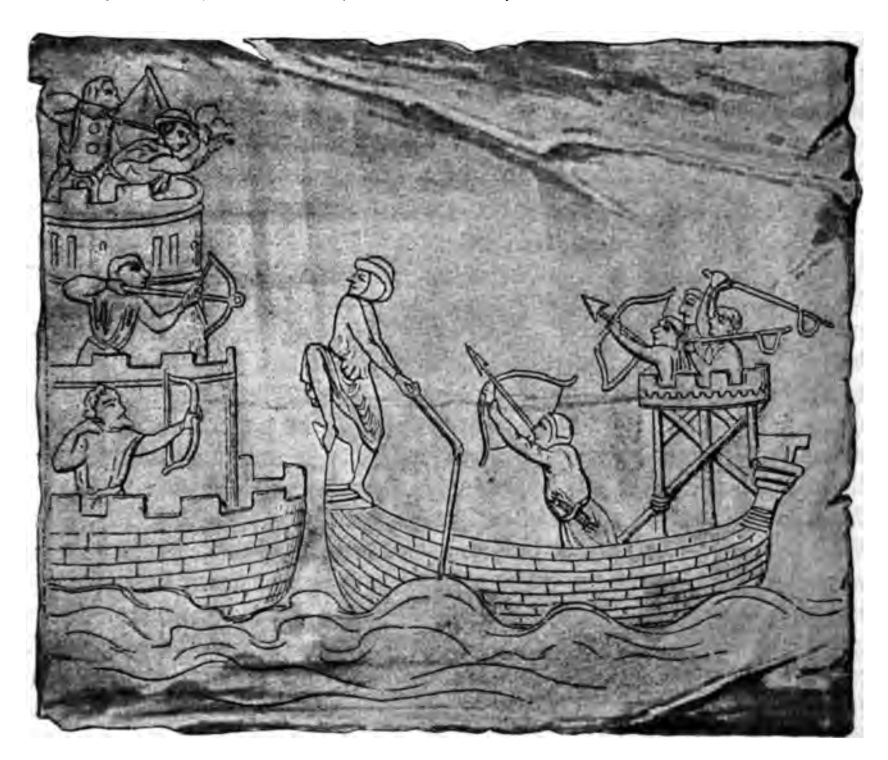
Episode aus der Erstürmung einer Stadt durch die Normannen.
Miniature in einer angelsächsischen Handschrift des 9. Jahrh.

folgte ihnen dorthin und schickte sich an die Feinde in ihrem Lager einzuschließen. Aber während die vorgerückte Jahreszeit zu möglichster Beschleunigung der Operationen mahnte, verfuhr Karl, zufrieden die Stadt gerettet zu haben, auch jetzt mit der ihm eigenen energielosen Langsamkeit. Da kam

die Meldung, daß die Normannen bedeutende Verstärkungen zu erwarten hätten: der früher abgezogene Seekönig Siegfried war wieder an der Mündung der Seine erschienen. Nun verzichtete Karl in erbärmlichem Kleinmuth auf den ferneren Kampf und nahm, wie einst bei Aschloh, seine Zuflucht zu Unterhandlungen. Das schmachvolle Ergebnis war der Abschluß eines Vertrags, nach welchem die Normannen für die ihnen entgangene Plünderung von Paris entschädigt wurden durch die Anweisung von Winterquartieren in Burgund, einer von der Noth der Zeit noch wenig berührten, blühenden und wolhabenden Provinz, um dann gegen eine Summe von 700 Pfund Silber das Reich im nächsten Frühjahr zu räumen. Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen die heldenmüthigen Männer, die nahezu ein Jahr lang dem Ansturm der Barbaren mit Todesverachtung widerstanden, nun von den glücklich vertheidigten Mauern aus Zeugen davon waren, wie die Normannen ihre Schiffe zu Lande um die Stadt herumschafften und dann den Fluß aufwärts fuhren, um beutegierig über das noch unberührte Burgund herzufallen. Und in welchem Lichte erschien das schmachvolle Verfahren des feigen Kaisers, wenn man annahm, er bediene sich der Normannen, um die Großen Burgunds für ihm entgegengesetzten Ungehorsam zu züchtigen! Mit Schmach und Schande war das Kaiserthum bedeckt, entehrt in den Händen eines unfähigen, ehr= und gewissenlosen Egoisten. Fast möchte man annehmen, daß die Handlungsweise Karls, die man geradezu als eine selbstmörderische bezeichnen möchte, ihre Quelle bereits in der schweren Krankheit gehabt habe, welche den seit Jahren an epileptischen Zufällen leidenden Kaiser bald danach ergriff und seine immer nur geringen körperlichen und geistigen Kräfte vollends zerrüttete. Wol aber hätte auch die Last der Schande, die er auf sich geladen hatte, ein solches Erliegen der Fähigkeiten Karls bewirken können.

Wenn jemals, so war in jenem Augenblicke für die unter Karls Scepter vereinigten Völker das Recht der Selbsthülfe in Kraft getreten: rettete man sich nicht selbst, so ging mit dem karolingischen Hause zugleich auch sein Reich in Schmach und Schande elend zu Grunde. Dies Gefühl vor allem war in den entrüsteten Zeitgenossen lebendig, und die deutschen Stämme waren es, welche demselben zuerst durch eine muthige That Ausdruck gaben. Während Karl, von der Ahnung des nahen Todes erfüllt, seine Bemühungen erneute, um seinem natürlichen Sohne Bernhard die Nachfolge zu sichern und darüber sogar mit seinem Kanzler, dem einflußreichen Bischof Liutward von Vercelli, zerfiel, so daß dieser vom Hofe floh und sich zu Arnulf von Kärnthen begab, kam in dem ostfränkischen Reiche, ohne daß wir die Einzelnheiten dieser Entwickelung zu erkennen vermöchten, eine schnell anwachsende Bewegung in Gang, deren Ziel die Entsetzung des unwürdigen Herrschers war oder vielleicht auch nur zunächst die Sorge für einen tüchtigen Nachfolger bei der offenbar nahe bevorstehenden Erledigung des Thrones. Das Recht dazu entnahmen die deutschen Stämme aus dem alten bewährten Brauch ihres Volkes. Denn noch lebte die von dem Wesen des germanischen König=

thums untrennbare Rechtsanschauung, daß das Erbrecht des königlichen Geschlechts auf die Krone bedingt sei durch die Tüchtigkeit desselben und daß demnach nicht blos beim Erlöschen des herrschenden Stammes, sondern auch bei erwiesener Unfähigkeit seines Repräsentanten das Volk befugt sei einen geeigneten Ersatz zu suchen, zunächst innerhalb des Geschlechts und, wenn da keiner zu finden, auch außerhalb desselben.[1]) Derselbe Rechtstitel, vermöge



Episode aus der Belagerung einer Stadt durch die Normannen.
Miniature in einer angelsächsischen Handschrift des 9. Jahrh.

dessen die Karolinger einst auf den Thron erhoben worden waren, wurde jetzt gegen den letzten legitimen Repräsentanten ihres deutschen Zweiges zur Anwendung gebracht. War doch selbst in der so unheilvollen Erbfolgeordnung von 817 für den Fall, daß Lothar kinderlos sterben sollte, dem Volke ausdrücklich die Befugnis zugesprochen einen der jüngeren Brüder an seine Stelle zum Herrscher des Gesammtreichs zu erheben. (S. oben S. 20.) In dieser Richtung suchte und fand man auch die dem Reiche so dringend nöthige Hülfe: es vollzog sich eine rettende Thronrevolution. Die einzelnen Akte derselben

1) Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte V, 25.

sind nicht mit Sicherheit erkennbar. Es muß z. B. dahingestellt bleiben, ob eine förmliche und ausdrückliche Absetzung Karls des Dicken stattgefunden hat, und es ist fraglich, ob der zum Nachfolger Erkorene durch einen besonderen Wahlakt berufen worden ist. Es scheint als ob die durch die außerordentliche Lage gebotene Umwälzung sich ohne solche Formalitäten gewissermaßen unwillkürlich vollzogen habe, ebenso unwillkürlich, wie aller Augen sich auf Arnulf von Kärnthen richteten als auf denjenigen Mann, welcher dem Verderben Einhalt zu thun und das Reich neu zu ordnen am ehesten im Stande sein würde. Es mag sein, daß Bischof Liutward nach seinem Bruch mit dem Kaiser in dieser Richtung thätig gewesen; andererseits spricht der Umstand, daß er gerade bei Arnulf Zuflucht suchte, vielmehr dafür, daß dieser schon damals für den Mann der Zukunft galt.

In derselben Zeit, da der elende Kaiser Karl, mit schwerem Siechthum ringend, sich in aussichtslosen Bemühungen für die Nachfolge Bernhards erschöpfte, begann in den östlichen Grenzlandschaften der offene Abfall. An der Spitze seiner kriegerischen Mannen setzte sich Arnulf von Kärnthen in Marsch nach Westen: nirgends erhob sich eine Hand für Karl, keiner von den Großen des Reichs folgte der kaiserliche Ladung nach Tribur. Auch Karls Versuch durch die Fürbitte des Mainzer Erzbischofs Liutbert, durch die Bitten Bernhards selbst Arnulf aufzuhalten blieb vergeblich. Es lag eine politische, eine nationale Nothwendigkeit vor, die keine weichherzige Schonung gemeingefährlicher Unfähigkeit mehr zuließ. Schon im November 887 empfing Arnulf in Frankfurt die Huldigung der Baiern, Franken, Sachsen und Thüringer; selbst die Schwaben ließen Karl, der ihr Gebiet als die eigentliche Grundlage seiner Macht angesehen hatte, sofort im Stich; nur die Lothringer nahmen noch eine zuwartende Stellung ein, die aber nur dem westlichen Reiche, nicht dem Kaiser zu gute kommen konnte. Damit schwand jede Möglichkeit des Widerstandes und Karl mußte sich, ein gebrochener Mann, in die vollendete Thatsache fügen: Arnulf sorgte für seinen Unterhalt, indem er ihm einige Domänen in Schwaben anwies. Doch erlöste ein gütiges Geschick den entthronten Kaiser bald von seinem elenden Dasein: schon am 13. Januar 888 starb er zu Neidingen an der Donau; in der Klosterkirche von Reichenau, der Insel im Bodensee, wurde er bestattet.

Entscheidender als alle früheren Theilungen wirkte die Thronrevolution vom Jahre 887, um die Trennung zwischen der östlichen und der westlichen Hälfte des Reiches zu vollenden. In demselben Grade, wie die der ersteren angehörigen Stämme, ursprünglich sozusagen zufällig zusammengefügt, sich ihrer inneren Gemeinschaft und damit ihrer nationalen Zusammengehörigkeit bewußt wurden, schlossen sie sich auch, unbeschadet der Selbständigkeit des einzelnen, politisch fester zusammen und traten in der Erkenntnis ihrer Besonderheit in Sitte, Sprache, Recht und Staatsordnung dem so ganz anders gearteten Westreiche selbständiger gegenüber. Denn dort war damals gerade die entgegengesetzte Entwickelung vorherrschend, indem sich aus der großen Gesammtheit der romanischen Westfranken gewisse größere Gruppen zu gesondertem Dasein ausschieden, deren

jede auch nach eigener politischer Constituirung hindrängte. Im äußersten Westen war die halbceltische Bretagne immer nur ein unsicherer Besitz gewesen; Aquitanien nahm seit den Zeiten Karls des Großen eine Sonderstellung ein und war durch die Stürme der letzten Jahrzehnte dem Reichsverbande sicher nicht fester eingefügt worden; jetzt schloß sich das Herzland des Westreichs an der Seine und Marne, durch den aus eigener Kraft durchgefochtenen Heldenkampf gegen die Normannen zu stolzem Sebstbewußtsein erweckt, in ähnlicher Weise territorial in sich ab; Lothringen und das südliche Burgund waren bereits verloren, und in dem nördlichen Theile der letzteren Landschaft war durch die Art, wie Karl der Dicke den Ungehorsam der Großen durch die Preisgebung an die Normannen bestraft hatte, die Anhänglichkeit an das Gesammtreich sicherlich nicht gestärkt worden. Das Königthum aber stand dem beginnenden Zerfall ohnmächtig gegenüber, denn die Ausbildung des Feudalwesens hatte ihm fast jede unmittelbare Verfügung über Land und Leute entzogen, die militärische Macht und den politischen Einfluß in die Hand einiger weniger Großen gelegt und den Stand der Gemeinfreien fast völlig verschwinden gemacht. Mit dem Sturze Kaiser Karls fiel die letzte Schranke, welche diese Bewegung noch einigermaßen aufgehalten hatte, und die Zersplitterung des Westreichs nahm unmittelbar ihren Anfang. Denn auch dort galt der Thron nun für erledigt, und man griff auch dort zu dem von den Deutschen geltend gemachten Rechte der Selbsthülfe. Mit Uebergehung des einzigen Sprossen, der von dem westfränkischen Karolingerstamme noch am Leben war, Karls, des Sohns Ludwigs III. aus seiner zweiten Ehe, wählten die westfränkischen Großen den Helden der Vertheidigung von Paris, Graf Odo, zu ihrem König, der durch einen reichen Besitz seiner neuen Würde auch Anerkennung zu verschaffen geeignet schien, sich freilich nachher auch in mühsamen und unfruchtbaren Kämpfen mit den aufsässigen Großen herumzuschlagen hatte. Die Provence aber, die nach König Bosos Tod unter seinem unmündigen Sohn Ludwig sich der Schattenautorität Kaiser Karls freiwillig gebeugt hatte, wurde der Schauplatz wilder innerer Kämpfe, welche den alten Zusammenhang schließlich ganz zerrissen und auch dort ein selbständiges Reich erstehen ließen, während in dem angrenzenden Hochburgund der dem alten Geschlechte der Welfen entstammte Graf Rudolf eine Königsherrschaft gewann, welche die westliche Schweiz und die später sogenannte Franche Comté umfaßte. In Aquitanien kämpfte sich Graf Ramnulf zu der gleichen Stellung durch, welche er durch die scheinbare Unterordnung unter die Lehenshoheit Odos von Paris zu sichern trachtete, und auch die Bretonen erhielten um dieselbe Zeit in dem tapfern und glücklichen Häuptling Alan einen nationalen König. So war das Westreich thatsächlich in fünf, fast außer jedem Zusammenhang stehende kleinere Staaten zerfallen, und auch der nominell zu ihm gehörende Theil Lothringens war eben auf dem Wege in Verbindung mit dem gleichnamigen deutschen Nachbargebiet sich selbständig zu machen und eine Sonderstellung als dritte Macht zwischen den sich trennenden beiden Reichen einzunehmen. Diese Entwickelung besiegelte die Ohnmacht des West-

reichs für die folgende Zeit und sicherte dem östlichen, so schwere Krisen es zunächst selbst noch durchzuringen hatte, doch für die Zukunft das Uebergewicht und die leitende Stellung, die ihm, nicht ohne eine gewisse rücksichtslose Gewaltthätigkeit, zuerst Ludwig der Deutsche in der Zeit des Meersener Vertrages verschafft hatte.

Ein ähnlicher Gegensatz, wie er zwischen der Entwickelung des sich sammelnden ostfränkischen Reichs und der des auseinanderfallenden westfränkischen obwaltete, kehrt in dem Verhältnis des ersteren zu Italien wieder. Auch dort wird die politische Neugestaltung beherrscht von dem ausgesprochenen Widerstreben gegen die Reichseinheit, an der selbst die Kirche irre geworden war. In der Lombardei brauchte man dabei eigentlich nur auf die Traditionen der älteren Zeit zurückzugreifen, welche gegenüber den nicht wesentlich geänderten Verhältnissen leicht wieder in praktische Wirksamkeit gesetzt werden konnten. Ein entscheidender Schritt dazu war bereits mit der Wahl Karlmanns zum König im Jahre 876 geschehen. So nahmen die lombardischen Großen auch jetzt die Bestimmung über die Zukunft ihres Landes in die eigene Hand und erhoben auf einer Versammlung in Pavia den reichbegüterten und auch militärisch vielfach bewährten Markgrafen Berengar von Friaul zum Könige, der durch seine Mutter obenein ein Enkel Ludwigs des Frommen war. Aber es gelang demselben nicht sich in dem ganzen Umfange des ihm zugedachten Reichs zu behaupten: denn gegen ihn erhob sich Guido, der Markgraf von Spoleto und Graf von Camerino, den Papst Stephan V. zum Sohne angenommen und zum Beschützer der Kirche und ihrer Unabhängigkeit auch gegen die karolingischen Ansprüche zu machen gedacht hatte, ein unruhiger und ehrgeiziger Abenteurer, der erst im Süden gegen Griechen und Sarazenen gefochten, dann einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, dem tapfern Odo von Paris die Krone Neustriens zu entreißen, und brachte mit fränkischer Hülfe wirklich den westlichen Theil Oberitaliens in seine Botmäßigkeit: 891 erhielt er von seinem Gönner Papst Stephan gar die kaiserliche Krone, freilich ohne die zu derselben gehörigen Rechte üben zu können.

So hatten die Entthronung und der Tod Karls des Dicken das lockere Band sofort vollständig zersprengt, welches die einst in dem Reiche Karls des Großen vereinigt gewesenen Länder und Völker noch nothdürftig zusammengehalten hatte. In drei zunächst scharf gesonderte Gruppen traten sie auseinander: Italien und das westliche Reich, vielgetheilt, in endlosen inneren Kriegen begriffen, nationaler Zerrissenheit und Ohnmacht gegenüber den auswärtigen Feinden verfallen; die deutschen Stämme auf der anderen Seite, die trotz der zwischen ihnen obwaltenden Verschiedenheiten ihrer Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit sich klar bewußt geworden und damit auf den Weg zu nationaler Einigung gekommen sind. Daraus entspringt ihre Ueberlegenheit den westlichen und südlichen Nachbarn gegenüber, in Folge deren sie vermöge ihres natürlichen Schwergewichts in den Mittelpunkt der allgemeinen Entwickelung treten, so daß die beiden großen Nachbargruppen zunächst um sie gravitiren.

Hier nahm die leitende Stellung ihren Ursprung, zu der wir die Deutschen sich in der Folgezeit erheben sehen.



Zweites Buch.

Die Begründung der deutschen Vorherrschaft über die germanischen und romanischen Völker.

887—1024.

Seitenumrahmung aus einem Evangelienbuch,
geschrieben für Kaiser Lothar in der Abtei von St. Martin zu Tours. 1. Hälfte des 9. Jahrh.
Paris, National-Bibliothek. (Evangile de Lothaire.)

I. Die Gründung des deutschen Reiches.

887—936.

Durch eine That rettender Selbsthülfe hatten die deutschen Stämme die Verbindung mit den romanischen Theilen des karolingischen Reiches gelöst und die Bestimmung ihres Schicksals muthig in die eigene Hand genommen. Es war eine Reaktion des Germanenthums gegen die wachsende Gefahr einer Romanisirung auch des politischen Lebens. Daher wurde bei der Neubesetzung des Thrones der Geistlichkeit gar kein Einfluß gewährt, auch Salbung und Krönung nicht zur Legitimirung des neuen Herrschers zu Hülfe gerufen: denn die Thronrevolution von 887 war zugleich eine Reaktion des Laienadels gegen das verderbliche Uebergewicht des Episkopats. Voll Mistrauen stand daher dieser dem neuen Königthum gegenüber, dessen weltlicher Ursprung auch eine nur nach weltlichen Gesichtspunkten gestaltete Politik erwarten ließ. Insbesondere fürchtete der Klerus für den übermäßig angewachsenen Besitz der Kirche und erwartete wol gar Säcularisationen wie unter Karl Martell: ordnete deshalb doch eine Provinzialsynode zu Trier 888 besondere Gebete an, um den Schutz des Himmels für die bedrängte Kirche zu erflehen.



Siegel
Arnulfs von Kärnthen.

Von der Persönlichkeit König Arnulfs wissen wir wenig: dem allgemeinen Verfall des karolingischen Reiches entspricht die Dürftigkeit der zeitgenössischen Geschichtschreibung, die weit zurücksteht hinter den anschaulichen und farbenfrischen Berichten der vorangegangenen Zeit. Doch scheint es, als ob die schlichte Tüchtigkeit Ludwigs des Deutschen, wie auf seinen Sohn Karlmann, so auch auf dessen einzigen Nachkommen übergegangen war. Arnulf hatte sich bewährt in der Verwaltung der Mark Kärnthen, deren dürftige Kultur er in mühsamen Kämpfen gegen den Andrang der slavischen Nachbarn geschützt hatte; auch gegen die Normannen hatte Arnulf Ruhm gewonnen. In berechtigtem Ehrgeiz hatte er schon früher eine höhere Stellung erstrebt: aber die Herrschaft über Baiern hatte er doch Karl dem Dicken überlassen müssen.[1]) Eine gerade, derbe, zu

1) S. oben S. 140.

rücksichtslosem Durchgreifen geneigte Natur, war Arnulf der Mann, dessen die deutschen Stämme bedurften, um ihren staatlichen Nothbau unter Dach zu bringen. Er verstand es mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen: er versuchte es nicht die Selbständigkeit, welche die deutschen Stämme in den Kämpfen des karolingischen Hauses gewonnen hatten, mehr zu beschränken, als zur wirksamen Vertretung ihrer gemeinsamen Interessen durchaus geboten war. Erst gegen Ende seiner Regierung hat er mit dieser nüchternen, aber des Erfolgs sicheren Politik gebrochen, zu seinem eigenen und des Reiches Nachtheil.

Immerhin war es kein geringer Erfolg, daß Arnulf von allen Stämmen als Oberhaupt anerkannt wurde. In dieser Krisis bewährt, wurde die Verbindung derselben für die Zukunft gefestigt: die Bedeutung des ostfränkischen Reiches stieg. Selbst das schwankende und abseits stehende Lothringen gelang es ihm schließlich festzuhalten und dem Einfluß des erstarkenden Königthums zu beugen. Die Hauptsorge des Königs aber galt der Abwehr der furchtbaren Feinde, die im Nordwesten und Südosten mit wachsender Keckheit gegen die Grenzen anstürmten. Seit nämlich Arnulf, durch größere Aufgaben in Anspruch genommen, seine Kraft nicht mehr ausschließlich der kärnthischen Mark widmen konnte, glaubte Herzog Suatopluk von Mähren, der einst mit bairischer Hülfe die Herrschaft seines ermordeten Oheims Rastislaw an sich gebracht hatte (s. oben S. 124), die fränkische Oberherrschaft abschütteln und sein Reich durch Zusammenfassung aller slavischen Nachbargebiete und Gewinnung der deutschen Grenzlande zu einem großmährischen Reiche erweitern zu können. Arnulf konnte nicht gleich einschreiten: denn im Norden hatte er gegen die Dänen und Abodriten zu fechten, während Sachsen unter dem mächtigen Grafen Ludolf sich seiner Einwirkung fast ganz entzog, in Alemannien aber die Anhänger von Karls des Kahlen Sohn Bernhard sich regten, der dort auf den ihm von Arnulf angewiesenen Gütern lebte und nach Gewinnung einer selbständigen Theilherrschaft trachtete. Doch wurde der geplante Aufstandsversuch entdeckt: während Bernhard entkam, büßten seine Mitschuldigen ihre Güter ein. Dadurch wurde die Stimmung des alemannischen Adels natürlich nicht gebessert: verließ derselbe doch 891 ganz offen das gegen die Normannen im Felde stehende Heer, und Bernhard meinte schon sein Unternehmen mit besserem Erfolg erneuern zu können, als er durch den rhätischen Grafen Rudolf, doch wol auf Anstiften Arnulfs, aus dem Wege geräumt wurde. Nun erst erlahmte die alemannische Opposition, und Arnulf fand auch dort Gehorsam. Namentlich aber kam der glänzende Erfolg, den er inzwischen gegen die Normannen gewonnen hatte, seiner Stellung zu gute.

Während der König nämlich im Frühjahr 891 in Baiern weilte, auch unter ihm dem Haupt- und Herzland des ostfränkischen Reichs, brachen die Normannen, nachdem sie das hülflose Westfranken bis zur Maas ausgeraubt hatten, in das östliche Lothringen ein. Sofort eilte Arnulf dorthin: sein schnelles Erscheinen bewirkte den Rückzug der Normannen. Kaum aber war

Arnulf nach Baiern zurückgekehrt, so setzten die gefürchteten Feinde bei Lüttich von Neuem über die Maas und streiften bald bis in die Gegend von Aachen. Das inzwischen dort gesammelte fränkische Heer griff sie an: in der Nähe von Meersen, an dem dort in die Maas fallenden Geulenbache, kam es am 26. Juni 891 zu einem Treffen, in dem die allzu eifrig ungeordnet vorstürmenden Deutschen eine vollständige Niederlage erlitten und zahlreiche Edle, eine Masse des niederen Volks und selbst ihr Lager verloren. Beutebeladen gingen die Normannen nach der Küste zurück. Sofort aber erschien Arnulf selbst wieder im Felde: allein mit dem fränkischen Heerbann mußte er versuchen, die deutsche Waffenehre wiederherzustellen, denn die murrenden Alemannen kehrten unter nichtigen Vorwänden in ihre Heimat zurück. Siegesgewiß rückte der Feind ihm entgegen und schlug bei Löwen, zwischen der Dyle und einer sumpfigen Niederung ein durch Holz- und Erdwerke befestigtes Lager auf. Arnulf beschloß den Angriff auf dasselbe: da aber das Terrain der schweren Reiterei, aus der sein Heer bestand, keine rechte Bewegung gestattete, so ließ er dieselbe absitzen und führte sie durch den Sumpf zum Sturm gegen die feindlichen Wälle. Diese Kühnheit verfehlte ihres Eindrucks auf die Normannen nicht. Trotz verzweifelter Gegenwehr wurde das Lager gestürmt und das normannische Heer, durch den Tod seiner bewährtesten Führer entmuthigt, schließlich nach der anderen Seite hinausgedrängt und in die dahinter fließende Dyle geworfen, in deren Wellen tausende ein klägliches Ende fanden. Dieser glorreiche Sieg, am 1. November gewonnen, flößte den wilden Schaaren, welche die deutschen Küstenlandschaften seit Jahren ungestraft ausgeraubt hatten, endlich wieder Achtung ein vor der kriegerischen Kraft der Deutschen, und wenn auch einer ihrer Haufen noch im folgenden Frühjahr Lothringen heimsuchte, so haben sie doch hinfort die ostfränkische Grenze respektirt und die so lange mishandelten Landschaften konnten sich allmählich erholen.




Silbermünze von Arnulf und Papst Stephan VI. Umschrift der Vorderseite: † ARNOLFVS MP (imperator), im Felde ein Monogramm von Roma; Rückseite † SCS PETRVS, im Felde das Monogramm von Stephanus.

Weniger glücklich war Arnulf in dem Kampfe gegen seinen anderen Hauptfeind, Suatopluk von Mähren. Der 892 ausgebrochene Krieg, in dem Arnulf durch ein Bündnis mit den Bulgaren die Kräfte des Gegners zu theilen suchte, wurde unter manchen Wechselfällen und zeitweilig schweren Verlusten für die Deutschen geführt, und erst als Suatopluk 894 durch den Tod aus seiner glänzenden Laufbahn abberufen wurde, konnte die bedrohte Südostgrenze durch die andauernde Tapferkeit des kriegerischen baierischen Adels allmählich gesichert werden, freilich nur, um bald darnach von einem viel furchtbareren Anprall getroffen zu werden.

rücksichtslosem Durchgreifen geneigte Natur, war Arnulf der Mann, dessen die deutschen Stämme bedurften, um ihren staatlichen Nothbau unter Dach zu bringen. Er verstand es mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen: er versuchte es nicht die Selbständigkeit, welche die deutschen Stämme in den Kämpfen des karolingischen Hauses gewonnen hatten, mehr zu beschränken, als zur wirksamen Vertretung ihrer gemeinsamen Interessen durchaus geboten war. Erst gegen Ende seiner Regierung hat er mit dieser nüchternen, aber des Erfolgs sicheren Politik gebrochen, zu seinem eigenen und des Reiches Nachtheil.

Immerhin war es kein geringer Erfolg, daß Arnulf von allen Stämmen als Oberhaupt anerkannt wurde. In dieser Krisis bewährt, wurde die Verbindung derselben für die Zukunft gefestigt: die Bedeutung des ostfränkischen Reiches stieg. Selbst das schwankende und abseits stehende Lothringen gelang es ihm schließlich festzuhalten und dem Einfluß des erstarkenden Königthums zu beugen. Die Hauptsorge des Königs aber galt der Abwehr der furchtbaren Feinde, die im Nordwesten und Südosten mit wachsender Keckheit gegen die Grenzen anstürmten. Seit nämlich Arnulf, durch größere Aufgaben in Anspruch genommen, seine Kraft nicht mehr ausschließlich der kärnthischen Mark widmen konnte, glaubte Herzog Suatopluk von Mähren, der einst mit bairischer Hülfe die Herrschaft seines ermordeten Oheims Rastislaw an sich gebracht hatte (s. oben S. 124), die fränkische Oberherrschaft abschütteln und sein Reich durch Zusammenfassung aller slavischen Nachbargebiete und Gewinnung der deutschen Grenzlande zu einem großmährischen Reiche erweitern zu können. Arnulf konnte nicht gleich einschreiten: denn im Norden hatte er gegen die Dänen und Abodriten zu fechten, während Sachsen unter dem mächtigen Grafen Ludolf sich seiner Einwirkung fast ganz entzog, in Alemannien aber die Anhänger von Karls des Kahlen Sohn Bernhard sich regten, der dort auf den ihm von Arnulf angewiesenen Gütern lebte und nach Gewinnung einer selbständigen Theilherrschaft trachtete. Doch wurde der geplante Aufstandsversuch entdeckt: während Bernhard entkam, büßten seine Mitschuldigen ihre Güter ein. Dadurch wurde die Stimmung des alemannischen Adels natürlich nicht gebessert: verließ derselbe doch 891 ganz offen das gegen die Normannen im Felde stehende Heer, und Bernhard meinte schon sein Unternehmen mit besserem Erfolg erneuern zu können, als er durch den rhätischen Grafen Rudolf, doch wol auf Anstiften Arnulfs, aus dem Wege geräumt wurde. Nun erst erlahmte die alemannische Opposition, und Arnulf fand auch dort Gehorsam. Namentlich aber kam der glänzende Erfolg, den er inzwischen gegen die Normannen gewonnen hatte, seiner Stellung zu gute.

Während der König nämlich im Frühjahr 891 in Baiern weilte, auch unter ihm dem Haupt- und Herzland des ostfränkischen Reichs, brachen die Normannen, nachdem sie das hülflose Westfranken bis zur Maas ausgeraubt hatten, in das östliche Lothringen ein. Sofort eilte Arnulf dorthin: sein schnelles Erscheinen bewirkte den Rückzug der Normannen. Kaum aber war

Arnulf nach Baiern zurückgekehrt, so setzten die gefürchteten Feinde bei Lüttich von Neuem über die Maas und streiften bald bis in die Gegend von Aachen. Das inzwischen dort gesammelte fränkische Heer griff sie an: in der Nähe von Meersen, an dem dort in die Maas fallenden Geulenbache, kam es am 26. Juni 891 zu einem Treffen, in dem die allzu eifrig ungeordnet vorstürmenden Deutschen eine vollständige Niederlage erlitten und zahlreiche Edle, eine Masse des niederen Volks und selbst ihr Lager verloren. Beutebeladen gingen die Normannen nach der Küste zurück. Sofort aber erschien Arnulf selbst wieder im Felde: allein mit dem fränkischen Heerbann mußte er versuchen, die deutsche Waffenehre wiederherzustellen, denn die murrenden Alemannen kehrten unter nichtigen Vorwänden in ihre Heimat zurück. Siegesgewiß rückte der Feind ihm entgegen und schlug bei Löwen, zwischen der Dyle und einer sumpfigen Niederung ein durch Holz- und Erdwerke befestigtes Lager auf. Arnulf beschloß den Angriff auf dasselbe: da aber das Terrain der schweren Reiterei, aus der sein Heer bestand, keine rechte Bewegung gestattete, so ließ er dieselbe absitzen und führte sie durch den Sumpf zum Sturm gegen die feindlichen Wälle. Diese Kühnheit verfehlte ihres Eindrucks auf die Normannen nicht. Trotz verzweifelter Gegenwehr wurde das Lager gestürmt und das normannische Heer, durch den Tod seiner bewährtesten Führer entmuthigt, schließlich nach der anderen Seite hinausgedrängt und in die dahinter fließende Dyle geworfen, in deren Wellen tausende ein klägliches Ende fanden. Dieser glorreiche Sieg, am 1. November gewonnen, flößte den wilden Schaaren, welche die deutschen Küstenlandschaften seit Jahren ungestraft ausgeraubt hatten, endlich wieder Achtung ein vor der kriegerischen Kraft der Deutschen, und wenn auch einer ihrer Haufen noch im folgenden Frühjahr Lothringen heimsuchte, so haben sie doch hinfort die ostfränkische Grenze respektirt und die so lange mishandelten Landschaften konnten sich allmählich erholen.




Silbermünze von Arnulf und Papst Stephan VI.
Umschrift der Vorderseite: † ARNOLFVS MP (imperator), im Felde ein Monogramm von Roma; Rückseite † SCS PETRVS, im Felde das Monogramm von Stephanus.

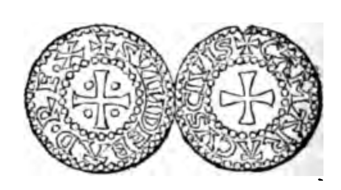
Weniger glücklich war Arnulf in dem Kampfe gegen seinen anderen Hauptfeind, Suatopluk von Mähren. Der 892 ausgebrochene Krieg, in dem Arnulf durch ein Bündnis mit den Bulgaren die Kräfte des Gegners zu theilen suchte, wurde unter manchen Wechselfällen und zeitweilig schweren Verlusten für die Deutschen geführt, und erst als Suatopluk 894 durch den Tod aus seiner glänzenden Laufbahn abberufen wurde, konnte die bedrohte Südostgrenze durch die andauernde Tapferkeit des kriegerischen baierischen Adels allmählich gesichert werden, freilich nur, um bald darnach von einem viel furchtbareren Anprall getroffen zu werden.

Misbräuche zu beseitigen, damit die Kirche ihrer Ehren in voller Freiheit genieße. Die Beschlüsse der Synode entsprachen diesem Eingang. Offen bekannte sich Arnulf, der Erwählte des Laienadels, als Widersacher aller, die der Kirche feind und den Bischöfen ungehorsam wären, und ermahnte die Versammelten für Besserung zu sorgen. Lauter Beifall ertönte zu Ehren des großen Königs Arnulf. Man konnte sich in die Zeit Ludwigs des Frommen zurückversetzt wähnen: der Staat trat wieder in kirchliche Dienstbarkeit und stellte seine Autorität den Bischöfen zu Zwecken der Kirchenzucht zur Verfügung. Die Grafen sollten, so wurde beschlossen, nicht blos auf den bischöflichen Gerichtstagen erscheinen und jede Verletzung von Geistlichen unnachsichtig ahnden, sondern gegen kirchlich Gebannte, die in Unbußfertigkeit verharrten, mit weltlichen Strafen einschreiten; wer von diesen dann Widerstand wagte, stand einfach außerhalb des Gesetzes. So nahm der Episkopat mit Arnulfs Zustimmung seine ehemalige übermächtige Stellung wieder ein, und der verderbliche Antagonismus zwischen ihm und dem Laienadel lebte verschärft wieder auf. Aber König Arnulf gewann die Hülfe der Kirche, die ihm erst die Kaiserkrone, dann die Nachfolge seines Sohnes eintrug. Hatte doch Ota 893 in der Pfalz zu Oettingen dem König einen Sohn geboren, der von Erzbischof Hermann von Köln in Gemeinschaft mit Adalbero von Augsburg und dem ehrgeizigen Salomon III. von Konstanz, bald den einflußreichsten Räthen des Königs, auf den Namen Ludwig getauft wurde.

Wenige Wochen nach der Triburer Synode war Arnulf auf dem Wege nach dem Süden. Papst Formosus selbst, obgleich er scheinbar noch an Kaiser Lambert, dem Sohne Guidos von Spoleto, festhielt, hatte ihn durch geheime Botschaft dringend zu baldigem Erscheinen einladen lassen, da ihn die Uebermacht der Spoletiner in Rom selbst bedrohte und auch Berengar in Oberitalien wieder zu den Waffen gegriffen hatte. Zwar eilte dieser, als Arnulf im Herbst 895 in der Lombardei erschien, gehorsam an den königlichen Hof, büßte aber dennoch seine Markgrafschaft ein. Unter mancherlei Leiden durch das frühzeitig hereinbrechende schlechte Wetter erreichte Arnulf mit dem erschöpften Heere im Februar 896 die ewige Stadt. Unter Leitung von Lamberts thatkräftiger Mutter Angeltrude fand er dieselbe zum Widerstand gerüstet. Bei der Pancratiuskirche, in der Nähe des nach dieser genannten nach Trastevere hineinführenden Thores schlugen die Deutschen ihr Lager auf, da ungefähr, wo heute die herrlichen Laubgänge und Blumenteppiche der Villa Doria Pamfili sich ausbreiten. Die Heeresversammlung, der Arnulf die Schwierigkeit der Lage nicht vorenthielt, beschloß derselben durch einen Sturmangriff ein schnelles Ende zu machen. Durch eine ernste kirchliche Feier wollte man sich auf das Wagnis vorbereiten. Da entwickelte sich ein Scharmützel, in das Arnulf, als er mit geringem Gefolge die Mauern recognoscirte, mit einigen übereifrigen Römern gerieth, durch das Herbeilaufen und Eingreifen neuer Haufen von beiden Seiten zu einem größern, bald ziemlich allgemeinen

Gefecht. Die Deutschen drangen vor; bald standen sie an den Thoren: sie suchen sie zu erbrechen, fangen an die Mauern auch ohne Sturmgeräth zu erklimmen, die überraschten Römer weichen, und als der kurze Wintertag sich senkt, sind die Deutschen, ohne selbst recht zu wissen, wie es gekommen, im Besitze des rechts vom Tiber gelegenen Stadttheils. Auch die eigentliche Stadt war nun nicht zu halten. Papst Formosus machte kein Hehl aus seiner Verbindung mit dem deutschen König, für den sich auch ein Theil der Bürgerschaft erklärte. Ohne weiteren Kampf wurde so noch an demselben Abend Rom vollends besetzt. Am folgenden Tag (22. Februar 896) hielt Arnulf seinen feierlichen Einzug und wurde von Papst Formosus zum Kaiser gekrönt. Die Bürgerschaft verband sich durch einen besondern Eid zum Gehorsam. Dann eilte Arnulf, um den Anhang Angeltrudes und Lamberts vollends zu bewältigen und damit die Macht der spoletinischen Herzöge zu brechen. Aber gleich im Beginn des Unternehmens erkrankte er schwer und mußte eilends nach Deutschland zurückkehren. Der jähe Glückswechsel machte auf die leicht erregbare Phantasie des Volkes einen tiefen Eindruck: sie führte das plötzliche Siechthum des Mannes, der, wie erst den Normannen, so nun auch den Römern gegenüber die deutsche Waffenehre hergestellt hatte, auf unnatürliche Ursachen zurück und beschuldigte Angeltrude der Giftmischerei.

Schon im Frühjahr 896 war Arnulf wieder in Deutschland, — trotz glänzender Waffenthaten ohne großen Erfolg. Vor allem aber war seine Kraft gebrochen: ein siecher Mann kehrte heim, welcher der Last der Regierung nicht mehr gewachsen war. In die Herrschaft über Oberitalien theilten sich alsbald Lambert und Berengar; Rom wurde der Schauplatz greulicher Parteikämpfe, welche die Kirche in Elend und Schande stürzten. In Deutschland sah sich der König gegenüber der wachsenden Opposition des Laienadels zu immer engerem Anschluß an den Episkopat gedrängt. Im Westen und Osten drohten neue Gefahren. In Lothringen verfeindete sich König Zwentibold durch seine Willkür und Gewaltthätigkeit vollends mit dem Adel und untergrub leichtsinnig die Stellung, die ihm der Vater vorsorglich geschaffen hatte. Ein Streit mit dem mächtigsten Manne des Landes, dem ehrgeizigen und verschlagenen Grafen Reginar, den er mit Gunsterweisungen überhäuft und als einflußreichen Rathgeber geehrt hatte, um ihn plötzlich seiner Güter und Lehen zu berauben und in die Verbannung zu treiben, entfesselte endlich einen allgemeinen Sturm gegen Zwentibold. Reginar, um den sich alle Misvergnügten schaarten, trat mit dem nach Odos Tod in Westfranken zum Thron gelangten Karl dem Einfältigen in Verbindung und leitete damit den Abfall Lothringens zu dem Nachbarreiche ein. Im Südosten erneute sich der Krieg mit Mähren, und schon pochte der gefährliche Feind an die Pforten des Reichs,



Münze von Zwentibold als König von Lothringen.
Vs. Umschrift: ZVINDEBAD REX †
Rs. CAMARACVS CIVIS †

dessen barbarische Horden sich seit einem Vierteljahrhundert vom westlichen Ural herangewälzt hatten und in dem Lande um Donau und Theiß nur auf den günstigen Moment lauerten, um verheerend über das Reich hereinzubrechen. Nur mit banger Sorge konnte Arnulf in die Zukunft blicken. Während eines Reichstages zu Regensburg im Juni 899 brach ein Schlaganfall seine Kraft vollends. Trübe Erfahrungen beugten ihn nieder: gegen seine Gemahlin Ota wurde eben damals die Anklage des Ehebruchs erhoben. Ob dafür auch nur ein Schein von Beweis beigebracht ist, wissen wir nicht. Sicher ist, daß die Anklage durch den Reinigungseid, den zweiundsiebenzig Edle für Ota leisteten, zurückgewiesen wurde. Dieser außerordentliche Vorgang findet sein Seitenstück nur in dem, was einst der Kaiserin Judith geschehen war.[1]) Vermuthlich lagen auch in diesem Falle bestimmte politische Absichten zu Grunde. Solche aber können nur den Erblichkeitsplänen Arnulfs gegolten haben. Nachdem nämlich durch die Geburt des jungen Ludwig das drohende Bastardkönigthum glücklich abgewandt war, hatte der Kaiser namentlich mit Beihülfe der Bischöfe es durchgesetzt, daß im Sommer 894 der vierjährige Knabe zum König gewählt und demselben die Huldigung geleistet wurde. Es sei dies geschehen, fügt der Berichterstatter[2]) hinzu, weil Arnulf niemandem getraut habe. Demnach dauerte also die Adelsopposition gegen des Kaisers Erblichkeitsstreben fort. Arnulf stand vereinsamt. Jener Zeit aber würde es wol entsprechen, durch die Ehebruchsklage ein anderweitig nicht mehr erreichbares Ziel doch noch zu erstreben: der Erfolg derselben hätte die rechtmäßige Geburt Ludwigs in Zweifel gezogen und denselben von der Nachfolge ausgeschlossen.



Siegel von Karl dem Einfältigen.

Nur mit Sorge hatte Arnulf der Zukunft seines Hauses und Reiches entgegensehen können. Aber viel schlimmer, als er erwartet haben mochte, waren die Heimsuchungen, die beide trafen, als er, längst ein gebrochener Mann, Anfang December 899 zu Regensburg aus dem Leben schied. Doch mindert der trübe Ausgang nicht den epochemachenden Werth dieser Regierung für die Entwickelung des deutschen Reiches und Volkes. Während Westfranken seit 887 zunächst in eine Anzahl nur locker verbundener Sonderreiche zerfiel, war die gleiche Wendung für Ostfranken durch Arnulfs kraftvolle, militärisch-tüchtige

1) S. 34. 38. 2) Hermanni Augiensis Chron. a. 897, Mon. Germ. hist. Script. V. Vgl. Dümmler a. a. O. II, 456.

Persönlichkeit gehindert. Weiterhin aber hatte Arnulf dem deutschen Königthum durch die Gewinnung der Kaiserkrone den Weg für die Zukunft gewiesen und den deutschen Staat, der erst durch seine Erfolge ermöglicht war, mit den universalen Tendenzen in Verbindung gebracht, welche die Keime einer höheren Kultur für die Zukunft enthielten. Arnulfs Tod erfolgte in einem kritischen Moment: noch war das Reich durch das Aufstreben der Bischöfe zu politischer Macht in unruhiger Gährung; von außen drohten ihm schwere Gefahren. Arnulf wäre der Mann gewesen, erstere zu einem befriedigenden Ende zu leiten, letztere in kühnem Kampfe zu bestehen. Sein Siechthum, sein Tod in der Blüte der Jahre war ein schweres Verhängnis für Volk und Reich.

Der Erbe der Krone war ein sechsjähriger Knabe, zur Nachfolge berufen gegen den Willen der weltlichen Großen, die einst Arnulfs Königthum getragen, im Gegensatz zu diesen gestützt allein von der Kirche und den Bischöfen. Die Regierung des Reiches kam damit an die Geistlichkeit. Während man bei der Erhebung Arnulfs in fast demonstrativer Weise von Salbung und Weihe abgesehen hatte, wurde das Königthum des Knaben im Januar 900 feierlich durch die Kirche inaugurirt: als der erste gekrönte deutsche König bestieg Ludwig das Kind den Thron. In dem bischöflichen Regentschaftsrathe, der die Regierung thatsächlich führte, spielte die bedeutendste Rolle Hatto, der Erzbischof von Mainz, ein gelehrter Mann und voll kirchlichen Eifers, doch unter dem Druck der Zeitverhältnisse vorzugsweise den weltlichen Angelegenheiten zugewandt, eine kräftige, zum Herrschen berufene Natur, nicht eben selbstlos, sondern auf seinen und der Mainzer Kirche Vortheil bedacht, aber auch voll Verständnis und Achtung für die Rechte anderer und namentlich viel zu klug, um durch übertriebene Ausbeutung der Zeitlage zum Vortheil der Kirche die Stellung der Regentschaft zu gefährden. Ihm zur Seite stand Adalbero von Augsburg, eine edle, selbstlose Natur, fromm und gebildet und in allen Stücken nur auf die Förderung des öffentlichen Woles bedacht: zum Erzieher des jungen Königs bestellt übte er einen weitreichenden Einfluß. Besonderen Antheil hatten an der Regierung die Bischöfe Baierns, besonders das stattliche, staatskluge und vornehme Brüderpaar, Walter von Freising und Salomon von Konstanz, in St. Gallen, der alten Pflegestätte der Wissenschaft, durch den seiner Gelehrsamkeit wegen gefeierten Notker gebildet, reich begabt, aber auch voll weltlicher Neigungen und begierig nach Macht und Glanz, durch den Dienst in der Kanzlei Karls des Dicken frühzeitig in die Politik eingeführt und zu Staatsmännern gebildet. Namentlich Salomon strebte eifrig und nicht immer mit den besten Mitteln nach Mehrung seines weltlichen Besitzes und wollte als Bischof einer der reichsten deutschen



Siegel von König Ludwig d. Kind.

Kirchen und Abt des fürstlich begüterten St. Gallen auch fürstliche Macht üben, gerieth dadurch freilich mit dem Adel Schwabens in langwierige und erbitterte Streitigkeiten. Im Allgemeinen knüpfte die Regentschaft an die Traditionen der karolingischen Zeit an und suchte, deren Institutionen aufnehmend und neubelebend, das Ansehen von Kirche und Königthum zu heben und zu befestigen. Nun war ja aber die karolingische Verfassung bereits aufgelöst; durch die Entwickelung des Beneficialwesens und die Erweiterung der kirchlichen Immunitäten waren neue Verhältnisse geschaffen, auf welche die Formen der karolingischen Administration, auch wo sie noch erhalten waren, nicht mehr paßten. Obenein aber legte die Hülflosigkeit des Reichs den auswärtigen Feinden gegenüber den einzelnen Landschaften und Stämmen die Pflicht der Selbsthülfe auf, verlieh ihnen damit aber zugleich das Recht auf größere Selbständigkeit.

Während im Norden die Dänen, an der thüringischen Grenze die Sorben und im Südosten die Mähren unter Suatopluks Söhnen die Feindseligkeiten erneuten, erschien in den flüchtigen Reitergeschwadern der Ungarn der furchtbarste Feind, der seit den Zeiten Attilas und seiner hunnischen Horden den Boden Deutschlands betreten hatte. Aus den Steppen Asiens in das osteuropäische Tiefland einbrechend waren die Magyaren, wie sie sich selbst nannten, oder Ungarn, wie die von ihnen zunächst getroffenen slavischen Stämme sie bezeichneten, mit Raub und Mord im Gebiete der Bulgaren und Griechen erschienen und hatten schon einmal 892 die ostfränkische Grenze berührt. Aus ihren Sitzen am nordwestlichen Rande des Schwarzen Meeres durch die sich hinter ihnen erhebenden Petschenegen westwärts gedrängt suchten sie mit ihren Streifzügen Russen, Bulgaren, Mähren und Griechen heim. Schon während des Krieges mit Arnulf wurde 892 Mähren arg verwüstet, ohne daß ein Zusammenhang dieser Unternehmung mit der Arnulfs und ein Bündnis der Ungarn mit dem ostfränkischen König nachzuweisen wäre. Im Jahre 894 wurden die deutschen Donaulandschaften von einem Angriff des den Deutschen bisher unbekannten Volkes heimgesucht. Denn als die Ungarn als Bundesgenossen des griechischen Kaisers Leo den Bulgarenkönig Simeon angriffen, erweckte ihnen dieser in den wilden Petschenegen einen furchtbaren Feind. Während die Ungarn selbst unglücklich gegen die Bulgaren fochten, wurde ihr Land von den Petschenegen in Besitz genommen und ihnen damit auch der Rückweg nach Asien verlegt. So mußten die Ungarn suchen weiter westwärts neue Wohnsitze zu gewinnen. Ueber die Karpathen steigend bemächtigten sie sich des für ein Reitervolk so lockenden Weidelandes an Donau und Theiß und gewannen dann allmählich von dort aus die Herrschaft über das ganze nach ihnen genannte Land. Seitdem waren sie der Schrecken ihrer Nachbarn: 899 zogen sie sengend und brennend bis Oberitalien, als die Kunde vom Tode Kaiser Arnulfs sie veranlaßte ihre Raubfahrten gegen das von einem Kinde regierte ostfränkische Reich zu wenden. Alljährlich wurden nun die deutschen Landschaften der Schauplatz der ungarischen Greuelthaten. Zu



Elfenbeinschnitzerei eines karolingischen Bucheinbandes aus dem 9. Jahrhundert.

15 Zoll hoch. 10½ Zoll breit. Im Mittelfelde die Jungfrau mit dem Kinde auf einem Thron. Im linken Felde ein Prophet, vielleicht Jesaias. Die Figur im rechten Felde ist vielleicht als Melchisedek zu deuten. Im oberen Felde zwei Engel mit dem Bilde des Heilands. Im unteren Felde die Geburt Christi und rechts davon der Engel den Hirten erscheinend. (London, South Kensington Mus.)

gemeinsamer Abwehr verbanden sich 901 Baiern und Mähren; dennoch wurde letzteres erobert. Tiefer drangen die entsetzlichen Feinde bei jedem neuen Einfall in das hülflose Reich; auch die slavischen Nachbarn desselben wurden von ihnen heimgesucht: 906 brachen dieselben durch das Land der Daleminzier in das bisher verschonte Sachsen ein; 907 verwüsten sie Baiern und Herzog Liutpold findet in unglücklichem Kampfe gegen sie den Tod; nur durch Tributzahlung rettet sein Sohn Arnulf das Land vor völliger Verwüstung. 918 war Franken der Schauplatz ähnlicher Ereignisse, und als auch ein Reichsheer am Lech geschlagen war, meinte man geradezu an der Rettung verzagen zu müssen. Ein unbeschreiblicher Schrecken ging vor den Ungarn einher. Von abstoßender Häßlichkeit, bestialischer Wildheit, tollkühner Tapferkeit, erfindungsreicher Hinterlist, so brachen die Ungarn auf ihren flüchtigen Rossen mit Blitzesschnelle über die eben noch friedlich liegenden Landschaften herein, um sie nach einiger Zeit als eine traurige Einöde zurückzulassen, voll rauchender Trümmer und verstümmelter Leichen, während die Viehheerden weggetrieben und Frauen und Mädchen zu namenloser Schande mitfortgeschleppt wurden. Wo man ihnen aber in der Feldschlacht zu begegnen wagte, war man sicher durch irgend eine unerwartete Tücke den schon für sicher gehaltenen Sieg wieder entschwinden und in eine blutige Niederlage verwandelt zu sehen. Indem sie mit ihren Pfeilen, die, auch von dem wild dahinjagenden Rosse abgeschossen, ihres Ziels fast niemals verfehlten, in die Reihen der nur zum Nahkampfe gerüsteten Gegner auf weite Entfernung Tod und Verderben sandten, entzogen sie sich bald durch scheinbare Flucht dem Angriff derselben, um ihnen dann von einem Hinterhalt aus oder durch einen unerwarteten Anfall vom Rücken her plötzliches Verderben zu bereiten, oder aber sie benutzten den ersten Moment der Ueberraschung, um durch einen mächtigen Ansturm in geschlossenen Reihen den Gegner über den Haufen zu rennen.

Während nun einem solchen Feinde gegenüber straffe militärische Organisation noththat, schwand mit der bischöflichen Regentschaft die militärische und die politische Einheit mehr und mehr. Indem im Gegensatze zu der Schwäche der in unkriegerischen Händen liegenden Regentschaft die einzelnen Stämme für sich selbst sorgen mußten, entwickelten sie zugleich eine eigene politische Organisation, welche die lebendige Gemeinschaft zwischen den Reichstheilen leicht in Frage stellen konnte und für die ganze fernere staatliche Entwickelung des Reiches entscheidend wurde.[1])

Seitdem während der Kämpfe im karolingischen Hause sich größere nationale Scheidungen vollzogen hatten, traten innerhalb dieser werdenden Nationen die immer erhaltenen Verschiedenheiten der einzelnen Stämme für ihre Träger selbst deutlicher erkennbar zu Tage: sie wurden stärker betont, als bisher bei dem gemeinsamen Gegensatze aller Deutschen zu den Romanen geschehen war. Das wachsende Stammesgefühl verband sich nun mit dem stets

1) Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte V, 33 ff.

vorhandenen Streben nach Bildung größerer Territorialgewalten. Solche hatte selbst Karl der Große dulden müssen, wo es die Sicherung der Grenzen galt. Die wachsende Geltung des Lehnswesens hatte diese Entwickelung noch befördert. Die Träger dieser neuen Territorialgewalten aber, die sich auf das Gebiet eines Stammes stützten, nahmen den alten Namen der Herzöge wieder auf, da auch ihnen die Leitung der waffenfähigen Mannschaft ihres Stammes zufiel. Ging diese Entwickelung bis zu den letzten Consequenzen fort, so hätte sie zu einem ähnlichen Zerfall wie dem Westfrankens nach dem Sturz Karls des Dicken führen müssen. Dann aber hätte auch hier am schwersten die Kirche zu leiden gehabt, die einem Stammesherzog gegenüber ihre bequeme Immunität nicht hätte behaupten können. War die Kirche alle Zeit eine Hüterin der Reichseinheit gewesen, so war sie es erst recht hier, wo ihre



Münzen von Ludwig dem Kinde.

1. Vs. Umschrift: † HIIIDOIVVICV RE †, im Felde ein Kreuz, eine Kugel in jedem Winkel desselben. Rs. Umschrift: MOGONCIAE CIVIT †, im Felde ein Kirchengebäude. 2. Vs. † NHLVIIOVVIC PIVS, im Felde ein Kreuz. Rs. SA.LO MON, wahrscheinlich der Name derjenigen geistlichen Person, welche in des Königs Namen diese Münze prägen ließ. 3. † HLVDOVVICVS IMP, im Felde ein Kreuz, im oberen rechten Winkel desselben ein S, im gegenüberliegenden ein gordischer Knoten. Rs. PISTIANA RELIGIO ††, im Felde ein gordischer Knoten. 4. Vs. Umschrift: † HLVDOVICVS, im Felde ein Kreuz; Rs. † SCATA CO (lonia); im Felde ein Kirchengebäude.

eigenen Interessen auf dem Spiele standen. Ueberall finden wir daher die Bischöfe als die Hauptgegner des werdenden Stammesherzogthums. Andererseits wurde dieses nicht selten der Gegenstand des Kampfes zwischen verschiedenen aufstrebenden Adelsgeschlechtern. Zu den äußeren Gefahren kamen so mit Ludwig dem Kinde schwere bürgerliche Kämpfe im Innern des Reiches.

Im Einzelnen gestaltete sich diese Entwickelung verschieden je nach den besonderen Verhältnissen des einzelnen Stammes. Während in dem alten Alemannien, das schon gegen Arnulf in Opposition gestanden, zu Beginn des zehnten Jahrhunderts Burkhard vom Markgrafen und Fürsten der Alemannen zum Herzog aufstieg, in heftigem Kampfe mit Salomon von Konstanz, bis er 911 ein gewaltsames Ende fand, worauf die gräflichen Brüder Erchanger und Berthold ihre anfängliche Stellung als königliche Pfalzgrafen und Kammer=

boten trotz der Feindschaft des Konstanzer Bischofs allmählich ebenfalls zu einer herzoglichen erweiterten, gewann in Lothringen, nachdem König Zwentibold im Sommer 900 gegen seine aufrührerischen Vasallen gefallen war, der schlaue Reginar im Kampfe mit dem fränkischen Adelshause der Konradiner das Herzogthum und sicherte sich im Besitz desselben durch den Anschluß an das ohnmächtige westfränkische Reich. Während in Baiern unter dem Einfluß fortwährender Grenzkriege deren Leiter, die Markgrafen, im Bunde mit dem Königthum allmählich herzogliche Rechte erlangten, vollzog sich die gleiche Entwickelung in Sachsen ohne jede Einwirkung des Königthums, indem die reichbegüterten Ludolfinger als Führer der Sachsen in den Kriegen gegen Slaven und Dänen mit dem dauernden Heerbefehl die herzogliche Würde erlangten. In Franken dagegen, dessen Mischbevölkerung die ausgeprägte Stammesart fehlte, wurde das Herzogthum der Gegenstand eines wechselvollen blutigen Kampfes zwischen den ehrgeizigen Häusern der Babenberger und der Konradiner, bis endlich 908 die entschiedene Parteinahme des jungen Königs und der bischöflichen Regentschaft den Konradinern zum Siege verhalf und ihre Gegner auf das Schaffot lieferte. Besonders kräftig gedieh das Herzogthum in der Zeit Ludwigs des Kindes natürlich in den Grenzlandschaften, wo es die Abwehr der Feinde leitete. Dort stellte sich auch die Geistlichkeit nothgedrungen unter seinen Schutz, und in Baiern, Schwaben und vielleicht auch in Sachsen erlangten die Herzöge so thatsächlich das Recht der Bischofsernennung. Dennoch läßt sich nicht behaupten, daß einer von ihnen direkt die Trennung vom Reiche erstrebt hätte; nur Lothringen nimmt, zwischen Ost- und Westfranken schwankend, eine unsichere Stellung ein. Wenn dennoch einen Moment die Gefahr des Zerfalls für das Reich eintrat und die Stammesherzogthümer der Reichseinheit, ihre Häupter dem Königthum in ausgesprochener Feindschaft entgegentraten, so lag die Schuld daran nicht bei jenen, sondern bei diesen. Die Krisis, welche die Verbindung der im ostfränkischen Reiche vereinigten Stämme in Frage stellte, wurde vielmehr durch die verkehrte Politik des Königthums und seiner bischöflichen Vertretung heraufbeschworen. Sie entsprang daraus, daß das ostfränkische Königthum, vom Laienadel geschaffen, seine Hauptstütze in dem Klerus gesucht hatte. Die Unmündigkeit Ludwigs legte dann gar das Reichsregiment in die Hände der Bischöfe, die sich nun mit der von ihnen vertretenen Autorität des Königthums dem von den Herzögen geführten Laienadel feindlich entgegenstemmten. Die erbitterten Streitigkeiten zwischen Hatto von Mainz und Heinrich von Sachsen, zwischen Salomon von Konstanz und Erchanger von Schwaben offenbarten den tiefen Zwiespalt, der das Reich zerriß. Die Frage war, welche von den miteinander ringenden Parteien obsiegen, ob es möglich sein würde beide zu versöhnen und zu gemeinsamem Wirken zu verbinden. Sie stand zur Entscheidung, als Ludwig im Hochsommer 911 starb: noch nicht achtzehn Jahre alt und unvermählt ging der letzte Karolinger zu Grabe.

Aber solche Fortschritte hatte das nationale Bewußtsein bereits gemacht, daß nur das halbfranzösische Lothringen sich dem lockeren Reichsverbande

entzog und zu Westfranken abfiel. Die übrigen Stämme fühlten sich und handelten als Einheit, und selbst der Gegensatz zwischen Episkopat und Laienadel wurde für den Augenblick vergessen. Es ist bezeichnend, daß man damals daran dachte, Otto den Erlauchten, den vielbewährten Sachsenherzog, auf den Thron zu erheben. Derselbe lehnte ab, angeblich wegen seines Alters, befürwortete aber auch seinerseits die Wahl des von Hatto von Mainz begünstigten Herzogs Konrad von Franken.[1]) Anfang November 911 fand dieselbe in Forchheim statt, das Ergebnis eines Compromisses zwischen den bisher streitenden Theilen des Reiches. Auch Konrad nämlich verdankte die Krone nur der Wahl der Großen, die sich auf ihn lenkte, nicht weil er mütterlicherseits ein Karolinger war, sondern weil man den fränkischen Stamm noch immer als den zur Herrschaft berufenen ansah und seine persönlichen Eigenschaften ihn empfahlen. Aber während bei Arnulfs Erhebung der Episkopat grollend beiseite gestanden, gab er der vom Laienadel vollzogenen Wahl jetzt durch einen feierlichen kirchlichen Akt seine weihende Zustimmung: am 10. November empfing Konrad Salbung und Krönung. Aber auf die Dauer vermochte derselbe den bei seiner Wahl zum Schweigen gebrachten Gegensatz zwischen Laienadel und Kirche, Herzogthum und Episkopat nicht auszugleichen: das wurde sein und des Reiches Verhängnis.



Königssiegel von Konrad I.


Münzen von Konrad I.

1. Vs. Umschrift: CHVON . .; im Felde REX rückwärts gestellt. Rs. mit unlesbarer Umschrift; im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel. 2. Vs. Umschrift: VNRADVS RE†; im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel. Rs. MOGVNTIA CIVIT †; im Felde ein Kirchengebäude. 3. Vs. Umschrift: CVNCADV; im Felde REX. Rs. Vir Dun I . .; im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel.

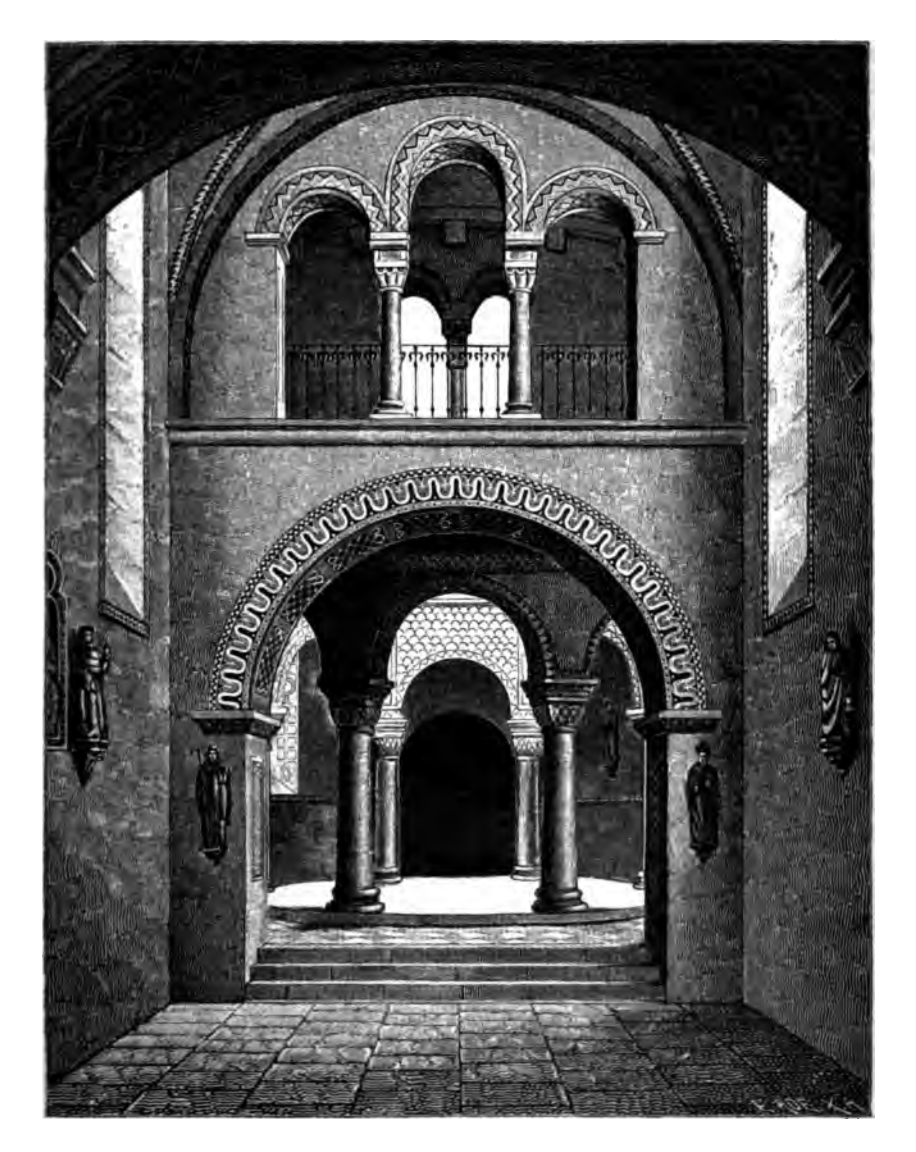
Denn obgleich König Konrad im Anfang mit den Herzögen in gutem Einvernehmen gestanden — seine Ehe mit der Wittwe Liutpolds von Baiern, der Mutter des jungen Baiernherzogs Arnulf, zugleich der Schwester der schwäbischen Grafen Erchanger und Berthold, hatte ihm im Süden

---

1) Vgl. Dümmler a. a. O. II, 570 ff. Fr. Stein, Geschichte König Konrads I. von Franken und seines Hauses. Nördlingen 1872.

des Reiches eine starke Position geschaffen —, trat er doch bald auf die entgegengesetzte Seite, namentlich in dem Streite, der über die Ansprüche der Mainzer Kirche auf gewisse Einkünfte und Güter in Thüringen zwischen dem Erzbischof Hatto und den Sachsenherzögen entbrannte. Als 912 Otto der Erlauchte starb und ihm sein Sohn Heinrich folgte, versuchte der König den Besitz und die Gewalt des sächsischen Herzogthums zu kürzen, wurde aber von Heinrich mit Waffengewalt zurückgewiesen. Als es in Schwaben zwischen seinen Schwägern und Salomon von Konstanz zum Streit kam, ergriff Konrad auch dort offen die Partei der Kirche. Selbst seinem Stiefsohne Arnulf von Baiern stand er aus gleichem Grunde bald feindlich gegenüber. So entbrannte ein allgemeiner innerer Kampf, der das Ansehen des in kirchliche Dienstbarkeit gerathenen Königthums schwer schädigte, zumal dasselbe auch sonst seinen Aufgaben sich nicht gewachsen zeigte. Denn von Lothringen hatte Konrad nur den Elsaß bei dem Reiche erhalten können; aus den Feldzügen gegen die Ungarn kehrte er ruhm- und erfolglos heim, während sein Stiefsohn Arnulf von Baiern dort Lorbern gewann. Je mehr aber so seine Stellung an Halt verlor, um so enger mußte Konrad sich an die Kirche anschließen: aus dem Erwählten der deutschen Herzöge und ihres Adels wurde so ein Pfaffenkönig, der die Hülfe der Kirche durch immer neue Zugeständnisse an die Ansprüche des Episkopats erkaufte. Ja, auf einer Synode, die im September 916 zu Hohenaltheim im Ries stattfand, der aber die sächsischen Bischöfe fern blieben, wurde das Schutz- und Trutzbündnis zwischen Königthum und Kirche durch eine Reihe von Beschlüssen besiegelt, welche ganz außerordentliche Maßregeln, feierliche Eidesleistungen und kirchliche Strafandrohungen gegen diejenigen in Wirksamkeit setzten, welche der Kirche und ihren Gütern oder dem König zu nahe treten würden, Beschlüsse, die zum Theil wörtlich aus den pseudoisidorischen Dekretalen entlehnt sind. Darauf hin erging dann gegen Erchanger und Berthold, die Gegner des Konstanzer Bischofs, und gegen die sächsischen Bischöfe, die in dem Streite Heinrichs von Sachsen mit Heriger von Mainz zu dem Herzog hielten, die Drohung des Kirchenbannes. Mit gesteigerter Heftigkeit entbrannte der Kampf, der durch die blutige Rachgier der Sieger noch abschreckender wurde. In Schwaben endeten Erchanger und Berthold trotz ihrer Verschwägerung mit dem Könige unter dem Beil des Henkers; dennoch behauptete sich Burkhard, der Sohn des früher gegen jene beiden gefallenen gleichnamigen Herzogs von Schwaben, in der väterlichen Würde gegen den König und seine geistlichen Verbündeten. So trat das Herzogthum damals zu dem Königthum wirklich in einen Gegensatz, der ihm ursprünglich fremd war, aber durch die eigensinnige und gewaltthätige Politik Konrads aufgenöthigt wurde. Diese Politik gefährdete die Einheit des Reiches, indem sie die Stämme und ihre Häupter förmlich zwang um ihrer Selbsterhaltung willen den lockeren Reichsverband vollends zu lösen.

König Konrad selbst hat das schließlich erkannt, und in männlicher Selbstüberwindung, die ihm zur Ehre gereicht, hat er sein Unrecht eingestanden und, was mehr ist, selbst den richtig erkannten Weg zur Rettung gewiesen.



Inneres der St. Michaeliskirche zu Fulda.

Denn als er, nach einem unglücklichen Zuge gegen die Ungarn erkrankt, sein Ende nahe fühlte, berief er im December 918 die Großen des fränkischen Stammes unter Eberhard, seinem Bruder und Nachfolger im Herzogthum, und empfahl ihnen die Erhebung seines glücklichen Gegners, Heinrichs von Sachsen, dem Eberhard die Reichsinsignien überbringen sollte. Am 23. December starb Konrad und wurde im Münster zu Fulda zur letzten Ruhe bestattet, ein wackerer und ritterlicher Mann, aber befangen in den Anschauungen einer entschwundenen Zeit, die er den widerstrebenden Verhältnissen der Gegenwart aufnöthigen wollte, und deshalb, wie er selbst geklagt, vom Unglück verfolgt und unheilvoll für die Entwickelung des Reiches. Die vernichtendste Kritik seines politischen Systems enthält der Umschlag, der nach seinem Tode eintrat.

Die wachsende Verfeindung zwischen Sachsen und Franken hatte das Reich vornehmlich geschädigt; nur die offene und ehrliche Versöhnung beider Stämme konnte die wankenden Grundlagen desselben befestigen. Dann mußte der Laienadel die Stellung wieder einnehmen, auf welcher die Reichsordnung von 887 beruht hatte. Diese beiden Gesichtspunkte wurden nun entscheidend, als im April 919 Sachsen und Franken unter Heinrich und Eberhard an der Grenze ihrer Gebiete bei Fritzlar zusammentrafen. Auch Heriger von Mainz war dort erschienen, klug den gewandelten Zeiten Rechnung tragend. Auf Grund der Empfehlung König Konrads, für welche die Lage des Reiches und die Würdigkeit des Empfohlenen gleich nachdrücklich sprachen, schlug Eberhard von Franken den Sachsenherzog zum König vor: einstimmiger Beifall antwortete ihm. Der freien Wahl der Sachsen und Franken verdankte demnach König Heinrich die Krone.[1]) Dadurch wurde der ganze Charakter seines Königthums bestimmt. Als daher Heriger von Mainz ihm die kirchliche Weihe seiner Herrschaft anbot, wie sie Konrad und Ludwig empfangen hatten, lehnte Heinrich dieselbe dankend ab: es sei ihm, so läßt der Geschichtschreiber der ersten sächsischen Könige, Widukind von Corvei, ihn antworten, genug, daß er König heiße durch Gottes Gnade und ihre Liebe; Salbung und Krönung möchten Besseren vorbehalten bleiben, er halte sich solcher Ehren nicht für würdig — eine fein diplomatische Wendung, welche die Autorität der Kirche nicht herabsetzte und doch zu erkennen gab, daß Heinrich ihr gegenüber seine Freiheit wahren, d. h. nur nach weltlich-politischen Gesichtspunkten regieren wollte. Der Beifallsruf auf diese Erklärung, die in jenem Momente ein ganzes Regierungsprogramm enthielt, bewies, wie freudig man die Entwickelung des Reiches wieder in gesunde Bahnen einlenken sah. Die beste Gewähr dafür gab die Vergangenheit Heinrichs.



Königssiegel Heinrichs I.

1) G. Waitz, Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich I. 2. Aufl. Berlin 1863.

Der neue König stand etwa im Anfang der vierziger Jahre. Körperlich und geistig reich ausgestattet und im Kampfe gegen die räuberischen Daleminzier bewährt, verleugnete er, wie uns sein Bild in der dürftigen Ueberlieferung entgegentritt, doch nicht jene derbe Ursprünglichkeit, welche dem noch ganz in den alten Zuständen wurzelnden Sachsen im Gegensatz zu dem schon vielfach gewandelten Franken eigen war. Die von ihm ererbte herzogliche Stellung beruhte auf dem reichen Besitz der Ludolfinger. Ursprünglich an der oberen Lippe begütert hatten diese, in den Grenzkriegen gegen die Slaven aufsteigend, ihre Güter allmählich bis nach der slavischen Grenze hin ausgedehnt; die Hauptmasse lag um die Abhänge des Harzes und wurde nach dem guten alten Brauche des karolingischen Haushaltes bewirthschaftet, unter Antheilnahme tüchtiger Frauen, an denen dieses Geschlecht besonders reich gewesen ist und die auf seine Entwickelung vielfach segensreich eingewirkt haben. Heinrich hatte diesen Besitz noch vermehrt: durch die Ehe mit Hatheburg, der Tochter des Grafen Erwin von Merseburg, erwarb er dessen reiches Gebiet, obgleich die Ehe, weil Hatheburg nach dem Tode ihres ersten Gemahls bereits den Schleier genommen, von der Kirche für ungültig erklärt und schließlich auch gelöst wurde, so daß der aus ihr entsprossene Sohn Thankmar für illegitim galt. Seit 909 war Heinrich vermählt mit Mathilde, der klugen Tochter des Grafen Dietrich, der Wittekind unter seinen Ahnen zählte, einer bedeutenden, einsichtigen und thatkräftigen Frau, von frommer kirchlicher Werkthätigkeit, die das Ansehen des königlichen Hofes durch ihre Würde hob und auf den Gemahl und den Staat unmerklich wol, aber segensreich einwirkte.

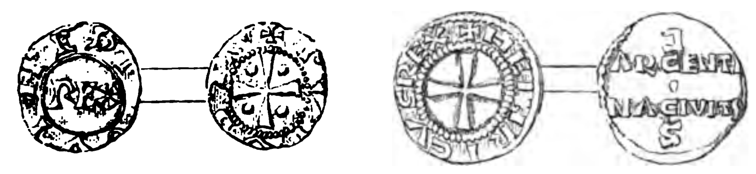
Das Wichtigste aber war, daß die Leitung des Reiches von den Franken auf die Sachsen überging; denn damit kamen wesentlich neue politische Gesichtspunkte zur Herrschaft. Sachsen wurzelte noch ganz in dem alten Germanenthum: niemals hatte es Könige über sich gehabt, das Feudalwesen war ihm fremd, und daher hatte sich der echt germanische Geburtsadel ungemindert erhalten und nahm auch der Bauernstand noch seine alte Stellung ein. Die durch diese Verhältnisse bedingten politischen Anschauungen wurden nun von dem sächsischen König auf das Reich übertragen. Daher wiederholte sich in der Stellung der Herzöge zu einander und zum Könige nur die Stellung der sächsischen Ethelinge zu einander und zu ihrem Herzog. Dem entsprach Heinrichs innere Politik. Das Stammesherzogthum, gegen das Konrad I. im Bund mit der Kirche einen Vernichtungskampf unternommen hatte, erkannte der neue König einfach an; nur einzelnen Ausschreitungen desselben trat er entgegen. In der Stellung Eberhards von Franken wurde nichts geändert. Burkhard von Schwaben, der sich erst dem gewaffneten Vorgehen Heinrichs beugte, verlor das der Kirche besonders anstößige Recht der Bischofsernennung. Arnulf von Baiern aber, der erst 921 zu Regensburg dem mit Heeresmacht erschienenen Könige huldigte, wurde selbst in seiner Stellung der Kirche gegenüber nicht verkürzt und ernannte auch ferner die Bischöfe Baierns. Nur Lothringen blieb fürs Erste dem Reiche entfremdet: denn

Reginars Sohn Giselbert zog die scheinbare Unterordnung unter den ohnmächtigen Westfrankenkönig der Verbindung mit dem erstarkenden Ostreiche vor. Doch erlangte Heinrich 921 auf einer Zusammenkunft mit Karl dem Einfältigen seine feierliche Anerkennung durch diesen und die Aufgabe jedes vermeintlichen Rechtes auf den ostfränkischen Thron durch die Karolinger.

Indem König Heinrich so die territoriale Gewalt der Herzöge anerkannte und denselben die Angelegenheiten ihrer Stämme zu selbständiger Leitung überließ, so sehr, daß er Baiern und Schwaben nach seiner Anerkennung gar nicht wieder betreten hat, bewährte er jenen nüchternen, maßvollen, sich mit dem sicher Erreichbaren begnügenden praktischen Sinn, dem in so schwierigen Zeiten allein größere Erfolge beschieden zu sein pflegen. Denn sicherlich war es besser, das Reich bestand nur als Föderation der Herzogthümer, als daß es durch ein gewaltsames Centralisiren in neue Bürgerkriege gestürzt wurde. Nur so konnten die bisher wider einander gerichteten Kräfte des Reichs von Neuem zu gemeinsamer Thätigkeit vereinigt werden. Jeder Erfolg nach dieser Seite hin kam dem Königthum zu gute und erhob dasselbe zu größerer staatlicher Autorität. Zunächst auf Sachsen beschränkt gewinnt dieselbe allmählich Einfluß auf die andern Theile des Reiches: nicht eine allgemeine Anordnung, sondern der Erfolg bewirkte die Annahme der in Sachsen bewährten Einrichtungen auch in den andern Landschaften. Dieses Verhältnis zusammen mit der specifisch sächsischen Beleuchtung, in der Widukind von Corvei seinen Helden sieht, läßt Heinrichs Königthum zuweilen überhaupt als auf Sachsen beschränkt erscheinen, und manche haben ihn deshalb mehr als sächsischen denn als deutschen König betrachtet. Mit Unrecht: denn trotz der Schranken, welche die Verhältnisse ihm setzten und die er respektirte, ist Heinrichs Walten ein wahrhaft königliches gewesen. Hatte die Thronrevolution von 887 die deutschen Stämme selbständig gemacht, hatten die trüben Zeiten Ludwigs des Kindes und Konrads ihren nationalen Sinn mächtig gestärkt, so ist Heinrich I., indem er die noch unsicheren Grundlagen festigte und ergänzte und vorsichtig darauf weiterbaute, der eigentliche Begründer des deutschen Reiches geworden. Uebten dabei die sächsischen Verhältnisse einen besonderen Einfluß, so war das nicht nur natürlich, sondern ein Glück, denn diese waren rein deutsch, und das Unheil der letzten Jahre war doch eben daraus entsprungen, daß das römische Kirchenthum seine Gesichtspunkte und Tendenzen dem werdenden deutschen Staate hatte aufnöthigen wollen. Das sächsische Königthum war die deutsche Antwort auf die römischen Forderungen von Hohenaltheim.

Sächsische und zugleich deutsche Gesichtspunkte beherrschten auch die auswärtige Politik Heinrichs. So groß die Ungarnnoth war, die Hauptgefahr lag damals doch im Norden und Nordosten. Hier war das slavische Heidenthum in unruhiger Gährung: nach Zertrümmerung der Mission strebte es danach die alten Grenzen wiederzugewinnen. Dort erwarb das nordische, auch noch heidnische Germanenthum eine weithin gebietende Stellung, welche das ostfränkische Reich vom Meere abzuschneiden drohte. Und dabei war das zunächst

bedrohte Sachsen selbst doch noch nicht durchweg wirklich christianisirt: weite Kreise desselben steckten in Leben und Sitte noch tief in heidnischen Reminiscenzen.[1]) In der Abwehr nach außen galt es zugleich für das Innere zu sorgen und da die festen Grundlagen einer höheren Kultur zu schaffen, die, ihrer selbst gewiß, nicht mehr fortwährend von außen gefährdet werden konnte. So erhielt der altsächsische Kampf gegen Dänen und Slaven eine allgemeine und höhere Bedeutung: er kam hinfort der Zukunft der ganzen Nation zu gute. Aber wie konnte man sich ihm zuwenden, solange man im Rücken nicht sicher war, sondern fürchten mußte, daß, während der sächsische Heerbann an Elbe und Eider focht, die Ungarn über das ungeschützte Land hereinbrächen und es mit barbarischer Verwüstung erfüllten? Seit die Ungarn in Baiern an Herzog Arnulf einen streitbaren Gegner gefunden, wandten sie sich lieber gegen die weniger gut vertheidigten Landschaften und suchten namentlich Sachsen heim. Hier galt es Abhülfe zu schaffen. Als nun 924 die Ungarn wieder über das wehrlose Land einherstürmten, gelang es Heinrich, der sich



Münzen Heinrichs I.

1. Vs. Umschrift: HENRICVS, im Felde REX. Rs. im Felde ein Kreuz, Umschrift: † ... DVNV.
2. Vs. Umschrift: † HEINRICVS REX, im Felde ein Kreuz; Rs. im Felde ARGENTINA CIVITS in zwei Zeilen; darüber ein verkehrt stehendes eckiges C, dazwischen eine kleine Kugel, darunter ein S.

in seiner Pfalz Werla hatte bergen müssen, von ihnen gegen Freigebung eines ihrer Führer, der in Gefangenschaft gerathen war, die Bewilligung eines neunjährigen Stillstands für Sachsen zu erwirken, während dessen freilich ein jährlicher Tribut entrichtet werden mußte. Während die Ungarn in dieser Zeit Baiern, Schwaben und 926 namentlich Lothringen heimsuchten, entwickelte Heinrich eine merkwürdige organisatorische Thätigkeit, durch die er zunächst die Wehrkraft seines Stammes erneute, weiterhin aber auch für das Kriegswesen der ganzen Nation eine neue Epoche einleitete. Freilich hat die Ueberlieferung, die erst Jahrzehnte hinterher fixirt und bei Darstellung der Anfänge des sächsischen Königthums wesentlich beeinflußt wurde durch dessen spätere großartige Erfolge, wol manches unzutreffend verallgemeinert und hat erst später eingetretene Weiterbildungen mit Unrecht als von Heinrich geschaffen dargestellt.

Die meisten größeren Ansiedlungen im Nordwesten und Südosten des Reiches wurden gegen die regelmäßig wiederkehrenden Raubfahrten der Normannen und Ungarn schon seit Ende des neunten Jahrhunderts mit Mauer und

1) Nitzsch, Deutsche Geschichte I, 29.

Graben versehen; Sachsen hatte auch damals nur vereinzelte feste Plätze. Jetzt war man, sagt Widukind,[1]) Tag und Nacht mit dem Bau von solchen beschäftigt. Natürlich kann es sich dabei nur um die Ummauerung schon vorhandener Orte gehandelt haben. Was uns von dem Kloster Hersfeld im Besonderen berichtet wird, darf wol auf eine allgemeine Verfügung zurückgeführt werden, durch die Heinrich in Gemeinschaft mit den Großen die Ummauerung von Klöstern, Bischofssitzen, Marktorten und ähnlichen Ansiedlungen befahl. Die Höhe der Mauern war vorgeschrieben; zwölf Fuß vor derselben mußte ein Graben gezogen sein.[2]) Zugleich wurde angeordnet, daß Volksversammlungen, Märkte, Feste u. s. w. hinfort nur in solchen ummauerten Orten gehalten werden sollten. Auf seinen Domänen aber, namentlich in dem den Sorben entrissenen Gebiete, wo er schon früher viele von seinen Dienstleuten angesiedelt hatte, ging Heinrich noch weiter: von den Colonisten sollte immer der neunte Mann in der benachbarten Burg liegen und in einem besondern Hause einen bestimmten Theil von dem Ertrage des Feldbaus seiner acht Genossen aufsammeln, die dafür inzwischen auch sein Grundstück bewirthschafteten. So fand die ländliche Bevölkerung im Falle der Noth in der verproviantirten Burg Zuflucht. Diese ummauerten, burgähnlichen Flecken, die so in Sachsen entstanden, wurden die Centren für den Verkehr der umliegenden Landschaft: wer Handel und Gewerbe trieb, suchte dieselben hinfort vornehmlich auf; nicht wenige sind allmählich zu Städten erwachsen. Quedlinburg, Merseburg, Meißen und andere nachmals blühende Orte sind so entstanden. Hatte man damit Zufluchtsorte gegen die feindlichen Einfälle geschaffen, so galt es ferner die Wehrkraft des Stammes zu siegreicher Abwehr derselben zu schulen. Nun leistete der freie Sachse von Alters her den Kriegsdienst zu Pferde; aber vereinzelt zu fechten gewöhnt, war er gerade den Ungarn nicht gewachsen. Durch Heinrich lernten die Sachsen jetzt den Kampf zu Pferde auch in geschlossenen Reihen und in größeren Geschwadern führen, eine Fertigkeit, deren man gegenüber den flüchtigen Ungarnschaaren besonders bedurfte, die sich aber nur durch sorgsame Schulung und planmäßige Uebung erreichen ließ. Aber kein Arm, der überhaupt eine Waffe zu tragen fähig war, sollte in der entscheidenden Stunde entbehrt werden. Selbst Dieben und Räubern, wenn sie zum Waffendienst nur fähig waren, gewährte Heinrich Straflosigkeit, indem er sie bei dem Castell Merseburg ansiedelte und ihnen erlaubte den kleinen Krieg gegen die benachbarten Wenden zu führen, eine verwegene Genossenschaft, die man als die Merseburger Legion bezeichnete. Nicht unmöglich ist es übrigens, daß diese Einrichtungen Heinrichs sich an das Vorbild der Maßregeln anlehnten, die unlängst der angelsächsische König Edward unter ganz ähnlichen Verhältnissen zum Schutze seines Landes gegen die Dänen ergriffen hatte: mit Edwards Tochter, der blondlockigen Edith, vermählte Heinrich 929 seinen erstgeborenen Sohn Otto.

1) Widukind, Res gestae Saxon. I, c. 35. 2) Vita S. Wiberti, Mon. Germ. hist. Script. IV, 225.

Erläuterungsblatt zu dem Facsimile aus Widukinds von Corvey „Sächsische Geschichten"; um 967 (Dresden, königl. Bibliothek):

Die von Heinrichs I. Vertheidigungsanstalten handelnde Stelle.

Transscription:

I. Widukind, Res gestae Saxonicae I, 35.

Igitur Heinricus rex accep-
ta pace ab Ungariis ad novem annos, quanta
prudentia vigilaverit in munienda patria
et in expugnando barbaras nationes, supra
nostram est virtutem edicere. liceat omnimodis non
oporteat taceri. Et primum quidem ex agrariis
militibus nonum quemque eligens in urbibus habi-
tare fecit, ut ceteris confamiliaribus suis octo ha-
bitacula extrueret, frugum omnium terciam par-
tem exciperet servaretque. Ceteri vero octo seminarent
et meterent frugesque colligerent nono et suis
eas locis reconderent. Concilia et omnes conventus
atque convivia in urbibus voluit celebrari, in quibus
extruendis die noctuque operam dabant, quatinus
in pace discerent, quid contra hostes in necessitate
facere debuissent. Vilia aut nulla extra ur-
bes fuere menia. Tali lege ac disciplina cum
cives assuefaceret, repente irruit super Slavos
qui dicuntur Hevelli, et multis eos preliis fati-
gans, demum hieme asperrima castris super
glaciem positis cepit urbem, que dicitur Brenna-
burg fame, ferro, frigore. Cumque illa urbe
potitus omnem regionem signa vertit contra Dala-
mantiam, adversus quam iam olim reliquit ei pater
militiam et obsidens urbem que dicitur Rietsi —

Uebersetzung umstehend.

Uebersetzung.

Wie nun König Heinrich, als er von den Ungarn einen Frieden auf neun Jahre erhalten hatte, mit der größten Klugheit Sorge trug, das Vaterland zu befestigen und die barbarischen Völker zu unterwerfen, dies auszuführen geht über meine Kräfte, obgleich ich es doch auch nicht ganz verschweigen darf. Zuerst nämlich wählte er unter dem mit Landbesitz angesiedelten Kriegsleuten jeden neunten Mann aus und ließ ihn in Burgen wohnen, damit er hier für seine acht Genossen Wohnungen errichte und von aller Frucht den dritten Theil empfange und bewahre; die übrigen acht aber sollten säen und ernten und die Frucht sammeln für den neunten und dieselbe an ihrem Platze aufbewahren. Auch gebot er, daß die Gerichtstage und alle übrigen Versammlungen und Festgelage in den Burgen abgehalten würden, mit deren Bau man sich Tag und Nacht beschäftigte, damit sie im Frieden lernten, was sie im Fall der Noth gegen die Feinde zu thun hätten. Außerhalb der Festen standen keine oder doch nur schlechte und werthlose Gebäude. Während er nun an solche Satzung und Zucht die Bürger gewöhnte, fiel er plötzlich über die Slaven her, welche Heveller genannt wurden, ermüdete sie durch viele Treffen und nahm endlich bei einem sehr heftigen Froste, indem er auf dem Eise sein Lager aufschlug, die Festung, welche Brennaburg heißt, durch Hunger, Schwert und Kälte. Und als er mit jener Burg das ganze Land in seine Gewalt bekommen, wandte er seinen Marsch gegen Dalamantien, dessen Bekriegung ihm schon vor Zeiten sein Vater überlassen hatte, und indem er die Burg Rietsi belagerte —

Igit̄ heinricꝰ rex accep
ta pace ab ungariis ad nouē annos. q̄nta
prudentia uigilauerit in muniēda patria.
⁊ in expugnando barbaras nationes. supra
nr̄am ē uirtutē edic̄e. liceat omnimodis non
oporteat taceri. Q̄ primū quidē ex agrariis
militibꝰ nonū quēq; eligens in urbibꝰ habi
tare fecit. ut ceteris ꝯfamiliaribꝰ suis octo ha
bitacula extrueret. frugū omniū tertiā par
tē exciperet seruaretq;. Ceteri uero octo seminarent
⁊ meterent. frugesq; colligerent nono. ⁊ suis
eas locis reconderent. Concilia ⁊ om̄s ꝯuentꝰ
atq; ꝯuiuia in urbibꝰ uoluit celebrari. in q̄bꝰ
extruendis die noctuq; operam dabant. quinꝰ
in pace discerent. q̄d ꝯt̄ hostes in necessitate
facere debuissent. Vilia aut̄ nulla ext̄ ur
bes fuere moenia. Tali lege ac disciplina cū
ciues assuefaceret. repente irruit sup̄ sclauos
qui dicunt̄ heuelli. ⁊ multis eos p̄liis fati
gans. demū hieme asperrima castris super
glaciē positis. cepit urbē que dr̄ brenna
burg. fame ferro frigore. Cumq; illa urbe
potitꝰ omnē regionē. signa uertit contra dala
mantiā. aduersus quam iam olim reliq̄t ei pat̄
militiā. ⁊ obsidens urbē que dr̄ kiccni.

Aus Widukinds von Corvey „Sächsische Geschichten" (um 967).

Facsimile der von Heinrichs I. Vertheidigungsanstalten handelnden Stelle. (Dresden, königl. Bibliothek.)

Bald bestand die vervollkommnete Kriegsweise des sächsischen Stammes ihre Probe. Schon 928 fochten die Sachsen siegreich gegen die Heveller, und ein Winterfeldzug brachte deren Festung Brennabur (Brandenburg) in Heinrichs Gewalt. Auch gegen die Daleminzier wurde von Neuem gekämpft und ihre Stadt Gana (vermuthlich Jahna in der Gegend von Meißen) erobert. 929 zwang Heinrich, indem er mit Arnulf von Baiern bis Prag vordrang,



Das Schloß und die Schloßkirche zu Quedlinburg.

Herzog Wenzel von Böhmen zur Huldigung. Ein Aufstand der slavischen Stämme an Havel und Spree wurde inzwischen durch den glänzenden Sieg niedergeworfen, den die Grafen Bernhard und Thietmar bei Lenzen an der Elbe über die Redarier davontrugen. Der sächsische Stamm war der Träger der deutschen Zukunft in den östlichen Grenzlanden: dem Vordringen der Slaven war Einhalt gethan, die Ueberlegenheit der Deutschen von Neuem zur Anerkennung gebracht, der Weg zu neuer Missionsthätigkeit geöffnet.

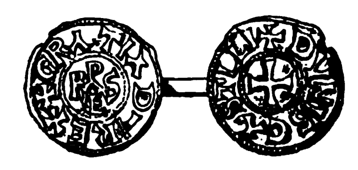
Der Waffenstillstand mit den Ungarn, während dessen man zur Auf=

bringung des Tributs schwere Lasten hatte auf sich nehmen müssen, ging 933 zu Ende. Jetzt meinte Heinrich die Zeit gekommen, um den schmachvollen Pakt zu zerreißen, zu dem ihn nur eine trübe Nothwendigkeit hatte zwingen können. Die Mannschaften waren in der neuen Kriegsweise hinreichend geübt; die Erfolge gegen die Slaven hatten sie mit Selbstvertrauen und Zuversicht erfüllt. Immerhin galt es bei dem Kampfe mit den furchtbaren Feinden einen hohen Einsatz. Deshalb berief Heinrich das sächsische Volk zu Rath um sich: in eindringlichen Worten hielt er seinen Stammesgenossen die Besserung vor, die ihre Lage in den letzten Jahren erfahren; namentlich auf den glücklichen Fortgang des Slavenkriegs wies er hin: jetzt gelte es sich gegen die Ungarn zu erheben, denn um den den Frieden sichernden Tribut weiter zahlen zu können, würde er sie noch viel schwerer belasten müssen als bisher und selbst Geistliche und Kirchen nicht mehr schonen können. Heinrich legte den Sachsen schließlich die Frage vor, ob sie dies über sich ergehen lassen wollten oder durch einen kühnen Kampf die Möglichkeit gewinnen für Kirchen und Klöster freigebig zu sorgen und dadurch ihrer aller Seelenheil zu fördern. Laut erklärten sich alle für letzteres, und mit erhobener Rechten gelobte man dem König treues Ausharren in dem Kampf gegen die Barbaren. Als bald danach die ungarischen Reiterschaaren heranbrausten, stand ganz Sachsen zum Empfange derselben gerüstet. Bei den Daleminziern erhielten die Ungarn statt des geforderten Tributs unter Hohn und Spott einen fetten Hund. Aber schnell zogen sie westwärts nach Thüringen, wo sie zu Beginn des Jahres 933 furchtbar hausten. Dann stürmten sie auf Sachsen selbst ein. Jetzt bewährten sich die von Heinrich geschaffenen festen Zufluchtsorte, hinter deren Mauern und Gräben die Bevölkerung des flachen Landes mit ihrer beweglichen Habe Schutz fand, so daß der Feind draußen nicht allzu viel Schaden anrichten konnte. Auch stand bereits die neugeschulte Reiterei unter des Königs eigener Führung zum Kampfe bereit, schlug aber erst los, als die plündernden Ungarn sich theilten und eins ihrer Heere nach Westen abschwenkte, um nach alter Art in weitem Bogen durch das Land eilend dessen Vertheidiger zwischen sich und die eigene Hauptmacht zu bringen. Dies Streifcorps erlag einem plötzlichen Angriff der Sachsen und Thüringer fast vollständig. Inzwischen hatte die ungarische Hauptmacht eine der königlichen Burgen in Thüringen berannt, wo sie große Schätze geborgen wußte. Der Sturm wurde abgeschlagen, und auf die Meldung von der Vernichtung der westwärts geschickten Abtheilung beschlossen die ungarischen Führer ihre zerstreuten Haufen zu sammeln und für diesmal den Rückzug anzutreten. Aber schon war Heinrich in der Nähe: inmitten der ludolfingischen Pfalzen zwischen Thüringen und dem Harze, im Thale der Unstrut, bei Rietheburg — darauf deutet man wol mit Recht den von Widukind gegebenen Namen Riade — harrte er kampfbereit der Feinde. Bei der Annäherung derselben schickte er am 15. März 933 eine Abtheilung thüringischer Krieger zu Fuß vor, von nur wenigen Reitern begleitet, um die Ungarn festzuhalten und zum Anmarsch auf das weiter rückwärts stehende Gros

der schwergerüsteten Reiterei zu locken. Der Plan gelang insofern nur zum Theil, als die Ungarn zwar jenen Vortrupp warfen und anfangs hitzig verfolgten, dann aber, als sie auf des Königs Reiterei stießen, plötzlich ihre Pferde herumwarfen und auf den Kampf verzichtend in eiliger Flucht davonstürmten. Rasch nachsetzend konnte der König den Davoneilenden doch nur geringe Verluste beibringen: die Wegnahme des feindlichen Lagers und die glückliche Befreiung der dort gefundenen zahlreichen Gefangenen war der einzige unmittelbare Lohn des gewonnenen Sieges. Glänzend aber hatte sich die vorsichtige und bedächtige Art bewährt, in welcher König Heinrich die Befreiung des Vaterlandes von schwerer Heimsuchung vorbereitet, glänzend die kühne Thatkraft, mit der er sie im entscheidenden Augenblick durchgeführt hatte. Freude und Jubel herrschten auf dem Felde bei Rietheburg, und Freude und Jubel pflanzten sich mit der Siegeskunde zugleich fort über das ganze sächsische Land. Vater des Vaterlands, Allherrscher, ja Kaiser wurde Heinrich von seinen Waffengenossen genannt, Deutschland hallte wider von seinem Ruhme, und ehrfurchtsvoll nannten die benachbarten Völker den Namen des sieggekrönten Herrschers. Die Ungarn aber blieben den deutschen Grenzen von nun an fern, und erst nach langen Jahren sollte unselige Zwietracht in dem Königshause selbst ihnen noch einmal den Weg nach Deutschland bahnen.

Noch höher stieg Heinrichs Ruhm, als er im folgenden Jahre siegreich gegen die Dänen focht und den weithin gefürchteten Vorkämpfer des nordischen Heidenthums, den Dänenkönig Gorm den Alten, dem deutschen Reiche tributpflichtig machte: ja, dem gelehrten Bischof Liutprand von Cremona erschien dieser Erfolg nachmals viel bedeutender als der unblutige, ja mühelose Ungarnsieg, der aber in den Augen des von schwerer Heimsuchung befreiten sächsischen und deutschen Volkes Heinrichs vornehmster Ruhmestitel blieb und in Lied und Sage immer von Neuem gepriesen wurde.

Wie glücklich hatten sich die Dinge in Deutschland seit dem Tode Konrads I. gewandelt! Sachsen und Franken, ehemals einander in mistrauischer Eifersucht befehdend, waren in Eintracht verbunden die Träger des Reiches, und trotz der Selbständigkeit, die sie in ihren besonderen Angelegenheiten bewahrten, fügten sich Baiern und Schwaben in gemeinsamen Dingen dem Ganzen als dienende Glieder. Selbst Lothringen war seit 928 in den Verband des Reiches zurückgekehrt, freilich nur weil Herzog Giselbert sich der Macht Rudolfs von Burgund entziehen wollte, der Karl den Einfältigen von dem westfränkischen Throne verdrängt hatte. Aber auch diesen unruhigen und ehrgeizigen Mann wußte Heinrich näher an sich zu ziehen, indem er ihm seine Tochter Gerberga vermählte. Der Bann des Ungarnschreckens war von Deutschland genommen; hinter Wall



Münze von Rudolf von Burgund.
Vs. Umschrift: † GRATIA D-I REX, im Felde das Monogramm RADVLFVS; Rs. Umschrift: DVNIS CASTELLI; im Felde ein Kreuz. Silber.

und Graben regten sich die Anfänge städtischen Lebens mit Gewerbe und Handel, und in den Klöstern, die jetzt weder normännische noch ungarische Raubeinfälle zu fürchten hatten, kehrte man zu der allzu lange vergessenen Beschäftigung mit Litteratur und Wissenschaft zurück. Der Klerus Sachsens, der an diesen Bestrebungen früher nur geringen Antheil gehabt, nahm darin bald eine hervorragende Stellung ein. An Saale, Havel und Elbe fing der deutsche Colonist seine Pionierarbeit wieder an, und das spröde Slaventhum wurde durch die Berührung mit der deutschen und der christlichen Kultur befruchtet. Dem Episkopate erschloß sich damit ein großes Gebiet mannigfaltiger und segensreichster Thätigkeit. Noch unlängst als Vorkämpfer römischer Ideen in heftigem Conflikte mit dem nationalen Zuge der deutschen Entwickelung wurde er jetzt deren verdienstvoller und treuster Hüter und Pfleger: statt im Kampfe mit dem Laienadel den Staat durch ein entwürdigtes Königthum zu beherrschen, stellte der Episkopat die wirthschaftlichen und die geistigen Mittel der Kirche im Bunde mit dem gegen Slaven, Dänen und Ungarn fechtenden Laienadel in den Dienst der nationalen Wolfahrt und Ehre. Im Mittelpunkte aber und an der Spitze dieses gewandelten Reiches stand König Heinrich selbst, gleich glücklich als Staatsmann wie als Feldherr, neben ihm seine allverehrte Gemahlin Mathilde, das herrliche Musterbild einer königlichen Hausfrau, beide umgeben von blühenden Kindern: Otto, dem Gemahl der angelsächsischen Edith, Gerberga, der Gattin des Lothringer Herzogs, und Hedwig, welche drei Mathilde dem Herzog geboren, während noch zwei Söhne, Heinrich und Bruno, als Königskinder gefolgt waren.

Seit den Zeiten Karls des Großen hatte kein deutscher Herrscher so geehrt im Innern, so angesehen nach außen des befriedeten und geschützten Reiches gewaltet. Als Sieger über Ungarn, Slaven und Dänen hatte Heinrich I. an die glänzendsten Erinnerungen der karolingischen Zeit angeknüpft. War es zu verwundern, daß diese Anknüpfung auch von anderer Seite aufgenommen wurde? Widukind läßt die siegreichen Sachsen auf dem Felde bei Riade Heinrich als Kaiser begrüßen und erzählt, nachdem er die heidnischen Völker ringsum gebändigt, habe der König nach Rom ziehen wollen, aber durch Krankheit gehindert das Unternehmen aufgeben müssen. Man hat das auf eine von Heinrich beabsichtigte Wallfahrt gedeutet: eine solche aber würde wenig zu der sonstigen Art Heinrichs stimmen. Widukinds Angabe kann kaum anders als auf die Absicht Heinrichs gedeutet werden in Rom die Kaiserkrone zu erwerben. Grenzten doch Schwaben und Baiern mit dem italienischen Königreich, in dessen Wirren die Herzöge Burkhard und Arnulf mehrfach schon hineingezogen waren; Heinrich stand in Verbindung mit Rudolf von Hochburgund, dem Gegner des niederburgundischen Hugo, der eben damals die italienische Krone zu gewinnen trachtete; seit dem Tode Berengars von Ivrea war das Kaiserthum erledigt, dessen Idee aber noch fortlebte, dessen Erneuerung im Hinblick auf die trostlose Lage der entwürdigten Kirche ersehnt wurde. Heinrich hatte die Macht, dem Kaiserthum seine Bedeutung zurück-



Krypta im St. Petersdom zu Quedlinburg: Grabstätte Heinrichs I. und seiner Gemahlin Mathilde.

zugeben; auch würde dasselbe ihm als König eine höhere Autorität verliehen haben. So erscheint der Plan zu einem Romzuge als die natürliche und den Ideen der Zeit entsprechende Weiterbildung der Erfolge, die das neue sächsische Königthum bisher erlangt hatte. Aber wol noch ehe das Unternehmen eingeleitet war, wurde König Heinrich zu Ende des Jahres 935 in der Pfalz zu Bothfelde am Harz von einem Schlaganfall getroffen. Angesichts des nahen Todes berief er eine Versammlung der Großen und des Volkes nach Erfurt: in ihrer Gegenwart und unter ihrer Zustimmung bezeichnete er daselbst seinen ältesten Sohn Otto als Nachfolger, wie es scheint, nicht ohne Widerspruch in der eigenen Familie. Vielleicht hat schon damals Mathilde ihren Liebling Heinrich, den als Königssohn geborenen, an die erste Stelle zu erheben versucht. Der König jedoch theilte den anderen Söhnen von seinen Gütern und Schätzen mit, aber ihnen allen wie dem gesammten fränkischen Reiche setzte er Otto vor. Nachdem er so sein Haus und Reich bestellt, ließ er sich nach der Pfalz Memleben bringen: dort ist er am 2. Juli 936 nach siebzehnjähriger Regierung im Alter von etwa sechzig Jahren gestorben. In Quedlinburg, im St. Petersdom, vor dem Altar bereiteten ihm die Seinen unter den Klagen und Weinen alles Volkes die letzte Ruhestätte.

II. Die Begründung der deutschen Königsmacht und die Erwerbung der italienischen Krone durch Otto I.

936—955.

Die Summe der Regententhätigkeit des ersten Herrschers aus seinem geliebten sächsischen Stamme faßt Widukind von Corvei in die schlichten, aber vollwichtigen Worte zusammen: „Heinrich starb im Vollbesitz der Herrschaft, als der größte unter den Königen Europas; keinem stand er nach an Tüchtigkeit des Körpers oder des Geistes; er hinterließ einen Sohn, der ihn selbst an Größe zu übertreffen bestimmt war, und diesem ein mächtiges und weites Reich, das er nicht von seinen Vorfahren ererbt, sondern mit Gottes Hülfe allein aus eigener Kraft erworben hatte." Neuere haben die Erfolge Heinrichs geringer angeschlagen[1]) und den sächsischen Geschichtschreiber der Voreingenommenheit für seinen Helden beschuldigt. Wol mögen die großen Erfolge, die seinen Nachfolgern beschieden waren, ihren verklärenden Glorienschein auch auf die vielfach in Noth und Mühsal ringende Regierung Heinrichs geworfen haben. Daß solche Erfolge möglich waren, zeigt, wie Großes er geleistet, und rechtfertigt auf das glänzendste die weise Beschränkung, den mit den Verhältnissen rechnenden praktischen Sinn, den nüchtern realistischen Zug, welche Heinrichs Politik charakterisiren und auszeichnen. Das von Widukind dem ersten Sachsenkönig gespendete Lob wird vollauf bestätigt durch die Festigkeit, welche die Dynastie in diesen arbeitsvollen siebzehn Jahren gewonnen hatte: auf Heinrichs Empfehlung wurde sein ältester Sohn Otto zum Nachfolger erhoben, und zwar wieder, ohne daß dem Episkopate dabei ein bestimmender Einfluß eingeräumt wäre; doch konnte derselbe diesmal seine Zustimmung nachträglich durch die kirchliche Weihe des neuen Königs feierlich bethätigen. Auch die geflissentliche Aufnahme der Erinnerungen an Karl den Großen beweist die Aenderung, die in der Stellung des Königthums eingetreten war.

Das zu Erfurt mit dem sterbenden Könige Vereinbarte sollte in Aachen feierlich vollzogen werden. In der Säulenhalle, welche die Pfalz mit der Marienkirche zu Aachen verband, begrüßten die Herzöge und Großen Otto von Sachsen, setzten ihn auf den dort bereiteten Thron und machten ihn zu ihrem König, indem sie ihm durch Handreichung Treue gelobten und Hülfe gegen alle Feinde zusagten. In festlichem Zuge wurde er dann nach dem

1) S. namentlich Nitzsch a. a. O. I, 308; vgl. S. 298.

Dome geleitet, wo der Laienadel, die Bischöfe und Geistlichen mit einer Menge freudig bewegten Volkes seiner harrten. Erzbischof Hildebert von Mainz nahm Otto bei der Hand, trat mit ihm in die Mitte der Kirche unter die Wölbung der Kuppel, wo er allen sichtbar war, und stellte ihn vor als den von Gott erwählten, von König Heinrich empfohlenen und nun von allen Fürsten erhobenen König. Unter Erhebung der Rechten und mit lautem Heilruf stimmte die Versammlung jubelnd zu. Dann geleitete der Erzbischof den nach fränkischer Weise gekleideten König an den Altar, wo er ihm die Reichsinsignien übergab, das Schwert nebst dem Wehrgehenk, den Mantel mit den Armspangen, das Scepter und den Stab, in einer Ansprache die königlichen Pflichten betonend. Aus den Händen Hildeberts von Mainz und Wikfrieds von Köln empfing Otto darauf Salbung und Krönung und wurde endlich im Schmucke der neuen Würde auf einen zwischen zwei Pfeilern befindlichen erhabenen Söller geführt, um sich dem Volke zu zeigen. Nun folgte ein festliches Mahl in der Kaiserpfalz, bei dem die Herzöge den König in eigener Person bedienten, eine symbolische Handlung, aber bezeichnend für den Fortschritt, den das Königthum gemacht. Denn indem Giselbert von Lothringen, in dessen Gebiet die Krönungsstadt lag, die Festlichkeit im Allgemeinen leitete, Eberhard von Franken der Tafel vorstand, Hermann von Schwaben das Schenkenamt versah, Arnulf von Baiern aber für die Bergung des herbeiströmenden Volkes sorgte, wurde in neuer, eindrucksvoller Weise die Einheit des Reiches unter einem Haupte dargestellt.

Und doch lag in dieser Aachener Feier der Keim zu neuen Conflikten, denn ihre Theilnehmer gaben jener symbolischen Handlung eine verschiedene Deutung. Den Herzögen war sie nur die Anerkennung des durch Heinrich I. geschaffenen Verhältnisses zwischen ihnen und dem Königthum; Otto sah in ihr den Ausgangspunkt für eine neue Gestaltung desselben, deutete sie gewissermaßen als ein Programm, dessen Inhalt entwickelt und allmählich zur Anerkennung gebracht werden sollte. Schon hierin kommt die Persönlichkeit des neuen Königs in ihrer Eigenart entscheidend zur Geltung. An geistigen Anlagen war der einundzwanzigjährige dem Vater ohne Frage weit überlegen: mit dem kraftvollen, die Wirklichkeit frisch ergreifenden Sinn desselben verband er einen hochstrebenden Idealismus, nicht den der Jugend vorbehaltenen, sondern einen sehr bestimmt politisch gefärbten. Ihn erfüllte jene theokratische Auffassung der Herrschaft, die Karl dem Großen eigen gewesen und in der Organisation von dessen Reich zum Ausdruck gekommen war. Mit Vorliebe knüpfte Otto daher gerade an diesen Herrscher an, dessen Spuren ihn in Aachen auf Schritt und Tritt umgaben. Aber er übertraf ihn an Klarheit und Consequenz, an staatsmännischem Geiste und berechtigtem Egoismus. Ein kluger Rechner, nicht ohne jene feine Verschlagenheit, die als ein Erbtheil des sächsischen Stammes galt, eifersüchtig auf den Besitz der Macht und zu jedem Wagnis bereit, wo es denselben zu vertheidigen galt; eine verschlossene Natur, die sich nicht leicht mittheilte und nur von wenigen

bewährten Vertrauten Rath begehrte und annahm; bestrebt die große Vorstellung, die er von seinem Herrscherberuf hatte, auch allen anderen jeder Zeit gegenwärtig zu erhalten; ein tapferer Krieger, und doch geneigt die Entscheidung des Schwertes durch diplomatische Künste zu umgehen; ein Menschenkenner und Meister in der Wahl seiner Gehülfen: so tritt uns Otto I. entgegen, wenn wir sein Bild aus den Thaten einer fast vierzigjährigen, von großen Gefahren bedrohten und von großen Erfolgen belohnten Regierung zu gewinnen suchen, — eine Herrschernatur von außerordentlichen Anlagen, mit einer starken despotischen Ader, auch in den kritischsten Momenten aufrecht erhalten durch einen fast fatalistischen Glauben an sich selbst und das göttliche Königsrecht, nicht selten wie absichtlich in ein gewisses mystisches Dunkel gehüllt, in dem er der Welt erst recht als der Auserwählte Gottes erscheinen mußte. In den zeitgenössischen Berichten freilich ist all das in den milden Glanz christlicher Tugend und Vollkommenheit getaucht: ihnen ist der König das Muster eines Gott wolgefälligen Herrschers, der kein Unrecht thut, keiner Gewaltthat, keiner Grausamkeit schuldig ist, der, in besondrer Gunst und Gnade bei Gott, die ihm den Untergang drohenden Feinde durch die Macht seines Gebets überwindet, ohne Selbstsucht, ohne Eigennutz, immer und überall nur bestrebt den Geboten Gottes nachzukommen und das Himmelreich auf Erden zu fördern. Durch die theils höfische, theils kirchliche, immer aber tendenziös gefärbte Ueberlieferung ist der historische Otto I. fast bis zur Unkenntlichkeit idealisirt worden. Die Zeit, in die Ottos Jugend gefallen, war doch wahrlich wenig geeignet so ideale Charaktere zu bilden; und was Otto in den ersten zwanzig Jahren seiner Regierung erlebte, konnte aus ihm füglich nicht einen Herrscher machen, der die kirchliche Tugendlehre zur Richtschnur seines poli-



Statue Kaiser Ottos I. am Dom zu Magdeburg.

tischen Handelns nahm. Der Kampf um die Existenz gegen die ihm dem Blute nach Zunächststehenden, das Ringen mit dem Verrath und Abfall derer, die seinem Thron die vornehmsten Stützen hätten sein sollen, der schnöde Undank für überreich gewährte Gunst und Gnade hätte auch die weichste und hingebendste Seele verbittern und verhärten müssen. So sind denn auch Thaten der Gewalt und der Grausamkeit Otto I. nicht fremd geblieben: eine lobrednerische Geschichtschreibung hat sie theils verschwiegen, theils beschönigt; die schwer verschuldeten Gegner Ottos hat sie mit geflissentlicher Schonung behandelt, weil sie dem Königshause angehörten. Man sieht, wie mächtig der dynastische Zug bei den Sachsen erstarkt war. Zudem war ja das ganze geistige Leben, wie es sich damals in Deutschland, namentlich aber in Sachsen nach langer Stille wieder regte, durch das sächsische Königshaus selbst erweckt und beherrscht. Sind es doch meist Stiftungen der Ludolfinger, von Sprößlingen der königlichen Familie geleitet, in denen die Thaten Ottos und der Seinen für die Nachwelt aufgezeichnet wurden; geschah das doch durch Geistliche, die ganz unter dem mächtigen Einfluß der von Otto in Deutschland zur Herrschaft gebrachten kirchlichen Richtung standen. Diese Leute feierten in ihm das auserwählte Werkzeug Gottes, durch das die entartete, in Schande und Ohnmacht versunkene Kirche gebessert und zur Erfüllung ihres Berufes wieder befähigt war, und übersahen dabei völlig, daß die Kirche darüber in eine bisher ungekannte Abhängigkeit vom Staate gekommen und mit all ihren Mitteln den Zwecken des Staates dienstbar gemacht war. Diese geistliche Geschichtschreibung verwechselte die Mittel, die Otto anwandte, mit den Zwecken, die er erreichen wollte. Sie stellte ihn dar, als ob sein einziges Streben gewesen sei durch die von ihm geschaffene Ordnung des Staates Ehre und Besitz der Kirche zu fördern, während Otto thatsächlich Ehre und Besitz der Kirche nur förderte, um sich derselben zu seinen staatlichen Zwecken zu bedienen und sie zu der geehrtesten, aber auch belastetsten Stütze des Königthums zu machen. Die Dienstbarkeit der Kirche — mochte das derselben aufgelegte Joch auch noch so glänzend vergoldet werden — war der Angelpunkt für die Politik Ottos I., mit ihr stand und fiel schließlich die ottonische Herrschaft diesseits und jenseits der Alpen.

Der Thronwechsel wurde von den auswärtigen Feinden Deutschlands benutzt. In Böhmen brach Herzog Boleslaw, der seinen Bruder Wenzel, den Lehnsmann des deutschen Königs, 935 ermordet hatte, die Treue und suchte die deutsche Grenze mit räuberischen Angriffen heim. In Folge dessen griffen die noch nicht völlig gebändigten wendischen Stämme, zunächst die Redarier, wieder zu den Waffen, und selbst die Ungarn eilten, wie Widukind sagt, des neuen Königs Kraft zu erproben. Sie fielen in Franken ein, theilten sich dann, so daß ein Haufe Schwaben, der andere Sachsen heimsuchte. Otto schlug den Angriff glücklich ab, während er die Niederkämpfung der aufständischen Wenden dem sächsischen Edlen Hermann überließ, dem Stammvater des Billingschen Herzogshauses. Auch weiterhin vertraute Otto diesem

bewährten Treuen seine Vertretung in Sachsen an, und so rückten die Billinger, ohne daß wir die Einzelnheiten dieses Ueberganges nachzuweisen vermöchten, dort allmählich in die Stelle der Ludolfinger. Wie diese in der Folgezeit dem sächsischen Stamme allmählich fremder wurden, nahmen die Billinger auch für das lebhafte Stammesgefühl der Sachsen die freigewordene Stelle ein, wurden die Helden und Lieblinge derselben und die typischen Repräsentanten echt sächsischen Wesens, denen die Stammsage sich mit Vorliebe zuwandte. Während sie schon unter Otto I. als ein vornehmes, reiches, dem Königshause verwandtes Geschlecht nachweisbar sind, erschienen sie in der Ueberlieferung als arme freie Leute, in ihrer Freiheitsliebe und rauhen Tüchtigkeit, den ruhelosen Grenzkämpfen gegen die Wenden und der Abneigung gegen Klerus und Kirchenherrschaft die Verkörperung gleichsam der hervorstechendsten







Königssiegel Ottos I. Kaisersiegel Ottos I.

Eigenschaften des sächsischen Stammes. Das lebhafte sächsische Stammesgefühl aber, das hierin zum Ausdruck kam, wurde ein politischer Faktor von hoher Bedeutung: ihm entsprangen auch die ersten großen Conflikte, welche das Königthum Ottos erschütterten.

Seit 918 beruhte das deutsche Königthum auf der Verbindung der Sachsen und Franken. Diese wurde in Frage gestellt, als Herzog Eberhard die höhere Autorität nicht anerkennen wollte, die Otto für das Königthum in Anspruch nahm. Daß er wegen rechtloser Selbsthülfe, die er im Streit mit einem sächsischen Edlen geübt, Buße zahlen und seine Getreuen zu schimpflicher Strafe verurtheilt sehen sollte, trieb ihn in die Opposition: er fühlte sich als den Mann, der dem sächsischen Königthum einst den Weg überhaupt erst geebnet hatte. Somit lebte der alte Gegensatz zwischen Sachsen und Franken wieder auf. Ohnehin klagte man über den Hochmuth der sich als Herren fühlenden Sachsen. Diese aber wollten ihrerseits auch nichts wissen von der strengen Ordnung, die Otto erstrebte: mit den rechtlosen Grenzkriegen

gegen die wendischen Nachbarn, dem Fehdetreiben der Sachsen unter sich und mit den Franken war eine solche überhaupt unvereinbar. Man murrte über Hermann Billings strenges Regiment, und der Ehrgeiz einzelner unzufriedener Großen benutzte und nährte diese Stimmung. Als die wichtige Grafschaft im Hasgau nebst der wendischen Mark zwischen Saale und Elbe durch den Tod des Grafen Siegfried, eines Verwandten Hatheburgs, dem Otto besonderes Vertrauen geschenkt und dessen Obhut er seinen ehrgeizigen Bruder Heinrich, den Liebling Mathildens, überantwortet hatte, erledigt wurde, erhob des Königs Halbbruder Thankmar, der Hatheburg Sohn, Ansprüche auf die Nachfolge. Otto aber gab das wichtige Gebiet einem sächsischen Grafen Gero, der sich dort glänzend bewährte und bald der Schrecken der Wenden wurde. Seitdem brannte Thankmar seinem Groll in Thaten Ausdruck zu geben.

Die eigentliche Quelle aber dieser und ähnlicher Differenzen lag doch in der neuen Auffassung des Königthums und seiner Rechte durch Otto. Der gesalbte und gekrönte König begnügte sich nicht mit der bescheidenen Stellung, die sein Vater den Herzögen gegenüber eingenommen hatte. Indem er zur Stärkung seines Rechtes theokratische Ideen zu Hülfe rief, kam er naturgemäß dahin, dem politischen Sonderleben der Stämme möglichst enge Grenzen zu ziehen. Die Gegensätze stießen zuerst in Baiern auf einander, wo nach dem Tode Herzog Arnulfs dessen Sohn Eberhard dem König die Huldigung verweigerte. Nach seiner Besiegung stellte Otto einen andern Sohn Arnulfs, Berthold, an die Spitze der Baiern, entzog ihm jedoch die Verfügung über die Bisthümer und gab ihm in seinem Bruder Arnulf als Pfalzgrafen eine Art von Aufseher. In Eberhard von Baiern aber, der ein unbekanntes Ende nahm, sahen sich mittelbar alle Herzöge bedroht. Daß sie sich der neuen Ordnung nicht gutwillig beugen würden, stand zum voraus fest. Daß sie aber zum Angriff übergingen und versuchten das Königthum in die alten Schranken zu zwingen, geschah wol im Hinblick auf den Zwiespalt zwischen Sachsen und Franken, auf die Unzufriedenheit in Sachsen und den Streit, der durch Thankmars Zurücksetzung und Heinrichs unruhigen Ehrgeiz im königlichen Hause selbst erzeugt war. So traten die bisher vereinzelten Gegner Ottos, mochten ihre Motive und Ziele auch sehr verschieden sein, zu gemeinsamem Handeln zusammen. Eberhard von Franken erneuerte die Fehde gegen seinen sächsischen Widersacher und leistete des Königs Ladung keine Folge. Thankmar erhob die Waffen, brachte des Königs Bruder Heinrich in seine Gewalt und lieferte ihn dem Frankenherzog aus. Aber die Treue Hermann Billings und Hermanns von Schwaben hinderte glücklich die weitere Ausbreitung des Aufstandes. Hart bedrängt warf sich Thankmar schließlich in die Eresburg: bei der Erstürmung derselben fand er am 28. Juli 938 den Tod. Etliche von seinen Mitschuldigen büßten am Galgen. Auch Eberhard von Franken dachte nun an Frieden, den er durch Heinrichs Vermittelung zu erlangen hoffte. Da trat eine unerwartete Wendung ein: als Eberhard vor Heinrich kniete, Verzeihung für die ihm auferlegte Haft er=

bittend, machte Heinrich dieselbe davon abhängig, daß der Herzog an dem von ihm selbst geplanten Aufstande gegen den königlichen Bruder theilnehme. Den Moment, wo die bewältigten Rebellen seine Fürsprache bei Otto erbaten, benutzte Heinrich, verblendet von Herrschgier, um dieselben an seine Sache zu fesseln. Auch Giselbert von Lothringen, Ottos Schwager, trat dem Bunde bei, um so die unabhängige Stellung zu bewahren, die er durch eine geschickte Schaukelpolitik zwischen dem ost- und westfränkischen Reiche gewonnen hatte.

Es scheint, als ob Otto die ihm drohende Gefahr anfangs nicht völlig erkannt habe. Durch erheuchelte Friedfertigkeit getäuscht gewährte er Heinrich Verzeihung und verwies ihn in leichte Haft. Da gab Heinrichs Flucht das Signal zur Erhebung, und ein trauriger Bürgerkrieg brach nun über das Reich herein, unter dem namentlich Westfalen und die niederrheinischen Lande schwer zu leiden hatten. Den Uebergang Giselberts und Heinrichs über den Rhein und ihre Vereinigung mit seinen sächsischen Gegnern zu hindern eilte Otto selbst ins Feld. In der Gegend von Xanten, bei Birthen, wollte er den Strom eben überschreiten, aber erst ein kleiner Theil seines Heres war drüben angelangt, als die feindliche Hauptmacht erschien und ihn zu vernichten drohte, ehe Otto selbst mit dem Rest über den Strom kommen konnte. Da warf sich, so lautet der ganz legendarisch gefärbte Bericht Widukinds, der König auf die Knie und erflehte von Gott in heißem Gebete Rettung der Seinen. Inzwischen hatten die Sachsen drüben sich zur Abwehr geordnet, nachdem sie Gepäck und Troß in Xanten in Sicherheit gebracht. Zwiefacher List sollen sie einen vollständigen Sieg verdankt haben. Indem sie sich theilten, die einen den anrückenden Feind in der Front angriffen, die andern eine Umgehung ausführten und den Lothringern in den Rücken fielen, riefen einige, die des Französischen kundig waren, diesen zu, sie möchten fliehen. Von zwei Seiten angegriffen und in der Meinung, die Mahnung zur Flucht ertöne aus den eigenen Reihen, eilten die Lothringer sich der Niederlage schleunigst zu entziehen. Der Sieg galt für ein Wunder; dennoch besserte er die Lage Ottos nicht. Denn während die Wenden den Bürgerkrieg sich zu nutze machten und mit ihren erneuten Anfällen den tapfern Gero hart bedrängten, war Heinrich mit geringem Gefolge keck in Sachsen selbst erschienen, obgleich die Mehrzahl seiner Anhänger auf die Kunde von dem Birthener Siege sich dem König bereits unterworfen hatte, und hatte sich in Merseburg festgesetzt. Otto schloß ihn dort ein, mußte ihm aber, als die Stadt nach zwei Monaten die Thore öffnete, freien Abzug gewähren. Heinrich ging nun wieder nach Lothringen, wo sein Schwager Giselbert inzwischen Lehnsmann des schwachen Ludwig IV. von Frankreich geworden war. Als nun auch Eberhard von Franken zu den Waffen griff, wurde Ottos Lage höchst bedenklich. Derselbe eilte zunächst gegen den Frankenherzog und nahm am Oberrhein, in der Gegend von Breisach, Stellung. Da kam die Meldung, daß Eberhard sich bereits mit Giselbert vereinigt habe und beide über den Rhein nach Westfalen ein-

bringen wollten. Nun erhob der Verrath, der längst in der Umgebung des Königs lauerte, offen sein Haupt, und es fehlte nicht viel, so erlebte Otto bei Breisach Aehnliches wie einst Ludwig der Fromme auf dem Lügenfelde. Namentlich die Bischöfe, die mit ihren Mannschaften bei Otto weilten, hielten des Königs Sache für verloren: mit der Herrschaft der Sachsen sei es nun zu Ende, hieß es; und so eilig hatten es viele von den geistlichen Herren mit der Flucht, daß sie sogar ihre Zelte und einen Theil ihres Gepäckes zurückließen. Aber Otto trat der Gefahr allgemeinen Abfalls anders entgegen als einst Ludwig. Zwar gab er dem Erzbischof Friedrich von Mainz und dem Bischof Rothad von Straßburg Vollmacht mit Eberhard von Franken zu unterhandeln, vielleicht in der Hoffnung denselben durch mäßige Zugeständnisse von seinen Verbündeten zu trennen. Das zwischen ihnen vereinbarte Abkommen zeigte, daß der Erzbischof und sein Genosse es im Geheimen mit den Rebellen hielten: auch die Kirche war im Begriff zu den Gegnern des sächsischen Königthums überzugehen. Otto jedoch wies den ihm zugemutheten Vertrag mit Entrüstung zurück, da er den Erzbischof zu Abmachungen der Art nicht bevollmächtigt habe. Und inzwischen war schon die rettende Wendung eingetreten. Eberhard und Giselbert hatten den Rhein wirklich überschritten und bis nach Westfalen hinein geplündert. Reich mit Beute beladen waren sie auf dem Rückweg und hatten Andernach gegenüber den Rhein erreicht; während ihre Mannschaften mit dem Gepäck bereits über den Fluß setzten, rasteten die Fürsten selbst noch auf dem rechten Ufer beim Mahle. Da sprengten plötzlich Ottos Mannen heran, allen voran die fränkischen Grafen Konrad mit dem Beinamen Kurzpold und sein Vetter Udo, Verwandte, aber erbitterte Gegner Eberhards, die nach längerer Verfolgung eben die Spur der abziehenden Feinde gefunden hatten. Trotz tapferer Gegenwehr sank Eberhard von zahlreichen Wunden bedeckt zu Boden; Giselbert gewann glücklich das nahe Ufer, um in einem Nachen zu fliehen: überladen aber sank dieser, und der Lothringerherzog fand in den Wellen des Rheins seinen Tod.

Dieser außerordentliche Glücksfall verwandelte die Lage zu Gunsten Ottos. Zwei Herzogthümer standen als erledigt zu dessen Verfügung; Heinrich flüchtete zu Ludwig IV. von Frankreich, der nun hoffen mochte Lothringen dauernd in seine Gewalt zu bringen und sich dazu mit Giselberts Wittwe Gerberga vermählte. Mit Entschlossenheit benutzte Otto die ohne sein Zuthun gewonnenen Siege. Vielleicht hatte er vorher gar nicht die Absicht gehabt, die Stellung des Herzogthums so gründlich umzugestalten, wie nun geschah: bei Birthen und Andernach waren wie durch ein Gottesgericht die Vertreter des Particularismus dem Vorkämpfer der Reichseinheit erlegen. War das Reich unter Heinrich I. eine Föderation gewesen, so geschah jetzt ein entschiedener Schritt in der Richtung auf den Einheitsstaat. Das politische Sonderleben der einzelnen Stämme sollte möglichst beschränkt werden. In Franken erlosch das Herzogthum als solches überhaupt: das Land sollte hinfort unmittelbar der Verwaltung des Königs untergeordnet sein, so daß der König, der ja

schon als Franke galt, sich fränkisch trug und nach fränkischem Recht lebte, immer zugleich Herzog von Franken war, — eine Maßregel, die den Franken den so lange behaupteten ersten Platz im Reiche im Sinn eines Ehrenvorrangs belieẞ und zugleich der Königsmacht in dem wichtigen mittleren Lande eine feste Grundlage verschaffte. In Franken wurden auch die Männer mit Land und Leuten ausgestattet, deren Treue Otto seine Rettung wesentlich zu danken hatte: die Erbgüter Eberhards wurden unter den Schwabenherzog und die Sieger von Andernach vertheilt. Dagegen blieb Lothringen noch ein Gegenstand der Sorge für Otto. Anfangs ließ es der König dem jungen Sohne Giselberts, dem ein zuverlässiger Vormund bestellt wurde; aber die andauernde Gährung und die Eroberungsgelüste Ludwigs IV. machten das auf die Dauer unthunlich. Otto übertrug das Herzogthum darauf seinem Bruder Heinrich, der sich unterworfen und Verzeihung erhalten hatte, aber sich jetzt nicht bewährte. Seine Entfernung aus dieser Stellung, in der er vielleicht gedacht hatte seine ehrgeizigen Pläne erfolgreich fördern zu können, erbitterte den Jüngling von Neuem. Bald stand er wieder mit den sächsischen Unzufriedenen, den Gegnern Hermann Billings und des Markgrafen Gero, in Verbindung. Was offene Rebellion nicht erreicht, wollte man dem Schicksal jetzt durch Mord abringen: der Tod Ottos sollte Heinrich den Weg zum Throne bahnen; natürlich wäre damit auch die Selbstherrlichkeit der Herzöge für die Zukunft gesichert gewesen. Auch Erzbischof Friedrich von Mainz war mit in dem Complot, ebenso Bischof Rothad von Straßburg, die schon einmal Verrath gesponnen, aber nach kurzer Haft in Hamburg und Corvei des Königs Gnade wiedergewonnen hatten. Jedoch wieder war das Glück Otto günstig: der Mordplan wurde entdeckt. Von den Theilnehmern büßten die schuldigsten mit dem Tode; der Erzbischof wurde in Fulda in Haft gebracht; Heinrich hatte sich durch die Flucht zunächst der Gefangennahme entzogen. Aber er scheint sich nun doch endlich von der Aussichtslosigkeit seines ehrgeizigen Strebens überzeugt zu haben: er entschloß sich des schwergekränkten Bruders Gnade anzurufen. Wirklich wurde dieser durch die Bitten der Königin-Mutter Mathilde, welche durch die schon zu Erfurt geäußerte Vorliebe für den Königssohn in gewissem Sinne dessen Mitschuldige geworden war, bestimmt Gnade für Recht ergehen zu lassen: Heinrich wurde in Ingelheim internirt. In der Einsamkeit der Haft ist der Jüngling sich wol der Schwere seiner Verschuldung erst recht bewußt geworden: auch die fast wunderbare Art, wie der von großen Gefahren bedrohte Bruder immer wieder gerettet worden war, mußte auf sein Gemüth jetzt, wo die Erregung des Kampfes ruhigerem Erwägen wich, tiefen Eindruck machen. Jetzt erst bereute Heinrich seine Verirrung ernstlich, und nun ließ es ihm keine Ruhe, bis er den Bruder von der Aufrichtigkeit seines Gesinnungswechsels überzeugt und die volle Verzeihung des schwer Gekränkten erlangt hatte. Als er vernahm, Otto begehe das Weihnachtsfest in dem nahen Frankfurt, beschloß er einen überraschenden Ansturm auf das Herz des Bruders zu machen. Glücklich entkam er aus

Ingelheim, und während Otto mit den übrigen Gliedern des königlichen Hauses im Kreise zahlreicher weltlicher und geistlicher Großen in Andacht dem Weihnachtsgottesdienst im Frankfurter Dome beiwohnte, drängte sich plötzlich Heinrich, barfuß und in dem härenen Gewande des Büßers, durch die festlich bewegte Menge, warf sich vor dem König nieder und erflehte in rührenden Worten dessen Verzeihung. Dem übermächtigen Eindruck dieser Scene hielt der strenge Sinn Ottos nicht Stand: er richtete den Knieenden auf, und indem er ihn an seine Brust zog und ihm den Bruderkuß gewährte, begrub er die bösen Verirrungen der dunklen Vergangenheit in gnadenvollem Vergessen. So wurde Weihnachten 941 ein Fest des Friedens und der Versöhnung für das königliche Haus und das ganze Reich. Und reicher Segen ruhte auf jener ergreifenden Stunde: getreulich hat Heinrich sein Gelöbnis gehalten, und durch unwandelbare Hingebung hat er dem König und dem Reich gegenüber gut gemacht, was er vom Dämon der Herrschaft erfüllt gesündigt hatte. Mit der Herstellung des Friedens in dem Königshause verlor die herzogliche Opposition die letzten Aussichten. Auch in Lothringen gelang es nun allmählich die Ordnung herzustellen: die Eroberungspläne Ludwigs IV. zu vereiteln verband sich Otto mit dessen einheimischem Gegner, Hugo dem Großen von Francien, der seine jüngste Schwester, Hedwig, als Gattin heimgeführt hatte. Der so genährte Bürgerkrieg in Westfranken hinderte Ludwig IV. am Vorgehen gegen Lothringen. Durch Vermittelung der königlichen Frauen Gerberga und Hedwig kam es im Sommer 942 zu einem Congreß bei Vougiers an der Aisne: Ludwig IV. verzichtete auf Lothringen und versöhnte sich mit Hugo von Francien, so daß auch das westliche Nachbarreich die endliche Herstellung des inneren Friedens dem Einfluß des deutschen Königs zu danken hatte.



Münze von Ludwig IV. d'Outremer.

Vs. Umschrift: GRATIA DI REX, im Felde kreisförmig LVDOVICVS. Rs. in zwei zwischen zwei Kreuzen stehenden Zeilen PARISI CIVITA. Silberdenar.

Während dieser inneren Kämpfe hatten die deutschen Grenzlandschaften unter den Anfällen der feindlichen Nachbarn zu leiden gehabt. Dänen, Wenden und Ungarn hatten sich die Zeit zu nutze gemacht, und nur der Treue und Tapferkeit Hermann Billings, des Markgrafen Gero und Bertholds von Baiern war die Abwendung größeren Unheils zu danken. Die wiederholte Erfahrung, daß jede Unruhe im Innern des Reiches die Sicherheit nach außen gefährdete, mußte Otto bestimmen, die eingeleitete Neugestaltung schnell zu Ende zu führen. Die Beseitigung des Stammesherzogthums allein genügte dazu nicht: denn was demselben an Land und Leuten genommen, war nicht in die Hände des Königs, sondern des diesem verbündeten Laienadels übergegangen und stand daher nicht unbedingt zur Verfügung des Königthums. Daher strebte Otto danach, die andere Hälfte des im Reiche vorhandenen Besitzes, den kirchlichen, in seine Hand zu bekommen.

Seit hundert Jahren hatte dieser sich gewaltig vermehrt; zugleich aber hatte die Kirche die Zeiten ihres großen politischen Einflusses unter Ludwig dem Frommen, dann Ludwig dem Kinde, Arnulf und Konrad benutzt, denselben vermöge der Immunität den Lasten möglichst zu entziehen, die er für den Staat eigentlich zu tragen gehabt hätte. Um von dem Laienadel erst unabhängig, dann dessen Herr zu werden, galt es für Otto den kirchlichen Besitz mit seiner großen militärischen Kraft und seinen reichen finanziellen Hülfsquellen sich dienstbar zu machen. Zu diesem Zwecke suchte er seit 942 eine engere Verbindung mit der Kirche: handelte es sich dabei zunächst auch um sehr reale Besitz- und Machtfragen, so konnte es doch nicht ausbleiben, daß auf diesem Wege auch die in der Kirche lebenden universalen Tendenzen auf die Politik Ottos allmählich größern Einfluß gewannen. Auch ein psychologisches Moment mag dabei eingewirkt haben: der Ausgang des Bürgerkrieges, die Tage von Birthen und Andernach, die Rettung vor dem Mordplan des eigenen Bruders konnten Otto wol mit besonderer Zuversicht erfüllen, so daß er an einen besonderen Schutz des Himmels glaubte und sich für zu besonderen Dingen berufen hielt. Es scheint, als ob der König sich nun auch mit seiner Mutter Mathilde besser verstand, obgleich er die übermäßige Freigebigkeit derselben gegen Kirchen und Klöster nicht billigte. Namentlich aber fand diese Richtung Ottos einen höchst eifrigen Förderer in seinem jüngsten Bruder Bruno, der, seit 940 in der Kanzlei thätig, bald großen Einfluß gewann und schließlich der vornehmste Gehülfe des Königs in der gesammten Regierung wurde. Des Königs politisches Streben ergänzend bemühte sich Bruno namentlich um die Hebung der Bildung bei der Geistlichkeit und hat durch sein Beispiel und seine Einrichtungen derselben den Weg gezeigt, auf dem sie die aus dem römischen Alterthum überkommenen geistigen Schätze sich zu eigen machte, um dann weiterstrebend die Trägerin einer neuen Blüte des geistigen Lebens in Deutschland zu werden. Insbesondere wurde durch ihn die königliche Kanzlei die fruchtbare Pflanzschule künftiger Staatsmänner.

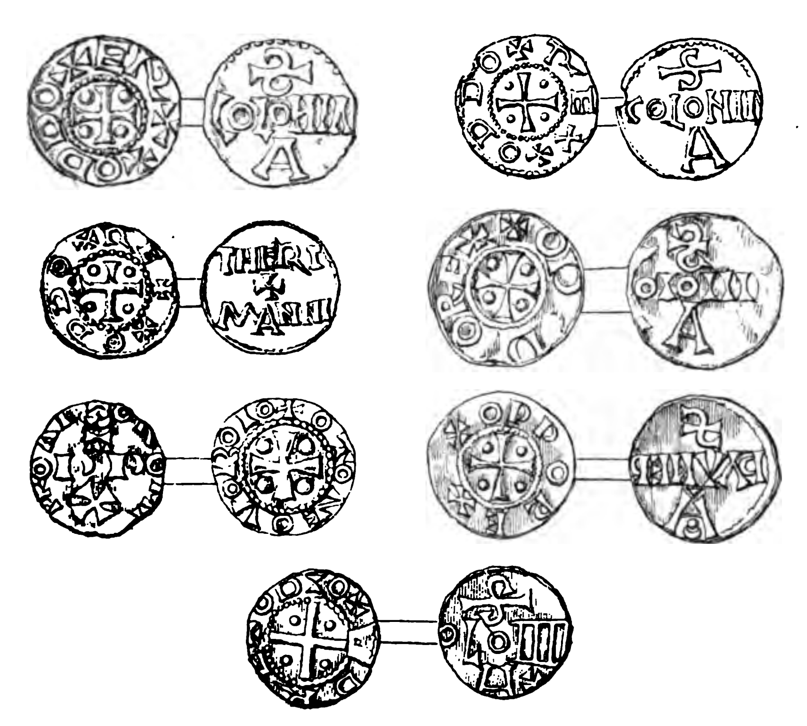


Ringsiegel Kaiser Ottos I.

Auch für Otto stand bei der Durchführung seines neuen politischen und kirchlichen Systems Sachsen in erster Linie; denn gerade dort griffen kirchliche und weltliche Interessen, innere und äußere Politik am mannigfachsten in einander. Ein woldurchdachtes System kirchlicher Neugründungen umspannt im Laufe der Jahre Sachsen und die ihm vorgelagerten Marken. Schon 936, gleich nach des Vaters Tod, hatte Otto im Andenken und für das Seelenheil desselben inmitten der ludolfingischen Pfalzen am Harz das Nonnenkloster zu Quedlinburg gestiftet. Auf den Wunsch der Königin Edith entstand auf dem dieser angewiesenen Witthum das Morizkloster zu Magdeburg. Nach dem Bürgerkrieg nahm Otto diese Bestrebungen in großartigerem

Maßstabe wieder auf. In Brandenburg und Havelberg entstehen Bisthümer, bestimmt ihre Sprengel sich durch die Mission zu erobern; im Norden werden Aarhus, Ripen und Schleswig zu gleichem Zweck gegen die Dänen vorgeschoben. Freilich handelte es sich bei diesen Gründungen nicht allein um die Ausbreitung des christlichen Glaubens und der deutschen Kultur; vielmehr sollte die Neuorganisation der Kultur- und Missionsarbeit auch der inneren Ordnung Sachsens und damit der Stellung des Königs zu gute kommen. Es galt dort im Norden und Osten nicht blos die Grenzen zu sichern, sondern auch durch Herstellung geordneter Zustände den Grenzkriegen ein Ende zu machen, in denen der sächsische Adel verwilderte, zugleich aber auf Kosten der ausgeraubten Wenden Reichthümer gewann, die ihn vom Königthum unabhängig und demselben aufsäßig machten. Die Christianisirung der Wenden bedrohte den Adel Sachsens in seiner bisherigen Selbstherrlichkeit, verhieß dagegen der Kirche reichen Gewinn an Land, Leuten, Zehnten u. s. w. Wie in Sachsen verfährt Otto im Reich überhaupt: er beschützt und bereichert die Kirche, steigert ihren Einfluß, um mit ihren Mitteln den Laienadel niederzuhalten und sich allmählich dienstbar zu machen. Wo ein Bisthum erledigt ist, wird es mit einem im Dienste des Hofes bewährten Geistlichen besetzt; überall ist der König bestrebt die Bischöfe vom Laienadel unabhängig zu machen, ihren Besitz und ihre Rechte gegen dessen Eingriffe zu sichern. Mit nimmer ermüdender Freigebigkeit stattet er die Kirche wahrhaft königlich aus; an Reichthum und Macht erhebt er sie über die Kirchen aller anderen Länder, beruft und befähigt sie so zu einer unvergleichlich großartigen Rolle in der deutschen Geschichte. Damals stiegen die deutschen Bischöfe zu fürstlicher Stellung auf: ihr ausgedehnter Landbesitz stellte viele Tausende von streitbaren Kriegern zu ihrer Verfügung; viele Tausende unfreier Leute saßen auf den geistlichen Gütern und verwandelten diese durch ihren Fleiß in die blühendsten Ackerbaugelände Deutschlands; im Dienste und unter dem Schutze der Kirche begannen Handwerk und Gewerbe sich zu regen. Auch der Handel schlug dort seine Stätte auf, da Otto den Bischofssitzen vielfach Marktrecht verlieh: unter dem Krummstab begannen die deutschen Städte zu erblühen. Die Kirche war nicht blos eine politische und militärische Macht, sie war eine solche auch für das wirthschaftliche Leben Deutschlands. Aus ihrem Ackerbau, ihrem Gewerbebetrieb und dem Aufschwung von Handel und Verkehr strömten ihr immer reichere Einnahmen zu: sie wurde auch eine finanzielle Macht. Durch Verleihung von Zoll- und Münzgerechtigkeiten befestigte Otto diese Stellung der Kirche im eigenen Interesse. Hatte früher der Adel nicht selten die Mittel der Kirche an sich gebracht, indem er sich die Vogtei über Kirchen und Stifter übertragen ließ, ihre Uebertragung nicht selten erzwang, so hinderte Otto auch diesen Misbrauch und hielt namentlich die Vogteirechte über Reichsstifter und Reichskirchen streng in der eigenen Hand. Freilich büßte die Kirche so ihre Unabhängigkeit ein, aber sie theilte die Ehre der königlichen Herrschaft, nicht

sowol als Gehülfin denn als Trägerin derselben. Hatte Karl der Große die ideelle Bedeutung der Kirche für das Reich betont, durch sie die fehlende Einheit ersetzen wollen, so hat Otto I., die eigenthümliche Zweitheiluug des Reiches benutzend, die schwer faßbare ideelle Einheit materiell ausgenutzt, indem er das Königthum auf den Besitz und die Machtmittel der Kirche



Münzen von Kaiser Otto I.

1. Vs. Umschrift: † ODDO † RE (verkehrt gestellt), im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel Rs. in einer Linie COLONIA, darüber verkehrtes S, darunter A. 2. Vs. † ODDO REX †, im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel; Rs. wie bei Nr. 1, aber in zierlicherer Schrift und S richtig gestellt. 3. Vs. ODDO REX, im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel; Rs. in zwei Linien zwischen denen ein Kreuz, THERTMANNI (= Dortmund). 4. Vs. † ODDO RE † im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel; Rs. COLOIIII, darüber S verkehrt gestellt, darunter A. 5. Vs. Im Felde ODDO und mit diesem ein Kreuz bildend von oben nach unten RE-X; in den vier Zwischenräumen die Umschrift IM-PR-AT-OR; Rs. Umschrift: † o T o RE o V o R o I o (= Treveri, Trier), im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel. 6. Vs. Umschrift: ODDO REX, im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel; Rs. in verkehrt gestellter Schrift RENVAD, darüber S, darunter A (= St. Reinvald, der Schutzpatron von Dortmund war). 7. Vs. Umschrift: ODIO † -PRE †, im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel; Rs. in einer Zeile COLOIIII, darüber S, darunter A und daneben ein Kreuz.

gründete. Und ein volles Jahrhundert hat sich diese Ordnung bewährt: ihr entsprang der großartige Aufschwung, den das deutsche Königthum nahm, ihr die Erneuerung des Kaiserthums und die Gewinnung einer weltherrschenden Stellung durch die Deutschen. Nur vorübergehend ist sie in diesem Zeitraum erschüttert worden: in dem Augenblick aber, wo die Kirche sich der

Herrschaft des Königthums entzog und seine demselben zur Verfügung gestellten Machtmittel gegen dasselbe zu wenden unternahm, brach in dieser Ordnung die Säule zusammen, welche den Reichsbau getragen, und eine kirchliche und zugleich politische Revolution sprengte diesen auseinander.

Immerhin war damit erst die eine Hälfte des Reiches zur Verfügung des Königthums. Es galt auch die große Masse des weltlichen Besitzes in den Händen der Herzöge, Grafen, Edlen und ihrer Vasallen und Dienstleute mit ihrer Fülle militärischer Kräfte und finanzieller Hülfsmittel für das Königthum nutzbar zu machen. Das Haupthindernis, die Macht des Stammesherzogthums, war 937—40 gebrochen, aber das Herzogthum überhaupt zu beseitigen, war nicht möglich bei dem stark ausgeprägten Sonderleben der Stämme und der Unentbehrlichkeit der darauf beruhenden Organisation. Deshalb ließ sich das Herzogthum nicht so leicht wie das Bisthum in ein von dem Königthum abhängiges Reichsamt verwandeln. Aber es scheint doch, als ob Otto mit der von ihm hierin geschaffenen Ordnung ein Uebergangsstadium erstrebt habe, das auf dieses letzte Ziel hinleiten sollte. Die Herzogthümer blieben — mit Ausnahme Frankens — bestehen; aber einmal wurden die Befugnisse ihrer Vorsteher möglichst verkürzt, indem auch die Grafen nicht mehr von den Herzögen, sondern unmittelbar von dem König bestellt wurden, und dann nur Männer seines Vertrauens, möglichst Verwandte zu Herzögen berufen. Während Sachsen in den bewährten Händen Hermann Billings blieb, machte Otto 944 zum Herzog des besonders wichtigen Lothringen den tapfern Konrad den Rothen, den begütertsten unter den fränkischen Edlen, den er durch die Hand seiner Tochter Liutgarde an die Interessen seines Hauses fesselte. Als 945 der getreue Berthold von Baiern starb, setzte Otto diesem seinen Bruder Heinrich vor, der mit des gewaltigen Herzogs Arnulf schöner und kluger Tochter Judith vermählt war. In Schwaben folgte 948 auf Hermann dessen Schwiegersohn, Ottos und der Edith Sohn Ludolf. Die Stellungen, in denen einst mächtige Gegner dem Könige Trotz geboten hatten, befanden sich nun in den Händen von Ottos Sohn, Bruder und Schwiegersohn, die schon als Fremde inmitten der Stämme nicht so fest wurzelten und solche Macht hatten wie ihre Vorgänger. Jeder Zeit und in jeder Angelegenheit konnte zudem der König in die Verwaltung des einzelnen Herzogthums selbst ordnend eingreifen, auf die er endlich durch die Pfalzgrafen dauernd Aufsicht und Einfluß übte. Solche finden wir in jedem der vier bestehen gebliebenen Herzogthümer: ihr Amt erinnert vielfach an das der ehemaligen Königsboten; sie waren die ständigen Vertreter des Königs und bestimmt den Herzögen das Gegengewicht zu halten.[1])

Ueberblicken wir die Organisation des Reichs, wie Otto I. sie nach Beendigung der Bürgerkriege schuf, so ist ein bedeutender Fortschritt unverkennbar. Unter Wahrung einer beschränkten Selbständigkeit sind die einzelnen

---

1) S. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte VII, 167 ff.

Theile des Reiches fest an einen als maßgebend anerkannten Mittelpunkt gebunden. War Heinrich als das Haupt einer lockern Föderation nur der erste unter ihm wesentlich gleichen Machtfaktoren gewesen, so wurde Otto wirklich der gebietende Herr, unterstützt von einem kleinen Kreise vertrauter Rathgeber meist geistlichen Standes. Es war eine Form gefunden, in welcher die der Gesammtheit obliegenden staatlichen Pflichten erfüllt, die Interessen des Ganzen mit denen der einzelnen Theile in Einklang gebracht werden konnten, solange sich alle Theile friedlich der bestehenden Ordnung fügten. Die Gewähr dafür aber lag doch nur in der Person des Königs und der Autorität, welche dieser gegebenen Falls erzwingen konnte, nicht aber in dem Königthum an sich und nicht in der bestehenden Ordnung als solcher. Herzöge und Grafen galten zwar als Beamte, aber im Widerspruch damit bestand das Lehnswesen fort, ja wurde die thatsächlich eingetretene Erblichkeit der Lehen nicht beseitigt, vielmehr gegenüber einzelnen Abweichungen erst recht als das Normale anerkannt. Wenn das Königthum wiederum für die Quelle und der Inbegriff aller Gewalt galt, so war das doch nur das Ergebnis von Ottos persönlichen Erfolgen und der der Kirche aufgelegten Dienstbarkeit. Es war die Frage, ob diese Momente stark genug sein würden den mit den Waffen niedergeschlagenen Widerstand auch für die Dauer niederzuhalten, ob dazu nicht weiter ausholende Maßregeln, zu deren Durchführung nicht wiederum neue und höhere Kräfte nöthig waren.

Deutschland nahm wieder eine gebietende Stellung ein, seine Grenzen waren gesichert, wurden erweitert. Im Jahre 947 zog Otto gegen den Dänenkönig Harald Blauzahn ins Feld, und wenn ihn auch nur die Sage bis zum Ottensund vordringen und zum Zeichen seiner Herrschaft über das nördliche Meer seine Lanze in die Wogen hinausschleudern läßt, so wurde doch durch die Herstellung der Mark Schleswig die unsichere Nordgrenze neu befestigt. Auch der Abfall des Böhmenherzogs Boleslaw wurde nun gebührend gezüchtigt: 950 zwang Otto denselben durch einen siegreichen Feldzug zur Huldigung, und der Einfluß Deutschlands auf Böhmen wurde noch gesteigert, als Boleslaws Nachfolger, sein Sohn Boleslaw II., zum Christenthum übertrat und durch die Stiftung des von dem Erzbisthum Mainz abhängigen Bisthums Prag eine enge kirchliche Verbindung mit Deutschland einging. Im Gebiet von Elbe und Saale aber dauerte der Kampf gegen die Slaven fort, ein fast niemals ganz ruhendes, zähes, erbittertes Ringen, in welchem die deutschen Waffen der wendischen Tücke mehr als einmal vorübergehend erlagen, das aber doch die Herrschaft des Christenthums und der deutschen Kultur allmählich weiter und weiter nach Osten trug. In diesen sächsischen Marken, wo Hermann Billing und der gefürchtete Gero walteten, bewährte sich auch die innige Verbindung und das sich ergänzende Zusammenwirken von Königthum und Kirche am segensreichsten in der Entwickelung einer kirchlichen und gleichzeitig militärischen Organisation. Wie eine Reihe von kirchlichen Burgen planmäßig über das Land vertheilt, entstanden die neuen sächsischen Bisthümer

im Slavenlande, zu Brandenburg und Havelberg, Meißen, Merseburg und Zeitz, und die glänzende Ausstattung und vielfache Bevorzugung seiner Stiftung zu Magdeburg ließ schon damals auf des Königs weitgehende Pläne für dieselbe schließen und das künftige Erzbisthum ahnen. Und wie nach Norden und Osten, so gewann Deutschland jetzt auch nach Westen hin einen gebietenden Einfluß wieder. Von der Willkür des übermächtigen Hugo von Francien bedroht rief Ludwig IV. von Westfranken des deutschen Königs Hülfe an: bis Rouen drang Otto 946 siegreich mit seinen Sachsen vor, und wie ein den hadernden Theilen übergeordneter Schiedsrichter untersuchte er 947 die Streitsache zwischen Ludwig und seinem Vasallen in der Pfalz zu Ingelheim und fällte den Spruch zu Gunsten des bedrängten Königs, dem 950 Konrad von Lothringen mit Waffengewalt den nöthigen Nachdruck gab. Und schon knüpften sich die Beziehungen, welche Burgund unter des Königs Schutz bringen und die Krone von Italien auf Ottos Haupt setzen sollten.



Siegel des Markgrafen Gero.
Von dem Schenkungsbriefe für Gernrode vom Jahre 964.

Während für Deutschland eine neue Zeit begonnen hatte, in welcher die Kräfte der geeinigten Nation unter energischer Leitung gemeinsamen Zielen zustrebten, die Grenzen und gleichzeitig das Gebiet christlicher und deutscher Kultur erweitert wurden, die wirthschaftlichen Zustände sich günstig entwickelten und unter dem Schutze eines reichbegabten und allen idealen Interessen zugänglichen Herrscherhauses auch das geistige Leben der Nation rasch erblühte, schien Italien, einem trüben Verhängnis verfallen, in den Greueln wüster Adelskämpfe und unter den Heimsuchungen sarazenischer Raubschaaren gänzlicher Verarmung und Verwilderung zu erliegen, und selbst die geistige Kultur, welche sich durch eine ununterbrochene Tradition bis in diese Zeit gerettet und nicht aufgehört hatte, immer neue Früchte und darunter manche werthvolle zu zeitigen, konnte dem schwer lastenden Druck des materiellen Elendes und der Wüstheit der überwuchernden Unsittlichkeit nicht mehr Widerstand leisten und drohte demselben allmählich elend zu erliegen. Während der reiche Süden der schönen Halbinsel von Arabern und Griechen umstritten wurde und mit Ausnahme einiger weniger fester Städte unter ihren Raubthaten immer tiefer verkam, waren Rom und sein Gebiet der Schauplatz der widerwärtigsten Entartung, Staat und Kirche der Spielball der schnöden Selbstsucht gewissenloser kirchlicher und weltlicher Abenteurer geworden, und das Papstthum, welches Italien einst politisch, sittlich und kirchlich aus dem Chaos der Völkerwanderung gerettet, das sich unterfangen hatte, an Stelle des Kaiserthums tretend,

die Leitung der abendländischen Christenheit in seine Hand zu nehmen, schien in Sünde, Schande und Blutvergießen ein Ende mit Schrecken nehmen zu sollen.

Papst Formosus hatte die von ihm vollzogene Krönung Arnulfs, des letzten Deutschen, der die Kaiserkrone getragen, nicht lange überlebt. Sein Tod, im Mai 896, bereitete dem deutschen Einfluß ein jähes Ende; die Partei der Grafen von Tuscien und der Herzöge von Spoleto riß alle Gewalt an sich: sie verfügte auch über den in schnellem Wechsel erledigten und wieder besetzten päpstlichen Stuhl. Als ihr Werkzeug ließ Stephan VI. den halbverwesten Leichnam des Formosus aus der Gruft reißen, den Todten durch eine Synode als widerrechtlichen Eindringling des Papstthums entsetzen und zum Tode verurtheilen, worauf der brüllende Pöbel den Leichnam unter Hohn und Spott herumschleifte und in die Wellen des Tiber stürzte. Alle von Formosus ertheilten Weihen wurden als ungültig verworfen, natürlich auch die Kaiserkrönung Arnulfs. Der frühzeitige Tod des jungen Kaisers Lambert steigerte die Verwirrung nur noch, denn der junge Burgunderfürst Ludwig III., der Sohn des Königs Boso, dem 901 Benedikt IV. die Kaiserkrone verlieh, konnte sich gegen die Angriffe Berengars von Ivrea nicht behaupten, der selbst in Oberitalien nur mühsam und unter fortwährenden Kämpfen eine unsichere Herrschaft führte. Zu den politischen und dynastischen Wirren kamen kirchliche der übelsten Art: Papst Leo V. wurde durch einen Usurpator gestürzt und eingekerkert, und dieser, Christophorus, erfuhr nach kurzer Zeit das gleiche Schicksal durch Sergius III., der schon einmal zum Papste gewählt sich nicht hatte behaupten können und jetzt erst (909) durch List und Gewalt in den Besitz der Würde kam, indem er die früher annullirten, dann wieder anerkannten Weihen des Formosus von Neuem für ungültig erklärte — eine Maßregel, die innerhalb der Kirche eine Verwirrung und Rechtlosigkeit zur Folge hatte, wie sie ähnlich nur noch in den Zeiten des Investiturstreites und während des großen Schisma zu beklagen gewesen ist. Aber noch viel Aergeres stand der Kirche und dem Papstthum bevor. In die schmutzigen Hände sittenloser Weiber wurde ihr Schicksal auf Jahre hinaus gelegt. Mit Sergius III. kamen dessen Geliebte Marozia und deren Mutter Theodora in den Besitz der Gewalt, wurden von Geistlichen und Weltlichen umschmeichelt und umworben und vertheilten nicht blos Gunst und Gnade, Landgüter und Schätze, sondern auch kirchliche Ehren und Würden, wie ihre wilde Sinnlichkeit bald hier, bald dort in galanten Abenteuern Befriedigung suchte. Sollte doch Sergius' III. Nachfolger, Johann X., seine ganze kirchliche Laufbahn dem Wolgefallen zu verdanken haben, das Theodora an dem schönen und stattlichen Manne gefunden hatte! Jedenfalls war derselbe mehr zum Feldherrn als zum Priester geschaffen, und während die Kirche durch ihn noch tiefer in Entartung verfiel, erntete er den Dank der Römer, indem er das Beispiel Leos IV. nachahmte und im Bunde mit den Fürsten Unteritaliens 916 die schon bis zum Garigliano vorgedrungenen Araber durch eine siegreiche Schlacht zum Rückzuge nöthigte. Aber schon brachen Stadt und Kirche unter anderen Heimsuchungen

zusammen. Nach Bewältigung Oberitaliens strebte der rastlose Berengar zu der Königskrone auch die kaiserliche zu gewinnen. Johann X. mußte sie ihm 915 bewilligen, ohne dafür des gehofften Schutzes gegen einheimische und auswärtige Feinde theilhaftig zu werden. Denn der Kampf mit seinem Gegenkönig Rudolf II. von Hochburgund hielt Berengar ganz im Norden fest, und als er 924 durch Mörderhand fiel, sah sich der Papst völlig in die Gewalt der Marozia und ihrer Günstlinge gegeben. Mit ihrer Hand zugleich schenkte diese dem Markgrafen Guido von Tuscien die Herrschaft über die Stadt und ihr Gebiet. Den Versuch sich dem Schreckensregiment desselben zu widersetzen büßte Johann X. 928 mit dem Tode im Kerker. Seitdem war Marozia Herrin Roms und verfügte nach Belieben über den Stuhl St. Peters, den sie schließlich ihrem eigenen Sohne von Sergius III. als Johann XI. zuwandte: sie beherrschte unter dem hochtönenden Titel einer Senatrix und Patricia die Stadt und deren Gebiet, bereit auch das Kaiserthum zu einer von ihrer Gunst und Laune abhängigen Würde zu erniedrigen. Diesen Greueln machte schließlich ihr eigener Sohn ein Ende, der tüchtige und kraftvolle Alberich II., den sie ihrem ersten Gemahl, dem Markgrafen Alberich von Tuscien und Spoleto, dem Waffengenossen Johanns X. im siegreichen Kampfe gegen die Sarazenen, geboren hatte. Als nämlich Marozia nach dem Tode Guidos von Tuscien in dem ehrgeizigen Hugo von Burgund, der im Kampfe gegen Berengar eben die italienische Krone gewonnen hatte, einem wilden und wüsten, mit allen Gebrechen einer entarteten Zeit behafteten Gesellen, 932 den dritten Gemahl genommen und demselben durch ihren Sohn Johann XI. die ersehnte Kaiserkrone zugewandt hatte, da erhob sich Alberich II., ein Mann von gewaltiger Kraft, rücksichtslos und tyrannisch, aber entschlossen und fähig Ordnung zu stiften in dem Chaos, das über Rom hereingebrochen war, verjagte den elenden Stiefvater, brachte die Mutter in sichern Gewahrsam und hielt auch seinen Halbbruder, den Papst, wie einen Staatsgefangenen. Mit der Weiberherrschaft zugleich, die so lange auf der entwürdigten ewigen Stadt gelastet und jede Erinnerung an den einstigen Aufschwung des Papstthums in Schmach und Schande erstickt hatte, ging nun aber die päpstliche Herrschaft über Rom selbst zu Grunde. Nach Art der Tyrannen des Alterthums oder der Condottierenfürsten des fünfzehnten Jahrhunderts, mit an Schrecken grenzender Strenge herrschte nun Alberich II., aber die Ordnung im Innern und die Sicherheit nach außen stellte er her und gewann sich dadurch den Dank der aufathmenden Römer.

Man hat wol gemeint, daß alle diese Dinge Deutschland eigentlich nichts angegangen, daß jede Einmischung unnöthig und verderblich gewesen sei; man hat viele von den Heimsuchungen, die unser Volk in den nächsten Jahrhunderten getroffen, geradezu auf die Verbindung mit Italien zurückführen wollen, welche Otto I. begründet und mit der italienischen und der kaiserlichen Krone auf seine Nachfolger vererbt hat. Dieses Urtheil beruht aber doch auf einer Verkennung der damaligen Verhältnisse und der Motive, welche Otto die Verbindung mit Italien nicht blos empfahlen, sondern als

politische Pflicht auferlegten. Wie sich nämlich die Verfassung der Kirche einmal gestaltet hatte, wirkte, was in Rom geschah, auf die Kirche auch des Reichs. Die Knechtschaft und Verwilderung, in welche das Papstthum verfiel, traf auch den deutschen Episkopat und bedrohte die Stellung, welche Otto diesem als der vornehmsten Stütze des Königthums angewiesen hatte. Näher noch lagen den Deutschen die Angelegenheiten der Lombardei, deren endgültige Ordnung wiederum nicht möglich war ohne einen zuverlässigen Rückhalt in Rom. Dieses Mittelglied ist es denn auch gewesen, das die entscheidende Wendung in der Politik Ottos herbeigeführt hat. Im Jahr 937 nämlich war Rudolf von Burgund, der sich im Kampfe gegen Hugo von Hochburgund im Besitz der italienischen Krone behauptet hatte, gestorben und sofort hatte Hugo den aussichtslosen Ansturm gegen die Macht seines Stiefsohns Alberich II. in Rom aufgegeben und die freigewordene Stellung im Norden zurückgewonnen, indem er sich durch die Ehe mit Rudolfs Wittwe und die Vermählung ihrer Tochter Adelheid mit seinem Sohn Lothar zu befestigen strebte, Rudolfs Sohn aber, den Erben der italienischen Krone, Konrad, sowie alle sonstigen Gegner, namentlich aber den Markgrafen Berengar von Ivrea, einen Enkel des Kaisers Berengar, mit leidenschaftlichem Haß verfolgte. Diese Parteikämpfe wirkten nun bei den nachbarlichen Beziehungen sowol Schwabens wie Baierns zu Oberitalien auch auf Deutschland ein: dort war es Ludolf, hier Herzog Heinrich, welcher daraus Gewinn zu ziehen suchte. Es entstand so eine Gegnerschaft zwischen Neffen und Oheim, welche für das Reich selbst noch verderblich werden sollte. Zu Ludolf floh Berengar von Ivrea vor Hugos Nachstellungen; auch am Hofe König Ottos hielt er sich längere Zeit auf, und als er nach drei Jahren wieder südwärts zog, um die italienische Krone zu gewinnen, führte er in Deutschland geworbene, namentlich schwäbische Mannschaften mit sich: kein Zweifel demnach, daß Otto damals bereits in Italien einzugreifen entschlossen war. Das Königthum Hugos von Burgund erlag dem von Deutschland unterstützten Angriff Berengars. Als Hugo nun aber Italien verließ und seinem Sohn Lothar die Krone übertrug, da wandten sich die lombardischen Großen, welche in dem andauernden Thronstreit für sich selbst natürlich den reichsten Gewinn machten, von Berengar wiederum abfallend, diesem zu, so daß es Lothar gelang sein Königthum wenigstens in einem Theil Oberitaliens zur Anerkennung zu bringen. Aber für die Last eines andauernden Bürgerkrieges reichten seine Kräfte nicht aus: er suchte anderweitige Hülfe und dachte, da Deutschland hinter Berengar stand, an die Herbeirufung der Byzantiner. Zum Glück für Italien starb der junge König vor Ausführung dieses unheilvollen Plans im November 950 zu Pavia. So sah sich seine etwa zwanzigjährige Wittwe Adelheid, eine schöne, mit hervorragenden geistigen Eigenschaften ausgestattete Frau, die in friedlichen Zeiten und gegenüber weniger chaotischen Zuständen wol geeignet war selbständig zu regieren, vereinsamt dem tödtlichen Hasse Berengars und seiner Gemahlin Willa, einer Nichte Hugos von Burgund, preisgegeben, um

so mehr, als sie, die Tochter eines italienischen Königs und die Wittwe eines solchen, mit gutem Rechte Erbansprüche auf das vielumstrittene Land erheben konnte. Bald war sie in der Gewalt der Gegner und schien ihr Leben hinter Kerkermauern vertrauern zu sollen. Verwandtschaftliche Beziehungen und persönliche Rücksichten mußten in dem deutschen Königshause lebhafte Theilnahme für das Schicksal der schönen Frau erwecken: durch ihre Mutter Bertha war dieselbe eine Halbschwester von Herzog Ludolfs Gemahlin Ida, des Schwabenherzogs Hermann Tochter; ihr Bruder Konrad, der die Krone von Burgund trug, war am Hofe Ottos erzogen und stand so ganz unter dessen Schirm und Schutz, daß manche seinen Staat wie ein deutsches Lehen ansahen. Auch sonst hatte Adelheids Name im Norden der Alpen einen guten Klang, und mancher Deutsche, der die Wallfahrt nach den Apostelgräbern in Rom gemacht, bewahrte der guten Aufnahme, die er bei der gastfreien jungen Königin gefunden, eine dankbare Erinnerung. Es war also begreiflich, wenn Adelheid Rettung aus Deutschland erhoffte, sich mit der Bitte um Hülfe an Otto wandte, der jetzt an einer Befestigung der Herrschaft Berengars kein Interesse mehr haben konnte. Aber näher als Otto waren Ludolf von Schwaben und Heinrich von Baiern, beide ohnehin den italienischen Wirren seit Jahren nicht fremd. Die Spannung, welche zwischen beiden herrschte, entsprang wesentlich ihrer Concurrenz in Bezug auf die Lombardei. Als nun gar Heinrich von Baiern 949 sich des Gebiets von Aquileja bemächtigte und damit bereits einen Fuß in Italien hatte, zürnte Ludolf erst recht und meinte eilen zu müssen, um dem Oheim zuvorzukommen. Gerade diese Beziehungen des bairischen und des schwäbischen Herzogs zu den italienischen Wirren wurden für Otto das Moment, das ihn zu raschem Eingreifen in Italien bestimmte: denn wer von den beiden Nebenbuhlern die Krone Italiens gewinnen mochte, ein König-Herzog war unvereinbar mit der neuen Ordnung des Reichs. Otto beschloß, was der Sohn und der Bruder einander in nebenbuhlerischem Wettkampf streitig machten, in Anknüpfung an die Traditionen der karolingischen Zeit selbst mit starker Hand zu ergreifen: ging doch der Weg nach Rom durch Oberitalien und war das italienische Königthum geschichtlich gewordenem Brauche gemäß die Vorstufe für das römische Kaiserthum. Und nun hatte der Tod die geliebte Genossin der Jugend ihm von der Seite gerissen: die blonde Angelsächsin Edith, die Mutter Ludolfs und Liutgardes, ruhte in dem Dome des heiligen Moriz zu Magdeburg. Der Gedanke lag so nahe, daß Otto durch die Vermählung mit Adelheid deren Recht auf Italien an sich brachte und das deutsche Königthum zum Träger der Intervention machte, um die Ludolf und Heinrich haderten.

Es scheint fast, als ob Ludolf dem Vater habe zuvorkommen wollen, als er, ohne dessen Befehl abzuwarten, im Frühjahr 951 auf eigene Hand mit unzureichenden Streitkräften in die Poebene hinabstieg. Der allgemeine Umschlag, auf den er gehofft, erfolgte nicht; Berengar behauptete sich. Bald sah sich Ludolf, von allen Seiten hart bedrängt, zu ruhmlosem Rückzug genöthigt. Er schrieb das namentlich den Intriguen zu, die Heinrich von Baiern hinter-

rücks mit den Gegnern gesponnen haben sollte. Das Herz voll leidenschaftlichem Groll gegen den Oheim zog Ludolf dem mit einem stattlichen Heer vom Brenner herabsteigenden Vater entgegen; der strenge, aber wolverdiente Tadel, mit dem dieser ihn empfing, verbitterte den ehrgeizigen Jüngling vollends. Seine Unzufriedenheit stieg, als er sehen mußte, wie Herzog Heinrich von Baiern im Vertrauen des Königs den ersten Platz einnahm und den



Vom Grabmal der Kaiserin Edith im Dom zu Magdeburg.

größten Einfluß übte. Ernsten Widerstand fand Otto nicht: die meisten Großen beugten sich der imponirenden Macht, mit der er im September 951 die Lombardei betrat, die Städte öffneten willig ihre Thore, und Berengar, von den meisten seiner Anhänger im Stich gelassen, zog sich in die Bergfesten seiner Markgrafschaft zurück. Schon am 23. September hielt Otto, von geistlichen und weltlichen Großen glänzend empfangen, seinen Einzug in die Hauptstadt Pavia, und sein mildes und gnädiges Auftreten, in dem er die

Parteiungen der jüngsten Vergangenheit übersah und jeden, der sich ihm fügte, gütig aufnahm, erwarb ihm schnell allgemeine Sympathien. Die Krone von Italien lag thatsächlich schon in seiner Hand. Inzwischen war es nun gar Adelheid gelungen aus der Haft, in der Berengar sie gehalten, zu entkommen: in Reggio bei Bischof Adalhard hatte sie Aufnahme gefunden. Dorthin erging nun die zweifellos längst geplante Werbung Ottos um die Hand der Königin von Italien. Bald war dieselbe, von Herzog Heinrich geleitet, mit glänzendem Gefolge nach Pavia unterwegs, wo die Vermählung stattfand. Aber nur eine Befestigung seiner neuen Stellung wollte Otto der schönen und klugen Gattin danken: kraft des Rechts der Eroberung nannte er sich schon vorher König von Italien, und es ist bezeichnend für die Bedeutung, die er dieser Krone beimaß, daß er weder eine Wahlhandlung vornehmen noch sich krönen ließ. Und schon streckte er die Hand auch nach der Kaiserkrone aus. Mit Bischof Hartbert von Chur ging Friedrich von Mainz in seinem Auftrag nach Rom, um mit Papst Agapet II. über die Kaiserkrönung zu unterhandeln. Doch verständigte man sich nicht. Daß der Mainzer Erzbischof, wie ihm nachmals schuld gegeben wurde, den Plan des Königs absichtlich hintertrieben habe, ist nicht wahrscheinlich. Solange Alberich II. als Senator und Patricius mit unumschränkter Willkür in Rom schaltete und auch die Päpste völlig von ihm abhängig waren, konnte keiner von diesen daran denken die Kaiserkrone einem fremden Fürsten zu übertragen. Der jähe Glückswechsel, den man in Italien sich hatte vollziehen sehen, mahnte ohnehin zur Vorsicht: denn noch war Berengar nicht völlig unschädlich gemacht.

Aber die Gefahr, der Otto erliegen konnte, drohte von einer anderen Seite: im eigenen Hause und im Kreise der vertrautesten Räthe lauerte neuer Verrath. Grollend kehrte Ludolf vom Hoflager des Vaters nach Schwaben zurück; Friedrich von Mainz folgte ihm. Die unheilvollen Wirkungen ihrer Thätigkeit äußerten sich bald in einer steigenden Gährung im Süden und im Westen des Reichs. Otto eilte deshalb 952 selbst nach Norden zurück, während er seinen Schwiegersohn Konrad von Lothringen mit der Beendigung des Kampfes gegen Berengar beauftragte. Aber auch dieser sann bereits auf Verrath. Eigenmächtig schloß er mit Berengar einen Vertrag, der demselben die italienische Krone als deutsches Lehen überließ. Als beide vor dem überraschten König in Magdeburg erschienen, blieb diesem, gegenüber dem drohenden Aufstande Ludolfs, nichts übrig als das Geschehene gutzuheißen. Berengar wurde als Lehenkönig Italiens anerkannt, aber die wichtigen Grenzgebiete von Friaul, Istrien, Aquileja, Trient und Verona, von deren Besitz die Behauptung der deutschen Herrschaft wesentlich abhing, gab Otto an Heinrich von Baiern. Dadurch reizte er die Unzufriedenen nur noch mehr: denn gerade gegen den Einfluß des hochbegünstigten Baiernherzogs richtete sich der Haß Ludolfs und der Unmuth Konrads. Persönliche, nicht hochpolitische Motive, wie man gemeint hat, trieben sie auf die abschüssige Bahn der Rebellion. Bei Ludolf, der selbst die Krone Italiens zu gewinnen getrachtet hatte, konnte die italie-

nische Politik Ottos an sich unmöglich solchen Anstoß erregen, daß er ihr als Vorkämpfer der deutschen Interessen mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten für geboten hielt. Vielmehr haßte er den ihm seit Jahren hinderlich begegnenden Baiernherzog; er sah durch des Vaters Ehe mit Adelheid, welche um jene Zeit einen freilich bald wieder gestorbenen Sohn gebar und zusehends an Einfluß auf den Gemahl gewann, die Nachfolge gefährdet, zu der er schon vor fünf Jahren feierlich designirt worden war. Auch bei Konrad von Lothringen war Haß gegen Heinrich von Baiern das Motiv. Weniger klar ist die Sache in Betreff Friedrichs von Mainz: aber auch bei ihm wird auf persönliche Anlässe geschlossen werden dürfen, da eben um jene Zeit (953) Bruno zum Erzbischof von Köln und zum Erzkanzler erhoben und damit ausdrücklich als vornehmster Reichsgehülfe des Bruders bestellt wurde.

Noch standen sich beide Theile zuwartend gegenüber. Ja, Otto scheint der jetzt drohenden Krisis gegenüber an seiner Macht gezweifelt zu haben: langmüthig, fast kleinmüthig ist sein Verhalten. Im Frühjahr 953 erscheint er vor Mainz: erst nach langem Harren findet er Aufnahme; dennoch nimmt er die Gastfreundschaft Friedrichs an und geht in die ihm gelegte Falle. Denn nun fanden sich auch Ludolf und Konrad dort ein: ihre Treue gegen den König betheuernd bekannten sie offen ihre leidenschaftliche Feindschaft gegen den Baiernherzog; von dessen Preisgebung machten sie ihr ruhiges Verhalten abhängig. Und Otto mußte, so hören wir, ihre Forderungen bewilligen. Welcher Art diese gewesen, ist freilich unbekannt: man mag eine Verkleinerung Baierns, die Abtretung der neuen italienischen Provinzen, die Entfernung Heinrichs aus dem Rathe des Königs, vielleicht auch die Annahme Ludolfs zum Mitregenten vermuthen. In jedem Falle blieb die Zusage, die man Otto in seiner Hülflosigkeit zu Mainz abgepreßt, unerfüllt. Denn sofort eilte der König über Köln nach Dortmund, und an der Spitze des sich schnell um ihn sammelnden sächsischen Heerbanns, zum Entscheidungskampfe gerüstet, erklärte er die in Mainz gemachten Zugeständnisse für null und nichtig. Die Antwort darauf war die offene Erhebung der Unzufriedenen.

Noch einmal stürzte das Reich so nach zehn Jahren der Ruhe in einen Bürgerkrieg, einen schlimmern und gefährlichern als die frühern. Es schien, als ob das zwiegespaltene Reich sich im brudermörderischen Kampfe des Nordens gegen den Süden zu Grunde richten wollte, als ob es jetzt wirklich mit der Herrschaft der Sachsen zu Ende sein sollte. So ungünstig war seine Lage, daß Otto, obgleich er die Rebellen zu Fritzlar geächtet hatte, doch wiederholt mit ihnen unterhandelte; aber dieselben lehnten jedes Zugeständnis ab, verweigerten die bedungene Auslieferung ihrer Mitschuldigen. Um die Bedrängnis Ottos zu vollenden, griff auch in Sachsen ein Neffe Hermann Billings, Ekbert, der Sohn des wegen Aufruhrs landesflüchtig umgekommenen Wichmann, gegen ihn zu den Waffen, und wie in den Tagen von Breisach und Andernach griff der Abfall in den Reihen der Bischöfe um sich, die in einer solchen Krisis die schwere Belastung der Kirche und ihrer Güter erst

recht empfanden. Es war ein Glück für Otto, daß auch die Gegner zur Theilung ihrer Kräfte genöthigt wurden. Denn in Lothringen erhob sich gegen Herzog Konrad der Bruder Giselberts, Graf Reginar von Hennegau, während Ludolf durch Burkhard, einen Sohn des ehemaligen Schwabenherzogs dieses Namens, angegriffen wurde. Andererseits freilich wurde Herzog Heinrich von Baiern an der thatkräftigen Unterstützung des Bruders gehindert durch die Empörung des Pfalzgrafen Arnulf, der in dem allgemeinen Chaos seines Vaters und Bruders Stellung zu gewinnen dachte. Noch schwankte der ganz Deutschland durchtosende Bürgerkrieg ohne Entscheidung — nur in Lothringen hatte der energische und kluge Bruno von Köln die Sache des Königs glücklich aufrecht erhalten —, als die Ungarn 954 einen neuen Einfall machten, der namentlich Lothringen verderblich wurde. Und so verwirrend hatte die Erbitterung des Kampfes auf die Gegner des Königs gewirkt, daß sie nicht anstanden mit den Barbarenhorden gemeinsame Sache zu machen. Dieses Uebermaß der Feindschaft gereichte ihnen aber selbst zum Verderben: mit Abscheu wandten sich jetzt viele ihrer Anhänger ab und eilten sich dem bedrohten Vaterlande zur Verfügung zu stellen. Damit erst trat eine rettende Wendung für Otto ein. Konrad von Lothringen, gebeugt durch den Tod seiner Gemahlin Liutgarde, unterwarf sich; Ludolf und der Pfalzgraf Arnulf zogen sich in das feste Regensburg zurück. Nachdem Arnulf dort im Kampfe gefallen, schloß Ludolf einen Stillstand und räumte die Stadt. Als dann im Oktober 954 auch Friedrich von Mainz starb, mußte Ludolf, vereinsamt, sich der Gnade des Vaters überantworten. Ohne einen ernsten Kampf gewagt zu haben, dank seiner geschickt zuwartenden Haltung, die auch in den Augenblicken der höchsten Bedrängnis mit dem Anerkenntnis ihrer Niederlage klug zurückhielt, aber auch dank einer neuen Reihe außerordentlicher Glücksfälle ging Otto als Sieger über diesen Aufstand seiner nächsten Verwandten hervor. Zugleich aber erwuchs ihm aus demselben die Verpflichtung zu einer weiteren Umgestaltung des Reiches; dazu aber wurden nun weiter ausholende Maßregeln, zu deren Durchsetzung neue und höhere Kräfte nöthig.

Ludolf und Konrad erhielten Verzeihung: gnädig genug ließ Otto beide in dem Besitz ihres Erbgutes, das sie nach strengem Rechte auch verwirkt hatten; aber ihre Lehen und insbesondere ihre Herzogthümer büßten sie ein. Schwaben erhielt Burkhard II., ein tüchtiger, treuer Mann, dem Herzog Heinrichs Tochter, die kluge, energische, fast gelehrt gebildete Hedwig vermählt wurde. Lothringen blieb unvergeben: dort waltete Erzbischof Bruno von Köln mit Umsicht und Thatkraft, stellte Ruhe und Ordnung wieder her und that dem ehrgeizigen Treiben des Grafen Reginar schließlich durch die Verbannung desselben Einhalt. Auch der Widerstand der deutschen Kirche wurde nun gebrochen. Zum Nachfolger Friedrichs von Mainz ließ Otto seinen natürlichen Sohn Wilhelm erheben; in Trier, wo Robert, ein Verwandter Giselberts von Lothringen, mehrfach geheimer Einverständnisse mit den Gegnern des Königs beschuldigt und bis zuletzt verdächtig, ein Vierteljahrhundert gewaltet

hatte, folgte (956) in Heinrich, einem dem Königshause verwandten Geistlichen aus Schwaben, ein treuer und zuverlässiger Mann auf dem erzbischöflichen Stuhle. So war die Stellung des deutschen Königthums, welches seine vereinigten weltlichen und geistlichen, einheimischen und auswärtigen Gegner in einem letzten Ansturm hatten zu Fall bringen wollen, nicht blos siegreich behauptet, sondern auch fester begründet, sicherer ausgebaut und zugleich beträchtlich erweitert. Niemand wagte mehr derselben Trotz zu bieten, und alle wetteiferten, um des Schutzes und des Schirmes derselben theilhaftig zu werden.

Nur eine Erinnerung an die Verirrungen der letzten Zeit war noch auszutilgen, die Schmach des erneuten Ungarneinfalles. Denn auch 955 brachen die wilden Reiterschaaren über die Ostgrenze Baierns herein, wo eben der sonst allezeit zu energischer Abwehr bereite Herzog Heinrich dem Tode verfallen krank darnieder lag. Nach greulicher Verwüstung des Landes lagerten sie in weitem Kreise um Augsburg, das unter Leitung des tapfern Bischofs Udalrich sich bis zum Aeußersten zu halten entschlossen war, damit das schnell aufgebotene Reichsheer Zeit zum Heranzug und zu einem entscheidenden Schlage gewänne. Auf die dringende Meldung aus Baiern eilte Otto selbst mit einigen sächsischen Mannschaften nach dem Lech, obgleich es bei dem andauernden Krieg gegen die Wenden bedenklich erscheinen konnte den Osten zu entblößen. In der Nähe von Augsburg stieß der ehemalige Lothringerherzog Konrad mit gewaffneten Schaaren zu ihm; bald war man in kleinen Kämpfen mit den Ungarn begriffen: für den 10. August wurde die Schlacht beschlossen. Mit Tagesanbruch traten die verschiedenen Haufen unter die Waffen, durch Andacht und Fasten auf die große Entscheidung vorbereitet. Durch ein besonderes Treugelübde verband man sich unter einander zum Ausharren. Auf Umwegen, durch Wald und Gestrüpp gedeckt, marschirte das Heer auf, im Ganzen in acht Treffen geordnet. Die ersten drei bestanden aus Baiern, im vierten fochten die Franken unter Herzog Konrad, das fünfte und stärkste enthielt unter Otto selbst die auserwählte Mannschaft; in dem sechsten und siebenten waren die Schwaben unter Herzog Burkhard II., im achten die böhmischen Hülfstruppen vereinigt, tausend Reiter, deren Obhut man das Gepäck anvertraute. Ihrer listigen Kriegsweise getreu setzten die Ungarn mit einem Theile ihrer Horde über den Lech, umgingen die Deutschen und fielen plötzlich vom Rücken über den böhmischen Haufen her, der nach Verlust des Gepäcks in die Flucht geschlagen wurde. Auch der siebente und sechste Haufe waren bereits geworfen, als Otto die kritische Lage erkannte und dem Herzog Konrad mit seinen Franken dorthin zu eilen befahl, während er selbst in der Front den Angriff des ungarischen Hauptheeres abwehrte. In stürmischem Anlauf überrannte Konrad die Feinde, gewann das Gepäck zurück, befreite die Gefangenen und eilte dann zu dem König, um auch dessen Sieg vollenden zu helfen. Im heftigen Getümmel den Helm lüftend empfing er dort einen tödtlichen Stoß in die entblößte Gurgel und sühnte durch siegreichen Heldentod

die Schuld, die er gegen den König und sein Vaterland früher auf sich geladen hatte. Geschlagen wandten sich die Ungarn zu eiliger Flucht, um den Boden Deutschlands nicht mehr zu betreten. Auf dem Schlachtfelde aber, unter den Mauern des glücklich befreiten Augsburg drängte sich das siegreiche Heer jubelnd und glückwünschend um seinen König, ihn als Vater des Vaterlandes und als Imperator begrüßend: es wies ihm damit den Weg, den er nach dem Denken und Empfinden der Zeit zur Vollendung seines Triumphes zu gehen hatte.

Erläuterungsblatt zu dem Facsimile aus Widukinds von Corvey „Sächsische Geschichten"; um 967 (Dresden, königl. Bibliothek):

Die von der Schlacht auf dem Lechfelde handelnde Stelle.

Transscription:

II. Widukind, Res gestae Saxonicae III, 44.

men. Nam erat natura audacis animi et quod
rarum est audacibus bonus consilii et dum eques et dum
pedes iret in hostem bellator intolerabilis, do-
mi militiaque sociis carus. Igitur ab utriusque exer-
citus latrocinantibus agminibus notificabatur
non longe exercitus ab altero fore. Jejunio in castris
predicato iussum est omnes in crastino paratos esse
ad bellum. Primo diluculo surgentes pace da-
ta et accepta operaque sua primum duci, deinde unus-
quisque alteri cum sacramento promissa erectis sig-
nis procedunt castris, numero quia octo legionum.
Ducitur exercitus per aspera et difficilia loca, ne
daretur hostibus copia turbandi sagittis ag-
mina quibus utuntur acerrime arbustis ea
protegentibus. Primam et secundam terciamque legionem dire-
xerunt Bawarii, quibus praefuerunt praefecti duces
Heinrici. Nam ipse bello interim aberat eo quod va-
letudine corporis laborasset, qua et mortuus est.
Quartam ordinavere Franci, quorum rector ac procu-
rator dux Conradus. In quinta que erat maxima
que et dicebatur regia ipse princeps vallatus lec-
tis ex omnibus militum milibus alacrique iuventute
eorumque eo angelus penes quem victoria denso ag-
mine circumseptus. Sextum et septimum construxe-
runt Suevi, quibus prefuit Burchardus, cui nup-
serat filia fratris regis. In octava erant Boemi,
electi milites mille armis potius instructi quam —

Uebersetzung umstehend.

Uebersetzung.

Denn er (Herzog Konrad von Franken, Ottos des Großen Schwiegersohn, ehemals Herzog von Lothringen) war von Natur kühnen Muthes und, was bei kühnen Männern selten ist, tüchtig im Rath, im Kampfe unwiderstehlich, mochte er nun zu Roß oder zu Fuß den Feind angreifen, seinen Genossen im Krieg und Frieden gleich theuer. Jetzt ward von den Streifpartien beider Heere angezeigt, daß sie nicht weit mehr von einander seien. Demnach wurde ein Fasten im Lager angesagt und allen befohlen, am folgenden Tage zum Kampfe bereit zu sein. Mit der ersten Dämmerung standen sie auf, gaben sich gegenseitig Frieden und gelobten sodann zuerst ihrem Führer, darauf ein jeder dem andern eidlich ihre Hülfe; dann rückten sie mit aufgereckten Feldzeichen aus dem Lager, acht Haufen der Zahl nach. Das Heer wurde über steilen und schwierigen Boden geführt, damit dem Feinde keine Gelegenheit geboten würde die Züge mit Pfeilen zu beunruhigen, welche sie trefflich zu gebrauchen wissen, wenn Gebüsch sie deckt. Den ersten, zweiten und dritten Haufen bildeten die Baiern, an ihrer Spitze die Befehlshaber Herzog Heinrichs, denn dieser selbst blieb dem Kriege fern, weil er an einer Krankheit darniederlag, an der er nachher auch starb. Den vierten bildeten die Franken, deren Leiter und Führer Herzog Konrad war. In dem fünften, dem stärksten, welcher auch der königliche genannt wurde, war der Fürst selbst, umgeben von den Auserlesenen aus allen Tausenden der Streiter und von muthigen Jünglingen, und war ihm der sieggewohnte Erzengel*), durch einen dichten Haufen gedeckt. Die sechste und siebente Schaar machten die Schwaben aus, die Burchard befehligte, dem der Bruder des Königs seine Tochter zur Ehe gegeben hatte. In dem achten standen tausend auserlesene böhmische Streiter, besser mit Rüstungen als

---

*) d. h. die mit dem Bilde des Erzengel Michael geschmückte große Hauptfahne.

men. Ita erat natura audacis animi. et quod
rarum est audacibus boni consilii. et dum eques et dum
pedes iret in hostem bellator intolerabilis. do-
mi militiaque sociis carus. Igitur ab utrisque exer-
citus latrocinantibus agminibus notificabatur
non longe exercitum ab altero fore. Ieiunio in castris
predicato. iussum est omnes in crastino paratos esse
ad bellum. Primo diluculo surgentes. pace da-
ta et accepta. operaque sua primum duci. deinde unus-
quisque alteri cum sacramento promissa. erectis sig-
nis procedunt castris. numero quasi octo legionum.
Ducitur exercitus per aspera et difficilia loca. ne
daretur hostibus copia turbandi sagittis ag-
mina quibus utuntur acerrime arbustis ea
protegentibus. Primam et secundam terciamque legionem dire-
xerunt bawarii. quibus prefuerunt prefecti ducis
heinrici. Nam ipse bello interim aberat. eo quod va-
litudine corporis laborasset. qua et mortuus est.
Quartam ordinavere franci. quorum rector ac procu-
rator dux conradus. In quinta que erat maxima.
que et dicebatur regia. ipse princeps vallatus lec-
tis ex omnibus militum milibus alacrique iuventute.
coramque eo angelus penes quem victoria denso ag-
mine circumseptus. Sextam et septimam construxe-
runt sueui. quibus prefuit burchardus. cui nup-
serat filia fratris regis. In octava erant boemi.
electi milites mille armis potius instructi quam

Aus Widukinds von Corvey „Sächsische Geschichten" (um 967).

Facsimile der von der Schlacht auf dem Lechfelde handelnden Stelle. (Dresden, Königl. Bibliothek.)

III. Das Kaiserthum der Ottonen.

956—83.

Die große Krisis der Jahre 953—55 hatte die Schwäche der ottonischen Reichsorganisation aufgedeckt. Sie war vornehmlich deshalb so verderbendrohend geworden, weil auch die Kirche in der Treue gewankt hatte: noch widerstrebten zahlreiche und mächtige Elemente in ihr der Dienstbarkeit, zu der Otto sie gebeugt. In Mainz gedachte man noch der Zeiten, wo der Erzbischof wie ein geistlicher Schutzherr über dem hülfsbedürftigen ostfränkischen Königthum gestanden und die Politik desselben maßgebend beeinflußt hatte. Friedrich von Mainz hatte sein Vorbild in Hatto gesehen und Otto gegenüber die Stellung gewinnen wollen, die jener neben und über Ludwig dem Kinde und Konrad I. eingenommen hatte. Diese Gefahr war auch jetzt nicht beseitigt; gegen sie gaben auch die Verwandten des königlichen Hauses, welche die erzbischöflichen Stühle von Mainz und Trier einnahmen, keine Gewähr. Denn mit dem Ernst der kirchlichen Gesinnung mußte bei ihnen auch das Misbehagen über die Dienstbarkeit der Kirche dem Königthum gegenüber wachsen. Insbesondere war die glänzende Machtstellung der Mainzer Kirche, der ungeheure Umfang ihres Sprengels, ihre einflußreichen Beziehungen nach Westen so gut wie nach Osten, wo bei günstigem Fortgang der Wendenkämpfe und der Mission ihr im Laufe der Jahre immer neue Machtmittel zuwachsen mußten, eine dauernde Gefahr für das Königthum, dessen Herrschaft über die deutsche Kirche von dort aus ernstlich in Frage gestellt werden konnte.

Damit hing es zusammen, wenn Otto I. gerade jetzt auf den schon früher gefaßten Plan zurückkam, das östliche Sachsen und die wendischen Lande Mainz zu entziehen und zu einer besonderen Erzdiöcese zusammenzufassen, deren Mittelpunkt der Morizdom zu Magdeburg werden sollte. Und wieder stieß er dabei auf Widerstand von Mainz, von dem eigenen Sohne, Erzbischof Wilhelm. Deshalb blieben die Verhandlungen erfolglos, welche er durch den Abt von Fulda, Hademar, mit Papst Agapet II. führen ließ. Nur auf weitem Umwege, so erkannte Otto, ließ sich das erstrebte Ziel erreichen: die deutsche Kirche unter seinen Willen zu beugen war möglich nur mit Hülfe des derselben übergeordneten römischen Bischofs. So wurde Otto auch von hier aus auf Rom und auf die Kaiserkrone hingewiesen. Innerhalb der Kirche aber erstanden ihm dabei Bundesgenossen, welche, erstrebten sie schließlich auch ein anderes Ziel, zunächst doch mit ihm desselben Weges gehen mußten,

um durch die Förderung seines Vorhabens den eigenen Reformideen größere Geltung zu verschaffen. In der Zeit nämlich, wo die Kirche durch das in Rom herrschende schamlose Treiben am tiefsten erniedrigt und auch das verwildernde Mönchthum von sittlichem Verderben ergriffen war, war der erste Schritt zu einer durchgreifenden Erneuung des verkommenen kirchlichen Lebens gethan worden. Die Regel des heiligen Benedikt von Nursia, des Stifters von Montecasino, der das im Morgenlande alteinheimische, aber in geistlose Unthätigkeit versunkene Mönchswesen und Klosterleben mit wunderbarer Genialität den beweglicheren und entwickelungsfähigeren Verhältnissen des Westens angepaßt und damit zu einer welterobernden Kulturmacht von unvergleichlichem Verdienst erhoben hatte, war durch einen frommen Sprößling des burgundischen Herzogshauses, Berno, erneut und in dem von Herzog Wilhelm von Aquitanien auf seinem Gute Clugny gestifteten Kloster eingeführt worden. Unmittelbar unter den Papst gestellt, allen verweltlichenden Einflüssen entzogen, wurde Clugny die Pflanzschule einer strengen, eifrig reformatorischen Richtung. Die so in Clugny begonnene Besserung griff vom Benediktinerorden in kurzer Zeit auf die Klostergeistlichkeit im Allgemeinen hinüber, und bereits unter Bernos Nachfolger, dem Abte Odilo, war die Congregation eine Macht geworden, welche mit wachsendem Nachdruck auf die Reform der gesammten Kirche hinarbeitete. Die politisch-kirchlichen Pläne Ottos I. begegneten sich mit dieser von Jahr zu Jahr erstarkenden Strömung. Denn wenn die Cluniacenser zunächst auch die Klostergeistlichkeit im Sinne der Ertödtung aller weltlichen Neigungen reformirten, gingen sie doch weiterhin darauf aus die Weltgeistlichkeit mit der gleichen Gesinnung zu erfüllen und aus den Umstrickungen weltlicher Sorgen und Interessen zu befreien. So stellte sich die bedeutendste geistige und sittliche Macht der Zeit in Ottos Dienst, und derselbe durfte hoffen, durch sie die neue theokratische Staatsordnung bei der widerstrebenden Kirche zur Anerkennung zu bringen. Denn die anfängliche Hoffnung, mit dem neuen Systeme in Rom selbst durchzudringen, dasselbe dort anerkannt und durch das Papstthum kraftvoll geltend gemacht zu sehen, schwand mit dem Tode des den Cluniacensern geneigten Agapet II., welcher das Signal gab zu neuen Wirren in Rom und die Unfähigkeit der Kirche erwies, sich aus eigener Kraft zu bessern.

Im Jahre 954 war der gewaltige Alberich II. gestorben; ohne Widerstand folgte ihm sein jugendlicher Sohn Oktavian in der Herrschaft über Rom und sein Gebiet. Als dann aber im folgenden Jahre auch Agapet II. starb, ließ Oktavian sich auch auf den Stuhl St. Peters erheben, um so die höchste geistliche Gewalt mit der weltlichen Fürstenstellung zu vereinigen und ihre Mittel der Befriedigung seiner wilden Gier nach Macht und Genuß dienstbar zu machen. Die Ansprüche, welche dem römischen Bisthum aus den unerfüllten Zusagen Pippins und Karls des Großen erwachsen waren, wollte er zur Anerkennung bringen und den so geschaffenen mittelitalienischen Staat durch das Exarchat und die Pentapolis erweitern. In diesem Streben aber stieß

Johann XII., so nannte sich Oktavian als Papst, auf den ähnlichen Plänen nachgehenden König Berengar. Dieser hatte sich während des neuen Bürgerkrieges in Deutschland unabhängig gemacht und im Kampfe sowol gegen die burgundische wie gegen die deutsche Partei die Herrschaft in Oberitalien wiedergewonnen. Schon 956 schickte Otto, entschlossen die früher vereitelten Pläne wiederaufzunehmen, seinen Sohn Ludolf gegen den Usurpator, vielleicht mit der Aussicht, daß er sich dort einen reichen Ersatz für das verlorene Schwaben erkämpfen könnte. Ludolf war auch glücklich: von einem mächtig anwachsenden Anhang unterstützt besiegte er Berengar und gewann Pavia, fand dann aber im September 957 zu Novara an einem klimatischen Fieber allbetrauert einen frühen Tod. Schnell gewann nun Berengar das Verlorene wieder, und indem er sein Gebiet nach Osten und Süden zu erweitern trachtete, stieß er mit den ähnlichen Bestrebungen Johanns XII. zusammem. Bald drohte ein Krieg zwischen ihnen: einem solchen aber war der Papst nicht gewachsen. Die Lage war die gleiche wie zur Zeit des Conflikts zwischen Zacharias II. und Aistulf, und in ihrer Bedrängnis mußte die römische Politik auch jetzt bei dem Erben des fränkischen Reiches Zuflucht suchen. Weihnachten 960 erschien eine Gesandtschaft Johanns XII. zu Regensburg, um Ottos Schutz gegen Berengar zu erbitten. Dies Gesuch war Otto sicher erwünscht: ohne sein Zuthun bot sich ihm durch dasselbe die Möglichkeit, auf die Stelle einen entscheidenden Einfluß zu üben, ohne deren Mitwirkung seine Pläne in Bezug auf die deutsche Kirche nicht durchgeführt werden konnten. Die Cluniacenser aber, seine Verbündeten, freuten sich durch Otto nun in Rom selbst festen Fuß zu fassen und, von dem starken Arm des gewaltigsten Herrschers der Zeit beschirmt, die in den Kreisen der Klostergeistlichkeit begonnene Erneuung der entarteten Kirche von deren Spitze aus mit verdoppeltem Nachdruck weiterzuführen. Man kann nicht leugnen, daß die Kirche, daß Italien sich Otto sozusagen antrugen: der verweltlichte Papst, die reformeifrigen Cluniacenser riefen ihn, trieben ihn an, im Süden der Alpen als Ordnungs- und Friedestifter einzugreifen. Die Lage der deutschen Kirche, die Abhängigkeit des deutschen Königthums und seiner Zukunft von ihrer Gestaltung machten es ihm zur Pflicht, diese günstige Gelegenheit zu ergreifen und zur endlichen Verwirklichung seiner politischen Entwürfe auszunützen, trotz allen idealen Schimmers doch sehr praktische Ziele zu verfechten: sie von der Hand weisen, den ohne seine Einwirkung gewordenen günstigen Moment ungenützt verstreichen lassen wäre eine kleinliche, unentschlossene, ihrer Pflichten uneingedenke Politik gewesen. Man thut daher unrecht, wenn man für die Wendung, welche mit dem Jahre 961 in der Politik des deutschen Königthums eintrat und dieselbe zur Kaiserpolitik entwickelte, König Otto sozusagen persönlich verantwortlich macht und das Unheil, das in der Folgezeit Deutschland aus der damals eingeleiteten Verbindung mit Italien erwachsen ist, darstellt als durch ihn damals verschuldet.[1])

---

1) Wie das im Anschluß an H. v. Sybels scharfe Verurtheilung der Kaiserpolitik

Nicht aus einer sozusagen persönlichen Laune hat Otto I. die Hand nach Italien ausgestreckt: er stand vielmehr Verhältnissen gegenüber, die ohne ihn geworden waren, die er als gegebene annehmen mußte, angesichts deren er aber nicht unthätig bleiben durfte, wenn er nicht die höchsten Interessen Deutschlands und der Kirche und damit der Kultur überhaupt preisgeben wollte. Otto war, wie die Dinge damals lagen, nicht völlig frei, er mußte zugreifen: nicht er hat die Kaiserpolitik, in deren glänzende, später freilich auch verhängnisvolle Bahnen er damals einlenkte, erdacht oder erfunden, sie wurde ihm entgegengebracht, ja, man möchte beinahe sagen, sie wurde ihm aufgenöthigt. Auch darf man wol nicht annehmen, Otto habe, als er nach Italien zu ziehen beschloß, ein fertiges politisches Programm mitgenommen, das es auszuführen galt und das er ausgeführt hat; vielmehr hat erst das, was weiterhin ohne seine, ja gegen seine Einwirkung geschah, die zunächst nur eingeleitete Wendung vollenden helfen.

Nachdem er im Mai 961 seinen siebenjährigen Sohn von der Adelheid, Otto, von den Großen des Reichs hatte zum König wählen und am Pfingstfest von den drei Erzbischöfen von Köln, Mainz und Trier in Aachen hatte krönen lassen, trat er im Herbst mit einem stattlichen Heere den Zug nach dem Süden an, indem er seine Vertretung in Deutschland Wilhelm von Mainz, in dem alle Zeit schwierigen Lothringen dem treuen Bruno von Köln übertrug. In Oberitalien fand er keinen Widerstand: alles fiel ihm zu; vereinsamt entwich Berengar wiederum in seine Burgen. Doch brach Otto den Kampf gegen ihn bald ab, da jetzt Boten Johanns XII. dringend seine Hülfe gegen einen Aufruhr erbaten, der die kirchliche und weltliche Machtstellung des herrschgierigen Jünglings in Rom selbst bedrohte. Otto eilte dorthin: denn Großes stand in Rom zu gewinnen. Aber in der Nähe besehen werden sich auch ihm die Verhältnisse der Kirche in ihrer Verkommenheit erst recht offenbart haben. Namentlich zeigte sich, daß Johann XII. mehr weltliche Herrschaftspläne verfolgte als seiner kirchlichen Pflichten gedachte. Derselbe bereute es bald, den deutschen König herbeigerufen zu haben, machte Schwierigkeiten und stellte Bedingungen, nicht blos für seine persönliche Sicherheit, sondern auch für die Bewahrung der Herrschaft über Rom und sein Gebiet: er verlangte Bürgschaft für die Rückgabe aller der Kirche einst zugesprochenen Besitzungen. Auch Otto traute dem Papste nicht; er ordnete für die bevorstehende Kaiserkrönung besondere Vorsichtsmaßregeln an, um sich gegen römische Tücke zu schützen. Aber sowol sein Einzug in die ewige Stadt am 31. Januar 962 als seine Krönung zum Kaiser am 2. Februar verliefen ohne störenden Zwischenfall.

Aber man kann doch nicht sagen, daß die Krönung durch diesen Papst der Bedeutung entsprochen hätte, welche dem Kaiserthum in der Idee der

---

in seiner Schrift „Die deutsche Nation und das Kaiserreich“ (München 1861) namentlich W. Maurenbrecher gethan hat in dem Aufsatz „Die Kaiserpolitik Ottos des Großen“ in v. Sybels Histor. Zeitschrift, Bd. 5.



Elfenbeintafel mit den Bildnissen Kaiser Ottos I., seiner Gemahlin und seines Sohnes.

Der Kaiser küßt den Fuß Christi, der zwischen dem Heiligen des Kaisers, Mauritius, und der heiligen Maria thront. Arbeit aus Ottos I. Zeit und wahrscheinlich ein wirkliches Portrait desselben. Original im Besitz des Marchese Trivulzi zu Mailand.

Zeitgenossen gebührte und die Otto dafür beanspruchte. Es galt, auf Grund des Rechtstitels, der ihm in der Kaiserkrone zugefallen war, das Papstthum auch innerlich auf die Höhe zu erheben, die es äußerlich einnahm: ohne diese Rückwirkung wäre das Kaiserthum Ottos I. von dem Berengars, Hugos von Burgund und der anderen Schattenkaiser der letzten Jahrzehnte nicht wesentlich verschieden gewesen. Es galt, die Kirche vom Kaiserthum aus mit dem Inhalt zu erfüllen, der eigentlich umgekehrt von der Kirche hätte auf das Kaiserthum ausströmen sollen. So war es bei der Erhebung Karls des Großen zum Kaiser gewesen: da hatte die Kirche das fränkische Reich und seinen Herrscher zu Trägern der in ihr lebenden und wirkenden großen Kulturideen gemacht. Jetzt sollte der verjüngte Staat, der ohne die Kirche, vielfach im Gegensatz zu ihr sich aus der Nacht der Barbarei emporgearbeitet und zum Träger einer neuen Kultur gemacht hatte, die verweltlichte und verwilderte Kirche zur Bundesgenossin und zur Dienerin gewinnen, und wenn sie nicht zu gewinnen war, dazu zwingen. War daher bei der Krönung Karls des Großen vorzugsweise von den Rechten der Kirche und den Pflichten des Kaisers die Rede gewesen, so wurde jetzt umgekehrt aller Ton auf die Pflichten der Kirche gelegt und das Maß derselben bestimmt nach den vorangestellten Rechten des Kaisers. Die Stellung, welche Otto aus nationalen und praktisch-politischen Gründen gegenüber der deutschen Kirche seit Jahren erstrebt, aber noch immer nicht völlig zur Anerkennung gebracht hatte, wurde durch die Unterwerfung des Papstthums mit einem Schlage gewonnen: denn mit Hülfe der Autorität, welche dieses über die deutsche Kirche übte, konnte der Kaiser, selbst über dem Papstthum stehend, den deutschen Episkopat durch kirchliche Mittel unter seinen Willen zwingen lassen. Ein solches Verhältnis zwischen Kaiserthum und Papstthum, das dem Zuge der Zeit entgegenkam und daher namentlich von den Cluniacensern unterstützt wurde, setzte aber einen andern Papst voraus, als Johann XII. war: mit seinen ausschließlich weltlich-dynastischen Interessen stand derselbe diesem kirchlich-politischen Idealismus völlig verständnislos, ja feindselig gegenüber. Dieser Gegensatz konnte wol für den Augenblick verhüllt, aber nicht ohne ernsten Conflikt überwunden werden. So sehen wir denn Johann XII. zunächst in scheinbar völligem Einverständnis mit dem Kaiser handeln, dann demselben plötzlich in erbitterter Feindschaft entgegentreten, dabei aber von der Kirche völlig im Stiche gelassen werden. Am 12. Februar hielten Papst und Kaiser eine Synode in der Peterskirche: sie gewährte Otto die kirchliche Sanktion zu der seit langen Jahren geplanten Stiftung eines Erzbisthums für die ostsächsischen und wendischen Lande in Magdeburg. Am 13. stellte er seinerseits eine Urkunde aus, durch welche er die Kirche im Besitze der karolingischen Schenkungen bestätigte[1]) und ihr einige Städte im Spo-

1) Die vielumstrittene Echtheit der Urkunde ist neuerdings von Th. Sickel, Das Privileg K. Ottos I. für die römische Kirche vom 13. Febr. 962 (Innsbruck 1883) erwiesen.

letinischen neu zuwies, so jedoch, daß alle diese Gebiete, wenn sie auch der Regierung des Papstes untergeordnet waren, doch unter der Hoheit des Kaisers blieben. Insbesondere wurde ein gesetzliches Verfahren bei der Papstwahl eingeschärft: die Weihe des Gewählten durfte nicht stattfinden, bevor derselbe dem Kaiser Treue geschworen; die päpstlichen Beamten sollten durch von Papst und Kaiser gemeinsam zu bestellende Boten beaufsichtigt, etwa erhobene Beschwerden, wenn sie nicht abgestellt würden, dem Kaiser selbst unterbreitet werden. Rom und der Kirchenstaat bekamen also in dem Kaiser einen Herrn; sie kehrten in die Abhängigkeit zurück, die ihnen zuletzt 824 Kaiser Lothar durch sein diese Verhältnisse ordnendes Dekret auferlegt hatte[1]) — eine Wendung ganz gegen die Absichten Johanns XII., der Otto von allen Regierungshandlungen in Rom hatte ausschließen wollen und nun seine Stellung zu der eines kaiserlichen Statthalters herabgedrückt sah.

Dieser Zustand war unhaltbar. Nicht blos Johann XII. war damit unzufrieden, auch die Cluniacenser misbilligten die Halbheit Ottos und verlangten, daß der entartete Jüngling, der den Stuhl St. Peters verunzierte, gänzlich davon entfernt werde. Bald kamen an Otto, der am 14. Februar Rom verlassen hatte, um den Kampf gegen Berengar aufzunehmen, die bittersten Klagen; Johann wurde verrätherischer Umtriebe bezichtigt. Trotz alledem trug Otto Bedenken die Verfügung über das Papstthum in seine Hand zu nehmen: Johann sei ein Knabe, meinte er, und werde sich bessern; es werde möglich sein ihn nach Herstellung der Ruhe in Italien durch den Rath verständiger Männer auf den rechten Weg zu leiten. Wie unrichtig er urtheilte, wurde bald offenbar. Johann XII. sah ein, daß er sich übereilt, zu schnell dem deutschen Herrscher gebeugt habe: der noch andauernde Widerstand Berengars bot günstige Aussichten; bald stand Johann mit demselben in Verbindung; Berengars Sohn Adalbert kam nach Rom und fand dort eine glänzende Aufnahme; mit den Sarazenen Süditaliens, mit den Griechen wurde angeknüpft: sie alle sollten zusammenwirken, um die Herrschaft der Deutschen von Italien und Rom wieder abzuschütteln. Otto mußte sich zu einschneidenderen Maßregeln entschließen. Den Abfall des Papstes zu züchtigen stand er im November 963 zum zweitenmale mit Heeresmacht vor Rom. Anfangs zum Widerstand entschlossen verzichtete Johann XII. darauf, als er die unzuverlässige Stimmung der Römer erkannte, und floh nach den Burgen seines Geschlechts. Die Stadt ließ Otto ein, und willig leistete die Bürgerschaft den Eid, daß sie nie einen Papst wählen oder gar weihen lassen wollte, ohne sich vorher der Zustimmung des Kaisers oder seines Sohnes, des Königs Otto, vergewissert zu haben. Die Herrschaft Ottos über die Kirche war damit ausgesprochen. Nun erst ging man gegen Johann XII. vor. Auf einer am 6. November eröffneten Synode, der viele italienische Bischöfe, von deutschen jedoch nur die von Bremen, Minden und Speier beiwohnten, auf der da-

---

1) Vgl. oben S. 28—29.

gegen Adel und Volk von Rom zahlreich vertreten waren, wurde gegen Johann XII. Klage erhoben wegen Mord, Tempelschändung, Meineid und Blutschande; als derselbe sich auf wiederholte Ladung nicht stellte, ja die Fortsetzung des gegen ihn eingeleiteten Verfahrens mit dem Banne bedrohte, erfolgte Anfang December, indem Otto selbst als Kläger auftrat, die Entsetzung Johanns und die Erhebung des Protoscriniarius Leo auf den Stuhl St. Peters.

Das Verfahren war zu außerordentlich, die Umgestaltung des Verhältnisses zwischen Kaiserthum und Papstthum zu radical, die davon untrennbare Minderung des römischen Ansehens zu schwer, als daß diese neue Ordnung ohne Widerstand allgemeine Anerkennung hätte finden können. Nach Entfernung der deutschen Truppen, die wieder gegen Berengar geschickt wurden, brach im Januar 964 ein Aufruhr gegen Otto aus. Er wurde niedergeworfen, und die Römer schwuren dem Kaiser und dem von ihm eingesetzten Papste von Neuem Treue. Aber kaum war Otto gegen Adalbert, den Sohn Berengars, ins Feld gerückt, als der Anhang Johanns XII., in dem namentlich die lockeren Damen des römischen Adels eine hervorragende Rolle spielten, sich abermals erhob, Leo VIII. aus der Stadt jagte und Johann XII. zurückrief. Ende Februar bereits hielt dieser in St. Peter eine Synode, welche gegen seine kirchlichen Widersacher, obenan Leo VIII. schwere kirchliche Censuren verhängte, aber sich jeder Feindseligkeit gegen den Kaiser selbst klug enthielt. Es scheint, als ob Johann einen Ausgleich für möglich hielt, der ihn im Besitze der wiedergewonnenen Würde lassen sollte. Aber schon wenige Wochen danach, Mitte Mai 964, starb er. Die Römer wandten sich nun mit der Bitte an den Kaiser, von der Wiedereinsetzung des verjagten Leo VIII. abzusehen und ihnen eine Neuwahl zu gestatten. Man sieht, was ihnen an der neuen Ordnung der Dinge vor allem unerträglich erschien, so unerträglich, daß sie trotz der Abweisung ihrer Bitte, entgegen ihrem wiederholten Eide in dem frommen und würdigen Benedikt V. der Kirche nach altem Brauch ein Oberhaupt gaben. Otto griff sofort gewaltsam durch: mit Heeresmacht erschien er vor Rom, dessen Umgebung schwer unter seinem Zorne zu leiden hatte. Bald erlahmte der Muth der Bürgerschaft: am 23. Juni ergab sie sich und lieferte Benedikt V. aus. Gemeinsam hielten nun Leo VIII. und Kaiser Otto eine Synode in der Johanneskirche des Lateran: ihre Hauptaufgabe war die Aburtheilung Benedikts V., dem freilich nichts Andres zum Vorwurf gemacht werden konnte, als daß er die Hand dazu geboten, der Kirche dem Kaiserthum gegenüber eine gewisse Selbständigkeit zu erhalten und ihr wenigstens in den eigentlich kirchlichen Angelegenheiten ein beschränktes Selbstbestimmungsrecht zu wahren. Jetzt schwand auch der letzte Schein von Unabhängigkeit, und die Kirche beugte sich bedingungslos unter das Joch der kaiserlichen Herrschaft, als Benedikt vor Otto auf die Knie sank und bat: „Wenn ich etwas gesündigt habe, so erbarmt euch meiner.“ Wol neigte der Kaiser zur Milde; aber seine kirchlichen Bundesgenossen kannten kein Erbarmen: als Usurpator des päpstlichen Stuhles wurde Benedikt entsetzt, der päpstlichen

Würde beraubt und in die Verbannung nach Deutschland abgeführt. Niemals hatte das Papstthum sich in einer solchen Abhängigkeit befunden: auch seine kirchlichen Gerechtsame wurden dem Kaiserthum dienstbar, und seine hierarchischen Ansprüche sollten nur soweit noch Geltung haben, als sie dem Machtstreben des Kaiserthums förderlich werden konnten. Das Verhältnis war unnatürlich, auf die Dauer unmöglich: auch diejenigen Römer, die für die Person Johanns XII. und das verweltlichte Papstthum der letzten Jahrzehnte keine Sympathien hatten, welche die Einmischung des starken deutschen Königs gewünscht und gefordert hatten, um die Kirche aus der Knechtschaft zu erlösen, in die sie seit den Zeiten der Marozia und Theodora verfallen war, hatten eine solche Wandelung nicht gewollt. Man empfand dieselbe um so schwerer, als trotz aller Entartung und Verkommenheit die Römer den Deutschen und insbesondere den Sachsen gegenüber sich noch immer als die Träger der höheren Kultur fühlten und sich denselben nicht mit Unrecht als die geistigen Erben des römischen Alterthums entgegenstellten. Man verglich, was man jetzt erlebte, den Schrecknissen, welche der Einbruch der germanischen Kriegerschaaren im Zeitalter der Völkerwanderung über Italien und Rom gebracht hatte, und klagte über die Unterwerfung unter die nordischen Barbaren.

Inzwischen war in Oberitalien Berengar den deutschen Waffen vollends erlegen und als Staatsgefangener über die Alpen abgeführt, während sein Sohn Adalbert nach Corsika entwich, um arabische und griechische Hülfe zu gewinnen. Ruhmgekrönt und im Besitz einer ungekannten Machtfülle kehrte Kaiser Otto nach Deutschland zurück, wo sich alles in Ehrfurcht vor ihm beugte. Aber in Italien und Rom dauerte die Gährung noch an, und bald drohte von dort der Herrschaft Ottos eine ernste Gefahr. Als nämlich nach dem Tode Leos VIII. durch kaiserliche Gesandte ein neuer Papst, Johann XIII., eingesetzt war, sich aber durch seine Strenge, namentlich gegen den aufsässigen römischen Adel allgemein verhaßt machte, brach Ende des Jahres 965 eine offene Empörung aus: der kaiserliche Papst wurde mishandelt und eingekerkert. Gleichzeitig erhob in der Lombardei Adalbert das Banner des Aufruhrs von Neuem und fand selbst bei einigen Bischöfen Hülfe. Die Herrschaft Ottos über die Kirche und Italien stand in Frage; ihr Zusammensturz bedrohte auch die Ordnung Deutschlands, die auf ihr beruhte. Sofort eilte deshalb der Kaiser selbst nach dem Süden. Sein Erscheinen genügte, um die alten Anhänger um ihn zu sammeln; bald war er im Marsch auf Rom. Auch dort regte sich die deutsche Partei nun von Neuem, griff zu den Waffen und überwältigte ihre Gegner; noch vor Ottos Ankunft war Johann XIII. wiederhergestellt. Dennoch erging ein strenges Strafgericht über die unzuverlässige Stadt: die Führer der Rebellion endeten am Galgen, der Stadtpräfekt Petrus wurde mit Schimpf und Schande seines Amtes entsetzt und verbannt; selbst die Grabesruhe der verstorbenen Hauptschuldigen wurde nicht geschont. In starrem Entsetzen beugte sich die gedemüthigte Stadt der furchtbaren Strenge des nordischen Herrschers, fühlte aber zugleich wie eine bren-

nende Wunde die Schmach der Demüthigung, welche das vermeintliche Haupt des Erdkreises in den Staub niedergeschleudert hatte: man gehorchte voll knirschenden Zorns, zitternd, aber zugleich glühend nach baldiger Rache. So fest sie nunmehr begründet schien, Ottos Herrschaft über die ewige Stadt stand auch jetzt nur auf sehr unsicheren Füßen. Manche beklagten die mit Blut und Schrecken errichtete Herrschaft der nordischen Barbaren als den Anfang zum völligen Untergang der Reste römischer Geisteskultur, und in dem Kloster auf dem Berg Sorakte gab der Mönch Benedikt in arg entarteter, die Barbarei der Zeit widerspiegelnder Sprache diesem Gedanken doch in tiefergreifenden, beweglichen Worten einen fast rührend klingenden Ausdruck: „Vom Volk der Deutschen, ruft er der Stadt Rom zu, bist du in Besitz genommen, du warst allzu schön! Wehe dir, leoninische Stadt, von dem Sachsenkönig bist du in Verlassenheit gestürzt worden!" Denn auch in diesem verkommenen Geschlecht lebte noch der alte Römerstolz gegenüber den deutschen Barbaren. Natürlich wurde Papst Johann XIII. wiederhergestellt: in nichts schonte der Sieger die Empfindlichkeit der zu Boden getretenen Römer. Auch darin kam die völlige Abhängigkeit der Kirche von dem Kaiserthum zum Ausdruck, daß, als Otto nordwärts zog, Johann XIII. wie ein Glied seines geistlichen Hofstaates ihm folgte. In Ravenna wurde Ostern 967 eine glänzende Synode gehalten: indem Otto hier das Gebiet von Ravenna an die römische Kirche zurückgab, erfüllte er die früher ertheilte Zusage einer vollen Herstellung des Kirchenstaates, behielt aber in diesem Theile desselben die Uebung der hoheitlichen Rechte völlig in seiner Hand. Die dankbare Kirche aber bot ihm dienstwillig die Hand zur Ausführung eines seit langen Jahren gehegten Planes. Am 20. April 967 bestätigte Papst Johann XIII. das von Otto gestiftete Erzbisthum Magdeburg, dessen endliche Anerkennung zugleich einen neuen Sieg Ottos über den deutschen Episkopat, namentlich die Mainzer Kirche, bedeutete, die unter Erzbischof Wilhelm die neue Stiftung mit allem Nachdruck bekämpft hatte. Mit überschwänglichen Worten pries Johann XIII. in der Bestätigungsurkunde des Kaisers Verdienst um die römische Kirche: von Missethätern zu Grunde gerichtet sei Rom, das Haupt des Erdkreises und der Sitz der allgemeinen Kirche, durch den großen, von Gott gekrönten und dreimal gesegneten Kaiser errettet, und neben Konstantin und Karl den Großen stellte er den deutschen König als den dritten in der Verherrlichung und Erhöhung der Kirche.

Dies schmeichelnde Lob war ja nicht ganz unberechtigt; aber trotz aller Erhöhung und Verherrlichung war die Kirche doch noch niemals in einer solchen Abhängigkeit, noch nie in so bedingungsloser Dienstbarkeit gewesen. Denn ihre Erhöhung und Verherrlichung galt nach wie vor nicht ihr, sie war nur das Mittel, um das erneute Kaiserthum noch viel höher zu erheben und noch viel glänzender zu verherrlichen: die Kirche war recht eigentlich der Fußschemel des Thrones, von dem aus der Kaiser der Welt zu gebieten gedachte. Mit wachsender Klarheit und Bestimmtheit nimmt Otto die Traditionen des römischen Weltreichs auf. Was Arnulf geplant, Konrad I. versucht hatte, was

beide aber nur in einen verhängnisvollen Conflikt gebracht hatte zwischen den nationalen und den universalen Tendenzen, in Abhängigkeit von der Kirche und in Feindschaft mit dem weltlichen Fürstenthum, war jetzt in einer großartigen Staats- und Kirchenordnung verwirklicht, welche die christliche Welt romanischen und germanischen Stammes umspannte und einigte. Dieser neue, vom Kaiser regierte Gottesstaat wollte der Vorkämpfer sein der christlichen Welt gegen die nichtchristliche: er war es seit Jahren an der Saale, Havel und Elbe, an der Eider und an der schwankenden Grenze der östlichen Mark gegen die Ungarn, er wurde es auch gegen die Araber, seit er seine Grenze bis an die südliche Grenze des Kirchenstaates vorgeschoben hatte. Damit aber erwuchsen ihm neue Beziehungen und neue Pflichten. Schon in Unteritalien galt es zu dem Griechenthum Stellung zu nehmen. Trotz der kirchlichen Trennung wiesen die jetzt so machtvoll auflebenden Traditionen des römischen Imperiums auf eine Verständigung mit Byzanz, namentlich gegen die Mohammedaner. Andererseits ergab es sich als eine natürliche Consequenz aus dem bisher Erlangten und war die nothwendige Voraussetzung für alles Weitere, daß Otto seine Herrschaft bis an die Meerenge von Messina zu erweitern strebte. In diesem Sinn knüpfte Otto eben damals mit dem byzantinischen Hofe an, wo der tüchtige, militärisch und politisch einsichtsvolle Nicephorus Phokas ein freundliches Entgegenkommen hoffen ließ.

In derselben Zeit aber erfolgte noch eine andere Entscheidung, welche die Geschicke des durch Otto geschaffenen germanisch-romanischen Weltreichs in feste und gleichmäßige Bahnen zu lenken verhieß. Als Otto I. von Ravenna nach der Lombardei zurückgekehrt war, vereinigte sich dort mit ihm sein dreizehnjähriger Sohn König Otto II. Gemeinsam hielten beide im Herbste 967 einen glanzvollen Reichstag zu Verona, der bestimmt schien, für Italien eine Aera der Ordnung und Gesetzlichkeit und damit wirthschaftlichen Gedeihens und geistiger Blüte zu eröffnen. Gemeinsam zogen beide dann nach Rom, wo sie von Johann XIII. ehrfurchtsvoll empfangen und von dem lauten Jubel des Volkes willkommen geheißen wurden: denn diesem schmeichelte es, seine Stadt wiederum zum Centrum der civilisirten Welt erhoben zu sehen. Am Weihnachtstag 967 empfing Otto II. in der Peterskirche die Krönung als römischer Kaiser. Damit wurde die Erblichkeit des Kaiserthums in ganz anderer Weise zum Ausdruck gebracht, als es die Krönung Lothars neben Ludwig dem Frommen, dessen Krönung vor des großen Vaters Tode gethan hatte. Auch fehlte bei der Abhängigkeit der Kirche und des Papstthums von Ottos Autorität hier jede Spur von dem Scheine, als ob das Papstthum aus sich, kraft der ihm zustehenden Verfügung darüber dem jungen Sachsen die kaiserliche Krone auf das Haupt setzte. Die Erblichkeit der Kaiserkrone aber, welche damit proclamirt wurde, enthielt als Consequenz die Erblichkeit auch der deutschen Krone. So walteten seit Weihnachten 967 Vater und Sohn, beide König und beide Kaiser, des Reiches — ein Schauspiel, in dieser Weise nie dagewesen, nie wiedergekehrt. Hatte aber die Kaiserkrönung Ottos I. ähnlich wie einst die Karls des Großen

einer bereits bestehenden und in schweren Kämpfen zur Anerkennung gebrachten Macht nur den ihrem Umfang und ihrem Wesen entsprechenden Namen hinzugefügt, so stellte dieses in Vater und Sohn der Welt entgegentretende Erbkaiserthum gegenüber den bisher bestehenden Ordnungen innerhalb der christlichen Welt eine Reihe von neuen Anforderungen, erhielt seine Bedeutung weniger durch den Weg, auf dem es geworden, als vielmehr durch die Perspektiven, die es eröffnete, war nicht sowol das natürliche Ergebnis einer bereits durchmessenen Entwickelung als vielmehr der Ausgangspunkt für eine neue Ordnung des Abendlandes. Nicht ohne schwere Kämpfe waren die Rechte, welche das ottonische Kaiserthum in dieser neuen Gestalt für sich in Anspruch nahm, zur Anerkennung zu bringen, unter der augenblicklichen Gunst der Umstände zur Anerkennung gebracht nur durch schwere Kämpfe zu behaupten.

Zunächst handelte es sich um das Schicksal Unteritaliens, dessen Einfügung in diesen Reichsverband eine militärische und politische Nothwendigkeit war. Denn eine Weltherrschaft, welche die großen Traditionen des römischen Imperiums aufnahm, konnte sich nicht mit einem Theil von Italien begnügen und nicht Mohammedaner und Griechen hart bei der Stadt dulden, welche das Centrum des Weltreichs sein sollte. Schon hatte Otto den streitbaren Fürsten Pandulf von Capua und Benevent zum Lehnsmann gewonnen, und indem er denselben auch mit Spoleto und Camerino ausstattete, dort eine Mark gegen den Ansturm der Araber geschaffen. Darüber aber kam es zum Bruch mit dem byzantinischen Hofe, den Otto 968 durch Bischof Liutprand von Cremona vergeblich zu gütlicher Verständigung zu gewinnen suchte. Mit diesen neuen Gegnern aber, wider die Otto nun selbst ins Feld zog, verband sich sofort, was von den alten Widersachern der sächsischen Herrschaft noch vorhanden war: des gefangenen Berengar Söhne, Adalbert und Konrad, nahmen als Waffengenossen der Araber und der Griechen den Kampf gegen den Ueberwinder ihres Vaters dort im Süden wieder auf. Da brachte ein Thronwechsel am Bosporus eine Wendung hervor und eröffnete dem ottonischen Kaiserthum die denkbar großartigsten Aussichten. Der Sturz des Nicephorus Phokas und die Erhebung seines Vetters Johannes Tzimisces verschafften dort den Anhängern des deutschen Bündnisses das Uebergewicht: jetzt warb der byzantinische Hof um die Freundschaft Ottos und bot dem jungen Kaiser die Hand Theophanos, der Tochter des Kaisers Romanus II., mit dem griechischen Unteritalien als Mitgift. Bereits im Frühjahr 972 war die Kaiserbraut mit glänzendem Geleite nach Westen unterwegs, und nachdem sie aus der der Hand Papst Johanns XIII. die Krönung als Kaiserin und Königin empfangen hatte, wurde die sechzehnjährige Theophano Mitte April in Rom unter glänzenden Festlichkeiten dem achtzehnjährigen Otto II. vermählt. Eindringlicher konnte der Glanz und die Macht des ottonischen Kaiserthums den Augen der Zeitgenossen nicht entgegentreten als in dieser Feier, wo der Kaiser des Abendlandes die schöne Griechin heimführte, die ein Unterpfand schien für den

Frieden und die Freundschaft zwischen den beiden Hälften der Welt und die ihrem Gemahl mit dem Besitze Unteritaliens einen neuen Rechtstitel auf die Weltherrschaft zubrachte, wo der Nachfolger des heiligen Petrus selbst den neuen Ehebund weihete und die geistlichen und weltlichen Großen von diesseits und jenseits der Alpen sich in huldigendem Diensteifer um das junge Paar drängten. Dem Glanz der Hochzeit und der Bedeutung des durch sie geschaffenen Bundes entsprach die reiche Morgengabe, welche der junge Kaiser seiner Gemahlin darbrachte und in prachtvollster Ausfertigung, durch eine mit goldenen Lettern auf kunstreich bereitetem Purpurpergament geschriebene Urkunde verbriefte, die noch heute eines der kostbarsten Stücke des Wolfenbüttler Archives ausmacht.

Otto I. konnte meinen den stolzen Bau der kaiserlichen Weltherrschaft gekrönt zu haben. Italien war beruhigt, in Rom und seiner Kirche galt der kaiserliche Wille als Gesetz, Deutschland wartete in Gehorsam des ruhmgekrönten Triumphators, dessen Gebot durch die streitbaren Wendenbezwinger Hermann Billing und Markgraf Gero und deren Waffengenossen weit hinein in die ehemals heidnischen Ostlande galt, dessen Namen über die Grenzen der christlichen Staaten hinaus mit Ehrfurcht als der des mächtigsten Herrschers der Zeit genannt wurde. Aber so sehr seine Herrschaft nun von universalen Tendenzen erfüllt war, Otto war doch selbst deutsch, war ein Sachse geblieben, und gern kehrte er in das Land zurück, von dem er seinen Ausgang genommen hatte, fast, als ob ihn die Ahnung des nahen Endes umschwebt und gedrängt habe sein Haus zu bestellen. Denn schon hatten sich die Reihen seiner Lieben und derer, die ihm in der staatsmännischen Arbeit zunächst gestanden, beträchtlich gelichtet. Sein Bruder Heinrich, der bald nach der Ungarnschlacht gestorben war, hatte den Aufschwung der letzten zwanzig Jahre nicht mehr mit angesehen; ein frühzeitiger Tod hatte Ottos natürlichen Sohn Wilhelm, den Erzbischof von Mainz, dahin gerafft; wenige Tage danach war des Kaisers Mutter Mathilde gestorben, und als Otto im März 973 zum erstenmale wieder in Quedlinburg Hof hielt, mußte er schmerzlich bewegt Zeuge von dem Tode des getreuen Hermann Billing sein (27. März). Selbst die Fülle der Macht, die ihn umgab, scheint seinen ernst den letzten Dingen zugewandten Sinn kaum noch erheitert zu haben. Neben den Fürsten des Reiches, geistlichen und weltlichen, die sich zahlreich eingefunden, waren die Herzöge von Polen und Böhmen huldigend vor dem Throne der beiden Kaiser erschienen; von fernher gekommene Gesandtschaften, aus Rom, aus Benevent und vom byzantinischen Hof, aus Dänemark, aus Ungarn, ja von den Bulgaren und Russen ließen die staunende Menge des Volkes erkennen, wie ihr Herzog wirklich zum Gebieter eines Weltreichs geworden war. Von Quedlinburg, wo dem von ihm gestifteten und reich ausgestatteten Kloster seine Tochter Mathilde, die einzige Schwester Ottos II., als jugendliche Aebtissin vorstand, besuchte der Kaiser noch einmal die sächsischen Pfalzen und Kirchen; von Merseburg zog er nach Memleben, um dort das Pfingstfest zu feiern. Dort ereilte den erst

zweiundsechzigjährigen ein sanfter und schneller Tod. Am Abend des 6. Mai, den er noch in voller Gesundheit und Thätigkeit verbracht hatte, als er sich nach der Tafel zum Abendgottesdienst begeben wollte, ergriff ihn plötzlich ein Fieber so heftig, daß man ihn kaum auf einen Sessel geleiten konnte. Da das schnelle Sinken der Kräfte die unmittelbare Nähe des Todes erkennen ließ, empfing er sofort die letzte Wegzehrung: noch an demselben Abend hauchte er seinen Geist aus. In tiefer Trauer umstand das Volk bei sinkender Nacht die Memlebener Pfalz, in dem dunklen Gefühl, daß nach dem Tode ihres Schöpfers die neue Staats- und Reichsordnung selbst schweren Erschütterungen preisgegeben sein würde. Der Leichnam des großen Kaisers wurde einbalsamirt und dann Anfang Juni in dem Morizdom zu Magdeburg, Ottos Lieblingsstiftung, unter großer Feierlichkeit an der Seite Ediths zur letzten Ruhe beigesetzt.

Die siebenunddreißigjährige Regierung Ottos hat, wenn auch manches von dem, was er geschaffen, den Stürmen der folgenden Zeiten wieder erlag, in der Geschichte Deutschlands und der Geschichte des christlichen Abendlandes unvertilgbare Spuren zurückgelassen. Hat Otto doch in dem neurömischen Kaiserthum das politische und zugleich kirchliche System geschaffen, welches die fernere Entwickelung zunächst des deutsch-italienischen Reiches, weiterhin aber die des ganzen abendländischen Staatensystems nahezu drei Jahrhunderte beherrscht und geregelt hat, und das auch da noch, als es sich überlebt und zu Fall gekommen war, einen lange nachwirkenden Einfluß geübt hat, insofern als man von der einen Seite Staat und Kirche nach seinen Principien neu zu ordnen trachtete, von der andern aber alles ansetzte, um Staat und Kirche des Abendlandes von den glücklich gesprengten Fesseln des imperatorischen Systems frei zu erhalten. Der Kampf für und gegen die von Otto dem Großen geschaffene Ordnung der abendländischen Welt bildet im Wesentlichen den Inhalt der Geschichte des Abendlandes bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Das Kaiserthum Karls des Großen hatte eigentlich nur einen idealen Inhalt gehabt, das Ottos beanspruchte einen sehr realen Machtinhalt. Denn es bedeutete die Herrschaft über die Kirche, aber nicht in jenem idealen, ethischen Sinne, in dem Karl der Große der Schutz- und Schirmherr der Kirche gewesen war, sondern in dem einer wirklichen und vollen Herrschaft. Nicht von Anbeginn seiner Regierung hatte Otto I. dieses Ziel im Auge gehabt: die Nothwendigkeit sich zu demselben durchzukämpfen ist ihm erst im Laufe langjährigen, mühevollen Ringens klar geworden. Seit die Einheit zwischen Sachsen und Franken, auf der das Reich seit Heinrich I. beruht hatte, geschwunden war, hatte Otto die zur Niederhaltung des Stammesherzogthums nöthigen Mittel bei der deutschen Kirche gesucht und gefunden. Als er aber auch bei dieser auf Widerstand stieß und sich die deutschen Bischöfe der schweren Belastung, die ihnen auferlegt war, entziehen wollten, als sie ihn der Rebellion Eberhards und Giselberts gegenüber im Stiche ließen, da war Otto zu der Erkenntnis gekommen, daß er nur mit Hülfe des obersten Bi-

schoß der Widerstrebenden Herr werden könnte. Aber auch das Papstthum, von weltlichen Machtinteressen beherrscht, hatte sich ihm versagen wollen: nur mit dessen Unterwerfung war nun die Dienstbarkeit der deutschen Kirche dem Königthum gegenüber zu erreichen. Ohne Frage kam Otto mit dieser Politik jener Strömung seiner Zeit entgegen, die innerhalb der Kirche selbst in den



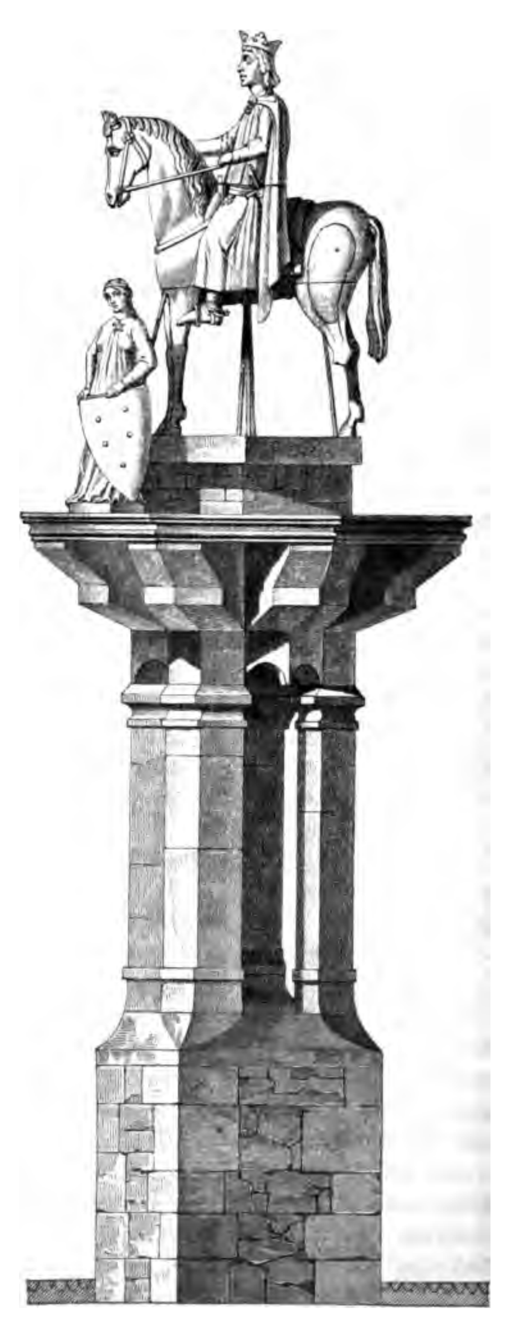
Statuen Kaiser Ottos I. und seiner Gemahlin Edith im Dom zu Magdeburg.

Cluniacensern ihre Vertreter fand. Die Herrschaft über die Kirche, in Folge deren der Papst ein kaiserlicher Beamter wurde, war das Fundament des ottonischen Kaiserthums, und die Zukunft desselben hing von der Erhaltung dieser Herrschaft ab. Nun mußte aber gerade das System der Cluniacenser, das jetzt dem weltherrschenden Kaiserthum eng verbunden war, consequent weiter gebildet, in dieser Herrschaft des Staates über die Kirche einen unerträglichen Misstand erkennen, eine dem Gebot Gottes widerstreitende Verirrung bekämpfen. Die jetzt verbündeten Mächte mußten dereinst mit einander

in einen Conflikt von der allerprincipiellsten Bedeutung gerathen, und der Ausgang desselben hatte das Schicksal des weltherrschenden Kaiserthums zu entscheiden. Diese Entscheidung ist nachmals gegen das Kaiserthum ausgefallen, und man hat dasselbe darum als eine schwere politische Verirrung, als ein Verhängnis für Deutschland dargestellt und Otto den Großen dafür verantwortlich gemacht. Dem gegenüber darf man aber wol die Frage aufwerfen, in welchen Weg denn wol die Entwickelung Deutschlands ohne Otto den Großen und ohne dessen Kaiserpolitik verschlagen worden wäre? Noch gab es kein deutsches Volk, keine von dem lebendigen Gefühl der Zusammengehörigkeit erfüllte deutsche Nation, in der die Besonderheiten der Stämme aufgehoben worden wären: kam doch eben damals erst die einheitliche Benennung des Volkes als des deutschen auf. Die Einheit mußte noch in einer höheren Sphäre gesucht werden: das aber war die Kirche, in der viel bestimmter als zur Zeit Karl des Großen das den germanischen Stämmen Gemeinsame zum Ausdruck kam und die zugleich das Verhältnis derselben zu den Romanen, den Slaven, den Griechen und den Mohammedanern regelte und gewissermaßen formulirte. Auf einem anderen Wege als dem von Otto I. beschrittenen wäre selbst eine so beschränkte Einigung der deutschen Stämme zu gemeinsamem staatlichen Leben damals nicht möglich gewesen.

Aber noch in anderer Hinsicht war die Verbindung Deutschlands mit der in Rom wurzelnden und nur von Rom aus zu leitenden Kirche eine Nothwendigkeit und ist sie die Quelle reichen Segens für Deutschland geworden. In anderem Sinn als unter Karl dem Großen und zwar wiederum in einem realeren, praktischeren wurde die Kirche durch Otto die Kulturmacht, von der die Zukunft Deutschlands abhing, nicht blos die geistige, wissenschaftliche und litterarische, sondern auch die wirthschaftliche, welche ihrerseits wieder alle höher gehenden Bestrebungen bedingte. Wie Otto I. mit den Dienstleuten und den Vasallen der Kirche seine Kriege geführt, mit den Geldmitteln der Kirche die Bedürfnisse seiner Regierung bestritten, wie er mit den Bischöfen als seinen Beamten die Verwaltung und die Politik versehen hat, so hat er durch die Kirche auch dem wirthschaftlichen Leben Deutschlands ein neues Zeitalter eröffnet. Massenhaft strömten Freie und Unfreie auf die kirchlichen Ländereien, die Ottos Schenkungen schnell vermehrten, um die Vortheile zu genießen, welche die Zugehörigkeit zu einer geistlichen Verwaltung mit sich brachte. Daß unter dem Krummstab gut wohnen sei, ist damals zuerst erkannt und von immer neuen Tausenden erprobt worden. Wer konnte, entzog sich dem Drucke der harten weltlichen Verwaltung, und unter dem Schutze des bischöflichen und klösterlichen Hofrechts erblühte nicht blos der Ackerbau zu größerer Bedeutung, sondern gediehen auch die Anfänge städtischen Lebens, regte sich bürgerliche Thätigkeit in Gewerbe und Handwerk. Diese Neuerung zusammen mit der Ausbildung des Lehenwesens bewirkte eine in Deutschland bisher unbekannte sociale Scheidung, indem sich ein besonderer Kriegerstand von der großen Masse der Erwerbenden trennte. Der Wehrstand setzte

sich zusammen aus den Vasallen der geistlichen und weltlichen Großen, die für das ihnen aufgetragene Land mit Schwert, Schild und Lanze dienten. Der Nährstand enthielt die große Masse der Bauern, die, im Besitze der Freiheit, namentlich kirchlichen Schutz suchten, um sich der lästigen Pflicht des Heerbanns zu entziehn und ganz ihrer friedlichen Thätigkeit zu leben. Diese Sonderung allein ermöglichte es, daß Deutschland in der Folgezeit Jahr aus Jahr ein die Last der Kriege nach Osten, Norden und Süden trug und dabei doch wirthschaftlich gedieh und sich aus seiner Armuth und Verödung emporzuarbeiten anfing. Freilich kam damit auch ein gewisser Zwiespalt in die Entwickelung der deutschen Gesellschaft, insofern die Interessen dieses Wehrstandes sich von denen des Nährstandes nicht selten schieden, einmal getrennt aber und in einen Gegensatz gerathen, beide sich mehr und mehr von einander entfernten. Der waffenfrohe Lehens- und Kriegsadel wünschte und suchte eben das, was der auf seiner Scholle sitzende Bauer, wie der Handwerker, der Gewerbtreibende, der Kaufmann vermieden und beseitigt zu sehen wünschte. Welche Richtung obsiegen und die Zukunft Deutschlands beherrschen würde, hing ab von der Entwickelung der Monarchie und von der Art, wie sich deren



Reiterstatue Kaiser Ottos I. zu Magdeburg.

Verhältnis zu der jetzt ihr dienstbaren Kirche gestaltete. Zu all den großen Gegensätzen, deren Auskämpfung das deutsche Volk in der Folgezeit beschäftigt hat, sind die Keime damals in den Boden gesenkt worden, und wie die Geschichte der abendländischen Staaten bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts sich im Wesentlichen drehte um das Verhältnis zwischen Staat und Kirche, wie es Otto I. geschaffen, so entsprangen die inneren Wirren, welche Deutschland in den folgenden zwei Jahrhunderten zerrissen, in der Hauptsache dem damals begründeten Gegensatz zwischen dem kriegerischen Adel und dem unter dem Schutze des Krummstabs anwachsenden Bürgerthum und Bauernstand. Ausgefochten aber wurden alle diese Kämpfe auf dem großen Hintergrunde des Ringens zwischen den universalen und den nationalen Tendenzen, die in dem Kaiserthum und dem Königthum wurzelten.

Gleich der Thronwechsel offenbarte, wie trotz des ruhigen Ganges der letzten Jahre Ottos doch eine tiefe Gährung andauerte; ihre Unterdrückung erzeugte neue Gegensätze, denen neue Streitigkeiten entsprangen. Gefährlich schien dem neuen Herrscher, der nun, neunzehnjährig, des Reiches allein walten sollte, namentlich die Machtstellung, welche das baierische Herzogthum in Süddeutschland gewonnen hatte. An der Spitze desselben stand Judith, die thatkräftige Wittwe Heinrichs von Baiern: ihr Sohn, der junge Herzog, war mit einer Nichte der Kaiserin-Wittwe Adelheid, einer Tochter des Burgunderkönigs Konrad vermählt; ihre Tochter Hedwig hatte dem betagten Burkhard II. von Schwaben die Hand gereicht und hoffte über dies Herzogthum nach des Gatten Tode zugleich mit ihrer Hand verfügen zu können. Die bischöflichen Stühle im Südosten des Reiches, namentlich die von Augsburg, Passau und Freising waren theils mit Verwandten, theils mit Getreuen Judiths besetzt. Dazu kam der Einfluß, den diese festgeschlossene baierisch-schwäbische Macht auf das erst unlängst der christlichen und deutschen Kultur eröffnete Ungarn ausübte. Daß Kaiser Otto II. Schwaben nicht in der Hand der schönen Hedwig ließ, sondern an Ludolfs Sohn Otto, der mit ihm gemeinsam erzogen war, vergab, wurde der Anlaß neuen Streites in dem Herrscherhause. An der Spitze der Unzufriedenen stand Herzog Heinrich von Baiern. Von Geistlichen hielt zu ihm namentlich Abraham, der Bischof von Freising; mit Böhmen und Polen stand er in hochverrätherischer Verbindung. Aber die rechtzeitige Entdeckung vereitelte ihr Vorhaben: der Herzog und der Freisinger Bischof wurden in Haft genommen, und die geistige Urheberin des Ganzen, die ehrgeizige Herzogin Judith, in ein Kloster verwiesen. Aber während Kaiser Otto II. einen Einfall, zu dem die Dänen die Gährung im Reiche benutzt hatten, zurückwies und dann den Böhmenherzog Boleslaw II. für die Theilnahme an dem Complot strafte, kam die Rebellion erst recht offen zum Ausbruch. Herzog Heinrich entkam und erschien an der Spitze zahlreicher Anhänger im Felde; Schwaben empörte sich gegen Herzog Otto: noch einmal stand fast der ganze Süden des Reiches gegen das sächsische Königthum auf, erlag aber schnell der Energie des jungen Kaisers. Schon 976 lag Baiern

zu Ottos Füßen: Herzog Heinrich entfloh zu seinem böhmischen Mitschuldigen, und das ihm abgesprochene Herzogthum, das schon durch seine Größe dem Königthum gefährlich war, wurde unschädlich gemacht, indem die östliche Mark an der Donau dem tapfern Liutpold aus dem treuen Hause der Babenberger, die fränkische Nordmark zwischen Donau und Böhmerwald dem älteren Bruder desselben Berthold, Kärnthen aber mit der Mark Krain dem Sohne des ehemaligen Baiernherzogs Berthold, Heinrich dem jüngern, gegeben wurde. Auch wurde nun die baierische Kirche vollends aus der Abhängigkeit von dem Herzogthum gelöst und so eng wie die des übrigen Reiches an das Königthum gekettet und namentlich das Erzbisthum Salzburg und das Bisthum Passau mit Gütern und Rechten auf das glänzendste ausgestattet. Was nach diesen Abzweigungen von dem ehemaligen Herzogthum noch übrig war, wurde mit Schwaben unter dem zuverlässigen Regiment des jungen Herzogs Otto vereinigt. Mit diesem zog der Kaiser dann 977 gegen Böhmen zu Felde und zwang Herzog Boleslaw II. zur Huldigung. Wenn aber dennoch der Aufstand sich im folgenden Jahre erneute und zwar unter Theilnahme der Männer, die aus dem Sturze des Baiernherzogs Heinrich Gewinn gezogen hatten, wenn ihn wiederum der Episkopat mit seinen Sympathien begleitete und der Bischof von Augsburg sich ihm offen anschloß, so lehrte das einmal, wie fremd Baiern in Folge seiner bisherigen Sonderstellung noch der sonst im Reiche durchgeführten Ordnung war, und bestätigte andererseits von Neuem, wie sehr diese den bisher herrschenden Zuständen widersprach, wie schwer sich durch sie der Laienadel und die Kirche geschädigt fühlten und wie unsicher trotz des rücksichtslos geübten Zwanges das kirchlich-politische System der Ottonen stand. Mit dem heimkehrenden Herzog Heinrich verband sich jetzt Heinrich der jüngere von Kärnthen; von dem Bischof von Augsburg unterstützt griffen sie 978 nochmals zu den Waffen. Aber wiederum erlagen sie nach kurzer Zeit: der baierische „Zänker", wie das Volk den Friedensstörer nannte, blieb in Utrecht in Haft, sein Bündner wurde in Kärnthen durch Otto, des Kaisers Neffen, den Sohn Konrads von Lothringen und Liutgardes, ersetzt. Nun endlich kehrte im Südosten die Ruhe wieder: aber die Macht der Arnulfinger und mit ihr ihr Reichthum war dort dahin. Vierjähriger Kämpfe, der Niederwerfung dreier weitverzweigter Verschwörungen hatte Otto II. bedurft, um das größte und bisher selbständigste Territorium des Reiches in die sonst herrschende Ordnung zu zwingen. Der Conflikt war eine natürliche Consequenz des Systems selbst: die Ausnahme, die Otto der Große in Baiern und den dazu geschlagenen reichen Landschaften zugelassen, hatte auf dem persönlichen Verhältnis beruht, in dem er zu seinem Bruder Heinrich gestanden hatte. Bei der jüngeren Generation kam dieses mächtige Motiv in Wegfall; da mußten auch in Baiern die sonst im Reiche geltenden Grundsätze zur Anerkennung gebracht werden. Mit Unrecht hat man diese Consequenz einen Bruch Ottos II. mit der Familienpolitik genannt: die Haltung der baierischen Vetterschaft hatte ihn

dazu gezwungen. Aber grollend sah die Kaiserin-Wittwe Adelheid, welche dem baierischen Zweig des Königshauses besonders innig verbunden war, diese Wendung in der Politik des Sohnes, sie fühlte sich dadurch gekränkt und verließ den Hof, um sich in ihre burgundische Heimat zurückzuziehen.

Die Beschäftigung des Kaisers im Südosten hatten die lothringischen Grafen Reginar und Lambert, die Söhne Reginars von Hennegau und die Erben gewissermaßen der Traditionen des lothringischen Stammesherzogthums, zu einer Erhebung benutzt, für die ihnen in König Lothar von Frankreich ein mächtiger Bundesgenosse erwuchs. So kam es im Juni 978 zu dem plötzlichen Ueberfall Aachens durch die Franzosen, wobei der überraschte Kaiser sich nur durch schleunige Flucht der drohenden Gefangenschaft entzog, der aber sonst ohne weitere Folgen blieb. Noch im Herbst 978 drang Otto Vergeltung zu üben mit einem Heer von 60,000 Mann durch die Champagne bis nach Paris vor: aber ein Angriff auf die Stadt, über der die Deutschen auf dem Montmartre lagerten, hatte keinen Erfolg. Auf dem Rückzug erlitten dieselben sogar recht empfindliche Verluste. Da aber König Lothar bald danach im eigenen Lande durch die Erhebung des mächtigen Hugo von Francien schwer bedroht wurde, so gab er seine Pläne gegen Deutschland auf, und 980 trafen sich der Kaiser und der König an der französisch-lothringischen Grenze, am Flusse Chiers, um den Frieden persönlich zu schließen: Lothar verzichtete auf Lothringen, wofür sein Bruder Karl vom Kaiser mit Niederlothringen belehnt wurde.

Dieses Zugeständnis an die französischen Karolinger zeigt, wie viel dem Kaiser daran lag aller hinderlichen Verwickelungen entledigt zu werden: unmittelbar nach dem Congresse am Chiers eilte er südwärts nach Italien. Denn dort waren Ereignisse eingetreten, welche das gesammte imperatorische System, wie es Otto II. von dem Vater überkommen hatte, in Frage stellten. Mochten dieselben auch wie städtische Tumulte und ziellose Fehden adliger Emporkömmlinge erscheinen, in Rom wurzelte nun einmal das Kaiserthum, dort war der Schwerpunkt, um welchen das ottonische Weltreich gravitirte, — eine Krisis, die dort ausbrach, gefährdete die Stellung des Herrscherhauses überhaupt, eine Katastrophe, die es dort traf und das Papstthum seiner Herrschaft entzog, hob seine Gewalt auch über die deutsche Kirche auf. Nun erfolgte damals ein Rückfall Roms und der Kirche in die Zustände, wie sie den Zeiten Alberichs II. vorangegangen und dann mit Johann XII. erneut waren. Johann XIII., der letzte der von Otto dem Großen eingesetzten Päpste, war diesem bereits einige Monate im Tode vorangegangen (6. September 972); sein Nachfolger Benedikt VI. war noch von Otto bestätigt. Während des ersten bairisch-schwäbischen Aufstands gegen Otto II. hatten sich auch in Rom die Gegner der neuen Ordnung wieder erhoben; an ihrer Spitze stand der Sohn der Theodora, Crescentius, der bestrebt schien sich eine ähnliche Stellung zu gewinnen, wie sie Alberich II. inne hatte. Benedikt VI. wurde gestürzt und in der Engelsburg eingekerkert; sein Nachfolger Bonifaz VII. ließ

ihn erdrosseln, um selbst kurze Zeit danach, mit seinen Anhängern zerfallen, Rom unter Mitführung reicher Schätze zu verlassen und nach Byzanz zu fliehen. Für kurze Zeit gewann nun wieder die kaiserliche Partei die Oberhand. Durch sie wurde Benedikt VII. erhoben, welcher seinen schuldbeladenen Vorgänger durch eine Synode verdammen ließ und durch engen Anschluß an den Kaiser und durch eine möglichst genaue Verbindung mit den von ihm in jeder Weise begünstigten deutschen Bischöfen seine bedrohte Stellung zu sichern trachtete. Um dieselbe Zeit erneuten die Araber ihre Angriffe auf Unteritalien mit gesteigerter Heftigkeit. Der Statthalter des Fatimidenchalifen von Sicilien, Abul Kasem, hatte die Eroberung des Südens der Halbinsel mit Erfolg begonnen. Er wurde gefördert durch die Streitigkeiten der Griechen, welche ihren letzten italienischen Besitz keineswegs als Mitgift der Theophano an Kaiser Otto kommen lassen wollten, mit Pandulf von Capua und Benevent, dessen tapfere Gegenwehr erfolglos blieb. Nach Pandulfs Tode (981) setzten seine Söhne Landulf und Pandulf II. den Kampf gegen die wachsende Uebermacht unentmuthigt, aber auch ohne Glück fort.



Kaisersiegel Ottos II.

Weitaussehende, verwickelte kirchliche und politische Angelegenheiten waren es also, die Otto II. nöthigten möglichst schnell im Süden der Alpen zu erscheinen. Jetzt zum erstenmale offenbarte sich die Schwierigkeit, die Interessen Deutschlands mit denen Italiens in Einklang zu bringen, kam der Gegensatz zur Geltung, der zwischen der Politik des deutschen Königthums und der des römischen Kaiserthums bestand und zu einem Conflikt führen mußte zwischen den für jenes maßgebenden nationalen und den dieses beherrschenden universalen Tendenzen. Es war die Frage, ob das Gleichgewicht zwischen beiden, wie es der maßvolle, im Grunde praktisch nüchterne Otto I. zu erhalten gewußt hatte, auch von seinem Nachfolger gewahrt werden würde. Das aber hing nicht blos von den Verhältnissen ab, sondern von der Persönlichkeit und Eigenart des jungen Kaisers. Auch von diesem haben wir gemäß dem dynastischen und höfischen Charakter der Historiographie in der sächsischen Zeit nur sehr einseitig beleuchtete Schilderungen, in denen er ebenfalls stark idealisirt erscheint. Wichtig war es jedenfalls, daß Otto II. seine Laufbahn nicht als Sachsenherzog begonnen, seine Stellung und deren Rechte und Pflichten nicht zunächst von dem Standpunkte des deutschen Königthums zu beurtheilen gelernt hatte. Als Kind der Nachfolge in Deutschland versichert, als Jüngling

durch die Kaiserkrönung zum Herrn eines Weltreiches berufen, der erbliche Träger einer theokratischen Staatsordnung, sah er in dem, was für seinen Vater der glorreiche Abschluß einer von schweren Kämpfen erfüllten Regierung gewesen war, die selbstverständliche Grundlage seines Wirkens, von der aus es nach noch Höherem zu streben galt. Otto I. hatte in dem der Kirche gebietend übergeordneten Kaiserthum den Ausdruck und zugleich die Gewähr gefunden für den Neubau des deutschen Staates: seinem Sohne war das Kaiserthum der Ausdruck für eine Reihe neuer Ansprüche, ein Rechtstitel, dessen Inhalt allmählich voll entwickelt und zur Anerkennung gebracht werden sollte, das Programm gleichsam für eine in unermessener Weite sich vor ihm ausdehnende Zukunft. Daher tritt bei Otto II. Deutschland zurück gegen Italien, werden die nationalen Interessen den universalen nicht mehr übergeordnet, sondern nachgesetzt und dienstbar gemacht. Man hat diesen Zug in Otto II. in Verbindung gebracht mit dem Vorwiegen des italienisch-burgundischen Blutes seiner Mutter. Offenbar hatte der junge Kaiser viel von dieser geerbt: er überragte den Vater an geistiger Beweglichkeit wie an Bildung; im Gegensatz zu dessen feierlichem Wesen, das sich mit einem gewissen imponirenden Halbdunkel zu umgeben liebte, pulsirte in Otto II. das leichtere, lebhaftere Blut des Romanen. Während der Vater nur ungern die Entscheidung der Waffen anrief, und wenn es zu schlagen galt, mit frommen Uebungen begann, so daß er zuweilen wirklich mehr als ein Beter denn als ein Feldherr erscheint, hat der Sohn, auch darin lebhafteren, hitzigeren Temperaments, schnell das Schwert aus der Scheide und wirft sich in kampfesfrohem Ungestüm an der Spitze der Seinen auf den Feind. Dafür aber hat auch nicht selten die leicht erregte Phantasie bei ihm mehr gegolten als der in ernster Prüfung gewonnene Entschluß männlichen Willens. Die Wirkung dieses mütterlichen Erbtheils stieg nun bei Otto II. mit dem Einfluß seiner griechischen Gemahlin, der schönen, gebildeten, geistvollen und staatsklugen Theophano, die in der fremden Umgebung schnell eine bedeutende Stellung gewonnen hatte. Aus alledem erklärt sich der besondere Glanz, der in den Augen der Zeitgenossen den jungen Kaiser umgab, und wie die frische, heldenhafte, zuversichtliche und lange Zeit auch vom Glück begünstigte Persönlichkeit desselben lebhafte Sympathien erwarb. Namentlich die Italiener scheinen sich ihm wärmer und hingebender angeschlossen zu haben als dem strengen, verschlossenen, in harten Kämpfen freudlos gestählten Otto I.

Im November 980 verließ Otto Deutschland befriedet und nach außen gesichert. Ihn begleiteten Theophano mit ihrem kleinen Sohne Otto, Herzog Otto von Baiern und Schwaben und ein stattliches Gefolge von weltlichen und geistlichen Großen. In Pavia traf er mit seiner Mutter zusammen: die Spannung, die seit der letzten Umgestaltung im Südosten des Reiches zwischen ihnen geherrscht, wurde ausgeglichen. In Ravenna empfing den Kaiser Papst Benedikt VII., der vor der Macht des Crescentius aus Rom hatte entweichen müssen. Ostern 981 erschienen Kaiser und Papst vor der ewigen Stadt.

Dieselbe beugte sich in Gehorsam; Crescentius barg sich in der Stille eines Klosters. Ohne Schwierigkeit wurde die von Otto I. geschaffene Ordnung wiederhergestellt. Sofort aber tritt eine neue Seite in der sich entfaltenden Idee des Kaiserthums zu Tage. Als Schutzherr der Kirche und der Christenheit rüstet Otto zum Kampfe gegen die Mohammedaner. Nicht zunächst um die Gewinnung Unteritaliens handelte es sich dabei, des Kaisers Entwürfe gingen viel weiter: sie galten einem allgemeinen Kampfe der Christenheit gegen den Islam. Die Idee, welche nachmals in wesentlich anderer Gestalt durch die Kreuzzüge verwirklicht werden sollte, taucht hier zuerst auf, um nie wieder aus dem Gedächtnis der Christenheit zu verschwinden. Dem gesammten Mittelmeergebiet wandte sich der Blick des jungen Kaisers zu. Wenn er als Erbe des römischen Imperiums dieses von den furchtbaren Feinden des christlichen Glaubens zu säubern und seinem Scepter zu unterwerfen trachtete, war die Eroberung Unteritaliens für ihn eine militärische und politische Nothwendigkeit. Erst in dieser Verbindung erhielten die ihm von Theophano zugebrachten Ansprüche auf den Süden der Halbinsel ihre rechte Bedeutung und konnten entscheidend werden für die Weiterbildung des imperatorischen Systems. Wieder aber zeigte sich, daß dieses seine erbittertsten Feinde am Bosporus hatte: trotz ihrer Ohnmacht wollten die Griechen die Reste vom Erbe Constantins und Justinians noch nicht fahren lassen.

Als Otto im Herbst 981 südwärts zog und von Landulf und Pandulf II., den Fürsten von Benevent, thatkräftig unterstützt Neapel, Salerno und Amalfi einnahm, dann im Frühjahr 982 Bari und Tarent bezwang, da traten ihm die Griechen im Bunde mit den Arabern entgegen. Aber dem gewaltigen Ansturm der Deutschen erlagen Griechen und Araber, und als Otto im Sommer 982 bei Cotrone in Calabrien über den Emir Abul Kasem selbst einen glänzenden Sieg erfochten hatte, bei dem der gefürchtete feindliche Feldherr den Tod fand, schien die Eroberung Italiens vollendet, die Halbinsel bis zur Meerenge von Messina dem Kaiser unterthänig zu sein. Aber theils in Folge der eigenthümlichen arabischen Kriegführung, theils in Folge des Mangels an Vorsicht, dessen Otto, den Erfolg überschätzend, sich schuldig machte, folgte wenige Tage später eine Katastrophe, deren Wirkungen bis in die entlegensten Theile des Reiches empfunden werden sollten. Es war am 13. Juli 982, als Otto längs der calabrischen Küste vordringend auf eine Schaar der Araber stieß, deren bei Cotrone geschlagene Hauptmacht sich in den benachbarten Küstenbergen wieder gesammelt hatte. In der Meinung, es mit einer versprengten Schaar zu thun zu haben, griff Otto sofort an: da entwickelte sich plötzlich aus den Bergen die dort versteckt gewesene Masse der Feinde. Vergeblich fochten die Deutschen, allen voran der Kaiser, mit verzweifelter Tapferkeit; von der Uebermacht erdrückt erlitten sie furchtbare Verluste, und erst mit sinkender Nacht endete die Blutarbeit der Sieger. Der Kaiser war den Seinen entschwunden: weder unter den Todten fand man ihn, noch unter den wenigen, die dem Blutbade glücklich entkamen. Trauer und Sorge herrschten: da erscholl

plötzlich die frohe Kunde, Otto sei wolbehalten in der festen Küstenstadt Rossano angelangt. Wie ein Stück aus einem Heldenroman klang, was der Kaiser inzwischen erlebt hatte. Als die Niederlage der Seinen ihm nur die Wahl zwischen Tod oder Gefangenschaft zu lassen schien, hatte Otto sich dem Getümmel des Kampfes entzogen, indem er in die Wogen sprengte, und als kräftiger Schwimmer hatte er glücklich ein Fahrzeug erreicht, das eben in einiger Entfernung die Küste entlang fuhr. Freilich waren es griechische Seefahrer, die er darin vorfand; aber ein Slave, der mit in dem Schiffe war und den Kaiser erkannte, half ihm, indem er den Fremdling für einen vornehmen Diener des Kaisers ausgab, dessen Landung in Rossano reich belohnt werden würde. Dorthin segelten daher die Griechen. Angesichts der Stadt gingen sie dann vor Anker; jener Slave aber, vermuthlich unter dem Vorwande, wegen der Lösung des Gefangenen zu unterhandeln, eilte zur Stadt und benachrichtigte des Kaisers Getreue. Bald erschienen dieselben am Gestade: da warf sich Otto wieder in das Meer und erreichte schwimmend das Land, schwang sich auf das bereit gehaltene Roß und sprengte in die Stadt, wo man ihn mit Jubel und Freude empfing.

Aber die verhängnisvollen Wirkungen der Niederlage vom 13. Juli waren damit nicht aufgehoben. Calabrien ging wieder an Griechen und Araber verloren; im Rücken erhob sich der längst lauernde Verrath. In eiligem Rückzug erreichte Otto über Salerno und Capua glücklich Rom. Auch dort gährte es bereits. Namentlich aber ergriff auf die Kunde von des Kaisers Niederlage eine gewaltige Bewegung Oberitalien: die zum Bewußtsein ihrer Kraft gekommenen Bürgerschaften der lombardischen Städte meinten sich jetzt der Herrschaft der von den Deutschen geschützten Bischöfe schnell entledigen zu können. Dann aber war die Verbindung mit Deutschland bedroht, die Herrschaft über Italien stand in Frage, denn die freiheitliche Bewegung konnte leicht auf das nationale Gebiet hinübergreifen. Es galt also einen schweren, von verschiedenen Seiten zugleich hereinbrechenden Sturm zu beschwören: ohne dies konnte auch Deutschland von demselben ergriffen werden. Glänzend hat in dieser furchtbaren Krisis Otto II. seine Entschlossenheit, seine Thatkraft, seine Einsicht bewährt und gezeigt, daß sein hochstrebender politischer Idealismus sich wol vertrug mit einer die gegebenen Verhältnisse achtenden Realpolitik.

Concentrirung der Kräfte, nicht um die anstürmenden Feinde in der Vertheidigung, sondern durch einen neuen großartigen Angriff abzuwehren, war der Zweck eines glänzenden Reichstags, den Otto im Juni 983 in Verona um sich versammelte. Die Ottonen haben auch in großen Krisen persönlich regiert: an sich schon war daher die Berufung eines solchen Reichstags ein Ereignis; dem von Verona ist kein anderer an die Seite zu setzen. Seine Berufung schon war ein Zugeständnis an die Noth der Zeit, das Bekenntnis einer gewissen Hülfsbedürftigkeit von Seiten des Kaisers. Es war ein Reichstag für Italien zugleich und für Deutschland, bestimmt, beide Länder enger mit einander zu verbinden und dadurch die Herrschaft des sächsischen Hauses

in beiden zu festigen, zugleich auch ein großartiger Familientag, um angesichts der von allen Seiten drohenden Gefahren die Einheit in dem königlichen Hause herzustellen und alle Glieder desselben, auch die bisher grollend abseits gebliebenen, zu wetteiferndem Zusammenwirken zu verbinden, endlich eine imposante Demonstration gegen alle diejenigen, welche aus der einen verlorenen Schlacht und deren Eindruck auf die unzuverlässigen Italiener den schnellen Rückgang des ottonischen Kaiserthums, wol gar den nahen Zusammenbruch desselben erhofften. Denn noch stand Kaiser Otto II. selbst in der Blüte jugendlich männlicher Kraft, erfüllt von dem Bewußtsein seiner Stellung, begeistert für die Erfüllung seines gottgegebenen Berufs, reich an Mitteln zur Bekämpfung der andringenden Schwierigkeiten, neben ihm die große Zahl der Getreuen, der Herzöge, Grafen und Bischöfe, deren Anhänglichkeit und Opferfreudigkeit sich gerade in jenen Tagen von Neuem glänzend bewährten, wo namentlich in Sachsen auf die Kunde von der Gefahr, in der Otto geschwebt, alles zu Hülfe zu eilen bereit war. Besondern Eindruck aber mußte auf die Theilnehmer des Tages zu Verona der Kreis edler und staatskluger Frauen machen, welche den Kaiser umgaben und die altberühmte besondere Schätzung der Frauen bei den Deutschen als noch fortdauernd erwiesen — seine Gemahlin Theophano, eine Fremde zwar, aber mit allen deutschen und italienischen Dingen wunderbar vertraut, dann die Kaiserin-Mutter Adelheid, ihre Tochter Mathilde, die von der Zelle des Quedlinburger Klosters, dem sie als Aebtissin vorstand, das politische Getriebe ihrer Zeit mit klarem Verstande durchschaute und bald auch mit zarter und doch energischer Hand zu leiten vermochte. Mit ihrem Beirath wurde der Plan festgestellt für die große Aktion, die der hochanstrebende Sinn des Kaisers entworfen. Das Wichtigste war die Ordnung der Nachfolge: sie geschah in einer Weise, daß wieder ein Schritt mehr in der Richtung auf die Erbmonarchie gethan wurde. Der dreijährige Sohn der Theophano wurde von den versammelten Großen Deutschlands und Italiens zum Nachfolger gewählt, ein Vorgang, bei dem mehr als die Wahl an sich die Thatsache bemerkenswerth ist, daß Italiener und Deutsche gleichmäßig an der Wahl theilnahmen, die beiden gesonderten Reiche also zum erstenmale geradezu als ein Reich erschienen. Die Statthalterschaft in Italien wurde der Kaiserin-Mutter Adelheid übertragen, eine Concession an das sich regende Sondergefühl der Italiener und zugleich eine Gewähr dafür, daß dieselben unter der deutschen Oberhoheit nicht wie unter einer Fremdherrschaft gehalten werden sollten. Denn gerade den guten Willen der Italiener galt es jetzt zu gewinnen. Zur Verwirklichung der großen Pläne, mit denen Otto sich trug, sollten die Kräfte Italiens entfesselt werden: der Kaiser wollte zunächst Calabrien und Apulien zurückerobern, um dann sein siegreiches Banner hinüber nach Sicilien zu tragen. Der Anfang sollte gemacht werden zu dem kaiserlichen Kreuzzug gegen die Mohammedaner.

Aber wie nahe war bereits das Ende! Gleich im Beginn stieß man auf unerwartete Schwierigkeiten. Venedig weigerte jede Mitwirkung, und doch

plötzlich die frohe Kunde, Otto sei wolbehalten in der festen Küstenstadt Rossano angelangt. Wie ein Stück aus einem Heldenroman klang, was der Kaiser inzwischen erlebt hatte. Als die Niederlage der Seinen ihm nur die Wahl zwischen Tod oder Gefangenschaft zu lassen schien, hatte Otto sich dem Getümmel des Kampfes entzogen, indem er in die Wogen sprengte, und als kräftiger Schwimmer hatte er glücklich ein Fahrzeug erreicht, das eben in einiger Entfernung die Küste entlang fuhr. Freilich waren es griechische Seefahrer, die er darin vorfand; aber ein Slave, der mit in dem Schiffe war und den Kaiser erkannte, half ihm, indem er den Fremdling für einen vornehmen Diener des Kaisers ausgab, dessen Landung in Rossano reich belohnt werden würde. Dorthin segelten daher die Griechen. Angesichts der Stadt gingen sie dann vor Anker; jener Slave aber, vermuthlich unter dem Vorwande, wegen der Lösung des Gefangenen zu unterhandeln, eilte zur Stadt und benachrichtigte des Kaisers Getreue. Bald erschienen dieselben am Gestade: da warf sich Otto wieder in das Meer und erreichte schwimmend das Land, schwang sich auf das bereit gehaltene Roß und sprengte in die Stadt, wo man ihn mit Jubel und Freude empfing.

Aber die verhängnisvollen Wirkungen der Niederlage vom 13. Juli waren damit nicht aufgehoben. Calabrien ging wieder an Griechen und Araber verloren; im Rücken erhob sich der längst lauernde Verrath. In eiligem Rückzug erreichte Otto über Salerno und Capua glücklich Rom. Auch dort gährte es bereits. Namentlich aber ergriff auf die Kunde von des Kaisers Niederlage eine gewaltige Bewegung Oberitalien: die zum Bewußtsein ihrer Kraft gekommenen Bürgerschaften der lombardischen Städte meinten sich jetzt der Herrschaft der von den Deutschen geschützten Bischöfe schnell entledigen zu können. Dann aber war die Verbindung mit Deutschland bedroht, die Herrschaft über Italien stand in Frage, denn die freiheitliche Bewegung konnte leicht auf das nationale Gebiet hinübergreifen. Es galt also einen schweren, von verschiedenen Seiten zugleich hereinbrechenden Sturm zu beschwören: ohne dies konnte auch Deutschland von demselben ergriffen werden. Glänzend hat in dieser furchtbaren Krisis Otto II. seine Entschlossenheit, seine Thatkraft, seine Einsicht bewährt und gezeigt, daß sein hochstrebender politischer Idealismus sich wol vertrug mit einer die gegebenen Verhältnisse achtenden Realpolitik.

Concentrirung der Kräfte, nicht um die anstürmenden Feinde in der Vertheidigung, sondern durch einen neuen großartigen Angriff abzuwehren, war der Zweck eines glänzenden Reichstags, den Otto im Juni 983 in Verona um sich versammelte. Die Ottonen haben auch in großen Krisen persönlich regiert: an sich schon war daher die Berufung eines solchen Reichstags ein Ereignis; dem von Verona ist kein anderer an die Seite zu setzen. Seine Berufung schon war ein Zugeständnis an die Noth der Zeit, das Bekenntnis einer gewissen Hülfsbedürftigkeit von Seiten des Kaisers. Es war ein Reichstag für Italien zugleich und für Deutschland, bestimmt, beide Länder enger mit einander zu verbinden und dadurch die Herrschaft des sächsischen Hauses

in beiden zu festigen, zugleich auch ein großartiger Familientag, um angesichts der von allen Seiten drohenden Gefahren die Einheit in dem königlichen Hause herzustellen und alle Glieder desselben, auch die bisher grollend abseits gebliebenen, zu wetteiferndem Zusammenwirken zu verbinden, endlich eine imposante Demonstration gegen alle diejenigen, welche aus der einen verlorenen Schlacht und deren Eindruck auf die unzuverlässigen Italiener den schnellen Rückgang des ottonischen Kaiserthums, wol gar den nahen Zusammenbruch desselben erhofften. Denn noch stand Kaiser Otto II. selbst in der Blüte jugendlich männlicher Kraft, erfüllt von dem Bewußtsein seiner Stellung, begeistert für die Erfüllung seines gottgegebenen Berufs, reich an Mitteln zur Bekämpfung der andringenden Schwierigkeiten, neben ihm die große Zahl der Getreuen, der Herzöge, Grafen und Bischöfe, deren Anhänglichkeit und Opferfreudigkeit sich gerade in jenen Tagen von Neuem glänzend bewährten, wo namentlich in Sachsen auf die Kunde von der Gefahr, in der Otto geschwebt, alles zu Hülfe zu eilen bereit war. Besondern Eindruck aber mußte auf die Theilnehmer des Tages zu Verona der Kreis edler und staatskluger Frauen machen, welche den Kaiser umgaben und die altberühmte besondere Schätzung der Frauen bei den Deutschen als noch fortdauernd erwiesen — seine Gemahlin Theophano, eine Fremde zwar, aber mit allen deutschen und italienischen Dingen wunderbar vertraut, dann die Kaiserin-Mutter Adelheid, ihre Tochter Mathilde, die von der Zelle des Quedlinburger Klosters, dem sie als Aebtissin vorstand, das politische Getriebe ihrer Zeit mit klarem Verstande durchschaute und bald auch mit zarter und doch energischer Hand zu leiten vermochte. Mit ihrem Beirath wurde der Plan festgestellt für die große Aktion, die der hochanstrebende Sinn des Kaisers entworfen. Das Wichtigste war die Ordnung der Nachfolge: sie geschah in einer Weise, daß wieder ein Schritt mehr in der Richtung auf die Erbmonarchie gethan wurde. Der dreijährige Sohn der Theophano wurde von den versammelten Großen Deutschlands und Italiens zum Nachfolger gewählt, ein Vorgang, bei dem mehr als die Wahl an sich die Thatsache bemerkenswerth ist, daß Italiener und Deutsche gleichmäßig an der Wahl theilnahmen, die beiden gesonderten Reiche also zum erstenmale geradezu als ein Reich erschienen. Die Statthalterschaft in Italien wurde der Kaiserin-Mutter Adelheid übertragen, eine Concession an das sich regende Sondergefühl der Italiener und zugleich eine Gewähr dafür, daß dieselben unter der deutschen Oberhoheit nicht wie unter einer Fremdherrschaft gehalten werden sollten. Denn gerade den guten Willen der Italiener galt es jetzt zu gewinnen. Zur Verwirklichung der großen Pläne, mit denen Otto sich trug, sollten die Kräfte Italiens entfesselt werden: der Kaiser wollte zunächst Calabrien und Apulien zurückerobern, um dann sein siegreiches Banner hinüber nach Sicilien zu tragen. Der Anfang sollte gemacht werden zu dem kaiserlichen Kreuzzug gegen die Mohammedaner.

Aber wie nahe war bereits das Ende! Gleich im Beginn stieß man auf unerwartete Schwierigkeiten. Venedig weigerte jede Mitwirkung, und doch

konnte man ohne die Flotte der reichen Seestadt nichts gegen Sicilien unternehmen. Selbst die Einschließung der Stadt von der Landseite machte natürlich keinen Eindruck auf die erregte Bevölkerung. Otto selbst eilte nach Rom, ohne Rücksicht auf die Warnungen des Abtes Majolus von Clugny, der, im Ruf der Prophetengabe stehend, ihm in der ewigen Stadt ein frühes Grab vorhersagte. Dort ließ Otto als Nachfolger des eben verstorbenen Benedikt VII. den gefügigen und zuverlässigen Johann XIV. zum Papst wählen. Aber gerade jetzt, wo all sein Sinnen und Trachten dem Süden zustrebte, drangen die nordischen Sorgen mit aller Macht auf ihn ein. Um im Rücken Ruhe zu haben hatte der Kaiser, als der getreue Otto von Baiern und Schwaben während des Veroneser Tages starb, dem Herzogthum neue Zugeständnisse gemacht, indem er Schwaben einem Verwandten der Gemahlin Ludolfs, Konrad, übergab, Baiern aber sammt Kärnthen und der Mark Verona Heinrich dem jüngern, einem Theilnehmer des letzten Aufstandes, zu Lehen auftrug. Aber nicht dort im Süden des Reiches, im fernen Nordosten lag die Gefahr, standen die höchsten Interessen Deutschlands und der Kirche auf dem Spiele. Dort hausten die Dänen in den Landschaften jenseits der Elbe und vernichteten wieder die mühsam gepflanzten Anfänge deutscher Kultur. Schlimmer noch war der große Wendenaufstand, dem die slavischen Bisthümer Ottos des Großen zum Opfer fielen, Havelberg und Brandenburg, in dem selbst Hamburg zerstört wurde. Auch einem weniger scharfblickenden Auge als dem Ottos konnte es nicht entgehen, daß diese Niederlage im Norden die Folge war von der einseitigen Concentration aller Kräfte auf den Süden, daß die Wendenlande und mit ihnen die vielverheißenden Früchte einer reichen Kulturarbeit eigentlich in Italien, in Rom, in Calabrien verloren gegangen waren. Der Dualismus, der mit dem Kaiserthum und seinem von der Kirche übernommenen Weltherrschaftsstreben in die Politik der Ottonen gekommen war, offenbarte sich zuerst in dieser Thatsache mit vernichtender Schwere. Hatte Otto gefürchtet, daß seine calabrische Niederlage nicht blos die Herrschaft über Italien, sondern auch die über Deutschland in Frage stellen könnte, so war jetzt umgekehrt durch die Niederlage, welche das deutsche Königthum im fernen Norden erlitten hatte, die kaiserliche Herrschaft in Italien gefährdet. Denn wie sollte wol der Ruf Ottos zum Kampf gegen die Mohammedaner die Christenheit unter die Waffen bringen, wenn der Kaiser sich eben unfähig gezeigt, die näherliegenden und drängenderen Aufgaben zu lösen und schon für das Christenthum gewonnene Lande an den deutschen Grenzen zu behaupten? Wohin sollte er sich jetzt zuerst wenden? Was er auch that, eins von den beiden Gebieten mußte preisgegeben werden, in einem von beiden war eine schwere Niederlage des Kaiserthums unvermeidlich. Vor diese Alternative gestellt mühte sich Otto II. vergeblich um einen Ausweg ab; auch die rastloseste Thätigkeit konnte doch immer nur einen Theil des hereinbrechenden Verhängnisses abwehren. In Arbeit und Sorge sich aufreibend erkrankte der Kaiser. Seine Ungeduld drängt nach schneller Genesung, er nimmt zu viel von einem ihm

verordneten Heiltrank; sein bisher ungefährlicher Zustand verschlimmert sich in Folge dessen: am 7. December 983 stirbt er erst achtundzwanzig Jahre alt.

Das prophetische Wort des Majolus von Clugny war in Erfüllung gegangen. Mit banger Sorge nur konnten die Getreuen in die Zukunft blicken, welche dem jugendlichen Herrscher in der Vorhalle der alten St. Peterskirche sein Grab bereiteten, der Sitte der Zeit gemäß in einem antiken Marmorsarkophag, der mit einer mächtigen Porphyrplatte geschlossen wurde. War schon Otto II. dem von zwei Seiten her hereinbrechenden Unglück gegenüber rathlos gewesen, was sollte nun erst werden, wo ein kaum vierjähriges Kind die Krone trug und in dessen Namen die beiden gährenden Länder niedergehalten und beherrscht werden sollten!

IV. Das Papstkaiserthum Ottos III.

983—1002.

Ringsum war das sächsische Königthum von feindlichem Ansturm bedroht. Durch Otto II. angegriffen stand im Süden der Islam in Waffen; über die nordöstlichen Grenzlande, deren Gewinnung die größte Leistung des erstarkenden Deutschthums gewesen war, hatte sich die verwüstende Sturmflut einer slavisch-heidnischen Reaktion ergossen. Die Ordnung aber, welche Otto I. im östlichen Sachsen begründet hatte, bedingte auch die innern Verhältnisse Sachsens, indem sie durch Beseitigung des permanenten Kriegszustandes den verwilderten sächsischen Adel zu friedlichem Leben und dienstwilligem Gehorsam gegen den König hatte gewöhnen sollen: so war hier eines von den Fundamenten des ottonischen Königthums in Frage gestellt. Wenn aber Sachsen der alten Verwilderung verfiel, wie konnte dann dem Zusammensturz überhaupt noch Einhalt geboten werden? Die ganze bisherige Reichsordnung schien in Trümmer zu gehen.

Das größte Interesse an der Erhaltung derselben hatte die Kirche, deren Schicksal durch Otto den Großen an das des Königthums gekettet war. In der Hand der deutschen Bischöfe ruhte daher in diesem kritischen Augenblick die Entscheidung über die Zukunft des ottonischen König- und Kaiserthums. Die Gefahr aber lag darin, daß der deutsche Episkopat schwankte, daß seine Meinungen und Wünsche betreffs der nothwendigen Regentschaft getheilt waren. Es herrschten auch in diesen Kreisen theils persönliche Antipathien, theils sachliche Bedenken gegen die Regentschaft Theophanos. War von der Griechin zu erwarten, daß sie die Interessen ihres Adoptivvaterlandes denen ihres Geburtslandes voransetzen würde? Stand nicht zu befürchten, daß sie, wo byzantinisches und römisches Kaiserthum concurrirten, mit ihren Sympathien auf des ersteren Seite stehen würde? War der Fremden überhaupt ein rechtes Verständnis zuzutrauen für die eigenartigen und schwierigen Verhältnisse dieses germanisch-romanischen Weltreiches? Nur ein Mann im Reich theilte weder diese Bedenken noch diese Antipathien, Willegis, der Erzbischof von Mainz, welcher in Gemeinschaft mit Johannes von Ravenna das königliche Kind von Verona über die Alpen geleitet und in Aachen gekrönt hatte, als die Kunde von dem Tode Ottos II. eintraf. Ein Sachse von Geburt, im Dienste der Capelle und Kanzlei am Hofe in die Höhe gekommen, 975 von Otto II. als Nachfolger Roberts auf den ersten erzbischöflichen Stuhl Deutschlands erhoben,

dem jungen Kaiser nahe verbunden und als vertrauter Rathgeber bewährt, war Willegis von Mainz besonders verpflichtet und berufen in einer den veränderten Verhältnissen angepaßten Form dem schwer bedrohten deutschen Königthum gegenüber die schützende Stellung zu erneuen, welche mehrere seiner Vorgänger eingenommen hatten. Aber schon stand mehr auf dem Spiele als das Recht der Kaiserin-Wittwe auf die Regentschaft. Die Ansprüche, welche König Lothar III. von Westfranken auf die Vormundschaft über Otto III. erhob, bedeuteten wenig: es handelte sich für den ländergierigen Nachbarn mehr um die Gewinnung eines Vorwandes die Hand auf Lothringen zu legen. Der Regentschaftscandidat der Mehrheit des deutschen Episkopates war Heinrich der Zänker, der ehemalige Baiernherzog, der auf die Nachricht vom Tode des Kaisers sofort seiner Haft in Utrecht entlassen war und als nächster männlicher Verwandter des jungen Königs die vormundschaftliche Regierung als sein Recht in Anspruch nahm. Für ihn erklärten sich nicht nur die lothringischen Bischöfe mit Ausnahme Adalberos von Reims, der dabei von dem gelehrten und staatsklugen, am Kaiserhofe angesehenen und zu großen Dingen berufenen Gerbert von Aurillac berathen wurde, sondern auch die Erzbischöfe Warin von Köln, Egbert von Trier und Giselher von Magdeburg. Aber Heinrich von Baiern verdarb seine Sache, indem er, voll unruhigen Ehrgeizes, durch die Leichtigkeit des gewonnenen Erfolges verleitet, die Hand nach der Krone selbst ausstreckte. Der Augenblick schien endlich gekommen, wo das vermeintliche bessere Recht auf den Thron, das einst sein Vater gegen Otto I. zu verfechten versucht hatte, doch noch zur Anerkennung gebracht und die Krone für die Nachkommen des Lieblingssohnes der Königin Mathilde gewonnen werden konnte. Die übelsten Erinnerungen aus der Zeit des Krieges in der königlichen Familie lebten wieder auf. Heinrich trat mit Lothar III. von Westfranken in Verbindung: gegen Preisgebung Lothringens ließ dieser seine Ansprüche auf die Regentschaft fallen; bald stand er siegreich in der westlichen Grenzlandschaft. Heinrich aber, als er im Frühjahr 984 nach Sachsen kam, trat auf, als ob er schon König sei: Ostern erschien er in Quedlinburg in Mitten seiner Getreuen im Schmuck der Krone. Und wie im Westen den Franzosen, so reichte er im Osten den aufrührerischen Slaven die Hand zum Bunde, während die Herzöge von Böhmen und Polen ihm die Huldigung leisteten. Damit aber stellte der Usurpator ein Königthum in Aussicht, das seine Hauptstütze in den alten Feinden des deutschen Volkes und Reiches suchte. Was Herzog Heinrich dereinst im Bunde mit Westfranken, was Ludolf und seine Genossen im Bunde mit den Ungarn versucht hatten, sollte jetzt, so schien es, durch die landesverrätherischen Bündnisse nach Osten sowol wie nach Westen erreicht werden. Aber das nationale Gefühl und die Anhänglichkeit an das Kaiserhaus waren im Laufe der letzten fünfundzwanzig Jahre doch zu sehr erstarkt, als daß sie gegen ein solch frevelhaftes Treiben sich nicht hätten entrüstet auflehnen sollen: in dieser Stimmung nun fand Willegis von Mainz als Vorkämpfer der Legitimität einen kräftigen Rückhalt. Der säch-

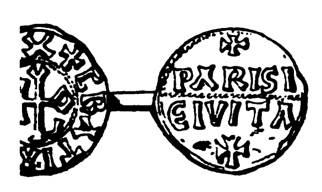
mm erklärte sich, unbeirrt durch die Verführungskünste des „Zänkers",
legitime Königthum Ottos III. Vielleicht hat dazu bei dem sächsischen
e Feindschaft gegen das unbequeme Magdeburger Erzbisthum mit=
, das in Giselher zu dem Usurpator neigte. Auch sonst fand dieser nicht
yoffte Unterstützung: in Baiern hielt Heinrich der jüngere zu Otto III.,
das Königthum des Zänkers ihn um das Herzogthum zu bringen drohte.
g Konrad von Schwaben blieb treu, und den fränkischen Adel erhielt der
s thätige Willegis bei dem Banner der Legitimität. Sein westfränkischer
desgenosse aber machte in Lothringen keine Fortschritte; bald wurde er
nein genöthigt im eigenen Reiche alle Kräfte auf die Bekämpfung der auf=
ebenden Capetinger zu concentriren: Herzog Heinrich überzeugte sich von
r Aussichtslosigkeit seines Unternehmens. Er knüpfte mit Willegis und Konrad
on Schwaben Verhandlungen an und entschloß sich, zögernd freilich und offen=
ar noch immer nach einem andern Ausweg ausschauend, den königlichen
Knaben seiner Großmutter und Mutter, die inzwischen auf Willegis' Mah=
nung aus Italien herbeigeeilt waren, auszuliefern und durch Unterwerfung
Verzeihung für seinen schweren Frevel zu erlangen. Ende Juni 984 traf
er dazu mit jenen in der Nähe von Worms, bei Rara, zusammen und nahm
die Hoffnung auf Wiederherstellung in Baiern als Lohn seiner endlichen Füg=
samkeit mit hinweg. So trug die Legitimität den Sieg davon. In dieser
Krisis aber war der eigenthümliche Charakter scharf zum Ausdrucke gebracht,
welchen die ottonischen Neuerungen der Reichsverfassung gegeben hatten. That=
sächlich hatte Willegis von Mainz, hatte die von ihm zusammengehaltene und
geleitete deutsche Kirche die Entscheidung herbeigeführt: sie hatte sich in der
Stellung bewährt, die Otto I. ihr gegeben hatte. Zugleich aber lehrte dieser
Vorgang doch, wie weit sich das Königthum des sächsischen Hauses von seinem
Ursprung entfernt hatte, wie es gleich dem Königthum Arnulfs und Kon=
rads I. in einen gewissen Widerspruch zu demselben getreten war. An der
Erhebung Heinrichs I. so wenig wie der Ottos I. hatte die Geistlichkeit einen
entscheidenden Antheil gehabt; beide hatten die Krone aus der Hand des Laien=
adels empfangen; der Episkopat hatte in dem einen Falle die vollendete Thatsache
einfach hinzunehmen gehabt, in dem andern durch Weihe und Krönung
Gewählten dieselbe zu bestätigen. Jetzt empfing dagegen das Reich sei[n]
König doch geradezu aus der Hand des Episkopats: die Kirche erwies
als das wirksamste Ferment des Reiches, die Leitung desselben war von
Laienfürsten wieder auf die Bischöfe übergegangen. Mußte sich daraus
bald ein ähnlicher Gegensatz und aus diesem ein ähnlicher Conflikt er[...]
wie sie die Regierungen Arnulfs und Konrads I. erschüttert und v[...]
gehofften Früchte redlichen Bemühens gebracht hatten? Der Dualismus, [...]
die ottonische Staatsordnung begründet hatte, führte ganz naturgem[äß]
eine solche Wendung hin, sobald gegenüber dem übermächtigen Ein[fluß]
Episkopats der Laienadel einen seiner Bedeutung entsprechenden An[theil]
der Leitung des Staates beanspruchte. Die Zeit einer Regentschaft

obenein noch in die Hand aus der Fremde gekommener Fürstinnen gelegt war, begünstigte ein solches Streben und sicherte ihm den Erfolg. Für die Stellung des Königthums wurden damit neue Bedingungen geschaffen.

Sieben Jahr hat die Griechin Theophano als Vormünderin Ottos III., den sie in seinem sächsischen Stammlande erziehen ließ, Deutschland und Italien regiert. Empfangen mit starken Vorurtheilen hat sie dieselben allmählich überwunden, ohne eigentlich Anerkennung oder gar Liebe zu gewinnen, vielfach beargwöhnt, verdächtigt, verleumdet; aber rastlos thätig, unentmuthigt, voll männlicher Entschlossenheit und Thatkraft, in ihrem politischen Denken und Handeln aufgegangen in das fremde Land, dessen Herrscherin sie durch eine unerwartete Verkettung der Umstände geworden war, und das ihr der verletzenden, schmerzlich empfundenen Contraste so viele darbot zu ihrer sonnigen und glänzenden, durch die Reste einer alten Kultur verherrlichten griechischen Heimat. Erntete sie auch keinen Dank, so hat Theophano doch den Ruhm erworben, daß sie auf der Höhe des Lebens makellose Reinheit bewahrte und im Sinn und Geist ihres Schwiegervaters und Gatten die Königs- und Kaiserrechte maßvoll vertreten und im Wesentlichen ungemindert ihrem Sohne erhalten hat. In Deutschland galt es zunächst die Gefahr abzuwenden, welche die Erhebung der Wenden im Norden und Osten drohte. In mühevollen, rastlosen Kämpfen gelang es dem tapfern Markgrafen Eckard von Meißen die durchbrochenen Grenzen von Neuem zu sichern, indem er klug die Eifersucht der slavischen Stämme und Fürsten nährte und sie gegen einander gebrauchte: Herzog Miecislaw von Polen war ihm verbündet und half ihm Böhmen in die alte Lehnsabhängigkeit zurückzwingen. Dagegen blieb der Norden durch die Dänen bedroht, bei welchen Heidenthum und Christenthum in wilden inneren Kämpfen mit einander rangen. Die Kraft des Reichs gegen diese auswärtigen Feinde zu wenden bedurfte man der Ruhe im Innern: deshalb fuhr Theophano fort in der versöhnlichen Politik, welche ihr Gemahl auf dem Tage zu Verona der deutschen Fürstenopposition gegenüber eingeleitet hatte. Wie man ihm bei seiner Unterwerfung verheißen, wurde Heinrich der Zänker in dem bairischen Herzogthum, um das er mit Heinrich dem jüngern vergeblich gekämpft hatte, 985 wiederhergestellt und sein Gegner durch Kärnthen und die Mark Verona entschädigt. Als ein großes Glück durfte es Theophano übrigens ansehen, daß sie nach dem Tode Lothars III. von Westfranken jeder Sorge nach dieser Seite entledigt wurde, indem die Krone des Westreichs, die zunächst auf den jungen Ludwig V. überging, nach dessen frühzeitigem Tode (987) dem legitimen Königshause entrissen und nach Beseitigung des letzten Karolingers, des Herzogs Karl von Niederlothringen, (991) durch eine allgemeine Erhebung des großen Adels an Hugo Capet übertragen wurde. Dieser aber hatte ihren Besitz Jahre hindurch in schweren Kämpfen gegen die ehemaligen Bundesgenossen zu vertheidigen und hütete sich deshalb wol mit Theophano zu brechen, die anfangs zu Gunsten der bedrängten Karolinger zu interveniren versucht hatte.

Am wenigsten glückte Theophano die Weiterführung der ottonischen Politik in Italien und besonders in Rom selbst. Denn wenn sie auch in weltlichen Dingen die kaiserlichen Rechte behauptete, so wurde sie doch nicht blos, wie es scheint, durch eine gewisse Gegnerschaft mit ihrer Schwiegermutter Adelheid, die in Verona zur Regentin Italiens bestellt worden war und in Pavia residirte, vielfach in ihrer Thätigkeit behindert, sondern es gelang ihr auch nicht das Papstthum auf der sittlichen Höhe zu erhalten, auf die es Otto I. erhoben hatte. Eine neue Empörung führte zur Herstellung des einst nach Griechenland entwichenen Bonifaz VII., welcher den kaiserlichen Johann XIV. aus dem Wege räumte und sich durch sein Willkürregiment um so verhaßter machte, als er bestrebt schien Rom wieder in die Hände der Griechen zu spielen. Ein blutiger Aufstand machte 985 seiner Herrschaft und seinem Leben ein Ende. Nun sank das Papstthum wieder in die elende Abhängigkeit von dem städtischen Adel und den aus dessen Reihen erstehenden Gewalthabern, aus der es erst durch die starke Hand Ottos des Großen erlöst worden war. Denn Johannes Crescentius, der Sohn des vor Otto II. ins Kloster entwichenen Patricius, bemächtigte sich der Gewalt über Stadt und Landschaft, so daß der von ihm erhobene Papst Johann XV. ohne weltliche Autorität blieb und, ein habgieriger Mann, sich durch schnöden Schacher mit kirchlichen Aemtern und Ehren zu bereichern trachtete. Zunächst litt unter solchen Vorgängen natürlich das Ansehen der Kirche; dann aber regte sich gegenüber der Verwilderung in Rom das Streben nach Lösung aus der Abhängigkeit von dem römischen Bischof überall da mit gesteigertem Nachdruck, wo noch kirchlicher Sinn und Gefühl für Ehre und Würde der Geistlichkeit herrschten. Eine solche Bewegung aber, so berechtigt sie war, richtete sich doch zugleich gegen das ottonische Kaiserthum, welches auf der Herrschaft über die Kirche beruhte und von der Dienstbarkeit des römischen Papstthums gegenüber dem deutschen Herrscher bedingt war. Jede Minderung der Autorität des römischen Bischofs minderte auch die Machtsphäre des Kaiserthums und bedrohte somit das System, auf dem die kirchliche und politische Ordnung jener Zeit beruhte. Nirgends kam diese antipäpstliche Bewegung so entschieden zum Ausdruck, wie auf der Reimser Synode von 991, welche über das Schicksal des Erzbischofs Arnulf von Reims entschied. Dieser, ein natürlicher Sohn König Lothars III., war einer der eifrigsten Gegner Hugo Capets gewesen: er hatte die Krone nach dem Tode Ludwigs V. dem Herzog Karl von Lothringen zuwenden wollen, er hatte sich dazu um die Einmischung Theophanos bemüht. Da bot nun sein wüstes und vielfach anstößiges Treiben seinen politischen und kirchlichen Gegnern eine erwünschte Handhabe: Arnulf wurde von der Synode zu Reims (Juni 991) nicht ohne Verletzung der kanonischen Vorschriften seines Amtes entsetzt, nachdem es nur mit Mühe gelungen war den erbitterten König Hugo Capet an der Verhängung des Aeußersten über den verhaßten Gegner zu hindern. Um aber die drohende Einmischung Roms, an das man sich früher selbst über Arnulf Beschwerde führend gewandt hatte, abzuschneiden, ließ die

de durch den Bischof Arnulf von Orleans ein Bild entwerfen von dem
nde greulichster Entartung, der in Rom herrschte. Man ging zurück bis
as Pontificat Johanns XII: mit unerhörtem Freimuth wurden die Päpste
letzten Zeit als Geschöpfe der Finsternis, deren Namen für alle Ewig-
ait unaustilgbarer Schmach bedeckt seien, den Lichtgestalten eines Leo,
or, Innocenz entgegengestellt, deren Weisheit den Erdkreis erfüllt und
Leitung die gesammte Kirche sich mit Zuversicht anvertraut habe. Un-
ch sei es, daß solchen durch alle Laster befleckten Scheusalen, die jeder
nis göttlicher und menschlicher Dinge entbehrten, die Menge der durch
ıd und Bildung ausgezeichneten Priester zu Gehorsam ernstlich verpflichtet
ollte: in Rom herrsche der Antichrist und blähe sich, als ob er Gott sei. Die
quenzen, welche sich aus dieser vernichtenden Kritik des Papstthums in seinem
ligen Zustande ergaben, waren die in Reims versammelten französischen
ichen auch zu ziehen bereit: weite Gebiete habe die römische Kirche schon
üßt, in den Sprengeln von Antiochien, Alexandrien, Constantinopel gelte
chts mehr, und das Wort des Apostels (2. Thessal. 2, 3) von der Tren-
nicht blos der Völker, sondern der Kirche sei bereits wahr geworden,
sei vereinsamt und wisse sich selbst so wenig wie anderen zu helfen. Die
änkische Kirche war auf dem Wege sich von Rom loszusagen: das aber
nicht blos dem Papstthum gewissermaßen den Boden unter den Füßen
zogen, es wäre damit auch eine der wesentlichsten Bedingungen für die
ıng in Wegfall gekommen, zu der das Kaiserthum der Ottonen sich durch
errschaft über das Papstthum und die Kirche emporgeschwungen hatte.



Münze von Hugo Capet.

chrift: † GRATIA DI DVX, im Felde
ıogramm HVGO. Rs. im Felde PARISI
A in zwei Zeilen zwischen zwei Kreuzen.
Silber.

Diese ungünstige Wendung in Italien
und Rom wurde befördert durch die wach-
senden Schwierigkeiten im Norden, welche
die Regentin, als sie in jene westfrän-
kischen und römischen Wirren mit starker
Hand einzugreifen im Begriffe stand, nach
Deutschland zurückzueilen nöthigten. Kaum
waren nämlich die aufrührerischen Abodri-
ten glücklich niedergekämpft, so erhob sich
Boleslaw von Polen im Bunde mit den
heidnischen Liutizen. Doch gelang es
ı von Meißen das erschütterte deutsche Ansehen herzustellen und selbst
in Polen ausgebrochenen Thronstreit gütlich zu begleichen, so daß Polen
deutscher Hoheit blieb. Mit dieser Wendung nach dem Nordosten gab
hano ihrer Politik einen entschieden nationalen Charakter und vermied
ehler, dessen Folgen auf den Ausgang von Ottos II. Regierung so trübe
ten geworfen hatten. Denn die Behauptung der deutschen Macht gegen
en und Polen, Dänen und Böhmen, die Fortführung der unter Otto
Großen begonnenen planmäßigen Ausbreitung deutscher und christlicher
r nach Norden und Osten war es, worauf in den Augen der Welt das

Recht des sächsischen Hauses auf das Kaiserthum vornehmlich beruhte. Es ist doch höchst bemerkenswerth, daß es der Griechin gelang das Gleichgewicht zwischen den nationalen und den universalen Tendenzen wiederherzustellen und die Nachtheile auszugleichen, welche ihr Gemahl durch die einseitige Betonung der letztern seinem Reiche bereitet hatte. Die Herrschaft der Fremden, mit Mistrauen aufgenommen und vielfach verleumdet, erzwang sich durch ihr maßvolles, verständiges Vorgehen, ihre ehrliche Hingabe an die Interessen der neuen Heimat mehr und mehr die Achtung von Fürsten und Volk, und der Glanz, in dem Theophano, von den Großen des Reiches umgeben, von Miecislaw von Polen und Hugo von Tuscien huldigend aufgesucht, das Osterfest 991 inmitten des alten Sachsenlands in Quedlinburg feiern konnte, bezeugte ihre Erfolge und die zunehmende Festigkeit ihres Regiments. Als ein Verhängnis war es daher anzusehen, daß die Kaiserin einige Monate später, während eines Aufenthalts in Nimwegen, am 15. Juni 991 starb. Denn die Jugend des Königs Otto III., der erst eilf Jahr alt war, machte eine neue vormundschaftliche Regierung nöthig. Daß man auch diesmal von Heinrich von Baiern absah, ist begreiflich nach der üblen Rolle, welche derselbe 983—84 gespielt hatte. Es lag vielmehr in den Verhältnissen, daß mit der Obhut über den jungen König und der Oberaufsicht über Erziehung und Bildung desselben auch die Leitung der Regentschaft in die Hände der Kaiserin Adelheid kam, aber doch eben nur die Leitung, die Repräsentation derselben nach außen hin. Denn was den Fürsten nach dem Tode Ottos II. in Folge der Haltung des Episkopats nicht gelungen war, das setzten sie bei dem neuen Wechsel ohne Mühe durch, daß nämlich ihnen selbst ein Antheil an der Reichsregierung, eine Mitwirkung bei derselben und damit eine Aufsicht über dieselbe eingeräumt wurde. So lag die Regentschaft nicht in der Hand einer einzelnen Person, sondern bei einem Regentschaftsrath, eine Einrichtung, die nicht blos für die Zeit der Unmündigkeit des jungen Königs dem geistlichen und weltlichen Fürstenthum einen größern Einfluß auf die Staatsangelegenheiten sicherte, sondern die Stellung desselben dem Königthum gegenüber auch für die Folgezeit wesentlich hob. Daß in dem Regentschaftsrath der getreue Willegis von Mainz den ersten Platz neben Adelheid erhielt, war nur in der Ordnung: denn in ihm, dem glücklichen Vorkämpfer der Legitimität in der Krisis des Jahres 983/84, verkörperte sich gleichsam die durch Otto I. begründete Verbindung zwischen Staat und Kirche, zwischen Königthum und Bisthum und hoben sich die Gegensätze auf, deren Conflikt den inneren Frieden gefährdete. Von weltlichen Großen waren namentlich die Herzöge Bernhard von



Münze von Otto III. und Adelheid.

Vs. Umschrift: † D-IGR-A † REX; im X vorn und unten ein Kügelchen; im Felde ein Kreuz, in dessen erstem Winkel ein O mit einem Kügelchen darunter, im zweiten ein D, im dritten ein O mit zwei Kügelchen darunter, im vierten ein D. Auf der Rücks. ein gekrönter Kopf; Umschrift: OTTO REX ADELHEIDA.

Sachsen und Konrad von Schwaben in der Regentschaft einflußreich. Auch der verdiente Eckard von Meißen galt viel in diesem Rathe, dem späterhin des Zänkers Sohn, Herzog Heinrich von Baiern, angehörte, der mit des Vaters Politik brach und eine treue Stütze für die Herrschaft der älteren Linie wurde. Ohne dem Regentschaftsrathe förmlich anzugehören übte auch die Schwester Ottos II., Mathilde, die Aebtissin des Nonnenklosters zu Quedlinburg, wenigstens zeitweise großen Einfluß, und gerade in schwierigen und wichtigen Fragen scheint man auf den Rath der staatsklugen Frau viel gegeben zu haben. Immerhin war eine solche nicht fest und förmlich organisirte Körperschaft zu einheitlicher und energischer Leitung der Geschäfte wenig geeignet: es fehlte die Einheit des gebietenden Willens, welche Theophano klug und kraftvoll zur Geltung gebracht hatte. Rücksichten und Einflüsse wirkten ein, die in der Sache keine Berechtigung hatten. Namentlich hatte die Regentschaft dem Fürstenthum gegenüber einen ungünstigen Stand, da ihre Glieder ihresgleichen gegenüber die Zügel nicht so straff anziehen konnten, wie das ein einziger persönlicher Vertreter des Königthums hätte thun können. So tritt in der Zeit, da Adelheid dem Namen nach Deutschland regierte, eine Lockerung des Reichsverbands ein, in Folge deren nicht blos die Herzogthümer wieder zu größerer Selbständigkeit gelangten und ihre Vorsteher und Inhaber den amtlichen Charakter ihrer Stellung mehr und mehr abstreiften, sondern auch die Bischöfe, Grafen u. s. w. dem Königthum unabhängiger entgegentraten. Das Reich, bisher in fortschreitender Centralisation begriffen, lenkte in verhängnisvolle Wege ein, die entweder zur Zersplitterung oder zu neuen inneren Kämpfen zwischen den selbständigen Gewalten und dem seine Rechte zurückfordernden Königthum führen mußten. Die üblen Wirkungen davon machten sich auch nach außen hin geltend: Westfranken entzog sich unter dem erstarkenden capetingischen Königthum vollends dem Einflusse Deutschlands, und der fünfjährige Krieg, der im Osten gegen die Wenden geführt wurde, hatte trotz aller Anstrengungen und Opfer keinen Erfolg, da man schließlich in einem Stillstande den Feinden lassen mußte, was sie genommen hatten.

So lagen die Dinge, als 995 Otto III. mit Vollendung des fünfzehnten Jahres mündig wurde und selbst die Zügel der Regierung ergreifen sollte — ein großer Moment nicht blos für den jungen Herrscher selbst, sondern auch für die Völker, deren Schicksal in seine jugendliche Hand gelegt war, ein verhängnisvoller Moment, wie die Folgezeit gelehrt hat, für diese nicht minder wie für jenen. Es begann damit eine Zeit arger Verirrung, an deren Folgen Deutschland und die Gesammtheit der in dem Kaiserthum geeinigten Länder Generationen hindurch schwer zu tragen gehabt haben. Die Grundlagen der bisherigen Staats- und Kirchenordnung wurden von dem Uebereifer eines phantastischen Schwärmers nicht blos erschüttert, sondern beinahe in ihr Gegentheil verkehrt. Eine extreme Richtung unterfing sich, in ehrlicher, aber der Realität der gegebenen Verhältnisse fremder Begeisterung einen Idealstaat und eine Idealkirche zu schaffen und in der Vereinigung beider das geträumte

Gottesreich auf Erden zu verwirklichen. Der hervorragendste Vertreter derselben war freilich der junge Kaiser selbst, aber er war doch, so hoch man auch in diesem Falle die persönliche Anlage veranschlagen mag, dazu nicht aus sich selbst geworden, sondern er war dazu gebildet und planmäßig erfüllt mit dem Glauben an sich selbst und seinen Beruf die wahre, von Gott gewollte Ordnung auf Erden zu verwirklichen. Und so wunderlich vielfach die Formen waren, in denen dieses Ideal verwirklicht sein sollte, so fremdartig das sich daraus entwickelnde phantastische Treiben den von andern Sorgen bedrückten Zeitgenossen erscheinen mochte: die ganze Bewegung entsprang doch aus einem sehr tief liegenden und berechtigten Grunde und brachte eine mächtige geistige und sittliche Strömung zum Ausdruck, deren heilsame Wirkungen gegenüber einem verwilderten Zeitalter nicht zu bestreiten sind. Die kleine, aber von schwärmerischem Eifer erfüllte streng kirchliche Partei, welche die cluniacenser Principien bis zu den äußersten Consequenzen durchführen wollte, hatte sich in dem reichbegabten jungen König — soll man sagen — das Werkzeug oder den Helden gebildet, um ihre Ideale zu verwirklichen und die nach ihrer Meinung allein berechtigte, weil von Gott gewollte Ordnung auf Erden durchzuführen.



Kaisersiegel Ottos III.



Königssiegel Ottos III.

Wie das sächsische Haus — als ob es das nachzuholen gälte, was der sächsische Stamm auf diesem Gebiet bisher versäumt, — früh eine warme Hingabe an die geistigen Interessen bethätigt und in deren Pflege geradezu ein-

Moment gefunden hatte zur Hebung des Klerus und damit zur Festigung der eigenen Stellung, so war unter dem Einflusse der hochgebildeten Theophano und dann Adelheids auch der Bildung des jungen Königs eine ungewöhnliche Sorgfalt zugewandt worden. Freilich kam dadurch in dieselbe auch ein Widerspruch, die nicht ohne Folgen bleiben konnte. Denn wenn Otto III. in Sachsen aufwuchs, dessen Adel von der verfeinerten Kultur des ottonischen Zeitalters nur wenig berührt war und wo in Sitten und Anschauungen des Volkes noch ein gutes Theil Heidenthum fortlebte, so mußte ihm die heimische ritterliche Sitte, in der ihn Graf Hoiko unterwies, unfein, ja barbarisch erscheinen gegenüber der griechischen und der römischen Kultur, deren edle Vertreterinnen ihm in der Mutter und Großmutter vor Augen standen und in deren geistige Schätze er durch seinen Lehrer eingeführt wurde, den Calabresen Johannes, der nachmals durch die reiche Abtei Nonantula und später durch das neu errichtete Bisthum Piacenza belohnt wurde. Neben diesen waren es namentlich Willegis von Mainz und Bischof Bernward von Hildesheim, welche auf die Erziehung des Königs einwirkten. Beide waren der Geburt nach Sachsen, aber das römische Kirchenthum hatte davon bei ihnen wenig übrig gelassen. Während aber Willegis die intime Verbindung des ottonischen Königthums mit der deutschen Kirche in sich gleichsam verkörperte, war Bernward, ein Schüler des seiner Gelehrsamkeit wegen berühmten Vorstehers der Hildesheimer Domschule Thangmar, ein Vertreter der höchsten geistigen Kultur jener Zeit: vielseitig gebildet, auch künstlerisch beanlagt, beweglich, angeregt und anregend, hatte er, 987, in jungen Jahren zum Erzieher Ottos berufen, auf denselben einen nachhaltigen Einfluß gewonnen und, selbst frühreif, die Entwickelung seines Zöglings zu ähnlicher, nur noch größerer Frühreife geleitet. Zugleich aber bekannte sich Bernward zu der strengsten kirchlichen Richtung und huldigte den ascetischen Neigungen der Cluniacenser. Auch in der empfänglichen Seele seines Zöglings hatte er für diese lebhafte Neigung erweckt und den demselben angeborenen Zug zum Grübeln und Sorgen um das Heil seiner Seele geflissentlich genährt. Dazu kamen nun der Platz, auf dem Otto III. geboren, und die Stellung, zu der er berufen war. Diese Fähigkeiten und Neigungen standen zunächst im Dienste eines starken und bis zur Rücksichtslosigkeit selbstbewußten Herrschergefühls. Als Sohn eines Herrschers, der, noch ein Jüngling, die Kaiserkrone empfangen und dessen kurze glänzende Laufbahn der Verwirklichung des Weltherrschaftideals gegolten, einer Mutter, welche ihm die Traditionen des byzantinischen Kaiserthums in die Wiege gelegt hatte, durch seinen Bildungsgang auf einem dürftigen deutschen Grunde die Errungenschaften der griechischen und der römischen Geisteskultur vereinigend, durch seinen Lehrer Bernward in eine strenge und ernste, zur Ascetik führende Richtung des kirchlichen Denkens geleitet, aufgewachsen in der rauhen, einem phantasievollen Jüngling wenig bietenden sächsischen Heimat seiner Vorfahren, in einer künstlich geschaffenen, mit der rauhen Wirklichkeit selten übereinstimmenden Welt hochgespannter Ideale —

dabei erfüllt von einer ungeheuren Vorstellung von sich selbst, seinen Rechten, seiner Macht, beherrscht von einem gewissen fatalistischen Glauben an sich selbst, aber auch von einem entsprechend lebhaften Gefühl der Verantwortlichkeit, oft gebeugt von dieser Last, zuweilen ihr fast erliegend, dann in selbstquälerischer Herzensangst vor der Welt und ihrem Treiben in die Einsamkeit fliehend, um sich durch strenge kirchliche Uebungen würdig zu machen das Gefäß der göttlichen Gnade, das erwählte Werkzeug der göttlichen Weltregierung zu sein: so tritt Otto III., kaum dem Knabenalter entwachsen, an die Spitze einer Welt, die er nicht verstand, die seinen Idealen nicht entsprach, die er aber umzugestalten unternahm, indem er sie mit sich fortriß in die unübersehbaren Bahnen schwärmerischer, kirchlich-politischer Speculation — eine fremdartige, wunderbare Erscheinung, krankend an dem Widerspruch zwischen einem himmelstürmenden Wollen und dem unzureichenden Können, das ihn immer wieder auf die verachtete traurige Erde zurückfallen läßt — voller Entwürfe zur Schaffung einer neuen Welt und doch nichts leistend als die Zerstörung der bestehenden.

Nichts hatte des jungen Herrschers Sinnen und Trachten mit Deutschland gemein: ihn zog es nach dem sonnigen Süden, in dessen lichtem Glanze die Kaiserkrone doppelt verführerisch strahlte. Dort lag für ihn der Mittelpunkt der Welt, nur dort war ein seines hochfahrenden Strebens würdiger Schauplatz. Dorthin wiesen ihn die Wünsche seiner strengkirchlichen Vertrauten: es galt das Papstthum aus Erniedrigung und Knechtschaft zu erlösen, Rom von des Crescentius Gewaltherrschaft zu befreien und zum Sitze des geträumten Gottesreiches zu machen, das abgefallene Unteritalien zurückzugewinnen und die Verbindung mit der byzantinischen Heimat der Mutter zu erneuen. Während seine Gesandten nach Constantinopel gingen, dort um die Hand einer griechischen Prinzessin zu werben, sammelte Otto zu Beginn des Jahres 996 das Heer zum Zuge über die Alpen. Besonders zahlreich schlossen die geistlichen Fürsten sich an: denn noch hatten sie mit ihrem Geld, ihren Vasallen und ihrem persönlichen Dienst die Bedürfnisse des Reichs vornehmlich zu bestreiten; daß es die Befreiung der Kirche und die Herstellung des Papstthums galt, ließ die kirchlichen Eiferer sich nur noch freudiger anschließen. Dieser Zweck prägte sich auch in dem Aeußern der Romfahrt aus: wie ein Pilgerheer, unter Gebet und Psalmengesang, zogen die Deutschen südwärts. Ostern 996 war man bereits in Pavia, wo die Lombarden die Huldigung leisteten. Auch erhielt Otto dort die Nachricht von dem Tode Papst Johanns XV. In Rom war man der Tyrannei des Johannes Crescentius müde und beugte sich bereitwillig der endlich erneuten Autorität des deutschen Herrschers. In Ravenna traten Otto bereits Gesandte der Römer entgegen, welche von ihm die Ernennung eines neuen Papstes erbaten. Man begreift den gewaltigen Eindruck, welchen diese freiwillige Unterordnung der Kirche unter seine Autorität auf den im Genusse der Macht sich gleichsam berauschenden jungen König machte: alle Schwierigkeiten schienen nun beseitigt, und ohne Kampf war die Bedingung erfüllt, von welcher die Verwirklichung seiner idealen Entwürfe

namentlich abhing. Die streng kirchliche Richtung, welche die geistlichen Vertrauten Ottos in der Kirche zur Herrschaft bringen wollten, konnte sich jetzt des Papstthums und damit der Leitung der Kirche bemächtigen. In dieser Absicht ernannte der König zum Papste den erst vierundzwanzig Jahre alten Bruno von Kärnthen, den Sohn des Herzogs Otto von Kärnthen, einen Enkel Konrads von Lothringen und Liutgardes, einen strengen, unbarmherzigen Eiferer für die neue Richtung. So trat dem deutschen König in dem Augenblick, wo er die Hand nach der Weltherrschaft ausstreckte, ein von ihm ernannter deutscher Papst zur Seite, und in die beiden höchsten Würden, welche die Christenheit kannte, theilten sich zwei deutsche Jünglinge in der Absicht, der Welt die Gestalt zu geben, in welcher dieselbe nach ihrer Meinung die ihr von Gott gegebene Bestimmung am vollkommensten erfüllen sollte. Aber es war nicht mehr, wie zur Zeit des großen Otto, der weltliche Herrscher die bestimmende Autorität: die Leitung lag in der Hand des geistlichen und die Kirche schickte sich an dem Staate ihre Ordnungen aufzunöthigen. Wie ein wüster Traum mochten manchem die Greuel erscheinen, deren Schauplatz Rom seit dem Tode Johanns XIV. gewesen war, als jetzt der deutsche Jüngling auf dem Stuhl St. Peters im Geiste eines Gregor I. und Nicolaus waltete und die Autorität seines Amtes auch bei den Widerstrebenden mit unnachsichtiger Strenge zur Geltung brachte. Nun waren die Sondergelüste der westfränkischen Kirche jeder Aussicht beraubt, und die Theorien, welche die Reimser Synode anerkannt hatte, sanken vor dem sich aufraffenden Papstthum in sich zusammen. Mit größter Entschiedenheit trat Gregor V. — so nannte sich Bruno von Kärnthen — für Arnulf von Reims ein: nicht daß man annehmen könnte, die Person des Erzbischofs, der Anstoß genug gegeben und die Absetzung reichlich verdient hatte, habe bei dem sittenstrengen Papste, der [...]ie Ehre und Würde der Kirche über alles heilig hielt, Sympathien gefunden; [...] war allein die zweifellose Unrechtmäßigkeit des gegen Arnulf eingeschlagenen [...]erfahrens, das mit den für die Kirche maßgebenden Satzungen Pseudoisidors [...]vereinbar war, was Gregor für Arnulf einzutreten veranlaßte. Nach langem [...]räuben mußte der Episkopat Westfrankens, der dem Papstthum mit so un[...]örter Kühnheit entgegengetreten war, sich unterwerfen: die Beschlüsse der [...]mser Synode wurden cassirt, und nachdem der auf den erzbischöflichen [...]ihl erhobene Gerbert entsetzt war, wurde Arnulf in seinem Amte hergestellt. [...]dieselbe Zeit schritt der Papst gegen König Robert von Frankreich wegen [...]cher Verirrungen mit strengen kirchlichen Censuren ein, und Adalbert von [...]g, der wegen eines Streites mit dem Böhmenherzog und verstimmt durch die [...]issigkeit seiner Böhmen zu Rom in einem Kloster lebte, wurde angehalten [...]einen Sitz zurückzukehren und seine bischöflichen Pflichten zu erfüllen.

Durch die Hand eines solchen Papstes vergeben erhielt auch die Kaiser[...]die Otto am 25. Mai 996 empfing, eine neue und höhere Bedeutung. [...]die Milde und Gnade, durch welche man die bisherigen Gegner für [...]ie Ordnung zu gewinnen dachte, wurde auch jetzt wieder als Schwäche

gebeutet. Kaum hatte der Kaiser daher Rom verlassen und fing das neue System Gregors V. an sich zu entfalten, als die Gährung von Neuem begann und sich bald zu offener Rebellion steigerte. Gregor V. mußte nach Pavia entweichen, Crescentius riß die Gewalt in der Stadt wieder an sich und stellte den ehemaligen Lehrer des Kaisers, den Calabresen Johannes, als Johann XVI. zum Gegenpapst auf, der sich eifrig um die Gewinnung byzantinischer Hülfe bemühte. Der junge Kaiser war eben nach Deutschland zurückgekehrt und weilte in Magdeburg, als diese Vorgänge ihm gemeldet wurden. Sofort eilte er nach der Lombardei, und an der Spitze der dortigen Getreuen, die er unter die Waffen gerufen, stand er bereits im Februar 998 zum zweitenmale vor Rom. Die Schnelligkeit seines Erscheinens machte Eindruck. Während Crescentius, der diesmal keine Schonung zu hoffen hatte, in der Engelsburg zum Widerstand rüstete, öffnete die Bürgerschaft die Thore und lieferte Johann XVI. aus. Unter Vorsitz Gregors V. sprach ihm eine Synode sein Urtheil: trotz der Fürbitte des Kaisers selbst wurde Johannes von dem eisernen Gregor V. zum Verluste des Augenlichts verdammt und mit Schmach und Schande auf einem Esel durch die Stadt geführt, um sein Leben dann in trauriger Haft zu beschließen. Vergeblich war selbst der fromme Einsiedler Nilus, der allgemeiner Verehrung genoß und im Geruche der Heiligkeit stand, nach Rom geeilt, um durch seine Verwendung des Freundes Schicksal zu mildern. Wie mußte man das Schreckensregiment empfinden, das die deutschen Waffen über die Kirche gebracht! Wie milde und gnädig erschien dagegen das Verfahren Ottos des Großen gegen den vor ihm im Staube liegenden Benedikt V.! Rom zitterte vor dem deutschen Papst, der in jugendlichem Ungestüm die Kirche nach seinen Idealen umzuformen unternahm. Inzwischen ging Ende April auch der Widerstand des Crescentius zu Ende, den der tapfere Slavenbekämpfer Eckard von Meißen in der Engelsburg belagerte. Vergeblich flehte derselbe jetzt um Gnade: vor den Augen des entsetzten Volkes wurde der einstige Gewalthaber auf den Zinnen der Engelsburg enthauptet, sein Leichnam durch die Stadt geschleift und endlich am Galgen aufgehängt; zwölf seiner Hauptmitschuldigen theilten dieses Schicksal. Alles beugte sich in zitterndem Gehorsam vor dem Kaiser und seinem Papste, deren gemeinsame Thätigkeit namentlich darauf ausging, die Kirche in dem Besitz aller Güter und Rechte herzustellen, welche sie in den Zeiten der Unordnung und des Aufruhrs eingebüßt hatte. Es war ein wunderbares, nie dagewesenes Schauspiel, wie diese beiden deutschen Jünglinge, welche die beiden höchsten irdischen Würden innehatten, welche die Zeit kannte, daran arbeiteten, ihre kirchlichen und politischen Ideale, die theils aus dem strengen Geiste der Cluniacenser geboren, theils byzantinisch gefärbte Erneuungen altrömischen Imperatorenthums waren, mit allen Mitteln geistlicher und staatlicher Autorität der widerstrebenden Welt aufzunöthigen, ohne dabei gewahr zu werden, wie sie den sicheren Boden der Wirklichkeit allmählich unter den Füßen verloren und sich zu Regionen erhoben, in denen die Gesetze des praktischen Lebens längst ihre

Geltung verloren haben. Wie lange aber — so mußte man doch fragen — konnte diese Harmonie zwischen Kaiserthum und Papstthum, wie sie der intimen Freundschaft, der verwandten Sinnesart und der gleichen Denkweise der beiden Jünglinge entsprang, dauern? In der Natur und dem Umfange der Ansprüche, welche jeder von beiden für die von ihm vertretene Autorität erhob, lagen Keime genug zu künftigen Conflikten: die Gewähr eines friedlichen Einvernehmens beruhte doch allein in der Nothwendigkeit der Niederkämpfung der kirchlichen und politischen Widersacher, die sich ihnen gleichmäßig entgegenstellten. Auf die Dauer war dieser Cäsaropapismus, welcher der erstaunten Welt in zwei Persönlichkeiten entgegentrat, jedenfalls nicht zu erhalten. Nach welcher Richtung hin die Lösung des darin enthaltenen Widerspruchs von Otto III. gesucht wurde, wie dessen hochfliegender Geist die Weiterbildung der zur Zeit bestehenden Ordnung sich dachte und erstrebte, wurde bald genug klar, als Gregor V. durch einen frühzeitigen Tod hinweggerafft wurde. Denn da ernannte Kaiser Otto einfach den Nachfolger: von einem Wahlrecht des römischen Klerus, von einer Mitwirkung des römischen Adels und Volkes war nicht die Rede. Während Otto I. selbst zur Zeit seiner größten Macht den alten Brauch nicht anzutasten gewagt, sondern sich mit der Bestätigung des Gewählten begnügt hatte, führte sein Enkel eine Ordnung ein, welche die Abhängigkeit der Kirche von dem Kaiserthum vollendete. Dies Verfahren wurde dadurch nicht erträglicher, daß Otto einen Vertreter der strengsten Richtung auf den Stuhl Petri berief. Es war Gerbert von Aurillac, der jetzt als Silvester II. den durch Gregors V. Tod erledigten Platz einnahm, ein merkwürdiger, höchst bedeutender Mann, mit einer bewegten Vergangenheit, in der er manchen Wechsel der Haltung und Gesinnung durchgemacht hatte. Aus der Schule des Geraldklosters zu Aurillac durch einen glücklichen Zufall nach Barcelona geführt, hatte sich Gerbert in jungen Jahren bei dem gelehrten Bischof Hatto von Vich namentlich durch die Bekanntschaft mit den wissenschaftlichen Errungenschaften der Araber ein für jene Zeit außerordentlich ausgebreitetes und tiefes Wissen erworben, so daß er bei einem Besuche in Rom, wohin er seinen Bischof begleitete, Aufsehen erregte und von Papst Johann XIII. Kaiser Otto I. empfohlen wurde. Doch zog er es vor sich zur Vollendung seiner Studien nach Reims zu begeben, das damals unter Erzbischof Adalbero eine berühmte Pflegstätte ernster Wissenschaft war. Erst 980 kam Gerbert wieder nach Italien, wo er die Gunst Ottos II. gewann und von demselben mit der reichen Abtei Bobbio versorgt wurde. Nach dem Tode des Kaisers aber mußte auch er dem Andrange der deutschfeindlichen Partei weichen und kehrte nach Reims zurück, wo er bei Erzbischof Adalbero gastfreie Aufnahme fand. Dem Kaiserhause aber stattete er seinen Dank für die ihm erwiesene Gunst und Gnade ab, indem er mit Adalbero gemeinsam inmitten des feindlichen lothringischen Episkopats für das Nachfolgerecht des kleinen Otto eintrat und durch seine rührige Thätigkeit wesentlich dazu beitrug, daß auch in Lothringen die Legitimität obsiegte. Später hatte Ger-

bert mit Adalberos Nachfolger, dem unruhigen Arnulf, in Verbindung gestanden und den Bestrebungen desselben eine Zeit lang, wol über die verwerflichen Absichten desselben getäuscht, mit seiner weithin reichenden Autorität Vorschub geleistet. Doch hatte diese Verbindung, die für ihn leicht hätte verhängnisvoll werden können, für den vielgewandten keine üblen Folgen, da er sie nicht nur rechtzeitig löste, sondern in dem Gewirre des Parteikampfs sich allen Seiten so zu empfehlen und so zum Herrn der Situation zu machen gewußt, daß er nach der Absetzung Arnulfs, die hinterher freilich durch Gregor V. als illegal cassirt wurde, als dessen Nachfolger auf den erzbischöflichen Stuhl in Reims erhoben wurde. Sein Versuch sich zu rechtfertigen und seine Erhebung als kanonisch zu erweisen hatte keinen Erfolg: von seinen kirchlichen Funktionen durch einen päpstlichen Legaten suspendirt, sah er sich mit einem schweren kirchlichen Prozeß bedroht. Vergeblich eilte Gerbert selbst nach Rom: dort machte er die Bekanntschaft des jungen Kaisers Otto III. und gewann mit seinem umfassenden Wissen, seiner staunenswerthen geistigen Beweglichkeit und dem idealen, freilich stark an das Phantastische und Mystische anstreifenden Schwung seines Wesens auf denselben bedeutenden Einfluß, so daß er, nach Frankreich zurückgekehrt, bald die Einladung erhielt zu dauerndem Aufenthalt an den Hof zu kommen. Ein Freund des Prunkes, empfänglich für die Herrlichkeiten irdischen Daseins, seiner ganzen Natur nach zum Hofmann geeignet, dabei ehrgeizig und hochstrebend, leistete Gerbert dem Rufe mit Freuden Folge und kam im Frühjahr 997 nach Sachsen, doppelt günstig aufgenommen: denn er fand Otto tief gebeugt durch die Kunde von dem traurigen Ende seines Herzensfreundes Adalbert von Prag, welcher von dem strengen Gregor V. zur Rückkehr nach Prag genöthigt, angesichts der Unmöglichkeit dort ersprießlich zu wirken im fernen Nordosten einen neuen Wirkungskreis gesucht und unter den Streichen der heidnischen Preußen einen vorzeitigen Märtyrertod gefunden hatte. Hinfort stand Gerbert mit dem für alle geistigen Interessen empfänglichen jungen Kaiser in dem intimsten Verkehr, und als Otto zur Bekämpfung des Crescentius nach Rom eilte, unterhielten beide einen regen Briefwechsel. Theils um den gelehrten Freund in seiner Nähe zu haben, theils um denselben für den Verlust der erzbischöflichen Würde in Reims, wo Gregor V. Arnulf hergestellt hatte, zu entschädigen, setzte Otto III. nach der Besiegung des Crescentius bei dem Papste Gerberts Ernennung zum Erzbischof von Ravenna durch, und als nicht lange darauf Gregor V. starb, ernannte er ihn zum Nachfolger desselben auf dem Stuhl St. Peters.

Nicht ohne Absicht nannte sich Gerbert Papst Silvester II.: in dem Manne sah er sein Vorbild, den die kirchliche Tradition zum Schöpfer der weltlichen Herrschaft des Papstthums machte. Indem aber Gerbert seines neuen Amts in diesem Sinne waltete, gab er freilich manchen hervorragenden Zug aus seiner Vergangenheit jetzt selbst als irrig preis und unternahm es, Ansichten, die er früher mit der ganzen Lebhaftigkeit seines scharfen Geistes

und der Wucht theologischer Gelehrsamkeit bekämpft hatte, der Kirche mit der Autorität des Apostelfürsten aufzunöthigen. Auch Gerbert konnte sich dem übermächtigen Einfluß nicht entziehen, welchen die Traditionen der päpstlichen Politik auf ihn, den ehemaligen Gegner, ausübten, und stellte seine ganze eigenartige und glänzende Persönlichkeit rückhaltlos in den Dienst derselben, und wenn er einst als Erzbischof von Reims den Cölibat bekämpft und die Fasten als nutzlos verworfen hatte, wenn er in dem Kampfe des westfränkischen Episkopats gegen Johann XVI. sich sogar gegen den päpstlichen Primat erhoben hatte, so mochte der vielgewandte darauf nun zurücksehen wie auf Verirrungen seiner Jugend. Silvester II. bekannte sich voll und ganz zu den pseudoisidorischen Principien, aber die Consequenzen, die er daraus zog, wurden doch vergeistigt und veredelt durch den heiligen Ernst von Clugny, der auch ihn mit wachsender Gewalt ergriff und sich dienstbar machte. Wenn Silvester II., wie er das in seinem berühmten Buche zur Unterweisung der Bischöfe (de informatione episcoporum) ausführlich darlegt, die bischöfliche Gewalt auf unmittelbare Einsetzung durch Christus zurückführte und deshalb jeder weltlichen, auch der der Könige und Kaiser überordnete, so leitete er daraus zunächst die Forderung makellosen Wandels der zu so hoher Ehre Berufenen ab und verlangte ein unbarmherziges Einschreiten gegen alle Untüchtigkeit und Entartung; insbesondere galt es den simonistischen Misbräuchen entgegenzuwirken, welche das Eindringen unwürdiger Elemente in den bischöflichen Stand beförderten. So begegnet sich Silvester II. mit den Reformbestrebungen der Cluniacenser. Die Verwirklichung solcher Ideen aber mußte schließlich auch das Verhältnis zwischen Papstthum und Kaiserthum ändern. Es war ein Widerspruch, wenn die Ueberordnung der bischöflichen Autorität über alles weltliche Fürstenthum anerkannt wurde und doch der oberste der Bischöfe, wie zuletzt geschehen, sein Amt vermöge kaiserlicher Ernennung erhalten sollte. Aber man meinte denselben auszugleichen und die wahre, von Gott gewollte Ordnung zur Herrschaft zu bringen, indem man dem Kaiserthum selbst einen priesterlichen Charakter beilegte, Kaiser und Papst als die Träger einer einheitlichen, untheilbaren Gewalt darstellte und Staat und Kirche in einander aufgehen ließ. Damit schwanden die bisherigen Grenzen zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, es gab kein zwischen beiden streitiges Grenzgebiet mehr, kirchliche und staatliche Gesetze fielen zusammen, und der Gottesstaat, den Augustin im Geiste geschaut und dessen Bild schwärmerische Gemüther noch immer unwiderstehlich anzog und fesselte, hielt seinen Einzug auf Erden. In diesem Ideenkreise lebte und webte Silvester II., in ihn hatte sich auch das Denken des jugendlichen Kaisers vollkommen eingesponnen: jetzt vermaßen sich beide die bestehende Ordnung danach umzugestalten.

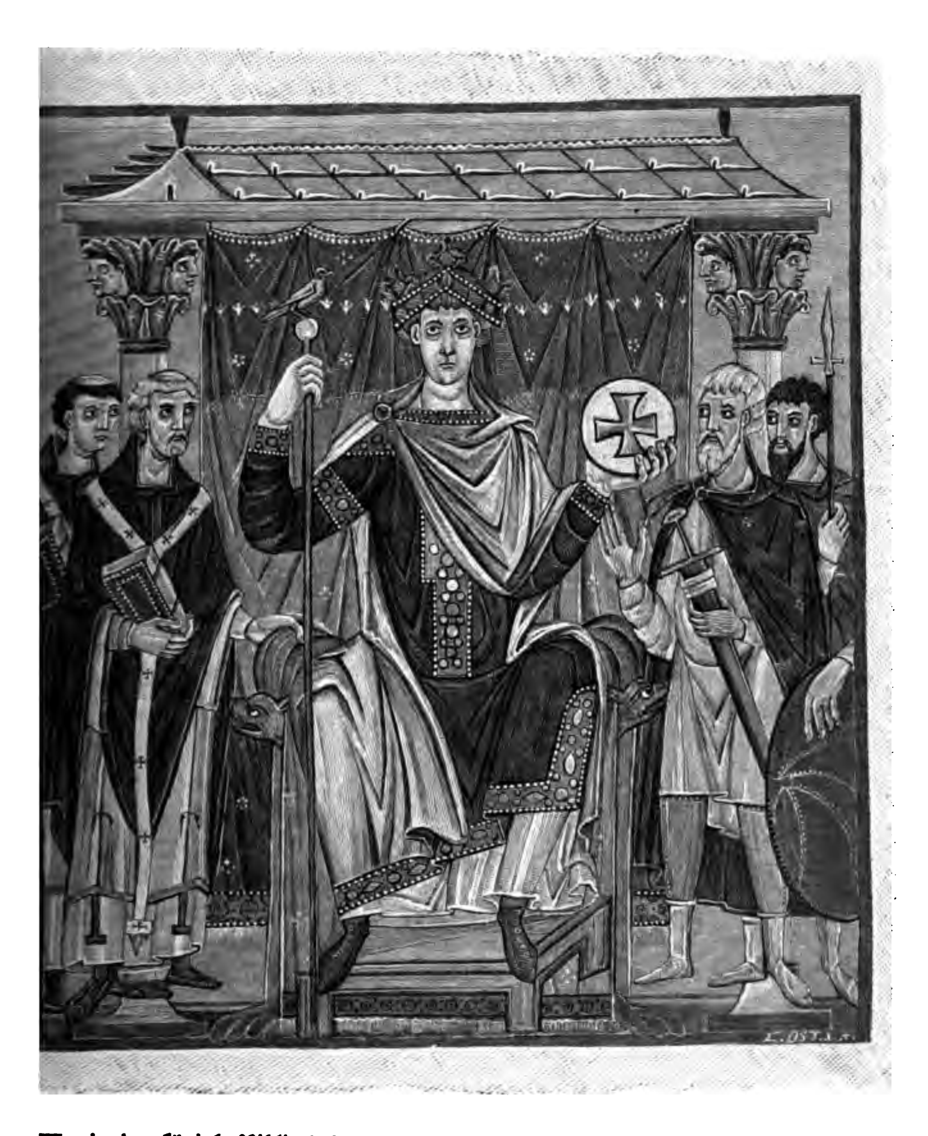
In der persönlichen Haltung sowol wie in der Regierungsweise Ottos III. vollzog sich seitdem ein merkwürdiger Wandel, und ungemessen wächst die Geltung der universalen Tendenzen: bald droht sie alles selbständige natio-

nale Leben zu ersticken und drängt alles einer trostlosen Gleichheit zu. In Otto III., dem Sohne der Griechin und eines Sachsen, der von der italienisch-burgundischen Mutter des fremden Blutes schon viel in seinen Adern hatte, dem Zögling des gelehrten Griechen Johannes und des Eiferers Bernward, dem Herzensfreund des Böhmen Adalbert und dem Geistesverwandten des Franzosen Gerbert, hoben sich freilich die Nationalitäten auf und wurden zusammengefaßt in der Idee des Weltreichs und der Weltkirche. Wie für sich selbst, so suchte und fand Otto nun auch für sein Reich und die in demselben verbundenen Völker die Einheit in einer höheren Sphäre und hielt sich für berufen die Weissagungen der Vorzeit zu erfüllen und das die Vollendung der Weltentwickelung bezeichnende letzte Weltreich, das ein Gottesreich sein sollte, zu schaffen und zu regieren. Er sah darin mehr einen hohenpriesterlichen Beruf als den eines weltlichen Herrschers. Seine Regierung nimmt hochkirchliche Formen an: als Mittler zwischen Gott und seinen Völkern strebt er sich für seine heiligen Funktionen fähig und würdig zu machen durch ein priesterliches Leben in strenger Askese und heiligem Wandel. Daher zieht er sich, wie fliehend vor der Welt, die er doch beherrschen will, plötzlich in die Einsamkeit zurück, um sich durch Bußübungen, durch Geißelung, Fasten und Kasteiung, durch Wallfahrten und andere Mittel kirchlicher Zucht zur Erfüllung des ihm von Gott aufgelegten hohen Berufs zu befähigen. Alle die verschiedenen schwärmerischen Richtungen, welche die Kirche jener Zeit hervorgebracht, hat der junge Kaiser zeitweise auf sich einwirken lassen. Gewöhnlich von Odilo von Clugny berathen suchte er dann wol, wie von plötzlicher Gewissensangst ergriffen, zweifelnd an seiner Würdigkeit, die Büßereinsamkeit des heiligen Nilus von Grottaferrata bei Gaeta auf oder barg sich mit einigen Vertrauten auf der Einsiedlerinsel Pereum in den Sümpfen von Ravenna, um, wenn er seinem frommen Drange genug gethan, wieder zurückzukehren und sich in dem goldstrahlenden Prunke irdischer Herrscherherrlichkeit zu sonnen und sich zu berauschen in dem Genusse der Weltmacht, die er in seine Hand gelegt glaubte, ja in einer Art von Selbstvergötterung sich als das sichtbare Haupt des Gottesreiches auf Erden zu brüsten. Mit einer wunderlichen Fülle phantastischer Aeußerlichkeiten trat dieses Reich Gottes auf Erden vor die staunende Menschheit. Rom, durch die Kirche der geistige Mittelpunkt der Welt, sollte auch äußerlich und in politischer Hinsicht voll in seine alten Rechte wieder eintreten. Von der ewigen Stadt aus, in der Papst und Kaiser, die einander nebengeordneten, eine Einheit bildenden Spitzen der Welt, ihren Sitz hatten, gedachte Otto das Gottesreich zu regieren: auf der Höhe des Aventin, wo einst die prunkenden Paläste der römischen Imperatoren gestanden, wollte er sich seinen Herrschersitz aufführen lassen. Je unklarer und unbestimmter, ja unfaßbarer diese ins Ungemessene schweifenden Projekte sich in den großen und praktisch wichtigen Dingen gestalteten, um so peinlicher und kleinlicher wurden die nebensächlichen Formalitäten bis in das Einzelne hinein mit feierlicher Umständlichkeit geordnet.



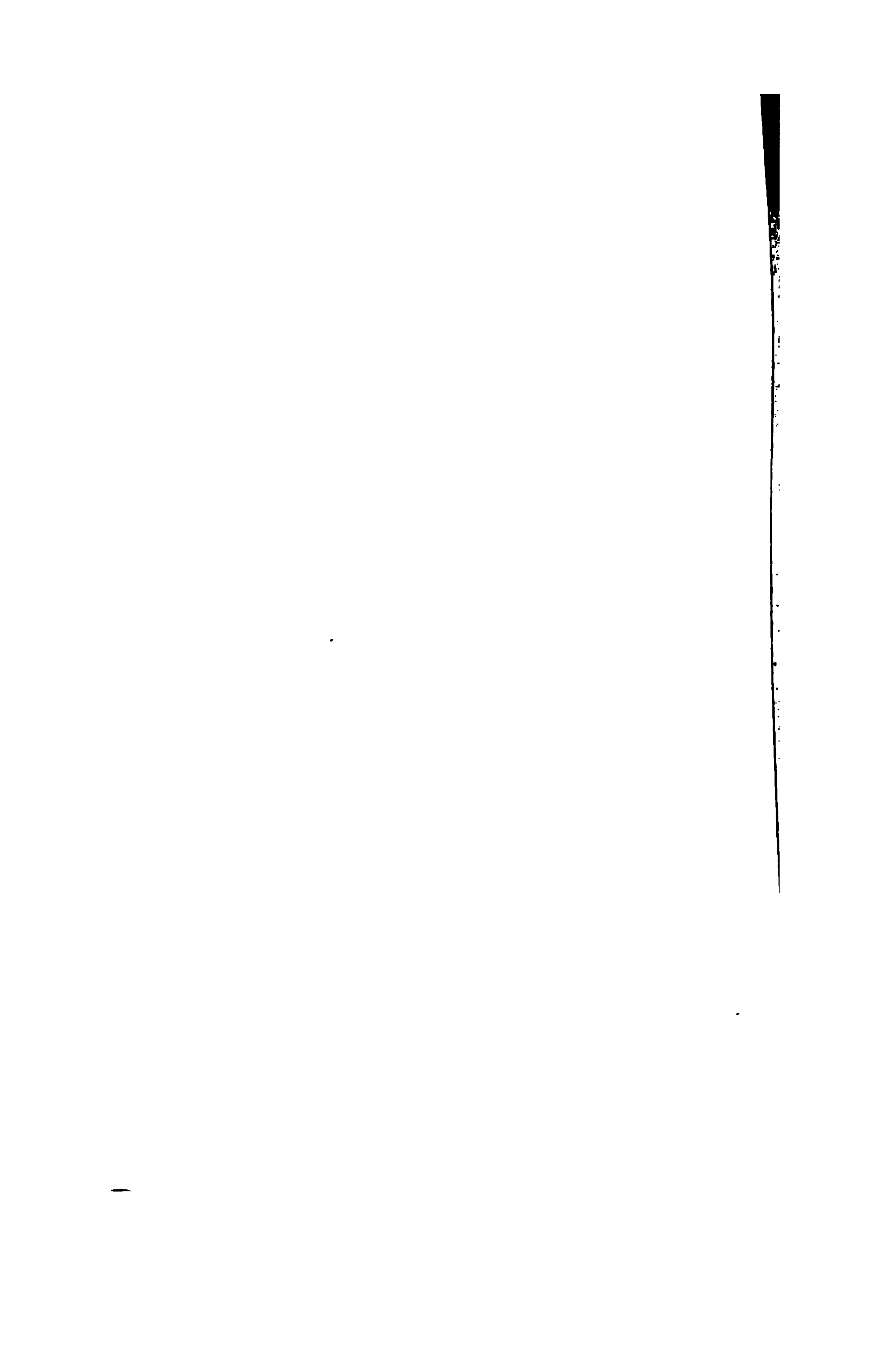
Widmungsbild in dem Evangeliarium des Kais

Der Kaiser thront in einer Halle, umgeben von je
vier Frauen, die Sclavinia, Germania, Gallia und Roma, als Person



III.; in der königl. Bibliothek zu München.

m des weltlichen und des geistlichen Standes;
er Länder und Völker, schreiten tributbringend auf den Kaiser zu.



jer, dem Abendlande überhaupt fremder, echt orientalischer Prunk
t steifem Ceremoniel seinen Einzug am Hofe des jungen Sachsen,
s Kaisers Constantinus Porphyrogennetos umständliches Werk über
uch des byzantinischen Hofes als Leitfaden diente. Es blieb doch
hr so fern von dem den Christen einst so anstößigen Treiben des
n, der mit den Attributen des Jupiter geschmückt sich als Jovius
ehren lassen, wenn jetzt der zwanzigjährige Jüngling, der „Knecht
stel", wie er sich nannte, um dann wieder hochtönend „Kaiser der
zu heißen oder sich ganz altrömisch Cäsar Imperator Augustus an-
lassen, seinen Titel durch Beinamen wie Romanus, Italicus, Saxonicus
der machte und den Schein von Thaten erweckte, die er nicht gethan
d in einem phantastischen Gewande einherschritt, auf dem der Thier-
blich dargestellt war, und in einem weiten Mantel thronte, der mit
eutbaren apokalyptischen Bildern verziert die unklare Vermessenheit
rägers auf den ersten Blick erkennen ließ! Alles wurde jetzt Symbol,
bis hinab zu den Handschuhen, welche der Kaiser trug, lag eine
Beziehung auf das Gottesreich und sein sichtbares Oberhaupt. Die
, patriarchalischen Formen des Hofhalts, der noch unter Otto I. dem
t eines reichen sächsischen Ethelings geglichen hatte, wurden durch ein
tes byzantinisches Ceremoniell ersetzt, mit einer langen Reihe von
gesonderten Beamtenstufen, bei denen schon die fremdländischen
eigten, daß es sich um eine ihren Trägern fremde, nur äußerlich auf-
orm handelte, in der die meisten sich selbst sehr wunderlich vorgekommen
en. Die alten deutschen Amtsbenennungen wichen hochtönenden halb
en, halb römischen Bezeichnungen, der Kämmerer wurde zum Proto-
s, die Bischöfe des kaiserlichen Raths zu Logotheten, und neben ihnen
n die Träger altrömischer Titel, magistri und comites imperialis mili-
nerale der kaiserlichen Armee, unter ihnen protospatharii, kaiserliche
, ein praefectus navalis, Admiral, der freilich ebensowenig eine Flotte
nandiren hatte wie jener eine Armee oder ein Regiment: lauter
men, welche zu den gegebenen Zuständen nicht paßten und, wo man
t in Einklang zu bringen versuchte, den Widerspruch zwischen dem
schillernden Ideal und der rauhen Wirklichkeit erst recht schmerzlich
n ließen. Dem schwärmenden Mystizismus des jungen Kaisers frei-
ing dieser Widerspruch: er lebte des Glaubens, daß die Mischung
n und weltlichen Herrscherthums, abendländischer und morgenländischer,
icher und heidnischer Formen, bis zu der er sich verstieg, genüge, um
he Wandlung erst an seinem Hofe, dann an der zum Sitz seiner
t erkorenen Stadt und von da aus dann an allen diesem Universal-
zufügenden Ländern und Völkern durchzuführen und damit sein Ideal
rklichen. So griffen seine Neuerungen auch in die Verhältnisse der
Stadt, die zu großen Dingen berufen war. An die Spitze derselben
ie Pfalzrichter (judices palatii ordinarii) in der mystischen Sieben-

zahl, Geistliche mit wesentlich weltlich richterlichen Funktionen, welche bei der Ordination des Kaisers, die an Stelle der Krönung trat, die Hauptrolle spielten und auch bei der Wahl des Papstes mitwirken sollten. Die dem Range nach am höchsten stehenden Glieder dieses Collegiums (der primicerius und secundocerius) waren gewissermaßen die Gehülfen des Kaisers: sie schritten ihm zur Rechten und Linken und schienen gleichsam mit ihm zu regieren. Der Primicerius, das Haupt der Rechtspflege, ernannte für die einzelnen Gerichtshöfe je sieben Urtheilfinder. Die Aufrechterhaltung der Ordnung in der Stadt lag in den Händen des Patricius, die in dem städtischen Gebiete in denen des Präfekten. So erstand durch Otto III. ein schattenhaftes Abbild des altrömischen Kaiserthums, die alten Namen und die alten Formen, aber erfüllt mit einem fremden, unklaren, ihnen widersprechenden Inhalte. Dieses geistlich-weltliche Staats- und Kirchensystem, dieses altrömische, byzantinisch schillernde Papstkaiserthum mit seinen phantastischen Farben-, Formen- und Zahlengeheimnissen sollte der Welt aufgenöthigt werden: ihm gegenüber sollte das Recht der Nationen auf Bewahrung und Weiterbildung ihrer geschichtlich gewordenen eigenartigen und selbständigen Existenz verwirkt sein. Denn es war nicht eine bloße Ceremonialformel, wenn der Kaiser den neu ernannten Palatinalrichtern das Gesetzbuch des Justinian überreichte und gebot, danach Rom, die Leostadt und den gesammten Erdkreis zu richten. Nach römischem Rechte zu leben wurde ein Vorzug und eine Ehre, welche der Kaiser besonders Begünstigten unter entsprechenden Feierlichkeiten verlieh: das deutsche Recht, einst das der Sieger, galt als das minderwerthige, und Otto III. mag die Zeit nicht fern gewähnt haben, wo dasselbe in seinem ganzen Herrschaftsgebiet durch das römische Kaiserrecht ersetzt sein würde. Es war wörtlich zu nehmen, wenn damals ein kaiserliches Siegel aufkam mit der Inschrift, Renovatio Imperii, „Erneuung des Imperiums"; und wenn in demselben der Vers zu lesen stand: Roma caput mundi regit orbis frena rotundi — d. h. Rom, des Weltalls Haupt, führt lenkend die Zügel des Erdrunds, so war auch darin alles Ernstes das Programm zu sehen, dessen Verwirklichung dieser ganze phantastische Apparat verherrlichen helfen sollte.

Noch konnten aber die letzten Ziele dieser phantastischen Politik nicht ernstlich ins Auge gefaßt werden, mochte auch Silvester II., der die excentrischen Neigungen des jungen Kaisers wol nicht ganz selbstlos nährte, Otto bereits auf den großen Kampf gegen die Ungläubigen hinweisen und die schon von dem Vater gefaßte Idee eines Kreuzzuges nachdrücklich betonen. Zur „Erneuung des Reichs" galt es erst, die neue Ordnung, wie in Rom und dessen Gebiet, nun auch in den übrigen Theilen des Reichs und namentlich in Deutschland durchzuführen. Waren doch eben die beiden staatsklugen Vertreterinnen des ottonischen Kaiserthums in seiner alten nationalen Gestalt schnell nach einander gestorben, so daß Otto vollends von jeder Rücksicht befreit war. Im Februar 999 war die Aebtissin Mathilde in Quedlinburg gestorben, die würdige

Tochter des großen Otto, die in des Neffen langer Abwesenheit die Zügel der Reichsregierung mit kräftiger Hand geführt hatte und der es namentlich zu danken war, daß im Norden der Alpen nicht nur die Ordnung aufrecht erhalten, sondern auch der Kampf gegen die Wenden mit steigendem Nachdruck und Erfolg wieder aufgenommen wurde. Ende desselben Jahres aber starb, auf der Heimreise von Burgund, zu Salz im Elsaß des Kaisers Großmutter Adelheid, von der ihn namentlich in den letzten Jahren eine wachsende Spannung entfernt zu haben scheint. Man begreift es freilich, daß die Kaiserin Adelheid, die ganz in den Traditionen der Politik ihres großen Gatten lebte, den Bahnen nicht folgen mochte, welche der Enkel in schwärmender Vermessenheit einschlug, und wenn sie auf die Meldung, daß von den vertrauten Räthen des jungen Kaisers, den täglichen Genossen seines phantastischen Lebens, einige schnell nach einander von einem jähen Tode hinweggerafft seien, die Befürchtung aussprach, Otto selbst werde demnächst dem gleichen Schicksal verfallen, so mochte das hinterher manchem fast wie ein prophetisches Wort erscheinen, dem die Verwirklichung nur allzu bald gefolgt war. Nicht lange danach erschien Otto III. in Deutschland, umgeben von dem neuen römisch-byzantinischen Hof- und Herrschaftsapparate, ein Fremder in dem rauhen, arbeitsvollen Norden, ohne Verständnis für dessen so ganz anders geartete Verhältnisse, ohne den Willen und die Fähigkeit sich in dieselben zu finden, völlig gelöst von dem Lande, aus dem die Macht seines Hauses ihren Ursprung genommen hatte. Erregte schon sein Auftreten Befremden und Unbehagen, so empfand man es vollends als eine Enttäuschung, daß er nach kurzem Aufenthalte nach dem Osten eilte, um zu Gnesen, am Grabe seines als Märtyrer des Evangeliums gefallenen Freundes Adalbert von Prag in schwärmerischer Andacht zu beten. Aber nicht blos von den Traditionen seiner Heimat und seines Geschlechtes hatte der junge Kaiser sich gelöst, er hatte sich mit ganzer Seele in eine Richtung hineingelebt, die ihn zum Feinde der Interessen seines Stammlandes und seines Volkes und zum Gegner der Bestrebungen machte, die im Einklange mit dem wahren nationalen Interesse seine Vorgänger vor allem gepflegt und gefördert hatten. Jene phantastische Erhebung über die Schranken nationalen Lebens, in der seine politischen Ideen wurzelten, machte Otto III. geradezu zum Feinde der nationalen Zukunft seines Volkes. Denn indem er in schwärmerischer Verblendung über dem Grabe seines böhmischen Freundes ein Erzbisthum zu gründen unternahm, dem Suffraganbisthümer in der mystischen Siebenzahl untergeordnet wurden, untergrub er des Großvaters herrliche Gründung an der Elbe, versperrte Magdeburg den Weg nach dem Osten, durchkreuzte die geplante Unterordnung der Slavenländer von der Elbe bis zur Weichsel und darüber hinaus unter die deutsche Kirche und gab der vielgetheilten und zerfahrenen Slavenwelt das, was ihr bis dahin vor allem gefehlt hatte, den geistigen Mittelpunkt, von dem aus sie zusammengefaßt und einheitlich geleitet werden konnte, der sie befähigte sich zur Nation zu einigen und, ohne die Vermittlung Deutschlands an den Segnungen der römisch-kirch-

lichen Kultur theilnehmend, sich dem deutschen Reiche auf die Dauer zu entziehen. Denn zu Ehren der neuen Stiftung und des Heiligen, an dessen Grab sie ihren Mittelpunkt hatte, wurde Herzog Boleslaw von Polen, welcher den Kaiser aufs glänzendste empfing, aus der Tributpflicht entlassen, die er bisher Deutschland gegenüber zu tragen gehabt, ja, in der ihm zur anderen Natur gewordenen Spielerei mit altrömischen Formen und Namen verlieh Otto demselben gar den hochtönenden Titel eines Freundes und Bundesgenossen des römischen Reichs — die Kosten hatte die deutsche Kirche, der deutsche Einfluß, hatte der sächsische Edelmann und der deutsche Colonist zu tragen. Wie tief man das empfand, wie man dem Kaiser wegen dieses schnöden Bruchs mit den glänzenden Traditionen des sächsischen Stammes und des Ludolfinger Herzogshauses zürnte, wie man ihn für all das Unheil der Folgezeit verantwortlich machte, das lehrt zur Genüge der bittere Unmuth, mit dem nachmals selbst ein Verwandter des Kaiserhauses, der Bischof Thietmar von Merseburg, von diesen Dingen spricht und Ottos Verfahren geradezu als eine Sünde bezeichnet, für die er allein bei Gott Vergebung erbitten könne. Zugleich aber lehrt diese Aeußerung, in welchen schroffen Gegensatz Otto III. sich mit seiner Politik zu dem deutschen Episkopat stellte. Noch war der Episkopat Deutschlands mit tausend Fäden an seine Nation gebunden und nicht gewillt, zu Gunsten Roms weite Lande seiner Autorität entziehen zu lassen. Und was man eben mit Polen erlebt hatte, das wiederholte sich im folgenden Jahre ähnlich mit Ungarn: indem Silvester II. dem christenfreundlichen Stephan dem Heiligen die Königskrone als Gabe des h. Petrus verlieh und durch Errichtung des Erzbisthums Gran die kirchliche Organisation Ungarns und seiner Dependenzen von der deutschen Kirche, insbesondere von Salzburg und Passau unabhängig machte, wurde der deutschen Kirche auch dort eine empfindliche Einbuße bereitet.

Aber noch ein anderes Moment verfeindete den deutschen Episkopat mit der neuen Ordnung je länger je mehr und trieb ihn in die Opposition gegen Otto III. Die deutschen Bischöfe, welche als Träger der Reichsgewalt mit Otto I. an der Unterwerfung und Beherrschung des Papstthums theilgehabt hatten, waren nicht gewillt, die unabhängige Stellung aufzugeben, die sie dadurch Rom gegenüber gewonnen hatten, und sich unter das Joch der pseudoisidorischen Satzungen zu beugen. Gregor V. aber und Silvester II. standen durchaus auf dem Standpunkte Pseudoisidors und brachten denselben mit Hülfe des Kaisers in weltlichen und kirchlichen Dingen gleichmäßig zur Anerkennung. So stellte Otto III. durch seine Hingabe an die Kirche und die Verschmelzung der kaiserlichen Gewalt mit der päpstlichen zu einem Papstkaiserthum, das im Wesen eins, sich der Welt in zwei Personen darstellen sollte, die Grundlagen des Reiches und seiner damaligen Verfassung in Frage und entfremdete sich die Männer, welche ihm einst die Königskrone gerettet und der hart bedrohten Legitimität zum Siege verholfen hatten. Es war jedenfalls die bündigste Verurtheilung seines Systems, daß es zwischen Otto III. und einem Manne

von der Bedeutung und dem Verdienste des Willegis schließlich zu offenem Bruche kommen konnte.

Ehe er seinem geliebten Süden zuzog, führte Otto jenen berühmten Besuch im Grabe Karls des Großen aus, der seine phantastischen Neigungen von Neuem offenbarte. Begleitet von dem Grafen von Lomello, seinem Schwertträger, stieg er in die mit Marmor und Kalk verschlossene Gruft unter dem Aachener Münster hinab. Wir besitzen über diese merkwürdige Episode einen Bericht, der angeblich auf die Mittheilungen des Grafen selbst zurückgeht. Als ob er noch am Leben wäre, saß danach der gewaltige Kaiser aufrecht auf einem Thronsessel, die goldene Krone auf dem Haupte, das Scepter in der einen von den mit Handschuhen bekleideten Händen; mit Ausnahme der Nasenspitze war der Körper noch nicht von Verwesung ergriffen; Otto ließ diesen Schaden angeblich aus Gold ergänzen, dem Leichnam neue weiße Gewänder anlegen und, nachdem er noch einen Zahn aus dem Munde des Kaisers genommen, das Grab wieder schließen. Man begreift es, daß dieses fürwitzige Eindringen des jungen Phantasten in die heilige Grabesruhe des großen Herrschers abfällig beurtheilt wurde: das gesunde Gefühl des Volkes sah sich dadurch verletzt. Dieser Eindruck spiegelt sich wieder in dem Volksglauben, Karl der Große sei Otto III. nachher im Traume erschienen und habe ihm sein kinderloses Ende verkündet. Nicht lange danach wandte sich Otto wieder nach Italien, wohin ihn die Mahnungen des vielfach bedrängten Papstes schon wiederholt gerufen hatten. Er sollte Deutschland nicht wieder betreten.

Aber wenn Otto III. davon geträumt hatte, nun von dem goldenen Rom aus, in seinem Palaste auf dem Aventin thronend, die Welt in den von ihm erfundenen altrömisch-byzantinischen Formen zu beherrschen und in Gemeinschaft mit dem Papste das Gottesreich auf Erden zu verwirklichen, so war ihm doch nur eine Reihe von herben Täuschungen zugedacht. Mit der kaiserlichen Herrschaft in Unteritalien war es schon wieder vorbei. Capua, Benevent, Neapel, Gaeta, Salerno hatten sich in siegreichem Aufstand den kaiserlichen Statthaltern entzogen. Selbst das kleine Tivoli rebellirte und wurde erst nach längerer Belagerung durch das kaiserliche Heer bestimmt Ottos Gnade anzurufen. Daß ihm diese gewährt wurde, erbitterte die Römer, welche die verhaßte Nachbarstadt nun endlich verderben zu können gehofft hatten, und veranlaßte sie im Februar 1001 zu einem Aufstand, durch den der Kaiser, der ohne die nöthige Bedeckung auf dem Aventin weilte, in harte Bedrängnis gerieth. Aber die rechtzeitige Ankunft Hugos von Tuscien und des Herzogs Heinrich von Baiern wandte die dringendste Gefahr ab, und eine warme Ansprache des Kaisers an die Aufrührer, denen er den Undank vorhielt, mit dem sie ihm lohnten, während er doch um ihretwillen sein Volk und sein Vaterland verleugnet habe, und dann durch das Betonen der kaiserlichen Majestät zu imponiren wußte, stellte die Ruhe vollends wieder her. Otto trug sich mit stolzen Entwürfen: die Eroberung Unteritaliens, eine erneute Allianz mit Byzanz, von wo er sich eine Gemahlin zu werben gedachte, erfüllten seinen

rastlosen Geist. Er knüpfte dazu Beziehungen mit Venedig an, das eben damals seine Seeherrschaft zunächst auf dem adriatischen Meere zu entfalten anfing, und machte dem staatsklugen und einflußreichen Dogen Pietro Orseoli mit wenigen Begleitern im tiefsten Geheimnis einen flüchtigen Besuch in der Inselstadt. Als er sich aber mit Beginn des Sommers nach Unteritalien wenden wollte, fand er den Weg durch eine neue Empörung der treulosen Römer verlegt. Die Verwüstung der Gegend ringsum machte auf dieselben keinen Eindruck; die Stadt beharrte noch im Widerstand, als Otto, indem er eine Abtheilung seines Heeres zur Beobachtung derselben in Paterno am Fuße des Berges Sorakte zurückließ, sich südwärts wandte und Benevent unterwarf. Auch jetzt aber beugte sich Rom nicht, und der Kaiser mußte im Herbste seinen Aufenthalt in Ravenna und Pavia nehmen. Mitten aus seiner militärischen und politischen Thätigkeit aber entfloh er dann plötzlich, um sich in Gemeinschaft mit seinen frommen Gewissensräthen, namentlich dem als heilig verehrten Abte Romuald und dessen Genossen in der Einsamkeit der sumpfumgürteten Insel Pereum bei Ravenna zu begraben und nur frommen Uebungen, Bußen und Kasteiungen zu leben. In einem fortwährenden, aufreibenden Widerstreit der Neigungen und Bestrebungen wurde er hin und her gerissen: denn mehr als einmal überkam ihn in der Gemeinschaft der frommen Schwärmer zu Pereum die Sehnsucht, dem Treiben der Welt, das für seine nach Glanz und Pomp verlangende Natur doch einen unwiderstehlichen Reiz besaß, ganz zu entsagen und sich jenen Einsiedlern auf die Dauer anzuschließen. Und der eifrige Romuald soll es nicht unterlassen haben, in diesem Sinne auf seinen kaiserlichen Jünger einzuwirken, ja demselben eine Art von Zusage abgedrungen haben, für deren Erfüllung Otto schließlich nur noch einen Aufschub erbat und erhielt, um erst Rom zum Gehorsam zurückzuführen.

So lebte sich Otto III. mehr und mehr in eine fremde Welt phantastisch schimmernder Frömmigkeit ein, die ihn der Wirklichkeit entrückte und immer unfähiger machte deren Anforderungen zu verstehen und zu erfüllen. Und doch wurden diese damals immer dringender und drohten, unbeachtet oder gar bekämpft, eine allgemeine Krisis herbeizuführen. In immer weiteren Kreisen wurde die Unzufriedenheit laut, welche die Deutschland und seinen Interessen abgewandte, ja feindliche Haltung des jungen Kaisers erregte. Ottos Aufforderung an die deutschen Fürsten, ihm zur Züchtigung Roms und Unterwerfung Unteritaliens Hülfe zu leisten, hatte nur noch bei vereinzelten Gehorsam gefunden. Namentlich die deutsche Kirche versagte sich ihm fast vollständig: damit aber verlor seine Macht den Boden unter den Füßen. Doch nicht genug damit, Otto trieb die deutschen Bischöfe, obenan seinen Erzieher, den einstigen Gehülfen Adelheids in der Reichsregierung, den edlen, treuen und klugen Willegis von Mainz, durch seine Unterstützung der päpstlichen Willkür zu offener Opposition. Der Anlaß dazu war eben nicht bedeutend an sich; er wurde aber bedeutend dadurch, daß er zu einem offenen Zusammenstoß der in der deutschen Kirche mit einander ringenden Gegensätze führte. Es

handelte sich zunächst nur um die Weihe einer neugebauten Kirche in dem Kloster Gandersheim, einer Familienstiftung des sächsischen Hauses, dem des Kaisers Schwester Sophie wie einst Gerberge, die Tochter Heinrichs I. von Baiern, als Aebtissin vorstand. Bisher war das Kloster den Bischöfen von Hildesheim untergeordnet gewesen; doch hatte, wie es scheint, Sophie an dem ascetisch schwärmenden Wesen Bernwards und dem unheilvollen Einfluß, den derselbe auf ihren kaiserlichen Bruder ausübte, Anstoß genommen und den Mainzer Erzbischof, der ein entschiedener Gegner der in Rom herrschenden Richtung war und schon früher die Obhut über Gandersheim als sein Recht beansprucht hatte, aufgefordert die Weihe zu vollziehen. Bernward bekämpfte das als einen Eingriff in seine bischöflichen Rechte mit Heftigkeit und fand darin bei den Anhängern der hochkirchlichen Partei eifrigste Unterstützung. Die Streitsache, welche Willegis in altüblicher Weise auf einer Synode zum Austrag bringen wollte, wurde durch Bernward, der wie es scheint, mit Begierde die Gelegenheit ergriff, um dem ihm unbequemen Metropoliten einen recht empfindlichen Schlag zu versetzen, ganz im Sinne Pseudoisidors nach Rom vor den Richterstuhl Silvesters II. gebracht. Es entspann sich nun ein Prozeß, welcher das alte und das neue Kirchenthum in dem heftigsten Conflikt zeigt. Die Synode, welche Willegis in der Gandersheimer Sache berufen, und die Beschlüsse, welche dieselbe gefaßt hatte, wurden in Rom annullirt, und ein päpstlicher Vikar ging nach Sachsen, um den Streit im Namen des römischen Stuhles zum Austrag zu bringen. Das übermüthige und herausfordernde Auftreten desselben, eines jungen Geistlichen sächsischer Abkunft, machte die Sache nur schlimmer und steigerte den Unwillen des deutschen und insbesondere des sächsischen Episkopates. Wie er erst die päpstlichen Ermahnungen und Befehle zurückgewiesen hatte, so leistete Willegis auch der gegen ihn verhängten Suspension vom geistlichen Amte keinen Gehorsam. Unter dem Primas der deutschen Kirche war der deutsche Episkopat in offenem Aufruhr gegen Rom, gegen neurömisches Kirchen- und Kaiserthum: die Vorladung nach Rom blieb von den meisten unbeachtet, und das zur Entscheidung des Streites unter Silvester II. zu Todi versammelte Concil ging nach vergeblichem Warten unverrichteter Sache auseinander.

Das war eine schwere Niederlage des Papstthums und zugleich des Kaiserthums, das auch in diesem Falle sich ganz mit jenem identificirt hatte. Der allgemeinen Unzufriedenheit wurde neue Nahrung zugeführt. Die Opposition in den Kreisen der Laienfürsten trat zuversichtlicher auf: sah sie doch, daß der junge Kaiser in unbegreiflicher Verblendung seine besten Bundesgenossen von sich stieß, die Stützen seiner Macht in Deutschland leichtsinnig zerbrach, während der Aufruhr in Unteritalien triumphirte, Rom seinen Waffen wie seinen schmeichelnden Worten sich eigensinnig verschloß und in der Lombardei die Gährung zunahm und die nationale Partei sich von Neuem zu regen begann. Auch in Deutschland waren viele schon entschlossen dem undeutschen Regimente Ottos III. mit einem raschen Schlag ein Ende zu machen: schon

warben die Führer dieser Partei, die sich also nicht gegen das Königthum als solches, nicht gegen die Herrschaft eines Königs aus dem sächsischen Hause richtete, um die Theilnahme des Baiernherzogs Heinrich, des Sohnes des Zänkers, dem man demnach wol den erledigten Thron zugedacht hat. Es war alles im besten Zuge, um Otto, während er verblendet in nebelhafter Ferne verschwimmenden Zielen nachjagte, um die Herrschaft in Deutschland zu bringen.

Ein gütiges Geschick darf man es wol nennen, daß dem schwärmenden Jüngling der Schmerz erspart wurde, selbst noch Zeuge des kläglichen Schiffbruchs zu sein, in dem die stolzen Erfolge seiner Vorgänger und die Macht seines Hauses, die Herrschaft, die Sicherheit, der innere Friede des Reichs zugleich mit seinen ausschweifenden Entwürfen elend zu Grunde gingen. Von Todi aus, wo er nur die Lossagung des deutschen Episkopates von seinem politischen System zu constatiren gehabt hatte, war Otto Ende des Jahres 1001 nach Paterno geeilt, um den Kampf zur Demüthigung der in trotzigem Widerstand verharrenden Römer mit neuem Nachdruck aufzunehmen: statt dessen sah er sich dort mit geringer Mannschaft von den Gegnern hart bedrängt. Der ersehnte Zuzug aus Deutschland war noch immer nicht eingetroffen, die kleine Besatzung litt Mangel; der Kaiser selbst wurde vom Fieber ergriffen, das sich bald steigerte und die Kräfte des zarten Jünglings schnell aufrieb. Aber noch hoffte Otto den Kampf um seine Ideale aufnehmen und ausfechten zu können: Heribert, der Erzbischof von Köln, sein getreuer Kanzler, traf ein und führte einen stattlichen Theil des so dringend begehrten Zuzugs herbei. Aber eben jetzt nahm die Krankheit des Kaisers eine verhängnisvolle Wendung. Derselbe erkannte die Nähe des Todes, und nun mochte er der halb warnenden, halb prophetischen Worte gedenken, die der fromme Romuald an ihn gerichtet, als er ihn bei seinem letzten Aufenthalt in Pereum ermahnte ganz dort zu bleiben und der Welt entsagend in frommen Uebungen ausschließlich dem Heil seiner Seele zu leben: wenn Otto nach Rom gehe, werde er niemals von dort zurückkehren. Gefaßt und ergeben ging Otto der letzten Stunde entgegen. Die Reichsinsignien vertraute er der Obhut Heriberts von Köln, und nachdem er das Abendmahl empfangen hatte, starb er am 23. Januar 1002 in dem kleinen Paterno.

Was mochte in der Seele des zweiundzwanzigjährigen Kaisers vorgehen, wenn sein erlöschender Blick von der Höhe von Paterno hinab auf die ewige Stadt irrte, das goldene Rom, das er zum Haupt der Welt zu erheben, wo er als Römer über die Welt zu herrschen, dessen Gesetzen er den Erdkreis unterthan zu machen gedacht hatte? Wie mochte ihm angesichts des nahen Todes die Summe seines Lebens erscheinen, wenn er den klaffenden Widerspruch überdachte zwischen der Lage, in der er starb, und den Entwürfen, die er gehegt, wenn er sah, wie Unteritalien verloren blieb, Rom seine leidenschaftliche Zuneigung mit trotzigem Aufruhr belohnte, Oberitalien zum Abfall rüstete, wenn er überdachte, wie seines glorreichen Hauses altes Stammland, das noch für seinen Vater mit hingebender Opferfreudigkeit einzutreten bereit gewesen

war, sich von ihm als einem untreuen, zu den Fremden abgefallenen Sohne abwandte, wie die deutsche Kirche ihm als einen Gegner ihrer Rechte den Gehorsam aufkündigte und die deutschen Fürsten alles Ernstes daran dachten, den Deutschland zum Fremdling gewordenen letzten Sprossen des ottonischen Mannesstammes durch einen deutschen Mann auf dem Thron zu ersetzen? Es liegt eine mächtige, tief ergreifende Tragik in diesem Ausgange des kaiserlichen Jünglings, zugleich eine vernichtende Kritik seines Strebens, der Ziele sowol wie der zu ihrer Erreichung angewandten Mittel. In gesteigerter Potenz wiederholte Ottos III. Regierung die Fehler, an denen die Arnulfs und Konrads gescheitert war: die Hingabe an die universalen Tendenzen, der in ihrem Dienst geschlossene Bund mit der extremsten, schwärmerischsten Richtung der Kirche wurde zum Verhängnis des Kaisers und zum Verderben des Reiches erkauft durch die Preisgebung der wichtigsten nationalen Interessen und führte mit Deutschland zugleich das sächsische Königthum in eine Krisis, aus der es nicht ohne bleibende schwere Einbuße hervorgehen konnte.

V. Der Ausgang des sächsischen Kaiserthums.

1002—1024.

In dem erneuten römischen Kaiserthum hatte die Gemeinschaft ihren Ausdruck gefunden, welche die christlichen Völker des Abendlandes in Bezug auf die Kirche und auf die Kulturentwickelung verband. Dasselbe war idealer Natur und fand nur so lange Anerkennung, als es nicht zum Rechtstitel gemacht wurde für die Uebung einer realen Machtautorität, als die Unterordnung der im Kaiserthum geeinten germanischen und romanischen Völker unter den Träger der römischen Krone nicht in eine wirkliche Unterthänigkeit verwandelt wurde. Schon Ottos I. Sohn hatte danach gestrebt daraus eine wirkliche Herrschaft zu machen; der Enkel hatte aus der Idee des Kaiserthums die äußersten praktischen Consequenzen gezogen und denselben thatsächliche Gültigkeit erkämpfen wollen in einem geistlich-weltlichen Weltreich, das über die Schranken nationalen Daseins hinausgreifend in dem Papstkaiser gipfelte. Diese Ueberspannung der Forderung hatte einen allgemeinen Widerstand erweckt: dem phantastischen Universalreich, dem Otto III. nachgejagt, stellten die in ihren wichtigsten Interessen geschädigten Völker ihr besonderes Recht, ihr historisch begründetes Sonderdasein entgegen. Einer Kaiserherrschaft, welche zu den absolutistischen Satzungen Justinians die ungemessenen Ansprüche des von ihr gleichsam absorbirten Papstthums durchsetzen wollte, stellte man einen immer stärkeren Widerstand entgegen, je deutlicher Ottos III. letztes Ziel aus den verhüllenden phantastischen Formen zu Tage trat.

In Italien loderte auf die Kunde von des Kaisers Tod der längst drohende Aufstand in hellen Flammen empor. Mit den Schwertern in der Hand mußten die treuen Deutschen, die bei Otto in Paterno geweilt, sich den Weg nach Norden bahnen, um die Leiche des letzten Ottonen in deutscher Erde zu bestatten. Hinter ihnen schlugen die Wogen des siegreichen Aufstandes über den Schöpfungen des sächsischen Kaiserthums zusammen und begruben dieselben in einer allgemeinen politischen und kirchlichen Sturmflut. In Rom erneute sich die Gewaltherrschaft der Crescentier und brachte das Papstthum wiederum in drückende Abhängigkeit, so daß nach Silvester II., welcher Ottos Tod und den kläglichen Zusammensturz seines Papstkaiserthums, an dem er einen so hervorragenden Antheil gehabt, um wenig mehr als ein Jahr überlebte (er starb im Mai 1003), wieder abhängige Werkzeuge in der Hand der Gewalthaber den Stuhl St. Peters einnahmen. Das Papstthum fiel wieder zurück in die engen Schranken eines blos städtischen Bisthums, so daß Gregor V.

und Silvester II. den Nachlebenden überirdisch groß erschienen und der letztere, der, ein Geistesriese, die Gesammtheit des Wissens seiner Zeit beherrscht hatte, bald zu einem Kenner geheimer Künste und Herrn übernatürlicher Kräfte, zu einem Zauberer gestempelt wurde. Gleichzeitig gingen so dem deutschen Königthum die Leitung der Kirche und die Herrschaft über Italien verloren. Das zu hindern machten die Zustände Deutschlands unmöglich. Unter Willegis von Mainz stand der deutsche Episkopat in offener Opposition gegen das Königthum, entschlossen die undeutsche Herrschaft eines phantastisch schwärmenden Papstkaisers abzuwerfen, schwer geschädigt durch das Erlöschen der Mission im Osten, eine Folge theils der Richtung, die mit Bernward von Hildesheim, Gregor V., Silvester II. und des Kaisers anderen Gewissensräthen zur Herrschaft gelangt war, theils der Unabhängigkeit, die im Bunde mit dieser Richtung Otto III. dem slavischen Osten durch das Erzbisthum Gnesen gewährt hatte und der bald eine ähnliche Neuerung in Ungarn gefolgt war. Die Wenden- und Ungarnsiege Heinrichs und Ottos I. hatten die europäische Stellung des sächsischen Königthums vornehmlich bestimmt: der Verzicht auf beide änderte diese wesentlich. Ja, das Königthum hatte aufgehört Mittelpunkt und Ausdruck zu sein für die Lebensgemeinschaft der deutschen Stämme. Dem Universalreiche Ottos III. mit seinen römischen und byzantinischen Namen und Formen standen dieselben von Anfang an gleichgültig, bald feindlich gegenüber: verletzte es doch ihre bisher sorgsam gehüteten Rechte und schädigte ihre Wolfahrt. Am meisten war dies in Sachsen der Fall: hatte man sich dort schon den Neuerungen Ottos I. nur widerstrebend gefügt, so sah man in denen seines Enkels nur eine heillose Verirrung, deren Wiederkehr möglichst verhindert werden müßte. Auch die Rheinlande nahmen eine andere Stellung ein als früher. Das blühende Städtewesen, das der Kultur derselben ihr charakteristisches Gepräge gab, wurzelte in der fürstlichen Stellung der rheinischen Bischöfe, die sich jetzt von dem Königthum emancipirten und als selbständige Macht zwischen dasselbe und das weltliche Fürstenthum traten, vor welchem letzteren sie die Einheit der Interessen und die Macht einer festbegründeten, von den sich wandelnden Persönlichkeiten unabhängigen Tradition voraus hatten.

Alle diese Sonderinteressen und Sonderbestrebungen regten sich nun um so kräftiger und zuversichtlicher, je größere Aussichten ihnen die Erledigung des Thrones eröffnete. Seit dem Tode Ludwigs des Kindes war eine Lage, wie sie jetzt eintrat, nicht da gewesen. Denn selbst nach dem Ableben Konrads I., wo die Nachfolge nicht schon in so feierlicher Weise geordnet gewesen war, wie bei dem Heinrichs I., Ottos I. und Ottos II., war doch durch die Verhältnisse und die aus diesen entspringenden Forderungen eine bestimmte Richtung bezeichnet gewesen, in der für die Nachfolgefrage die Lösung gesucht werden mußte, eine bestimmte Persönlichkeit für die Krone designirt und die Wucht der den Stämmen gemeinsamen Interessen so groß, daß sie sich leicht verständigten. Daran fehlte es jetzt. Das Wahlrecht trat unter Umständen in Wirksamkeit, welche allen widerstreitenden Kräften freie Bahn ließen oder

nur kleine Kreise zu gemeinsamem Handeln leiten konnten. Besonders bezeichnend war dafür die Candidatur des Markgrafen Eckard von Meißen und die rücksichtslose, fast drohende Art, in der man dieselbe geltend zu machen versuchte. Sie lehrte, wie schwer man in Sachsen die Schädigung empfand, welche namentlich die letzten fünf Jahre den Interessen des sächsischen Stammes zugefügt hatten, und wie man dort entschlossen war ohne Rücksicht auf Kaiserthum und auf Papstthum, auf Italien und andre fernab liegende Gebiete sich selbst zu helfen und sein Recht für die Zukunft zu sichern. Eckard von Meißen war der vornehmste Vertreter der specifisch sächsischen Politik, die in dem Kampfe gegen die Wenden und der Dienstbarkeit der slavischen Nachbarreiche ihren Angelpunkt hatte. Dieser gefürchtete Wendensieger, der Schwiegersohn Hermann Billings, mit dem Polenherzog Boleslaw verschwägert, der Besieger Böhmens, gegen das er die deutsche Oberherrschaft siegreich behauptet hatte, von den Seinen gefeiert als die Zierde des Reichs, schien ganz der Mann, dessen Deutschland, dessen namentlich Sachsen bedurfte: seine Vergangenheit hätte eine sächsische, nach Osten gravitirende Politik verbürgt. Aber die sächsischen Interessen waren doch nicht für das ganze Reich maßgebend. So wurde von anderer Seite Hermann von Schwaben für den Thron in Aussicht genommen. Aber auch auf Heinrich von Baiern kam man zurück, der gleich nach Ottos III. Tod als Bewerber um die Nachfolge aufgetreten, jedoch nicht durchgedrungen war: der friedfertige und fromme Sohn des Zänkers, der alle Zeit treu zu Otto gestanden, wurde durch die nahe Verwandtschaft mit dem erloschenen Kaiserhause besonders empfohlen. Hatte man ihn doch schon bei Lebzeiten Ottos als Ersatz für denselben in Aussicht genommen. Der Episkopat war ihm geneigt, und namentlich Willegis von Mainz und Burkhard von Worms waren für ihn thätig. Als nun Markgraf Eckard auf dem Wege nach dem Süden, wo er sich mit dem Schwabenherzog ins Einvernehmen setzen wollte, Ende April 1002 in dem Harzkloster Pöhlde als Opfer der Privatrache unter Mörderhänden fiel, stiegen des Baiernherzogs Aussichten, für den in Sachsen namentlich Lothar, der Markgraf der Ostmark, eifrig warb. Im Westen erklärte sich Lothringen für Heinrich: damit war dessen Uebergewicht entschieden. Anfang Juni 1002 wurde derselbe in Mainz von seinen Baiern, den Franken und Lothringern zum König gewählt und empfing Salbung und Krönung. Die Sachsen huldigten ihm im Juli, als er ihnen ihr altsächsisches Recht bestätigte; auch Hermann von Schwaben fügte sich nun. So fand die drohende Krisis eine friedliche Lösung: aber das aus ihr hervorgegangene Königthum nahm doch unter ihrem Einfluß einen wesentlich andern Charakter an, als das der Ottonen gehabt hatte.

Heinrich II.[1]) war gewählter König; erst nachträglich hatte er die Anerkennung der Sachsen und Schwaben gefunden. Das setzte seiner Macht von Anfang an besondere Grenzen, und von einem so gebietenden, über Reich und

1) Vgl. Jahrbücher des deutschen Reiches unter Heinrich II. von S. Hirsch, herausgegeben von Usinger, Pabst und Breßlau. 3 Bde. Berlin u. Leipzig 1861—74.

Kirche frei verfügenden Auftreten wie bei den Ottonen, war für Heinrich II. von vornherein nicht die Rede. Denn seine Stellung hatte ihre Gewähr zunächst doch nur in dem guten Willen der Fürsten, den zu verscherzen er sich wol hütete: daher sein vorsichtiges Auftreten, sein Einhalten, wo er auf Mangel an Bereitwilligkeit, sein Zurückweichen, wo er auf Widerstand stieß, das Bemühen um Vermeidung jedes Conflikts, daher die Bereitwilligkeit, den weltlichen Fürsten einen Einfluß zu gewähren, den sie nie besessen hatten und der eine wesentliche Aenderung in den Formen der Reichsregierung zur Folge hatte, insofern dieselbe einen ständischen Zuschnitt bekam. Die Ottonen hatten ein persönliches Regiment geführt, berathen von einem kleinen Kreise auserwählter Vertrauensmänner, in dem das weltliche Fürstenthum nur eine untergeordnete Rolle gespielt hatte: Heinrich II. dagegen hält Reichstage, wo er wichtige Fragen mit den Fürsten beräth und mit ihnen gemeinsam darüber beschließt. Königthum und Fürstenthum wirken als coordinirte Faktoren zusammen. Ein solches Königthum aber, das statt gebietend zu herrschen von dem guten Willen der Fürsten abhängig war und nur auf dem Wege des Compromisses allmählich Boden gewinnen konnte, entbehrte der militärischen Kraft, deren es bedurft hätte, um die bedrohten Grenzen zu sichern und das Verlorene wiederzugewinnen. Daher die Mühseligkeit der Regierung Heinrichs und die Dürftigkeit seiner Erfolge. Aber Heinrich hat sich dadurch nicht entmuthigen lassen: seine Ausdauer, seine Unverdrossenheit, seine Hingabe an Volk und Reich haben ergänzt, was ihm an Mitteln abging. Er war nicht der Schwächling, als den ihn eine mönchische Geschichtschreibung auf die Nachwelt gebracht hat, und der Beiname des Frommen hat bei ihm nicht den üblen Nebensinn wie bei Ludwig dem Frommen. Denn Heinrich war kein Knecht der Kirche und kein Diener des Klerus, vielmehr ist er beiden ein strenger Herr gewesen und ihnen durch die Geltendmachung rein weltlicher Gesichtspunkte oft unbequem geworden. Mit Strenge hält er das Recht der Bischofsernennung fest, nicht blos um nur würdige Persönlichkeiten zu dem hohen Amte gelangen zu lassen, sondern um die Mittel der deutschen Kirche in der Hand zu haben und alle Zeit frei darüber verfügen zu können. Ebenso hat er über die königlich reichen Reichsabteien nach Belieben verfügt, so daß dieselben wie Reichsgüter erscheinen und ihre Aebte die Stellung von Reichsvögten einnehmen. Die deutsche Kirche hat das nur widerwillig getragen: sie empfand den Widerspruch zwischen der glänzenden Stellung, zu der sie aufgestiegen, und der von Clugny ausgehenden Reformströmung, zu der Heinrich II. sich von Herzen bekannte, weil sie seinem streng kirchlichen Denken besonders entsprach. Noch aber zählten die Cluniacenser unter dem deutschen Episkopat nur wenig Anhänger: denn sie nahmen Anstoß an der Verflechtung desselben in weltliche Händel, die von dem weltlichen Besitz und weltlicher Macht untrennbar war. Es mag daher auch etwas politische Berechnung mitgewirkt haben, wenn Heinrich II. den Cluniacensern im Reiche Vorschub leistete und denselben mit Hülfe des Abtes Richard von Vannes zunächst in Lothringen



Statue von Kaiser Heinrichs II. Gemahlin Kunigunde am Dome zu



Statue Kaiser Heinrichs II. am Dome zu Bamberg.

Einfluß zu schaffen suchte. Zweifellos hatte Heinrich von Anfang an der Kirche gegenüber eine viel größere Autorität als dem weltlichen Fürstenthum gegenüber. Insbesondere hat er die Erblichkeit der Lehen nicht angetastet: dadurch gewann dieses dem Königthum gegenüber größere Unabhängigkeit. Denn nun waren auch die Herzöge nicht mehr absetzbare Beamte, sondern wiederum erbliche Machthaber und Vertreter besondrer Stammesrechte und Stammesinteressen, die anerkannt und gepflegt sein wollten, wenn die Mittel der Stämme dem Könige und seiner Politik zur Verfügung stehen sollten.

So hat Heinrich II. in einer arbeitsvollen und mühseligen Regierung, der eigentlich kein einziger großer und wirklich durchschlagender Erfolg gegönnt war und die daher auch niemand recht befriedigte, gegen die Ungunst der innern und äußern Verhältnisse gerungen, unentmuthigt durch Mislingen, klug entsagend und sich mit bescheidenem Gewinn begnügend, und hat zum Theile gutgemacht, was sein phantastisch schwärmender Vorgänger an dem Reiche gesündigt hatte. Hat er die Wandelung, die sich im Innern des Reiches vollzogen hatte, auch nicht rückgängig machen können, so hat er doch die Kräfte des Reiches wiederum zusammengefaßt und das Recht und die Ehre desselben nach außen zur Anerkennung gebracht. Dem Verfalle, der alle Erfolge des sächsischen Zeitalters zu vernichten drohte, hat er Einhalt gethan und mit den Grundlagen des Reichs zugleich dessen Zukunft gerettet.

Am schwierigsten war die Stellung des Reichs zu seinen östlichen Nachbarn. In Polen entwickelten sich jetzt erst recht die verhängnisvollen Consequenzen der aus kirchlicher Schwärmerei entsprungenen Politik Ottos III. In dem Gnesener Erzbisthum fand Polen ein kirchliches Centrum, nach dem auch die anderen christlichen Völker slavischen Stammes bald gravitirten. Der unruhige Ehrgeiz Boleslaws III. erstrebte die Errichtung eines mächtigen, von Deutschland unabhängigen Slavenreichs, das er als König beherrschen wollte. Die Eroberung des durch innere Zwistigkeiten zerrissenen Böhmen im Jahr 1003 war der erste Schritt zur Verwirklichung dieses Plans. Die Gewinnung der von Deutschland abhängigen slavischen Landschaften war der zweite: an der Elbe sollte die deutsch-slavische Grenze liegen. Bald stand Boleslaw siegreich in deutschem Lande. Unter mancherlei Wechselfällen, mehrfach durch unsichere Stillstände und trügerische Friedensschlüsse für kurze Zeit unterbrochen, hat der Kampf gegen die im Osten erstehende slavische Großmacht Heinrich II. volle fünfzehn Jahre beschäftigt. Wieder mußte man erleben, daß deutsche Fürsten im Aufruhr gegen ihren König mit den Landesfeinden gemeinsame Sache machten und durch ihre Empörung denselben an der Behauptung des deutschen Gebietes hinderten. Darin offenbarte sich die üble Wandelung, welche die deutschen Dinge erfahren hatten, wie das Königthum gesunken, die Zuversicht des Fürstenthums gestiegen war. Während Heinrich gegen Boleslaw im Felde lag, griff 1003 Heinrich von Schweinfurt gegen ihn zu den Waffen, und dasselbe Spiel wiederholte sich noch mehrfach. Ja, auch diesem König blieb es nicht erspart Glieder der eigenen Familie gegen sich im Aufruhr zu

sehen: namentlich seine ehrgeizigen Schwäger, die Brüder seiner frommen Gemahlin Kunigunde, Heinrich, den er dem bairischen Herzogthum vorgesetzt hatte, und Dietrich, der Bischof von Metz, bereiteten ihm durch ihren unruhigen Ehrgeiz Verlegenheit. Des letztern Intriguen spielten auch noch bei den Unruhen mit, die Lothringen erschütterten und die Heinrich erst durch ein Bündnis mit König Robert von Frankreich und durch einen Feldzug gegen den aufrührerischen Grafen Balduin von Flandern (1007) bewältigte. Der Baiernherzog büßte seine Untreue mit Entsetzung; der Metzer Bischof aber blieb in dem gährenden Lothringen eine dauernde Gefahr für den König, der



Münzen Heinrichs II.

1. Vs. † HEINRIↃ IMP REX (Königstitel dem Kaisertitel nachstehend); im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel. Rs. in drei Reihen SCA COLO NIA. 2. Vs. HENRICVS; im Felde A und Ω, oben ein Dreieck, unten ein liegendes S. Rs. DAVANTRIA (Prägort Deventer in der niederländischen Provinz Ober-Yssel); im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel. 3. Vs. HEINRCVS; im Felde die rechte flache Hand auf einem mit Perlen besetzten Bogen zwischen RE-X. Rs. DAVENTRE; im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel. 4. Vs. HENRICVS IMPEATO; im Felde RE-X, dazwischen eine rechte flache Hand auf einem mit Perlen besetzten Bogen. Rs. RAVANTRIA †; im Felde ein Kreuz mit einer Kugel in jedem Winkel.

auch sonst vielfach bedrängt war In Sachsen entbrannte die alte Lust an rechtloser Selbsthülfe von Neuem. und ein trauriger Fehdezustand sprach der Autorität des Königs Hohn. Ruhe zu erzwingen war Heinrich nicht stark genug: so trat er als Vermittler auf und suchte durch Landfriedensverträge, welche die Großen beschworen, wenigstens für einige Zeit Ruhe zu schaffen — ein Zug, in dem die Minderung, welche die Stellung des Königthums erfahren, namentlich augenfällig wurde. Selbst auf den deutschen Episkopat konnte Heinrich sich nicht verlassen, weil derselbe wegen der Errichtung des Bisthums Bamberg zürnte, für welches Heinrich 1007 in Rom besondere Vortheile ausgewirkt hatte. Namentlich insofern nahm dasselbe eine Ausnahmestellung ein, als es zwar in geistlichen Dingen dem Mainzer Erzbischof als seinem Metropoliten untergeordnet war, aber die Unabhängigkeit von jeder weltlichen Gewalt in Form eines Eigenthumsrechts der römischen Kirche zugestanden erhielt.[1]) Daher erhob sich Bamberg über alle Bisthümer im Reiche

1) Ficker, Reichsfürstenstand I, 278.

und folgte noch späterhin im Range unmittelbar hinter den Erzbisthümern. Auch die glänzende Ausstattung, welche Heinrich II., der seine Jugend in der schönen Gegend bei Bamberg verlebt hatte, seiner Lieblingsstiftung zutheil werden ließ, sowie die Fürsorge, die er anwandte, um dieselbe schnell zu einer hervorragenden Pflegstätte geistigen Lebens zu machen, erweckten derselben Neider. In dem von ihm begonnenen mächtigen Dome aber gedachte Heinrich sich und seiner Gemahlin, die ihm wie bei allen frommen Werken, so namentlich bei der Pflege der Bamberger Stiftung als treue Gehülfin zur Seite stand, dereinst die letzte Ruhestätte zu bereiten.

Diese Verhältnisse und die Schwierigkeiten, die sich daraus für die Regierung Heinrichs ergaben, erklären zur Genüge die Unvollständigkeit und die Unbeständigkeit seiner Erfolge gegen den hochstrebenden Polenfürsten. Sie rechtfertigen zugleich die außerordentlichen Maßregeln, die Heinrich zur Bekämpfung dieses furchtbaren Feindes ergriff. Die Zeitgenossen, gewohnt nur nach kirchlichen Gesichtspunkten zu urtheilen und unzugänglich für rein politische Erwägungen, haben dieselben freilich meist sehr abfällig beurtheilt. Nicht blos König Stephan von Ungarn und die der polnischen Herrschaft feindlichen Böhmen brachte Heinrich gegen Boleslaw in Waffen, er ging gegen denselben sogar ein Bündnis mit den heidnischen Liutizen ein, die von den Deutschen sonst so erbittert bekämpft wurden. Viel erreicht aber wurde selbst durch diesen außerordentlichen Schritt nicht: Boleslaw behauptete Bautzen sammt Meißen und wurde durch den Frieden vom Jahr 1008 in beider Besitz gelassen gegen Anerkennung der freilich wesenlosen deutschen Hoheit. Aber die andauernde Gährung in Sachsen, der Zustand offener Rebellion, der in einem Theile Lothringens herrschte, die Opposition der weltlichen und die Unlust der geistlichen Fürsten nöthigten Heinrich die Ruhe nach außen vorläufig durch solche Zugeständnisse zu erkaufen. Auch für ihn hing die Gewinnung einer besseren Stellung in Deutschland wesentlich ab von der Gestaltung der Dinge in Italien und seiner Beziehungen zu dem römischen Bisthume, dessen tiefer Fall auf die Entwickelung der deutschen Kirche störend einwirkte und damit auch das Königthum schädigte.

Auch in Oberitalien war dem Tode Ottos III. eine heftige nationale Reaktion gefolgt, der die Anhänger des ottonischen Königthums nach kurzem Widerstande erlagen. Bereits im Februar 1002 war der ehrgeizige Markgraf Arduin von Ivrea zum König von Italien gewählt und gekrönt worden. Anfangs warb derselbe um die Gunst der Bischöfe, so daß diese hofften, die bevorzugte Stellung, die sie unter den Ottonen gewonnen hatten, zu behaupten und zu erweitern; bald aber trat er der Kirche, ihren Gütern und Rechten mit äußerster Feindseligkeit gegenüber. Das ermuthigte die deutschen Parteigänger zu neuer Erhebung, für die sie Hülfe von dem inzwischen erhobenen König Heinrich erbaten. Schon zu Beginn des Jahres 1003 erschien ein deutsches Heer unter Herzog Otto von Kärnthen: das Brentathal hinabziehend wurde dasselbe in der Enge des Valsugana durch den von Verona herbei-



Widmungsbild der Handschrift „Henrici et Cunigundae vita“; in der Stadtbibliothek zu Bamberg.

Im unteren Felde ist das Kaiserpaar dargestellt, den Bamberger Dom dem in einer Mandorla thronenden Christus weihend.



Aus der Handschrift „Henrici et Cunigundae vita"; in der Stadtbibliothek zu Bamberg.

Vollzug des Gottesurtheils, dem die Kaiserin Kunigunde zum Beweis ihrer ehelichen Treue sich unterwarf: von zwei Bischöfen geführt, überschreitet sie den glühenden Rost. Der Kaiser schaut traurig sinnend zu. Im anderen Bilde steigt die Kaiserin vom Rost herab und legt ihre Hände verzeihend auf [illegible] Haupt.



lenden Arduin geschlagen und zu schleunigem Abzuge genöthigt. Heinrich II. :kannte die Bedeutung Oberitaliens für seine gesammte Stellung vollkommen: ber der Krieg gegen den Polenkönig, dem es damals Böhmen zu entreißen nd gegen dessen Ansturm es die östlichen Marken zu decken galt, und der leichzeitige Aufstand des Markgrafen Heinrich von Schweinfurt hielten ihn iesseits der Alpen fest. Kaum aber hatte er jene beiden Gefahren vorläufig eschworen, so zog er, durch erneute Hülfsgesuche zur Eile gemahnt, im Früh= ihr 1004 über den Brenner nach dem Süden. Arduin hielt die Paßenge n Etschthale oberhalb Verona besetzt; aber mit Hülfe der bergkundigen leichten irnthnischen Truppen gelang es Heinrich mit einem Theile seines Heeres)n zu umgehen und einen Weg in das Brentathal zu finden. Arduin, dem : nun im Rücken stand, zog eiligst ab, und das deutsche Hauptheer konnte em König auf der freigewordenen Etschstraße folgen. Die Anhänger der eutschen Herrschaft strömten Heinrich nun zu, namentlich die Bischöfe schlossen ch ihm an, obenan die von Ravenna und von Mailand. Auch Arduins An= änger wandten dem vom Glück ver= ıssenen den Rücken und eilten Hein= :chs Gunst zu gewinnen. Schon am 4. Mai wurde dieser in Pavia zum 'önig gewählt und gekrönt — eine be= eutungsvolle Neuerung. Otto I. und [. hatten die italienische Krone ge= :agen ohne gewählt und gekrönt zu :in; die Wahl Ottos III. auf dem leichstage zu Verona war von den eutschen und italienischen Großen ge= ıeinsam vollzogen worden, um die Ein= eit der Reiche südlich und nördlich von en Alpen feierlich zum Ausdruck zu ringen und die Linie zu bezeichnen, auf er die Entwickelung von König= und



Königssiegel Heinrichs II.

'aiserthum nach Ottos II. groß angelegten Plänen sich bewegen sollte. Das lles war nun unhaltbar geworden, und in der Wahl und Krönung Heinrichs II. urde das Verhältnis Deutschlands und Italiens als Personalunion dargestellt. luch hier gewann das weltliche und geistliche Fürstenthum an Bedeutung egenüber der Krone, und das seit Otto I. stillschweigend beobachtete Erbrecht ıurde durch das Wahlrecht ersetzt. Bei der großen Menge aber fand die rneute deutsche Herrschaft keinen Beifall; daher konnte es geschehn, daß eine :nbedeutende Rauferei zwischen einigen Bürgern und deutschen Kriegsleuten u einer Erhebung der Bürgerschaft von Pavia führte: erbittert stürmte diese :egen die Herberge des Königs, der nur eine geringe Bedeckung zurückbehalten atte. In ihrer Bedrängnis steckte diese einige benachbarte Häuser in Brand, :m sich besser gegen die Angreifer schützen zu können. Inzwischen eilte das

draußen liegende Heer herbei; als man ihm den Eintritt in die Stadt verweigerte, drang es mit stürmender Hand ein, steckte die von den Bürgern erbittert vertheidigten Häuser in Brand und richtete ein furchtbares Blutbad an, während die Flammen um sich greifend die meist aus Holz gebaute Stadt fast vollständig in Asche legten. Dies Schicksal der alten lombardischen Königsstadt machte einen furchtbaren Eindruck, und selbst für durchgreifende Neuerungen würde Heinrich jetzt nirgends Widerstand gefunden haben, da Arduin von Ivrea sich auf seinen Bergfesten in Sicherheit gebracht hatte. Aber der polnische Krieg nöthigte den König inmitten solcher Erfolge das italienische Unternehmen abzubrechen: natürlich gab er damit auch das, was er eben gewonnen, wiederum preis. Während er in Böhmen, Polen und der Lausitz gegen Boleslaw III. focht und in den kurzen Zeiten unsicherer Ruhe, die ihm dieser ließ, die Gährung im Westen, namentlich in Lothringen und Flandern zu beschwichtigen und die Fehdelust des sächsischen Adels zu bändigen suchte, wurde Oberitalien der Schauplatz neuer Unordnungen. Zwar gewann Arduin von Ivrea, der nun wieder im Felde erschien, auch jetzt nicht allgemeine Anerkennung; aber mit Hülfe seiner wieder gesammelten Anhänger bekämpfte er die Heinrichs in wüster Fehde. Ehrliche Anhänger der deutschen Herrschaft aber waren diese doch auch nicht. Sie hielten zu Heinrich, um sich Arduin versagen zu können, und genossen lieber als angebliche Unterthanen des in der Ferne durch aussichtslose Kämpfe festgehaltenen deutschen Königs thatsächlicher Freiheit als daß sie sich dem despotischen Regimente Arduins beugten. So festigte der andauernde Thronstreit die Unabhängigkeit der weltlichen und geistlichen Großen und bereicherte beide auf Kosten des Königthums an Besitz und Rechten.

Uebler noch gestalteten sich die Dinge in Rom, auf das Heinrich II. bei seinem kurzen Aufenthalt in Italien gar nicht hatte einwirken können. Auch dort war dem Tode Ottos III. ein jäher Zusammensturz gefolgt, indem Johannes Crescentius, der Sohn des von Otto III. besiegten und auf den Zinnen der Engelsburg hingerichteten Gewalthabers, sich zum Patricius aufwarf und das weltliche Regiment in seine Hand brachte. Und als dann, noch bevor die Nachfolgefrage in Deutschland entschieden war, Silvester II. am 12. Mai 1003 gestorben war, verfügte Crescentius auch über das Papstthum nach Belieben. Von den feierlichen Verpflichtungen, welche die Römer in dieser Hinsicht einst dem Kaiserthum gegenüber auf sich genommen, war keine Rede mehr, und wie in den Zeiten Alberichs II. verfügte ein einzelner Gewaltherrscher mit Hülfe der von ihm abhängigen Römer über den Stuhl St. Peters. Damit büßte dieser die universale Bedeutung wieder ein, die von seinen beiden letzten Inhabern so großartig vertreten war, und die Kirche hörte auf dem Königthum eine Stütze zu gewähren. Johann XVII., der XVIII. und Sergius IV. waren Schattenpäpste und selbst in den weltlichen Dingen Roms und des Kirchenstaats ohne jeden Einfluß. Aber gegen die Herrschaft des Crescentius erhoben sich die Grafen von Tusculum, die von ihrer die Campagna weithin

beherrschenden Burg aus einen erbitterten kleinen Krieg gegen Rom und seinen Herrn führten. Jahre lang dauerte dieser Zustand der Unordnung und Verwilderung; doch behauptete sich Crescentius glücklich in seiner Stellung. Da starb er 1012 gleichzeitig mit dem von ihm eingesetzten Sergius IV. Nun verdoppelten die Tusculaner Grafen ihre Anstrengungen, um mit der Stadt und ihrem Gebiet zugleich auch die Verfügung über das Papstthum in ihre Hand zu bringen. Rom wurde der Schauplatz eines wilden Parteikampfes, in dem die entfesselten Leidenschaften des herrschsüchtigen römischen Adels Staat und Kirche greulich verwirrten. Als die Tusculaner endlich Rom stürmten, mußte der von des Crescentius Anhang erhobene Gregor VI. aus der Stadt fliehen: er eilte nach Deutschland, um bei König Heinrich Schutz und Hülfe zu erbitten. Dieser aber konnte in seiner bedrängten Lage nicht daran denken sich für eine für den Augenblick wenigstens verlorene Sache zu engagiren; er selbst brauchte die Hülfe der Kirche, und als kluger Rechner war er bereit denjenigen als Oberhaupt derselben anzuerkennen, der sich ihm durch Gewährung der erstrebten kirchlichen Hülfe als Haupt der Kirche erwies. So versagte er Gregor VI. seine Hülfe, als er vernahm, daß die Tusculaner sich in ihrer Stellung behaupteten und auch die Leitung der Kirche in ihre Hand gebracht hatten, indem die drei gräflichen Brüder sich so in die Gewalt theilten, daß Theophylakt unter dem Namen Benedikt VIII. den päpstlichen Stuhl bestieg, seine Brüder Alberich und Romanus als Senator und Consul das weltliche Regiment in Stadt und Landschaft führten. Auch dem Interesse der Kirche war damit gedient. Denn trotz der Ungesetzlichkeit seiner Erhebung strebte Benedikt VIII. von dem Reformeifer der Cluniacenser angehaucht, in der arg zerrütteten Kirche Ordnung und Zucht wiederherzustellen. Um so leichter verständigte er sich mit dem deutschen König, und die Kaiserkrönung war Heinrich bereits zugesichert, als er im Herbst 1013 mit einem wenig beträchtlichen und meist aus bischöflichen Contingenten bestehenden Heere nach dem Süden aufbrach.

Oberitalien beugte sich in Gehorsam; namentlich die Bischöfe schlossen sich Heinrich an, um in der erstarkenden Autorität desselben einen Rückhalt zu gewinnen gegen den fehdelustigen Adel und gegen die dem bischöflichen Regimente mehr und mehr widerstrebenden Bürgerschaften der erblühenden Städte. Besondere Hoffnungen aber setzte auf Heinrichs Erscheinen die kirchliche Reformpartei, welche durch den dem König folgenden Abt Odilo von Clugny bald großen Einfluß gewann. So trat eine eigenthümliche Verschiebung der Lage ein: derselbe König, der in Deutschland mit Schwierigkeiten aller Art zu ringen hatte und nur durch ein fortwährendes Paktiren mit den widerstrebenden Gewalten sich behaupten konnte, erschien in Italien als allgeehrter, gebietender, Staat und Kirche ordnender Herr, dessen Gebot man sich ehrfurchtsvoll beugte, und niemand wagte mehr ihm das Erbe der Ottonen streitig zu machen. Für Italien und die dortige Stellung des deutschen Herrschers bewährte sich die Politik Ottos I. in dieser Krisis glänzend:

aber es war doch noch die Frage, ob das gegenüber den veränderten Verhältnissen Deutschlands in gleichem Maße der Fall sein würde.

In Ravenna wurde Heinrich durch Benedikt VIII. empfangen, gemeinsam hielten beide dort ein Synode, deren Beschlüsse die steigende Einwirkung der hochkirchlich-reformatorischen Tendenzen erkennen lassen. Es wurden d Einleitungen zu einer planmäßigen und vollständigen Restauration der Kirche in allen ihr irgend entfremdeten Gütern und Rechten getroffen, eine Maßregel, welche den auf Kosten der Kirche reich und mächtig gewordenen Adel Italiens wol zu beunruhigen geeignet war. Dem Papste folgte Heinrich dann nach Rom, wo er Mitte Februar 1004 festlich empfangen einzog. Am 14. Februar wurde er mit seiner Gemahlin Kunigunde durch Benedikt VIII. nach Ablegung der üblichen Gelübde, durch die er sich insbesondere zum Schutze der Kirche und ihres Oberhauptes verpflichtete, mit der kaiserlichen Krone geschmückt. Wie ernst Heinrich den der Kirche geleisteten Eid zu erfüllen strebte, zeigten bald die gebrochenen Burgen der räuberischen Barone in der Umgegend. Im Bunde mit den Tusculanern, von denen er Alberich und Romanus in ihren Würden bestätigte, beugte er mit eiserner Hand die Crescentier und ihren Anhang unter die neue Ordnung der Dinge. Die Folge war eine Rebellion der Unzufriedenen, mit denen sich, wie es scheint, geflüchtete Anhänger Arduins von Ivrea verbunden hatten: am 22. Februar griffen dieselben in Rom zu den Waffen; namentlich um die Engelsbrücke wogte längere Zeit der erbitterte Kampf; erst am zweiten Tage wurde die Ruhe hergestellt. Der Zusammenhang des römischen Aufstandes mit der nationalen Opposition in Oberitalien, als deren Haupt noch immer Arduin von Ivrea galt, ließ für die Erhaltung der Ruhe im Norden des Appennin fürchten: deshalb eilte Heinrich nordwärts. Doch blieb in der Lombardei alles ruhig, und nach flüchtigem Aufenthalte konnte der Kaiser weiter nach Deutschland eilen. Aber es scheint, als ob man ihn durch erheuchelte Unterwürfigkeit nur habe täuschen und aus dem Lande entfernen wollen. Denn gleich danach brach die nationale Opposition an verschiedenen Orten aus. Die Anhänger Arduins, obenan Markgraf Otbert, von dem zwei Söhne in Rom gegen Heinrich gefochten und nebst anderen vornehmen Gefangenen in Haft nach Deutschland abgeführt waren, verjagten die der deutschen Partei angehörigen Bischöfe und bemächtigten sich durch plötzlichen Angriff auch einiger wichtiger Städte. Aber schnell sammelte sich die überraschte kaiserliche Partei und entriß den Gegnern die meisten der gewonnenen Vortheile wieder. Zudem sah sich die nationale Partei durch den Rücktritt Arduins bald ihres Hauptes beraubt. Ermattet durch die Wechselfälle eines erfolglos gebliebenen Lebens voller Kampf und Krieg, dabei körperlich leidend und in dem Gefühl eines nahen Endes zog sich Arduin freiwillig zurück, indem er die Königskrone, die für ihn niemals wirkliche Königsherrschaft zu bedeuten gehabt hatte, mit der Mönchskutte vertauschte und in das Kloster Fructuaria bei Turin ging, wo er bereits ein Jahr später, am 14. December 1015, starb.

Nun erlag auch seine führerlose Partei den vereinten Anstrengungen ihrer kaisertreuen Gegner; ihre Häupter verloren Eigen und Lehen und wanderten in die Verbannung. Die deutsche Herrschaft in der Lombardei war neu befestigt. Diesen Erfolg zu erhalten und zu sichern, führte Heinrich das von Otto I. einst in Deutschland angewandte System hier consequent durch, indem er die Bischöfe einfach ernannte und so namentlich viel Deutsche in das Land brachte; seinem Bruder Arnold, den er zum Erzbischof von Ravenna gemacht hatte, schenkte er, wie es scheint, ohne Rücksicht auf die einst Benedikt VIII. gegebenen Zusagen, die Stadt Ravenna sammt dem Exarchat, so daß er auch dort eigentlich unmittelbar gebot.

Aber Heinrichs Stellung in Deutschland besserten diese Erfolge in Italien nicht. Ja die neue Allianz zwischen Kaiser und Papst, welche die hochfahrenden Pläne zu einem polnischen Nationalkönigthum und einem slavischen Reiche zu durchkreuzen drohte, mag Boleslaw III. zu gesteigerter Feindschaft gegen Deutschland getrieben haben. Bis unter die Mauern Kiews hatte der gewaltige Krieger seine siegreichen Waffen getragen, die russischen Fürsten zu Bundesgenossen gewonnen, Böhmen umworben, und nur dadurch, daß sein Sohn Miecislaw von dem Böhmenherzog Udalrich treulos festgenommen und an Heinrich II. ausgeliefert war, hatte er sich für einige Zeit zur Ruhe gezwungen gesehen, die eroberten deutschen Landschaften aber in seinem Besitze behalten. 1015 jedoch entbrannte der Krieg mit erneuter Heftigkeit. Mit drei Heeren brachen die Deutschen auf verschiedenen Wegen in Polen ein; aber der tapfere Widerstand der Polen, mehr noch neue Unruhen im Reiche brachten den Kaiser auch diesmal um den gehofften Erfolg, und als er 1017 im Bunde mit Russen und Ungarn den Angriff wiederholte, wurde kein besseres Ergebnis erstritten. Der größte und mit der zähesten Ausdauer geführte deutsch-slavische Krieg endete mit einem folgenschweren Siege des Slaventhums. Denn in dem Frieden, den Heinrich zu Anfang des Jahres 1018 zu Bautzen mit Boleslaw schloß, wurden diesem die eroberten Gebiete gelassen gegen Anerkennung der deutschen Lehnshoheit über dieselben, eine Form, welche die thatsächliche Niederlage des Deutschthums nur schlecht verhüllte. Die üblen Folgen blieben denn auch nicht aus, und Deutschland sah bald alles in Frage gestellt, was es, an die von Karl dem Großen gemachten Anfänge anknüpfend, seit den Zeiten Heinrichs I. in dem nationalen Kulturkampf gegen die Wenden gewonnen hatte. Mit Boleslaws großslavischem Reiche als Rückhalt verdoppelten diese ihr altes Widerstreben gegen die deutsche Herrschaft und die christliche Kultur. Das Heidenthum erhob sich noch einmal im Gefühl seiner Kraft, und dieser schonungslosen Reaktion erlagen in den nächsten Jahren die Früchte von arbeitsvollen Jahrzehnten. Jetzt wurden die Bisthümer Havelberg und Brandenburg so gut wie vernichtet; Oldenburg in Holstein sank in Trümmer, während der Herzog von Sachsen mit dem König haderte und dadurch die Kraft der Abwehr vollends lähmte.

Unübersehbar schweren Schaden erlitt die deutsche Kirche durch diese

Ereignisse. Auch erschütterten dieselben Heinrichs II. Stellung zum deutschen Episkopat. Denn ganz frei von Schuld war Heinrich an dieser Wendung der Dinge im Osten doch nicht: sein Bund mit den heidnischen Liutizen hatte nicht blos deren Keckheit gesteigert, sondern das gesammte Slaventhum mit größerer Zuversicht gegen die Deutschen erfüllt. Andere Umstände lockerten die Verbindung des Episkopats mit dem Königthum vollends. Die fortdauernde Bevorzugung Bambergs verstimmte; daß Papst Benedikt VIII. 1020 gar nach Deutschland kam, um den dortigen Dom selbst zu weihen, bewies zugleich das wachsende Einverständnis des Kaisers auch mit der reformatorischen Richtung, in welche Benedikt VIII. je länger je mehr einlenkte; diese aber misfiel den ihr weltliches Fürstenthum voranstellenden deutschen Bischöfen. Außer den wenig cluniacensisch denkenden wünschte von diesen keiner die Erneuerung der Zustände, unter denen man zur Zeit Ottos III. gelitten hatte und die selbst einen Willegis von Mainz dem disciplinarischen Einschreiten des römischen Bischofs ausgesetzt hatten. Je mehr also diese Richtung überwog und je entschiedener Heinrich II. sich ihr anschloß, um so lästiger wurde seine Herrschaft, welche die Mittel der deutschen Kirche streng zur Verfügung des Königthums hielt, empfunden, verurtheilt und bald auch bekämpft. Es bereitete sich hier ein Conflikt vor, der die so mühsam gewonnenen Erfolge Heinrichs wieder in Frage stellte.

Im Bunde mit seinen Brüdern hielt Benedikt VIII. in Stadt und Kirchenstaat strenge Ordnung; in Folge dessen über reiche weltliche Mittel verfügend gewann er auch in Italiens weltlichen Angelegenheiten für Rom wieder eine leitende Stellung. Im Bunde mit Genuesen und Pisanern bekämpfte er die arabischen Seeräuber, die namentlich von Sardinien aus die Küsten Italiens furchtbar heimgesucht hatten: die Insel wurde erobert. Auf der anderen Seite wollte Benedikt die letzten Reste griechischer Herrschaft in Italien vernichten. Ein fast nationaler Zug geht durch die Politik des merkwürdigen Mannes, der weder seiner dürftigen Bildung nach, noch nach seinen wenig löblichen Sitten zu der Stellung berufen schien, die er gewaltsam erlangt hatte, aber mit Kraft, Würde und Erfolg ausfüllte und der er auch dem Kaiserthum gegenüber wieder eine selbständige Bedeutung gab, obgleich er diesem selbst den Weg bahnte zur Erneuerung seiner Herrschaft in Unteritalien. Als nämlich die Bewohner von Bari, von den Griechen, die noch immer für die Herren Apuliens galten, gegen die mit erneuter Kraft andringenden Araber ohne Hülfe gelassen, sich unter einem einflußreichen Manne aus ihrer Mitte, Melus, von dem byzantinischen Kaiser lossagten, dann aber durch die verstärkten Truppen desselben hart bedrängt wurden, sandte Benedikt ihnen normännische Pilgerschaaren zu Hülfe, die der abenteuernde Wandertrieb ihres unruhigen Volkes unter fünf Brüdern als Häuptlingen gerade nach Rom geführt hatte. Mit diesen nahm Melus 1017 den Kampf gegen die Griechen wieder auf, erlitt aber auch diesmal eine schwere Niederlage, in Folge deren er das Land als Flüchtling verlassen mußte. Er

wandte sich nach Deutschland. Um dieselbe Zeit, da Benedikt VIII., von Heinrich II. glänzend empfangen, den neuen Dom in Bamberg weihete, wurden dort zwischen dem Kaiser, dem Papst und dem Herzog Melus — wie er sich nannte — die Angelegenheiten Italiens verhandelt: Heinrich war entschlossen die erbetene Hülfe zu leisten. Er knüpfte damit genau an dem Punkte an, an welchem durch die Niederlage Ottos II. die Kaiserpolitik desselben eine so jähe Unterbrechung erfahren hatte. Der Kampf gegen die Araber und Griechen, die Ausdehnung der deutschen Herrschaft bis zur Meerenge von Messina wurden seine Ziele. Damit aber lenkte Heinrich in die bisher klug gemiedenen Bahnen der Ottonen ein, ohne über eine so sicher begründete und so ausgedehnte Macht zu verfügen wie jene. Es war das eine verhängnisvolle Wendung. Zudem starb noch in Bamberg Herzog Melus, durch den als Vermittler Heinrich auf die unteritalischen Dinge hätte einwirken können. Die Fortschritte der griechischen Waffen aber, die steigende Bedrängnis des Papstes mahnten zu schleunigem Eingreifen. Schon im Herbst 1021 brach Heinrich daher auf und erschien, an der Spitze eines meist aus Baiern, dann Schwaben und Lothringern bestehenden Heeres vom Brenner herabsteigend, in der Lombardei, wo geistliche und weltliche Große sich ihm in willigem Gehorsam beugten. Nachdem er Weihnachten bei seinem Bruder Arnold in Ravenna gefeiert hatte, theilte er sein durch den Zuzug der Italiener auf die Stärke von 60,000 Mann angewachsenes Heer: mit der Hauptmacht zog er selbst an der adriatischen Küste entlang, eine zweite Abtheilung verfolgte die westliche Straße über Rom und Campanien unter dem neuen Erzbischof von Köln, Piligrim, einem in dem Dienst der Kanzlei emporgekommenen Baiern, einem Verwandten des Kaisers, einem gewandten und ehrgeizigen Manne; die Verbindung zwischen beiden sollte Poppo, der Patriarch von Aquileja, sichern, indem er mit der dritten Abtheilung die mittlere Straße durch das Gebirgsland südwärts einschlug. Ohne Kampf erreichte man Benevent, wo Benedikt VIII. den Kaiser begrüßte. Erst unter den Mauern von Troja, gegen das sich Heinrich dann wandte, begann die ernste kriegerische Arbeit: nach dreizehnwöchiger Einschließung überantwortete sich die Stadt der Gnade Heinrichs. Inzwischen hatte Piligrim von Köln Capua, Salerno, Neapel und Amalfi zum Gehorsam gebracht und stieß nun im Lager vor Troja zu Heinrich. Die heiße Jahreszeit aber hinderte weitere Unternehmungen, und der Kaiser begnügte sich mit der Herstellung der deutschen Hoheit über die longobardischen Fürstenthümer Unteritaliens, bei deren Einrichtung als Grenzmark gegen Araber und Griechen auch eine Anzahl der ins Land gekommenen normännischen Ritter Verwendung fand und so zuerst in jenem Gebiete festen Fuß faßte. Ueber Rom zog Heinrich nordwärts, gefolgt von einer ansteckenden Krankheit, die in dem Heere ausbrach und namentlich unter den Deutschen furchtbar wüthete, so daß der Kaiser nur mit geringer Mannschaft, aber unter dem Eindruck der gewonnenen Erfolge glänzend empfangen, zu Ende des Jahres 1022 nach Deutschland zurückkehrte.

Den eigentlichen Gewinn aber von diesem Zuge Heinrichs II. hatte die Kirche. Heinrichs Erscheinen mit 60,000 Mann hatte gelehrt, daß dieselbe einen Beschützer hinter sich hatte, der jeden Widerstand niederwerfen konnte: seit langen Jahren hatte in Rom und im Kirchenstaate nicht solche Ruhe und Ordnung geherrscht wie jetzt. Gegen Araber und Griechen war ein sicherer Grenzwall aufgeworfen. Die Kirche war Herrin im eigenen Hause, gegen äußere Bedrängnis gesichert, in inniger Verbindung mit einem Kaiser, der ihre Ehre zu förden als seine vornehmste Aufgabe ansah und voll tief-innerlicher Frömmigkeit ihre Erhebung zu einem sittlichen Ideal als eine Herzenssache betrieb. Jetzt schien der Augenblick gekommen, um die Reform-bestrebungen, welche der Tod Ottos III. jäh unterbrochen, wieder aufzunehmen und unter Vermeidung der früheren phantastischen Verirrungen zu einem praktisch ergebnisreichen Ziele zu führen. Danach sehen wir Heinrich und Benedikt in innigster Gemeinschaft streben. Nicht umsonst hatte Odilo von Clugny in Italien mit beiden Raths gepflogen: er war der Vertraute und der Gewissensrath von Kaiser und Papst, die beide ihres Amts je länger je mehr im Sinne der Cluniacenser walteten. Es muß freilich dahingestellt bleiben, ob die Motive dafür bei Benedikt die gleichen gewesen wie bei Heinrich, oder ob er, eine weltlich angelegte Herrschernatur, sich den Cluniacensern, deren Lehren sein Wandel nicht entsprach, nur verband, weil er die Macht dieser Bewegung erkannte und sich ihrer bedienen wollte zur Unterwerfung der widerstrebenden Kirche unter sein Gebot. Mit wachsender Strenge verfolgte Benedikt seit Jahren alle Misbräuche im Wandel der Kleriker und in der Leitung der Kirchen: er drang auf Einhaltung der Cölibatvorschriften, eiferte gegen die Simonie, die hier und da ganz offen getrieben wurde, und machte die pseudoisidorischen Satzungen rücksichtslos geltend, wo es Sondergelüste und Regungen der Selbständigkeit zu ersticken und die monarchische Autorität des römischen Bischofs zur Anerkennung zu bringen galt. Namentlich hatten die lombardische und die französische Kirche die strenge Hand des reformeifrigen Papstes zu fühlen. Die Zügel des Kirchenregiments wurden so straff angezogen, wie es kaum Silvester II. gethan hatte. Auch die deutsche Kirche sollte das empfinden, auch sie sollte weit über das sonst übliche Maß hinaus unter das Papstthum gebeugt werden. Um so entschiedener aber wurde ihr Widerstand, zunächst gegen die kirchlichen Neuerungen, dann gegen die auf ihnen fußende und sich mit ihnen identificirende Politik des Kaisers. In diesem letzten Stadium seiner Regierung gemahnt Heinrich II. zuweilen an die phantastischen Pläne Ottos III. Aber wenn er im Gegensatz zu seinen Anfängen den universalen Tendenzen jetzt auch immer größern Einfluß einräumte, so verlor er doch nicht den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen, sondern brachte seine Entwürfe mit den realen Verhältnissen in Einklang. Ohne Frage waren deshalb seine Pläne für die davon Bedrohten gefährlicher als die ins Ungemessene schweifenden Entwürfe seines Vorgängers. Wenn Heinrich II. dem Reformeifer Benedikts VIII. so bereitwillig nachgab, so verfolgte er damit

zugleich politische Ziele; denn eine im Sinne Benedikts gebesserte und von Rom abhängige Kirche, die ohne ihren weltlichen Besitz einzubüßen doch alle weltlichen Angelegenheiten als unvereinbar mit ihrem wahren Berufe meiden sollte, wäre in ganz anderem Sinne noch mit ihren weltlichen Mitteln in die Hand des Königs gegeben und die Stütze der Regierung desselben gewesen. In ganz neuer Art verfuhr dieser fromme König mit der deutschen Kirche: er stellte den Episkopat geradezu vor die Alternative, entweder sich den päpstlichen und kaiserlichen Reformen zu beugen und damit den Rest kirchlicher Selbständigkeit und zugleich seine fürstliche Selbständigkeit aufzugeben oder aber seines weltlichen Besitzes zum größten Theil beraubt und damit politisch zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt zu werden.

Einmüthig erhob sich die deutsche Kirche gegen diese Gefahr, obenan der neue Erzbischof von Mainz, Aribo, ein Mann von hochstrebender Art, glänzenden Gaben und rücksichtsloser Energie, der nicht gewillt war seine Metropolitanrechte sich verkürzen zu lassen oder die großartige weltliche Machtstellung preiszugeben, zu der Mainz aufgestiegen war. Den Reformen im Sinne Pseudoisidors und der Cluniacenser, die mit dem heimkehrenden Kaiser im Anzuge waren, setzte Aribo muthig Reformen entgegen, welche das alte Recht der Kirche statt der willkürlichen Neuerungen zur Anerkennung bringen sollten. Er warf dem Papstthum und zugleich dem Kaiserthum den Fehdehandschuh hin, indem er auf einer Provinzialsynode, zu der er seine Suffragane im August 1022 in Seligenstadt versammelte, eine Reihe von Beschlüssen fassen ließ, die mit dem auf Pseudoisidor beruhenden papalen System völlig unvereinbar waren. Die bischöflichen Landgerichte wurden hergestellt: wer sich weigerte davor zu erscheinen, sollte vor der Provinzialsynode unter des Erzbischofs Vorsitz belangt werden; die Berufung an den päpstlichen Stuhl wurde verboten, die dort erwirkte Lossprechung von Bußen, welche die Bischöfe verhängt, für ungültig erklärt; selbst den kirchlichen Brauch in Betreff der Fasten gestaltete man eigenmächtig abweichend von dem durch Rom angeordneten. Daß solche Beschlüsse die Zustimmung von Männern fanden, die Kaiser Heinrich II. persönlich und politisch auf das nächste verbunden waren, daß sein Bruder, der Augsburger Bischof Bruno, daß selbst der Inhaber des bevorzugten Bamberger Bisthums Eberhard, dieselben billigte, beweist die Kraft der von Aribo geleiteten Bewegung und die Einmüthigkeit des deutschen Episkopats der alten Schule gegen die drohenden Neuerungen. Thatsächlich ist denn auch in der nächsten Zeit nach den Seligenstädter Beschlüssen verfahren worden. Ein Nationalconcil, das der Kaiser gleich nach seiner Rückkehr berief, dessen Beschlüsse uns aber nicht bekannt sind, hat nichts daran geändert, ja, man möchte vermuthen, daß es sich im Wesentlichen auf den Standpunkt der Seligenstädter Synode gestellt habe. Der Conflikt wurde bald noch verschärft, als Benedikt VIII. in wenig glücklicher Weise eine weitberufene und höchst bedenkliche Streitsache benützte, um seinen Standpunkt gegenüber der von Aribo von Mainz geführten Opposition zur Geltung zu bringen. Seit Jahren

lag der rheinische Graf Otto von Hammerstein wegen der von der Kirche verworfenen Ehe, die er mit einer Verwandten, Irmengard, eingegangen war, in Streit mit den kirchlichen Autoritäten. Als er trotz des Bannes die Ehe nicht hatte lösen wollen, war er geächtet und von Heinrich selbst zur Uebergabe seiner festen Burg genöthigt worden: aber auch ferner lebte er mit Irmengard zusammen. Ihn lud nun Aribo vor sich nach Mainz, wo, aus Italien heimgekehrt, damals auch der Kaiser weilte: der Graf erschien und beugte sich dem Spruch des Erzbischofs; Irmengard aber wandte sich mit schweren Klagen gegen Aribo an Benedikt VIII., der den bedenklichen Charakter der seinem Schutz empfohlenen Sache leicht übersah, weil dieselbe ihm die erwünschte Gelegenheit bot, seine ganze Autorität gegen den aufsäßigen Mainzer geltend zu machen. Heinrich II. kam dadurch in eine bedenkliche Lage: er selbst hatte den Grafen von Hammerstein gezwungen, sich dem Spruche der deutschen Kirche zu fügen, und nun nahm Benedikt VIII. offen gegen diese Partei. Hier entsprang, wie es scheint, die letzte und merkwürdigste Wendung in der so eigenthümlich entwickelten Politik Heinrichs II. Um den Widerstand des deutschen Episkopats zu überwinden, bedurfte es sozusagen einer breiteren Basis, der gegenüber auch der nationalkirchliche Charakter der Seligenstädter Beschlüsse an Bedeutung und damit an Gefahr verlor. Eine solche suchte Heinrich II. zu gewinnen, indem er sich mit dem seinem Streben verwandten Bestrebungen außerhalb Deutschlands vereinigte. Mit der burgundischen und mit der französischen Kirche tritt er in Verbindung, um durch ein gemeinsames Vorgehen ihrer Anhänger der Reformpartei in allen drei Kirchen zugleich den Sieg zu verschaffen.

Zu Burgund hatte Heinrich seit Jahren besondere Beziehungen: er sah dieses Reich an als schon halb zu seinem Herrschaftsgebiete gehörig. Schon 1007 hatte er mit dem kinderlosen König Rudolf III., seinem Oheim, dem Bruder seiner Mutter Gisela, einen Erbvertrag geschlossen, dem zu Folge nach Rudolfs Tod Burgund an ihn fallen sollte, eine Erwerbung, die schon wegen der bessern Verbindung mit Oberitalien von großer Wichtigkeit war. Späterhin freilich hatte Rudolf III. die Schwierigkeiten, mit denen Heinrich namentlich im Osten zu kämpfen hatte, benutzt um die eingegangene Verpflichtung möglichst abzustreifen; der Adel des Landes widerstrebte der in Aussicht stehenden deutschen Herrschaft und benutzte den Erbvertrag als Vorwand zu vielfacher Anfeindung des schwachen Königs. Deshalb beschloß dieser 1016 abzudanken: in Straßburg belehnte er Heinrich mit Burgund, so daß die Regierung des Landes hinfort in dessen Händen liegen sollte. Aber diese Ordnung überdauerte den Straßburger Tag nicht lange. Unter einem Sprößling des capetinger Hauses, dem ehrgeizigen Grafen Otto Wilhelm, griff der burgundische Adel gegen den deutschen Herrn zu den Waffen: ein Angriff Heinrichs wurde abgeschlagen, und unter dem Eindruck dieses Erfolgs der nationalen Partei sagte sich Rudolf III. von dem schon vollzogenen Abkommen los. Der Kaiser mußte dies vorläufig ungestraft hingehen lassen. Bald aber suchte der schwache

Burgunder bei ihm Schutz gegen neuen Aufruhr und erneute im Frühjahr 1018 zu Mainz das Straßburger Abkommen, um es nach einiger Zeit abermals zu brechen. Ihn dafür gebührend zu züchtigen war Heinrich auch jetzt verhindert: der kleine Grenzkrieg dauerte fort, unter dessen Einfluß auch im Innern Burgunds das Fehdewesen zunahm und die Sehnsucht nach Herstellung des Friedens in immer weiteren Kreisen verstärkte. Deshalb versuchte die burgundische Geistlichkeit vermuthlich schon damals durch kirchliche Mittel den Frieden zu wahren und betrat damit den Weg, der ein Jahrzehnt später zur förmlichen Organisation des Gottesfriedens führte. Denn in dem Klerus Burgunds war der Geist von Clugny mächtig: kirchliche und politische Motive wiesen also diesen und Heinrich II. auf einander an. Auch in Frankreich machte sich damals eine ähnliche Strömung geltend, und seit der Erhebung Gauzoins, eines natürlichen Sohns Hugo Capets und Halbbruders König Roberts, auf den erzbischöflichen Stuhl von Reims schien für die französische Kirche der Sieg der Cluniacenser strengster Richtung entschieden. Deshalb vermuthlich trat Heinrich II. damals auch mit Frankreich in Verbindung: denn gegen die nationalkirchlichen Bestrebungen Aribos von Mainz mußte ein einheitliches Vorgehen des Reichs, Burgunds und Frankreichs ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale werfen. Am Zusammenfluß von Chiers und Maas, zwischen Ivois und Mouzon fand im August 1023 eine prunkvolle Begegnung der beiden Herrscher statt. Verabredet wurde zunächst ein gemeinsames Vorgehn zur Herstellung eines beide Nachbarreiche umfassenden Friedenszustandes, dann die Berufung eines allgemeinen Concils nach Pavia, um die Reform der Kirche durchzuführen. So taucht in Anlehnung an die Friedensbestrebungen der burgundischen und die verwandten Versuche der französischen Bischöfe in dem Sprengel Gauzoins von Reims das kirchlich-politische Projekt eines internationalen Friedensbundes auf, der mit Hülfe der zu Pavia zu bessernden und dem Geist von Clugny unterworfenen Kirche sich zu einem Weltfrieden erweitern sollte. Diese Entwürfe richteten sich gegen den deutschen Episkopat, sie enthielten eine scharfe Verdammung der Haltung Aribos von Mainz. Eben deshalb wurde das Weltfriedensprojekt zunächst die Quelle gesteigerten Unfriedens im Reiche. Denn mit Heinrichs und Benedikts VIII. Entwürfen waren die Beschlüsse der Synode von Seligenstadt unvereinbar; gegen sie und ihren geistigen Vater, Aribo von Mainz, richtete sich daher der ganze Zorn der Curie: sie entzog demselben das Pallium und leitete das Verfahren auf Amtsentsetzung ein. Der Bedrohte wurde aber nur kühner in der Abwehr: auf Himmelfahrt 1024 berief er die deutschen Bischöfe zu einem Nationalconcil nach Höchst. Von seinen Suffraganen fehlte dort keiner, aber ein Nationalconcil konnte die Versammlung sich doch nicht nennen, da trotz aller Bemühungen Aribos die Kirchen von Köln und Trier unvertreten blieben. Dennoch beschloß man zu Höchst einen Protest gegen die Anmaßungen Roms, der in maßvollen und doch nachdrücklichen Worten gefaßt wurde. Konnte der Wortlaut desselben auch den Anschein erzeugen, als ob es sich zwischen Rom

und Mainz nur um die Sache Irmengards von Hammerstein handelte, so wurden doch die principiellen Fragen, die dabei ins Spiel kamen, erörtert und ernst und würdig das Recht der deutschen Kirche gegenüber den römischen Prätensionen gewahrt. Das Verfahren, das der Papst gegen Aribo beliebt habe, sei ein so unerhörtes, daß es, um des gleichen Grundes willen gegen den geringsten Priester angewandt, eine Lösung und Vernichtung aller Ordnung im geistlichen Stande zur Folge haben würde. Die Erklärung schloß mit der Mahnung, eingedenk der eigenen Würde möge der Papst etwa unbedachtsam Angeordnetes achtsam bessern und von ferneren Maßregeln gegen Aribo absehn, dessen Schwert alle Zeit zum Schutz der Gerechtigkeit gezückt sei und den noch niemals der Geiz zu einem Unrecht verlockt habe.

Man braucht nicht anzunehmen, daß in solchen Wendungen eine Anklage gegen den Papst selbst, dessen Reformeifer mit seinem persönlichen Wandel nicht völlig im Einklang stand, enthalten sein sollte: dennoch war der Conflikt zwischen Rom und Mainz scharf und bestimmt zum Ausdruck gebracht, die deutsche Kirche ging schweren Stürmen entgegen. Denn wenn es dem Kaiser auch gelungen war Piligrim von Köln auf seine und der Curie Seite hinüberzuziehen, so war doch ein Nachgeben Aribos und seines festgeschlossenen Anhangs nicht zu erwarten: politische und kirchliche Zwangsmaßregeln waren unvermeidlich, wollte er seinen Willen durchsetzen. Daß er zu solchen entschlossen war, ist eben so klar, wie die Richtung, in welcher dieselben geplant waren. Was die Reichsabtei St. Maximin zu Trier wegen der Theilnahme ihres Abtes an der Seligenstädter Synode erfahren hatte, die Entziehung von 6000 Hufen, auf denen die reichsdienstlichen Verpflichtungen derselben bisher beruht hatten, unter gleichzeitiger Erlassung dieser Pflichten, ließ erkennen, was gegen die in gleicher Verschuldung Befindlichen demnächst geschehen sollte. Soweit die Macht Heinrichs reichte, sollte die Kirche vor die Wahl gestellt werden zwischen dem Verlust ihrer Reichsgüter und der Unterwerfung unter seinen und Benedikts VIII. Willen.

Aber wiederum, wie zur Zeit des Conflikts zwischen Silvester II. und Willegis, hindert der Tod dazwischentretend ein Aeußerstes. Benedikt VIII. war am 7. April 1024, also noch vor dem Höchster Bischofstage gestorben. Und da das Papstthum ein Familienbesitz der mächtigen Tusculaner Grafen geworden war, so folgte ihm sein Bruder, der bisherige Senator Romanus, als Johann XIX., der, wie er bisher nur weltlichen Dingen gelebt hatte, auch seine neue Stellung ganz weltlich auffaßte und den großen Reformplänen, die seines Bruders Geist erfüllt hatten, theilnahmlos gegenüberstand. Von der großen Kirchenversammlung zu Pavia ist hinfort nicht mehr die Rede gewesen. Damit fielen auch die Entwürfe Heinrichs II. in sich zusammen, und derselbe sah die Verwirklichung seiner Ideale, der er sich schon ganz nahe geglaubt hatte, in unerreichbare Ferne entschwinden. Unter diesem Eindruck steigerte sich das körperliche Leiden, das ihn seit längerer Zeit befallen hatte. Hinsiechend und gedrückten Gemüthes zog er von Bamberg noch einmal nach



Grabmal Kaiser Heinrichs II. und seiner Gemahlin Kunigunde.

Von Tylmann Riemenschneider (1460—1531). Im Dom zu Bamberg.

Sachsen; das Osterfest beging er in Magdeburg; Pfingsten verweilte er in der Pfalz Grona bei Göttingen: dort starb er am 13. Juli 1024 nach dreiundzwanzigjähriger Regierung im Alter von zweiundfünfzig Jahren. In seiner Lieblingsstiftung, dem Bamberger Dom, fand er die letzte Ruhestätte. Dasselbe Grabmal nahm 1033 die irdischen Reste seiner Gemahlin Kunigunde auf; es verfiel der Zerstörung durch die Feuersbrunst, welche 1081 den ursprünglichen Münsterbau in Asche legte. In dem herrlichen Neubau, der dann aufgeführt wurde, einem der vollendetsten Werke der deutschen Baukunst romanischen Stils, ist zur Erinnerung an das edle Herrscherpaar, das die Kirche kanonisirte und die Bamberger Kirche als ihre Schutzheiligen verehrt, im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts ein marmorner Sarkophag von schönster Arbeit hergerichtet worden, der auch späteren Jahrhunderten noch die idealisirten Bilder Heinrichs und Kunigundes vor Augen stellt.



Drittes Buch.

Das salische Erbkaiserthum und die hierarchisch-aristokratische Revolution im Zeitalter des Investiturstreits.

1024—1125.

I. Die Grundlegung zum salischen Erbkaiserthum.

1024—1039.

Mit einem schrillen Miston war die Regierung Heinrichs II. zu Ende gen: der fromme Kaiser, den die Legende zu einem unkräftigen Diener irche gemacht und diese mit den Ehren der Heiligkeit beschenkt hat, lag em deutschen Episkopate in einem Conflikte, welcher das Fundament seiner ing erschütterte. Die eigenthümliche Vermischung päpstlicher und welt= Macht, welche dem neurömischen Kaiserthum seiner Entstehung und seinem i nach eigen war, hatte auch Heinrichs erst so nüchterne, praktisch maß= Politik in Bahnen gelenkt, auf denen sie mit sich selbst in Widerspruch h, indem sie den zu fürstlicher Macht gelangten Episkopat nach den ipien der Cluniacenser umgestalten wollte. Der Tod des reformeifrigen ikt VIII. hatte diesen von der drohenden Gefahr befreit; d[illegible] Tod des es bot ihm die Möglichkeit, sich auch für die Zukunft gegen eine Politik hern, wie er sie eben zu bekämpfen gehabt hatte. Diese Gesichtspunkte imten die Haltung, welche die Mehrheit der deutschen Bischöfe bei den indlungen über die Neubesetzung des Thrones beobachtete. Denn von roßen Bewegung, welche von Clugny aus die Kirche ergriffen und durch ung und Organisation der ascetischen und mystischen Tendenzen tief= ich zu erneuen begonnen hatte, war die deutsche Kirche so gut wie ührt geblieben, ja unter dem Eindruck der üblen Erfahrungen, die sie Otto III. und Heinrich II. gemacht hatte, stellte sie sich derselben mit aus= ochener Feindschaft entgegen. So nahmen die deutschen Bischöfe, obenan ächtige Aribo von Mainz, der Vorkämpfer der deutschen Kirche gegen erarchischen Neuerungen, und der staatskluge Burkhard von Worms, die ig der Neuwahl in die Hand, um den Sieg der kirchlichen Partei, die eines cluniacensisch frommen Königs zu hindern.

Von den Verhandlungen, die dem Wahltage vorangegangen, haben wir nähere Kenntnis. Auch die Geschichte des so entscheidungsreichen Wahl= selbst, von dem sich in der Ueberlieferung ein sehr bestimmtes und auf Volksgemüth wirkendes Bild eingebürgert hat, ist von der neueren Kritik nhaltbar erwiesen worden:[1]) nur gewisse allgemeine Umrisse vermögen

---

[1]) S. H. Breßlau, Jahrbücher des deutschen Reichs unter Konrad II. 2 Bde. z 1879—84.

wir zu erkennen. Es mag sein, daß bei den Vorbesprechungen über die Wahl, durch die es galt, ein neues Geschlecht zum königlichen zu erheben und damit in den Besitz eines inhaltschweren Vorrechts zu setzen, verschiedene Persönlichkeiten in Betracht gekommen sind. Bald aber waren es nur noch zwei, zwischen denen man schwankte, beide durch ihre Verwandtschaft mit dem erloschenen sächsischen Hause empfohlen. Denn in den Augen des deutschen Volkes gebührte diesem, nachdem dreimal der Sohn dem Vater gefolgt und dann der nächste Seitenverwandte gewählt war, unfraglich ein Vorzugsrecht vor allen anderen fürstlichen Häusern. Diese Tendenz zur Erblichkeit verbunden mit den kirchlich-politischen Gesichtspunkten, welche den deutschen Episkopat bewegten, stellte zwei Sprößlinge aus der weiblichen Linie der Ludolfinger dem erledigten Throne zunächst. Von den vier Söhnen nämlich, welche Otto, dem Sohne Konrads des Rothen und Liutgardes, der Tochter Ottos I., geboren, waren zwei in den geistlichen Stand getreten — den älteren, Bruno, haben wir in jungen Jahren als Gregor V. den päpstlichen Stuhl besteigen sehen,[1]) der jüngste, Wilhelm, wurde später (1029) Bischof von Straßburg —, zwei waren in dem weltlichen Leben geblieben. Auf Heinrich, den ältesten, hätten die reichen Erbgüter übergehn müssen, die ihr Großvater Konrad auch nach dem Verluste des lothringischen Herzogthums, im Nahe- und Niedgau und bei Worms und Speier bewahrt hatte, ebenso wie das Herzogthum Kärnthen, das der Vater seit 995 wieder inne hatte: er starb aber noch vor dem Vater mit Hinterlassung eines Sohnes Konrad, dem der Großvater nur einen Theil des rheinischen Erbgutes zuwandte, während er die Hauptmasse nebst dem kärnthnischen Herzogthum seinem jüngern Sohne Konrad hinterließ. Es ist begreiflich, daß Konrad, Heinrichs Sohn, in seinem Erbrecht zu Gunsten der jüngeren Linie benachtheiligt, mit seiner Verwandtschaft nicht zum Besten stand: eben deshalb aber fand er in Bischof Burkhard von Worms einen väterlichen, wenn auch nicht ganz selbstlosen Freund. In dem Jüngling nämlich, dem die herrlichen Güter der „Herzöge von Worms" eigentlich gebührten, meinte derselbe, wenn nicht gerade ein Werkzeug, so doch einen Bundesgenossen gefunden zu haben, um sich der lästigen Nachbarn in Zukunft besser zu erwehren und sein Bisthum gegen deren so beliebte Eingriffe zu schützen. Von Burkhard erzogen und wie ein Prätendent, der sein Recht dereinst geltend machen sollte, seiner Verwandtschaft entgegengestellt, hatte Konrad dem Glück abzugewinnen gestrebt, worum ihn des Großvaters Testament gebracht hatte, und war so frühzeitig zu einem energischen und selbständigen Manne gereift, der sich am liebsten auf die eigene Kraft verließ, gerade, derb, rücksichtslos, gewohnt den Vortheil zu nehmen, wo er sich bot, ohne höhere geistige Interessen, ein kühles Herz und ein klarer Kopf, völlig unempfänglich für die hochkirchliche Strömung seiner Zeit, ja im Grunde seines Wesens eine unkirchliche Natur, kein Diplomat, aber ein Staatsmann des kraftvollen Zugreifens,

1) S. oben S. 249.

strammen, praktischen, man möchte sagen soldatischen Wesens. In mancherlei Fehden hatte sich Konrad getummelt und in seinem Bemühen als Haupt der älteren Linie sein Recht gegen die bevorzugte jüngere zur Anerkennung zu bringen Heinrichs II. Friedensbemühungen wiederholt zu Schanden gemacht: in Lothringen hatte er gegen Herzog Gotfried gefochten, dann wieder seinen kärnthnischen Vettern in der Vertheidigung des Herzogthums gegen Adalbero von Eppenstein treue Bundeshülfe geleistet. Anderes kam hinzu, um ihm den Zorn Heinrichs II. zuzuziehen. Konrad hatte 1016 eine glänzende Heirat gemacht, indem er Gisela heimführte, die Wittwe Herzog Ernsts I. von Schwaben und Vormünderin ihres Sohnes Ernst II., eine schöne, ehrgeizige und geistig hochbedeutende Frau, welche auf ihn bald großen Einfluß gewann und ihn in seinem Streben nach Macht und Besitz klug und erfolgreich unterstützte. Aber bei der Verwandtschaft der Gatten war diese Ehe kirchlich anfechtbar: sie zog Konrad den Zorn Kaiser Heinrichs II. und seiner frommen Rathgeber zu und brachte Gisela um die vormundschaftliche Regierung Schwabens. Hatte sich Konrad nun auch später mit Heinrich II. ausgesöhnt, so hatte er doch an dem politischen und kirchlichen Systeme desselben keinen Antheil gehabt und konnte nie als eine Stütze, eher als ein Gegner desselben gelten. Gerade das aber war es, was ihn in jenem Augenblicke als Throncandidaten empfahl, was seinen alten Gönner und Schützer, Burkhard von Worms, und Aribo von Mainz bestimmte, auf seine Erhebung zum Nachfolger des letzten Sachsen hinzuarbeiten. Doch fehlte es auch nicht an einer Gegenströmung: auch deren Vertreter trugen der Neigung des deutschen Volkes zu einer gewissen Erblichkeit der Krone Rechnung. Ihr Candidat war Konrads Vetter, der Sohn des Konrad, der durch den Großvater den Sohn des älteren Bruders aus dem reichen Erbe der Herzöge von Worms verdrängt hatte. Auch er war ein tüchtiger Mann, aber er theilte, wie es scheint, im Wesentlichen den kirchlichen Standpunkt Heinrichs II. und war ein Gönner der Cluniacenser. Daher waren es namentlich deren Vertreter, die auf seine Erhebung hinarbeiteten, obenan die der Reform geneigten Bischöfe Lothringens und durch sie gewonnen die Herzöge von Ober- und Niederlothringen, bei denen auch noch seine Mutter, eine Schwester Giselas, für ihn wirkte; auch Piligrim von Köln, der seit seinem Fernbleiben von der Seligenstädter Synode im Gegensatz zu Aribo von Mainz als Vorkämpfer der römisch-kirchlichen Anschauungen gelten konnte, hielt zu dieser Partei.

So drohte die kirchliche Spaltung, welche Heinrichs II. Regierung erzeugt hatte, dem Reiche auch noch politisch verderblich zu werden. Andererseits aber waren die leitenden Persönlichkeiten doch ehrlich bestrebt, eine einmüthige Wahl zu ermöglichen und das Verhängnis neuen Kampfes um die Krone von dem Reiche abzuwenden. Bezeichnend war in dieser Hinsicht namentlich die Haltung der Sachsen, welche auf einem Tage zu Werla beschlossen, den Ausgang der Wahl abzuwarten und dann erst ihre Entscheidung zu treffen, wie sie es sehr zu ihrem Vortheil bereits bei dem Thronwechsel 1002 gehalten

hatten. Fast zwei Monate waren seit dem Tode Heinrichs II. vergangen, als die geistlichen und weltlichen Großen beider Parteien in der Rheinebene bei Kamba, Oppenheim gegenüber, zusammenkamen. Es scheint, als ob der ältere Konrad damals bereits seiner Sache völlig sicher sein konnte; doch blieb die Gefahr, daß die Gegenpartei den Eindruck seiner Wahl durch einen Protest oder durch die Verweigerung der sofortigen Anerkennung abschwächte. Deshalb trat Konrad mit dem jüngeren Vetter selbst in Verhandlung. Was zwischen ihnen vereinbart, wissen wir nicht; denn was ein höfischer Geschichtschreiber der Zeit davon berichtet,[1]) kennzeichnet sich als willkürliche und nicht eben glückliche Erfindung, die mit anspruchsvoller Rhetorik vorgetragen wird. Aus dem weiteren Verlauf aber darf entnommen werden, daß der jüngere Konrad seine Bewerbung um die Krone aufgab und dem älteren seine eigene Stimme zu geben versprach, natürlich nicht ohne daß ihm dagegen von dem künftigen König gewisse Vortheile zugesichert wurden. Damit war die Gefahr einer Spaltung glücklich abgewandt. Nunmehr gab zunächst Aribo von Mainz seine Stimme für den älteren Konrad ab; ihm folgten die übrigen geistlichen Wähler. Nur Piligrim von Köln enthielt sich der Wahl; auch seine lothringischen Genossen zogen es vor, Kamba zu verlassen. Der jüngere Konrad dagegen stimmte als der erste von den weltlichen Fürsten für den glücklicheren Nebenbuhler. Das Gleiche thaten nach Stämmen geordnet alle anwesenden weltlichen Großen, und das Ergebnis wurde von dem Jubel des ringsum lagernden Volkes gut geheißen und bestätigt, die Kaiserin Wittwe Kunigunde aber eilte, Konrad die noch in ihrem Gewahrsam befindlichen Reichskleinodien auszuliefern: denn erst diese Abzeichen erwiesen in den Augen des Volkes zweifellos die Rechtmäßigkeit der Herrschaft.

Alsdann brach man nach Mainz auf, wo Konrad am 8. September 1024 durch Aribo Salbung und Krönung als König empfing. Aber es fehlte dem festlichen Tage nicht an Schatten: Aribo verweigerte die von Konrad geforderte Krönung Giselas. Vom kirchlichen Standpunkte aus war er dazu nicht blos berechtigt, sondern verpflichtet, da die königliche Ehe canonisch unrechtmäßig war, wegen der beide Gatten verbindenden Verwandtschaft: gerade Aribo aber konnte ein Zugeständnis in dieser Frage, so sehr es sich vom politischen Standpunkte aus empfehlen mochte, nicht machen, weil es sich ja um dieselbe Controverse handelte wie in der Sache des Grafen von Hammerstein, die für die deutsche Kirche eine so principielle Bedeutung erlangt hatte.[2]) Konrad aber war nicht gewillt das ruhig hinzunehmen: der Mann, der ihm soeben die Krone verschafft hatte, sah sich um allen Einfluß gebracht und mußte den Hof in Ungnade meiden. Was er verweigert hatte, gewährte jetzt Piligrim von Köln bereitwillig: er machte dadurch seine bedenkliche Haltung während der Wahl vergessen und sicherte sich einen hervorragenden Platz im Rath des neuen Königs. Aus seiner Hand empfing Gisela am 21. September zu Köln

1) Wipo, Vita Chuonradi. c. 2. 2) S. oben S. 282.

die königliche Krone. Konrad zog aus diesem Zwischenfall einen beträchtlichen Gewinn: die drohende Abhängigkeit von den Bischöfen, denen er die Krone verdankte, war mit einer geschickten Wendung abgestreift und zugleich in Piligrim von Köln die bisherige bischöfliche Opposition gegen seine Herrschaft entwaffnet. Damit wurde der Gegensatz zwischen den beiden Parteien innerhalb der deutschen Kirche in der Person des Königs gleichsam aufgehoben und hörte auf ein politisches Moment für die Entwickelung des Reichs zu sein. Von Köln aus begann Konrad den Umritt durch das Reich, um in den einzelnen Landschaften die Huldigung zu empfangen und von der Reichsgewalt Besitz zu ergreifen. In Lothringen fand er jetzt bei den Bischöfen willigen Gehorsam, während die Herzöge und weltlichen Großen dem Hofe noch fern blieben, aber nicht offenen Widerstand wagten. Die Sachsen nahmen Konrad günstig auf, und namentlich die Bischöfe warben diensteifrig um die Gunst des neuen Herrschers, von dem sie Schutz gegen die verhaßten römischen Reformen erwarteten. Auch Baiern, Kärnthen und Ostfranken huldigten, und als der König endlich Schwaben erreichte und Pfingsten 1025 einen Hoftag zu Constanz versammelte, fanden sich unter der Führung des Mailänder Erzbischofs Aribert bereits huldigende Gesandte aus der Lombardei ein, um sein baldiges Erscheinen zur Ordnung des arg zerrütteten Landes zu erbitten.

Aber wenn Konrad auch schon einige Wochen später zu Tribur die Fürsten zur Romfahrt aufbot, so wurde er doch noch längere Zeit in Deutschland zurückgehalten. Zunächst mußte er Ende des Jahres 1025 gegen die Herzöge Friedrich von Ober- und Gozelo von Niederlothringen zu Felde ziehen, die nicht ohne Einwirkung des Königs Robert von Frankreich ihre Opposition bis zu offenem Aufruhr steigerten. Auch hatten dieselben im Reiche Bundesgenossen: der bedeutendste war des Königs Stiefsohn, Herzog Ernst von Schwaben. Von den Motiven, welche diesen zum Gegner des Königs machten, haben wir keine sichere Kenntnis: vielleicht hat der Unmuth über die neue Ehe der Mutter, die von der Kirche angefochten wurde und daher dem Andenken seines Vaters doppelt nahe trat, den ersten Stachel in die Seele des Jünglings gelegt. Dann sah Ernst seine Hoffnungen auf Burgund durch Konrads Politik jäh durchkreuzt. Während er nämlich als Sohn Giselas, der Nichte König Rudolfs III., Erbrechte auf Burgund geltend machen wollte, erhob Konrad II. nicht sowol als Gatte Giselas denn als Nachfolger Heinrichs II. auf Grund des von diesem mit Rudolf geschlossenen Erbvertrags seinerseits Anspruch auf die burgundische Krone. Aber auch Konrad der jüngere, des Königs Mitbewerber um den Thron, strebte als Sohn einer andern Nichte Rudolfs, der Schwester Giselas, der mit Konrad von Kärnthen vermählt gewesenen Mathilde, nach dieser glänzenden Erbschaft und nahm deshalb auch an dem Aufstande theil, den Ernst in Gemeinschaft mit zahlreichen oberdeutschen Grafen gegen den König erhob. Die Besetzung Basels, das Heinrich II. als Pfand für die Erfüllung des Erbvertrags an sich gebracht, nach des Kaisers Tod aber Rudolf III. zurückgewonnen hatte, durch Konrad (1025) scheint den Unzufriedenen das Signal

zur Erhebung gegeben zu haben. Doch beschwichtigte der König den Aufstand schnell, freilich ohne eine Gewähr für die Erhaltung der Ruhe in seiner Abwesenheit erlangt zu haben. Auch im Osten und Norden galt es wachsam zu sein. In Polen war zwar Boleslaw III., nachdem er das Ziel seines Ehrgeizes erreicht und die Königskrone auf sein Haupt gesetzt hatte, im Sommer 1025 gestorben, aber auch sein Sohn und Nachfolger Miecislaw verfolgte eine Deutschland feindliche Politik und bedrohte die slavischen Grenzlande. Ihm mit ungetheilten Kräften begegnen zu können, wollte Konrad II. wenigstens nach Norden freie Hand haben: deswegen verständigte er sich mit dem mächtigen Dänenkönig Knud und erkaufte durch Ueberlassung der so lange heiß umstrittenen Mark Schleswig einen ehrlichen und dauernden Frieden, welcher namentlich dem Erzbisthum Hamburg-Bremen zu gute kam und der fast erloschenen Mission neuen Spielraum gewährte.

Inzwischen riefen ihn wiederholte dringende Mahnungen der deutschen Partei nach Italien. Von den großen Erfolgen, die Heinrich II. auf seinem letzten Zuge dort gewonnen, hatte nur wenig den Tod des Kaisers überdauert, und wenn die nationale Partei nicht völlig obgesiegt hatte, so dankte man das namentlich der Haltung des lombardischen Episkopats, welcher, ohne ein Anhänger der deutschen Herrschaft zu sein, in derselben doch einen zur Zeit noch nicht zu entbehrenden Rückhalt gegen die Uebermacht des Laienadels erkannte und zu erhalten strebte. Zwar hatten die Bürger Pavias in Erinnerung an die strenge Züchtigung ihrer Stadt durch Heinrichs II. Krieger sich auf die Kunde von des Kaisers Tod erhoben und die königliche Pfalz zerstört, ohne jedoch damit weiter Nachfolge zu finden. Auch hatten schon 1025 Gesandte Pavias in Constanz den Zorn Konrads II. zu beschwichtigen gesucht, aber eine Antwort erhalten, die erkennen ließ, der neue Herrscher sei entschlossen, die Rechte des Reiches in ihrem vollen Umfange wiederherzustellen. Widerstand war dabei namentlich von dem großen Adel zu erwarten, obenan den reichbegüterten und stolzen Markgrafen, welche zuletzt noch die Hauptstützen für das Königthum Arduins von Ivrea gewesen waren und im Gegensatz zu dem dem deutschen Königthum verbundenen Episkopate auch jetzt noch an den Traditionen der nationalen Unabhängigkeit festhielten. Diese, obenan die Markgrafen von Turin, die Aledramiden in dem Gebiet von Acqui und Savona, die Otbertiner, die in Genua, Luni, Tortona und Mailand, an der Meeresküste und in der Lombardei, ja bis in die Emilia hinein reich begütert waren, die Markgrafen von Canossa, die von dieser Burg aus über Modena, Reggio, Mantua, Brescia und Ferrara geboten, und dann die von Tuscien waren die namhaftesten Gegner der deutschen Herrschaft und hofften den Thronwechsel zu endgültiger Beseitigung derselben zu benutzen. Aber der Ausgang Arduins von Ivrea lehrte, daß ihre Kräfte dazu nicht ausreichten. Deshalb suchten sie den Träger für das geplante nationale Königthum in der Fremde. Der König von Frankreich aber lehnte die ihm wiederholt angetragene Krone ab, und auch Wilhelm V., der Herzog von Aquitanien und Graf von Poitou,

ein schon bejahrter, aber in Krieg und Frieden bewährter Herr mit einflußreichen Verbindungen, ein Freund gelehrter Studien und den Reformen der Cluniacenser geneigt, nahm dieselbe erst nach längeren Verhandlungen an, und zwar nicht für sich selbst, sondern für seinen jungen Sohn gleiches Namens. Aber trotz seiner eifrigen Thätigkeit und obgleich er dabei in Robert von Frankreich, der den lothringischen Unruhen gegen Konrad II. nicht fremd war, und Odo von Champagne, dem Haupte der nationalen Partei in Burgund, welche die Nachfolge des deutschen Königs bekämpfte, einen Rückhalt gewann, scheiterten seine Bemühungen an der ablehnenden Haltung der italienischen Bischöfe, welche unter Leitung des glänzenden und hochstrebenden Aribert von Mailand für die deutsche Herrschaft eintraten. Freilich war diese für Aribert selbst sicherlich nicht Zweck und Ziel, sondern nur Mittel: dem scharfen Blicke dieses Kirchenfürsten, der dem h. Ambrosius zu der alten Ehre und Unabhängigkeit zu verhelfen trachtete, entging es nicht, daß Italien zu voller Selbständigkeit noch nicht fähig sei, daß namentlich die Kirche gegenüber dem Machtstreben und der Ländergier der Markgrafen eines Beschützers bedürfte, der seinerseits im eigenen Interesse darauf bedacht sein müßte, namentlich den Mailänder Erzbischof zu stärken und zu bereichern. In der Macht, dem Reichthum, der kirchlichen und politischen Unabhängigkeit seines Erzstifts dachte Aribert den Pfeiler für die künftige Unabhängigkeit Italiens zu schaffen, die weder deutschen noch französischen Schutzes noch burgundischer Anlehnung bedürfen sollte. Nicht mit Unrecht verlangten daher die Markgrafen von Wilhelm von Aquitanien, als er 1025 in das Land kam, daß er zunächst die der nationalen Bewegung feindlichen Bischöfe entsetze und zuverlässige Männer statt ihrer erhebe. Der Herzog wies diese Zumuthung zurück: ohne Zweifel hätten ihm die Mittel zu einem solchen Staatsstreich gefehlt, und dann hätte derselbe Mächte wider ihn ins Feld gerufen, denen seines Sohnes erst werdendes Königthum sicher erlegen wäre. Die Hoffnung auf Odo von Champagne, der eben damals in einigen größeren Fehden schwere Niederlagen erlitt, wurde zudem ebenso zu Schanden, wie die auf Robert von Frankreich, der nach dem Tode seines Erstgeborenen in seinem Hause einen traurigen Zwist über die Nachfolge entbrennen sah. Auch die lothringischen Rebellen beugten sich Konrad II.: entmuthigt legte Wilhelm von Aquitanien die übernommene Mission nieder und kehrte Ende 1025 heim.

Konrad II. fand also die Gegner ohne anerkannten Führer, als er im Frühjahre 1026 vom Brenner nach Italien hinabstieg. Bereits im Februar hatte sich das Heer in Augsburg um ihn gesammelt. Dort erst machten auch Herzog Ernst und seine schwäbischen Mitschuldigen ihren Frieden mit dem König, der in richtiger Erkenntnis der Unzuverlässigkeit des Stiefsohnes demselben erst nach längerem Sträuben auf die dringende Fürbitte Giselas Verzeihung gewährte, zugleich aber mit nach Italien zu ziehen gebot, da er sonst neue Zettelungen im Rücken fürchten mußte. Wie sehr des Königs Stellung bereits gefestigt war, zeigte die Bereitwilligkeit, mit der die Fürsten Konrads

Wunsch gemäß seinen neunjährigen Sohn Heinrich für den Fall seines Todes schon jetzt zum Nachfolger bestimmten: ohne eigentlichen Wahlakt war damit ein erbliches Recht des salischen Hauses auf die deutsche Krone anerkannt. Ungehindert erreichte Konrad über Verona und Bergamo Mailand: dort, im Dome, wurde er Ende März 1026 von Aribert zum König von Italien gekrönt, da die eigentliche Krönungsstadt, Pavia, im Widerstand verharrte. Danach zog Konrad über Cremona und Piacenza ostwärts und erreichte, die Meeresküste verfolgend, Ende Juni Ravenna, wo er Aehnliches erfuhr, wie Heinrich II. in Pavia. Die Bürgerschaft sperrte die Thore und überfiel die mit dem König in die Stadt aufgenommene deutsche Abtheilung, wurde aber von dieser blutig zurückgewiesen und erbat am andern Morgen in demüthiger Zerknirschung Verzeihung, um das drohende Strafgericht abzuwenden. Auf dem Weitermarsche aber, der ihn bis Pescara an der Mündung des Atera führte,[1]) muß Konrad sich von der Gefährlichkeit eines kriegerischen Unternehmens in der schon begonnenen heißen Jahreszeit überzeugt haben: er beschloß umzukehren und bis zum Ende des Sommers in den kühleren Alpenlandschaften des Nordens zu rasten. Erst im September brach er wieder auf, zog zunächst nach Westen und nahm Ivrea ein, wodurch er nicht blos den Markgrafen von Turin zum Anschluß bewog, sondern auch Rudolf III. von Burgund, der sich nun im Rücken bedroht sah, zu freundlicherem Entgegenkommen nöthigte. Nachdem er dann Verstärkungen aus Deutschland an sich gezogen hatte, trat er endlich im Frühjahr 1027 den Marsch nach Rom an. Nicht blos Pavia machte jetzt seinen Frieden mit ihm, auch die Otbertiner und Aledramiden unterwarfen sich und blieben dafür in ihrem Besitze und ihren Rechten. Auch Rainer von Tuscien beugte sich nach kurzem Widerstande und gewann des Königs Verzeihung. Ungehindert kam Konrad am 21. März in Rom an. Am folgenden Ostersonntag, den 26. März, empfing er durch Johann XIX., den einstigen Grafen Romanus von Tusculum, die Kaiserkrone nach dem um jene Zeit üblichen Ceremoniell.[2]) Die Feierlichkeiten begannen danach mit dem Einzug des zu Krönenden: bis auf die neronischen Wiesen bei dem Monte Mario kam das Volk demselben dabei entgegen, die gemeinen Leute mit grünen Zweigen, die Beamten und Vornehmen mit Bannern und Kreuzen in den Händen; besondere Abtheilungen bildeten die Juden und die Griechen. Unter festlichen Gesängen wurde der König, der auf einem weißen Zelter ritt, zur Stadt geleitet; während eines Halts unterwegs leistete er den Römern den üblichen Eid auf die Rechte der Stadt; am Thore derselben stieg er ab, und der Zug ordnete sich von Neuem. Voran wurden ein Kreuz und eine Lanze getragen, dann schritt der Klerus einher, ihm folgte der König, diesem die weltlichen Großen: bei Konrads Krönung schritten an deren Spitze zwei Könige, Rudolf III. von Burgund, der, um der Kaiser-

1) S. Breßlau a. a. O. I, 131 u. 453. 2) S. den Ordo Romanus ed. Waitz in den Abhandlungen der Göttinger Societät der Wissensch. 1873. S. 62 ff.

krönung beizuwohnen, nach Rom geeilt war, und der gefeierte Herrscher des Nordens, Knud von Dänemark, der Herr Englands und Norwegens, der gerade als Wallfahrer in der ewigen Stadt weilte. So ging der Zug, aus dem des Königs Leute Geld unter die Menge warfen, nach St. Peter: in der Vorhalle saß auf goldenem Throne der Papst, von dem römischen Klerus umgeben; die Stufen hinauf steigend wurde der König von ihm mit dem Kusse begrüßt, dann in die Halle bis zu der silbernen Pforte geleitet, wo er das Gelübde als Schützer und Schirmer der Kirche und des Papstes ablegte. Nachdem er dann von dem Papste der Krone für würdig erklärt und nochmals geküßt war, sprachen die Bischöfe von Albano und von Porto zwei Gebete über ihn, worauf er zu stiller Andacht an dem Grabe des Apostels Petrus niederkniete. Dann erst schritt der Zug weiter zu dem Altar des h. Petrus, wo nun die Krönung selbst vollzogen wurde, der schließlich eine feierliche Messe folgte. Vergleicht man aber die Krönung Konrads II. mit der der letzten Kaiser, so erscheint sie als ein ausschließlich politischer Akt: bei ihr fehlten gänzlich die hochkirchlichen, mystisch schwärmenden Ideen, von denen die letzten Empfänger der Kaiserkrone und diejenigen, die sie krönten, erfüllt gewesen waren. Dem nüchternen, prosaisch praktischen Denken dieses Kriegsmannes lagen solche Speculationen fern; auch in Papst Johann XIX. war nichts von einem Gregor V. oder Silvester II. oder auch nur von einem Benedikt VIII. Das Kaiserthum, das seit Otto III. in die Mitte eines phantastischen kirchlich-politischen Idealbaus gerückt war, kehrte auf den Boden der realen Verhältnisse zurück und maß sein Recht und seine Aufgaben wiederum an den gegebenen Zuständen und den ihnen entspringenden Bedürfnissen. Dennoch kann man aber nicht sagen, daß Konrad II. den Vertretern der bisher maßgebenden kirchlichen Richtung feindlich begegnet wäre: er ließ sie vielmehr gewähren, soweit ihre Bestrebungen, denen er fremd war, die seinigen nicht hinderten. Denn seinem Wesen entsprach es, sich und seinen Vortheil zum Maßstabe der Verhältnisse zu nehmen und alle Kräfte sich regen zu lassen, soweit sie seine Interessen fördern konnten, sich selbst aber alle Zeit unabhängig zu halten und, ohne Begeisterung und höheren Flug der Gedanken, der Wirklichkeit ins Auge zu sehen und möglichst gute Seiten abzugewinnen. So befand sich auch Odilo, der Abt von Clugny, im Gefolge Konrads: aber eine Rolle hat er nicht mehr gespielt, und die Cluniacenser blieben politisch ohne Einfluß. Aehnlich wie Konrad dachte in kirchlichen Dingen Johann XIX.: beide hatten in der Leitung von Reich und Kirche nur ihr und ihres Hauses Interesse im Auge und erstrebten alle Zeit für dieses den möglichsten Nutzen, — ein natürlicher Rückschlag gegen die vorangegangene Zeit, wo die Politik nach kirchlichen Gesichtspunkten, ja religiösen Ideen bemessen worden war.

Bereits im Mai 1027 war Konrad auf dem Heimwege über die Alpen begriffen. Denn nachdem Johann XIX. durch eine Lateransynode die Angelegenheiten der Kirche geordnet hatte, war der Kaiser südwärts nach Unteritalien gezogen, wo die von Heinrich II. geschaffene Ordnung längst wieder

zusammengestürzt war. Die Griechen hatten ihre alte Stellung zum Theil wiedergewonnen; die von den Arabern drohende Gefahr war in Folge dessen gemindert; die Kämpfe, welche zwischen diesen und den Herren der langobardischen Fürstenthümer stattgefunden, hatten Besitzveränderungen bewirkt, die Konrad rückgängig zu machen weder die Macht noch ein Interesse hatte: so begnügte er sich mit der Anerkennung seiner Hoheit durch die Herren von Capua, Benevent und Salerno und eilte, nachdem er den dort gewordenen Zustand seinerseits bestätigt hatte, nach kurzem Aufenthalt über Rom und durch Tuscien nordwärts. Die Gegner nämlich, die schon einmal wider ihn in Waffen gestanden, hatten seine Abwesenheit zu einer neuen Erhebung benutzt, Konrad der jüngere, der mit der lothringischen Opposition in Verbindung stand und sein Näherrecht auf Burgund nicht fahren lassen mochte; dann Ernst von Schwaben, der vor dem Kaiser aus Italien heimgekehrt war, und mit ihnen Welf II. von Ravensburg, der mit Bischof Bruno von Augsburg, dem Nachfolger Burkhards und Erzieher des jungen Königs Heinrich, in einer Fehde lag, die Schwaben und Baiern schwer heimsuchte. Herzog Ernst, der namentlich vom Grafen Werner von Kiburg berathen wurde, überfiel des Kaisers Anhänger im Elsaß und plünderte die Güter der Abteien von Reichenau und St. Gallen. So lästig solche Friedensstörung war, eine ernste Gefahr bereitete sie der Herrschaft Konrads nicht mehr, und eine höhere politische Bedeutung scheint ihr überhaupt nicht beigemessen werden zu dürfen. Auf die Kunde von der Rückkehr des Kaisers legten die Rebellen die Waffen nieder, und Konrad konnte, als er Anfang Juni den deutschen Boden betrat, sofort mit Strafmandaten einschreiten, während die bairischen und schwäbischen Großen in Treue und Kriegsbereitschaft wetteiferten. Die Mitschuldigen Ernsts eilten nach Ulm, um Gnade zu erbitten. Hatten doch von den Lehnsleuten des Herzogs, als er sie gegen Konrad aufbieten wollte, zwei Grafen rund heraus erklärt, sie schuldeten seinem Befehle nicht knechtischen Gehorsam, sondern ehrten als freie Männer in dem Kaiser den Beschützer ihrer Freiheit, den sie nicht im Stich lassen könnten ohne diese zu verlieren. Sie setzten die Treue gegen Kaiser und Reich über die Pflicht gegen ihren selbst wiederum dem Reiche zur Treue verbundenen Lehnsherrn: die Treue gegen diesen könne nicht zur Untreue gegen jenen zwingen, das sei wider Recht und Ehre. So verlassen unterwarf sich auch Ernst zu Ulm bedingungslos: des Herzogthums entsetzt wurde er als Staatsgefangener nach dem festen Giebichenstein bei Halle abgeführt. Nur wenige von seinen Anhängern, die keine Gnade zu hoffen hatten, beharrten im Widerstand, insbesondere Graf Werner von Kiburg, der Vertraute des Schwabenherzogs und nach Konrads, wie es scheint, zutreffender Meinung dessen Verführer, vertheidigte sich hartnäckig und entkam auch glücklich, als seine Burg endlich fiel. Auch Konrad von Worms beugte sich nun und büßte die neue Verirrung durch Verlust seiner Reichslehen, Entfestigung seiner Burgen und zeitweilige Haft. Aber auf Verwendung seines Bruders Bruno, der dem geistlichen Stande angehörig trotz seiner streng-

kirchlichen Richtung bei dem Kaiser hohe Gunst genoß, zum Kanzler für Italien und bald danach zum Bischof von Toul erhoben war, erhielt er schon nach kurzer Zeit volle Verzeihung.

Die Stellung des salischen Königthums war durch diese mühelosen Erfolge ebenso gefestigt wie glänzend. Nun entsagte auch Rudolf III. von Burgund allen Versuchen, sich den eingegangenen Verpflichtungen zu entziehen. Noch im Spätsommer 1027 wurde auf einer persönlichen Zusammenkunft desselben mit Konrad II. unter Vermittelung Giselas jede Differenz beseitigt: in Basel trug Rudolf Konrad förmlich das burgundische Reich auf, um es bis zu seinem Lebensende zurückzuempfangen gegen das eidliche Gelöbnis, es nach seinem Tode an den Kaiser oder, falls der schon gestorben sein sollte, an dessen Sohn gelangen zu lassen. Man sieht, wie man die 1026 geschehene Designation Heinrichs zum Nachfolger einer förmlichen Wahl einfach gleichsetzte. Dennoch verzichtete Konrad auf eine solche nicht: Ostern 1028 wurde in Aachen der zehnjährige Knabe von den geistlichen und weltlichen Fürsten zum König gewählt und von Piligrim von Köln gesalbt und gekrönt, ein Vorgang, der den Kölner Erzbischöfen auch für die Folgezeit das Recht verschaffte den neuen König zu krönen. Freude und Jubel herrschten bei Hoch und Niedrig: in Erinnerung an die Gefahren, welche die beiden letzten Thronwechsel dem Reiche gebracht, begrüßte man eine so feste Ordnung als Gewähr für die Dauer der von der neuen Dynastie geschaffenen glücklichen Zustände. Diese aber hatte damit einen großen Schritt auf dem Wege zum Erbkaiserthum gethan. Da schien denn auch der Augenblick gekommen, um über die Verirrungen der Vergangenheit den Schleier der Vergessenheit zu breiten und die alten Gegner, die noch grollend abseits standen, durch Gewährung voller Gnade zu versöhnen. Damals wurde vermuthlich Ernst von Schwaben der Haft entlassen und als Herzog hergestellt. Wenigstens nahm er als solcher an dem Feldzuge theil, den Konrad im Sommer 1028 nach Sachsen unternahm, um die östliche Grenze gegen Polen zu schützen. Denn dort nahm König Miecislaw mit wachsender Macht die deutschfeindliche Politik seines Vaters Boleslaw energischer auf. Auch gelang es Konrad II. nicht dort gleich Ordnung zu stiften: noch 1029 mußte er in der Lausitz gegen die Polen fechten, die 1030 die sächsischen Grenzlande mit einem verwüstenden Einfall heimsuchten.

Das Verhältnis zu Ernst von Schwaben blieb jedoch unklar und bedenklich; der energischen, klaren, jedem Widerspruch abholden Natur des Kaisers mußte das ein schweres Aergernis sein, um so mehr als schwächliche Langmuth leicht gefährlich werden konnte. Trotz der ihm gewährten Verzeihung nämlich spielte der Schwabenherzog nach wie vor eine höchst zweideutige Rolle. Sein Freund Werner von Kiburg, der Graf im Thurgau, beharrte in der Rebellion. Auch scheint die Verbindung zwischen ihm und Ernst fortbestanden, ja der mit der Acht belegte Graf auf den Herzog nach wie vor Einfluß geübt zu haben, natürlich nicht im Sinn einer ehrlichen Versöhnung mit dem Stief-

vater. Diesem Verhältnis mußte ein Ende gemacht werden: denn es war eine dauernde Herausforderung für das Königthum, daß einer der ersten Reichsbeamten, ein Glied des königlichen Hauses mit einem in des Reiches Acht liegenden Landfriedensbrecher in Verbindung stand und demselben bei seinem gesetzlosen Gebahren unverhohlen Vorschub leistete. Die Art, wie Konrad II. dem schließlich ein Ziel setzte, ist für ihn höchst charakteristisch: er vermied es dabei geschickt, durch diese leidige Angelegenheit den Frieden des eigenen Hauses zu stören. Auf einem Ostern 1030 zu Ingelheim gehaltenen Reichstage stellte er Ernst vor die Alternative, entweder jeder Verbindung mit dem Grafen zu entsagen und ein Unterpfand seiner Treue zu geben, indem er selbst die Vollstreckung der gegen denselben verhängten Acht übernähme, oder die Consequenzen einer aus der Weigerung erkennbaren Parteinahme für denselben in ihrer ganzen Schwere über sich ergehen zu lassen. Der Haß gegen den Stiefvater muß tief in der Seele des Jünglings gewurzelt, muß sein politisches Denken ebenso wie sein natürliches Gefühl völlig erstickt haben: Ernst von Schwaben weigerte sich der Verbindung mit dem Freunde zu entsagen. Niemand konnte Konrad tadeln, wenn er nun das von Ernst selbst, wie es scheint, gewollte Schicksal nicht länger zurückhielt. Als Beschützer eines Geächteten wurde Ernst durch den Spruch der versammelten Fürsten des Hochverraths für schuldig erklärt und verfiel der Acht; das Herzogthum wurde ihm aberkannt, sein und seiner Genossen Erbgut eingezogen; die Kirche stieß ihn aus ihrer Gemeinschaft. Düstern Trotz im Herzen verließ er den Hof. So schmerzlich dieser Schlag sie treffen mußte, auch die Kaiserin konnte jetzt nichts zur Rettung des Sohnes thun, der gleichsam mit sehenden Augen, in unseliger Verblendung, wie mit Absicht in sein Verderben rannte und sich nicht rathen und helfen lassen wollte: entschlossen dem Rechte seinen Lauf zu lassen erklärte sie ausdrücklich denen nicht zürnen zu wollen, welche gegen ihren Sohn das nach dem Rechte unabwendbare strenge Urtheil gesprochen hatten; doch erbat und erhielt sie von dem kaiserlichen Gemahl das Herzogthum Schwaben für ihren zweiten Sohn erster Ehe, den noch unmündigen Hermann. Ihr Erstgeborener aber verfiel nun dem gesuchten Verhängnis. Sein Sinnen und Trachten war auf Rache an dem Stiefvater gerichtet: unermüdlich warb und agitirte er, um Bündner zum Kampf gegen diesen zu gewinnen. Aber nirgends fand er Entgegenkommen, weder in Frankreich, wohin er mit dem Grafen Werner zog, noch in Burgund, wo er von dem Haupte der nationalen Partei, Odo von Champagne, der in ihm wol auch einen Prätendenten auf die burgundische Krone sah, abgewiesen wurde: so machte der verblendete Jüngling sich die Umkehr völlig unmöglich und verlegte sich jeden Weg zur Gnade. Es fehlt nicht an Anzeichen dafür, daß der Kaiser diese Entwickelung der Sache mit Befriedigung beobachtete: es kam so, wie es nach seiner Absicht hatte kommen sollen — die lieblosen, von einer gewissen Schadenfreude erfüllten Worte, die er, als der Stiefsohn sein Schicksal erfüllt hatte, gesprochen haben soll, legen eine solche Vermuthung nahe. Ohne

jede Hülfe, ohne Aussicht für die Zukunft, kehrte Ernst nach Schwaben zurück. Dort Anhang zu finden ließ sich nun vollends nicht hoffen: ihm blieb nichts als der Untergang; er suchte ihn in wüstem Fehde- und Räuberleben, zu dem er sich mit den wenigen Getreuen, die bei ihm aushielten, in die Schluchten des Schwarzwaldes barg. Zuletzt hauste er auf der Burg Falkenstein, vermuthlich im Höllenthal: auf einem Streifzuge von dort aus wurde er von den ihn immer enger umstellenden Leuten des Kaisers am 17. August 1030 im Verzweiflungskampfe überwunden und getödtet. Seine Leiche wurde, nachdem der Bann gelöst, in der Marienkirche zu Constanz beigesetzt.

„Bissige Hunde haben selten Junge", so wird uns glaubwürdig berichtet, sagte Konrad bei der Meldung von dem Tode des Stiefsohnes. Die selbstmörderische Leidenschaft des von Haß gegen ihn verblendeten Jünglings fand bei seinem harten Herzen und kalten Verstande keine Entschuldigung. Das Volk aber faßte diese Vorgänge anders auf: ihm entging die ergreifende Tragik nicht, welche in dem Schicksal des edlen, reich begabten und zu hohen Dingen berufenen Jünglings gewaltet, und wenn es auch das in einer harten Nothwendigkeit wurzelnde Recht des Königs nicht bestritt, so nahm es doch warmen Antheil an dem Opfer, das, nach seiner Auffassung, hier der ihm so theuren Freundestreue gebracht war. Das Verschulden Ernsts von Schwaben erschien so in einem milderen Lichte, und geflissentlich übertrug die Phantasie des Volkes auf denselben, was ähnliche Ereignisse früherer Zeit an ergreifenden Zügen darboten. So vermischte sich ihr Ernst von Schwaben mit Ludolf, Ottos I. Sohn, und beider Personen und Geschicke wurden in eins zusammengedichtet, um später, als die durch die Kreuzzüge vermittelte Bekanntschaft mit dem Morgenlande und den Abenteuern der Glaubenskämpfe eine ebenso weite wie farbenprächtige Perspektive darboten und die Anknüpfung an die Ideale einer tiefinnerlich erregten Zeit ermöglichten, den bis zum Tode getreuen Freund Werners von Kiburg mitten in diese zu verpflanzen und in dem strahlenden Lichte der Romantik zu verklären.

Von allen inneren Schwierigkeiten befreit entfaltete das Königthum Konrads sich schneller und glänzender. Denn die Erfolglosigkeit des Zuges, den Konrad im Sommer 1030 gegen Stephan von Ungarn unternahm und der zumeist an den Schwierigkeiten des Terrains und der Verpflegung scheiterte, so daß die streitigen Grenzlandschaften zwischen Fischa, Leitha und March den Ungarn blieben, wurde reichlich aufgewogen durch die gegen die Polen gewonnenen Vortheile. Mit seinem Bruder, König Miecislaw, zerfallen floh der polnische Prinz Bezbriem zu dem Kaiser, der durch einen glücklichen Feldzug 1031 die so lange dem Reiche entfremdeten Marken endlich zurückgewann und die Niederlausitz mit der sächsischen Ostmark, die Oberlausitz mit Thüringen und Meißen vereinigte. Der fortdauernde Thronstreit brachte schließlich Polen wieder unter die deutsche Herrschaft: durch Bezbriem verjagt erschien nämlich König Miecislaw schutzflehend am Hofe Konrads und wurde nach des Bruders Tode in Polen wiederhergestellt, für welches er im Februar 1032 zu Merse-

burg dem deutschen Herrscher die Lehnshuldigung leistete. Der Bürgerkrieg, der nach seinem Tode 1034 ausbrach, verurtheilte Polen vollends zur Ohnmacht und überhob Deutschland endgültig jeder Sorge nach dieser Seite hin. Und wenige Monate nach Miecislaws Huldigung, im September 1032, starb König Rudolf III. von Burgund, indem er seinem Eide getreu Konrad zum Erben einsetzte. Freilich erhob sich dagegen die nationale Partei, Geistliche und Weltliche, welche die unter den schwachen Königen des erloschenen Hauses gewonnene Selbstherrlichkeit nicht dem straffen Regiment Konrads verfallen lassen mochte, und stellte den Grafen Odo von Champagne als Gegenkönig auf. Aber die anfänglichen Erfolge desselben bestanden nicht lange: durch die Feindschaft König Heinrichs I. von Frankreich und die zu Konrad haltenden Großen Italiens von zwei Seiten her bedroht, erlag Odo der Macht des deutschen Herrschers, der in dem deutschen Theil Burgunds sofort Anerkennung gefunden hatte und in Ueberlingen am Bodensee am 2. Februar 1033 zum König gewählt und gekrönt wurde. Als Konrad 1034, durch ein Heer unter Aribert von Mailand und Markgraf Bonifaz von Tuscien von Italien her unterstützt, in das romanische Burgund eindrang, verzichtete Odo von Champagne bald auf die Krone und unterwarf sich: am 1. August 1034 trug Konrad zu Genf die Krone des neugewonnenen Reiches, in dem bald die letzten vereinzelten Widerstandsversuche als aussichtlos aufgegeben wurden. Diese mühelose Erwerbung war von großer Bedeutung. Einmal stärkte nicht blos der Erfolg, sondern auch die Art, in der er gewonnen, die Stellung des salischen Hauses in Deutschland, insofern die kraft Erbrechts erlangte burgundische Krone auch das Moment der Erblichkeit in Deutschland steigerte. Ferner wurde die deutsche Herrschaft in Italien gesichert, da dasselbe nun auch im Westen durch ein von Deutschland abhängiges Gebiet umfaßt und von dorther bequemer zugänglich gemacht wurde. Zudem schob sich Burgund zwischen Frankreich und Italien ein und schnitt ersterem jeden Einfluß auf dieses ab, so daß Unternehmungen wie die Wilhelms von Aquitanien hinfort kaum möglich waren. Aber auch Burgund konnte mit dieser Wendung seines Geschickes zufrieden sein: dem wüsten Treiben der unbändigen Großen, welches das Land bisher zerrissen, wurde ein Ziel gesetzt, und die Kirche, welche darunter besonders schwer zu leiden gehabt hatte, schloß sich dankbar dem neuen mächtigen Beschützer an und suchte in der Stärkung der königlichen Macht ihre eigene Wolfahrt und Sicherheit zu fördern. Bald aber übte sie noch in anderer Weise bedeutenden Einfluß auf Deutschland. Burgund war die Heimat der Cluniacenser, der burgundische Klerus zum Theil von besonderem Eifer für die Reformen erfüllt: so gewannen die vereinzelten Anhänger, welche Clugny bisher unter den deutschen Bischöfen gezählt, mächtige Bundesgenossen und wurden zu energischerem Streben ermuthigt, für das sie freilich, solange der weltliche Sinn Konrads II. maßgebend blieb, von Seiten der Reichsautorität eine Förderung nicht zu hoffen hatten.

Zehn Jahre hatten genügt, um die wankenden Grundlagen des Reiches

zu festigen, zu ergänzen, zu erweitern und auf denselben einen Bau aufzuführen, der vielleicht an äußerem Glanze, sicher an idealem, um nicht zu sagen phantastischem Schimmer dem Kaiserreiche der Ottonen weit nachstand, dasselbe aber ebenso weit übertraf an Sicherheit der Fundamente, an fester Fügung der Theile, an Gleichmaß und innerer Harmonie zwischen denselben. Gleichzeitig hatte die Verfassung des Reiches eine bedeutsame Wandelung erfahren. Mit der fortschreitenden Ausbildung des Lehnswesens waren die Kreise, über die der König unmittelbar verfügen konnte, immer kleiner geworden. Dagegen nahmen die Inhaber der großen Reichslehen, welche, auf die alte Stammesorganisation gestützt, eine gewisse Selbständigkeit behaupteten, die unter ihnen stehenden Lehnsstufen als nur von ihnen abhängig in Anspruch, so daß diese blos durch ihre Vermittelung dem König zugänglich sein sollten, und straften die Widerstrebenden nicht selten mit Einziehung der Lehen. So waren die auf den niederen Stufen stehenden Vasallen in Fällen eines Conflikts zwischen ihrem Herrn und dem König genöthigt zu ersterem zu halten, um nicht ihres Lehns verlustig zu gehen. Wie sehr diese Anschauung nun gewandelt wurde, lehrt schon die Art, in der jene beiden schwäbischen Grafen Herzog Ernst die geforderte Hülfe gegen den König, den höchsten Schutz ihrer Freiheit, unter Hinweis auf die demselben schuldige Treue verweigert hatten. Die dem Königthum nachtheiligen Wirkungen der thatsächlich geltenden Erblichkeit der großen Reichslehen hob nun Konrad auf, indem er auch für die von denselben abhängigen Lehen die Erblichkeit zur Geltung brachte, sei es durch die entsprechende Praxis, sei es — wie später in Italien — förmlich durch ein Reichsgesetz. Nun waren die Interessen des niederen Adels mit denen des Königthums auf das innigste verbunden, und diese zahlreiche, tüchtige, namentlich kriegerisch leistungsfähige Klasse konnte ihre eigene Wolfahrt nicht besser fördern als durch den engsten Anschluß an das Reichsoberhaupt. So wurden die Kreise, welche bisher den Inhabern der großen Reichslehen den Hauptrückhalt gegen den König gewährt hatten, aus dieser Verbindung gelöst und nicht blos zur Verfügung des Königthums gestellt, sondern zu den treuesten und hingebendsten Bundesgenossen desselben gewonnen. Es mag sein, daß Konrad II. dies that wegen der Consequenzen, welche sich aus der Erblichkeit der Lehen mit Nothwendigkeit für die an der Spitze der gesammten Lehensordnung stehende Krone ergaben: sie führten naturgemäß zu einem gleichfalls erblichen Königthum. Viel bestimmter, weil zielbewußter als die Ottonen hat der erste Salier nach der Erblichkeit der Krone gestrebt, und es scheint, als ob er dabei bereitwilliges Entgegenkommen gefunden habe. Man hatte ihm die Designation des Knaben Heinrich bewilligt, ungewählt und ungekrönt hatte derselbe als künftiger König gegolten, so daß die Wahl und Krönung, die später folgten, mehr als Formalitäten zur Anerkennung eines bereits bestehenden Rechts erschienen denn als ein neues Recht schaffende staatsrechtliche Akte. Von der so gewonnenen Stellung aus bedurfte es zu dem erblichen König- und Kaiserthum nur eines kleinen Schrittes. Da aber in

dieser wichtigen Frage die Interessen des Königthums denen der Inhaber der großen Reichslehen entgegengesetzt blieben, so galt es die erbliche Krone gegen eine Reaktion von dieser Seite zu schützen. Die Herzöge zu einer Art von Beamten zu machen, wie Otto I. versucht hatte, war nicht mehr möglich. So erstrebte Konrad, mit der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit gerade auf das Ziel losgehend, eine viel wirksamere Umgestaltung, indem er das Herzogthum in dem Königthum aufgehen zu lassen unternahm, d. h. den anerkannten Erben der Krone den erledigten Stammgebieten als Herzog vorsetzte. Ein Anfang dazu war schon 1027 gemacht, wo der unmündige Heinrich auf Konrads Betreiben durch die Wahl der Großen zum Herzog des erledigten Baiern erhoben worden war. Als dann 1038 durch den kinderlosen Tod seines zweiten Stiefsohnes, des von ihm vielfach ausgezeichneten und begünstigten Hermann, Schwaben frei wurde, übertrug Konrad auch dieses an König Heinrich. Nach dem Tode Konrads des jüngeren 1039 erhielt der König auch noch das Herzogthum Kärnthen, so daß zu Ende seiner Regierung Konrad II. nur noch Sachsen und Lothringen nicht in den Händen seines Sohnes sah. In der Person und der Stellung des jungen Königs wurden so die Gegensätze aufgehoben, welche, in der Scheidung der Stämme begründet, unter dem Einfluß der auf dieser basirenden politischen und persönlichen Sondertendenzen den Frieden des Reichs und die königliche Herrschaft so oft gefährdet hatten. Eben die Machtfaktoren, welche durch ihr Widerstreben gegen das Königthum für das Reich mehrfach gefährliche Krisen herbeigeführt hatten, standen nun zum größten Theil zur Verfügung des Königthums. Die Masse des niederen Adels aber, die in jenen Krisen in sich getheilt zwischen Königthum und Herzogthum geschwankt hatte, war durch starke Bande an das erstere gefesselt und fand in dem Wachsthum desselben die sicherste Gewähr für die eigene Wolfahrt. Nun bedurfte Konrad auch nicht mehr so wie seine sächsischen Vorgänger der Hülfe und Hingebung des Episkopats. Vielleicht ist mit darauf der unkirchliche Zug zurückzuführen, der im Gegensatz zu den Ottonen und Heinrich II. das Regiment dieses Kaisers kennzeichnete. Den geistigen Strömungen, welche die Kirche seiner Zeit bewegten, stand derselbe ohne Theilnahme gegenüber, und völlig unberührt ließ ihn das ernste Ringen um eine sittliche Wiedergeburt des Klerus, in dem die Cluniacenser und ihre Schüler sich abmühten. Ohne ihr den Einfluß einzuräumen, den sie unter dem sächsischen Hause besessen, ohne ihr die Dienstbarkeit, in der er sie hielt, mit Ehren und Reichthum zu vergelten, wie es namentlich Otto I. gethan, hielt Konrad die Kirche und ihre Diener, mit ihren Gütern, ihren Hülfsmitteln und ihren Personen in strenger Abhängigkeit und zog sie schonungslos zu den Lasten des Reiches heran. Um die freieste Verfügung über das Kirchengut zu haben, übte er das Recht der Bischofsernennung in schrankenloser Willkür: Verwandte und Getreue hat er ohne Rücksicht auf das kirchliche Interesse mit Bisthümern versorgt; auch kam es ihm nicht darauf an, sich dafür gelegentlich bestimmte Vortheile zusichern zu lassen und sich so der Simonie schuldig zu machen, die

den kirchlichen Eiferern ein Greuel war. So fehlt bei Konrad denn auch das Verständnis für die großen Aufgaben, welche die deutsche Kirche im Dienste der nationalen Kultur übernommen und durch deren Förderung sie sich ein unsterbliches Verdienst erworben hatte. Dennoch finden wir nirgends ein Widerstreben der Kirche gegen diese blos nach weltlichen Gesichtspunkten geregelte Ordnung, nirgends eine Agitation des Episkopates, wie sie Ottos III. und Heinrichs II. Hingebung an Rom hervorgerufen hatte. Eben diese hatten die deutschen Bischöfe beseitigt und die aus ihr entspringende Gefahr für ihre Selbständigkeit hatten sie vermieden sehen wollen, als sie Konrad auf den Thron erhoben: die Politik, die er verfolgte, war eben diejenige, welche sie gewollt und gewünscht hatten.

Die Stellung Konrads II. war fest begründet im Innern, gesichert und achtunggebietend nach außen. Die Autorität aber, die er in Deutschland und Burgund gewonnen, wirkte auch auf die anders gearteten Verhältnisse Italiens ein, indem er danach streben mußte dort dieselbe Ordnung herbeizuführen, wie sie nun im Norden der Alpen herrschte. Dabei aber stieß er auf Widerstand. Denn die Großen, die ihn einst gegen Wilhelm von Aquitanien ins Land gerufen, hatten durch ihn nur den unbequemen Prätendenten beseitigen, sich selbst aber in der gewonnenen Stellung befestigen wollen. Konrads Verhalten hatte dem auch im Wesentlichen entsprochen: obgleich er den den Markgrafen feindlichen Bischöfen, obenan Aribert von Mailand, eng verbunden blieb, ließ er doch auch jene in ihrem Besitz und in ihren Rechten, sobald sie seine Hoheit anerkannten. So wurde der Gegensatz aufgehoben, der bisher zwischen diesen Gruppen bestanden; gerade dadurch aber fühlten sich andere bedroht, und ein Conflikt entstand, der bald die ganze Lombardei gewaltsam erschütterte. Aribert von Mailand, ein ehrgeiziger und machtbegieriger Prälat, dessen glänzendes Auftreten schon seine weltlichen Neigungen erkennen ließ, glaubte die Zeit zur Verwirklichung seiner Entwürfe gekommen. In Anlehnung an die glorreichen Traditionen aus der Zeit des heiligen Ambrosius erstrebte er nicht blos eine oberhirtliche Stellung über der gesammten Kirche Oberitaliens und die Erhebung Mailands zum Patriarchat, sondern auch eine entsprechende gebietende weltliche Macht, eine weltlich fürstliche Stellung, wie sie die deutschen Kirchenfürsten inne hatten. Besondere Sympathien brachte diesen Plänen die Bürgerschaft Mailands entgegen, welche ihrer Stadt eine glorreiche Zukunft eröffnet sah. Auf entschiedenen Widerstand aber stießen dieselben bei dem niederen Adel der Valvassoren, der seine Besitzungen und seine Freiheit, die er schon gegen den großen Adel der sogenannten Capitäne nur mit Mühe vertheidigte, auf das Schwerste bedroht sah. Seit 1035 entbrannte darüber in der Lombardei ein wüthender Bürgerkrieg: der niedere Adel, der sich wie ein Mann erhob, trug über die Gegner einen Sieg davon, unter dessen Eindruck die Bewegung weiter um sich griff und höhere, bestimmt formulirte Forderungen stellte. Der Willkür der großen Herren und der Bischöfe über ihre Vasallen sollte ein Ende gemacht werden durch ein geschriebenes Land-

recht: den Kaiser beriefen diese zu ihrem Schützer. Kam Konrad diesem Rufe nach, so änderte er allerdings seine Politik und wandte sich gegen diejenigen, deren Stellung er bei seinem ersten Zuge nach Italien anerkannt und befestigt hatte; andererseits aber brachte doch erst eine solche Wendung seine italienische Politik mit seiner deutschen in Einklang. Denn er konnte nicht im Norden der Alpen der Hort der Freiheit des niederen Adels sein und dieselbe im Süden ungeschützt der Willkür Ariberts und seiner hochadeligen Bündner preisgeben. Zudem konnte ein Sieg dieser Partei weiterhin eine mächtige nationale Reaktion gegen die deutsche Herrschaft zur Folge haben.

So erschien Konrad Ende 1036 zum zweitenmale in der Lombardei. Nach einem kurzen Besuch in dem unruhig gährenden Mailand versammelte er einen Reichstag zu Pavia. Auch Aribert war ihm dorthin gefolgt, wol in der Meinung, daß man ihn anzutasten nicht wagen würde. Nun aber wurden, als Konrad in eigener Person seines königlichen Richteramtes waltete, von allen Seiten die dringendsten und, wie sich zeigte, begründetsten Klagen gegen Ariberts Gewaltherrschaft erhoben, nicht blos wegen Bedrückung seiner Vasallen, sondern auch wegen vielfacher Eingriffe in die Güter und Rechte des Reichs. Der Erzbischof sollte sich darauf vor des Kaisers Richterstuhl verantworten: er weigerte sich dessen; ja, als die Ladung dringender wiederholt wurde, erklärte er nach kurzer Besprechung mit seinen Getreuen, er sei entschlossen, alles, was er bei seiner Berufung auf den erzbischöflichen Stuhl im Besitze des h. Ambrosius vorgefunden oder selbst hinzu erworben habe, bis zum letzten Athemzuge gegen jedermann zu behaupten. Das war eine offene Aufkündigung des Gehorsams gegen den Kaiser. Wolmeinende Vermittler suchten Aribert zu beschwichtigen: er möge erklären, daß er davon natürlich den Kaiser ausnehme, welchem, als dem obersten Richter, er sich selbstverständlich wie jedermann im Reiche gehorsam füge: — vergeblich, Aribert wiederholte vielmehr seine herausfordernde Aeußerung. Wollte der Erzbischof es zu einem Conflikt treiben? Glaubte er ungestraft dem Kaiser in so unerhörter Weise Trotz bieten zu können? Meinte er dadurch alle weiteren Pläne Konrads zu durchkreuzen? Blieb diese Herausforderung ohne sofortige Ahndung, so war es allerdings um die Autorität Konrads in Italien geschehn. So möchte man meinen, daß Aribert nicht in augenblicklicher Aufwallung handelte, sondern einen wolvorbereiteten Trumpf ausspielte. Aber des Kaisers soldatische Entschlossenheit blieb die gebührende Antwort auf eine solche Herausforderung nicht schuldig. Sofort berief Konrad die anwesenden Fürsten zu Rath: als Hochverräther und Reichsfeind wurde Aribert verurtheilt alles, was er sich widerrechtlich angemaßt, herauszugeben und sofort in Haft genommen. Der Patriarch von Aglei und Herzog Konrad von Kärnthen sollten ihn in Gewahrsam halten.

Die Wirkung dieses außerordentlichen Schrittes entsprach freilich den Erwartungen des Kaisers nicht. Weit entfernt eingeschüchtert zu werden, erhob sich vielmehr die Bürgerschaft von Mailand nun erst recht in offenem Auf-

ruhr, und als nun gar Aribert, der Haft entkommen, wieder in ihrer Mitte erschien, da wurde er mit lautem Jubel empfangen und alles schaarte sich um ihn, um Freiheit und Besitz des h. Ambrosius zu vertheidigen. So erstand in einem für Konrad II. ohnehin kritischen Augenblicke als opferfreudige Bundesgenossin der Mailänder Kirche die stolze, reiche und waffentüchtige Bürgerschaft der lombardischen Metropole, eine Macht, deren Bedeutung damals weder Freund noch Feind ahnte. Jedenfalls war des Kaisers Stellung nun verschlechtert: er mußte zu Gewaltmaßregeln greifen, deren Eindruck und Wirkung gerade in Italien schwer zu berechnen waren und die er deshalb früher auch klug vermieden hatte. Nur die entschiedenste Parteinahme für die einheimischen Gegner Ariberts konnte jetzt noch in Frage kommen: in dem niedern Adel schuf sich Konrad die Macht, deren er zur Niederkämpfung dieses mächtigen Widersachers bedurfte. Deshalb erließ er, nach einem erfolglosen Angriff auf Mailand, am 23. Mai 1037 das berühmte Lehnsgesetz, durch welches er die wesentlichsten Forderungen der Valvassoren erfüllte und diese so eng an das Königthum fesselte. Durch einen legislatorischen Akt führte er damit in der Lombardei denselben Zustand ein, den er in Deutschland allmählich hatte Platz greifen lassen. Er proclamirte die Erblichkeit der Lehen: nur durch den Spruch eines aus seinesgleichen bestehenden Gerichtshofes sollte der Valvassor hinfort zum Verlust seines Lehens verurtheilt werden können; von demselben stand ihm Appellation zu an den Kaiser; auch sollten die Lehen nicht in Zins- und Pachtgüter verwandelt werden dürfen — Bestimmungen, welche den niedern Adel mit einemmale gegen die Willkür der Capitäne und gegen solche Bestrebungen sicher stellten, wie sie Aribert von Mailand verfolgt hatte. Seinerseits versprach Konrad von den Lehnsgütern keine andern Leistungen zu fordern als die bisher üblichen. Dieser Erlaß war von einschneidender Bedeutung: er gebot einer Entwickelung Halt, welche durch die Entstehung größerer territorialer Gewalten den Einfluß des Königthums in Italien geradezu aufzuheben drohte. Aber natürlich äußerten sich die Wirkungen davon nicht sofort, und halfen Konrad II. nicht so unmittelbar, wie er erwartet haben mochte, zur Unterwerfung des übermächtigen Mailänder Erzbischofs. Die Absetzung, welche der Kaiser gegen diesen verhängte, fand in Mailand selbst nicht Anerkennung, trotz der Fügsamkeit, mit der Johannes' XIX. Nachfolger, Papst Benedikt IX., sie gut hieß und den von Konrad ernannten Caplan Ambrosius in der erzbischöflichen Würde bestätigte. Ja, die Bewegung, zu der sich die Kirche, der hohe Adel und die aufstrebende Bürgerschaft der Stadt gegen den Kaiser vereinigten, wirkte bald über die Grenzen Italiens hinaus. In Burgund glaubte Odo von Champagne nun die Zeit gekommen, um den Versuch zur Gewinnung der Krone zu erneuen. Mit ihm und mit Aribo im Einverständnis erhob die lothringische Opposition wiederum ihr Haupt, und es war dem Kaiser nicht beschieden, durch einen durchschlagenden Erfolg die Pläne der Gegner zu nichte zu machen. Die Wegführung der oppositionellen italienischen Bischöfe nach Deutschland brach den Widerstand der Kirche und

der Bürgerschaften nicht; Aribert spottete hinter den Mauern Mailands des päpstlichen Bannes, und die Züchtigung, welche Parma nun traf, bestärkte die andern Städte erst recht zum Ausharren. Schon begann es auch in Rom zu gähren: bitter klagte man über die Verweltlichung und Sittenlosigkeit Benedikts IX., des Tusculaner Grafen, der in der päpstlichen Würde nur einen Rechtstitel auf Genuß und Machtübung sah, und den Römern ebenso anstößig war wie den Anhängern der cluniacenser Reformen. Den wankenden Thron desselben zu befestigen, zog Konrad 1038 gar selbst nach Rom. Dann verjagte er den wilden Pandulf von Capua und bereitete durch die Belehnung Raimunds von Aversa dem noch so unscheinbaren Häuflein der eingewanderten Normannen den Weg zu künftiger Größe. Nach Norden zurückgekehrt aber fand er Mailand noch unbezwungen; eine bedenkliche Krankheit, die im Heere ausbrach, nöthigte ihn selbst zum Abzug nach Deutschland, während die Valvassoren den Kampf gegen ihre und des Kaisers gemeinsame Feinde fortsetzten.

Bald danach hat Konrad sein thätiges und von glänzenden Erfolgen gekröntes Leben beschlossen. Damals kam Schwaben, durch den Tod Hermanns erledigt, an König Heinrich, der auf einem Reichstage zu Solothurn zum König von Burgund gekrönt wurde. So fügte sich Glied an Glied, um den Bau der salischen Erbmonarchie zu vollenden, und als Konrad II., während eines glänzenden Hoflagers zu Utrecht, erkrankte und nach nur eintägigem Leiden am 4. Juni 1039 starb, konnte er dieses große Ziel für erreicht und die erbliche Herrschaft über Deutschland, Burgund und Italien für seinem Geschlechte gesichert halten, um so mehr gesichert, als sein Sohn Heinrich, der Träger zweier Königskronen und zugleich Herzog von Baiern, Schwaben und Kärnthen und nun auch Herr Frankens, seit Jahren als Gehülfe und Arbeiter neben ihn gestellt, in Krieg und Frieden bewährt, die Sicherheit bot, daß kein die großen Erfolge gefährdender Systemwechsel eintreten, sondern der bisher verfolgte Weg auch weiterhin, nur mit gesteigerter Energie und mehr mit staatsmännischem Genie als mit soldatischer Gradheit verfolgt werden würde.

II. Der Höhestand des neurömischen Kaiserthums unter Heinrich III.

1039—1056.

Konrads II. Tod wurde von keinem Menschen bedauert, bemerkt ein zeitgenössischer Klosterannalist,[1]) und wenn man die Regierung des ersten Saliers in ihrer soldatischen Strenge, ihrer prosaischen Nüchternheit, ihrem rücksichtslosen Eigennutz betrachtet, so begreift man, daß sie zwar bereitwilligen Gehorsam fand, aber nicht eben Liebe und Anhänglichkeit erweckte. Denn allen sittlichen und geistigen Regungen, welche das neu erwachte kirchliche Leben jener Zeit erfüllten und zu großartiger Neugestaltung trieben, hatte Konrad ablehnend gegenüber gestanden. Darin zunächst trat mit dem Thronwechsel eine vollkommene Wandelung ein: die von Konrad geschaffene Form, welche im Wesentlichen unverändert fortbestand, wurde in kurzer Zeit mit einem völlig neuen Geiste erfüllt, der ihr höhere Bedeutung verlieh und großartige Wirksamkeit ermöglichte. An die Stelle des nüchternen Realismus, in dem Konrad II. als sorgsamer Hausvater und strenger Richter seines Herrscheramtes gewaltet hatte, trat jetzt ein kühner Idealismus, der, von höchstem sittlichen Pathos getragen, die Widerstrebenden mit sich fortreißend, Kirche und Staat zu durchdringen und einheitlich zu erneuen unternahm, der sich die höchsten Ziele steckte und doch fest in dem Boden der Wirklichkeit wurzelte und völlig frei blieb von jener nichtigen Spielerei mit mystischen Formeln und von jener ins Ungemessene und Unerreichbare schweifenden Phantasterei, welche Otto III. zu einem Fremdling in seiner Zeit gemacht hatten. Was eine gewaltige Persönlichkeit vermag, wie sie dem werdenden neuen Leben einer gährenden Zeit den Stempel ihres Geistes aufzuprägen im Stande ist ohne Gewalt und ohne Zwang, durch die unwiderstehliche Wucht idealer Sittlichkeit, dafür giebt die Geschichte Kaiser Heinrichs III. eins der glänzendsten Beispiele.

Keiner von den großen Herrschern der Vergangenheit hatte gleich bei seinem Regierungsantritt über eine solche Fülle der Macht verfügt, wie der zweiundzwanzigjährige Sohn Konrads II. Die Herzogthümer lagen mit Ausnahme Lothringens und Sachsens sämmtlich in seiner Hand; die Krone Deutschlands und Burgunds trug er wie erbliche. Nirgends regte sich eine Spur von Widerstand: Heinrich III. war der erste deutsche König, der im tiefsten Frieden begann und keinen widerspänstigen Vasallen niederzukämpfen hatte.

---

1) Ann. Hildesheim. zu 1039 (Mon Germ. hist. Script. III).

Was aber mehr war: weit und breit brachte man dem jungen Herrscher ebenso warme Sympathien entgegen, wie man seinen Vater gefürchtet hatte. Das Verhältnis zwischen Heinrich III. und seinen Unterthanen wurde, so möchte man sagen, von Anfang an in die Sphäre der Sittlichkeit erhoben und nach andern Gesichtspunkten geregelt als denen des dynastischen Interesses und des politischen Vortheils. Daher hat dieser jugendliche Herrscher auch die sittlichen Kräfte seines Volkes wie kein anderer zur Entfaltung gebracht und zu Leistungen gesteigert, welche demselben den ersten Platz unter den Völkern jener Zeit verschafften und ihn selbst als die Verkörperung des sittlichen Ideals erscheinen ließen, das edle Geister in dem Kaiserthum ahnten.

Am 28. Oktober 1017 geboren, war Heinrich,[1]) seit des Vaters Thronbesteigung zu großen Dingen berufen, unter dem Einfluß seiner gebildeten und auch litterarischen Bestrebungen geneigten Mutter von Jugend auf für seinen künftigen hohen Beruf sorgsam vorbereitet worden. Treffliche Lehrer, darunter der vielseitige und formgewandte Burgunder Wipo, hatten ihm unter Leitung des zu seinem Pfleger bestellten Bischofs Bruno von Augsburg, des jüngeren Bruders Heinrichs II., dann nach dessen Tod unter der Eigilberts von Freising gründlicher in die Wissenschaften eingeführt, als damals selbst bei künftigen Geistlichen zu geschehn pflegte. Auch in die Staatsangelegenheiten war er an der Seite des Vaters zeitig eingeweiht worden, und die herrlichen Gaben, welche er dabei offenbarte, die außerordentlichen Charaktereigenschaften, die er entfaltete, ließen ihn als „Hoffnung des Reichs“ aller Neigung und Verehrung gewinnen. Natürlich wurde die körperliche Pflege und ritterliche Schulung des königlichen Jünglings darüber nicht vernachlässigt. Militärisch und politisch hatte Heinrich in dem Kampfe gegen Polen und Ungarn seine erste Probe bestanden; auch an der Heerfahrt zur Gewinnung Burgunds hatte er hervorragenden Antheil gehabt. Aber erst mit dem fünfzehnten Jahr (1032) wurde er aus der Leitung des Freisinger Bischofs entlassen, um den Platz neben dem Vater selbständig einzunehmen. Ohne förmlich als Mitregent bestellt zu sein, erscheint er doch in den folgenden Jahren vielfach als solcher: wir haben Urkunden, die Konrads II. und seine Unterschrift tragen, in denen nach beider Regierungsjahren gerechnet wird, wo das Siegel beider Bild aufweist, wie auch Münzen gleichen Gepräges. Im Januar 1036 wurde Heinrich mit Gunhild, der ihm das Jahr zuvor verlobten Tochter des gewaltigen nordischen Herrschers Knud des Großen und Emmas von der Normandie, der Wittwe des Angelsachsenkönigs Aethelred vermählt, einer zarten Frau von schwacher Gesundheit, deren Geltung in der neuen Heimat, wie es scheint, beeinträchtigt wurde durch den kurz vorher erfolgten Tod ihres mächtigen Vaters. Als König Heinrich zu Anfang des Jahres 1038 dem Vater nach Italien folgte, begleitete ihn die Gattin, deren nordischen Namen man gegen Kunigunde vertauschte, starb aber noch auf dem Heimwege, nach der Geburt einer Tochter,

1) Steindorff, Jahrbücher d. d. R. unter Heinrich III. 2 Bde. Leipzig 1874—81.

vielleicht als Opfer der Seuche, welche des Kaisers Heer in Unteritalien befallen und mit schweren Verlusten nach dem Norden verfolgte. Kein volles Jahr später starb Konrad II. und Heinrich ergriff als Alleinherrscher Deutschlands, Italiens und Burgunds die Zügel der Regierung.

Für die Erwartungen, die man im Gegensatze zu dem Vater von ihm hegte, war vornehmlich jene merkwürdige Scene maßgebend, welche sich Pfingsten 1035 zu Bamberg zwischen beiden zugetragen und bei allen einen mächtigen Eindruck hinterlassen hatte. Der Kaiser hatte dort von den versammelten Fürsten einen Spruch verlangt, durch welchen der ihm verhaßte Herzog Adalbert von Kärnthen seines Amtes und Landes entsetzt würde. Er stieß damit auf Bedenken: die Fürsten verlangten zunächst die Theilnahme des Königs Heinrich an dem Verfahren. Dieser aber verweigerte jede Mitwirkung dabei. Die Vorstellungen, die Bitten, die Drohungen des Kaisers blieben vergeblich; ohnmächtig sank derselbe schließlich zusammen, um, als er zu sich gekommen, von Neuem auf den Sohn einzudringen und der gleichen Weigerung zu begegnen. Außer sich warf er sich endlich mit Thränen Heinrich zu Füßen. Da nun erklärt dieser, daß er sich auf Veranlassung seines Pflegers Eigilbert von Freising dem Kärthnerherzog eidlich verbunden habe, ihn ohne richterlichen Spruch in seinem Besitze nicht zu schädigen und deswegen bei seiner Weigerung beharren müsse. Freilich wurde das Schicksal Adalberts dadurch nicht gewendet; denn auch ohne des Königs Mitwirkung fiel der Spruch der Fürsten schließlich nach Konrads Willen aus: aber die Charakterfestigkeit und Unabhängigkeit Heinrichs war glänzend bethätigt und — was für manche noch wichtiger war — ein Gegensatz zwischen der Politik des Kaisers und der des Königs constatirt. Ein solcher scheint nun auch sonst vorhanden gewesen zu sein, insofern als die mildere und versöhnlichere Natur Heinrichs sich den Verhältnissen eher anpaßte und anderer Rechten und Wünschen nachzugeben bereit war. Sollte Heinrich doch den Frieden mit Ungarn durch territoriale Zugeständnisse erkauft haben, die des Vaters Absichten nicht entsprachen. Die Quelle aber dieser Verschiedenheiten und des daraus entspringenden Gegensatzes zwischen Konrad II. und seinem Sohne wird man in dem besondern Verhältnis zu sehen haben, in dem der letztere zu der Kirche und der von ihr ausgehenden geistigen Bewegung stand. Hat die kirchliche Gleichgültigkeit Konrads, die auch die auffallende Dürftigkeit seiner Vergabungen an die Kirche bestätigt, dem ganzen politischen System des ersten Saliers einen ausgesprochen weltlichen Charakter verliehen, indem er der Kirche, den Kirchendienern und dem Kirchengut gegenüber nur auf den größten Vortheil für den Staat ausging, so trug im Gegensatz dazu Heinrich III. die ideale Auffassung, zu der er sich auf dem Boden einer im tiefsten Herzen wurzelnden, sein ganzes Wesen und Wirken durchgeistigenden Frömmigkeit erhoben, auch in alle staatlichen Angelegenheiten hinein und fand darin für seine Ziele und die zu deren Erreichung angewandten Mittel einen Maßstab, der ihn jeden Augenblick an die Hoheit und Heiligkeit seines Herrscherberufs, an seine Verantwortlichkeit

gemahnte und immer von Neuem antrieb und befähigte seines Amtes zu walten wie ein Priester an der Spitze der seiner Obhut anvertrauten Gemeinde. Vor Verirrungen aber, wie Otto III. ihnen verfallen, wurde er bewahrt, weil er trotz dieses Idealismus, der sein Denken himmelwärts zog, auch auf der Erde durchaus heimisch war und blieb, eine kerngesunde, kraftvolle, durchaus harmonische Natur, welche die in dem Kaiserthum mit einander streitenden Tendenzen zu versöhnen und im Gleichgewicht zu erhalten verstand und sonst feindliche Kräfte zu gemeinsamem, wetteiferndem Wirken zu leiten vermochte, — eine Herrschernatur von einer erstaunlichen Großartigkeit, dabei maßvoll und sich selbst beherrschend, in steter Selbstprüfung und Selbstzucht bemüht sein Handeln an den göttlichen und menschlichen Geboten zu prüfen und nichts zu thun oder zu lassen, was mit der Moral oder mit dem Recht irgend im Widerspruch stand. Was in den Bestrebungen der Cluniacenser lebensfähig und der staatlichen Gemeinschaft Nutzen zu stiften geeignet war, das nahm dieser bei aller Demuth so stolze und selbständige Geist auf, wußte es den praktischen Bedürfnissen seiner Zeit anzupassen und mit ebenso viel Nachdruck wie verständiger Mäßigung zur Geltung zu bringen, indem er selbst als der erste sich der neuen Ordnung beugte und durch sein Beispiel den Widerstand anderer kampflos überwand. So bezeichnete Heinrich III. den Höhestand in der Entwickelung des neurömischen Kaiserthums: in ihm und seinem Walten war das Ideal der Weltherrschaft nicht blos äußerlich durch die Ausdehnung und die Machtfülle des Reichs glänzender und verheißungsvoller verwirklicht als je zuvor, sondern das Kaiserthum war auch als ein sittliches Ideal Leben und Wahrheit geworden.

Zum erstenmal vollzog sich ein Thronwechsel im tiefsten Frieden, überall fand Heinrich, als er die Huldigung entgegenzunehmen das Reich durchzog, bereitwilligen Gehorsam; selbst Gozelo von Lothringen, der eben noch mit Aribert von Mailand gegen Konrad II. conspirirt, beugte sich ihm. Schon im Januar 1040 erschienen vor Heinrich zu Augsburg die italienischen Großen, welche nun einen Ausgleich mit Aribert von Mailand hoffen durften. Denn der Gegensatz, in dem sich der König vielfach zu der Politik seines Vaters befunden hatte, offenbarte sich auch hierin, indem Heinrich sich zu einem billigen Frieden, der von der Entsetzung Ariberts absah, bereit finden ließ. Schon Ostern 1040 empfing er in Ingelheim, wo die Großen Burgunds huldigend erschienen, auch Aribert von Mailand, welcher voller Gnade theilhaftig wurde und die Huldigung leistete und den wir bald am Hofe in hohem Ansehn finden. Die Hauptsorge des Königs galt dem Osten. Denn wenn Konrad II., zum Theil unter des Sohnes Mitwirkung, die Rechte des Reichs auch gegen Polen und Ungarn verfochten hatte, noch waren die Gefahren in stetem Wachsthum begriffen, welche die verhängnisvolle Politik Ottos III. für Deutschland dort heraufbeschworen hatte. Von Polen freilich war wenig zu fürchten: aber die inneren Kämpfe, deren Schauplatz das Reich Boleslaws III. nach seines Sohnes Miecislaws Tode wurde und die zur Verjagung seiner Wittwe Richenza, der Nichte Ottos III., und ihres Sohnes Kasimir führten, machten

doch der deutschen Oberhoheit und dem deutschen Einfluß ein gewaltsames Ende und öffneten auch dort einer nationalen und zugleich heidnischen Reaktion die Bahn zur Ausrottung der deutschen und christlichen Kultur. An die Spitze aber des Slaventhums trat nun das mächtig aufsteigende Böhmen. Dort trug sich Herzog Bretislaw mit großartigen Plänen, deren Verwirklichung der hochstrebende und von christlichem Glaubenseifer beseelte Fürst mit glänzendem Erfolge in Angriff nahm. Was in des großen Boleslaw Zeit Gnesen für Polen geworden, sollte Prag für Böhmen werden: die Stellung, die an der Spitze des slavischen Volks Polen eingenommen hatte, galt es für Böhmen zu gewinnen. Der Thronwechsel in Deutschland schien dem Unternehmen günstig, zumal da Polen durch eine wüthende Erhebung der Bauern gegen ihre Herrn zerrüttet und auch das benachbarte Ungarn durch den Aufstand erschüttert war, in dem die nationale und heidnische Partei dem schwachen Regiment des Königs Peter ein Ende zu machen trachtete, des Neffen und Nachfolgers des 1038 gestorbenen Stephan des Heiligen. Noch 1039 brach Bretislaw siegreich in Polen ein, eroberte Krakau und Posen und stand bald in Gnesen: in frommer Begeisterung kniete er dort mit seinen tapferen Böhmen an dem Grabe ihres nationalen Heiligen, unter großen Feierlichkeiten ließ er die Gebeine desselben erheben und in glänzender Prozession nach Prag geleiten, um ihnen dort eine neue Ruhestätte zu bereiten. Bald stand er in Unterhandlung mit Rom, um Prag zum Erzbisthum erheben zu lassen und für sich selbst die Königskrone zu gewinnen.

Dem Böhmenherzog schien zu gelingen, was der Pole einst vergeblich erstrebt hatte: ein Slavenreich aber mit Prag als kirchlichem und politischem Centrum enthielt eine große Gefahr für Deutschland. Trotz mehrfacher Verständigungsversuche kam es daher bald mit Heinrich III. zum Bruch: aber ein erster Angriff des deutschen Königs, der selbst von Baiern aus über das Gebirge in Böhmen eindrang, während ein anderes Heer von Sachsen die Elbe aufwärts kommen sollte, scheiterte in Folge einer Niederlage dieser zweiten Abtheilung. Aber schon im Sommer 1041 war Heinrich glücklicher: siegreich drang er bis Prag vor; schon begannen die Großen Böhmens in ihrer Treue zu wanken, da auch die gehoffte päpstliche Intervention zu Gunsten ihres Herzogs ausblieb, als Bretislaw Frieden machte und für Böhmen und Mähren, das er früher erobert hatte, und Schlesien, das er allein von seinen polnischen Eroberungen behielt, dem deutschen König die Huldigung leistete. Eine Folge der Niederwerfung der böhmischen Großmacht war weiterhin die Herstellung Kasimirs in dem polnischen Herzogthume, das ebenfalls deutsches Lehen wurde.

Inzwischen aber war in Ungarn die seit längerer Zeit drohende Katastrophe erfolgt, und an der unteren Donau erwuchs dem Reiche eine Gefahr, deren Bekämpfung Heinrichs Kräfte Jahre lang in Anspruch nahm und die kriegerische Tüchtigkeit und Treue seiner Mannen in der Ostmark und in Baiern auf eine harte Probe stellte. König Peter war entthront; in Aba, einem Sprößling des alten Heldengeschlechts der Arpad, hatte die nationale

Partei, die auch dem Christenthum und der durch dieses vermittelten deutschen Kultur feindlich war, dem Lande ein Haupt gegeben, das die alte kriegerische Wildheit der Ungarn zu neuem Ansturm gegen die benachbarten deutschen Gebiete entfesselte. Nachdem der tapfere Liutpold von Babenberg die Grenzmark vorläufig gedeckt, brach Heinrich III., von seinem neuen Vasallen, dem Böhmenkönig, unterstützt, im Sommer 1042 in Ungarn ein, drang das Land verwüstend siegreich bis Gran vor und erhob statt Abas einen mit Bretislaw von Böhmen verbundenen und von diesem empfohlenen Seitenverwandten Stephans zum König, da die zunächst beabsichtigte Wiederherstellung Peters bei dem Volke auf unüberwindlichen Widerstand stieß. Der Rückschlag aber blieb nicht aus. Bald hatte Aba den Thron wiedergewonnen, suchte jedoch vergeblich mit dem deutschen König zu einer Verständigung zu gelangen. Schon 1043 erschien dieser zum zweitenmale in Ungarn, indem ein stattliches Schiffsgeschwader die Operationen des auf dem südlichen Donauufer entlangziehenden Heeres unterstützte. Doch kam es wider Erwarten nicht zu ernsteren Kämpfen: denn als die Deutschen ihre Angriffswerke gegen das feste Lager Abas an der zur Raab gehenden Rabaniza eröffneten, bat der Ungarnkönig um Frieden und erkaufte den Verzicht Heinrichs auf die beabsichtigte Herstellung Peters durch beträchtliche Zugeständnisse: jene heißumstrittenen, von dem Blute so vieler edler Deutschen getränkten Grenzlandschaften, die Heinrich einst gegen des Vaters Willen an König Stephan überlassen hatte, von der Fischa und Leitha bis zur March wurden an Deutschland zurückgegeben und der nun besser gedeckten östlichen Grenzmark hinzugefügt. Seitdem ist dieser Landstrich in deutschem Besitze geblieben. Auch erneuete und steigerte die Herstellung des Friedens den Einfluß der deutschen Kultur auf Ungarn und sicherte und beschleunigte dessen endlichen Uebergang von der alten Barbarei zu gesittetem Leben. An gewaltsamen Zuckungen freilich, welche Deutschland noch mehrfach in Mitleidenschaft zogen, fehlte es auch jetzt nicht. Zunächst erwies sich nämlich auch Abas Königthum als unhaltbar. Eine Verschwörung suchte den Tyrannen zu beseitigen: entdeckt flohen ihre Häupter nach Deutschland, und nun zog Heinrich, dem Aba durch ungenügende Erfüllung des Friedens eine erwünschte Handhabe zu neuer Einmischung gegeben hatte, im Sommer 1044 zum drittenmale über die Grenze gen Osten. Durch verstellten Rückzug lockte Aba die Deutschen bis an die Raab; als sie aber diese bei Menfö überschritten, trat er ihnen mit einem weit überlegenen Heer entgegen, wurde aber (5. Juli) nach heißem Kampfe in die Flucht geschlagen. Der Sieg Heinrichs, gegen einen tüchtigen und überlegenen Feind gewonnen, erschien wie eine besondere göttliche Fügung. Diesem Gefühl gab auch die eigenthümliche Siegesfeier Ausdruck, welche das Heer unter des Königs Leitung auf dem Schlachtfelde beging. Barfuß und im Büßergewande kniete Heinrich allen voran vor der mitgeführten Reliquie einer Kreuzespartikel und stimmte tief ergriffen das Kyrie eleison an, und indem er allen, die sich gegen ihn vergangen, feierlich verzieh und seine Waffengefährten, hoch und niedrig, anhielt ein Gleiches zu

thun, machte er die Siegesfeier zu einem erhebenden Versöhnungs- und Friedens-fest, das alle Theilnehmer mit guten Vorsätzen erfüllte und zu reiner Hingabe an die gemeinsame Sache begeisterte. Dann eilte er den Sieg auszunutzen: Widerstand fand er nicht mehr; überall strömte das Volk zusammen, um den mächtigen deutschen Herrscher huldigend zu begrüßen, welcher durch die gewinnende Leutseligkeit seines Wesens bald vergessen machte, daß er als Feind in das Land gekommen war. In Heinrichs Gegenwart wurde zu Stuhlweißenburg der früher entthronte Neffe Stephans, Peter, wieder zum König gekrönt und huldigte Heinrich als seinem Oberherrn. Zudem erfüllte die Ueberlegenheit der deutschen Waffen und die bei aller Liebenswürdigkeit imponirende Persönlichkeit des deutschen Königs die Ungarn mit gesteigerter Achtung vor der Ueberlegenheit der deutschen Kultur, so daß sie, von der Aussichtslosigkeit einer nationalen und heidnischen Reaktion überzeugt, geneigt waren, sich völlig an Deutschland anzuschließen. So ist es wol zu erklären, wenn Heinrich die Ungarn auf ihren Wunsch mit baierischem Rechte bewidmete, und das alte nationale, freilich von Deutschland aus schon stark beeinflußte ungarische Recht, wie es in den Gesetzen König Stephans vorlag, durch das in den deutschen Nachbarlandschaften geltende baierische Recht ersetzt wurde.[1]) Zwar gelang es Peter, seines Gegners Aba habhaft zu werden und denselben unter das Richtschwert zu liefern; doch regte sich gegen den von Günstlingen beeinflußten Schwächling, der auch der heimischen Sitte fremd war, bald neue Opposition, so daß derselbe Heinrich von Neuem herbeirief, um seinen wankenden Thron zu befestigen. So fuhr Heinrich im Frühjahr 1045 mit stattlichem Gefolge von Regensburg die Donau hinab und wurde in Ungarn glänzend empfangen: ja Peter überreichte ihm in der vergoldeten Lanze, welche die Ungarnkönige als Abzeichen der Herrschaft zu führen pflegten, das Königreich Ungarn selbst, um es als deutsches Lehen aus seiner Hand zurückzuempfangen, aber nicht als erbliches Reich, sondern nur für seine Person, während die ungarischen Großen sich durch feierlichen Eid nicht nur Heinrich III., sondern auch dem einstigen Nachfolger desselben zur Treue verpflichteten. Aus den reichen Geschenken, welche der neue Vasall seinem Oberherrn darbrachte, belohnte dieser diejenigen von den anwesenden Rittern fürstlich, welche ihm einst in dem heißen Kampfe gegen Aba zum Siege verholfen hatten. Die goldene Lanze aber sandte Heinrich, wie ein Votivgeschenk für die ihm gewährten glänzenden Erfolge, nach Rom an den Papst: diese Huldigung, welche der gewaltige Herrscher frommen Sinnes der Kirche darbrachte, ist von dieser nachmals gedeutet worden, als ob damit eine Oberherrlichkeit des römischen Bischofs über das Königreich Ungarn anerkannt sei, und es haben darauf hin die Päpste, zuerst Gregor VII. und nachmals namentlich Innocenz III., Ungarn als ein Lehen des heiligen Petrus in Anspruch genommen.

Die Gefahren, welche Deutschland im Osten gedroht hatten, schienen

1) Vgl. Steindorff I, 211—12.

beseitigt, die Fehler Ottos III. und die Schwäche Heinrichs II. durch Erfolge wettgemacht, welche den Osten der deutschen Herrschaft beugten und den Sieg der christlichen und deutschen Kultur in jenen weiten Landen sicherten. Noch niemals waren die deutschen Stämme so einig, so völlig ungestört durch innern Hader, in so begeistertem Aufschwung und in so großartiger Kraftentfaltung ihren Erbfeinden entgegengetreten. Wol waren die Gegensätze noch vorhanden, die den inneren Frieden des Reiches gestört hatten; aber die kluge, bei aller Energie maßvolle und versöhnliche Politik Heinrichs III. wußte sie zu bannen: die ernste, sittlich erweckende, begeisternde Einwirkung seiner von dem erhabensten Pflichtgefühl durchdrungenen Persönlichkeit fesselte die sonst mit einander streitenden Kräfte und verband sie zu gemeinsamem Streben nach ihnen allen gleich theuren Zielen. Heinrichs Erfolge entsprangen zunächst seiner inneren Politik; dieselbe offenbart auch am meisten den Gegensatz Heinreichs zu seinem Vater, mit dem er doch das Gleiche erstrebte. Indem er die von Konrad II. allzu straff angezogenen Zügel hier und da in etwas nachließ, versöhnte er die Widerstrebenden, gewann er die Mismuthigen und entwaffnete er die auf Empörung Denkenden, erwarb sich den Ruhm der Milde und der Gerechtigkeit und beugte weitergehenden Forderungen vor. Namentlich behielt er die von dem Vater an ihn gebrachten Stammgebiete nicht alle inne: das Herzogthum wurde wieder zum Reichsamt: schon 1042 gab er Baiern seinem Vetter Heinrich von Luxemburg; Schwaben kam 1045 an den rheinischen Pfalzgrafen Otto, den Bruder der Polenherzogin Richenza und Oheim Herzog Kasimirs, dem dann 1048 Heinrich von Schweinfurt, der Graf der ostfränkischen Mark, folgte.

Während des letzten Menschenalters hatten sich in der Vertheilung des Besitzes und des auf demselben beruhenden Einflusses auf die Reichsangelegenheiten Wandelungen vollzogen, welche die in Deutschland von Alters her vorhandenen Gegensätze verschärften und ihre politische Wirkung steigerten. Im sächsischen Zeitalter war der reiche kirchliche Besitz der Hauptrückhalt für das Königthum gewesen: wie die Bischöfe in der Leitung des Reiches zunächst neben dem Herrscher standen, so bestritten sie mit dem durch kluge Wirthschaftlichkeit gesteigerten Ertrage der Kirchengüter und mit der Wehrkraft ihrer Lehensleute und Hintersassen in erster Linie die finanziellen und militärischen Bedürfnisse des Reiches. Hatten dagegen schon unter Heinrich II. die Baiernfürsten bedeutenden Einfluß gewonnen, so war durch Konrad II., obgleich derselbe seine Erhebung zunächst dem Episkopate verdankte, eine weitere Verschiebung nach dieser Seite hin eingetreten, indem die Erblichkeit auch der kleineren Lehen dem Königthum in der großen Masse des niederen Adels eine dienstbereite und leistungsfähige Anhängerschaft gewonnen hatte, welche ihre eigenes Interesse zum engsten Anschluß an die Krone anwies. Damit aber waren auch die Bande gelockert, in denen der Laienadel bisher durch die zusammenwirkende Autorität der Kirche und seiner Lehnsherren gehalten worden war: jene war in ihrem politischen Einflusse verkürzt, diese sahen

sich in Folge der Erblichkeit der Lehen in der Einwirkung auf ihre Vasallen beschränkt. So nach zwei Seiten hin der frühern Abhängigkeit entledigt, gehoben durch die enge Verbindung mit dem salischen Königthum und durch seine glänzende und reich belohnte Theilnahme an den großen Waffenthaten der letzten Jahre zu dem stolzen Bewußtsein seiner Kraft gekommen, scheint der Laienadel diese Gunst der Umstände nicht blos gegen Kirchen und geistliche Güter zu seinem Vortheile ausgenutzt, sondern auch zu mannigfacher Fehde unter sich, übermüthiger Selbsthülfe oder eigenmächtigem Widerstreben gegen das Recht benutzt zu haben, so daß ein Zustand der Verfeindung und Spannung eingetreten war, der den Frieden im Reich gefährdete und zur Aufrechterhaltung desselben besondere Maßregeln nöthig machte. Es mag sein, daß, wie man ansprechend vermuthet hat,[1]) dabei auch der Gegensatz zur Geltung kam, der in der Bildung und der durch diese bedingten Rechtsanschauung und Rechtskenntnis zwischen Klerus und Laienadel herrschte. Schon die Bewunderung, mit der die Zeitgenossen von Heinrichs III. fast gelehrter Bildung sprechen, weist darauf hin, daß es mit der geistigen Kultur der nun so einflußreichen Laienkreise nicht besonders bestellt war. Um so empfindlicher mochte nunmehr der Eifer sein, mit dem eben diese Kreise an dem altgermanischen Rechte und den noch halb im Heidenthum wurzelnden Bräuchen desselben festhielten. Erlittenes Unrecht durch die Erhebung der Fehde, die sich bis zur Blutrache steigerte, zu vergelten, widersprach durchaus dem von der Kirche vertretenen christlichen Denken, und dennoch beherrschte dieser Brauch die harte Wirklichkeit germanischen Lebens, und der versittlichende Einfluß der Kirche hatte daran damals noch so wenig geändert, daß man sein vermeintliches Recht in einer Art von Privatkrieg mit dem Schwerte zu erzwingen völlig befugt zu sein glaubte. Dieses altdeutsche Fehderecht aber paßte nicht mehr in die Verhältnisse jener Zeit, es wurde die Quelle immer neuen Unrechts, denn jede That der Vergeltung gab dem davon Betroffenen das Recht, legte ihm zuweilen die Pflicht auf, ihr gegenüber wiederum Vergeltung zu üben. Wohin das führte, mag man daraus abnehmen, daß von den Hörigen des Bischofs von Worms in einem Jahre nicht weniger als fünfunddreißig in Geschlechtsfehden ihr Ende fanden.[2]) Allerdings stand Deutschland in dieser Hinsicht nicht allein: Aehnliches, ja, wenn man den kirchlichen Berichten, die freilich wol stark auftragen, trauen darf, noch Schlimmeres hatte um dieselbe Zeit Burgund erlebt. Dort vermochte das Königthum schon längst nicht mehr von sich aus solchem Unwesen zu steuern, und die Kirche hatte es endlich mit der Selbsthülfe versuchen müssen. Anknüpfend an die älteren Friedenseinungen unter kirchlichem Schutze hatten die burgundischen Bischöfe für sich das Recht in Anspruch genommen, durch ein ausdrückliches kirchliches Gebot, dessen Uebertretung kirchliche Strafen bedrohten, wenigstens für gewisse Zeiten den Fehden Halt zu gebieten. An der Organisation dieses

---

1) Nitzsch II, 33, 34. 2) Angeführt von Nitzsch II, 34.

Gottesfriedens (treuga Dei) hatte Abt Odilo von Clugny hervorragenden Antheil: entsprach dieselbe doch besonders den Bestrebungen seiner Genossenschaft. Ursprünglich für besonders vereinbarte Zeiten geltend, wurde das kirchliche Friedensgebot in Burgund damals (1042) auf die hohen Feste überhaupt erstreckt, ohne ganz die gehoffte Wirkung zu thun. Seiner ganzen Denkweise nach mußte nun gerade Heinrich III. an dieser Schöpfung des burgundischen Episkopates besonderes Wolgefallen finden. Andererseits aber konnte ihm nicht entgehen, daß die einfache Uebertragung derselben auf Deutschland unmöglich sei, schon weil der deutsche Episkopat mit wenigen Ausnahmen nicht cluniacensisch dachte; und selbst wenn die deutschen Bischöfe dem Beispiele ihrer aquitanischen Brüder gefolgt wären, so würde doch bei dem Gegensatz, der im Reiche zwischen Klerus und Laienadel bestand, daraus eher neuer Hader als eine Sicherung des Friedens gefolgt sein. In ganz eigenthümlicher, aber wiederum für ihn höchst charakteristischer Weise fand Heinrich III. den Ausweg aus diesen Schwierigkeiten, indem er das ganze moralische Gewicht seiner imposanten Persönlichkeit einsetzte und durch die Macht des Beispiels jedes Bedenken niederschlagend alles mit sich fortriß.

In der zweiten Hälfte des Oktober 1043 wohnte Heinrich einer Synode in Constanz bei, auf der nicht blos der deutsche Episkopat, sondern auch der Laienadel, namentlich Schwabens, zahlreich vertreten war. Vermuthlich handelte es sich dort auch um die Sicherung des Landfriedens, mit dem es gerade in Schwaben schlecht bestellt gewesen zu sein scheint. Man möchte annehmen, daß die vorhandenen Gegensätze sich als unausgleichbar erwiesen, daß die in der Versammlung gemachten Vorschläge zur Ausrottung oder doch Einschränkung des Fehdewesens als undurchführbar erkannt wurden und daß der König sich überzeugte, nur außerordentliche Maßregeln könnten den im Rahmen der kirchlichen Gebote nach deutschem Rechtsbrauche nicht erreichbaren Erfolg herbeiführen; denn nur bei dieser Annahme, welche die Ueberlieferung ergänzt, wird das Eingreifen Heinrichs III. und die Art, wie er den Knoten gleichsam zu durchhauen versucht, erst motivirt und damit recht verständlich. Am vierten Tage der Synode nämlich trat der König selbst als Redner vor die Versammlung und richtete von einem erhöhten Platze aus an dieselbe in beredten Worten eine eindringliche Mahnung zum Frieden, an deren Schluß er die feierliche Erklärung abgab, daß er allen, die sich gegen ihn vergangen, Verzeihung gewähre und die verwirkte Buße erlasse. Die zu Constanz anwesenden Schwaben forderte er dann auf, seinem Beispiele zu folgen, einander alles Unrecht zu vergeben und alle daraus entsprungene Feindschaft zu begraben. Wie mag die Versammlung bei diesen Worten des Königs gestaunt haben! Dennoch machte dieser warme Appell des Königs nicht ganz den gehofften Eindruck. Wol folgte ein Theil der Mahnung sofort, vergab einander die noch unausgetragene Unbill und verzichtete damit auf das Recht, es nach deutscher Art mit gewaffneter Hand zu rächen; andere aber wollten sich ihr Recht nicht durch ein Friedensgebot verkürzen lassen, das, aus kühnem Idealismus

entsprungen, mit den gegebenen Verhältnissen wenig im Einklang stand, und wenn es diesen Gewalt anthun wollte, mit sich selbst in einen verhängnißvollen Widerspruch gerathen mußte. Erst wiederholten Mahnungen, ja Drohungen Heinrichs gelang es, die sich Weigernden zu bestimmen, daß sie auf die Erzwingung ihres Rechtes gegen ihre Widersacher verzichteten. So wurde die Friedensidee, welche in Burgund zu dem Gottesfrieden geführt und die in Deutschland den Landfriedensversuchen seit Heinrichs II. Zeiten zu Grunde gelegen hatte, hier durch den gewaltigsten Herrscher der Zeit in einer ebenso neuen wie eigenartigen und eindrucksvollen Weise zur Geltung gebracht. Nur aus der ihrer selbst gewissen Frömmigkeit Heinrichs, aus dem großartigen Idealismus, der den Grundzug seines Wesens ausmachte, wird dieselbe begreiflich und in ihrer Bedeutung recht gewürdigt werden. Sie wiederholt nicht den Gedanken des Gottesfriedens, sie begnügt sich auch nicht mit dem dürftigen Nothbehelf landschaftlicher Friedensbünde. An diese klingt sie nur insofern an, als der Constanzer Akt der gegenseitigen Schuldvergebung zunächst dem Fehdetreiben in Schwaben ein Ende machen sollte. Aber eine so gewaltige Idee konnte sich nicht auf eine Landschaft beschränken wollen, sondern war ihrer Natur und Tendenz nach universell: was jetzt in Schwaben geschah, sollte demnächst in den übrigen Landschaften wiederholt und so das Friedenswerk auf das ganze Reich ausgedehnt werden. Darauf wies ein noch in Constanz erlassenes Friedensedikt hin. Ja, im Hinblick auf die ganze Sinnesart Heinrichs III. und die ideale Auffassung des Herrscherberufs, welche bei ihm in der Folgezeit immer glänzender hervortritt, wird man vermuthen dürfen, daß diese Friedensbestrebungen nicht auf das Reich und dessen Dependenzen beschränkt bleiben konnten, sondern über dessen Grenzen hinaus auch die Nachbarreiche umfassen und als letztes Ziel einen Welt-, einen Universalfrieden erstreben mußten. Damit hatte Heinrich III. an ein Projekt des zweiten Heinrich angeknüpft und zu vollenden unternommen, woran jener — nicht ohne eigenes Verschulden — gescheitert war. Aber gerade, wenn man Heinrichs III. ideale Friedensbestrebungen mit den verwandten Bemühungen des letzten sächsischen Kaisers vergleicht, offenbart sich recht die Verschiedenheit beider, zugleich aber auch die kühne Großartigkeit und Neuheit in denen des Saliers. Die Friedensentwürfe des zweiten Heinrich hatten in dem Gegensatz zwischen Kirche und Laienthum, zwischen Himmlischem und Irdischem gewurzelt: die Autorität der Kirche hatte aufgeboten, das widerstrebende Laienthum durch sie zum Frieden gezwungen werden sollen; nur durch einen schweren Kampf zwischen beiden wäre dieses Ziel erreichbar gewesen. Bereits im Beginn desselben drohte die Regierung Heinrichs II. Schiffbruch zu leiden, denn der deutsche Episkopat weigerte sich der Mitwirkung zur Verwirklichung dieser cluniacensischen Ideale. Ganz anders Heinrich III.: er erhebt den Gegensatz, um den es sich handelt, aus der Sphäre des politischen und des kirchlichen Kampfes in die Sphäre der Sittlichkeit und verlegt die Entscheidung in das Herz und Gewissen jedes

einzelnen; er gebietet Frieden, indem er jedem die Nothwendigkeit nahe rückt, seinen Schuldigern zu vergeben, damit ihm vergeben werde, und indem er selbst als leuchtendes Vorbild voranging, er, der nicht private Kränkung durch private Vergeltung zu rächen hatte, sondern als Reichsoberhaupt das gegen das öffentliche Wol geschehene Unrecht, die Verletzung des öffentlichen Friedens als die von Gott verordnete Obrigkeit zu strafen hatte und nun allen, welche sich schuldig gemacht, die verwirkte Strafe erließ und ihnen in weitherzigster christlicher Milde uneingeschränkte Verzeihung gewährte. Indem er so die in Staat und Kirche mit einander streitenden Gegensätze in sich überwand und ausglich, wies er jedem einzelnen den Weg, wie auch er zu innerem und äußerem Frieden kommen, wie überhaupt jeder Anlaß zu Streit, zu Gewaltthat und Vergeltung beseitigt werden könnte. Freilich drang er damit noch nicht durch, am wenigsten in Lothringen, wo nach dem Tode des Herzogs Gozelo zwischen dessen beiden Söhnen Gotfried und Gozelo dem jüngeren ein heftiger Erbstreit entbrannte, indem ersterer die Nachfolge in dem ungetheilten Herzogthum beanspruchte, letzterer aber von Heinrich mit Niederlothringen als selbständigem Herzogthum belehnt wurde. Hier blieb auch das erneute Friedensgebot ohne Wirkung, das der König Ende 1043 zu Trier erließ, und auch als Heinrich in der begeisterten Erhebung nach der Bezwingung der Ungarn bei der frommen Siegesfeier auf dem Schlachtfelde selbst die Vergebungsakte von Constanz und Trier wiederholte, blieb Lothringen von den segensreichen Wirkungen derselben ausgeschlossen, und Herzog Gotfried griff zu den Waffen, ließ sich von seinen Vasallen treuen Beistand auch gegen den König geloben und trat mit Heinrich I. von Frankreich in hochverrätherische Verbindung: im Herbst 1044 wurde er deshalb des Herzogthums entsetzt und Heinrich erschien mit Heeresmacht im Lande, um seine und seiner Anhänger Burgen zu brechen. Auch nach Burgund griffen diese Unruhen hinüber, indem sich dort einige Große den lothringischen und französischen Intriguen anschlossen, aber bald überwunden die Gnade des Königs suchten.

Im Hinblick auf diese Verwickelungen und ihre Einwirkung auf Deutschlands Beziehungen zu Frankreich war nun die Ehe von hervorragender Bedeutung, die Heinrich III. um jene Zeit schloß. Im Jahre 1042 warb er um Agnes von Poitou, die jüngste Tochter des betagten Herzogs Wilhelm von Poitou, der einst Heinrichs Vater als Mitbewerber um die italienische Krone entgegengetreten war, und Agnes', der Tochter des mächtigen burgundischen Grafen Otto Wilhelm, einer Verwandten der Kaiserin Gisela. Im Herbst 1043 fand in Besançon die feierliche Verlobung des Königs mit der jugendlichen, zarten Fürstin statt, welche nicht blos das ihrem Vater eigene höhere geistige und litterarische Interesse geerbt hatte, sondern in ernster Frömmigkeit sich zu der strengen kirchlichen Richtung bekannte, welche der steigende Einfluß der Cluniacenser in ihrer Heimat zur Herrschaft gebracht hatte. Dennoch fehlte es nicht an Gegnern dieses Eheprojekts. Von den Strengkirchlichen nahmen manche Anstoß an der Verwandtschaft zwischen Heinrich III.

und seiner Verlobten, die einen Conflikt mit den kanonischen Ehegeboten in Aussicht stellte. Andere fürchteten, daß die junge Fürstin und ihr Gefolge die leichte Sitte ihrer französischen Heimat nach Deutschland verpflanzen und die schon vielfach gelockerte deutsche Zucht vollends zu Grunde richten möchten. Richtete doch der Abt Siegfried von Gorze einen Brief an



Scene aus dem französischen Hofleben des 13. Jahrh.

Miniature in einer Hdschrft. d. 13. Jahrh. in d. Bibl. de l'Arsenal zu Paris.
Ein Minnesänger, gesandt vom Herzog von Flandern und Brabant zum Grafen Robert von Artois, dem Bruder König Ludwigs IX., recitirt den Roman von Cleomades vor der Gräfin von Artois, Mathilde von Brabant, und der Königin von Frankreich Blanche von Castilien.

den König selbst, worin er diesem, seinem Hause, dem Reiche und dem Volke Unheil von dieser Ehe verkündete und auf das dringendste auf dieselbe zu verzichten mahnte. Aber es lag, so fromm er war und so sehr er sich bemühte den kirchlichen Geboten nachzuleben, nicht in dieses Königs Art sich durch solche Bedenken von dem als richtig Erkannten abbringen und in der Ausführung desselben hindern zu lassen. Zudem scheint der über-

eifrige Abt, dachten auch manche in der Stille wie er, ohne Bundesgenossen geblieben zu sein. Denn nachdem Agnes von Poitou Mitte November in Mainz als Heinrichs von allen Fürsten des Reichs erwählte Gemahlin und im Einklang mit den frommen Wünschen aller seiner Getreuen zur Königin gekrönt war, fand Ende November 1043 in der Pfalz zu Ingelheim die Vermählung unter großen Feierlichkeiten statt. Die Befürchtung, es möchte mit der französischen Königin französische Ausgelassenheit am Hofe einziehen, zerstreute der König sofort, indem er die große Masse der fahrenden Leute, Sänger, Spielleute und Gaukler, die in der Hoffnung auf reichen Gewinn nach Ingelheim gekommen, unbewirthet und unbeschenkt ihres Weges ziehen ließ. Überhaupt hat sich der Einfluß Agnes' in einer ganz anderen Richtung geltend gemacht, als die Gegner der Ehe erwartet hatten; aber auch diejenigen mögen einigermaßen enttäuscht worden sein, welche dieselbe befürwortet und betrieben hatten. War der Königin schöne südfranzösische Heimat das Land der Liebe und des Gesanges, ritterlicher Fehde und sorglosen Lebensgenusses, so war sie doch auch die Heimat der Cluniacenser und des Gottesfriedens; und wenn Agnes von Poitou einerseits Sinn für weltlichen Glanz und Verständnis für höheres geistiges Streben als Familienerbe mitbrachte, so lebten in ihr doch auch der kirchliche Ernst und die sittliche Strenge, die Scheu vor dem Unrecht und der Eifer für das Gute, die in einer arg zerrütteten Zeit ihren Vater zu einer so bedeutenden Erscheinung gemacht hatten. Sie war beinahe eine Geistesverwandte ihres königlichen Gatten, und man empfängt den Eindruck, als ob dieser eine würdigere, ihn zu verstehen und zu unterstützen fähigere Lebensgefährtin kaum habe finden können. Agnes' Einfluß und der durch sie vermittelten genaueren Bekanntschaft und engeren Verbindung mit den Cluniacensern darf es wol zugeschrieben werden, wenn Heinrich III. in der Folgezeit immer entschiedener in deren Bahnen einlenkte und seine Weltmacht immer energischer der Verwirklichung von deren Idealen dienstbar machte. Damit aber trat in dem Charakter des deutschen Königthums, das durch Konrad II. ausgesprochen unkirchlich geworden war und seine Erfolge wesentlich der Emancipation von allen kirchlichen Bestrebungen verdankte, eine Wandelung ein, die für Staat und Kirche gleich entscheidend wurde, für beide ein neues Zeitalter einleitete. Sie erinnert an diejenige, die sich durch Otto den Großen vollzogen hatte, war aber nach Ursprung, Wesen und Wirkungen davon doch auch sehr verschieden. Denn wenn der große Sachse auch von einer hohen Vorstellung von dem Berufe der Kirche erfüllt war und in derselben eine dem Staate unentbehrliche Kulturmacht ehrte, so hat er doch die staatlichen Rechte und Interessen denen der Kirche alle Zeit übergeordnet und bei der Hebung und Förderung der Kirche nicht sowol deren Wol als vielmehr das des Staates im Auge gehabt, das von der Blüte, dem Reichthum und der Ordnung der Kirche wesentlich bedingt war. Die Dienstbarkeit der Kirche mit ihrem Gut und ihrem Personal war die Grundlage seiner Herrschaft gewesen. Allmählich hatte sich dieses Ver-

hältnis verschoben: mit der bedingungslosen Hingabe Ottos III. an die universalen Tendenzen der Kirche war der Staat aus der herrschenden Stellung in eine dienende genöthigt worden, und auch Heinrich II. war schließlich ganz zu diesem System zurückgekehrt, so sehr der deutsche Episkopat demselben widerstrebte. Mit Konrad II. begann eine schnelle Verweltlichung der deutschen Kirche, an welcher der ernst fromme Sinn Heinrichs III. schweren Anstoß nahm. Er fand die Kirche weit zurückgeblieben hinter den Idealen, die ihn erfüllten. Wenn sie zu Ottos I. Zeiten ein Hindernis für die politische Erneuung des Reiches gewesen, so hemmte sie jetzt den sittlichen Aufschwung des deutschen Volks und gefährdete das große Regenerationswerk, auf das die ganze Thätigkeit dieses Herrschers abzielte. Da sucht auch Heinrich Hülfe bei den Cluniacensern. Anders aber als Otto III. und Heinrich II. gethan, macht er, wie bei dem Bemühen um Schaffung eines allgemeinen Friedenszustands, mit dem Muth einer großen sittlichen Persönlichkeit den Anfang wiederum bei sich selbst: was zu thun er die andern hindern will, vermeidet er zunächst selbst und erweist durch die peinlichste Beobachtung der Gesetze sein Recht die anderen zu deren Beobachtung zu zwingen. Dieser moralische Muth, diese imponirende sittliche Kraft sind es, welche Heinrich III. weit über seine Zeitgenossen erhoben und ihm die ehrfurchtsvolle Bewunderung von Freund und Feind eintrugen. Otto III. war ein Büßer geworden, der sich in mönchischer Selbstqual immer von Neuem für den Beruf zu befähigen trachtete, dessen verantwortungsvolle Last ihn fast erdrückte; Heinrich III., indem er die Gebote, die er anderen gab, selbst auf das strengste, aber ohne Ostentation, wie selbstverständlich beobachtete, bewahrte bei allem frommen Eifer doch seine Unabhängigkeit und blieb auch der Kirche gegenüber der Herr und Gebieter, der Gehorsam verlangt und im Nothfall erzwingt. Und nun war in die Hand dieses Mannes, der die sittlichen Ideale der Besten seiner Zeit in sich verkörperte, eine Fülle der Macht gelegt, wie sie keiner seiner Vorgänger besessen: gehorsam beugte sich ihm das befriedete Reich, Burgund und Italien feierten in ihm ihren Erbherrscher, der Osten, noch unlängst in gewaltigem Ansturm gegen Deutsch-



Königscostüme des 12. Jahrh.
Miniature in einer Handschrift des 12. Jahrh. zu Brüssel.

land, ehrte ihn als Schiedsrichter und Oberherrn, und die Herrscher Polens, Böhmens und Ungarns waren ihm durch den Treueid verbunden. Er bedurfte der Kirche nicht, um sich in seiner Herrschaft zu befestigen und die widerstrebenden Vasallen zu bändigen: was er an der Kirche und für die Kirche that, hatte keinen politischen Zweck, sondern geschah um der Kirche willen, sollte ihr Gedeihen sichern, ihrer glänzenden äußeren Stellung die entsprechende innere Kraft und Gesundheit, Herrlichkeit und Heiligkeit beifügen.

War Otto I. aus politischen Gründen der in Rom eingerissenen Unordnung entgegengetreten, so schritt Heinrich gegen die viel ärgere Zerrüttung, die jetzt dort herrschte, aus sittlichen Gründen ein. Schon sein Verfahren bei Besetzung erledigter Bisthümer zeigt sein reformatorisches Streben: peinlich meidet er jede Art von Simonie, die sein Vater nicht gescheut hatte, nur bewährte, würdige, ihm geistesverwandte Männer beruft er zu dem geistlichen Hirtenamte. So mehrten sich in der deutschen Kirche die Anhänger der cluniacenser Reformen; aber noch überwogen die Gegner und schlossen sich um so fester zusammen, als sie wol erkannten, was Heinrich erstrebte. So blieben die Conflikte nicht aus. Zum Erzbischof von Ravenna hatte Heinrich einen Kölner Geistlichen namens Wigbert ernannt, über dessen Amtsführung bald Klagen laut wurden, namentlich, wie es scheint, von strengkirchlicher Seite. Zur Verantwortung geladen erschien Wigbert Pfingsten 1046 zu Aachen auf einer Synode vor Heinrich, berief sich aber für die ihm schuldgegebenen Unregelmäßigkeiten — namentlich hatte er die bischöfliche Weihe nicht empfangen — auf das alte, in manchem eigenartige Herkommen der Kirche Ravennas. Dennoch verlangte der König seine Absetzung: dagegen aber sträubte sich die Synode. Wazo von Lüttich machte geltend, deutsche Bischöfe seien ja gar nicht berechtigt über einen italienischen zu richten. Die Sache bekam damit eine principielle Bedeutung: die eigenthümliche, rechtlich nicht klar begründete Stellung kam in Frage, welche der König der Kirche gegenüber einnahm. Als Heinrich den Lütticher Bischof zur Theilnahme an der Aburtheilung Wigberts drängte, erhob Wazo den weittragenden Einwand, daß über Vergehungen gegen die Gebote der Kirche das Urtheil ausschließlich dem Papste zustehe; der König habe blos in weltlichen Angelegenheiten zu urtheilen; denn ihm schuldeten die Bischöfe Treue, dem Papste Gehorsam. Diese Erklärung offenbarte die ganze Schwierigkeit der im Reiche herrschenden Vermischung geistlicher und weltlicher Dinge und warf im Augenblick der höchsten Macht des deutschen Königthums die Frage auf, um die wenige Jahrzehnte später der Investiturstreit entbrennen sollte. Dennoch konnten die anwesenden Bischöfe ihr die Zustimmung nicht versagen. Aufgenommen allerdings wurde sie jetzt nicht: bei seiner Machtfülle konnte Heinrich III. auch gegen den Protest des Episkopats seinem Willen Anerkennung erzwingen, und er fand dabei die lebhafte Unterstützung von Seiten der strengen Cluniacenser, denen die Unabhängigkeit des ihren Bestrebungen feindlichen

deutschen Episkopats längst ein Dorn im Auge war. Wigbert von Ravenna ging seiner Würde durch des Königs Spruch verlustig. Man wird Heinrich in diesem Falle von dem Vorwurf despotischer Gewaltsamkeit nicht freisprechen können. Die Rechtfertigung derselben aber lag in den Zuständen, welche in Rom herrschten und die von Wazo angerufene päpstliche Autorität entwürdigten. Die geistlichen Dinge dem Spruche Roms vorzubehalten und des Königs Autorität auf weltliche zu beschränken war so lange unmöglich, als in dieser Hinsicht nicht eine Besserung eingetreten war. Heinrich war die Hoffnung der Reformpartei, diese stand für ihn gegen Wigbert ein, sie unterwarf die entartete Kirche seiner Strenge, die reinster Frömmigkeit und edelster Sittlichkeit entsprang: denn nur im engsten Anschluß an das mächtige Königthum Heinrichs konnte die Reformpartei hoffen in der Kirche selbst die Herrschaft zu gewinnen.

Noch gebot in Rom das Tusculanische Grafengeschlecht, das durch rücksichtslose Gewaltthaten Stadt, Landschaft und Kirche in seine Hände gebracht hatte. Johann XIX., der die Reformpläne seines Bruders und Vorgängers Benedikt VIII. fallen gelassen hatte, war beider Neffe, der Sohn des Grafen Alberich, Theophylaktus, obgleich kaum dem Knabenalter entwachsen, als Papst Benedikt IX. gefolgt (1033). Bald war alle Welt voll von dem schamlosen Treiben desselben: in Sittenlosigkeit versunken sollte er sich der ärgsten Gewaltthaten schuldig gemacht haben, ohne daß die Kirche daran Anstoß nahm und ihm den Gehorsam aufkündigte. Konrad II. sowol wie Heinrich III. standen mit ihm als dem rechtmäßigen Haupt der Kirche in mannigfachen Beziehungen. Erst Ende des Jahres 1043 entlud sich der lange verhaltene Unwille in Rom. Während die Bewohner von Trastevere und die Barone der Campagna zu Benedikt hielten, stellten die Römer in Johannes, dem Bischof der Sabina, als Silvester III. einen Gegenpapst auf, ließen ihn aber bald fallen, so daß Benedikt wieder aufkam und schon Ostern 1044 eine Synode halten konnte. Gebessert war er natürlich nicht; daher wuchs die Gährung, so daß Benedikt sich ihr bald nicht mehr gewachsen fühlte und mit dem Erzpriester Johannes Gratianus von dem Stifte des h. Johannes an der Porta Latina einen Vertrag schloß, durch welchen er diesem gegen Zahlung einer beträchtlichen Abstandsumme das Papstthum überließ, um sich auf die Burgen seines Geschlechts in der Campagna zurückzuziehen. Am 1. Mai 1045 trat der Käufer als Gregor VI. an die Spitze der Kirche, ein wolmeinender, würdiger Mann, von anerkannter Frömmigkeit, ein Freund der Cluniacenser und zu einer Reform der Kirche in deren Sinn entschlossen. So war die höchste kirchliche Würde selbst der Gegenstand eines schnöden Handels geworden. Aber gerade die sonst so heftig gegen die Simonie eifernden Reformfreunde nahmen daran keinen Anstoß, sondern begrüßten Gregor VI. als den Mann, von dem, war er auch durch bedenkliche Mittel an die Spitze der Kirche gelangt, die ersehnte Besserung derselben zuversichtlich zu erwarten sei. Dem entsprachen auch die Anfänge dieses Pontificats; bald aber trat eine heillose Verwirrung

ein. Benedikt IX. bereute den geschlossenen Handel: gestützt auf die Gegner der Reformen und die alte Macht seines Hauses kehrte er nach Rom zurück, wo nun auch Silvester III. sein Anrecht durchzusetzen versuchte. Drei Päpste stritten an der Spitze der Kirche und drohten sich in die Fetzen derselben zu theilen. In dieser verzweifelten Lage wandte sich die hülflose Kirche durch die Stimme einer römischen Synode an Heinrich III. und lud ihn ein als ihr Ordner und Erneuerer herbeizueilen.

Bereits im Herbst 1046 war Heinrich III. mit einem stattlichen Heere auf dem Wege nach dem Süden, begleitet von seiner Gemahlin und zahlreichen geistlichen Fürsten. Diese vereinigte er Ende Oktober in Pavia mit den am Hof erscheinenden italienischen und burgundischen Bischöfen zu einer Synode. In der für ihn charakteristischen Weise seine Persönlichkeit einsetzend bekannte sich Heinrich vor dieser laut zu den cluniacenser Reformideen; insbesondere sprach er sich scharf aus gegen den Misbrauch der Simonie: auch sein Vater habe sich dieser fluchwürdigen Verirrung schuldig gemacht, so daß er um das Seelenheil desselben besorgt sei; die durch Simonie zu ihrem Amte gelangten Bischöfe aber müßten sich von Rechtswegen jeder geistlichen Handlung enthalten; in dem über die Welt gekommenen Elend wollte er des Himmels Strafe dafür sehen, daß alle Stufen des Kirchendienstes vom Papstthum bis hinab zum Thürhüter Gegenstand schnöden Handels geworden seien. Manche der von diesen Worten Betroffenen fürchteten bereits die Absetzung, aber Heinrich schloß mit der Mahnung, das unrecht Erworbene hinfort nur rechtmäßig und sich und anderen zum Segen anzuwenden. Wol aber wurde ein Edikt beschlossen, das die Simonie bei Strafe des Banns und der Amtsentsetzung verbot. Heinrich selbst gelobte in allem, was Gottes Verehrung angehe, auf jeden Gewinn zu verzichten, d. h. sich für die Verleihung geistlicher Ämter keine Art von Gegenleistung auszubedingen, wie er bisher schon gethan hatte. Damit war eigentlich schon zu Pavia den streitenden Päpsten das Urtheil gesprochen, und selbst Gregor VI., der sich in Oberitalien bei Heinrich einfand, sah jede Aussicht schwinden, während seine Belassung in dem gekauften Amte gerade den Cluniacensern genehm gewesen wäre. Am 20. December versammelte Heinrich dann in Sutri, nördlich von Rom, eine neue Synode, zu der sammt dem Klerus von Rom die drei streitenden Päpste geladen waren. Aber nur Gregor VI. und Silvester III. erschienen: beide gingen durch den Spruch der versammelten Bischöfe des unrechtmäßig erworbenen Papstthums verlustig. Gregor wurde als Staatsgefangener nach Deutschland geführt, begleitet von seinem Caplan, dem jungen, ganz cluniacensisch denkenden Mönche Hildebrand, und hat dort sein Leben beschlossen. Am 22. December zog Heinrich ehrfurchtsvoll empfangen in Rom ein. Tags darauf fand eine Synode statt, um über Benedikt IX. formell zu entscheiden. So erreichte die Dreispaltung der Kirche ihr Ende. Dann schritt die Synode zur Wahl eines neuen Papstes: Heinrich III. wünschte den Erzbischof von Hamburg und Bremen, Adalbert, einen edlen Mann fränkischer Abkunft,

der im Dienste des Hofes in die Höhe gekommen, sein Erzbisthum zu neuem Glanze erhoben und für dasselbe ein den skandinavischen Norden umfassendes Patriarchat erstrebte, an die Spitze der Kirche gestellt zu sehen: Adalbert aber lehnte die ihm zugedachte Ehre entschieden ab und lenkte die Wahl auf den ihm befreundeten Bischof Liudgar von Bamberg, der am 24. December gewählt und am Weihnachtstage als Clemens II. zum Papste geweiht wurde. An demselben Tage noch empfingen Heinrich und Agnes aus seiner Hand die kaiserliche Krönung. Welch übermächtigen Eindruck diese letzten Ereignisse auf die Römer, geistliche wie weltliche, gemacht und wie lebhaft die Kirche ihre Unfähigkeit sich selbst aus der Erniedrigung emporzurichten empfunden hatte, das lehrte ihr Beschluß, durch den sie Heinrich III. als Patricius den Principat bei der Papstwahl übertrugen, d. h. ihm nicht blos die erste, sondern die entscheidende Stimme dabei einräumten; eigentlich erhielt Heinrich das Recht der Papsternennung, und die Mitwirkung des Klerus und des Volks von Rom reducirte sich auf die Anerkennung des von dem Kaiser Ernannten. Indem man aber das Recht, vermöge dessen die Ottonen lange Jahre über den päpstlichen Stuhl verfügt hatten, jetzt mit dem Patriciate verband, übertrug man dasselbe nicht blos auf Heinrich III. persönlich, sondern bezeichnete es als ein erbliches, das mit dem Patriciate zugleich dereinst auf seinen Nachfolger übergehen sollte. Für die Kirche bedeutete das die Unterwerfung unter die Reformpartei. So hielt Clemens II. denn schon Anfang Januar 1047 eine Synode, welche die Verurtheilung der Simonie als Ketzerei wiederholte. Auch säuberten Papst und Kaiser gemeinsam den Episkopat, indem sie der Simonie schuldige Bischöfe aus dem Amte entfernten und meist durch reformeifrige deutsche ersetzten. Nachdem er dann die Tusculaner Grafen unterworfen hatte, ging er von dem Papste begleitet auch nach Unteritalien, wo er die Uebermacht des herrschsüchtigen Waimar von Salerno beschnitt, indem er den gefürchteten Pandulf IV. als Herrn von Capua herstellte und die bisher von Waimar abhängigen normännischen Großen Rudolf von Aversa und Drogo von Apulien für die ihnen belassenen Gebiete in den Lehnsverband des Reichs aufnahm. Auch hier griffen Papst und Kaiser energisch durch, um die Misstände, an denen die Kirche krankte, durch Entfernung der daran schuldigen untüchtigen Geistlichen zu beseitigen.

Inzwischen aber hatten die Dinge im Norden der Alpen sich ungünstig gestaltet. Die in Ungarn geschaffene Ordnung war zertrümmert: eine nationale Erhebung unter Andreas, einem Sprößling des Hauses Arpad, hatte König Peter entthront und des Augenlichts beraubt in Kerker und Elend gestürzt. Noch einmal wogte die unbändige Wildheit des Magyarenthums auf und drohte mit der deutschen Oberherrschaft zugleich die Anfänge höherer Kultur in heidnischer Barbarei untergehen zu lassen. Aber es gelang König Andreas die Bewegung allmählich zu zügeln und geordnete Zustände zurückzuführen: hatte er sich auch der entfesselten Kraft seines Volkes zum Emporkommen bedient, so lenkte er doch in die Bahnen seiner kulturfreundlichen Vorgänger ein

und wünschte deshalb auch ein friedliches Verhältnis zum deutschen Reiche. Die Anerbietungen, welche er deshalb dem Kaiser nach Rom nachsandte, fanden günstige Aufnahme. Denn auch im Westen des Reiches war inzwischen ein gefährlicher Brand zum Ausbruch gekommen. Gotfried von Oberlothringen stand wieder im Felde, um das ungetheilte väterliche Herzogthum zu erstreiten; ein Theil des lothringischen Adels schloß sich ihm an; die Grafen von Holland, Flandern und Hennegau ergriffen seine Partei. Bald war der ganze Westen des Reichs, von der Mosel bis zur Nordsee, der Schauplatz wilder Fehden. Auch anderwärts regte sich nun die bisher eingeschüchterte Opposition. In Polen, in Italien, in Burgund erhoben sich die Anhänger nationaler Selbständigkeit, und in Sachsen führte der Gegensatz zwischen dem Billinger Herzog Bernhard und dem auf die Erweiterung auch seiner weltlichen Macht bedachten Erzbischof Adalbert von Bremen zu steigendem Unmuth auch gegen den Kaiser, der bald den ganzen sächsischen Stamm in unruhige Gährung versetzte. Man murrte dort namentlich über den Bau königlicher Burgen: ein förmliches Netz von solchen, mit der festen Harzburg bei Goslar als Mittelpunkt, drohte sich über das Land auszuspannen; man fürchtete für die alte Freiheit, die man noch gegen Heinrich II. und Konrad II. so geschickt und glücklich gewahrt hatte. Nicht blos der Adel, auch der sächsische Bauer dachte so, denn der Burgenbau belastete ihn mit bisher unbekannten Naturallieferungen und Diensten. Ob aber, wie man gemeint hat,[1]) Heinrich III. darauf ausging in Sachsen seine feste Residenz zu nehmen, ob dieser Gedanke zusammenhing mit der Erschließung großer finanzieller Mittel aus dem gesteigerten Betrieb der reichen Silbergruben des Harzes und weiterhin mit dem weltlichen und kirchlichen Machtstreben Adalberts von Bremen, muß als nicht hinreichend erwiesen dahingestellt bleiben.

So begann für Heinrich III., als er im Mai 1047 nach Deutschland zurückkehrte, eine Zeit schwerer Kämpfe, wie sie seinen Vorgängern bei Anfang ihrer Herrschaft beschieden gewesen waren. Zwei Jahre hat er mit den widerstrebenden Gewalten zu ringen: aber auch hier offenbart sich wieder der kühne, zuversichtliche, großartige Zug seines Wesens, der stolze, Freund und Feind imponirende sittliche Schwung seiner Natur. Die gebietende Stellung, die er im Abendlande einnahm, kam ihm dabei zu gute. König Heinrich I. von Frankreich gewann er auf einer persönlichen Zusammenkunft zu einem Bündnis und hinderte so die drohende Unterstützung der Lothringer Rebellen von dieser Seite. England und Dänemark sandten ihm Schiffe zur Bekämpfung des Grafen Dietrich von Holland, der im Januar 1047 bei Dortrecht besiegt und getödtet wurde. Herzog Gotfried, von der Kirche gebannt, erschien nicht lange danach Gnade bittend vor dem Kaiser in Aachen, und auch der Graf von Flandern unterwarf sich. Heinrichs III. Sieg war ein vollständiger: seine Macht ging aus der ihr bereiteten Krisis gestärkt hervor

1) Nitzsch a. a. O. II, 42.

und vereitelte leicht auch die sonstigen Versuche, die unter dem Schutze der lothringischen Wirren gegen sie gemacht waren. Zwar hatten die Römer nach dem Tod Clemens' II. (Oktober 1048) pflichtschuldig von dem Kaiser die Ernennung eines neuen Papstes erbeten, aber auch Benedikt IX. kehrte zurück und bemächtigte sich der Gewalt. Der von Heinrich ernannte Papst Damasus II., bisher Bischof von Brixen, starb schon nach einigen Wochen: so war der Tod auch Benedikts IX. ein Glück für die kaiserliche Sache, da nun die Macht der Tusculaner Grafen vollends dahinschwand. Als neuer Papst aber zog, vom Kaiser ernannt, der im Rathe Heinrichs III. hochangesehene Bruno von Toul, der sich Leo IX. nannte, zu Beginn des Jahres 1049 in Rom ein, nicht mit festlichem Prunk, sondern als Pilger im Büßergewand. Mit ihm kehrte Gregors VI. Caplan Hildebrand dorthin zurück: die Herrschaft der Cluniacenser und damit ein neues Zeitalter begann für die Kirche, das den Idealen des Kaisers Verwirklichung verhieß. Als Sieger war Heinrich aus schwerem Kampf hervorgegangen: was seine Macht hatte erschüttern sollen, hatte sie gefestigt und gestärkt. Zur Vollendung seines Herrscherglückes fehlte ihm nur noch der Sohn, auf den als seinen Erben er diese Fülle der Macht in Staat und Kirche dereinst übertragen konnte: und am 11. November 1050 gebar ihm Agnes, nachdem sie ihm früher eine Tochter Judith geschenkt, den ersehnten Sohn, der des Vaters ruhmgekrönten Namen empfing. Ohne Designation oder Wahl galt derselbe sofort als Erbe des Reiches: das salische Erbkaiserthum, auf das Konrad II. die Entwickelung klug hingeleitet hatte, schien vollendet.

Je sicherer aber die Zukunft der Erbmonarchie zu gehören schien, um so heftiger erhoben sich die Gegner derselben zu einem letzten Versuch sie zu hindern. Ein abermaliger Aufstand des Grafen Balduin von Flandern wurde zwar schnell niedergeschlagen; aber der verspätete Versuch Ungarn in die alte Abhängigkeit zurückzuzwingen mislang, und die Ergebnislosigkeit dreier Feldzüge, die Heinrich 1050, 1051 und 1052 gegen König Andreas unternahm, erschütterte seine Stellung auch in Deutschland. Es war, als ob der Nimbus der Unbesieglichkeit von dem Kaiser gewichen und damit der Bann gelöst sei, in dem er alle Widerstrebenden gehalten hatte. Der Graf von Flandern griff nun von Neuem zu den Waffen und behauptete sich in dem eroberten Hennegau. In Lothringen bereitete der unruhige Gotfried eine abermalige Erhebung vor. In Baiern haderte Herzog Konrad mit Bischof Gebhard von Regensburg und floh, als Heinrich seines Gegners Partei ergriff, nach Ungarn, um mit Hülfe Andreas' den Kampf fortzusetzen; freilich wurde er schließlich überwunden und des Herzogthums entsetzt, das der Kaiser seinem jungen Sohn auftrug, für den es Bischof Gebhard von Eichstädt mit Umsicht und Thatkraft verwaltete. Diese Erfahrungen mochten den Kaiser doch mit Zweifeln erfüllen, ob seines Sohnes Nachfolgerecht ohne ausdrückliche Anerkennung durch eine Wahl dereinst sicher sein würde: deshalb ließ er den Knaben im November 1053 von den Fürsten zu Tribur förmlich zum König

wählen, und im Sommer des folgenden Jahres wurde der noch nicht vierjährige in Aachen gekrönt.

In diesem Moment begann bereits ein Umschwung in Heinrichs III. Machtstellung, den aufzuhalten es neuer Kämpfe bedurfte. Während der Krieg mit Ungarn fortdauerte und Lothringen unzuverlässig blieb, vollzog sich im Süden ein bedenklicher Wandel und die Gegner Heinrichs, welche den Hauptgrund ihrer Miserfolge in der Vereinzelung ihres Auftretens erkannten, schlossen sich zu gemeinsamem Handeln zusammen. In Unteritalien fiel Waimar von Salerno als Opfer einer Verschwörung; in Mittelitalien starb Markgraf Bonifaz von Tuscien, und indem seine Wittwe Beatrix sich mit Gotfried von Lothringen vermählte, reichten sich die italienischen und lothringischen Feinde des Kaisers die Hand. Auch starb im Frühjahr 1054 Leo IX., der in ruheloser Thätigkeit für die Reform der Kirche im Sinne der Cluniacenser gewirkt hatte, fortwährend reisend, bald in Italien, bald in Deutschland, bald in Frankreich Synoden haltend und gegen die Simonie, gegen die Priesterehe und andere Misbräuche eifernd, ohne daß es ihm gelungen wäre, den Reformen zum Siege zu verhelfen. Besonders unglücklich aber war Leo IX. bei dem Versuche, die Macht der Normannen in Unteritalien einzuschränken und Rom dienstbar zu machen. Die blutige Niederlage, die sein Heer sammt den deutschen Hülfstruppen am 18. Juni 1053 bei Civitate erlitt, brachte den Papst selbst in die Gewalt der Normannen, die ihn zwar mit aller dem Oberhaupt der Kirche gebührenden Ehrerbietung behandelten, aber doch zunächst in Benevent zu bleiben nöthigten, von wo er vergeblich um des Kaisers Hülfe warb und selbst mit den Griechen wegen eines gemeinsamen Vorgehens gegen die Normannen unterhandelte. Nach Rom zurückgekehrt starb Leo IX. am 19. April 1054, von den Strengkirchlichen nicht mit Unrecht wie ein Heiliger und Wunderthäter geehrt. Bezeichnend für die schwierige Lage der Kirche war es, daß die Sedisvacanz nahezu ein Jahr währte, und die Bedingungen, welche Heinrich zu erfüllen sich verpflichten mußte, um endlich einen Nachfolger für den Verstorbenen zu finden, zeigen, wie sehr auch seine Stellung sich verändert hatte. Als der Kaiser im September 1054 zu Mainz Hof hielt, wurde auf Wunsch der in Deutschland erschienenen römischen Gesandten Bischof Gebhard von Eichstädt, einer der bewährtesten und kaum ersetzbaren Gehülfen Heinrichs in der Reichsregierung, für den Stuhl St. Peters in Aussicht genommen, lehnte aber die Ehre entschieden ab. Erst auf einem Regensburger Reichstage, im März 1055, gelang es den Widerstand Gebhards, den auch der Kaiser nur ungern von sich ließ, zu überwinden und denselben zur Annahme der päpstlichen Würde zu bestimmen. Gebhards Bedenken scheinen nicht sowol kirchlicher als politischer Natur gewesen zu sein: er forderte nämlich eine Bürgschaft dafür, daß die weltliche Macht, deren das römische Bisthum zur Behauptung seiner Stellung in Italien nicht entbehren konnte, ihm wirklich zur Verfügung stehen würde. Diese erlangte er, indem der Kaiser sich durch einen förmlichen Vertrag ver-

pflichtete, der römischen Kirche wieder zu ihrem Eigenthum zu verhelfen und namentlich zurückzustellen, was er selbst vom römischen Kirchengut inne hatte. Als Gebhard nach Rom ging, nahm er außerdem die Sicherheit mit, daß der Kaiser selbst ihm demnächst folgen würde, um mit ihm gemeinsam die erschütterte Ordnung in Italien herzustellen.

Bereits im Frühjahr 1055 erschien Heinrich III. zum zweitenmale in Italien. Es galt namentlich die Verbindung der tuscischen Markgräfin Beatrix mit Gotfried von Lothringen unschädlich zu machen, um die sich alle Gegner des salischen Kaiserthums zu sammeln drohten. Gehorsam beugte sich alles der Macht des Kaisers: Herzog Gotfried floh aus Italien; Beatrix unterwarf sich und wurde sammt ihrer Tochter Mathilde als Staatsgefangene, wenn auch in leichte Haft, nach Deutschland geführt, und als ihr junger Sohn Friedrich bald danach starb, konnte Heinrich über die meisten der in den Händen der tuscischen Familie befindlichen Reichslehen verfügen. Auch des Herzogs Gotfried Bruder, Friedrich von Lothringen, welcher als Weltgeistlicher zum Cardinal aufgestiegen war, zog sich entmuthigt von dem öffentlichen Leben zurück und ergab sich als Mönch in Monte Casino den strengsten Uebungen. In Florenz traf der Kaiser mit Viktor II. zusammen, um gemeinsam Staat und Kirche zu ordnen. Zur Sicherung des Kirchenstaats gegen die Normannen sollte gegen die allzu mächtig gewordenen Abenteurer ein Zug unternommen werden, für den man die Bundesgenossenschaft der Griechen werben wollte. Auch sonst wurde der Kirche eine Menge von Gütern und Rechten, welche ihr im Laufe der letzten sturmbewegten Jahre entfremdet waren, mit Hülfe der kaiserlichen Autorität zurückgewonnen. Ja der Kaiser stärkte die Stellung der Kirche noch, indem er Viktor II. persönlich die Aemter eines Herzogs von Spoleto und Markgrafen von Fermo und damit die Uebung der in diesen Territorien dem Reiche zustehenden Befugnisse übertrug. Während Viktor II. nach Rom zog, wandte sich Heinrich nordwärts, um in dem weiten Gebiete der Beatrix von Tuscien die Autorität des Reichs vollends herzustellen; namentlich manche Städte, die Bonifacius von Tuscien sich unterworfen hatte, kamen so an das Reich zurück und gewannen damit eine glückliche Freiheit.

Aber noch ehe er diese Thätigkeit völlig abgeschlossen hatte, riefen besorgliche Nachrichten aus Deutschland den Kaiser dorthin zurück. Seine Abwesenheit hatte die doch nicht völlig unschädlich gemachte Opposition zu einer neuen Verschwörung benutzt. Mit dem ehemaligen Baiernherzog Konrad waren Herzog Welf III. von Kärnthen und Bischof Gebhard von Regensburg in Verbindung getreten; in Lothringen und Flandern warteten Mitwisser und Gehülfen ihrer Erhebung: der Kaiser sollte entthront und getödtet, Konrad an seine Stelle erhoben werden; auch auf ungarische Hülfe scheint man gerechnet zu haben. Doch wurde das Complot noch vor Heinrichs Heimkehr vereitelt: schnell nach einander starben Herzog Welf III. und Konrad, und der Kaiser konnte nun ohne Mühe die übrigen Schuldigen entwaffnen und der gebührenden Strafe

überliefern. Dennoch fühlte er seine Stellung erschüttert. Der allgemeine Friedenszustand, den er zu Konstanz und Trier zu begründen gedacht, entschwand in unerreichbare Ferne; statt seiner herrschte ein Zustand der Gährung und Unruhe im Reiche, der ernste Verwickelungen erwarten ließ und den Kaiser mit schwerer Sorge um die Zukunft erfüllte. Auch mag ihn das Gefühl des nahen Endes umschwebt haben: er eilte sein Haus zu bestellen und des Reiches Angelegenheiten so zu ordnen, daß sein Tod nicht der Anlaß einer großen und gewaltsamen Krisis würde. Deshalb wollte er die niedergeworfenen Widersacher versöhnen und damit von erneutem Anstreben gegen die Herrschaft seines Hauses abhalten. So wurden jetzt die an der letzten Verschwörung Betheiligten aus der Haft entlassen: Beatrix von Tuscien kehrte, nachdem sie Treue gelobt, nach Italien zurück. Auch um Sicherung des Friedens mit dem Ausland bemühte sich Heinrich. Der Streit mit Ungarn wurde beglichen, und durch die Verlobung seiner Tochter Judith mit Salomon, dem Sohn und Nachfolger des Königs Andreas, erkannte der Kaiser die dort gegen seinen Willen geschaffene neue Ordnung der Dinge endgültig an. Auch mit Frankreich, wo Heinrich I. die lothringischen Wirren gegen Deutschland auszunutzen gedacht hatte, verständigte er sich, und die Verlobung des jungen Königs Heinrich mit Bertha, der Tochter des Markgrafen von Susa, des Hauptes desjenigen Hauses, das an Besitz und Macht dem der Markgrafen von Tuscien am nächsten stand, sollte die in Italien geschaffene Ordnung befestigen und ihr neue Vertheidiger gewinnen. Mit diesen Bestrebungen hing es wol auch zusammen, daß Heinrich Papst Viktor II. zu sich einlud. Aber neue Sorgen tauchten auf: in Sachsen, wo man hinter dem Bau königlicher Burgen wieder der alten Freiheit feindliche Absichten witterte, wuchs die Gährung; dorthin eilte Heinrich. Schon Anfang September weilte er in Goslar, wo bald danach Viktor II. eintraf. Da kam, während Kaiser und Papst in Bothfelde weilten, die Meldung, daß Heinrichs Heer am 10. September in der Nähe der Havelmündung durch die Liutizen, gegen die der Krieg mit neuer Heftigkeit entbrannt war, eine Niederlage erlitten hatte, die zahlreichen Edlen das Leben kostete und die deutsche Herrschaft in den Elblanden schwer erschütterte. Dieser neue Unglücksfall traf den von ernsten Sorgen gedrückten Kaiser tief; die Anstrengungen, denen er sich unterzog, erschütterten seine schon schwankende Gesundheit vollends. Ende September erkrankte er; die Aussicht auf Genesung muß gleich entschwunden sein. Mit dem Papste und den bei ihm weilenden Fürsten erwog er die Lage des Reichs und traf seine letzten Verfügungen: noch einmal ließ er von den Anwesenden seinen Sohn Heinrich zum König wählen — man sieht, welche Sorge ihn am meisten drückte und wo nach seiner Meinung die Hauptgefahr lag; zugleich empfahl er den Unmündigen dem Schutze und der Treue derselben, insbesondere sollte der Papst sich des Knaben annehmen; ob Heinrich über die Regentschaft und über die Erziehung des jungen Königs Anordnung getroffen hat, ist ungewiß. Es entsprach seinem streng rechtlichen Wesen, daß



Der Dom zu Speier.

er ausdrücklich gebot, alles, was sich an unrechtmäßig Erworbenem in seinem Nachlasse finde, solle an die rechtmäßigen Besitzer zurückgegeben werden. Nachdem er dem Papste gebeichtet und von demselben die letzte Wegzehrung empfangen hatte, starb er am 5. Oktober 1056. Von seiner Leiche wurden die inneren Theile in Goslar in der den h. Simon und Judas geweihten Kirche bestattet, der Körper fand, vom Papste geleitet, in dem Dome zu Speier seine letzte Ruhestätte.

Die Sorgen aber, welche den Kaiser zuletzt gequält hatten, sollten durch die Ereignisse der Folgezeit nur allzu sehr als begründet erwiesen werden.

III. Die Erhebung des Papstthums und des deutschen Fürstenthums gegen das salische Erbkaiserthum.

1056—1077.

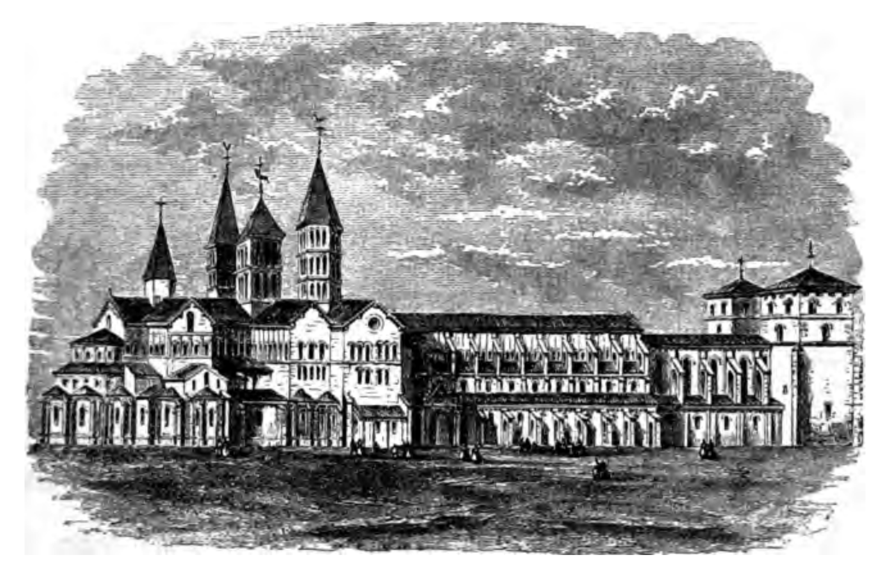
Heinrichs III. gebietende Stellung hatte auf seiner Verbindung mit dem römischen Papstthum beruht, die zwar in den Formen an das Verhältnis der Ottonen zur Kirche erinnerte, aber ihrem Wesen und ihren Wirkungen nach anders geartet war. Ottos I. Herrschaft über die römische Kirche hatte sich zunächst auf die Fülle des kirchlichen Besitzes bezogen, die freie Verfügung über diesen erstrebt und erreicht. Dafür hatten die geistigen und sittlichen Kräfte der Kirche, welche damals das Cluniacenserthum entfaltete, den an solchen armen Staat völlig abhängig gemacht: daraus entsprang das ungesunde Verhältnis zwischen Staat und Kirche unter Otto III. und Heinrich II., gegen das die unkirchliche Regierung Konrads II. die natürliche Reaktion war. Mit Heinrich III. war der in Schmach und Schande versunkenen Kirche eine sittliche Macht entgegengetreten, die über gewaltige äußere Mittel verfügte und der selbst die Cluniacenser die Neugestaltung der Kirche vertrauend in die Hand gaben. Möglich geworden war das nur durch die Persönlichkeit Heinrichs III. und wurde mit seinem Tode hinfällig. Die Reformpartei aber behielt die Herrschaft, zu der ihr der gewaltige Kaiser verholfen hatte; doch machte sie sich jetzt unabhängig vom Kaiserthum, um sich bald gegen und über dasselbe zu erheben. Denn die Bevormundung der Kirche durch den Staat war auch für die Cluniacenser nur ein Nothbehelf: ihn zu beseitigen, eilte man um so mehr, als die römische Kirche es längst unbequem empfand, daß thatsächlich die deutschen Bischöfe das Regiment an sich gebracht hatten. Dieser Bewegung aber leisteten die politischen Gegner des salischen Erbkaiserthums natürlich nach Kräften Vorschub. So gab der Tod Heinrichs III. das Signal zum Beginn einer politischen und einer kirchlichen Revolution.

Papst Viktor II. starb schon wenige Monate nach seinem kaiserlichen Freunde, am 28. Juli 1057, und sogleich versuchte die dem Kaiserthum feindliche Partei die Leitung der Kirche an sich zu reißen. Cardinal Friedrich von Lothringen, seit Kurzem Abt von Monte Casino, wurde unter Verletzung des kaiserlichen Wahlprincipats als Stephan X. zum Papst erhoben: ein eifriger Cluniacenser, war er zugleich doch das Haupt des lothringischen Herzogshauses, ein politischer Gegner des deutschen Königthums. Da sein Bruder Herzog Gotfried als Gemahl der Markgräfin Beatrix der mächtigste Dynast Oberitaliens war, so dachte die lothringisch-tuscische Faktion über

das Papstthum jetzt ebenso verfügen zu können, wie die Crescentier und zuletzt die Tusculaner Grafen. Um das drohende Einschreiten der deutschen Regentschaft abzuwenden, wurde Hildebrand, der unter Viktor II. großen Einfluß gewonnen hatte, aber die unkluge Erhebung des Lothringers nicht hatte hindern können, mit Bischof Anselm von Lucca nach Deutschland geschickt: er erlangte auch die Anerkennung Stephans X. Wie wenig die Reformpartei des Rückhalts entbehren konnte, den ihr das deutsche Königthum bisher gewährt hatte, lehrten die Ereignisse bald genug. Noch vor Hildebrands Rückkehr nämlich starb Stephan X. am 29. März 1059, und nun bemächtigten sich die Tusculaner Grafen von Neuem der Gewalt, indem sie den Cardinalbischof Johann von Velletri als Benedikt X. auf den Stuhl St. Peters erhoben. Damit war das gesammte Ergebnis der großartigen Reformthätigkeit Heinrichs III. und seiner cluniacensischen Verbündeten in Frage gestellt. Stephan X. aber hatte sterbend den Seinen gerathen, mit der Wahl eines Nachfolgers bis zur Rückkehr Hildebrands zu warten: damit war dieser ausdrücklich als das Haupt der in ihrer Existenz bedrohten kirchlichen Reformpartei anerkannt; während der nächsten Jahrzehnte steht er im Centrum des welthistorischen Kampfes, der nun entbrannte.

Hildebrand war damals gegen 40 Jahre alt. In dem tuscischen Flecken Saona als Sohn eines Bauerngutsbesitzers geboren, war er durch den Abt des Marienklosters auf dem Aventin, seinen Oheim, zu Rom in cluniacensischer Strenge zum Mönch erzogen. Daß er unter den Cluniacensern früh etwas galt, lehrt seine Berufung zum Caplan Gregors VI., dem er nach seiner Absetzung in die Gefangenschaft nach Deutschland folgte. Dieser Aufenthalt, namentlich ein längeres Verweilen in Köln, wo damals der sehr angesehene und einflußreiche Erzbischof Hermann waltete, wurde für Hildebrand von großer Bedeutung: während derselbe einerseits die imposante Herrschergröße Heinrichs III. bewunderte, lernte er auch das Lehnwesen Deutschlands kennen und gewann einen Einblick in die demselben drohenden Gefahren. Nach dem Tode Gregors VI. zog sich Hildebrand nach Clugny zurück, gleichsam an die Quelle der strengen Kirchlichkeit, die er schon in dem Aventinkloster eingesogen hatte. Erst mit Leo IX. kehrte er nach Rom zurück, und vielleicht gab er bereits die Veranlassung, daß derselbe die kaiserliche Ernennung noch durch einen besonderen Wahlakt bestätigen ließ und damit in den Augen der streng-kirchlichen Partei überhaupt erst rechtmäßiger Papst wurde. Als Subdiakon nahm Hildebrand in der Folge an der Geschäftsführung der päpstlichen Curie, namentlich an der Verwaltung der arg zerrütteten Finanzen hervorragenden Antheil. Seinen wachsenden Einfluß erkennen wir auch daraus, daß er mit zu der Gesandtschaft gehörte, die nach Leos IX. Tod nach Deutschland ging, um mit Heinrich III. wegen der Ernennung eines Nachfolgers zu unterhandeln; daher wird er auch an der Erhebung Gebhards von Eichstädt Antheil gehabt haben. Unter diesem als Viktor II. finden wir ihn in der päpstlichen Kanzlei bedeutend thätig. Die Erhebung

Stephans X. dagegen war nicht nach seinem Sinn; um so mehr wollte es bedeuten, daß dieser auf dem Todtenbette befahl, nichts ohne Hildebrand zu beschließen, und damit die Leitung der päpstlichen Politik geradezu in dessen Hand legte: vermuthlich wirkte dabei die Rücksicht mit auf Hildebrands Bekanntschaft mit den Zuständen und Stimmungen des deutschen Hofs. Es wurde dann Ende des Jahres 1058 gegen den Tusculaner Gegenpapst Benedikt X. auf Hildebrands Betreiben Bischof Gebhard von Florenz auf den Stuhl St. Peters erhoben und auch durch die Kaiserin Agnes als Regentin bestätigt. Mit Waffengewalt brach Gotfried von Lothringen den Widerstand der Gegner in Rom; Benedikt X. floh, und am 24. Januar 1059 empfing



Die alte Abtei von Clugny.

Gebhard als Nikolaus II. die päpstliche Weihe. Schon dieser Name enthielt ein Programm: das hierarchische Papstthum begann sich zu gestalten. Als Archidiakonus der römischen Kirche, gleichsam als erster Minister neben Nikolaus II. gestellt, hat Hildebrand den frommen Eifer desselben zur Verwirklichung seiner Ideale zu leiten gewußt: in seinen Fundamenten wurde damals der Bau begonnen, der sich dereinst zur päpstlichen Weltherrschaft vollenden sollte, und aus dem, was der nachmalige Papst erstrebte und erreichte, können wir auf die Absichten schließen, welchen die von dem Archidiakonus der römischen Kirche veranlaßten Neuerungen dienen sollten.

Hildebrand stand auf dem Boden von Clugny, aber er wollte die Kirche nicht durch die außerhalb derselben stehende kaiserliche Macht reformiren lassen, sondern sie sollte sich selbst reformiren: so sollte sie erst ihre Freiheit, dann

die ihr gebührende Herrschaft gewinnen. Dazu galt es zunächst, die Gewalten, die in der Kirche selbst sich der Autorität des römischen Bischofs noch entgegensetzten oder doch entzogen, unter die Gebote Roms zu beugen, dann das Papstthum von der Bevormundung durch die Kaiser zu emancipiren und es gleichsam der Kirche zurückzugeben. Da aber das kaum ohne Kampf zu erreichen war, so mußte man dem Papstthum starke Bündner gewinnen, die nicht blos den kaiserlichen Schutz überflüssig machten, sondern im Nothfall gegen das Kaiserthum aufgeboten werden konnten. Dieser Politik entsprang unter Nikolaus II. der Kampf gegen die stolze Selbständigkeit des Erzbisthums Mailand, der zugleich den in schnöder Weltlust versunkenen mailändischen Klerus den Geboten der Cluniacenser unterwerfen sollte, während die kirchlichen Dekrete gegen Simonie und Priesterehe bisher für den Sprengel des h. Ambrosius nicht vorhanden gewesen waren. Die geistige Strömung der Zeit leistete dem mächtigen Vorschub, und als die beiden feurigen Bußprediger Arialb und Landulf gegen Erzbischof Guido und dessen verwilderten Klerus auftraten, fanden sie bei dem Volke jubelnden Beifall: die demokratischen Formen steigerten die Kraft der Bewegung. Dem Banne des Erzbischofs boten die als Patarener verspotteten Eiferer offen Trotz: von dem entwürdigten h. Ambrosius appellirten sie an den h. Petrus. Schließlich erschien der fromme Schwärmer Petrus Damiani, den trotz seines Widerstrebens Stephan X. aus seiner Einsiedelei zu Fontavellana bei Gubbio nach Rom berufen und zum Cardinalbischof von Ostia gemacht hatte, mit seinem Freunde Anselm, dem nachmaligen Bischof von Lucca, in der von wilden Kämpfen zerrütteten Metropole der Lombardei: seiner Kühnheit und eisernen Energie beugte sich Erzbischof Guido, und der h. Ambrosius, der noch unter Aribert den Wettkampf mit dem h. Petrus aufgenommen hatte, entsagte endgültig solchen ehrgeizigen Plänen.

Epochemachend nach einer andern Seite hin war die Neuordnung der Papstwahl, die, vermuthlich auch auf Anlaß Hildebrands, Nikolaus II. 105[illegible] auf einer Lateransynode durchführte, an der freilich bezeichnender Weise kein einziger deutscher Bischof theilgenommen hat. Durch die Unterwerfung Benedikts X. unter Nikolaus II. nahm das Schisma hier sein Ende; die Wiederkehr eines solchen zu hindern war mit die Bestimmung der neuen Wahlordnung. Nach altem Brauche hatten bei der Papstwahl ehemals der Klerus, der Adel und das Volk von Rom zusammengewirkt; aber eben daraus waren die Wirren entsprungen, welche das Papstthum erniedrigt und schließlich in die Hand des deutschen Königs gegeben hatten. Nikolaus' II. Wahldekret ersetzte nun die alte demokratische Form und das zuletzt herrschende Ernennungsrecht des Kaisers durch eine aristokratische Ordnung, indem es das Recht, den Papst zu wählen, einem in sich geschlossenen Wahlsenat übertrug, dem Collegium der Cardinäle, d. h. den sieben Suburbicarbischöfen von Rom, den achtundzwanzig Priestern der römischen Hauptkirchen und den achtzehn Diakonen der römischen Hospitäler. Diese Körperschaft sollte auch außerhalb Roms die Papstwahl

vornehmen, auch einen Nichtrömer wählen dürfen. Die bei der Wahl zu beobachtenden Formen wurden stark betont, so daß selbst eine Minoritätswahl gültig sein sollte, sobald sie unter Beobachtung der vorgeschriebenen Förmlichkeiten vorgenommen war. Von einem Recht des Kaisers auf die Papstwahl einzuwirken ist nicht mehr oder nur in ganz allgemeinen Ausdrücken die Rede. Dagegen blieb der alte Brauch insofern in Kraft, als die von den Cardinälen vollzogene Wahl der Form halber der Zustimmung des Klerus und Volkes unterlag. Mit diesen Bestimmungen fielen die Rechte, die noch Heinrich III. feierlich zugesichert waren, einfach weg. War anzunehmen, daß man sich das in Deutschland ruhig gefallen lassen würde? daß die deutschen Könige die Herrschaft über Rom ohne Weiteres aufgeben würden? Hier lag einer der Anlässe zu den späteren Conflikten. Aber auch für diesen Fall wurde bereits Vorsorge getroffen, indem man die von Leo IX. unglücklich bekriegten Normannen zu Vorkämpfern des Papstthums gewann. Nikolaus II. belehnte dieselben mit dem, was sie in Unteritalien erobert hatten, und legalisirte ihre aus einem Raub im großen Stil erwachsene Herrschaft, indem er zu ihren Gunsten über Gebiete verfügte, auf die ihm streng genommen kein Recht zustand. Auf der andern Seite lehnte sich das Papstthum an die Macht der tuscischen Markgrafen, welche durch Gotfried von Lothringen und Beatrix ganz für die Kirche gewonnen waren. In Oberitalien aber stand es mit dem aufstrebenden Bürgerthum der lombardischen Städte in Verbindung. Gleich beim ersten Schritt zur Wiedergewinnung seiner Selbständigkeit setzte Rom die nationalen Kräfte Italiens in Bewegung und bediente sich derselben nicht in Italiens, sondern in seinem eigenen Interesse.

Obgleich die Lage der Dinge in Deutschland der Regentschaft ein kraftvolles Eintreten für die verlorenen Kaiserrechte unmöglich machte, fehlte es der werdenden Hierarchie doch nicht an heftigen Gegnern: nicht blos die verweltlichten Widersacher der Cluniacenser, sondern auch gerade die eifrigsten Jünger Clugnys misbilligten die Richtung, die Hildebrand der Entwickelung der Kirche gegeben hatte, denn sie fürchteten dieselbe auf diesem Wege erst recht tief in die weltlichen Händel verstrickt zu sehen. Besonders lebhaft gab dem der eifrige Petrus Damiani Ausdruck, der aus Hildebrands Herrschsucht der Kirche für die Zukunft nur Unheil erwachsen sah. Sein Wort schien in Erfüllung zu gehen, als am 27. Juli 1065 Nikolaus II. starb: denn nun hofften alle Gegner der neuen Richtung dieselbe mit Hülfe des deutschen Königs niederzuwerfen. Daß ihnen das nicht gelang, bewirkte die schlimme Veränderung, die seit Heinrichs III. Tode in dem Reiche eingetreten war.

Hatte Heinrich III. schon gegen Ende seiner Regierung die so straff angezogenen Zügel nachlassen müssen, so hatte sein Tod die ihm widerstrebenden Gewalten vollends befreit und zu verstärkten Anstrengungen gegen die Uebermacht des Königthums ermuthigt. Der deutsche Episkopat hoffte die Herrschaft der strengen Cluniacenser loszuwerden, die weltlichen Fürsten forderten wieder maßgebenden Einfluß auf die Reichsregierung und wollten namentlich

das salische Erbkönigthum beseitigen. Gegen beide aber stand der niedere Adel der Ministerialen, der, seit ihn Konrad II. aus der Abhängigkeit von den großen Herren gelöst, mit dem Königthum die wichtigsten Interessen gemein hatte und dessen natürlichen Rückhalt gegen jene beiden bildete. Nur eine eiserne Hand hätte diese Parteiung niederhalten können, und nun lag die Leitung des Reichs dem Namen nach in der Hand eines sechsjährigen Knaben, thatsächlich in der einer Fremden, die, bei ihrem Eintritt nach Deutschland mit Mistrauen und Uebelwollen aufgenommen, nun alle je gegen sie vorhandenen Vorurtheile von Neuem aufleben sah. Die zarte Frau war voll guten Willens, von ungewöhnlicher Bildung, verständig und umsichtig, aber eine Theophano war sie nicht. Zudem vergaß es der deutsche Episkopat ihr nicht, daß sie den Gemahl vollends für Clugny gewonnen und damit den Sieg der Reformpartei in der Kirche gefördert hatte. Daß die Erzbischöfe und viele angesehene Bischöfe sich fern hielten, minderte natürlich das Ansehen und den Einfluß der Regentin; daß sie, von jenen im Stich gelassen, nur wenig bedeutende, an einen so hervorragenden Platz nicht recht passende Männer zu den Geschäften heranzog, setzte sie nicht blos erneuten Anfeindungen aus, sondern ehrenrührigen Nachreden. Natürlich vermochte es Agnes nun auch nicht, dem unbändigen Treiben der Großen Einhalt zu thun. In Sachsen trotzte der Billinger Herzog Ordulf dem seines mächtigen Beschützers beraubten Adalbert von Bremen große Güter ab; Rudolf von Rheinfelden nöthigte die Kaiserin, ihm nicht blos ihre Tochter Agnes, die er aus dem Kloster entführt, zu vermählen, sondern auch das Herzogthum Schwaben nebst der Verwaltung Burgunds zu überlassen. Nun mußte sie Berthold von Zähringen, dem Heinrich III. Schwaben zugesagt haben sollte, mit Kärnthen und der Veroneser Mark entschädigen, als diese durch Herzog Konrads Tod frei wurden. In Baiern aber ließ Otto von Nordheim, ein ehrgeiziger Sachse, den die Regentin durch die Verleihung dieses Herzogthums an sich zu fesseln gedacht hatte, die Maske bald fallen, um die Seele aller Intriguen gegen die salische Herrschaft zu werden. So waren in wenigen Monaten die Erfolge vernichtet, welche Konrad II. und Heinrich III. gewonnen hatten. Auch Ungarn entzog sich bald der Abhängigkeit vollends. König Andreas wurde durch seinen Bruder Bela gestürzt, und nachdem er an der Spitze eines ihm zu Hülfe geschickten deutschen Heeres besiegt und getödtet war, lebte sein Sohn Salomon, dem des jungen deutschen Königs Schwester Judith oder Sophie verlobt war, als landflüchtiger Prätendent an dem Hofe der Regentin.

Aber diese Angelegenheiten traten zunächst zurück gegen die großen kirchlichen Interessen. Am 27. Juli 1061 starb Nikolaus II., und nun wandte sich der römische Adel, der nicht blos seinen Einfluß eingebüßt hatte, sondern sich auch von der früher üblichen Ausbeutung der Kirchengüter ausgeschlossen sah, nach Deutschland an die Regentin mit der Bitte um Ernennung eines Nachfolgers. Die Reformpartei dagegen erhob unter Hildebrands Leitung einen ihrer bewährtesten Vorkämpfer, Anselm von Lucca, den Besieger der Mai-

länder Kirche, als Alexander II. gemäß der Wahlordnung von 1059 auf den päpstlichen Thron, obgleich gegen die Wahlordnung die deutschen Bischöfe protestirt hatten. Namentlich aber erhob sich jetzt die lombardische Kirche mit Aufbietung aller Kräfte zu dem Versuche, die Herrschaft der Reformpartei zu zertrümmern und die alte Freiheit wieder zu gewinnen. In Cadalus von Parma, der sich Honorius II. nannte, stellte sie einen Gegenpapst auf und wandte sich zugleich an die Regentin um einen Schiedsspruch in diesem Schisma. Die Gegner der Hierarchie erkannten die Hoheit der deutschen Krone über den Stuhl St. Peters an, freilich in der Erwartung, dieselbe zu ihren Gunsten geübt zu sehen. Wirklich proclamirte auch eine Synode der lombardischen Bischöfe, die sich zu Zürich um die Kaiserin versammelte, Honorius II. als den rechtmäßigen Papst. Italien wurde nun der Schauplatz eines wilden kirchlichen und politischen Kampfes, in dem die Bedrängnis der Reformpartei je länger je mehr wuchs und der Sieg sich endlich zu Cadalus neigte. Wie glänzend hätte unter diesen Umständen das kaiserliche Recht Rom und der Kirche gegenüber wiederhergestellt, wie gründlich das Machtstreben der hierarchischen Partei gebrochen werden können! Aber gerade in dem günstigsten Augenblicke erfolgte in Deutschland ein Staatsstreich, der die Regentin aus der Leitung der Geschäfte verdrängte und die Männer um allen Einfluß brachte, welche das Reich für Cadalus in das Feld zu führen beabsichtigten.

Der Gedanke lag nahe, daß eine der im Reiche mit einander streitenden Parteien die Gewalt an sich riß, indem sie den angeblichen Träger derselben, das königliche Kind, in ihre Hand brachte. Schon 1057 hatte ein gewaltthätiger sächsischer Edelmann, Otto, der natürliche Bruder des gegen die Liutizen gefallenen Markgrafen Wilhelm von der Nordmark, dergleichen geplant; sein Tod im Kampfe gegen Ekbert von Braunschweig hatte die Ausführung verhindert. Eine Partei scheint nicht hinter ihm gestanden zu haben; allmählich aber fand sich eine solche zusammen. Eben die Männer, die sich der Regentin demonstrativ fern hielten, murrten doch, daß nicht sie, sondern Leute untergeordneten Ranges im Rathe derselben den Ausschlag gaben, daß dieselbe in der Reichsregierung von einem kleinen Kreise vertrauter Gehülfen unterstützt wurde, die mit wenigen Ausnahmen nicht dem Laienfürstenthum und auch nicht dem Episkopate angehörten, sondern meist wol dem seit Konrad II. am Hofe in die Höhe gekommenen niederen Adel. Diese Leute hatten auch in Zürich für Cadalus den Ausschlag gegeben: deshalb zürnten ihnen namentlich die der Reform geneigten Bischöfe. Verschiedene Motive wirkten so zusammen, um die Unzufriedenheit mit der Regentin zu steigern, die obenein noch böse Zungen durch Verdächtigung ihres Wandels, namentlich ihrer Beziehungen zu dem Bischof Heinrich von Augsburg, in Miscredit zu bringen suchten. Im Centrum dieses Kreises stand Erzbischof Anno von Köln, ein Schwabe von Geburt, in Geschäften bewährt, sittenstreng und ein kirchlicher Eiferer, aber auch voll Herrschsucht und Gewaltthätigkeit. Ihm verbanden sich sein Neffe Burkhard, der Bischof von Halberstadt, und Günther von Bamberg,

von weltlichen Großen Ekbert von Braunschweig, der Baiernherzog Otto von Nordheim, dessen unruhiger Ehrgeiz mit allen Mitteln emporstrebte, und Gotfried von Lothringen, der durch eine Umwälzung in Deutschland der bedrängten hierarchischen Partei in Italien Luft zu machen hoffte. Im Mai 1062 entführten die Verschworenen den jungen König seiner jammernden Mutter und entrissen so dieser und ihren vertrauten Räthen die Leitung der Geschäfte und brachten diese an sich selbst. Nur dauerte auch diesmal die Einigkeit unter den Genossen der Gewaltthat nicht lange: der Gegensatz zwischen Bischöfen und Laienfürsten störte sie bald. Letztere sahen sich von dem Genuß des Sieges ausgeschlossen, denn die Bischöfe nahmen die Regierung für sich in Anspruch. Auch Anno von Köln mag sich durch die schließlich getroffene Ordnung enttäuscht gefühlt haben: man ließ ihm zwar die Erziehung des jungen Königs und räumte ihm damit einen höchst einflußreichen Platz ein, aber in Betreff der Regentschaft wurde bestimmt, daß immer derjenige von den Bischöfen sie führen sollte, in dessen Sprengel der junge König gerade verweilte.

Ein solches vielköpfiges Regiment, in dem die zeitweilig vorwaltenden Richtungen nach rein zufälligen Aeußerlichkeiten wechselten, mußte die vorhandenen Gegensätze noch verbittern. Das Königthum war entwürdigt, das Laienfürstenthum grollte; die königliche Dienstmannschaft sah sich um ihren Einfluß gebracht; die dem Königthum eben gewonnenen Bundesgenossen in Italien fühlten sich zurückgestoßen: denn unter Annos Einfluß ergriff die Regentschaft nun die Partei Alexanders II. und brachte das dem Siege nahe Gegenpapstthum des Cadalus damit kläglich zu Fall. Inzwischen steigerte die Rücksichtslosigkeit, mit der jeder der zeitweilig zur Gewalt gelangenden Regenten seinen, seiner Kirche, seiner Günstlinge Vortheil zu fördern trachtete, den allgemeinen Unwillen. Immer ungeduldiger forderte das Laienelement, Fürsten so gut wie königlicher Dienstadel, seinen Antheil an der Gewalt; auch zu den mit- und doch gegeneinander regierenden Bischöfen wird sich Annos Verhältnis unter diesen Umständen noch ungünstiger gestaltet haben. Seine Stellung zu stärken zog er erst Siegfried von Mainz, dann Adalbert von Bremen näher an sich, mußte sich aber in dem letzteren schnell einen gefährlichen Nebenbuhler erstehen sehen, dessen steigende Geltung weiterhin dem Königthum zu gute kam. Adalbert war dem salischen Hause persönlich innigst verbunden: als Vertrauensmann Heinrichs III. war er sicher nicht ohne sehr bestimmte Absicht gerade der nordischen Metropole vorgesetzt worden, wo sein von dem Kaiser gefördertes weltliches Machtstreben dem unruhigen Freiheitsdrange der sächsischen Edelinge die Wage hielt, und seine Pläne zu einem nordischen Patriarchate kamen den Weltherrschaftsentwürfen des gewaltigen Saliers zu Hülfe: selbst die Tiara hatte unter solchen Umständen für Adalbert nichts Lockendes gehabt. Seine streng kirchliche Richtung, sein makelloser Wandel gewannen ihm auch die Reformfreunde; seine Liebe zu Glanz und Pracht, seine Leutseligkeit, sein gewinnendes Wesen erwarben ihm die Neigung des jungen Königs, der unter dem harten, strengen und finstern Wesen Annos

gelitten hatte. Zudem hatte Adalbert an der Entführung Heinrichs keinen Antheil gehabt: um so mehr sah der junge König in dem glänzenden Kirchenfürsten die große und glückliche Zeit seines Vaters verkörpert; allmählich hat dann der gemeinsame Haß gegen die sächsische Unbändigkeit beide noch näher zusammengeführt.

Der Eintritt des Bremer Erzbischofs in die Regentschaft leitete so einen folgenreichen Wechsel in derselben ein. Die bischöflichen Interessen traten zurück, weltliche Gesichtspunkte wurden wieder maßgebend: unvermerkt knüpfte man an Heinrich III. an. Ungarn wurde 1063 durch einen glücklichen Feldzug und den Tod Belas unter die deutsche Oberherrschaft zurückgeführt, und Heinrichs IV. Schwager Salomon nahm den väterlichen Thron ein. Zum offenen Bruche aber kam es zwischen Anno und Adalbert über die kirchliche Frage: im Widerspruch mit den Interessen des Reichs und den Wünschen der meisten Bischöfe entschied Anno 1064 auf dem Concil zu Mantua für das hierarchische Papstthum Alexanders II.; aber seine Absicht, den jungen König selbst zur Unterstützung desselben mit Heeresmacht über die Alpen zu führen, scheiterte an dem Widerspruch Adalberts. Freilich vermehrte dieser dadurch auch die Zahl und steigerte den Eifer seiner Gegner, die es mit Sorge beobachteten, wie er, seitdem Heinrich IV. im Frühjahr 1064 mündig gesprochen war und seine Mutter sich in ein Kloster zurückgezogen hatte, im unbedingten Vertrauen des jungen Königs mit uneingeschränkter Machtvollkommenheit waltete. Mit den kirchlichen Eiferern schlossen sich nun die Bischöfe zusammen, die aus der Regentschaft verdrängt waren, und dann die Laienfürsten, die eine Rückkehr zu der Strenge Heinrichs III. fürchteten. Am meisten beunruhigt aber fühlten sich die Sachsen: denn während Adalbert in seinen vielfachen Streitigkeiten mit denselben seit Heinrichs III. Tod häufig unglücklich gewesen war, benutzte er jetzt seine Stellung zu möglichster Wiedergewinnung des Verlorenen. Der junge König aber nahm nicht blos den den Sachsen schon von seinem Vater her so verhaßten Burgenbau wieder auf, sondern verweilte vielfach in Sachsen und legte demselben durch beides unmuthig getragene Lasten auf. Indem sich nun diese unzufriedenen Elemente zur Erreichung des nächsten, ihnen gemeinsamen Zieles einigten, geschah Aehnliches, wie der junge König 1062 hatte erleben müssen. Im Januar 1066 wurde ihm von der vereinigten Opposition, obenan den Erzbischöfen von Köln und Mainz und Otto von Nordheim, während eines Hoftages in Tribur die Wahl gestellt zwischen Abdankung und Entfernung Adalberts. In die Gewalt der Verschworenen gegeben mußte Heinrich sich unterwerfen: der Bremer Erzbischof wurde vom Hofe verwiesen. Daß Heinrich sich nur wuthknirschend fügte, daß er hinfort nur den einen Gedanken hatte, für diese neue Demüthigung Vergeltung zu üben, ist begreiflich genug. Die Opposition aber hatte doch nur wenig gewonnen. Denn das vielköpfige, willkürliche und eigennützige Fürstenregiment, das nun Platz griff, brachte bald alles gegen sich auf, und inmitten des Widerstreites der hadernden Gewalthaber gewann der junge König allmählich seine Selb-

ständigkeit wieder und kehrte zu der Politik zurück, die er mit Adalbert gemeinsam verfolgt hatte. Bald hörte man in Folge dessen die alten Klagen: wieder lag der Hof mit Vorliebe in den sächsischen Burgen; die Ausschreitungen der Burgmannschaften und die vielfache Lockerheit der königlichen Genossen erbitterten alle Schichten des sächsischen Stammes. Besonders empfanden es die stolzen sächsischen Edelinge, daß meist Leute niederer Herkunft im Rathe des Königs das entscheidende Wort führten und ihnen diese ungewohnten Bedrückungen auferlegten. Das erbitterte auch die deutschen Fürsten, die trotz des Staatsstreiches von 1066 von der Gewalt ausgeschlossen waren, mit alleiniger Ausnahme des Baiernherzogs Otto, der auch in dieser Zeit bei dem König angesehn und einflußreich war, indem er als ein Meister in der Intrigue seine eigenen dunklen Wege ging.

Leider haben wir von all diesen Vorgängen, die ja naturgemäß in ein gewisses Dunkel gehüllt blieben, nur ungenügende Kenntnis. Denn mehr als die Thatsachen spiegelt die geschichtliche Ueberlieferung gerade dieser Zeit die leidenschaftliche Verbitterung der Parteien wieder. Obenein kommen in der historischen Litteratur jener Epoche fast nur die Gegner Heinrichs IV. zum Wort, und gerade diejenigen, die auf die Gestaltung der Ueberlieferung besonders eingewirkt, das Urtheil der Nachwelt vorzugsweise bestimmt haben, wollten Heinrich vor Mit- und Nachwelt geradezu brandmarken. Zudem waren die Ministerialen, in deren Masse der König seinen Hauptanhang hatte, als ungelehrte Leute zur Geschichtschreibung nicht berufen; was aber aus schriftkundigen, geistlichen Kreisen zu Gunsten Heinrichs verfaßt wurde, das erlag der Verfolgung durch die siegreichen Gegner und ist nicht selten planmäßig vernichtet worden. Diesem Schicksal, das freilich der unbekannte Autor auch für seine Arbeit fürchtete, ist zu unserem Glück wenigstens das Leben Kaiser Heinrichs IV. entgangen, eine gleich nach dem Tode desselben verfaßte kurze, pietätvolle und von begeisterter Anhänglichkeit durchwehte Würdigung seiner Thaten und Kämpfe, die allerdings nicht frei ist von panegyrischer Tendenz und auch in Bezug auf die Thatsachen nicht durchaus zuverlässig, aber doch das Bild des Menschen mit unmittelbarster Lebendigkeit wiedergiebt. Sonst herrscht in der Ueberlieferung fast durchweg bewußte, zum Theil leidenschaftliche Feindschaft gegen Heinrich: seine Absichten sind möglichst ungünstig gedeutet, seine Erfolge verschwiegen oder möglichst verringert, seine Thaten auf möglichst niedrige Motive zurückgeführt. Nicht selten muß daher die historische Forschung die Unmöglichkeit sicherer Erkenntnis constatiren und die Darstellung sich damit begnügen, gewisse allgemeine Züge, die allein deutlich hervortreten, festzuhalten und von ihnen aus den Gang der Ereignisse wenigstens in den Hauptlinien zu verfolgen. Wenn wir nun von diesem Standpunkte aus die im Einzelnen oft unsichere Ueberlieferung in ein Gesammtbild zusammenzufassen versuchen, so handelte es sich in der großen Krisis, welcher die Regierung Heinrichs IV. zudrängte, zunächst doch nur um denselben Gegensatz, welcher bisher die Entwickelung des Reichs überhaupt bestimmt hatte, den nämlich

zwischen Königthum und Fürstenthum, zwischen einem monarchisch straff zusammengefaßten Staate und einer locker geeinigten Föderation im Wesentlichen selbständiger Territorialgewalten. Planmäßig und anfangs mit wachsendem Erfolge hat Heinrich IV. nach dem erstern gestrebt, er hatte in dem schließlich entbrennenden Kampfe bereits obgesiegt, war Herr der widerstrebenden Mächte geworden, als um anderer Gründe willen sein Conflikt mit der Kirche erfolgte und dem besiegten Fürstenthum in dieser eine mächtige Bundesgenossin erstand: der unnatürlichen, nur aus dem beiden gemeinsamen Haß gegen den König



Siegel Heinrichs IV.

Der König sitzend auf einem Stuhle ohne Rücklehne, unten zwei Rundbogen. Auf dem Haupte die Perlenkrone, in der Rechten Adlerscepter, in der Linken Reichsapfel mit Kreuz. Umschrift: † HEINRICUS DI GRA REX. (Nach Heffner.)

entstammenden Verbindung dieser beiden Mächte ist Heinrich IV. schließlich nach rühmlichem Kampfe erlegen.

Der junge König regierte ohne Bischöfe und Fürsten, gestützt auf die königlichen Dienstmannen und berathen durch etliche meist jüngere Herren aus dem niedern Adel, die am Hofe ihr Glück suchten und durch Fügsamkeit gegen die königlichen Launen am sichersten fanden. Im Bewußtsein ihrer Unbeliebtheit und voll Sorge um den Bestand ihrer Macht beuteten diese Leute ihre Stellung zum eigenen Vortheil möglichst aus. Während sie so den fürstlichen Adel durch ihren Uebermuth beleidigten und durch ihre Willkür alle erbitterten, waren sie käuflich, beugten das Recht und verhandelten geistliche

Würden und Aemter. Des Königs eigener Wandel gab Anstoß: ja, die wiedergewonnene Selbständigkeit wollte Heinrich zunächst zur Lösung der Ehe mit Bertha von Susa benutzen, zu der die Fürsten ihn 1066 genöthigt hatten. So gewann damals Siegfried von Mainz seine Gunst: für den Zehnten in Thüringen, den der habgierige Prälat begehrte, vom König vorläufig mit 120 Höfen abgefunden, wollte er zur Scheidung der Ehe helfen. Das Vorhaben scheiterte aber an dem energischen Einschreiten Alexanders II.: dieser schickte den eifrigen Petrus Damiani nach Deutschland, und dessen eindringliche Vorstellungen und strenge Mahnungen geboten dem König und dem Erzbischof Halt. Aber die Erbitterung der Thüringer, welche die Kosten des Handels zwischen beiden hatten tragen sollen, blieb und steigerte die allgemeine Misstimmung. Heinrich IV. jedoch glaubte damals die Zeit gekommen, um die Gegner durch einen Gewaltstreich niederzuwerfen. Schon ein Aufstand des thüringischen Markgrafen Dedi wurde mit großer Härte bestraft; 1070 aber wurde gegen Otto von Nordheim, der bisher am Hofe etwas gegolten hatte, auf Grund der Denunziation durch einen Mann niederen Standes die Anklage erhoben, daß er dem König nach dem Leben gestanden habe. Als Otto sich zu dem gerichtlichen Zweikampfe nicht stellte, wurde ihm das Herzogthum Baiern abgesprochen und seinem Neffen, Welf III., einem Sohn des Markgrafen Azzo von Este, aufgetragen. Natürlich griff Otto zu den Waffen: unter Magnus, dem Sohn des Herzogs Ordulf von Sachsen, schloß sich ihm der unzufriedene Adel der sächsisch-thüringischen Landschaften an. Doch kam es schon Pfingsten 1071 zu einem Vergleich, in dem der Nordheimer gegen Verzicht auf Baiern und Stellung in Haft sein Eigengut behielt. Der ganze Vorgang ist dunkel: in wie weit Otto schuldig oder das Opfer einer gegen ihn gesponnenen Intrigue war, vermögen wir ebensowenig zu sagen, wie wir die Motive kennen, aus denen die Parteien sich sobald verglichen. Beobachtet man aber das Treiben Heinrichs und seiner „geheimen Räthe", wie man die bei ihm einflußreichen Emporkömmlinge zu nennen pflegte, in der Folgezeit, so gewinnt man doch den Eindruck, als ob es sich um ein abgekartetes Spiel gehandelt habe, um den durch Talent, Entschlossenheit und Macht gefährlichsten Gegner zu beseitigen, da man in ihm ein unüberwindliches Hindernis für die königlichen Pläne erkannt hatte. Inzwischen nämlich war auch Adalbert von Bremen an den Hof zurückgekehrt: er, der bei der Bändigung Sachsens kirchlich und politisch am meisten zu gewinnen hatte, verstärkte durch seinen Einfluß Heinrichs Unwillen gegen die Billinger, und führte Heinrich ganz zu den Entwürfen zurück, die 1066 so jäh durchkreuzt worden waren. Daran änderte sich auch nichts, als Adalbert 1072 zu Goslar starb. Immer drückender empfanden die Sachsen die ihnen aufgelegten Lasten: aller Freiheit schien bedroht und Adel und Bauern gleichmäßig dauernder Dienstbarkeit verfallen. Die königlichen Burgen wurden erweitert und vermehrt: sie schienen den Sachsen wie die Glieder einer Kette, die sich enger und immer enger um sie legte, um sie undeutscher fürstlicher

Willkür dienstbar zu machen. Gelang dies, so stand noch Schwereres bevor: dann mußte Thüringen an Mainz den lästigen Zehnten zahlen und auch Sachsen hatte ähnliche Belastung zu fürchten. So wuchs die Misstimmung, stieg die Verbitterung, organisirte sich der Widerstand, und angesichts dessen entbrannte der junge König immer heftiger im Zorn gegen die verhaßten Sachsen, denen er vorzugsweise die Triburer Demüthigung schuld gab, strebte er leidenschaftlicher nach Niederwerfung der im Centrum des Widerstandes stehenden Billinger und gewöhnte sich immer mehr an die Vorstellung, daß ohne Züchtigung Sachsens Recht und Würde seines Königthums überhaupt nicht bestehen könnten. Die Despotennatur in Heinrich war geweckt. So erneute der König 1073 die Schenkung des thüringischen Zehnten an Mainz, indem er gleichzeitig die gegen diese Verfügung Appellirenden mit Todesstrafe bedrohte. Man scheint sich dem harten Gebote zunächst gefügt zu haben: so stark war damals also Heinrichs Macht, so nahe der König seinem Ziele, der Weg schien offen vor ihm zu liegen zu einer radicalen Umgestaltung der bisher bestehenden Ordnung, und die Reichsverfassung, wie sie sich aus dem Widerstreit zwischen Monarchie und aristokratischer Föderation entwickelt hatte, war in seine Hand gegeben. Wie wollten geistliches und weltliches Fürstenthum sich dem Zwange entziehen, den das erstarkte salische Erbkönigthum im Bunde mit dem diensteifrigen Ministerialenthum ausübte?

In Sachsen aber handelte es sich um die Freiheit von Adel und Fürsten nicht allein; auch der gemeine Mann, der dort noch im Besitz der alten Freiheit gebliebene Bauer sah sich schwer bedroht: er wartete nur auf einen Führer, um sich offen zu erheben. Heinrich glaubte in dieser Richtung vorgesorgt zu haben, indem er nach dem Tode des Herzogs Ordulf dessen Sohn Magnus in Haft behielt, ja denselben nur unter der Bedingung freilassen zu können erklärte, daß er auf das Herzogthum verzichtete. Auch hatte er die Hauptburg der Billinger, Lüneburg, in seine Gewalt gebracht. Zudem schien Otto von Nordheim durch Entlassung aus der Haft gewonnen und von der Sache seiner Landsleute getrennt. Doch hatte der Vielgewandte damit offenbar nur eine Maske angenommen, um den König in Sicherheit einzuwiegen und dann um so gewisser zu verderben. Denn in dem Augenblick, wo der im Geheimen planmäßig vorbereitete Aufstand ausbrach, erschien er in der Mitte der gährenden Menge, um als anerkanntes Haupt den Ansturm gegen die Machtstellung des salischen Hauses zu leiten. Dies geschah im Sommer 1073. Heinrich IV. hatte den sächsischen Heerbann gegen Polen aufgeboten; Adel und Bauernschaft Sachsens fürchteten darin eine Falle: indem er so die waffenfähige Mannschaft aus dem Lande entfernte, wollte der Despot, so meinte man, sich nur die Gelegenheit schaffen, die sächsische Freiheit vollends niederzuwerfen. Demselben Zweck sollte auch eine Zusammenkunft gedient haben, die Heinrich das Jahr zuvor mit dem Dänenkönig Svend Estrithson gehabt hatte. Man stellte Heinrich zunächst vor, wie die Sachsen an dem fortdauernden Grenzkriege gegen die Slaven schwer genug zu tragen

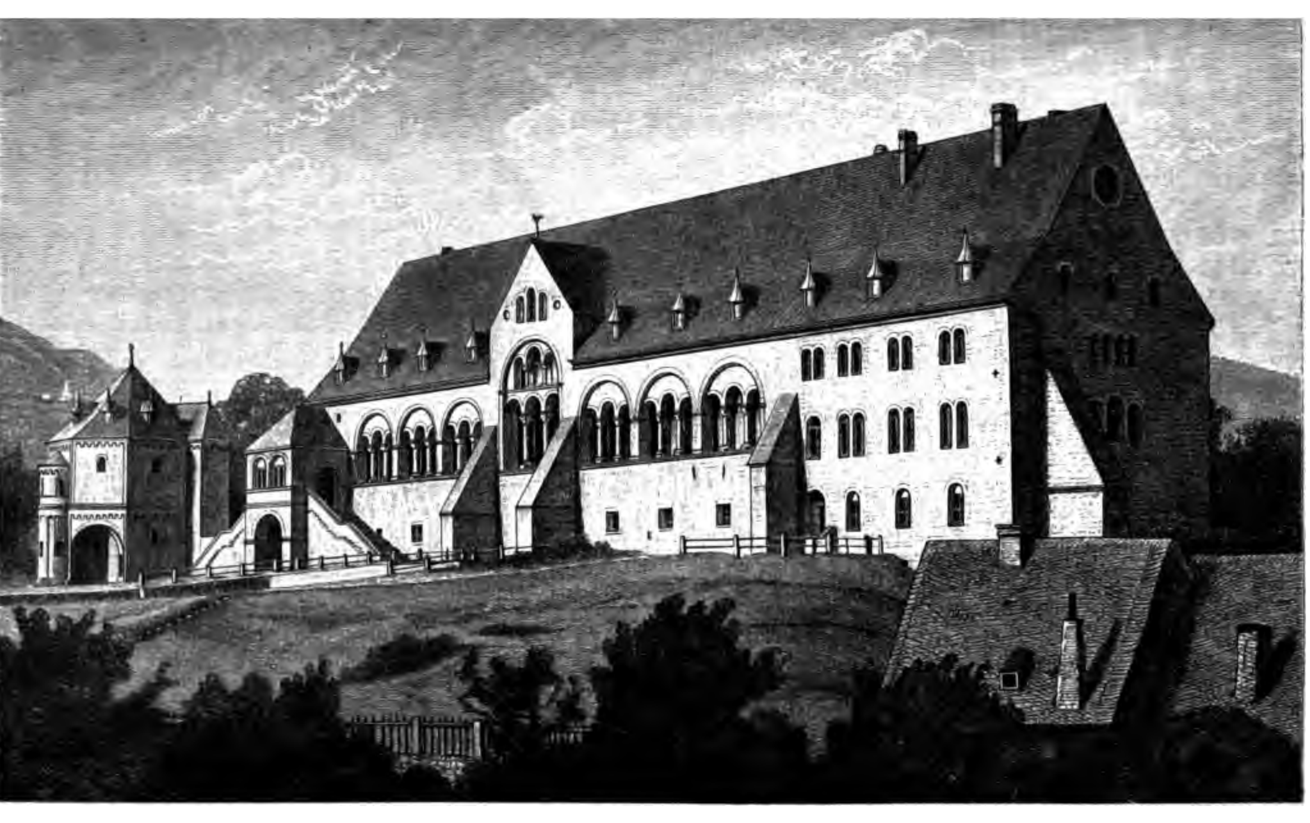
hätten und daß man ihnen deshalb die Heeresfolge gegen Polen billiger Weise erlassen müßte, zumal die Entblößung der Marken leicht verhängnisvoll werden könnte. Natürlich wies Heinrich diese Bitte ab, hinter der er nur eine List der Sachsen witterte. Das seit Jahren aufgesammelte Mistrauen hinderte eine Verständigung, auch wenn auf beiden Seiten wirklich keine besondere Nebenabsicht obwaltete. Schon auf einen Tag, den er den Sachsen nach Goslar angesetzt hatte, wagte sich der König nicht mehr: er barg sich hinter den Mauern der festen Harzburg. Das empfanden die Sachsen als eine neue höhnische Herausforderung: sie appellirten an die Waffen. Bei Eisleben versammelten sich die sächsischen Edelinge und Bauern. Otto von Nordheim führte das große Wort und wußte, ein Meister in den Künsten der Demagogie, die Gemüther vollends zu erhitzen und dann nach seinem Willen zu lenken: die von den Vätern ererbte Freiheit gelte es zu vertheidigen gegen einen Tyrannen; das Unrecht, dessen sich der König schuldig gemacht, habe den ihm geleisteten Eid der Treue aufgehoben. Nun kam die Bewegung in Fluß. In den ersten Augusttagen strömten die Sachsen, 60,000 Mann stark, nach der Harzburg zusammen; am 7. lagen sie dichtgedrängt um die Burg, in der Heinrich mit den verhaßten Räthen und geringer Besatzung verweilte. Man legte ihm eine Art von Ultimatum vor: nur nach Erlaß der polnischen Heerfahrt, Räumung der verhaßten Burgen, Entfernung der geheimen Räthe und Freilassung des gefangenen Herzogs werde man die Waffen niederlegen. Heinrich lehnte nicht einfach ab: er unterhandelte, aber in der zweiten Nacht, vom 8. zum 9. August, entwich er mit geringem Gefolge auf geheimen Wegen. Doch erst als er glücklich nach Franken kam, erkannte er die ungeahnte Größe der ihn umgebenden Schwierigkeiten. Die Lüneburg war schon gefallen: ihre Besatzung zu retten, bewilligte Heinrich die Freilassung des Herzogs Magnus — eine Nachgiebigkeit, welche die Zuversicht der Sachsen nur steigerte. Aber er hoffte bald eine andere Sprache mit den Rebellen zu reden: doch weigerten sich die Fürsten ihre zum Polenzug aufgebotenen Mannschaften gegen die Sachsen zu führen. Offenbar war die sächsische Bewegung nur der Beginn einer allgemeinen Erhebung, und selbst die Wolmeinendsten mochten denken, daß der König die Gefahr, die er durch sein autokratisches Alleinregieren heraufbeschworen hatte, auch allein bekämpfen möchte. Auch die Vermittlungsversuche einiger geistlichen und weltlichen Fürsten zeigten eine entschiedene Abneigung gegen Heinrich: denn es war doch eine Verurtheilung der königlichen Politik, wenn man vorschlug, der König sollte den Sachsen Straflosigkeit gewähren, diese ihm aber Genugthuung leisten. Ja, es soll zu Gerstungen, wo die Vermittler mit den Sachsen tagten, sogar die Absetzung Heinrichs erwogen sein. Auch der Episkopat that nichts für denselben. Jetzt rächte es sich an Heinrich, daß er unklug der großen kirchlichen Bewegung der Zeit den Rücken gekehrt und nichts gethan hatte, den deutschen Episkopat vor der Ueberwältigung durch die Reformpartei und der Unterwerfung unter die römische Hierarchie zu

schützen. Er mochte es wol gar mit einer gewissen Schadenfreude gesehen haben, wie die Männer, die sich einst seine Gewalt angemaßt hatten, für ihre simonistische Vergangenheit mit kirchlichen Censuren belegt wurden: 1068 hatte Anno von Köln in Rom büßen müssen, und dann waren Siegfried von Mainz, der Bischof von Bamberg und andere 1070 zu gleichem Zweck dorthin citirt worden, und der König hatte sie nicht geschützt. Die Stütze, die Otto der Große dem deutschen Königthum geschaffen hatte, war von diesem einfach preisgegeben worden. In dieser Bedrängnis zog Heinrich an den Oberrhein: dort, bei den Bürgern von Worms, fand er hülfbereite Aufnahme; in dem Schutze der alten Stadt genas er von schwerer Krankheit, die ihn niedergeworfen, und erhob sich in neuer Zuversicht zur Bekämpfung seiner Feinde. Hatte der sächsische Adel die Kraft der Bauern wider den König in das Feld gebracht, so erhoben sich jetzt die Bürger der Städte für den König, der ihnen Befreiung von der bischöflichen Herrschaft, Freiheit des Handels und Förderung des Gewerbes verhieß. Das machte Eindruck auf die Bischöfe: nun leisteten sie dem König Zuzug, so daß derselbe, auch sonst noch von seinen Anhängern unterstützt, im Winter 1073 auf 1074 bei eisiger Kälte nach Sachsen ziehen und dasselbe bis Hersfeld hin verwüsten konnte. Dennoch blieben die Sachsen unter Otto von Nordheim im Vortheil, als Heinrich durch die Weigerung der bischöflichen Mannschaften ihm weiter zu folgen zu einem Frieden gezwungen wurde, der im Februar 1074 in Gerstungen zum Abschluß kam. Derselbe gewährte den Sachsen Straflosigkeit, erlegte dagegen dem König die Brechung seiner sächsischen Burgen auf. Ferner mußte Heinrich den Sachsen die Belassung bei ihren alten Rechten zusichern; Otto von Nordheim sollte in dem bairischen Herzogthum restituirt werden; der Bruch des Vertrages aber sollte an dem König mit Verlust der Krone gestraft werden.

Das Königthum hatte eine neue Niederlage erlitten; doch wurden ihre Wirkungen in Folge des Misbrauchs des Sieges durch die Sachsen aufgehoben. Denn als dieselben auf Grund des Gerstunger Vertrages nach Abzug der Besatzung die Harzburg schleiften, begingen sie die greulichsten Frevel, indem sie selbst die Burgcapelle und die darin befindlichen Gräber jung verstorbener Geschwister Heinrichs IV. entweihten und zerstörten. Der wilde Fanatismus der Sachsen entband den König der eben eingegangenen Verpflichtungen: gegenüber Frevlern, die selbst vor Kirchen- und Gräberschändung nicht zurückschreckten, waren dieselben erloschen; kein weltlicher und kein geistlicher Fürst konnte jetzt für die Sachsen Partei ergreifen, dem König gegen sie die Heerfolge weigern. Ein vollkommener Umschwung trat ein. Als Heinrich, der trotz der eigenen Bedrängnis im Herbst 1074 gegen die Ungarn ins Feld geeilt war, um die Entthronung seines Schwagers Salomon zu rächen, zu Ende des Jahres in Straßburg Hof hielt, wurde ihm von den erschienenen Fürsten Hülfe gegen die ruchlosen Sachsen zugesagt. Gewiß spielte der Eigennutz dabei eine Rolle. Stand doch für Siegfried von Mainz der Thüringer Zehnte, für Welf III. Baiern auf dem Spiel. So rückte der König im Frühjahr 1076 mit einem

beträchtlichen Reichsheere ins Feld gegen die Sachsen, deren Reihen bereits durch Abfall gelichtet waren. An der Unstrut überraschte er dieselben und brachte ihrem sich schnell sammelnden Fußheere, nachdem die ihm zuerst entgegengeworfene Adelsreiterei niedergekämpft war, eine schwere Niederlage bei. Die fliehenden Schaaren entwichen weit nach Osten, und bis an die Abhänge des Harzes streifte Heinrich unter schwerer Züchtigung des rebellischen Landes, während der Mainzer Erzbischof die Thüringer durch den Kirchenbann zur Zahlung des Zehnten anzuhalten strebte. Im Oktober, nach einer durch zunehmenden Mangel veranlaßten Unterbrechung, erschien Heinrich dann wiederum in Sachsen. Dort war man jetzt zur Unterwerfung um so mehr bereit, als die Katastrophe an der Unstrut das Einverständnis zwischen den Bauern und dem Adel gestört hatte; auch versprachen die zu dem König stehenden Fürsten dafür zu sorgen, daß der Sieger die bedingungslose Unterwerfung, auf der er bestand, nicht misbrauchte. So fand Ende Oktober 1075 bei Spier in der Gegend von Sondershausen die Unterwerfung der sächsischen Fürsten und Edelleute statt, obenan Ottos von Nordheim, des Erzbischofs von Magdeburg, des Bischofs von Halberstadt: ihrer Würden und Aemter entsetzt wurden sie als Staatsgefangene in verschiedenen Theilen des Reichs internirt.

Welcher Stolz, welche hochfliegenden Hoffnungen mochten Heinrich in jenen Tagen des Glückes erfüllen! Die Demüthigungen von Tribur und Goslar waren wettgemacht; Sachsen lag am Boden, und was er früher in langsamem Vorgehen allmählich zu erreichen gedacht, konnte er jetzt mit einem Schlage zu Ende führen. Die Masse der confiscirten sächsischen Lehen setzte ihn in den Stand eine Menge seiner schwäbischen und rheinischen Getreuen in dem Lande zu versorgen, das sich eben seiner Herrschaft hatte entziehen wollen: dasselbe wurde nun gewissermaßen mit einer dem König in unbedingter Treue ergebenen Besatzung belegt. Die im vorigen Jahre gebrochenen Burgen erstanden aus den Trümmern, neue wurden aufgeführt, um Adel und Bauerschaft Sachsens unter das erschwerte Joch zu zwingen. In Goslar hielt der König Hof. Das unfreie Sachsen sollte der Grundstein werden für den monarchisch-centralistischen Reichsbau, den Heinrich aufzuführen gedachte: dort war die Position gewonnen, von der aus die fürstliche Selbständigkeit überhaupt gebrochen werden sollte. Damit tritt auch der Gedanke der salischen Erbmonarchie wieder deutlich hervor, dessen Geltung durch die letzten Ereignisse geschwächt, ja durch die Absetzungspläne der Fürsten schwer bedroht war. Welch günstiger Umschwung sich in der gesammten Lage vollzogen hatte, zeigte, daß Heinrich IV. Weihnachten 1075 zu Goslar die Wahl Konrads, seines ältesten Sohnes von Bertha von Susa, zum Nachfolger von den Fürsten vollzogen sah. Die große Krisis, welche Deutschland soeben durchgerungen, schien mit einem vollständigen Siege des Königthums enden zu sollen: zuletzt auf dem Wege zu einer lockern Föderation wandte sich die Entwickelung Deutschlands in die Richtung zu einer absolutistisch centralisirten Monarchie. In dem Augenblick aber, wo durch die



Das Kaiserhaus in Goslar.

Niederwerfung Sachsens die adlige und fürstliche Selbstherrlichkeit gebrochen war, entzog sich die Kirche der Herrschaft Heinrichs und führte damit eine neue Krisis herbei, die schließlich gegen das Königthum ausschlug.

Das Schisma des Cadalus war von Deutschland aus ohne Unterstützung geblieben. In einem greuelvollen Bürgerkriege hatte die Reformpartei ihre kirchlichen und politischen Widersacher niedergekämpft, indem sie namentlich in Oberitalien mit dem streitbaren Erlembald Cotta, dem „Ritter der Kirche", der, wie nachmals die Kreuzfahrer, unter dem rothen Kreuze in der weißen Fahne focht, auch die nationale Leidenschaft der erstarkenden bürgerlichen Communen entfesselte, während Mittelitalien durch die Markgräfin Beatrix und ihre schwärmerische Tochter Mathilde, die geistige Tochter Hildebrands, der Hierarchie gewonnen, Unteritalien und Sicilien aber durch den kühnen und verschlagenen Robert Guiscard und seinen Bruder Roger in Vollmacht des päpstlichen Stuhles für die werdende normännische Großmacht erobert wurde. Von hartbedrängten Anfängen hatte das Papstthum Alexanders II. sich zu glorreicher Entfaltung durchgekämpft, und nach dem Tode des Cadalus (April 1069) beugte sich die gesammte Kirche Alexander II. als ihrem rechtmäßigen Oberhaupte, der im Sinne der Reform allgebietend waltete, aber doch nur Hildebrands Ideen ausgeführt zu haben scheint. Es bedeutete daher eigentlich keine Aenderung in der Leitung der Kirche, als Alexander II. am 21. April 1073 starb und der bisherige Archidiakonus der römischen Kirche, ihre Seele eigentlich und der Urheber ihrer letzten großen Erfolge, unter augenfälliger Verletzung der von ihm selbst geschaffenen Wahlordnung in tumultuöser Weise durch Inspiration auf den Stuhl St. Peters erhoben wurde. Erst nachträglich stimmten die Cardinäle dem Geschehenen zu; Heinrich IV. ertheilte die erbetene Bestätigung der Wahl: es war das letzte Mal, daß ein deutscher Herrscher dieses Recht übte, das von den Ottonen begründet, durch Heinrichs III. Wahlprincipat erneuert und gefestigt war. Wenn aber der Erwählte bei der Weihe (29. Juni 1073) den Namen Gregor VII. annahm, so enthielt das bereits eine Kriegserklärung an das deutsche Königthum, denn es setzte die Rechtmäßigkeit Gregors VI. voraus und erklärte mittelbar das zu Sutri Geschehene für null und nichtig. Und in eben den Tagen, wo dies geschah, tagten die Sachsen in Eisleben und lauschten den Reden des Nordheimers wider den Tyrannen, und während Gregor VII. sich anschickte die Ideen Hildebrands mit Aufbietung aller Kräfte durchzusetzen und der widerstrebenden Welt Gehorsam abzuzwingen, verließ der Träger des salischen Erbkönigthums als Flüchtling auf nächtlichen Waldpfaden die von den Sachsen umlagerte Harzburg. Vermuthlich hat erst die Erkenntnis von dieser ungeahnten Gunst der Umstände Gregor VII. bestimmt, seine Ziele noch weiter hinaus zu rücken, so daß seine Entwürfe in demselben Grade wuchsen, wie er in die Ohnmacht der Gegner und namentlich in die Zerfahrenheit Deutschlands Einsicht gewann.

Denn gerade im Anfange tritt Gregor VII. mit unverkennbarer Vorsicht

auf und zeigt sich bemüht, mit dem deutschen König in gutem Verhältnis zu stehen; jedenfalls spricht nichts dafür, daß er einen Conflikt heraufzubeschwören die Absicht hatte. Auch mußte seine damalige Lage Heinrich zur Nachgiebigkeit gegen maßvolle päpstliche Forderungen mahnen. Wenn aber Gregor gegen die Simonie als den unheilvollsten der in der Kirche eingerissenen Misbräuche einschritt, so that er nur, was seine Vorgänger schon vielfach gethan, worauf namentlich der gewaltige Heinrich III. mit seinem ganzen sittlichen Ernst gedrungen hatte. Bereits auf der Synode, die er im März 1074 hielt, verbot Gregor allen der Simonie schuldigen Geistlichen die Vornahme kirchlicher Handlungen, zugleich wiederholte er das allgemeine Verbot der Simonie. Gewiß ist in Folge dessen auch mit Heinrich IV. über diese Frage verhandelt worden; denn am Hofe desselben war die Simonie durchaus im Schwunge und wurde von den geheimen Räthen ganz offen geübt. Das gleichzeitige strenge Einschreiten des Papstes gegen den in gleicher Schuld befindlichen König Philipp von Frankreich sollte wol auch auf den deutschen Hof Eindruck machen. Zudem bemühte sich die fromme Kaiserin Agnes zwischen ihrem Sohne und der Kirche zu vermitteln, und nach den warmen Dankesworten, die Gregor im Juni 1074 an sie richtete, offenbar mit gutem Erfolg. In seiner damaligen Bedrängnis wird Heinrich wol zum Nachgeben bereit gewesen sein. Gewann doch um jene Zeit die Reformpartei in Deutschland selbst zusehends an Einfluß. Das von Anno von Köln gegründete Kloster Siegburg, das mit Mönchen aus dem strengen Fructuaria besetzt war, wurde der Ausgangspunkt für eine Umgestaltung der rheinischen Klöster im Sinne der Cluniacenser, während von Hirschau aus, wo der Abt Wilhelm (1069—91) um jene Zeit ebenfalls die Regel von Clugny einführte, die Klöster Schwabens reformirt wurden. Solche Erfolge steigerten die Zuversicht Gregors, der sich bewußt wurde, eine mächtige geistige und sittliche Strömung für sich zu haben und in Deutschland eine ähnliche Wandelung im Werden sah, wie sie unter schweren Kämpfen in der Lombardei durchgedrungen war. So schien ihm denn der Augenblick zum Einschreiten gegen die Widerstrebenden gekommen: im December 1084 wurde Siegfried von Mainz zugleich mit den Bischöfen von Konstanz, Straßburg, Speier, Bamberg, Augsburg und Würzburg zur Verantwortung nach Rom geladen; ein anderes Ausschreiben verbot den Gläubigen Deutschlands verheirateten Priestern irgendwie Gehorsam zu leisten. Auch klagt er bereits gegen Heinrich über die Leute, die Zwietracht zwischen ihnen zu säen bemüht seien, während Heinrich die Kirche doch schützen solle, wenn er, der Papst, sein Vorhaben ausführen und an der Spitze der Christenheit zum Kampfe gegen die Ungläubigen ausziehen werde. Den Gedanken an einen Kreuzzug nimmt Gregor damals auf: er setzte sich damit gleichsam als Herzog der Christenheit an die Stelle, die bisher unbestritten dem deutschen König gebührt hatte. Die Entscheidung aber brachte die römische Fastensynode 1075, die unter Theilnahme keines deutschen, sondern nur italienischer und burgundischer Bischöfe stattfand. Sie erneute das Verbot der Simonie, indem sie

zugleich fünf von den Räthen des deutschen Königs wegen Uebung derselben mit dem Kirchenbann belegte, verkündete das Gebot der Ehelosigkeit für alle Geistlichen und untersagte allen Geistlichen den Empfang der Investitur aus Laienhand.

Während jener erste Beschluß weder überraschen noch angefochten werden konnte, enthielten die beiden anderen eine sociale und eine politische Revolution. Denn die alte Kirche hatte die Forderung der Ehelosigkeit nur an die im Besitz der höheren Weihen befindlichen Geistlichen gestellt: mit der generellen Einführung des Cölibats wurde der Kirche eine der vornehmsten Forderungen der Reformeiferer aufgenöthigt, um den Klerus ganz an die Kirche zu fesseln und aus jeder anderen Verbindung zu lösen, die sein Herz und Gemüth irgendwie beeinflussen und an der absoluten Hingabe an die kirchlichen Zwecke hindern konnte. Ohne Familie und die durch diese vermittelten vielfältigen Beziehungen zu den Mitbürgern, der Gemeinde, dem Staate sollte der Geistliche allein der Kirche leben: der Heimat, des Vaterlandes, der Zugehörigkeit zu einer Nation beraubt, sollte er erst recht das willenlose Werkzeug werden, dessen die Curie sich zur Beherrschung der Völker und Staaten mit Zuversicht bedienen konnte. Die gesammte Geistlichkeit wurde gleichsam zu einer Armee gemacht, die keine andere Autorität kannte als ihres Obersten Befehl, keinen Ehrgeiz als den die Macht ihres Herrn zu mehren, keinen Ruhm als siegreiche Kämpfe gegen dessen Widersacher. Unfraglich kam Gregor VII. mit dem Cölibatgesetz dem Geiste seiner Zeit entgegen: der Eifer der Reformer gegen die schweren Schäden, die sich in Mailand und der Lombardei aus der Priesterehe und der Entstehung förmlicher Priesterfamilien, die das Kirchengut geradezu wie ihren erblichen Besitz ansahen, ergeben hatte, wies ihm den Weg und sicherte ihm den Erfolg, der freilich nur langsam und erst nach heißen Kämpfen gewonnen wurde.

Viel unmittelbarer machten sich dagegen die revolutionären Wirkungen des Verbotes der Laieninvestitur geltend: sie trafen nicht blos die Kirche und die Gesellschaft, sondern sie bedrohten unmittelbar den Bestand des Reiches. Denn wenn kein Geistlicher mehr von einem Laien investirt werden und diesem dafür die Lehenshuldigung leisten sollte, so traten die geistlichen Fürstenthümer einfach aus dem Verbande des Reichs heraus, hörten ihre Inhaber, die Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, auf Mannen des Königs zu sein und diesem von dem ihnen aufgetragenen Reichsgut den schuldigen Reichsdienst zu leisten. Mit einemmale entzog Gregor dem Reiche seine eine Hälfte. Angesichts der ungeheuren Consequenzen, die sich daraus für den staatlichen Zusammenhang des Reichs und die oberherrliche Stellung des Königs ergaben, möchte man fast der Meinung sein, es habe sich bei dem Investiturverbot zunächst nur um eine gewissermaßen theoretische Erklärung gehandelt, um die Formulirung sozusagen eines Princips, das so schroff hingestellt wurde, um gewisse Misbräuche und Widersprüche, die in der Praxis lästig empfunden wurden, hervorzuheben und scharf zu beleuchten und damit ihre Abstellung einzuleiten. Dem entspricht es auch,

daß Gregors Investiturverbot zunächst ohne alle praktischen Folgen blieb, d. h. weder von Laien noch von Geistlichen beachtet wurde, namentlich nicht von Heinrich IV. Aber derselbe trat doch mit Gregor in Verhandlungen, bei denen er sich, solange seine Bedrängnis durch die Sachsen andauerte, nach des Papstes eigenem Zeugnis, nachgiebig und friedfertig zeigte, aber sofort andere Saiten aufzog, als er durch den Sieg an der Unstrut in Deutschland Herr der Situation geworden war. Daß aber noch immer eine Verständigung erhofft wurde, zeigt wieder der Glückwunsch, den Gregor selbst eben aus Anlaß des Sieges über die Sachsen an den König richtete. Danach scheint doch das Investiturverbot zunächst von keiner von beiden Seiten als unvermeidliche Quelle eines folgenschweren Conflikts angesehn worden zu sein; namentlich scheint man es auch päpstlicherseits für möglich gehalten zu haben, zwischen dem soeben proclamirten Princip und der ihm widerstreitenden, aber für Deutschland unentbehrlichen Praxis einen gütlichen Ausgleich herbeizuführen.

Da erfolgte die Unterwerfung der Sachsen. Das absolutistische System, das Heinrich immer im Auge gehabt, sollte nun ins Leben treten: überall, auch im Süden der Alpen, sollten die Consequenzen daraus gezogen werden. Weniger als jemals war der König natürlich in diesem Augenblicke geneigt, in irgend einem Punkte nachzugeben, sich irgend eines wirklichen oder auch nur vermeintlichen Rechtes zu entäußern: im Gegentheil, alles, was je dem König zugestanden, sollte zurückgewonnen, die königliche Macht noch über die weiteste Grenze, die sie je gehabt, hinaus erstreckt werden. Nun war auch nicht mehr von einer Milderung des der Kirche anstößigen Investiturrechtes die Rede, vielmehr sollte dasselbe jetzt auch da, wo es nicht geübt war, beansprucht und durchgesetzt werden. Wie er den Sachsen gegenüber all das zurückforderte, was ihm an Königsrecht in der Zeit der Unmündigkeit entfremdet worden war, so sollte ein Gleiches auch der römischen Kirche gegenüber geschehen. Nachholen wollte Heinrich, was die deutsche Politik zur Zeit des Schismas zwischen Honorius II. und Alexander II. versäumt hatte, um das Papstthum wieder in die alte Abhängigkeit herabzudrücken und die Kirche der Herrschaft der dem Königthum feindlichen Reformpartei zu entziehen. Was auch die Pläne Gregors für die Zukunft gewesen sein mögen, es wird sich kaum in Abrede stellen lassen, daß im Gegensatz zu dem bisherigen Bemühen um friedliche Verständigung der erste Akt der Feindseligkeit, der Angriff von Heinrich IV. ausgegangen ist.

Eine woldurchdachte Aktion gegen das Papstthum galt es einzuleiten, als einer der vielgehaßten geheimen Räthe Heinrichs, Eberhard von Nellenburg, im Herbste 1075 mit anderen Bevollmächtigten nach Italien ging. Er trat in Verbindung mit den der Reform feindlichen Bischöfen der Lombardei: durch die Strenge Gregors schwer bedroht, ergriffen diese mit Freuden die Gelegenheit, um mit deutscher Hülfe das ungewohnte Joch abzuschütteln. Selbst für Mailand, wo Guido gestorben war, ernannte der Kaiser einfach einen neuen Erzbischof; die erledigten Bisthümer von Spoleto und Fermo

wurden in gleicher Weise vergeben, und sogar mit dem über Jahr und Tag im Bann der Kirche liegenden Robert Guiscard knüpfte Eberhard von Nellenburg an, um sich der normännischen Waffen gegen Gregor zu bedienen. Dem Königthum schien auch hier die Wiedergewinnung der alten Machtstellung beschieden zu sein: denn zu Weihnachten brach in Rom unter der Führung eines einflußreichen Adeligen, Cencius, ein Aufstand aus, der Papst fiel in die Hände der Rebellen, wurde arg mishandelt und erst durch eine Gegenerhebung der Römer befreit und nach dem Lateran zurückgeleitet. Dennoch aber ließ Gregor damals ernste und fast drohende Worte an den deutschen König gelangen. Daß Heinrich mit den gebannten Räthen nach wie vor verkehre und die dafür verwirkte Buße verweigere, dann die willkürlichen Eingriffe in die kirchlichen Angelegenheiten Mailands, Spoletos und Fermos hielt der Papst demselben ernstlich vor: er ermahnt den König, endlich die Zweideutigkeit seines Verfahrens aufzugeben und sich jeder Verletzung der Synodaldekrete zu enthalten; das sei doch der mindeste Dank, den er dem h. Petrus für den Sieg über seine Feinde schulde. Das päpstliche Schreiben wurde ergänzt durch die mündlichen Aufträge der Ueberbringer, welche vermuthlich bereits die Bedrohung mit dem Bann im Fall des Ungehorsams enthielten. Diese drohende Sprache reizte den in der Fülle der wiedergewonnenen Macht über die Sachsen schwelgenden König aufs äußerste. Die Berichte über die Erfolge Eberhards von Nellenburg, die neue Erhebung der Reformfeinde in der Lombardei, die Gährung in Rom, die Hoffnung auf die normännische Bundesgenossenschaft erfüllten ihn mit vermessener Zuversicht: in verhängnisvoller Ueberschätzung seiner Macht meinte Heinrich gleich jetzt mit einem vernichtenden Schlage das Papstthum, das sich der Zuchtruthe der deutschen Könige entwachsen glaubte, niederwerfen und zu der alten Abhängigkeit zurückführen zu können. Am 26. Januar 1076 hielt er zu Worms eine nationale Synode der deutschen Bischöfe — ihrer sechsundzwanzig waren erschienen —, mit der er über Gregor förmlich zu Gericht saß. Auf Grund der Anklagen, welche der mit dem Papst tödtlich verfeindete Cardinal Hugo dort vorbrachte, erklärte die Versammlung Gregor VII. nicht wegen der letzten drohenden Schreiben an Heinrich, sondern wegen seiner gesammten Amtsführung für abgesetzt, und fügte der rechtlosen Gewaltthat noch die äußerste Beleidigung hinzu, indem sie Gregor in dem den Spruch verkündenden königlichen Schreiben als „Hildebrand, nicht Papst, sondern falschen Mönch" anreden ließ und beschuldigte, daß er unter dem Deckmantel der Religion Gewaltthat übe und die Lehre Petri verfälsche. Sofort wurde die Absetzung nach Italien gemeldet und fand zu Piacenza die Zustimmung der lombardischen Bischöfe.

Ohne Zweifel that Heinrich IV. in jenem unheilvollen Augenblick mehr, als er zu thun berechtigt und als zu thun politisch klug war. Denn die Maßlosigkeit des Angriffes, die Allgemeinheit und Grundlosigkeit der Anklagen, der verletzende Hohn der Sprache setzten den Papst von vornherein in den Vortheil. Aber es tönte aus Heinrichs Worten doch auch der leidenschaft-

liche Unmuth der um ihre Selbständigkeit gebrachten deutschen Kirche und der Entschluß einer nicht geringen Anzahl von Bischöfen, die hochgehaltenen Traditionen derselben bis zum Aeußersten gegen das absolutistisch-papale System zu vertheidigen, das eben den letzten Schritt thun wollte nach dem seit langen Jahren mit immer gleicher Consequenz erstrebten Ziele. Die nationale Synode zu Worms, die Gregor VII. entsetzte, weil er die Autorität der Bischöfe untergraben, war an und für sich schon ein scharfer Protest gegen Pseudoisidor und was aus ihm gefolgert war. Nur kam derselbe jetzt zu spät und konnte, wenn ihm nicht durch eine gewaltige Macht Nachdruck gegeben wurde, das inzwischen Geschehene nicht mehr gut machen. Die aufs höchste gesteigerte religiöse Erregung der Zeit war mit Gregor VII. Das fühlte und wußte dieser, als er am 22. Februar 1076 das Wormser Dekret durch Verkündigung des Bannes gegen Heinrich IV. beantwortete und damit das Signal gab zur Entfesselung aller kirchlichen und politischen Leidenschaften. Die Wirkungen aber, welche diese Maßregel hatte, müssen die kühnsten Erwartungen Gregors weit übertroffen haben: sie vernichteten mit Einem Schlage alle Erfolge Heinrichs IV. während der letzten Monate und gewannen der Kirche in den von Neuem aufstehenden politischen Widersachern desselben in Deutschland streitlustige und opferbereite Bundesgenossen. Die Sachsen griffen wieder zu den Waffen: an ihre Spitze trat Otto von Nordheim, obgleich er zuletzt wieder mit dem König in Verbindung gestanden und am Hofe ein angesehener Gast gewesen war. In Süddeutschland erhoben sich Rudolf von Schwaben, der unzufriedene Welf III., die Zähringer und andere Große; auch in den oberrheinischen Gebieten gewann die Opposition die Oberhand und trat mit den Sachsen zu gemeinsamer Aktion in Verbindung. Ohne Zweifel war Heinrich zunächst entschlossen, in einem neuen Kampfe seine Stellung zu vertheidigen: aber da die Bischöfe, in hartem Gedränge zwischen den päpstlichen Strafmandaten, die jede Gemeinschaft mit dem gebannten König mit Excommunication und Amtsentsetzung bedrohten, und der Feindschaft der zum Papste stehenden Laienfürsten und Edlen, um ihre Stellung und die Besitzungen ihrer Kirchen zu retten, sich Rom zu unterwerfen eilten und gegen Kirchenbuße Lösung vom Banne erflehten, so büßte Heinrich eben die Stütze ein, die ihn noch zuletzt gegen die Sachsen gerettet hatte. In der Treue der rheinischen Städte und den Hülfsmitteln, die ihm die reichen Güter seines Hauses in jenen Gegenden boten, fand er aber doch nicht die zu einem solchen Kampfe nöthigen Kräfte. Er entschloß sich zu Unterhandlungen, und schon damit konnte eigentlich seine Niederlage als entschieden gelten. Im Oktober 1076 tagten die deutschen Fürsten in Gegenwart päpstlicher Legaten zu Tribur. Heinrich selbst mußte als Gebannter fernbleiben und weilte in dem benachbarten Oppenheim. Daß man ihn in Tribur sofort des Thrones entsetzen wollte, ist gewiß, wahrscheinlich, daß er seine Rettung — oder soll man geradezu sagen seine Begnadigung? — der Fürsprache des Abtes Hugo von Clugny verdankte, des Gewissensrathes seiner Mutter Agnes, und den Bemühungen des

von diesem geleiteten frommen Kreises, der in ihm doch immer noch den Sohn des um die Kirche so hochverdienten dritten Heinrich sah und auf ihn wol in der Stille das Wort anwandte, das Otto I. einst von Johann XII. gesagt: „Er ist noch jung und der Rath verständiger Männer wird ihn bessern.“ Heinrich erkannte, daß anders die Krone für ihn verloren sein werde: er unterwarf sich daher den von den Fürsten im Einvernehmen mit dem Papste ihm auferlegten Bedingungen, so hart sie waren und so tief sie das kaum wieder aufgerichtete Königthum demüthigten. Anfang Februar 1077 sollte in Augsburg ein Reichstag gehalten werden, zu dem Gregor VII. sich einfinden sollte, um des Königs Streit mit den Fürsten durch seinen Spruch zu schlichten; bis dahin sollte Heinrich sich jeder Regierungshandlung enthalten und in Speier verweilen; war er binnen Jahresfrist nicht von dem Banne gelöst, so hatte er jedes Recht auf die Herrschaft verwirkt und galt ohne Weiteres für abgesetzt; ebenso wenn er eine der in diesem Vertrage enthaltenen Bedingungen brechen würde. Zugleich wurde er entwaffnet, indem man ihn seiner getreuen Gehülfen beraubte: die in Worms liegende königliche Besatzung mußte abziehen; damit fiel die Hauptstütze Heinrichs in den oberrheinischen Landen. Die Bischöfe, die trotz der römischen Strafedikte noch zu ihm standen, mußte er von sich weisen: auch ihnen, obenan dem Nachfolger Annos von Köln, blieb nun nur die Bußfahrt nach Rom. Seine vertrauten Räthe, die Gehülfen seines so jäh zu Fall gekommenen kühnen Strebens, mußte Heinrich vom Hofe entfernen.

Was mag in der Seele des jungen Herrschers vorgegangen sein, als er, eben noch im Vollbesitz der Herrschergewalt und die Brust geschwellt von hochfliegenden Entwürfen, nach Abschluß dieses Vertrages mit geringem Gefolge von Oppenheim nach Speier ritt? Aber gerade in dieser verzweifelten Lage entwickelte Heinrich eine Klarheit der Einsicht, eine Energie des Entschlusses und eine Festigkeit im Handeln, die erst recht erkennen ließ, daß er kein verächtlicher Gegner sei und daß er es verstehe, einen Fehler, den er begangen, gut zu machen und auch der ungünstigsten Lage gegenüber einen Standpunkt zu gewinnen, der neue Aussichten bot. Das Geschehene war nicht rückgängig zu machen, die verhängnisvolle Ueberstürzung der Wormser Nationalsynode ließ sich nicht zurücknehmen: aber noch war es möglich die üblen Folgen davon zu mindern durch offenes Anerkenntnis des begangenen Unrechts und durch Leistung der Kirchenbuße den Bann von sich abzuwälzen. Denn wenn dem Königthum die Aussicht auf Wiedererhebung von diesem tiefen Fall nicht gänzlich genommen werden sollte, so mußte um jeden Preis der zu Tribur in Aussicht genommene päpstliche Schiedsspruch in der deutschen Frage vermieden werden. Diesen ergehen lassen, ihn anerkennen und ausführen hätte, und wenn er wider Erwarten noch so günstig ausgefallen wäre, das deutsche Königthum für alle Zeiten in den Staub gedrückt und die Hoheit des Papstes über den Träger der deutschen Krone, die der Kirche über den nationalen Staat auf die Dauer zur Anerkennung gebracht. Das aber ließ sich nur erreichen, wenn der Mensch Heinrich sich demüthigte und so die

Lösung vom Banne erwirkte, nicht blos ehe die ihm gestellte Frist abgelaufen, sondern noch bevor der Termin für den Augsburger Reichstag herangekommen war. Ließ sich doch aus den Triburer Abmachungen folgern, daß die Lösung vom Banne, deren Unterbleiben die Absetzung zur Folge haben sollte, die sofortige Aufhebung der Suspension von der Regierung bewirken würde, obgleich freilich eine Nothwendigkeit zu dieser Deutung nicht anerkannt werden konnte. Ohne Frage aber that Heinrich, indem er so entschied und so handelte, das politisch allein Richtige, und daß er den sittlichen Muth hatte so zu handeln, darf ihm wahrlich nicht niedrig angerechnet werden. Die Richtigkeit dieser Auffassung, die politische Klugheit seines Verfahrens wurde namentlich bestätigt durch den geradezu verblüffenden Eindruck, den sein Entschluß und die Raschheit der Ausführung in den Reihen der bestürzten Gegner hervorriefen. So kam es zu Heinrichs IV. berühmter Bußfahrt nach Canossa.

Im tiefsten Winter trat der König die beschwerliche Reise über die in Schnee und Eis begrabenen Alpen an, mit ihm Bertha, seine Gemahlin, die er einst hatte verstoßen wollen und die ihm nun in der Zeit der Trübsal eine treue und bewährte Genossin war, sammt ihrem erstgeborenen Sohne, der nach dem Großvater Konrad hieß, und einige wenige treue Diener. Da der Weg durch Süddeutschland von den feindlichen Fürsten gesperrt war, nahm man den durch Burgund, über Besançon und den Mont Cenis. Als die kleine Reisegesellschaft, der der Königin Bertha Bruder Amadeus II. von Savoyen thatkräftige Unterstützung gewährte, zum Tode erschöpft in die Ebenen Oberitaliens hinabstieg, wurde Heinrichs Entschluß auf eine harte Probe gestellt. Denn mit hellem Jubel empfingen ihn die zahlreichen lombardischen Gegner des Gregorianismus, geistliche wie weltliche, und waren bereit ihm als ihrem Führer zur Niederwerfung der Hierarchie mit Geld, Waffen und streitbaren Mannschaften jede Art von Hülfe zu leisten. Wie, wenn Heinrich darauf einging? Wenn er statt als Büßer als strafender Richter und Kaiser erschien und im Bunde mit den lombardischen Bischöfen und ihrem Anhang dem Urtheil der Synoden von Worms und Piacenza die Vollstreckung erzwang? Die Freunde hofften, die Feinde fürchteten dies. Auch Gregor VII., der bereits nach Oberitalien gekommen war, um weiter nach Deutschland zu gehen und dort in Augsburg als Schiedsrichter aufzutreten, aber bisher vergeblich auf das ihm verheißene Geleit der Fürsten wartete, glaubte auf die Kunde von Heinrichs überraschender Ankunft in Italien sich eines Gewaltstreiches versehen zu müssen: eilends floh er heimwärts und barg sich voll banger Sorge hinter den Mauern des festen Canossa, der Stammburg der tuscischen Markgrafen, wo die eifrige Mathilde ihn dienstbereit aufnahm und wo auch Adelheid von Susa, die Mutter der Königin Bertha, und Abt Hugo von Clugny sich einfanden. Die Sache des Papstes stand in jenem Augenblicke verzweifelt schlecht, wenn Heinrich dem Ruf der Lombarden Folge leistete, an der Spitze der von jenen aufgebrachten Mannschaften den Papst in Canossa einschloß, nach Rom zog, dort mit Hülfe der zahlreichen

Unzufriedenen eine Neubesetzung des päpstlichen Stuhles vornahm und dem Normannen Robert Guiscard die Hand zum Bunde reichte. Hatte einst Otto der Große durch Unterwerfung des Papstthums die deutsche Kirche dem Königthum dienstbar gemacht, — in diesem großen Momente konnte der Gedanke gefaßt werden, durch Unterwerfung des Papstthums das von demselben gestützte rebellische deutsche Fürstenthum zum Gehorsam zurückzuführen. Heinrich aber widerstand der Versuchung: er wagte es nicht ein so verwegenes Spiel zu unternehmen, bei dem im Ankämpfen gegen die die Zeit beherrschende geistige Strömung freilich leicht alles verloren werden konnte. Resignirend verfolgte er den Weg weiter, für den er sich vor der Erhebung der Lombardei zu seinen Gunsten entschieden hatte, weil er des ehrlichen Glaubens lebte, daß seine Gegner, nachdem er sich so entschlossen auf den Boden gestellt hatte, den sie ihm geboten, auch ehrlich auf demselben verbleiben und die Bedingungen, die sie selbst ihm auferlegt hatten, nun auch ihrerseits beobachten würden. Wer möchte ihn deswegen tadeln? Aber wer möchte behaupten, daß Heinrich ebenso gehandelt haben würde, wenn er gewußt hätte, wie schnöde er schließlich überlistet und betrogen werden sollte?

Am 25. Januar 1077 kam der König mit den Seinen vor Canossa an. Der erbetene Einlaß wurde verweigert; auch am 26. und 27. schloß man den König aus. Der starre Sinn Gregors kannte keine Milde: in Weltherrschaftspläne verloren hatte er jedes menschliche Empfinden eingebüßt und blieb ungerührt durch die tiefergreifende Erscheinung des büßenden Königs. Selbst seine Umgebung nahm daran Anstoß und beschuldigte ihn tyrannischer Härte und Grausamkeit. Schon rüstete daher Heinrich zum Aufbruch: da endlich gab Gregor dem erneuten Andrängen der Markgräfin von Tuscien und Hugos von Clugny nach und erklärte sich bereit, Heinrich auf Grund zu vereinbarender Bedingungen von dem Banne zu lösen. Man wird kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß der Papst zu diesem Entschluß zunächst durch Rücksichten der politischen Klugheit bestimmt worden sei. Denn wenn Heinrich, der alles gethan hatte, was selbst vom strengsten kirchlichen Gesichtspunkte aus billiger Weise irgend verlangt werden konnte, ja eigentlich mehr als das, ungelöst abzog, wenn er sich dann den Lombarden nicht versagte, sondern mit ihnen wider Gregor gemeinsame Sache machte und mit den Römern und Normannen in Verbindung trat, so konnte die Krisis, welche die hierarchische Partei in dem Augenblick von Heinrichs Erscheinen in Italien gefürchtet hatte, noch immer und mit noch schlimmeren Folgen eintreten, da Gregor sich durch seine unbarmherzige Härte in aller Welt Augen in einen schweren Nachtheil versetzt hatte. Durch zweideutige diplomatische Abmachungen dachte er sich den Vortheil von Neuem zu sichern, den ihm Heinrich durch die überraschende, in klügster politischer Berechnung unternommene Bußfahrt nach Canossa eben entwunden hatte. Wie es aber gekommen, daß ihm das gelang, wie Heinrich zur Annahme eines Paktes vermocht werden konnte, der alles das wieder aufhob, was er eben durch einen geschickten Schachzug

ht hatte, vermögen wir nicht zu sagen: es müssen dazu auf den König
üsse gewirkt haben, die wir nicht kennen, die, sein Gewissen kirchlich be-
igend, diesem den Sieg über die politische Klugheit verschafften. Denn
ebereinkunft, welche am 28. Januar zwischen Bevollmächtigten Heinrichs
Gregors getroffen wurde, legte dem König die Verpflichtung auf, binnen
vom Papste bestimmten Frist den gegen ihn aufgestandenen deutschen
en Genugthuung zu geben
sich mit ihnen nach Vor-
; des Papstes zu verstän-
; wenn nöthig, einer
ingerung dieser Frist zu-
imen und, wenn der
t aus Anlaß dieser Ver-
ungen nach Deutschland
mmen beschließen sollte,
sicheres Geleit zu ge-
en, wie solches auch den
lichen Gesandten unge-
rtes Kommen und Gehen
zlichen sollte. Mit an-
Worten: Gregor blieb
dsrichter in Heinrichs
t mit den deutschen Fürsten
behielt das Recht, als
r in Deutschland selbst
treten — eben das, was
ich um jeden Preis hatte
eiden wollen. Erst nach-
dies Abkommen beider-
beschworen war, öffneten
ndlich die inneren Thore
Burg Canossa vor dem
z: zugleich mit den an-
Gebannten wurde er ein-
en und sank weinend vor
or VII. auf die Knie. Nicht ohne Rührung nahm der Papst das Schuld-
ntnis des Königs entgegen, ertheilte ihm die Absolution, geleitete ihn in die
kirche, wo er ihm den Friedenskuß gab und die Messe celebrirte. Nach einer
nsamen Mahlzeit verließ Heinrich, vom Papste mit erneuten Mahnungen
em Segen entlassen, die Burg der tuscischen Markgräfin noch an demselben
d, voll tiefen Unmuths, so darf man annehmen, über den Ausgang, den
erhandlungen zu Canossa genommen und der demjenigen in keiner Hinsicht
rach, was er durch den Entschluß zu der Bußfahrt zu erreichen gedacht hatte.



Bildnis der Markgräfin Mathilde;
in einer gleichzeitigen Handschrift der Vaticanischen Bibliothek zu Rom.

Unzufriedenen eine Neubesetzung des päpstlichen Stuhles vornahm und dem Normannen Robert Guiscard die Hand zum Bunde reichte. Hatte einst Otto der Große durch Unterwerfung des Papstthums die deutsche Kirche dem Königthum dienstbar gemacht, — in diesem großen Momente konnte der Gedanke gefaßt werden, durch Unterwerfung des Papstthums das von demselben gestützte rebellische deutsche Fürstenthum zum Gehorsam zurückzuführen. Heinrich aber widerstand der Versuchung: er wagte es nicht ein so verwegenes Spiel zu unternehmen, bei dem im Ankämpfen gegen die die Zeit beherrschende geistige Strömung freilich leicht alles verloren werden konnte. Resignirend verfolgte er den Weg weiter, für den er sich vor der Erhebung der Lombardei zu seinen Gunsten entschieden hatte, weil er des ehrlichen Glaubens lebte, daß seine Gegner, nachdem er sich so entschlossen auf den Boden gestellt hatte, den sie ihm geboten, auch ehrlich auf demselben verbleiben und die Bedingungen, die sie selbst ihm auferlegt hatten, nun auch ihrerseits beobachten würden. Wer möchte ihn deswegen tadeln? Aber wer möchte behaupten, daß Heinrich ebenso gehandelt haben würde, wenn er gewußt hätte, wie schnöde er schließlich überlistet und betrogen werden sollte?

Am 25. Januar 1077 kam der König mit den Seinen vor Canossa an. Der erbetene Einlaß wurde verweigert; auch am 26. und 27. schloß man den König aus. Der starre Sinn Gregors kannte keine Milde: in Weltherrschaftspläne verloren hatte er jedes menschliche Empfinden eingebüßt und blieb ungerührt durch die tiefergreifende Erscheinung des büßenden Königs. Selbst seine Umgebung nahm daran Anstoß und beschuldigte ihn tyrannischer Härte und Grausamkeit. Schon rüstete daher Heinrich zum Aufbruch: da endlich gab Gregor dem erneuten Andrängen der Markgräfin von Tuscien und Hugos von Clugny nach und erklärte sich bereit, Heinrich auf Grund zu vereinbarender Bedingungen von dem Banne zu lösen. Man wird kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß der Papst zu diesem Entschluß zunächst durch Rücksichten der politischen Klugheit bestimmt worden sei. Denn wenn Heinrich, der alles gethan hatte, was selbst vom strengsten kirchlichen Gesichtspunkte aus billiger Weise irgend verlangt werden konnte, ja eigentlich mehr als das, ungelöst abzog, wenn er sich dann den Lombarden nicht versagte, sondern mit ihnen wider Gregor gemeinsame Sache machte und mit den Römern und Normannen in Verbindung trat, so konnte die Krisis, welche die hierarchische Partei in dem Augenblick von Heinrichs Erscheinen in Italien gefürchtet hatte, noch immer und mit noch schlimmeren Folgen eintreten, da Gregor sich durch seine unbarmherzige Härte in aller Welt Augen in einen schweren Nachtheil versetzt hatte. Durch zweideutige diplomatische Abmachungen dachte er sich den Vortheil von Neuem zu sichern, den ihm Heinrich durch die überraschende, in klügster politischer Berechnung unternommene Bußfahrt nach Canossa eben entwunden hatte. Wie es aber gekommen, daß ihm das gelang, wie Heinrich zur Annahme eines Paktes vermocht werden konnte, der alles das wieder aufhob, was er eben durch einen geschickten Schachzug

ʒt hatte, vermögen wir nicht zu sagen: es müssen dazu auf den König isse gewirkt haben, die wir nicht kennen, die, sein Gewissen kirchlich be- gend, diesem den Sieg über die politische Klugheit verschafften. Denn ebereinkunft, welche am 28. Januar zwischen Bevollmächtigten Heinrichs Gregors getroffen wurde, legte dem König die Verpflichtung auf, binnen vom Papste bestimmten Frist den gegen ihn aufgestandenen deutschen en Genugthuung zu geben sich mit ihnen nach Vor- des Papstes zu verstän- ; wenn nöthig, einer ngerung dieser Frist zu- nmen und, wenn der aus Anlaß dieser Ver- ungen nach Deutschland mmen beschließen sollte, sicheres Geleit zu ge- n, wie solches auch den ichen Gesandten unge- rtes Kommen und Gehen lichen sollte. Mit an- Worten: Gregor blieb dsrichter in Heinrichs t mit den deutschen Fürsten behielt das Recht, als r in Deutschland selbst treten — eben das, was ich um jeden Preis hatte iden wollen. Erst nach- dies Abkommen beider- beschworen war, öffneten ndlich die inneren Thore Burg Canossa vor dem : zugleich mit den an- Gebannten wurde er ein- en und sank weinend vor



Bildnis der Markgräfin Mathilde; in einer gleichzeitigen Handschrift der Vaticanischen Bibliothek zu Rom.

r VII. auf die Knie. Nicht ohne Rührung nahm der Papst das Schuld- ntnis des Königs entgegen, ertheilte ihm die Absolution, geleitete ihn in die Kirche, wo er ihm den Friedenskuß gab und die Messe celebrirte. Nach einer nsamen Mahlzeit verließ Heinrich, vom Papste mit erneuten Mahnungen em Segen entlassen, die Burg der tuscischen Markgräfin noch an demselben), voll tiefen Unmuths, so darf man annehmen, über den Ausgang, den erhandlungen zu Canossa genommen und der demjenigen in keiner Hinsicht ach, was er durch den Entschluß zu der Bußfahrt zu erreichen gedacht hatte.

Ueberblickt man den Verlauf der Ereignisse von Tribur und Oppenheim bis Canossa, so wird man zugestehen müssen, daß derselbe nicht blos den Wünschen und Berechnungen Heinrichs IV., sondern auch denen Gregors VII. durchaus nicht entsprochen hatte, so daß beide guten Grund hatten enttäuscht und verstimmt zu sein. Der Anlaß dazu lag weniger in dem, was zwischen König und Papst verhandelt war, als in dem, was ohne ihr unmittelbares Zuthun geschehen war und eine ihren eigenen Plänen und Absichten vielfach widersprechende Situation geschaffen hatte. Heinrich hatte sich als Mensch gedemüthigt und der Zuchtruthe der Kirche gebeugt, um möglichst schnell die ihm zeitweilig abgesprochene Regierungsfähigkeit wiederzuerlangen. Gregor VII. hatte die Aufhebung des Bannes von Bedingungen abhängig gemacht, die mit dem Grunde, um dessentwillen Heinrich excommunicirt war, eigentlich gar nichts zu thun hatten. Scharfblickenden konnte es doch kaum noch entgehen, daß es dem Papste eigentlich nicht um die Besserung des Königs, nicht um die Abwehr unrechtmäßiger Eingriffe in die Rechte der Kirche zu thun war, sondern zuerst und zuletzt um die Gewinnung weltlicher Macht. Mit gutem Grunde konnte man ihm vorwerfen, daß er nur einen Vorwand suche, um trotz der Lösung Heinrichs vom Bann in Deutschland für die rebellischen Fürsten Partei ergreifen zu können, weil deren Sieg über das Königthum die Bedingung war für das Gelingen seiner hierarchischen Pläne. Und doch möchte man zweifeln, ob diese Wendung den ursprünglichen Absichten Gregors entsprochen, ob er hierin nicht vielmehr einem gewissen Druck nachgegeben, den seine deutschen Bundesgenossen auf seine Entschließungen ausübten, oder sich einer von diesen geschaffenen vollendeten Thatsache fügte, die, ohne sein Zuthun geworden, ihm doch keinen andern Ausweg ließ als sie anzuerkennen.

Unter den deutschen Gegnern Heinrichs nämlich hatte die Kunde von dem Aufbruch desselben nach Italien nicht geringere Bestürzung hervorgerufen als im Süden unter den Gregorianern. Man begriff vollkommen, in welcher Absicht das geschehen war, und man mußte die Richtigkeit der dabei zu Grunde liegenden Berechnung anerkennen: hielt sich der Papst an die Abmachungen von Tribur und Oppenheim, so war Heinrich nach der Lösung vom Bann von Rechts wegen im Vollbesitze der königlichen Gewalt und den Fürsten blieb, wollten sie nicht offenen Vertragsbruch üben, nichts übrig, als ihm als dem Oberhaupte des Reiches in allen den Sachen Gehorsam zu leisten, die außerhalb des alten, dem päpstlichen Schiedsspruch vorbehaltenen Streites lagen. Damit aber waren alle Entwürfe der Oppositionshäupter kläglich zu Schanden geworden. Deshalb scheint es für diese von vornherein festgestanden zu haben, es dazu nicht kommen zu lassen und sich möglichst schnell von dem vereinbarten Vertrage, wenn auch einseitig und durch einen einfachen Bruch desselben, loszumachen. Um dieselbe Zeit, da Heinrich IV. in Oberitalien ankam, pflogen seine deutschen Widersacher eifrig Raths, wie der drohende Schlag zu pariren sein würde. Mitte Februar kamen die süddeutschen Fürsten in Ulm zusammen; ein Beschluß jedoch scheint dort noch nicht gefaßt zu sein. Als man dann aber

von Gregor VII. erfuhr, was zu Canossa geschehen war, glaubte man aus dem tadelnden Hinweis auf das Ausbleiben des zur Reise nach Augsburg zugesagten Geleits, durch das der Papst am rechtzeitigen Aufbruch nach Deutschland gehindert worden sei, nicht mit Unrecht entnehmen zu können, daß ein rücksichtsloses Vorgehn gegen den König sehr nach dem Sinne Gregors sein und von demselben sogar nicht gemisbilligt und auch nicht ohne kräftige Unterstützung gelassen werden würde. Denn einen andern Sinn konnte die Ermahnung zu neuem Ausharren bei dem begonnenen Werke doch kaum haben, zumal da Gregor erklärte, möglichst bald selbst nach Deutschland kommen zu wollen. So einigte man sich denn in Ulm dahin, auf den 13. März alle Fürsten des Reichs nach Forchheim zu berufen; auch Gregor wurde gebeten, persönlich oder durch Bevollmächtigte an den dort zu fassenden wichtigen Beschlüssen theilzunehmen. Ueber das aber, was denn nun in Forchheim geschehen sollte, haben sich die leitenden Persönlichkeiten sicher schon in Ulm verständigt, und sie werden auch alles so vorbereitet haben, daß sie des Erfolges sicher sein konnten und die in Forchheim versammelten Fürsten, während sie meinten, frei zu entscheiden, genau das thaten, was die im Centrum der Intrigue stehenden Männer gethan sehen wollten. Das Vorhaben gelang vollkommen. Denn nicht blos die Theilnehmer der Ulmer Vorbesprechung, sondern auch noch manche andre Fürsten, an Bischöfen im Ganzen dreizehn, obenan Siegfried von Mainz, fanden sich am 13. März in Forchheim zusammen, wo auch in schneller Reise herbeieilend die erwarteten päpstlichen Legaten erschienen. Obgleich diese sich dahin aussprachen, daß die beabsichtigte Wahl eines neuen Königs, welche die Fürsten unter neuen Klagen über Heinrichs Tyrannei als das einzige Mittel bezeichneten, um dem Reiche zu helfen, vielleicht besser bis zur Ankunft des Papstes vertagt würde, beschlossen die Fürsten unter Leitung des Mainzer Erzbischofs, dieselbe sofort vorzunehmen, da das Reich nun schon über ein Jahr des Oberhauptes entbehre und die Heinrich IV. geleisteten Eide von der Kirche für hinfällig erklärt seien und auch nach der Absolution hinfällig blieben. Die Stimmen der geistlichen Fürsten einigten sich sofort auf Rudolf von Schwaben; von den weltlichen wollten einige ihre Zustimmung zu dessen Erhebung von der Gewährung gewisser Vortheile abhängig machen, mußten aber auf Drängen der Legaten von diesem simonistischen Treiben abstehen. So verdankte der Schwabenherzog der Intervention der Curie seine Erhebung auf den deutschen Thron und mußte dieselbe reichlich dafür bezahlen. Denn der neue König mußte sich verpflichten, bei der Vergebung der Bisthümer sich streng an die kanonische Wahl zu binden und die so gewählten mit den Regalien zu belehnen ohne Entgeld und ohne den Gebrauch von Ring und Stab. Aber auch die weltlichen Fürsten benutzten die Gunst des Augenblicks, um das Königthum für die Zukunft unschädlich zu machen, indem sie es als ein reichsrechtliches Verfassungsprincip anerkennen ließen, daß die deutsche Krone nicht anders als durch Wahl vergeben werde und daß den Söhnen des zeitigen Inhabers irgend ein Erbrecht darauf nicht zustehe.

Man sieht, wer in diesem Zeitpunkt zum Aeußersten gegen Heinrich drängte, wer die im Gang befindliche Revolution durchzuführen ein besonderes Interesse hatte. Was die päpstlichen Legaten von dem neuen König der Kirche bewilligen ließen, enthielt keine übermäßige Forderung, wenn es auch das Recht des Königs, wie es bisher geübt war, beträchtlich verkürzte; man ließ Rudolf, die Freiheit der Wahl wahrend, doch die Verfügung über die weltlichen Mittel der deutschen Bisthümer, vielleicht freilich nur, weil man sich sagte, daß derselbe ohne diese nicht die geringste Aussicht hatte, gegen Heinrich aufzukommen und die Dienste zu leisten, die man von ihm geleistet sehen wollte. Anders die deutsche Fürstenopposition: sie zwingt ihren neuen Erwählten zu feierlicher Anerkennung ihres Wahlrechts und eilt vor allem das verhaßte Erbkönigthum aus der Welt zu schaffen, in dem sie die vornehmste Quelle für das Anwachsen der salischen Macht fürchten gelernt hatte.

Auf Jahrhunderte hinaus ist damit das Schicksal Deutschlands entschieden worden.

IV. Der deutsche Bürgerkrieg zur Zeit Heinrichs IV.

1077—1106.

So richtig die politische Erwägung gewesen war, von der aus Heinrich IV. sich zu der Fahrt nach Canossa entschlossen hatte, so wenig hatte der Erfolg den Erwartungen des Königs entsprochen. Der päpstliche Schiedsspruch in dem Streite mit den deutschen Fürsten war nicht vermieden, und statt ihn nach Lösung des Banns zur Herrschaft zurückkehren zu lassen, hatten die deutschen Fürsten zu Forchheim durch Proclamirung des Wahlkönigthums der salischen Erbmonarchie den Vernichtungskrieg erklärt. Was eine persönliche Unterordnung des Königs unter die sittliche Autorität der Kirche hatte sein sollen, war zu einer politischen Demüthigung des Königthums geworden, welche die hierarchische Lehre von der Unterordnung des Staates unter die Kirche, aller irdischen Autorität unter die in dem römischen Bischof verkörperte himmlische als berechtigt und thatsächlich geltend erwiesen hatte. Zum Glück für Deutschland und die Welt aber verfügte das deutsche Königthum doch noch über eine reiche Fülle von Hülfsmitteln, um dieser päpstlichen Staats- und Weltordnung ihr Recht zu bestreiten und die Herrschaft vorzuenthalten, und Heinrich IV. entwickelte in dem nun entbrennenden Kampfe ebenso viel Ausdauer, Energie und auch Klugheit und Mäßigung, als er bisher Launenhaftigkeit, despotische Neigungen und sich überstürzende Heftigkeit bewiesen hatte. Namentlich aber tritt bei ihm im Gegensatz zu den römischen Prätensionen je länger je mehr ein nationaler Zug und im Gegensatz zu der schnöden Selbstsucht seiner deutschen Gegner Verständnis und redliche Sorge hervor für die allgemeine Wolfahrt und insbesondere für das Gedeihen des gemeinen Mannes. Von der Kirche ausgestoßen und mit den sittlich verwerflichsten Mitteln bekämpft, erwirbt und bewahrt sich Heinrich IV. die wärmsten Sympathien und bis über das Grab hinaus dauernde dankbare Anhänglichkeit gerade in den Schichten des deutschen Volkes, die an dem staatlichen Leben bisher am wenigsten Antheil gehabt und zuerst in ihm ihren verständnisvollen und treuen Pfleger und Versorger gefunden hatten. So wurde der Tag von Canossa der Ausgangspunkt eines großartigen Kampfes, in dem es sich nicht blos um den Gegensatz zwischen Kaiserthum und Papstthum, zwischen Königthum und Fürstenthum handelte, der vielmehr für Deutschland mit der politischen Umgestaltung zugleich eine große und tiefgehende sociale Revolution einleitete.

Vergeblich forderte Heinrich IV. von Gregor VII. eine Erklärung gegen Rudolf von Schwaben und dessen Wähler: man könne denselben nicht ungehört verurtheilen, lautete die Antwort. Wol aber machte man päpstlicherseits dem Könige ein Verbrechen daraus, daß er die früher abgewiesenen Anerbietungen der Lombarden zu gemeinsamem Kampfe gegen Gregor jetzt annahm. Heinrich eilte nach Deutschland, wo nun ein furchtbarer Bürgerkrieg zum Ausbruch kam. Sachsen hielt natürlich mit Eifer zu dem Gegenkönig; in Baiern, Franken und Schwaben rangen die Parteien mit wechselndem Glück und mit wachsender Leidenschaft unter entsetzlicher Verwüstung des Landes. In diesem Kampfe stützte sich Heinrich IV. namentlich auf die königstreuen Bürgerschaften der Städte an Rhein und Donau, deren junge Freiheit, wie die letzten Ereignisse gelehrt, mit der Sache des Königthums stand und fiel. Zu ihm hielt ferner der niedere Adel, der seit Konrads II. Zeiten den König ehrte als den Schützer seines Besitzes und seiner Freiheit gegen die Willkür der großen Herren. Auch unter der Geistlichkeit hatte Heinrich einen starken Anhang, weniger freilich unter den Bischöfen, die durch kirchliche und weltliche Interessen zum Papstthum und dem diesem verbündeten weltlichen Fürstenthume hingezogen wurden, als unter dem niederen Klerus, insbesondere den Pfarrern, welche den gregorianischen Reformen zum Trotz noch nicht aus der natürlichen Verbindung mit ihren Gemeinden gelöst waren, sondern die Bestrebungen und Wünsche ihres Volkes mit Lebhaftigkeit theilten. Inmitten der Greuel dieser bürgerlichen und kirchlichen Kämpfe, die sich in manchen Landschaften zu einem wilden Kriege aller gegen alle steigerten, fanden die streitenden Parteien nur in längeren Zwischenräumen Gelegenheit ihre Kräfte zu einem größeren Schlage zu concentriren und den Versuch zu machen die Widersacher in offener Feldschlacht niederzuwerfen. Namentlich in den Landschaften am Neckar und Main erfolgten wiederholt solche Zusammenstöße, indem Rudolf von Schwaben mit seinen sächsischen Bundesgenossen Heinrich aus der festen Stellung am Ober- und Mittelrhein zu verdrängen suchte. Bereits im Sommer 1077 hatte er Würzburg vergeblich berannt. Bei einem zweiten Versuch in der gleichen Richtung kam es am 7. August 1078 bei Melrichstadt zu einer blutigen, aber unentschiedenen Schlacht: während Heinrich auf der einen Seite Herzog Magnus und die sächsischen Bischöfe in die Flucht jagte, erlag der andere Flügel seines Heeres dem wiederholten Angriff Ottos von Nordheim und seiner sächsischen Waffengenossen, so daß diese am Abend das Schlachtfeld behaupteten, ohne freilich einen entscheidenden Vortheil gewonnen zu haben. Denn der geschlagene Theil ihres Heeres setzte nicht blos die Flucht fort, sondern erlitt auf dem Wege durch Thüringen von der für den König aufgestandenen Bevölkerung überfallen noch schwerere Verluste als erst auf dem Schlachtfelde: Erzbischof Wezilo von Magdeburg wurde erschlagen, andere wurden ausgeraubt und dann halb nackt entlassen, wieder andere hielt man gefangen, um hohes Lösegeld zu erpressen; einige davon wurden an den König ausgeliefert. Auch

lockerte sich in Folge dieser Schlacht einigermaßen die Verbindung zwischen den geistlichen und weltlichen Gegnern Heinrichs, da diese nicht ohne Grund die ersteren mit ihrer übereilten und kopflosen Flucht dafür verantwortlich machten, daß trotz des Sieges der schließliche Ausgang des Tages ein so ungünstiger war. Freilich wurde derselbe zum Theil dadurch aufgewogen, daß an demselben Tage in einem blutigen Treffen am Neckar ein Heer von 12,000 Bauern, durch das der König einem gegen den Rhein vordringenden Heere der schwäbischen Ritterschaft den Weg verlegen wollte, eine furchtbare Niederlage erlitt: an den Ueberlebenden verübten die Sieger unmenschliche Grausamkeiten, als ob sie es geahnt hätten, wie verhängnisvoll ihnen und ihren Standesgenossen dereinst die entfesselte Kraft dieser Bauern werden sollte. Nach diesen unentschiedenen Waffengängen zogen sich beide Theile in die Gebiete zurück, wo sie ihre hauptsächlichsten Hülfsquellen hatten, und setzten den kleinen Krieg mit steigender Grausamkeit fort.

In dieser bedenklichen Lage trachtete Heinrich vor allem neue und zuverlässige Anhänger zu werben. Um jene Zeit, 1079, verlobte er seine noch im Kindesalter stehende Tochter Agnes dem schwäbischen Edlen Friedrich von Hohenstaufen, aus dem Hause der Grafen von Büren, und verlieh demselben das Herzogthum Schwaben, das derselbe sich freilich erst mit dem Schwerte in der Hand erkämpfen mußte, indem er dadurch zugleich Heinrichs rheinische Stellung gegen den Ansturm der oberdeutschen Gegner sicherte. Seitdem entbrannte auch in Schwaben der Kampf mit größerer Heftigkeit, da nun wider den Staufer von dem Gegenkönig Rudolf der Zähringer Berthold zur Gewinnung des Herzogthums ausgesandt wurde. Als aber Heinrich wieder zum Angriff überging und durch einen Winterfeldzug Sachsen niederzuwerfen versuchte, erlitt er am 27. Januar 1080 in der Gegend von Mühlhausen, bei Flarchheim, durch Otto von Nordheim abermals eine Niederlage, in Folge deren er schleunig zurückweichen mußte. Nun glaubte auch Gregor VII. die Zeit gekommen, um aus der beobachtenden und scheinbar neutralen Haltung herauszutreten, die er sehr zur Unzufriedenheit der Sachsen, die immer dringender um offene Parteinahme für ihre bedrängte Sache mahnten, bisher beobachtet hatte. In den Fasten 1080 erneute er auf einer Synode den Bann gegen Heinrich, indem er zugleich die Unterthanen desselben von ihrem Treueid entband. Es war ein vergebliches Bemühen, wenn Gregor und sein Anhang diesem Verfahren den Schein eines richterlichen Spruches zu geben suchten, der auf Grund vorangegangener unparteiischer Untersuchung erfolgt sein sollte. Denn einmal waren die Klagen, welche die Gesandten „König" Rudolfs in Rom wider Heinrich vorbrachten und die denselben der Usurpation des ihm vom Papste abgesprochenen Reiches, der Verfolgung und Mishandlung der Bischöfe, barbarischer Kriegführung und verruchten Kirchenraubes beschuldigten, durch nichts erwiesen, und dann hatte sowol der Papst selbst als auch die Synode den Bevollmächtigten, die Heinrich gesandt hatte, einfach das Gehör verweigert und dieselben mit der erbetenen Vertheidigung

ihres schmachvoll verunglimpften Herrn gar nicht zum Worte gelassen. An demselben Tage, 7. März 1080, traf der Bann auch alle Anhänger des Königs. In einer durchaus ungewöhnlichen, höchst merkwürdigen Form verkündete Gregor VII. das neue Anathema der Welt: vor versammelter Synode betete er zu dem Apostelfürsten Petrus und erzählte in diesem Gebete das bisher Geschehene, wie er und die Seinen es aufgefaßt sehen wollten, und meinte daraus und aus einer Reihe allgemeiner Erwägungen, die er einfließen ließ, sein Recht, ja seine Pflicht zu erweisen, so zu handeln, wie er handelte. Daß der Bericht von dem bisherigen Verlaufe des Streites, welchen der Papst vortrug, der Wahrheit nicht entsprach, ist unzweifelhaft; daß Gregor dabei im guten Glauben gehandelt und nicht bewußt und absichtlich Dinge, die für die Beurtheilung sehr wichtig waren, fortgelassen habe, werden selbst seine Verehrer nicht ernstlich zu behaupten wagen. Zudem steht die Maßlosigkeit der Ansprüche, die Gregor in dieser merkwürdigen Gebetrede erhebt, in einem eigenthümlichen Widerspruche mit der Unentschiedenheit und Unsicherheit der Haltung, die er zur großen Entrüstung der Sachsen bisher beobachtet hatte. Offenbar hat erst der Sieg bei Flarchheim den Papst von der Lebensfähigkeit der Sache Rudolfs von Rheinfelden überzeugt, und es schien ihm nun an der Zeit durch ein neues, direkt die päpstliche Weltherrschaft erstrebendes Programm das salische Erbkönigthum vollends zu Boden zu werfen, das zugleich auch dem Gegner desselben den Weg verlegte und das deutsche Königthum für alle Zeit in so enge Schranken einschloß, daß es der Kirche nicht blos ungefährlich, sondern dienstbar wurde. Bezeichnend war es dafür namentlich, daß Heinrich zwar des deutschen und des italienischen Königthums entsetzt, sein Gegner aber nur als König von Deutschland anerkannt wurde: es zeigte, was die nationale Partei, auf die Gregor sich stützte, bei dem Zusammenbruch des salischen Erbkaiserthums für Italien zunächst zu gewinnen dachte. Aber nicht blos Heinrich, auch nicht blos Deutschland wurde von diesem päpstlichen Urtheil getroffen: dasselbe that vielmehr allen Staaten, allen Königen, allen Völkern das Schicksal kund, dem sie nach der neuen Ordnung verfallen waren, die nun als die dem göttlichen Willen wahrhaft entsprechende auf Erden durchgeführt werden sollte. Noch niemals war das Programm der päpstlichen Weltherrschaft mit einer solchen, jeden Zweifel und jede Deutung ausschließenden Offenheit formulirt und noch nie so rücksichtslos mit dem Anspruch göttlichen Ursprungs der Welt entgegengeschleudert worden. „Lasset, so sprach Gregor am Schlusse zu den Theilnehmern seiner Fastensynode, alle Welt zu der Erkenntnis kommen, daß ihr, die ihr im Himmel binden und lösen könnt, auf Erden befugt seid, Kaiser- und Königreiche, Fürstenthümer und Herzogthümer, Markgrafschaften und Grafschaften, überhaupt jede Art von Besitz einem jeden zu geben und zu nehmen, wie er es verdient. Denn wenn ihr oft genug Patriarchate und Primate, Erzbisthümer und Bisthümer Unwürdigen entzogen und an Würdige vergeben habt, also über Geistliches urtheilt, wie viel mehr seid ihr ohne Zweifel berechtigt über

Weltliches zu verfügen. So mögen denn die Könige und alle Fürsten dieser Welt erfahren, was ihr seid und wie viel ihr vermögt, und sich in Zukunft hüten eure Befehle zu misachten." Ja, soweit verstieg sich Gregor VII. in seinem Machtdünkel, daß er nicht lange danach, als er die Excommunication Heinrichs in der Peterskirche nochmals verkündete, that als ob er in die geheimen Rathschlüsse Gottes eingeweiht, die kommenden Dinge zum Voraus wisse: bis zum nächsten Peter- und Paulstage, so behauptete er, würde Heinrich IV. entweder des Thrones beraubt oder nicht mehr unter den Lebenden sein, und niemals sollte man ihm mehr Glauben schenken, wenn das nicht so geschehen würde.

In ganz anderer Weise als bisher wollte der Papst hinfort den deutschen König bekämpfen. Je mehr er durch seine zuwartende Haltung das Mistrauen und die Unzufriedenheit seiner sächsischen Bundesgenossen erregt hatte, um so heftiger schien er jetzt jeden Gedanken an eine Verständigung von sich zu weisen und sich selbst den Rückweg zu verlegen, jedes Einlenken unmöglich machen zu wollen. Es handelte sich eben nicht mehr um Heinrich IV. persönlich und nicht mehr um Deutschland allein: dem Königthum schlechtweg, dem Staat überhaupt wird der Krieg erklärt. Dem entspricht die Steigerung und zugleich Verallgemeinerung des auf derselben Fastensynode erneuten Investiturverbotes, welches jetzt an alle weltlichen Fürsten ohne Unterschied, an Kaiser, Könige, Herzöge, Grafen u. s. w. erging, unter gleichzeitiger Androhung des Bannes für die dagegen Fehlenden. Hinzugefügt wurde dann noch die folgenschwere Bestimmung, daß geistliche Aemter, wenn die sie durch freie Wahl zu besetzen berechtigten Geistlichen und die dabei mitwirkenden Laien sich irgendwie von weltlichen Rücksichten bestimmen ließen, unmittelbar von dem römischen Stuhle oder dem Metropoliten besetzt werden sollten. Was waren solche weltliche Rücksichten? Was konnte von dem Standpunkte eines Gregor VII. aus nicht als solche gedeutet werden? In ihrem Zusammenwirken mußten diese Synodaldekrete, wenn sie volle Geltung gewannen, eine Revolution von unübersehbarer Großartigkeit zur Folge haben. Denn indem man einerseits durch das Investiturverbot dem Staate die Verfügung über die ihm unentbehrlichen weltlichen Mittel der Kirche entzog, unterwarf man zugleich die Landeskirchen in ihren einzelnen Theilen beliebiger Maßregelung und damit schrankenloser Willkürherrschaft von Rom aus. Eine solche Verfügung war zudem doch wahrlich nicht geeignet das Widerstreben zu mindern, das weite Kreise der deutschen Kirche den gregorianischen Neuerungen noch immer entgegensetzten. Durch Ueberspannung seiner Forderungen trieb der Papst selbst die noch Schwankenden und Zweifelnden in das Lager seiner Gegner. Zuerst offenbarte sich das in Oberitalien, wo die Opposition, die trotz des wüthenden Eifers der Reformer noch immer nicht völlig niedergekämpft war, sich nun mit erneuter Leidenschaft erhob. Heinrich ließ sich diese günstige Wendung natürlich nicht entgehen: seine Bevollmächtigten waren mit Erfolg bestrebt die Bewegung zu organisiren und durch einheitliches Vor-

gehen für den König auch politisch nutzbar zu machen. Nun regten sich auch die alten Todfeinde des hierarchischen Systems in Ravenna wieder, und in der Romagna und selbst in Tuscien gelang es eine Erhebung ins Leben zu rufen, welche jedenfalls die Markgräfin Mathilde fürs erste hinderte, dem bedrängten Papste hülfreich beizuspringen, so sehr dessen Lage durch die steigende Gährung in Rom bedroht wurde.

Nicht minder ungünstig gestalteten sich die Dinge für Gregor in Deutschland. Der Bann, der vier Jahre zuvor eine so furchtbare Wirkung hervorgebracht hatte, machte jetzt kaum noch Eindruck und minderte den Anhang Heinrichs nicht. Man erkannte eben je länger je mehr, daß es sich doch um ganz andere Dinge handele, als Gregor bisher vorgegeben hatte: in dieser Zeit erst erreichte Heinrich wirklich das, was er durch die Bußfahrt nach Canossa zu erreichen getrachtet hatte, und erntete die gehofften Früchte aus einer politisch klugen That sittlichen Muthes. Insbesondere stand der deutsche Episkopat fast ausnahmslos zu ihm: ja, die Bischöfe, welche Ostern 1080 mit dem König in Bamberg tagten, erklärten sich zu förmlicher Lossagung von Gregor bereit. Schon Pfingsten erfolgte dieselbe auf einem Tage zu Mainz, unter Zustimmung der anwesenden Laienfürsten; zugleich erging an die Italiener die Einladung, sich diesem Schritte anzuschließen. Aber nun konnte man auch nicht auf halbem Wege stehen bleiben: die Erhebung eines Gegenpapstes ergab sich als nothwendige Consequenz des bisher Gethanen. Eine tiefe sittliche Entrüstung wogte damals in Deutschland auf, denn man fing an zu begreifen, daß der Sieg der päpstlichen Politik die sittlichen Grundlagen der bisher bestandenen Ordnung in Frage stellen mußte. Noch wandte sich das deutsche Wesen mit Abscheu von einem Manne, der Meineid als Treue, Treue als Frevel bezeichnete, und man erkannte es als eine Nothwendigkeit, auf den apostolischen Stuhl einen Mann zu erheben, welcher das Zerstreute sammle, das Gebrochene heile und statt Zwietracht und Kampf zu stiften wie ein guter Hirte der Kirche den Frieden zu erhalten bestrebt sei. Auch schien der Mann bereits gefunden zu sein, der „Hildebrand, den Erschleicher des apostolischen Stuhls, den fluchwürdigen Zerstörer göttlichen und menschlichen Rechtes", zu ersetzen berufen sein sollte, in der Person des Erzbischofs Wibert von Ravenna, der, den Traditionen seiner Kirche getreu, als Gegner der hierarchischen Ordnung und als ein rastloser Kämpfer gegen Hildebrands Despotismus seit Jahren bekannt und bewährt war. Im Juni 1080 trafen die deutschen und die italienischen Bischöfe, die zum König standen, an der Grenze beider Länder in Brixen zusammen, wo auch Heinrich erschien. Kaum den Schein eines gerichtlichen Verfahrens hielt man für nöthig zu wahren: auf Grund der ungemessensten Anklagen, die wiederum Cardinal Hugo vorbrachte, wurde Hildebrands Absetzung beschlossen. Siebenundzwanzig Bischöfe unterzeichneten in Gemeinschaft mit dem König selbst das Urtheil, das mit weit über das Ziel hinausschießender Leidenschaftlichkeit den Gegner dem allgemeinen Abscheu preisgeben sollte. Als der verwegenste der Menschen, der

Plünderung und Brandlegung von Kirchen gepredigt, dem Meineid und dem Mord das Wort geredet, wurde Gregor darin bezeichnet; und nicht genug damit: er sollte auch des Zweifels an der Verwandlung des Brotes und des Weines im Abendmahl schuldig sein, die von der Kirche verdammten Irrlehren des Berengar theilen und dem heidnischen Aberglauben an Träume, Todtenbeschwörungen und andere gottlose Wahrsagekünste huldigen. Weniger einig scheint die Brixener Versammlung in Bezug auf die Vornahme einer neuen Papstwahl gewesen zu sein: namentlich die deutschen Bischöfe trugen doch Bedenken einen so folgenschweren Schritt zu thun, für den auch nicht ein Schatten von Berechtigung geltend gemacht werden konnte. Dennoch geschah derselbe schließlich: Wibert von Ravenna wurde auf den angeblich erledigten Stuhl St. Peters erhoben. Ein Mann von hervorragenden geistigen Gaben, makellosem Wandel und mannigfacher Bewährung, einst mit Hildebrand persönlich nahe verbunden und daher in Rom wol angesehen, war er später zu den Gegnern desselben übergegangen und einer der heftigsten unter denselben geworden, zum Theil wenigstens bestimmt durch die Sucht zu glänzen und den leidenschaftlichen Ehrgeiz, der in ihm glühte und der auch alle die Bedenken zum Schweigen brachte, die in diesem kritischen Augenblick auf ihn einstürmen mußten. Selbst in den Reihen der Königlichen erweckte es Befremden, daß der neue Papst gegen den kirchlichen Brauch sein Erzstift beibehielt, sich dasselbe sogar ausdrücklich bestätigen ließ. Dennoch fand Wibert bei den italienischen Gegnern Gregors, die seine Erhebung zumeist betrieben hatten, bereitwillige Anerkennung und durfte hoffen, daß, wenn Heinrich seine Zusage erfüllte und im künftigen Jahr mit Heeresmacht im Süden der Alpen erschien, er auch weiterhin Obedienz erzwingen und in Rom selbst Aufnahme finden würde, wo er dann selbst feierlichst inthronisirt, Heinrich aber durch ihn zum Kaiser gekrönt werden sollte. Gleichsam als Unterpfand für des Königs Versprechen nahm er den seiner Obhut anvertrauten Sohn Heinrichs, den jungen König Konrad, mit sich nach Ravenna.

Selbst von den Parteigängern Heinrichs sind diese Brixener Vorgänge als ein verhängnisvoller Fehler und als die Hauptquelle des Unheils bezeichnet worden, das nachmals über den König hereinbrach. Und doch, — was blieb Heinrich nach dem neuen Bann, der in so unerhörten Formen über ihn verhängt war, noch für ein anderer Weg übrig? Konnte er jetzt noch einen Augenblick daran zweifeln, daß es auf seine Vernichtung abgesehen sei, daß es für ihn einen Kampf um die Existenz gelte? Wie überall in ähnlich verzweifelten Lagen aber, so war jetzt auch für Heinrich der Angriff die beste Art der Vertheidigung und diese um so wirksamer, je mehr der Angriff auch dem Gegner sofort die Existenzfrage aufnöthigte. Mußte es nicht auf die Gemüther der Menschen einen tiefen Eindruck machen, wenn König Heinrich, der nach Gregors vermessenem prophetischen Wort bis zum Peter- und Paulstage todt oder der Herrschaft entsetzt sein sollte, an eben diesem Tage mit stattlichem Gefolge von Brixen nordwärts zog, nachdem er die Entsetzung

Gregors ausgesprochen und durch die Erhebung eines Gegenpapstes aller Welt ein Unterpfand gegeben hatte für seinen Entschluß, den Uebermuth der Hierarchie zu brechen und die Rechte, die seine Vorfahren in Rom geübt hatten, in vollem Umfange zurückzufordern? Die Vorhersagung des Papstes war arg zu Schanden geworden, und man hatte ein Recht ihn beim Worte zu nehmen und ihm hinfort keinen Glauben mehr zu schenken. Auch sonst nahmen die Dinge in der nächsten Zeit für Heinrich eine so günstige Wendung, daß die Zweifel an der Rechtmäßigkeit seiner Sache in immer weiteren Kreisen erschüttert und die zuversichtlichen Worte seiner Anhänger mit wachsendem Vertrauen aufgenommen wurden. Im Sommer 1080 rüstete der König zu einem neuen Angriff auf Sachsen: von Herzog Friedrich von Schwaben und stattlichem Zuzug aus Baiern und Lothringen unterstützt, dem sich unter den Erzbischöfen von Trier und Köln zahlreiche Bischöfe angeschlossen, drang er mit Beginn des Herbstes von Mainz aus, wo die Absetzung Gregors VII. nochmals bestätigt wurde, durch Hessen und Thüringen vor. Wiederum stieß er an der oberen Unstrut auf die in gut gewählter Defensivstellung befindlichen Sachsen, welche durch das gleichmäßige Aufgebot des berittenen Adelsheers und der bäuerlichen Fußtruppen zu gewaltiger Stärke angewachsen waren. Indem er aber kleine Streifcorps in ihrem Rücken sengen und brennen ließ, nöthigte Heinrich die Sachsen einen Theil ihres Heeres zur Deckung des Landes zurückzuschicken; dann eilte er ostwärts und suchte das Land bis Erfurt hin schwer heim, um dann an der Saale die Vereinigung mit den erwarteten böhmischen Hülfstruppen zu bewerkstelligen. Inzwischen aber hatten die Sachsen ihren Irrthum erkannt und eilten in Gewaltmärschen heran. An der Elster, bis wohin der König inzwischen vorgedrungen, stießen die Heere zusammen und in der Gegend von Hohen-Mölsen, nicht fern vom Schlachtfelde von Lützen und Großgörschen, kam es am 15. Oktober 1080 zu erbittertem Kampf. Wieder schwankte die Entscheidung längere Zeit: schon meinte Heinrich des Sieges sicher zu sein, als Otto von Nordheim die Schlacht zum Stehen brachte und sogar bis in das Lager der Königlichen vordrang, um sich dann gegen die noch Stand haltenden Lothringer zu wenden und durch deren Niederlage seinen Sieg zu entscheiden. Heinrichs Heer eilte in wilder Flucht davon und erlitt theils durch die Schwerter der Verfolger, theils beim Ueberschreiten der Elster schwere Verluste, während das Lager mit reicher Beute in die Gewalt der triumphirenden Sachsen fiel. Aber was nutzte der Sieg, da der sächsische König im Sterben lag? Rudolf von Rheinfelden hatte die rechte Hand verloren und zudem eine tödtliche Wunde in den Unterleib empfangen: nur um eine kurze Spanne Zeit überlebte er die Meldung von dem Siege der Seinen. Man geleitete die Leiche nach dem nahen Merseburg; dort im Dome wurde sie beigesetzt: noch ist der Grabstein erhalten, der die irdischen Reste des ersten sächsischen Gegenkönigs deckt, und zeigt man die vertrocknete Rechte, mit deren Verlust Rudolf nach der Meinung des Volks, die Strafe des Himmels traf für das schwere Unrecht, das er durch schnöden



Bronzene Grabplatte Rudolfs von Schwaben; im Dome zu Merseburg.

Treubruch gegen seinen rechtmäßigen König begangen hatte. So läßt denn auch die Ueberlieferung den sterbenden Gegenkönig Worte voller Reue an seine Umgebung, die Bischöfe, richten und sich darüber beklagen, daß man ihn auf den zu unheilvollem Ende führenden Weg geleitet habe. Nach allem, was vorausgegangen, und namentlich nach der fast blasphemischen Prophezeiung Gregors über Heinrichs nahen Tod oder Sturz vom Throne mußte dieser Ausgang wie ein Gottesgericht erscheinen, welches gegen Heinrichs Widersacher erging: das Schicksal, dem der eidbrüchige Vasall, der die Hand nach der Krone auf dem Haupte seines Königs ausgestreckt, verfallen war, schien auch seine geistlichen Schützer und Bündner demnächst treffen zu müssen. Nur auf den verbitterten Sinn der Sachsen machten diese Vorgänge keinen Eindruck: dieselben beharrten in ihrem leidenschaftlichen Widerstand, beriethen die Aufstellung eines neuen Gegenkönigs und wiesen alle Vergleichsanträge kurzweg von der Hand. Selbst der Vorschlag, Sachsen unter Heinrichs Sohn als ein besonderes Königreich zu constituiren, genügte ihren Ansprüchen nicht, und Otto von Nordheim sprach in derb volksthümlicher Weise seine Ansicht dahin aus, wie von bösen Bullen ein böses Kalb zu kommen pflege, so habe man auch von Heinrichs Sohn keine bessere Regierung zu erwarten als von Heinrich selbst.

Um so mehr eilte Heinrich die günstigen Aussichten zu benutzen, die sich ihm in Italien eröffneten. Nachdem dort alle Gegner Gregors sich um Wibert von Ravenna geschaart hatten, durfte der König hoffen an der Spitze einer mächtigen, fest geschlossenen Partei aufzutreten. Ein Erfolg aber im Süden der Alpen gewonnen, etwa die Kaiserkrönung Heinrichs durch den Gegenpapst, mußte, so ließ sich mit Sicherheit erwarten, auch in Deutschland einen tiefen Eindruck machen und die sächsische Opposition um ihren Einfluß bringen. Wer konnte damals auch Gregor VII. schützen? Der verschlagene, gewaltsam aufstrebende Normanne Robert Guiscard hatte zwar seinen Frieden mit der Kirche gemacht und war wieder in deren Gemeinschaft aufgenommen: aber er dachte nicht daran, seine Waffen den Weltherrschaftsplänen Gregors dienstbar zu machen, deren Gelingen die Verwirklichung seiner hochfliegenden Entwürfe vereiteln mußte. Während er im Kampfe gegen das griechische Reich die ionischen Inseln angriff, blieb Gregor einer deutschen Invasion gegenüber allein auf den Schutz der getreuen Mathilde von Tuscien angewiesen. Dieser aber erwies sich im entscheidenden Augenblick nicht eben wirksam. Denn als Heinrich im Frühjahr 1081 in der Lombardei erschien und, nachdem er zu Pavia den Erzbischof von Ravenna nochmals als Oberhaupt der gesammten Kirche hatte anerkennen lassen, südwärts zog, ergriffen die meisten tuscischen Städte wie Lucca, Pisa, Siena u. a. offen seine Partei. Bereits Pfingsten 1081, genau zu der Zeit, für die er in Brixen dem Gegenpapst sein Erscheinen zugesagt hatte, stand er unter den Mauern von Rom. Aber die fast fatalistische Zuversicht Gregors, der des schließlichen Sieges gewiß, auch in der ärgsten Bedrängnis auf seinem Platz ausharrte, obgleich weder die tuscische

Ein Stück der Tapete von Bayeux, 11. Jahrhundert, welches die Schlacht bei Hastings zwischen Wilhelm dem Eroberer und Harald (14. Oktober 1066) darstellt. (Dom zu Bayeux.)

Die Bayeux-Tapete ist ein Leinenstreifen von 70 Meter 34 Centimeter Länge und 50 Centimeter Breite; auf demselben sind die Darstellungen, im Ganzen 1512 Objekte aller Art, mit der Nadel gestickt. Das Werk befindet sich in der Kathedrale zu Bayeux und ist wahrscheinlich auf Anordnung des Bischofs Odo durch normännische Arbeiter in der nächsten Zeit nach der Schlacht bei Hastings in Bayeux angefertigt worden. Die Darstellungen beziehen sich auf die normännische Geschichte von Edward dem Bekenner bis zum Falle Haralds. Die vorliegende Abbildung giebt die Schlußscenen: die Schlacht bei Hastings.

Die Ritter ziehen aus Hastings aus, um König Harald eine Schlacht zu liefern (HIC : MILITES : EXIERVNT : DE HESTENGA : ET : VENERVNT AD PRELIVM : CONTRA : HAROLDVM : REGE :). In der nächsten Gruppe richtet Herzog Wilhelm an Vital die Frage, ob er Haralds Heer gesehen habe (HIC : VVILLELM:DVX INTERROGAT:VITAL:SI VIDI·SSET HAROLDI EXERCITV).

Nunmehr nahen sich beide Heere. Herzog Wilhelm sendet Harald die Bogenschützen entgegen. Gleich darauf kommt Haralds Heer; der Kampf mit Schwert, Axt, Kolben, Lanze und Wurfspeer entbrennt. Gefallene bedecken den Boden. Normannen und Franken fallen zu gleicher Zeit (HIC CECIDERVNT SIMVL : ANGLI ET FRANCI : IN PRELIO :). Die Normannen halten einen Hügel besetzt. Hinter demselben zeigt sich die Schlacht entschieden; die Angeln fliehen; Harald wird getödtet; die Truppen Wilhelms des Eroberers sammeln auf dem Schlachtfelde die Waffen und ziehen den Gefallenen ihre Rüstungen aus.

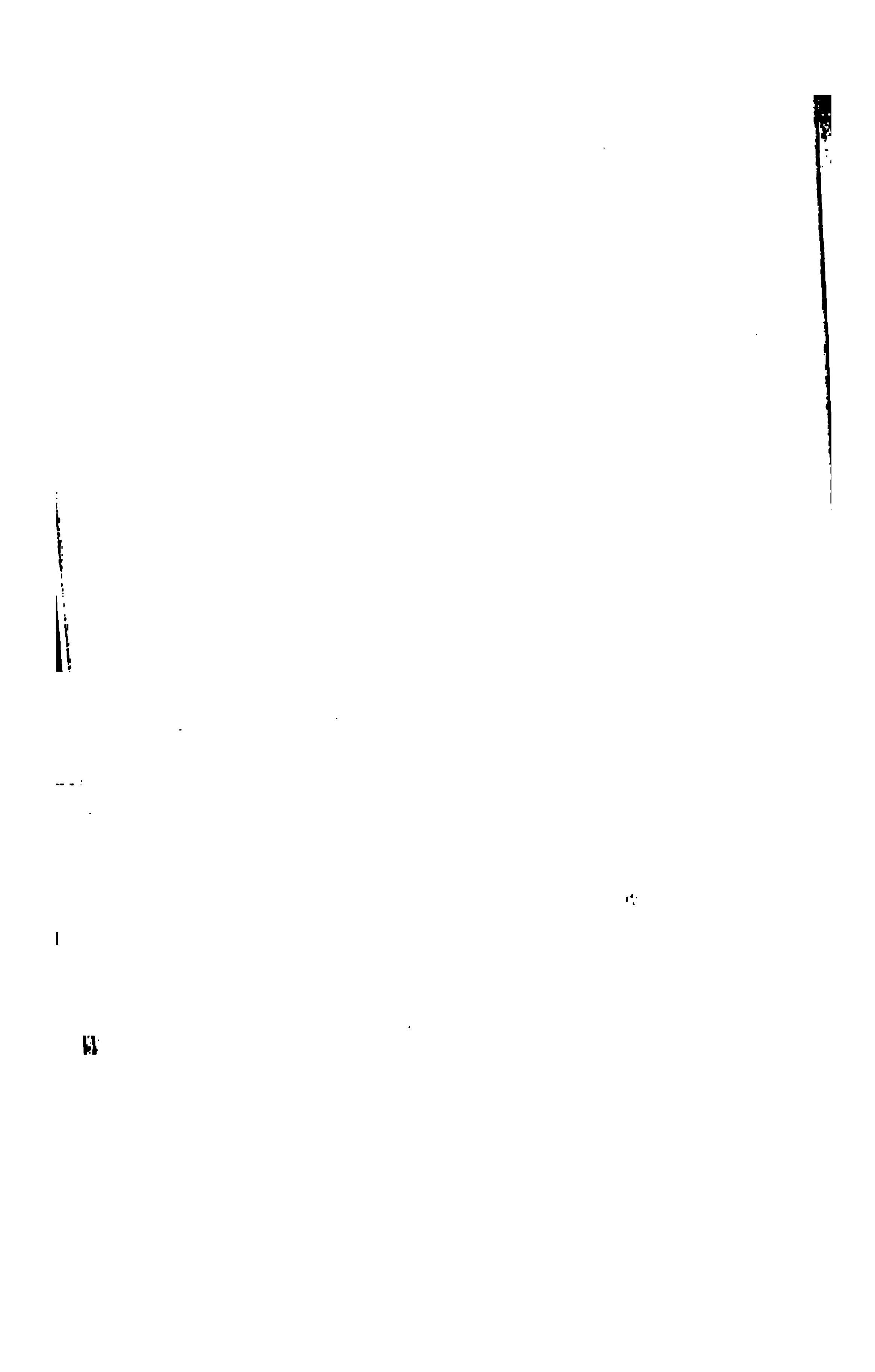
Ein Stück der Tapete von Bayeux. 11. Jahrhundert [illegible] Die Schlacht bei Hastings zwischen Wilhelm dem Eroberer und Harold 14. Oktober 1066. Vorfeld. (Dom zu Bayeux.)

Die Bayeux-Tapete ist ein Leinenstreifen von 70 Meter [illegible] Zentimeter Länge und 50 Zentimeter Breite; auf demselben sind die Darstellungen [illegible] [illegible] aller Art mit der Nadel gestickt. Das Werk befindet sich in der Kathedrale zu Bayeux und ist wahrscheinlich auf Anordnung [illegible] [illegible] der normannische Eroberer in der nächsten Zeit nach der Schlacht bei Hastings in England angefertigt worden. Die [illegible] beginnt [illegible] normannischen Geschichte von Eduard dem Bekenner bis zum Tode Haralds. Die [illegible] Abbildung gibt die Schlußszene der Schlacht bei Hastings.

Die Ritter ziehen aus Hastings aus, um [illegible] Harold [illegible] Über ihnen [illegible] HIC : MILITES : EXIERVNT : DE : HESTENGA : ET : VENERVNT : AD : PRELIVM : CONTRA : HAROLDVM : REGEM. [illegible] Herzog Wilhelm an Vital [illegible] fragt, ob er Harolds [illegible] VILLELM : DVX : INTERROGAT : VITAL : SI : VIDISSET : EXERCITV [illegible] HAROLDI.

Nunmehr nahen sich beide Heere. Gegen Wilhelm sendet Harold die Bogenschützen entgegen. Gleich darauf kommt Haralds Heer; der Kampf mit Schwert, Axt, Kolben, Lanze und Wurfspeer entbrennt. Gefallene bedecken den Boden. Normannen und Franken fallen zu gleicher Zeit (HIC CECIDERVNT SIMVL ANGLI ET FRANCI : IN PRELIO). Die Normannen [illegible] einen Hügel besetzt. Hinter demselben zeigt sich die Schlacht entschieden; die Angeln fliehen [illegible] getötet; die Truppen Wilhelms des Eroberers sammeln auf dem Schlachtfelde die Waffen und ziehen den Gefallenen ihre Rüstungen aus.





Markgräfin, noch der immer dringender an seine Lehnspflicht gemahnte Normanne ihm zu Hülfe eilte, machte auf die Römer einen tiefen Eindruck, daß sie beschlossen, dem deutschen König und seinem Papst auf das äußerste zu widerstehen. Das hatte Heinrich, dessen Heer zu einem Angriff auf die Stadt nicht ausreichte, nicht erwartet, und die mahnenden, theils drohenden, theils lockenden Worte, die er an die Römer richtete, verhallten wirkungslos. Daß einige von den Baronen der Campagna sich ihm anschlossen, besserte an seiner Lage nichts. Bis Ende Juni lag er unthätig vor der Stadt, dann trat er den Rückzug nach Norden an — ein Ausgang, der seine Sache in den Augen der Welt natürlich schwer schädigte und den Eindruck vom Tode Rudolfs von Schwaben reichlich aufwog. Beschlossen doch unter diesem Eindruck seine deutschen Widersacher mit der geplanten Wahl eines neuen Gegenkönigs Ernst zu machen und stellten einen solchen in dem Grafen Hermann von Salm auf, einem tüchtigen Mann, der in Lothringen und Franken reich begütert war. Auch focht derselbe im Anfang glücklich und brachte namentlich Friedrich von Schwaben, dem der König die Vertheidigung seiner Sache in Süddeutschland anvertraut hatte, im August 1081 eine schwere Niederlage bei; dagegen mislang sein Angriff auf das wichtige Augsburg. Auch in Sachsen fand der Gegenkönig nach anfänglichem Sträuben Ottos von Nordheim Anerkennung und konnte sich noch vor Schluß des Jahres in Goslar krönen lassen.

Inzwischen kämpfte Heinrich gegen die tuscische Markgräfin, die sich des Ansturms der dem König verbündeten lombardischen Bischöfe, ihrer aufständischen Vasallen und der zur Freiheit emporstrebenden Städte nur mühsam erwehrte, mit ebenso viel Energie wie Einsicht unterstützt von Anselm von Lucca, dem Freund und Geistesverwandten Gregors, den dieser zum Vicar für die Lombardei und Tuscien eingesetzt hatte. Auch mußte Heinrich schließlich vor den vereinigten Anstrengungen beider mehr und mehr nach Norden zurückweichen, und seine Lage drohte durch diese Miserfolge in Deutschland und Italien eine ganz verzweifelte zu werden, wenn nun gar noch des rastlosen Anselm Plan gelang und König Wilhelm von der Normandie, welcher dereinst (1066) England unter dem päpstlichen Banner erobert hatte, abermals die Rolle eines Ritters der Kirche spielte und mit Mannschaften und Schiffen zur Unterstützung des bedrängten Papstes nach dem Tiber eilte. Alles mußte Heinrich aufbieten, um noch ehe es dahin kam, die Entscheidung in Rom selbst herbeizuführen. Mit Hülfe der lombardischen Bischöfe, die in seiner Sache ihre eigene vertheidigten, brachte er auch die nöthigen Mannschaften zusammen und erneute in den Fasten 1082 den Angriff auf Rom mit größerem Nachdruck. Zwar fand er abermals ernsten Widerstand und mußte sich zu einer regelrechten Belagerung der ewigen Stadt entschließen, während deren Wibert von Ravenna, der ihn begleitete, in dem luftigen Tivoli seinen Sitz aufschlug. Aber der ausdauernde Widerstand der Römer nöthigte Heinrich Ostern die Belagerung aufzuheben und nach der Lombardei zurückzugehn; Wibert jedoch setzte von Tivoli aus den Belagerungskrieg fort und wurde dabei von den

zu ihm abgefallenen Baronen der Campagna mit Raub und Plünderung der Umgegend unterstützt. Vergeblich aber hoffte Rom auf Entsatz. Robert Guiscard dachte nicht daran den gewinnreichen Kampf gegen den griechischen Kaiser Alexius um seines bedrängten Lehnsherrn willen abzubrechen; zudem trat Heinrich mit Alexius in ein Bündnis und bemühte sich die lombardischen Fürsten Unteritaliens gegen den Normannen in Waffen zu bringen. Auch die Hoffnung auf die Ankunft Wilhelms des Eroberers erwies sich als hinfällig, und der Gegenkönig Hermann erwog zwar mehrfach den Antritt eines Zuges über die Alpen, stand aber in Deutschland noch lange nicht gesichert genug, um dasselbe bereits für längere Zeit und zu einem Unternehmen von so ungewissem Ausgang zu verlassen. Inzwischen erschien Heinrich, aus der Lombardei herbeieilend, Ostern 1083 zum brittenmale vor Rom und begann sofort mit allem Nachdruck von verschiedenen Seiten her die Berennung der Stadt. Hatte diese auch keinen unmittelbaren Erfolg, so beugten doch die längere Dauer der Einschließung, der zunehmende Mangel und das Schwinden jeder Hoffnung auf Entsatz allmählich den Muth der Römer. Auch fingen dieselben an sich zu fragen, für wen und wozu eigentlich sie solche Anstrengungen und Entbehrungen auf sich nähmen. Ihr Eifer erkaltete; sie wurden lässig in der Leistung des Wachdienstes, und als die Leute des Königs am 2. Juni um die Mauern der Leostadt kundschafteten, fanden sie die Posten unbesetzt. Schnell riefen sie ihre Genossen herbei und erstiegen ohne Widerstand zu finden die Mauern; eine Bresche, die man in die Mauer brach, öffnete dem nachfolgenden Heere vollends den Zugang, welches den verspäteten Widerstand der herbeieilenden Römer leicht überwand. Die Peterskirche und ihre Umgebung waren in der Gewalt des Königs: doch war damit wenig gewonnen, solange die eigentliche Stadt sich hielt und Gregor hinter den Mauern der Engelsburg ausharrte. Dennoch griff Heinrich diese nicht an. Vielmehr knüpfte er mit den Römern, die des Kampfes müde waren, Verhandlungen an: ihr Ergebnis war ein geheimes Abkommen, wonach die Römer sich verpflichteten, wenn Heinrich die Feindseligkeiten jetzt einstellte und die Stadt bis zum 1. November nicht beunruhigte, entweder Gregor zur Krönung Heinrichs zu bestimmen oder einen neuen Papst zu erheben, der bereit wäre Heinrich zum Kaiser zu krönen. Deshalb begnügte Heinrich sich jetzt damit, Wibert von Ravenna am 28. Juni feierlich inthronisiren zu lassen, und zog dann, von Neuem gebannt, wieder nordwärts ab, nachdem er die Mauern der Leostadt geschleift und bei St. Peter ein Castell aufgeführt hatte, in dem er zur Beobachtung der Stadt eine Besatzung von etlichen hundert deutschen Rittern, dabei auch seinen Sohn, König Konrad, zurückließ.

Inzwischen griffen neue Mächte in die schwebende Verwickelung ein. Während Heinrich die Allianz mit dem byzantinischen Hofe befestigte, von dort mit Geld unterstützt und unter glänzenden Versprechungen angegangen wurde, durch einen Angriff auf Apulien das griechische Reich von der Invasion Robert Guiscards zu befreien, war der Normanne nicht sowol durch

die wiederholten Bitten seines Lehnsherrn, als durch in seiner Abwesenheit ausgebrochene Aufstände und die wachsende Sorge vor einem deutschen Einfall bestimmt worden, den mit gutem Erfolge geführten Krieg auf der Balkanhalbinsel zu unterbrechen und nach Unteritalien zurückzukehren. Die von ihm gesandten Geldmittel ermöglichten dem bedrängten Papste auf die Frieden ersehnenden Römer eine Einwirkung, für welche diese immer besonders empfänglich waren. Zudem hatte Gregor für den November eine neue Synode nach Rom berufen, deren Beschlüsse den Pakt der Römer mit Heinrich leicht durchkreuzen konnten. Trotz der Hinderungen, die Heinrich, der wieder in Mittelitalien erschien, ihr bereitete, kam die Synode zu Stande: faßte sie auch keine einschneidenden Beschlüsse, so verhängte sie doch den Bann gegen diejenigen, welche den Verkehr mit dem Papste hinderten, und traf damit mittelbar wiederum den König selbst. Dennoch hielt Heinrich noch an dem Pakte mit den Römern fest und forderte dessen Vollstreckung: in keinem Falle wollte er Rom jetzt ohne die Kaiserkrone verlassen und war entschlossen im Weigerungsfalle die Feindseligkeiten mit allem Nachdruck zu erneuen. Dies Schicksal baten die geängstigten Römer Gregor durch Nachgiebigkeit abzuwenden. Natürlich konnte man diesem nicht im Ernst zumuthen, Heinrich zum Kaiser zu krönen: die Unterhandlungen, die darüber geführt, die Anerbietungen, die gemacht wurden, sollten nur Zeit gewinnen und den Römern die Möglichkeit eröffnen, von der Abmachung mit dem König durch irgend eine trügerische Formel loszukommen. Nur in dieser Absicht kann Gregor sich bereit erklärt haben, Heinrich zum Kaiser zu krönen, wenn derselbe durch öffentliche Buße vom Bann gelöst wäre. Unglaublich aber erscheint es, daß die römischen Bevollmächtigten Heinrich den Vorschlag gemacht haben sollten, wenn er sich der verlangten Buße nicht unterwerfen wollte, könnte ihm die Kaiserkrone ja an einer Stange von den Zinnen der Engelsburg hinabgereicht werden. Man kam eben keinen Schritt weiter. Weihnachten war vorüber, und noch immer lag Heinrich ohne Entscheidung in der Pfalz bei St. Peter. Doch vollzog sich allmählich eine Wandelung zu seinen Gunsten. Der Starrsinn Gregors, der jedes Zugeständnis von der Hand wies und entschlossen war, Rom den Schrecken einer neuen Belagerung preiszugeben, fing an die Römer zu erbittern; man murrte laut und machte sich mit dem Gedanken vertraut, auf eigene Hand, ohne Rücksicht auf den Papst eine Verständigung mit dem König zu suchen. Das war freilich jetzt nicht mehr möglich ohne förmliche Lossagung von Gregor und Anerkennung des Gegenpapstes. Denn schon hatte Heinrich Wibert von Ravenna zu sich beschieden, um sich von ihm zum Kaiser krönen zu lassen. Dieser Stimmung halfen Heinrichs Parteigänger und Agenten wirksam nach, indem sie die reichen Geldmittel, die eine neue griechische Gesandschaft eben damals überbrachte, mit vollen Händen unter die Römer vertheilten. So wandelte sich, während Heinrich im Februar und März einen Streifzug nach Süden unternahm, um den Widersachern Robert Guiscards die Hand zu reichen, bei den Römern die Stimmung völlig und der Entschluß reifte, sich Heinrich zu unterwerfen.

Auf die Nachricht davon eilte der König nach der Stadt zurück und hielt bereits am 21. März 1084, von der Bevölkerung festlich empfangen, seinen Einzug. Noch freilich blieben etliche wichtige Punkte in der Gewalt päpstlich gesinnter Adelshäupter; noch weilte Gregor in der Engelsburg und hielten seine Leute die von der Stadt nach der Peterskirche führende Brücke besetzt. Aber das hinderte nicht die schnelle Ausführung der für Heinrich nun gebotenen Maßregeln. Eine eilig zusammengerufene Synode, die freilich nicht im entferntesten als eine Vertretung der Kirche gelten konnte, sprach unter des Königs Vorsitz über Gregor, welcher der dreimaligen Vorladung natürlich nicht Folge leistete, die Absetzung aus und belegte ihn mit dem Banne. Wibert von Ravenna wurde als rechtmäßiges Oberhaupt der Kirche proclamirt und auch von den Römern als solches anerkannt, am Palmsonntag (24. März) empfing er als Clemens III. die päpstliche Weihe, freilich unter augenfälliger Verletzung der kanonischen Vorschriften, da von den zur Weihe eines neuen Papstes benöthigten Cardinalbischöfen kein einziger mitwirkte, so daß alle, die an dem ehrwürdigen Brauch der Kirche festhielten, in Clemens III. allerdings nur ein Haupt der Ketzerei erblicken konnten. Acht Tage danach, am ersten Ostertage (31. März), empfingen Heinrich und seine Gemahlin aus der Hand desselben die Kaiserkrönung, welche genau so geordnet war wie einst die unter so ganz anderen Umständen vollzogene Krönung Heinrichs III., ohne daß sie dadurch in den Augen der Gegner an Gültigkeit gewonnen hätte. Danach erst erneute Heinrich die Feindseligkeiten gegen die noch nicht in seiner Gewalt befindlichen Theile der Stadt: er bemächtigte sich zunächst des Capitols, wo er Ende April eine feierliche Gerichtssitzung hielt. Aber die Engelsburg hielt sich, so eng sie mit Hülfe der aufgebotenen Römer umlagert wurde. Denn Gregor VII. stärkte den Muth der Seinen durch den Hinweis auf die nahende Hülfe durch die Normannen. Und das waren keine leeren Worte: denn wie Abt Desiderius von Monte Casino meldete, hatten die päpstlichen Mahnungen bei Robert Guiscard endlich den gewünschten Erfolg gehabt. Nach Niederwerfung der in seiner Abwesenheit ausgebrochenen Aufstände war der Normanne mit einem Heere von mehr als 30,000 Mann im Anmarsch. Heinrich wagte es nicht die zuletzt gewonnenen Vortheile durch den gefährlichen Kampf mit einer solchen Macht aufs Spiel zu setzen. Am 21. Mai zog er ab, indem er die Römer beauftragte, die Belagerung der Engelsburg fortzusetzen, und ihnen für die Zukunft reichen Lohn verhieß. Dann eilte er nordwärts und ließ seine Ankunft in Baiern schon für Ende Juni ansagen, während ein Theil seiner italienischen Waffengefährten zum Schutz Clemens' III. mit diesem in Tivoli zurückblieb. Wenige Tage nur nach des Kaisers Abzug stand Robert Guiscard vor den Mauern Roms: mit normännischer Schlauheit hatte er innerhalb derselben schon eine Partei gewonnen, die ihm gleich am nächsten Tage (27. Mai) zwei Thore öffnete, so daß seine wilden Schaaren zum Erstaunen der völlig überraschten Römer von zwei Seiten her in die Stadt hereinfluteten und unter Raub und Plünderung





Ein Stück von der Tapete von Bayeur:

Dargestellt sind Normannen, welche die Vorbereitungen zu einer kriegerischen Einschiffung treffen, Helme, Panzer, Schwerter, Streitäxte, Lanzen, Weinschläuche und sonstigen Vorrath in die Schiffe tragen und fahren. Im unteren Streifen ist die Ankunft der Ritter am Abfahrtsplatz und die Seefahrt, mit den Pferden im Schiffe, dargestellt.

über die Tiberbrücke nach der Engelsburg eilten. Die Belagerung derselben war nun natürlich zu Ende: unter dem Schutze seiner Befreier nahm Gregor seine Residenz wieder im Lateran. Die Normannen aber hausten in Rom, als ob es von ihnen erobert wäre, und als gar bei einem Streite, der sich dabei entspann, einer ihrer Krieger erschlagen wurde, da durchbrach die barbarische Wildheit der nordischen Abenteurer alle Schranken und machte die Stadt zum Schauplatz der greulichsten Gewaltthaten: ein Theil derselben wurde niedergebrannt, eine Menge der Römer niedergehauen, ihre Frauen und Töchter wurden scheußlich mishandelt, tausende von Gefangenen zu elender Sklaverei mit fortgeschleppt. In ohnmächtigen Flüchen entlud sich der Haß der verzweifelten Römer gegen den Urheber dieses Elends, dessen unbeugsamer Starrsinn den Frieden mit dem Kaiser vereitelt und dadurch den wilden Normannen Zeit und Gelegenheit zu solchen Greuelthaten verschafft hatte. In welch günstigem Lichte erschien dagegen Heinrich, der auf die Gefahr hin sein Ansehn zu schädigen und höchst wünschenswerthe Erfolge noch weiter hinausgeschoben zu sehen, die Stadt nach Möglichkeit geschont und seiner Mannen Waffen nur gegen die ihm eigentlich verfeindete Priesterschaft hatte richten lassen. Natürlich war für Gregor jetzt keines Bleibens mehr in Rom: er zog mit dem Normannenheer, als dieses die benachbarten tuscischen Orte unterwarf, und angesichts der Wuth der mishandelten Bürgerschaft folgte er Guiscard, als dieser nach Apulien zurückkehrte, nachdem er vergeblich den Gegenpapst aus Tivoli zu verdrängen versucht hatte. Während Clemens III. nun in der ewigen Stadt seine Residenz nehmen konnte, zog Gregor in selbstverschuldete Verbannung, freilich ungebrochenen Muthes und entschlossen den Kampf zur Wiedergewinnung seines rechtmäßigen Sitzes baldmöglichst wieder aufzunehmen. Aber es scheint doch, als ob die furchtbare Erregung dieser letzten kampferfüllten und doch nicht vom Erfolg gekrönten Jahre die Kraft Gregors gebrochen habe. Nicht lange nachdem er im Schutze Robert Guiscards in Salerno eingezogen war, begann er hinzusiechen. Schon im Frühjahr 1085, während er neue Pläne entwarf, um die Welt der Herrlichkeit der Kirche dienstbar zu machen, sah man seiner Auflösung entgegen: am 18. Mai bereits erklärte er selbst seiner Umgebung, daß er nur noch eine Woche zu leben haben werde. Aber auch angesichts des Todes zweifelte er keinen Augenblick an der Berechtigung dessen, was er gethan und erstrebt, und in der Ueberzeugung nur seine Pflicht gegen Gott und Menschen erfüllt zu haben, ging er der letzten ernsten Stunde entgegen. All sein Denken war darauf gerichtet, wie er den Sieg der gerechten Sache, den selbst zu sehen ihm nicht vergönnt war, für die Zukunft sichern könnte. Heinrich IV. und seinen Gegenpapst vom Banne zu lösen lehnte er auch jetzt ab. Auf die Frage aber, wen er zum Nachfolger wünschte, nannte er drei Männer, die sich als die treuesten und consequentesten Verfechter seiner Ideen hervorgethan hatten, obenan den streitbaren Anselm von Lucca. Es war also eine sehr thörichte Erfindung, wenn seine Gegner nachmals die Welt haben glauben machen wollten, Gregor

habe die gegen Heinrich verhängte Excommunication als unberechtigt erkannt und zurückgenommen. Am 25. Mai 1085 starb Gregor VII., fern von Rom, in der Verbannung, die er, wie er sterbend sagte, zu erleiden gehabt, weil er die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt habe. In dem von Robert Guiscard erbauten Dom zu Salerno hat er seine Ruhestätte gefunden, über der erst nach beinahe einem halben Jahrtausend (1577) ein prunkvolles Grabmal errichtet worden ist; um dieselbe Zeit (1584) rückte er in die Zahl der Heiligen der römischen Kirche, doch ist das ihm geweihte Fest, anfangs nur in Salerno selbst begangen, erst seit dem achtzehnten Jahrhundert ein Fest der gesammten katholischen Kirche geworden.

Es ist nicht leicht, über Gregor VII. zu einem abschließenden Urtheil zu kommen; einstimmig wird dasselbe niemals ausfallen, solange der große Kampf, in dessen Brennpunkt er gestanden, andauert und die Gegensätze noch fortbestehen, die er zuerst organisirt hat. Die außerordentlichen Gaben des Schöpfers der Hierarchie als einer Ordnung, die aus ihrem vermeintlichen göttlichen Ursprung das Recht auf unbedingte Herrschaft in der Welt herleitet, werden Freund und Feind gleichmäßig anerkennen und der Schärfe seines Geistes, der Kühnheit seiner Entschlüsse, der Gewalt seiner Rede, der Consequenz seines Handelns, der Makellosigkeit seines Wandels ihre Bewunderung nicht versagen. Und doch entbehren alle diese an sich bedeutenden Eigenschaften bei ihm jenes Zuges, der sie Mit- und Nachlebenden menschlich erst recht nahe rückt und dieselben zu ihrem so weit über alle hinausragenden Träger erst mit einem wärmeren Gefühle emporblicken läßt. Denn sie standen im Dienste eines verhängnisvollen Fanatismus, welcher, von dem Eigendünkel vermeintlicher Unfehlbarkeit verblendet, sich unterfing der Welt den beschränkten Standpunkt einer übereifrigen Partei gegen das Recht der Geschichte als ein unbedingt maßgebendes Gesetz aufzuzwingen, der so dazu kam, die Zuchtmittel der Kirche, welche dieselbe eigentlich nur als Hüterin christlicher Sitte gebrauchen sollte, zu einer Waffe im politischen Kampfe und im Ringen der Nationen um die Herrschaft herabzuwürdigen und so schließlich in einer von wilden Leidenschaften erfüllten Zeit dem Verrath und dem Wortbruch, dem Meineid und dem Morde das Wort geredet und eine vermeintliche Berechtigung verschafft hat. Die entsittlichenden Wirkungen davon haben selbst Gregors Anhänger nicht völlig in Abrede stellen können. Ueber die Berechtigung des Ziels aber, nach dem er strebte, hat doch die Geschichte ein anderes Urtheil gefällt als die Männer, welche in Gregor einen von Gott gesandten Heros priesen und ihn feierten als das vom Himmel auserwählte Rüstzeug, um die wahre, von Gott gewollte, bisher aber zu Unrecht nicht anerkannte Ordnung in der Welt durchzusetzen und damit der Kirche und den in ihr geistig geeinigten Nationen und Staaten eine glückliche Zukunft zu sichern, die der Verwirklichung des göttlichen Weltplanes diente. Vielmehr ist der Zwiespalt zwischen Staat und Kirche, der dem Keime nach, wie wir sahen, freilich schon lange vorhanden war, durch Gregor VII. erst ausgebildet und zu der eigentlich treibenden Kraft in der

geschichtlichen Entwickelung der Folgezeit gemacht worden. Ja, nicht einmal das kann man von Gregor VII. behaupten, daß sein System eins gewesen wäre mit dem der seit Jahren an der Besserung der Kirche arbeitenden Reformpartei und daß er deren Ideale zu verwirklichen gestrebt habe. Vielmehr ist sein Verfahren gerade von dieser Seite bis zuletzt schwerem Tadel unterworfen worden, und eben diejenigen, denen es um die Erfüllung der hohen sittlichen Aufgaben der Kirche besonders Ernst war, haben die unheilvolle Verwirrung beklagt, die mit dem Siege des Gregorianismus für die Kirche begann, indem dieselbe, statt aus den Umstrickungen der Welt vollends gelöst zu werden, durch das ihr zugesprochene Recht auf Weltherrschaft und das nun nicht mehr zu beschwichtigende Streben nach Verwirklichung derselben immer tiefer in rein weltliche Dinge hineingezogen und dadurch ihrem ursprünglichen und wahren Berufe je länger je mehr entfremdet wurde. Daß dieser Widerspruch, der vorhanden war, nicht offen ausgesprochen und durch Thaten zum Ausdruck gebracht wurde, hat doch eigentlich nur die despotische Art Gregors verhindert, welche die Wandelung der kirchlichen Verfassung und Regierung im Sinne der absoluten Monarchie vollendete und die Erinnerung an die so ganz anders gearteten Anfänge geflissentlich austilgte. Mit ihrem Ursprung und ihrer Vergangenheit hat die römische Kirche damals gebrochen; mit zwingender Nothwendigkeit aber wurde sie auf der nun betretenen Bahn vorwärts zu streben getrieben, bis sie die Höhe der Weltherrschaft erreicht hatte, um in einem jähen Sturze in die Tiefe kläglich zu verkommen.

Wie sehr die neue Hierarchie in der Person Gregors VII. beruhte, wie dieser der Kirche sein System aufgezwungen, nicht aber ihr auf dem Wege allmählicher Entwickelung gewordenes Wesen in sich und seinem Handeln zum Ausdruck gebracht hatte, das lehrte das unsichere Schwanken, das nach seinem Tode eintrat: es zeigte sich, daß die Kirche als solche von der Unanfechtbarkeit und der Nothwendigkeit des Gregorianismus keineswegs völlig überzeugt war. Denn gerade die Männer, die am tiefsten in der ursprünglichen cluniacenser Reformidee wurzelten, trugen ernste Bedenken die Erbschaft Gregors anzutreten und das Werk desselben weiterzuführen; ja, am liebsten hätten sie sich dieser Nothwendigkeit entzogen und durch Aufgeben des starren gregorianischen Standpunktes einen Vergleich zwischen Papstthum und Kaiserthum ermöglicht. Bezeichnend war es dafür, daß nach einer erwartungsvollen Sedisvacanz von einem vollen Jahre keiner von den drei von dem sterbenden Gregor genannten Candidaten auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde, sondern der Abt Desiderius von Monte Casino, ein Gregorianer zwar, aber mild und versöhnlich, der bei Heinrichs IV. Zug nach dem Süden mit dem gebannten in Berührung gekommen war, sich ihm unterworfen, ja, zwischen dem König und Gregor zu vermitteln versucht hatte, sogar nicht außer Beziehungen zu dem Gegenpapste geblieben war. Die Wahl Viktors III., der sich dieser aufgezwungenen Last durch die Flucht zu entziehen versuchte, konnte für einen Sieg der milden Richtung gelten, fand aber eben deshalb nicht den Beifall der strengen Gre-

gorianer. Hin und her gerissen zwischen seiner Neigung zum Frieden und der Treue gegen seine gregorianischen Principien, zwischen dem Wunsch nach Beendigung des unheilvollen Kampfes und den unbarmherzigen Consequenzen des römischen Standpunktes hat er schwer an der Last der Tiara getragen, sich rastlos und doch vergeblich abmühend und natürlich auch ohne irgendwo Dank zu ernten. So besiegelte sein Pontificat schließlich nur die Niederlage der Gemäßigten und brachte die Leitung der Kirche wieder in die Hände der Gregorianer strenger Observanz. Denn als Viktor III. im September 1087 starb, da wurde einer von den durch Gregor selbst empfohlenen Candidaten auf den päpstlichen Stuhl erhoben, der Cardinalbischof Otto von Ostia, der sich Urban II. nannte. So kehrte die Kirche nach einer kurzen Zeit des Schwankens zu der vollen Strenge der gregorianischen Principien zurück. Nur waren die Mittel, durch welche Urban II. dieselben zu verwirklichen trachtete, andere. Der neue Papst erscheint weniger als Despot denn als Diplomat: er war ein Meister in den Künsten einer auf Schleichwegen gehenden unehrlichen Staatskunst; jedes Mittel ist ihm recht, um die Reihen der zu Heinrich Stehenden zu lichten und den allmählich völlig vereinsamten Kaiser mit kalter Berechnung der schließlichen Katastrophe zuzudrängen.

Die Hoffnungen, welche Heinrich IV. auf die glückliche Gewinnung der Kaiserkrone gesetzt hatte, waren nicht in Erfüllung gegangen. Wol aber fand er, als er 1087 nach Deutschland zurückkehrte, dort eine Bewegung im Gange, welche ihm einen neuen Halt geben und namentlich die deutsche Kirche verbinden konnte. Indem er sich derselben anschloß, beleuchtete er zugleich grell den Unterschied, der zwischen seinem Streben und dem seiner römischen Widersacher obwaltete. Das Gegenkönigthum Hermanns von Salm hatte die Schrecken des Bürgerkrieges in Deutschland noch gesteigert: der Krieg aller gegen alle brach mit vernichtender Schwere über das arme Reich herein und drohte den schon so tief geschädigten Wolstand desselben vollends zu Grunde zu richten. Am meisten litt darunter natürlich die Kirche mit ihrem Besitz, der, zu welcher Partei der einzelne Bischof auch halten mochte, sicherer Verwüstung durch die Vorkämpfer der Gegenpartei verfallen war. Das Reich als solches konnte dem nicht abhelfen: selbst wenn Heinrich nicht in Italien abwesend gewesen wäre, die Revolution von 1077 hatte dem Königthum überhaupt die Mittel entzogen, den Frieden zu schützen; durch die Schuld der Fürsten selbst war es unfähig, seine erste und vornehmste Aufgabe zu erfüllen. In dieser Noth griff die Kirche auf die Ideen zurück, die einst von Clugny ausgegangen waren, und unternahm, was der Staat nicht leisten konnte, durch die von der Kirche vermittelte göttliche Autorität zu erwirken. Der Gottesfriede, der einst unter ähnlichen trostlosen Umständen Burgund gerettet hatte, hielt jetzt, wo jede Erinnerung an das so eigenartige, sittlich große Friedensgebot Heinrichs III. entschwunden war, seinen Einzug in Deutschland. Was die Kirche im Großen gefehlt, suchten einzelne ihrer Diener wieder gut zu machen. Zuerst geschah das in Lothringen, wo Bischof Heinrich von Lüttich ums Jahr 1081 den

Gottesfrieden zunächst für seine Diöcese verkündete, und zwar mit so glücklichem Erfolge, daß er bald weitere Nachahmung fand. Auch dem Interesse des Königs wurde damit gedient, und Heinrich unterstützte daher nach Kräften diese Bemühungen zur Befriedung des Reiches. Inmitten einer furchtbaren Revolution, in deren Schrecken die bisherige Staats- und Gesellschaftsordnung Deutschlands zu Grunde zu gehen drohte, gewann so der Episkopat wiederum eine leitende Stellung und wurde der Träger einer auf sittlichem und kirchlichem Grunde beruhenden erhaltenden Politik von segensreichster Bedeutung. Indem er damit aber in einen ausgesprochenen Gegensatz trat zu der Politik der römischen Curie, welche das Unheil und den Unfrieden, die es zu bekämpfen galt, hervorgerufen hatte und noch fortdauernd planmäßig nährte, ging der Episkopat nach der andern Seite hin eine neue Verbindung mit dem Königthum ein und gewann trotz des noch andauernden großen kirchlich-politischen Kampfes einen Boden, auf dem er in ehrlichem Bemühen um das Heil der Nation auch mit dem gebannten Kaiser zusammenwirken konnte. Schon 1083 verkündete Erzbischof Sigiwin von Köln den Lütticher Gottesfrieden auch für seine Diöcese, indem er die Sorge für seine Durchführung und Aufrechterhaltung dem gesammten Volke auftrug. Damit kam ein demokratischer Zug in diese mächtig anschwellende Bewegung: der Gegensatz trat nun noch schärfer hervor, in dem dieselbe zu dem wilden Treiben der Fürsten und namentlich des ritterlichen Adels stand. Schon dadurch war Heinrich seine Stellung in dieser Sache vorgeschrieben: der Gottesfrieden organisirte eben die Elemente, bei denen er im Kampfe mit der Kirche und dem Fürstenthum bisher vornehmlich seine Stütze gesucht und gefunden hatte, die Bürgerschaften in den rheinischen Städten und die Bauernschaften Schwabens und Frankens, mit deren Hülfe er seine Schlachten gegen die Heere der rebellischen Ritterschaft geschlagen, die ihre Treue für König und Reich mehr als einmal bereits unter blutigen Opfern bewährt hatten. Indem er sich dieser Bewegung, welche der Episkopat zunächst um der Selbsterhaltung der Kirche willen entfesselt hatte, rückhaltlos anschloß, fand Heinrich zugleich Mittel und Wege, die Pflichten wiederum im großen Stile zu üben, in denen nach der noch fortlebenden alten deutschen Auffassung Recht und Bedeutung des Königthums wurzelten: er wurde, was der deutsche König vornehmlich sein sollte, der Hüter des Friedens, der Helfer der Bedrängten, der Beschützer der Verfolgten. Das aber kam nicht blos ihm persönlich, sondern der Stellung des salischen Königthums überhaupt zu gute. In Folge dessen konnte Heinrich auch den Kampf gegen seine kirchlichen Widersacher mit größerem Nachdruck aufnehmen.

Im Mai 1085 hielt der Kaiser eine Synode zu Mainz, welche die Entsetzung Gregors VII., der eben damals im Sterben lag, wiederholte und die gregorianischen Bischöfe durch kaiserliche Gegenbischöfe ersetzte. Ebendort wurde der Gottesfriede Sigiwins von Köln auch für den Sprengel von Mainz verkündet und damit ein weites und besonders wichtiges Gebiet den Greueln des Bürgerkrieges entzogen. Der Tod Gregors und das unsichere Schwanken, welches

die führerlose Hierarchie während der nächsten Zeit in ihrer Aktionskraft lähmte, kam der Stellung des Kaisers noch weiter zu gute. Der Gegenkönig Hermann von Salm sah seinen Anhang mehr und mehr schwinden, und trotz eines Sieges, den er im Sommer 1086 auf dem Bleichfelde über Heinrich davontrug, legte er doch 1087 ermüdet und entmuthigt die Krone nieder: er starb schon 1088. Und es gelang nicht einen neuen Gegenkönig aufzustellen. Denn der wilde Ekbert von Braunschweig, der nach der zweifelhaften Ehre dieser Krone strebte, aber durch sein wüstes Fehdetreiben selbst die heftigsten Gegner Heinrichs abschreckte, wurde im Sommer 1089 in Folge einer privaten Fehde überfallen und erschlagen. So nahmen die Dinge damals im Ganzen eine für Heinrich IV. günstige Entwickelung. Dank dem Gottesfrieden kehrte in weiten Theilen Deutschlands eine Ruhe und Ordnung zurück, wie man sie seit langen Jahren nicht gekannt hatte, unter ihrem segensreichen Einfluß fing auch der tief geschädigte Wolstand in Stadt und Land an sich von Neuem zu heben.

Inzwischen bemühte sich Papst Urban II. mit wachsendem Eifer, das, was Heinrich in Deutschland gewann, auf anderen Gebieten zu nichte zu machen. Namentlich galt es die gelockerte Verbindung zwischen des Kaisers Gegnern in Italien und in Deutschland herzustellen, um der Kirche die Sicherheit zu gewähren, welche durch den Tod des streitbaren Robert Guiscard, der wenige Wochen nach Gregor VII. während eines neuen Zuges gegen die Griechen gestorben war, einigermaßen in Frage gestellt schien. Dies Ziel schien erreicht, als es dem Papste gelang die Markgräfin Mathilde von Tuscien zur Eingehung einer sehr ungleichen, nur dem Interesse der Kirche dienenden Ehe mit dem jugendlichen Sohn des Baiernherzogs Welf III. zu vermögen, durch welche das mächtige Haus der Welfen in Deutschland zugleich und in Italien zum Vorkämpfer der Kirche gewonnen wurde. So bedrohlich erschien dem Kaiser diese Wendung, daß er 1091 nach Italien zog, um die tuscische Macht niederzuwerfen. Aber das Glück war ihm nicht hold: zwar bezwang er das feste Mantua nach eilfmonatlicher Belagerung, erlitt aber 1092 bei Canossa eine Niederlage, die ihn zum Rückzug in die getreuen lombardischen Städte nöthigte. Doch was wollte dieser Mißerfolg bedeuten gegen die Schicksalsschläge, welche die Tücke seines päpstlichen Gegners ihm inzwischen bereitet hatte und die ihn jetzt mit vernichtender Schwere trafen! In Heinrichs unmittelbarer Umgebung hatte der Verrath sich bereits eingenistet, und die ihm die Nächsten und Liebsten auf Erden waren, sagten sich nicht blos von ihm los, sondern erhoben sich offen wider ihn und strebten mit allen Mitteln nach seiner Vernichtung. Sein Sohn Konrad, der designirte Nachfolger, fiel Ostern 1093 von dem Vater ab, Mathilde von Tuscien und ihre geistlichen Rathgeber waren es, die sich rühmten, diese herrliche That zur Ehre Gottes und seiner heiligen Kirche vollführt zu haben. Die meisten lombardischen Städte schlossen sich dem rebellischen Sohne an. Ueberall erhob sich die päpstliche Partei mit neuer Zuversicht und bald mußte des Kaisers Stellung in Italien für unhaltbar gelten. Diesem Schlage schien Heinrich erliegen zu

müssen: an allem verzweifelnd dachte er daran, seinem elenden Dasein freiwillig ein Ende zu machen, und nur der dringende Zuspruch der Seinen hinderte ein Aeußerstes. Aber fast schlimmer noch war, was er gleich danach erfuhr. Zur Zeit des beginnenden Kampfes mit Gregor VII. hatte er in der ungeliebten Bertha von Susa eine aufopfernd treue Gefährtin gehabt, deren Bewährung seine Abneigung allmählich überwunden und sein Herz gefesselt hatte: der Tod hatte sie ihm von der Seite gerissen. Mit der Nachfolgerin aber, die Heinrich ihr gegeben, einer russischen Prinzessin, Adelheid oder Praxedis, war nur neues Unheil in sein Haus eingezogen. Der Kaiser hatte Grund an der Treue derselben zu zweifeln: ja, es heißt, daß er ihr absichtlich Gelegenheit bereitet zu fallen, um Beweise für ihre Schuld in die Hand zu bekommen und sie verstoßen zu können. Vielleicht hing sogar die zunehmende Verfeindung zwischen Vater und Sohn hiermit zusammen, denn manche Spuren deuten darauf, daß es eben König Konrad gewesen, der die Schuld der Ehebrecherin theilte. Auch diese trat zu Mathilde von Tuscien in geheime Beziehung, und als es ihr gelang der Haft zu entkommen, in die Heinrich sie geworfen, war Mathildens Gemahl, Herzog Welf, in der Nähe und geleitete sie mit den einer rechtmäßigen Kaiserin gebührenden Ehren zu seiner Gattin. Und nicht genug damit: die Geständnisse Adelheids über ihr ehebrecherisches Treiben, die schamlosen Eröffnungen, die sie über Heinrichs Zuthun dazu machte, ein für uns wie schon für die Zeitgenossen unentwirrbares Gewebe von Lüge und Wahrheit, von Schamlosigkeit und Bußbekenntnis, wurden der Welt kundgethan, um den verhaßten Kaiser vollends zu Boden zu schlagen, als den Auswurf der menschlichen Gesellschaft darzustellen, von dem jeder, der noch einen Rest von Scham und Anstandsgefühl besaß, sich mit Abscheu abwenden müßte. Und nur allzu fruchtbar war der Boden, auf den diese beispiellosen Enthüllungen fielen: mit Gier nahm die skandalsüchtige Welt die schmutzigen Geschichten auf, welche die intimsten Dinge des kaiserlichen Hofes in den Koth zogen, und zweifelte bald nicht mehr an ihrer Thatsächlichkeit. Denn alle diese Scheußlichkeiten schienen ja gewährleistet durch die Autorität der Kirche, welche mit der gefallenen Frau beinahe eine Art von Kultus wie mit einer Märtyrerin trieb.

So stark und starr Heinrichs Sinn, durch die Erbitterung eines langjährigen Kampfes gehärtet, auch sein mochte, von diesen beiden Streichen seiner Todfeinde war er bis in das innerste Mark getroffen. Aber auch diesmal raffte er sich schließlich wieder auf, um die Sache des Königthums zu vertheidigen, und noch einmal fesselte sein tapferes Ausharren das unbeständige Glück für kurze Zeit an seine Fahne. Italien freilich mußte nach dieser letzten Katastrophe für verloren gelten; namentlich die Stellung Wiberts war unhaltbar geworden, und derselbe dachte bereits an Resignation. Dagegen gestalteten sich die Dinge in Deutschland besser. Die blos aus politischen Rücksichten geschlossene Verbindung des Hauses der Welfen mit der tuscischen Markgräfin löste sich: bald machte Welf seinen Frieden mit dem Kaiser und erhielt

Baiern zurück. Auch der Zähringer war des Kampfes um Schwaben müde, erkannte Friedrich von Staufen als dessen Herzog an und ließ sich durch ein aus der westlichen Schweiz und dem Gebiet von Zürich zusammengefügtes neues Herzogthum entschädigen. Dennoch stand Deutschland, mit sich selbst vollauf beschäftigt, der großen Bewegung des ersten Kreuzzugs, die damals ihren Anfang nahm, ziemlich theilnahmlos gegenüber; die Entfernung der unruhigen Elemente aber, welche auch aus Deutschland zu dem großen Abenteuer im Osten zogen, war für Heinrich ein Gewinn und kam dem andauernden Friedensbemühen desselben zu gute. Ja, man hat es Urban II. nicht ohne Grund als einen politischen Fehler angerechnet, daß er gerade damals auf Gregors VII. Pläne zurückkam und die kriegerische Kraft Italiens und Frankreichs nach dem heiligen Lande lenkte. Denn gegenüber diesem, das alle Herzen und Sinnen gefangen nahm, verlor der Kampf gegen Heinrich unvermeidlich an Interesse und Bedeutung: er entzog der römischen Curie eine Menge von Kräften, die sie auf diesen hätte concentriren können, und in den Augen mancher erschien nun die Fortsetzung des Streites mit dem Kaiser beinahe wie ein Unrecht Roms, durch welches der heiligen Expedition nach dem Morgenlande kostbare Mittel entzogen wurden und der Erfolg derselben vielleicht in Frage gestellt werden konnte.

Mit Geschick und Glück hat Heinrich IV. diese Verhältnisse ausgenutzt. 1098 ließ er seinen abtrünnigen Sohn Konrad, der sich mit einer Tochter Rogers von Apuliens verheiratet hatte, aber, wie es scheint, seinen Abfall von der Kirche nicht so belohnt fand, wie er gehofft, und von Gewissensbissen gequält wurde, durch den Spruch der Fürsten des Nachfolgerechts berauben: der verirrte Jüngling hat sein verfehltes Leben bereits 1105 beschlossen. Statt seiner wurde des Kaisers zweiter Sohn Heinrich zum Nachfolger gewählt und im Januar 1099 zum König gekrönt. Nicht lange danach (September 1100) starb auch Wibert von Ravenna: dennoch kam es nicht zu einer Verständigung mit der Kirche, sondern Heinrich IV. ließ noch mehrere Gegenpäpste aufstellen, die sich wol zeitweilig in St. Peter behaupteten, aber gegenüber der hochkirchlichen Strömung, welche die Zeit beherrschte, nie allgemeine Anerkennung fanden, sondern die Zerrüttung nur mehrten und die Leidenschaft des Kampfes steigerten. Selbst der Tod Urbans II. am 29. Juli 1099 brachte darin keine Aenderung hervor. Denn der Nachfolger, Paschalis II., trat das Erbe des Hasses gegen den Kaiser und des Strebens nach Vernichtung desselben mit Entschlossenheit an und ging im Gegensatz zu dem diplomatisch vorsichtigen Urban mit gregorischer Heftigkeit und Gewaltsamkeit vor, rastlos bemüht, immer neue Feinde wider den Kaiser in das Feld zu rufen. Am Gründonnerstag 1103 erneute er den Bann gegen Heinrich, weil derselbe den Rock Christi zerrissen, nämlich die Kirche durch Raub und Brand verwüste und durch Lüste, Meineid und Mord beflecke. Jeder war hinfort päpstlicher Lobsprüche und des päpstlichen Segens gewiß, der gegen den Kaiser wirkte, und wenn er sich dazu auch der verwerflichsten Mittel bediente. Das erfuhr zum Staunen der Zeit-

genossen und zum Entsetzen der wirklich kirchlich Denkenden namentlich Graf Robert von Flandern, ein wüster Räuber und Mordbrenner, welcher gegen den kaisertreuen Bischof von Cambrai eine greuelvolle Fehde erhob. Gerade diese Ereignisse öffneten vielen die Augen über die wahre Natur von Heinrichs Gegnern und ließen des Kaisers redliches Bemühen um die Herstellung der Ordnung in einem doppelt günstigen Lichte erscheinen. Es war ein großer und glänzender Erfolg Heinrichs, daß das Friedenswerk, dem der Kaiser seit der Rückkehr aus Italien in Gemeinschaft mit den den Gottesfrieden vertretenden Bischöfen sich gewidmet hatte, zu Beginn des Jahres 1103 zu einem das ganze Reich umfassenden feierlichen Abschluß geführt wurde. Damals erweiterten die in Mainz um den Kaiser versammelten geistlichen und weltlichen Fürsten die früher für einzelne Diöcesen vereinbarten Theilfrieden zu einem allgemeinen Reichsfrieden: unter einander und mit dem Kaiser verpflichteten sie sich durch Handschlag diesen Frieden während der nächsten vier Jahre zu beobachten. Heinrich aber gewährte, das Beispiel seines Vaters nachahmend, allen, die sich gegen ihn vergangen, in Gnaden Verzeihung und erließ ihnen die Strafen. Auch der wilde Graf von Flandern wurde nun durch ein Reichsaufgebot überwältigt und zur Unterwerfung gezwungen.

Diese Zeit ist es, von welcher der pietätvolle Biograph Heinrichs in beredten Worten ein fast begeistertes Bild entwirft.[1]) „Das Mainzer Friedensgebot nützte den Geringen und Guten ebenso sehr, wie es den Bösen und den Mächtigen schadete. Jenen brachte es Reichthum, diesen Mangel und Hunger. Die ihr Gut bisher auf die Werbung von Kriegern verwendet hatten, um es an stattlichem Gefolge allen andern zuvorzuthun, litten jetzt, wo ihnen die Freiheit des Raubens genommen war, Mangel in Küche und Keller. Wer früher auf schäumendem Rosse einhergesprengt, war jetzt froh, wenn er einen Ackergaul zu besteigen hatte. Wer früher nicht anders als in Purpur einhergegangen, war jetzt mit einem schlichten Gewande zufrieden, und die bisher üblichen goldenen Sporen war man froh durch eiserne ersetzen zu können. Die durch Eitelkeit und Ueppigkeit verdorbenen Sitten führte die Noth zur Einfachheit zurück. Auf Landstraßen und Flüssen zog der Kaufmann mit seiner Waare in Ruhe und Behagen einher, erwerbend und zu Wolstand gelangend, während die ehemals Wegelagerei und Straßenraub treibenden Burgherren Mangel litten. In dieser Weise vergalt Kaiser Heinrich seinen Feinden das Unrecht, das sie ihm gethan, durch die Segnungen des Friedens."

Damals konnte Heinrich eine glückliche Wendung seines Schicksals hoffen: ohnmächtig prallten die Flüche Paschalis' II. an seiner neu befestigten Stellung ab; geistliche und weltliche Fürsten des Reichs wirkten mit ihm zusammen, um die traurigen Folgen des langjährigen Bürgerkriegs vergessen zu machen und dem Wolstand von Bürger und Bauer die Möglichkeit neuen Gedeihens zu schaffen. Mit Freude und Dank blickten viele Tausende auf den Kaiser, welcher

1) Vita Heinrici IV. c. 8.

der Hort des Friedens geworden, und segneten ihn als den Spender neuen Behagens und Gedeihens. So stark fühlte sich Heinrich damals, daß er an einen Zug nach dem heiligen Lande dachte und den ihm gebührenden Platz als Heerführer der abendländischen Christenheit im Kampfe gegen die Ungläubigen einnehmen wollte. Gewiß war das der sicherste Weg, um die Gegner vollends zu entwaffnen und aller Welt zu beweisen, wie die unversöhnliche Feindschaft der Kirche gegen ihn nicht kirchliche Gründe hatte, sondern ganz



Miniature in einer Handschrift des 13. Jahrh. zu Prag: Buchschreiber und Maler darstellend.

anderen Anlässen entsprang, wie es sich dabei im Wesentlichen nur um ein gewaltsames Uebergreifen des Papstthums in die Gerechtsame des Kaiserthums handelte. Aber eben damals bereitete sich für Heinrich die entscheidende Katastrophe vor, die nicht blos ihn persönlich zu Boden warf, sondern auch die Sache, der er so energisch und zuletzt so glücklich gedient hatte, und ihre eben aufathmenden Anhänger in die äußerste Bedrängniß brachte.

Ist Heinrichs Biographen Glauben zu schenken, so war es gerade der allgemeine Reichsfriede, sein größtes Verdienst, das Heinrich zu Fall brachte.

Während der kleine Besitzer, der Bürger und Bauer, sich der Segnungen desselben freute, der Ackerbau neu erblühte, der Handel sich auf den endlich gesicherten Land- und Wasserstraßen mit fröhlicher Lebhaftigkeit bewegte, geriethen dagegen diejenigen in Noth, die von dem bisher herrschenden Fehdezustand besonders gewonnen, in Raub- und Gewaltthaten die Quelle ihres Reichthums und Behagens gefunden hatten. Das aber war doch eigentlich der gesammte Laienadel, der Wehrstand, der sich im Laufe der letzten Menschenalter immer schärfer dem verachteten, gedrückten und ausgesogenen Nährstand entgegengestellt hatte. Diese Herren verloren mit der fortschreitenden Befestigung des allgemeinen Friedens die bisherigen Bedingungen ihrer Existenz: sie sahen sich in ihren Mitteln arg beschränkt und litten bald mancherlei Noth, mußten dem prunkvollen fürstlich-ritterlichen Treiben mit zahlreichen Vasallen und Dienstleuten entsagen und sich zu den bescheidenen Formen eines landjunkerlichen Daseins bequemen, das zu ihrer bisherigen Gewöhnung und ihren daraus entsprungenen Ansprüchen in einem Misverhältnis stand, das sie fortwährend und immer schmerzlicher empfanden. Eben die Kreise, auf welche Konrad II. das salische Erbkaiserthum begründet und die er im Interesse desselben zu Macht und Reichthum erhoben hatte, die in den langen Jahren der Bürgerkriege auf Kosten sowol der Kirche wie des Königthums gewachsen waren, sahen sich jetzt durch das erneute innige Zusammengehen des Königthums mit der Friede verkündenden Kirche in ihrer ganzen Stellung bedroht. Die wirthschaftliche und sociale Umgestaltung, welche damals im Vollzug begriffen war, mußte, so schien es, Deutschland auch politisch gründlich umgestalten, indem nun die große Masse des niedern Volkes, der Bauern, der Gewerbetreibenden und der Kaufleute, im Bunde mit dem Königthum und durch dessen Frieden geschützt, die Trägerin auch des politischen Lebens wurde. Die unausbleibliche Folge davon aber wäre eine vollkommene Verschiebung der Machtverhältnisse zu Gunsten des Königthums gewesen. In einem solchen Staate aber und in einer solchen Gesellschaft war für den ritterlichen Adel, der bisher die Schicksale Deutschlands vornehmlich bestimmt hatte, kein Platz; andererseits aber fehlten demselben in Deutschland auch die Möglichkeiten, die ihm anderswo zur Vermeidung dieser Krisis dargeboten wurden. Eine ähnliche Wandlung, wie sie in Deutschland im Gange war, vollzog sich um jene Zeit auch in Frankreich und Italien: in diesem aber schloß sich der kriegerische Adel in seiner Hauptmasse dem städtischen Leben an, ging in die bürgerlichen Gemeinden auf und spielt in diesen eine politisch und militärisch gleich hervorragende Rolle, während der französische Adel durch die Kreuzzüge im Morgenland ein neues Feld zur Uebung seiner bisherigen Thätigkeit fand, eben in dem Zeitpunkt, wo diese daheim unmöglich wurde. In Deutschland war das Eine wie das Andere ausgeschlossen: vielleicht hätte der Kreuzzug Heinrichs IV., wäre er zur Ausführung gekommen, Deutschland von dem Ueberschuß an waffenlustigem Adel befreit, wie man mit der socialen und wirthschaftlichen Krisis Deutschlands auch schon den großen Zug in Verbindung gebracht

hat,[1]) der 1102 und 1103 aus den südwestlichen Landschaften des Reichs nach dem Morgenlande strömte und dort kläglich zu Grunde ging. Das Unheil für Deutschland war, daß die Kirche diesen natürlichen Weg zur Entfernung der überschießenden kriegerischen Kraft verlegte, indem sie, statt Heinrichs Vorhaben zu unterstützen, eben damals alles that, um den Kaiser zu Fall zu bringen, und zur Erreichung dieses Ziels namentlich die Masse der unzufriedenen Ritter an sich zog und zur Erhebung gegen das Königthum und seinen Frieden organisirte. Während es dem Kaiser im Laufe der letzten Jahre gelungen war, die Mehrzahl der geistlichen und weltlichen Fürsten zu versöhnen, und während er bei seinen Friedensbemühungen von dem deutschen Episkopate, namentlich solchen Männern wie dem edlen, maßvollen und vaterlandsliebenden Otto von Bamberg, je länger je kräftiger Unterstützung gefunden hatte, benutzte die römische Curie jene Elemente der Gährung im Reiche als Werkzeuge zum Sturze des Kaisers. Entscheidend aber wurde es, daß diese beiden oppositionellen Gruppen in des Kaisers Sohn, König Heinrich, ihr gemeinsames Oberhaupt fanden: indem er den Sohn zur Rebellion gegen den Vater verleitete, gelang Paschalis II., was Mathilde von Tuscien und Urban II. einst mit Hülfe von Heinrichs Erstgeborenem Konrad vergeblich erstrebt hatten.

König Heinrich aber ließ sich von der Kirche gewinnen, nicht weil er die von dieser vertretene Auffassung theilte, sondern weil er mit Hülfe dieser Bundesgenossin am ehesten hoffen durfte seine brennende Herrschgier zu befriedigen. Während die Hierarchie ihn zu ihren Zwecken zu gebrauchen glaubte, wurde sie vielmehr von ihm gebraucht. Wenn Paschalis II. ihm daher vorstellen ließ, durch den Abfall von dem im Bann befindlichen Vater erfülle er nicht nur eine Pflicht gegen die Kirche, sondern thue eigentlich blos, was er sich selbst schuldig sei, da er ja ohne dies nicht hoffen könne, den ihm verheißenen Thron je zu besteigen, so gab ohne Zweifel dies letzte Argument für den herzensharten Jüngling den Ausschlag. Auf diesem Wege kam der Bund zu Stande, dem Heinrich IV. erliegen, der das Schicksal Deutschlands und seines Königthums auf lange hinaus entscheiden sollte. Der Kaiser wurde völlig getäuscht und war in dem entscheidenden Augenblick völlig überrascht. Während eines Zuges nach Sachsen, den er unternahm, um Hartwich, den designirten Erzbischof von Magdeburg, den die päpstlichen Parteigänger gefangen genommen hatten, zu befreien, verließ der junge König plötzlich im December 1104 zu Fritzlar den Hof und wies alle Mahnungen Heinrichs und alle Vorstellungen der Fürsten zurück mit der scheinheiligen Erklärung, daß er mit dem gebannten Vater nichts gemein haben könne. Schnell sammelten sich auf diese Kunde die so lange führerlosen Gegner des Kaisers, geistliche wie weltliche, um ihr neues Oberhaupt, und die römische Curie zeigte sich in ihrer Freude bereit, alles für denselben zu thun. So wurde die Rebellion schnell eine allgemeine: ein Bürgerkrieg zwischen Vater und Sohn schien un-

1) Nitzsch II, 120 ff.

abwendbar. Aber noch ehe es dazu kam, wurde der Kaiser durch eine Reihe neuer Thaten schnödesten Verrathes entwaffnet. Mit seinen rheinischen und fränkischen Vasallen und mit böhmischer und österreichischer Hülfe rückte er gegen den Sohn ins Feld, zu dem namentlich der Adel Schwabens und Baierns stand. Da weigerten ihm die Fürsten die fernere Hülfe, während der Sohn in erheucheltem Wolwollen den Vater vor angeblich drohendem Verrathe warnen ließ und dadurch zu schleunigem Abzug bestimmte. Natürlich löste sich nun das kaiserliche Heer auf. Da wandte Heinrich IV. sich wieder nach dem Rhein, wo er von den Bürgerschaften der Städte auch jetzt Hülfe hoffte. Auch fand er in Mainz gute Aufnahme, ging aber, als der Sohn mit Heeresmacht heranzog, weiter nach dem gleichfalls treu zu ihm stehenden Köln. Bald hatte er dort wieder ein Heer um sich gesammelt und zog dem Sohne nach der Mosel entgegen, um zunächst den Reichstag zu hindern, den der Sohn ausgeschrieben hatte und der gegen ihn die feindlichsten Beschlüsse erwarten ließ. Heinrich der jüngere traute dem Erfolge der Waffen nicht; mit Besorgnis sah er, wie groß und opferbereit noch immer der Anhang des Kaisers war; er nahm daher seine Zuflucht zu einem schändlichen Gewebe von List, Trug und Verrath. Als ob es ihm nur darum zu thun wäre, zwischen dem Vater und der Kirche zu vermitteln, erbat er eine Unterredung mit demselben. In Koblenz fand diese statt. Durch erheuchelte Rührung und Hingebung überlistete der König den Vater vollkommen: derselbe nahm die angetragene Vermittelung an. Gemeinsam traten darauf beide den Weg nach Mainz an. Aber schon in Bingen, wo sie die Nacht rasteten, enthüllte sich der Verrath. Der Kaiser wurde statt nach Mainz das Nahethal hinauf nach der Burg Böckelheim bei Kreuznach gebracht. Dort hielt man ihn als Gefangenen, mit nur wenigen Dienern und unter schmerzlichen Entbehrungen; selbst geistlichen Trost versagte man dem Verzweifelnden: da entschloß sich Heinrich IV. den Schritt zu thun, der ihn allein noch retten zu können schien, auf die Krone zu verzichten. Freilich erkannte er damit eigentlich nur die vollendete Thatsache seiner Absetzung förmlich an. Denn inzwischen hielt sein Sohn, von den Fürsten umgeben, prunkvoll zu Mainz Hof, wo er am 27. December 1105 die Meldung von dem Entschlusse des Vaters empfing. Sofort wurde dieser nun zur Herausgabe der Reichskleinodien gezwungen und dann zum feierlichen Vollzug der Abdankung nach Ingelheim geführt; denn in Mainz fürchtete man eine Erhebung des Volks für den mishandelten Kaiser. Was dort geschah, findet sein Seitenstück höchstens in der Demüthigung, welche einst Ludwig dem Frommen durch seinen Sohn Lothar und die diesem verbündeten Bischöfe bereitet worden war; selbst was Heinrich in Canossa erlitten, verblich zu nichts gegen die Qualen dieser Stunden. Hülflos in die Gewalt seiner Todfeinde gegeben, an deren Spitze ihm der eigene Sohn entgegentrat, stimmte Heinrich, völlig gebrochen, allem zu, was man irgend von ihm verlangte, nur darauf bedacht sein Leben zu retten und die Freiheit wiederzugewinnen. Aber so leichten Kaufes wollten die Sieger ihn nicht



Der Dom zu Mainz. 12. 13. Jahrhundert.

entlassen: wie einst der fromme Ludwig sollte auch Heinrich, an dem die Herzen vieler Tausende mit liebevoller Dankbarkeit hingen, moralisch zu Grunde gerichtet und dadurch als König für alle Zeit unmöglich gemacht werden, und wiederum war es die Kirche, welche ihre Autorität zu diesem Gewaltakt hergab. Sie brachte gegen den hülflosen Kaiser die furchtbarsten Anklagen vor, erlaubte ihm aber nicht, sich dagegen zu verantworten, obgleich er fußfällig darum bat und sich bereit erklärte, wenn er schuldig befunden, die auferlegte Buße zu thun. Vielmehr ängstigte, bedrohte und quälte man den Aermsten so lange, bis er völlig gebrochen sich bereit erklärte, das von ihm verlangte Sündenbekenntnis abzulegen, wenn man ihm gleich danach die Wiederaufnahme in die Gemeinschaft der Kirche gewährte. Als er dann aber das ihm auferlegte Sündenbekenntnis verlesen hatte, wurde ihm die Absolution doch nicht ertheilt. Er blieb im Bann und war durch diesen Gewaltstreich und Wortbruch in den Augen der Welt all dessen überführt, was die Niedertracht unversöhnlicher Feinde ihm an Verirrungen der schwersten Art angedichtet hatte. Nicht einmal die Freiheit erhielt er zurück: sie sollte erst erkauft werden durch einen förmlichen Verzicht auf das Reich und die ausdrückliche Uebergabe desselben an seinen Sohn. Auch diese vollzog der Kaiser endlich, um sich abermals betrogen zu sehen: denn er wurde in Ingelheim festgehalten, während Heinrich V. zu Mainz prunkvoll Hof hielt und sich von den Fürsten als Herr des Reiches huldigen ließ.

Inzwischen war die Kunde von diesen unerhörten Vorgängen den Rhein hinab und hinauf geflogen und hatte sich nach allen Theilen des Reichs hin verbreitet. Ein Sturm der Entrüstung wogte auf: mit der größten Entschiedenheit stand die öffentliche Meinung in weiten Kreisen für den mishandelten Kaiser ein. Denn alle die, denen seine Friedensbemühungen zu gut gekommen, fühlten sich durch diese Wendung schwer bedroht: die werdende bürgerliche Ordnung des aufblühenden Städtewesens sollte, so schien es, der Willkür ritterlichen Raubtreibens und dem Despotismus eines vor keinem Mittel zurückscheuenden Tyrannen preisgegeben werden. Die Erkenntnis dieses Umschwungs gab dem Kaiser noch einmal seine alte Spannkraft wieder: er annullirte die ihm zu Ingelheim abgezwungenen Erklärungen; er fuhr nach Köln zurück, wo man ihn freudig aufnahm; um jeden Zweifel an seiner Kirchlichkeit auszuschließen, pilgerte er barfuß hinüber nach Aachen und ging dann zu seinem treuen Anhänger, dem Bischof Otbert von Lüttich. Dessen Stadt wurde nun das Centrum der sich schnell sammelnden Kaiserlichen: an ihrer Spitze stand Herzog Heinrich von Lothringen, selbst der Graf Robert von Flandern schloß sich ihnen an. Man warb um Hülfe in Frankreich, mit England und Dänemark wurde zu gleichem Zweck angeknüpft, während in den Rheinlanden die Gährung wuchs und die allgemeine Erbitterung gegen den so schwer frevelnden Sohn immer entschiedener zum Ausdruck kam. Aber mit eiserner Stirn zog dieser die Consequenzen seines Handelns: mit Heeresmacht erschien er im Felde, obgleich die heilige Osterzeit Waffenruhe gebot,

und zog von Köln her in der Richtung auf Lüttich. An der Brücke aber, die bei Visé über die Maas führt, stieß seine Vorhut auf die Mannschaften des Lothringer Herzogs und erlitt, in Folge ihres voreiligen Angriffes in einen Hinterhalt fallend, eine empfindliche Niederlage. Dadurch wurde der König zum Rückzug auf Köln genöthigt; dieses aber hatte sich inzwischen für Heinrich IV. erhoben und verweigerte ihm die Aufnahme, so daß er über Bonn nach Mainz entweichen mußte und in eine höchst bedenkliche Lage gerieth. Welche Freude herrschte in Lüttich! Noch im letzten Augenblick schien sich mit einemmale alles zu Gunsten des so lange vom Schicksal verfolgten Kaisers zu wenden: selbst die Curie wies die Anträge Heinrichs nicht mehr so schroff zurück, da sie aus der Haltung der Fürsten erkannte, daß die Zeit ihrer Herrschaft über Deutschland zu Ende sei. Da fiel mitten in dieses hoffnungsfrohe Treiben die Nachricht, daß Kaiser Heinrich IV. den 7. August 1106 in Lüttich gestorben sei.

Der Tod des Kaisers erfolgte in dem Augenblick, wo er unter Umständen, so günstig, wie sie ihm sich noch nie geboten, den Kampf um Ehre und Recht des Königthums hatte aufnehmen wollen, getragen von den wachsenden Sympathien der aufstrebenden Massen des niederen Volks, versöhnt mit vielen alten Gegnern, gerechtfertigt durch das Unerhörte, was er eben durch den eigenen Sohn und die diesem verbündete hierarchische Kirche zu erleiden gehabt hatte, nach einem verheißungsvollen Siege, der in den Reihen der Seinen die Zuversicht auf ein endliches Gelingen mächtig stärkte. Mit diesen Hoffnungen war es nun zu Ende. Heinrichs IV. Tod entschied und besiegelte den Sieg der kirchlich-adligen Revolution, an deren Spitze der Papst und des Kaisers Sohn standen; er legte die Leitung des Reichs und die Entscheidung über die Zukunft Deutschlands in die Hände der Leute, welche den von Heinrich geschaffenen Friedenszustand als eine Verkürzung ihrer Freiheit und eine Schädigung ihrer wirthschaftlichen und politischen Stellung bekämpft hatten, und die Kosten hatten Heinrichs dankbare Schützlinge, Bürger und Bauern, zu tragen. Die Entwickelung Deutschlands wurde damit in eine Richtung gedrängt, welche der von der Entwickelung Frankreichs verfolgten gerade entgegengesetzt war: aus der allmählichen Sammlung seiner Kräfte, dem Ausgleich der politischen Unterschiede und der wirthschaftlichen Centralisation verfiel es der fortschreitenden Verschärfung der gesellschaftlichen Gegensätze und damit unaufhaltsam politischer Zersplitterung.

Hier liegt auch der Punkt, von dem aus die Geschichte ihr Urtheil über Heinrich IV. abzugeben haben wird. Daß der Kaiser mit manchem sittlichen Makel behaftet gewesen, wer wollte es leugnen? Ganz abgesehen von den vielerlei Blößen, die er sich durch seinen Wandel gegeben, wird er auch von seinen eifrigsten Vertheidigern nicht freigesprochen werden können von dem Vorwurf despotischer Willkür, heftig aufbrausender Leidenschaft und zuweilen starrsinnigen Trotzes. Wenn aber die guten Eigenschaften und die reichen Anlagen, die dem Sohne Heinrichs III. und der edlen Agnes von Poitou angeboren waren, nicht ihre volle Entfaltung erfahren hatten, so war

das doch wol zum guten Theil zurückzuführen auf die völlig abnormen, eine gesunde Entwickelung ausschließenden Verhältnisse, welche auf der Jugend Heinrichs gelastet hatten. Daß er verstockt, hinterhaltig, mistrauisch geworden, kann nach den Einflüssen, die damals auf ihn gewirkt, kaum wundernehmen. Aber die harte Schule, durch die er gegangen, hat auch die guten Keime seines Wesens gereift: Heinrich IV. war eine kampffrohe Natur, ausharrend im Unglück und elastisch genug, um auch von den schwersten Schicksalsschlägen nur gebeugt, nicht gebrochen zu werden. Niemand wird ohne wachsende Theilnahme Zeuge des Jahrzehnte andauernden Ringens sein, in dem Heinrich die seinem Schutz vertraute Sache des deutschen Königthums unter den denkbar ungünstigsten Umständen mit ungebrochenem Muthe vertheidigt und aufrecht erhalten hat. Scharfen Blick, Erfindungsreichthum, Energie in der Ausführung hat er in ungewöhnlichem Maße besessen und als Feldherr zwar nicht den Sieg, wol aber seine Mannschaften an sich zu fesseln gewußt. Aber diese reichen Gaben haben im Anfang der Regierung Heinrichs wesentlich anderen Zielen gedient als in den letzten Jahren: des Dichters Wort von dem Wachsen des Menschen mit seinen größeren Zwecken hat sich an Heinrich IV. besonders bewahrheitet. Der König begann sein selbständiges Regiment als Despot, der die bestehende Ordnung durchbrechen, ein unumschränktes Regiment errichten wollte, das die bisher geltenden Rechte und Freiheiten der Unterthanen aufhob; die Bedrohten verbinden sich mit der Hierarchie und helfen, um des Königs Pläne zu vereiteln, Reich und Königthum schwächen und entwürdigen, ohne in ihrer Leidenschaft zu erkennen, wie sie damit ihre eigene Stellung untergraben. Heinrich aber führt den Kampf, den er nicht ohne eine gewisse leidenschaftliche Ueberstürzung als einen gewissermaßen persönlichen begonnen, in fortschreitender Erkenntnis der hochwichtigen Entscheidung, die es gilt, weiter als einen großartigen principiellen Kampf, der für die Zukunft Deutschlands von der höchsten Bedeutung werden mußte. Darin findet sein jugendlich stürmisches Wesen den regelnden, klärenden, versittlichenden und vergeistigenden Mittelpunkt; und indem ihn dieses Bewußtsein mehr und mehr durchdringt, macht er sich frei von dem Schatten, den die Irrthümer der Vergangenheit auf ihn warfen, und wird zum Träger nationaler Hoffnungen und großer allgemeiner Ideen: er gewinnt damit einen neuen Rechtsboden und auf diesem für das Königthum so gut wie für seine Person eine neue Stellung, die beiden neuen Inhalt und höhern Werth verleiht. Man wird nicht behaupten können, daß Heinrich IV. sozusagen damit ein politisches Programm ausführte, das er entworfen und mit bewußter Absicht unternommen hatte. Allmählich erst, als es galt, in dem mit dem Fürstenthum und dem Papstthum entbrannten großen Kampfe aus den Trümmern des zerfallenden Reichsbaus seiner Vorgänger die Grundlagen für den künftigen Neubau zu retten, hat Heinrich die Wendung vollzogen, durch die er sich mit der großen Masse des niedern Ministerialenthums, mit den Bürgerschaften der Städte und weiterhin sogar mit den Bauern gegen Fürsten und Lehnsadel verband.

Das Königthum, das von seinen aristokratischen Bundesgenossen im Stich gelassen wurde, gründete er damit auf die popularen Elemente der deutschen Nation und gab ihm so unbewußt seinen alten demokratischen Charakter zurück. Heinrichs Ende zog auch die Niederlage dieser popularen Elemente nach sich und führte Deutschland in die Bahnen aristokratisch-feudaler Entwickelung zurück.

Daher wurde des Kaisers Tod denn auch gerade in den niederen Schichten des deutschen Volkes schmerzlichst empfunden und Heinrich auf das tiefste betrauert, während im Lager der unter des Verstorbenen Sohn vereinigten adligen und geistlichen Gegner der Jubel über diese unerwartete Wendung um so wilder und schamloser zum Ausdruck kam, je härter man eben bedrängt gewesen war und den Sieg des Kaisers und seiner popularen Bündner gefürchtet hatte. Die feudal-klerikale Reaktion war von ihrem furchtbarsten Widersacher befreit, und das Volk bejammerte den Hingang seines helfenden Schützers in dem Moment, als es sich voller Siegeshoffnung um denselben geschaart hatte. Mit Weinen und Klagen drängte sich das Volk zu Lüttich um die Leiche des geliebten Kaisers und entnahm der Stelle, wo sie zuerst geruht, noch späterhin Erde in dem frommen Glauben, damit die Felder befruchten und zu doppelt reichem Ertrage segnen zu können. Die ohne ihr Zuthun siegreichen Gegner aber wußten ihren Triumph nicht besser zu bethätigen, als daß sie dem Verstorbenen nicht einmal die Ruhe des Grabes gönnten. Denn als der treue Bischof Otbert den geliebten Kaiser im Dome zu Lüttich bestattete, belegte der Erzbischof von Magdeburg denselben mit dem Interdikt und bannte den Bischof, während Heinrich V., der wenigstens nach des Vaters Tode denselben nicht mehr bekämpfen mochte, von Paschalis II. die Aufhebung des Bannes erbat, damit er den Kaiser in Speier, dessen Dom er besonders geliebt und reich geschmückt hatte, in der salischen Familiengruft begraben könnte. So wurde die Leiche nach acht Tagen ausgegraben und vorläufig in einer ungeweihten Capelle auf einer Maasinsel beigesetzt, ohne kirchliche Feier, wie sie sonst an der Leiche auch des Aermsten stattzufinden pflegte. Nach neun Tagen aber geleitete man sie unter mächtigem Zulauf des tief ergriffenen Volkes nach dem Dome zurück, von wo sie auf Heinrichs V. Befehl nach Speier gebracht wurde, um festlich empfangen und in der für die Salier bereiteten Gruft neben Heinrich III. beigesetzt zu werden. Deshalb belegte Bischof Gebhard den Dom mit dem Interdikt und erzwang, unbeirrt durch das Murren des empörten Volks, daß die irdischen Reste des Kaisers abermals aus ihrer Ruhe aufgestört und nach einer noch nicht geweihten Seitencapelle versetzt wurden. Dort blieben sie, bis der Sohn den Vater an der Kirche durch beispiellose Gewaltthat gerächt und von Paschalis II. die bedingungslose Herausgabe all der Rechte erzwungen hatte, die Heinrich IV. in jahrelangem Ringen für das Reich vertheidigt hatte. Nun endlich vom Banne gelöst, wurde Heinrich IV. am 7. August 1111 mit pomphafter Feierlichkeit bestattet unter Theilnahme seines kaiserlichen Sohns und zahlreicher Fürsten.

V. Heinrich V. und das Wormser Concordat.

1106—1125.

Der Tod des Vaters machte Heinrich V., der sich eben noch in der bedenklichsten Lage befunden hatte, mit einem Schlage zum Herrn der Situation. Denn wenn er sich im Bunde mit den Trägern der Hierarchie und als Haupt des waffentüchtigen und kriegslustigen deutschen Adels erhoben hatte, so blieb nun auch den zuletzt zu Heinrich IV. haltenden Bischöfen nichts übrig, als sich ihm als dem anerkannten Haupte des Reiches in Gehorsam anzuschließen. Nur vereinzelte von den Anhängern des Vaters verharrten auch jetzt im Widerstande, erlagen aber bald der erdrückenden Uebermacht des jungen Herrschers: selbst das reiche und stolze Köln sah sich bald genöthigt durch schwere Buße die Verzeihung desselben zu erkaufen. Trotzdem war der König zunächst noch von mannigfaltigen Schwierigkeiten umdrängt, denn die Elemente, auf die er sich stützte, waren unter sich nicht einig und verfolgten zum Theil weit auseinander liegende, ja einander ausschließende Ziele. Während der deutsche Episkopat, in seiner Mehrheit des um die Investitur entbrannten Kampfes längst müde, zu jedem Vergleich bereit war, der ihm seinen reichen weltlichen Besitz und die auf diesem beruhende fürstliche Stellung beließ, und kein Bedenken trug, nach Abstellung der Kirche anstößiger Misbräuche dem Reiche auch ferner zu geben, was dem Reiche gebührte, auf der andern Seite aber die friedliche Ordnung, welche durch die Gottesfriedensbewegung und den Reichsfrieden von 1103 geschaffen war, gegen die Ausschreitungen des fehdelustigen Laienadels aufrecht erhalten wollte, widerstrebte dieser gerade solchen Bemühungen und wollte eine Neuerung nicht bestehen lassen, welche ihn wirthschaftlich schädigte, seine sociale Bedeutung minderte und ihn um den bisher behaupteten politischen Einfluß brachte. Die gregorianische Partei dagegen erwartete von Heinrich, den sie zur Herrschaft erhoben hatte, die Erfüllung aller ihrer Forderungen, namentlich die Anerkennung des Investiturverbots und damit die Unterwerfung des Staates unter die päpstliche Autorität; sie muthete ihm zu, im Interesse der Kirche die Revolution als König durchzuführen, gegen die sein Vater einen so verzweifelten Kampf unternommen hatte.

Keine von diesen Parteien sah ihre Erwartungen befriedigt; ihnen allen stand eine schwere Enttäuschung bevor. Denn nicht um der einen oder der andern von ihnen dienstbar zu werden, hatte der König, göttlichem und mensch-

lichem Recht Trotz bietend, jede Art von Tücke und Gewalt zur Entthronung des eigenen Vaters angewendet. Der Herrscher, der selbst des Vaters ehrwürdiges Haupt nicht geschont hatte, war nicht gewillt, sich von irgend einer anderen Autorität Schranken setzen zu lassen. An die Stelle des Vaters getreten, ließ Heinrich die täuschende Maske fallen, die er bisher getragen, und bekannte sich ganz zu dem politischen System, für das der Vater gestritten und das er selbst bisher als Grund seiner Rebellion vorgeschützt hatte. Er that dies mit vollendeter Staatskunst, der die Kunst der Verstellung ebenso wie die despotisch durchgreifende Gewaltthat, verheißungsvolle Friedensworte ebenso wie das Netz feingesponnener Intriguen zur Verfügung standen, mit seltenem politischen Scharfblick, der die gegebenen Verhältnisse klar und sicher erfaßte, und einem starken Muthe, im Augenblick der Entscheidung zu jedem Wagnis bereit, erhaben über jede Weichherzigkeit, verhärtet in der harten Zeit, in die seine Jugend gefallen, ein Despot, der weithin Schrecken um sich verbreitete, unfähig und auch nicht gewillt, irgendwo eine wärmere, herzliche Neigung zu erwecken oder zu nähren. Und dennoch wird man zugeben müssen, daß diese Politik des crassen despotischen Egoismus den Verhältnissen angemessen, ja die einzige war, die Aussicht auf Erfolg hatte. Denn ganz abgesehen von den Interessen des Königthums, so wäre, welcher von den drei momentan unter ihm geeinigten Parteien Heinrich sich anschließen und dienstbar machen mochte, die nächste Folge immer der Abfall der anderen, vielleicht ihre offene Erhebung gewesen. Indem er sie aber alle drei hinhielt, jede die möglichste Erfüllung ihrer Forderungen hoffen ließ, sich aller drei inzwischen bediente, gelegentlich auch die eine gegen die andere brauchte und so auf Gewinnung völliger Unabhängigkeit hinarbeitete, konnte der König sicher sein, aus der heillos verfahrenen Situation, in der er sein Regiment begann, einen Ausweg nach dem bestimmt in das Auge gefaßten hohen Ziele zu finden.

Am bittersten war diese Enttäuschung natürlich für die römische Curie. Papst Paschalis II. hielt im Oktober 1106 ein Concil zu Guastalla, im Gebiete Mathildens von Tuscien, der bewährten Beschützerin der Hierarchie, wo mit einigen anderen deutschen Bischöfen auch Bruno von Trier, der einflußreichste Rath Heinrichs V., erschien als Ueberbringer einer Botschaft, durch welche der König, mit der bei ihm wahrlich bedenklichen Versicherung, daß er die Kirche ehren wolle wie seine Mutter, den Papst wie seinen Vater, Paschalis II. einlud, selbst nach Deutschland zu kommen und den Streit zwischen ihm und den Fürsten durch seinen Schiedsspruch zu schlichten. Eben dasselbe bot der König dem Papste jetzt freiwillig an, was Heinrich IV. als eine nie gut zu machende Demüthigung des Königthums um jeden Preis zu verhindern getrachtet hatte, was abzuwenden er selbst den Gang nach Canossa nicht gescheut hatte. Paschalis II. vermuthete zunächst offenbar keine Falle dahinter: er verhieß im November als Friedensstifter nach Augsburg zu kommen. Auch fielen die Beschlüsse des Concils zu Guastalla versöhnlich aus.

Von den zur Zeit des Schismas ordinirten Bischöfen wurde eine große Zahl bestätigt und dadurch natürlich die Reihen der bischöflichen Opposition gegen Rom beträchtlich gelichtet. Um so entschiedener glaubte Paschalis auf der Hauptforderung bestehen zu können und erneute zu Guastalla das Verbot der Investitur ohne jede Einschränkung und Ausnahme zu Gunsten der besonderen Verhältnisse des Reiches, denen gegenüber selbst Gregor VII. im Beginn des Conflikts zu Zugeständnissen bereit gewesen war. Hatte er doch eben damals König Heinrich I. von England zum ausdrücklichen Verzicht auf die Investitur bestimmt und ein gleiches Zugeständnis vom Kalmany von Ungarn erlangt; freilich gaben beide Könige damit nicht entfernt das auf, was der deutsche König durch einen gleichen Verzicht an Besitz und Rechten eingebüßt haben würde. Unter solchen Umständen wurde der trügerische Schein der beiderseitigen Friedensbereitschaft bald unhaltbar. Was über des Königs wahre Absichten und die in Deutschland herrschende Erbitterung gegen die Hierarchie verlautete, bestimmte Paschalis II., die geplante Reise nach Augsburg aufzugeben; aber auch in Italien glaubte er sich nicht sicher. Indem er deshalb nach Frankreich zu ziehen beschloß, theilte er diesem die Rolle zu, welche das Frankenreich unter Pipin und Karl dem Großen gespielt hatte, und brachte die Capetinger in einen Gegensatz zu Deutschland, der in der Folgezeit große Bedeutung erlangt hat. In Frankreich gegen jeden Handstreich Heinrichs V. sicher, lud er diesen ein mit ihm auf einem Concil in Troyes zu verhandeln. In Folge dessen erschienen Herzog Welf und Erzbischof Bruno von Trier als Gesandte Heinrichs bei Paschalis zu Chalons an der Marne, aber statt einer Verständigung bewirkten die mit ihnen gepflogenen Verhandlungen nur eine Verschärfung der Gegensätze und wurden von Seiten der königlichen Gesandten abgebrochen mit der nicht misverständlichen Drohung, ihr Herr werde in Rom selbst die Entscheidung herbeizuführen wissen, während der Papst, ungeachtet der Erklärung der Deutschen, eine französische Synode habe in Angelegenheiten der deutschen Kirche nichts zu beschließen, durch die zu Troyes versammelten Bischöfe das Investiturverbot erneuen ließ. Schon stand man sich also ebenso schroff gegenüber wie zur Zeit Heinrichs IV., und die Politik desselben erfuhr nachträglich eine glänzende Rechtfertigung, indem sein Sohn, der ihn gestürzt, bald genau so handeln mußte, wie er es einst gethan hatte.

Die Tage von Chalons und Troyes hatten den Conflikt nur noch verschärft: man stand bereits unmittelbar vor dem Appell an die Gewalt, und Heinrich V. würde wol sofort zu dem Aeußersten geschritten sein, wenn er nicht durch andere dringendere Sorgen im Norden der Alpen festgehalten worden wäre. Während durch das Aussterben der Billinger, die 1106 mit Herzog Magnus erloschen, Sachsen an den König fiel und von diesem an den treu bewährten Grafen Lothar von Supplinburg vergeben wurde, so daß es aus einem Gegenstand steter Sorge eine Stütze des salischen Königthums zu werden versprach, hatte Heinrich V. 1107 gegen einen neuen Aufstand in

Flandern zu kämpfen und lag dann in den folgenden Jahren gegen die Ungarn (1108), gegen die Polen (1109) und gegen Böhmen (1110) im Felde, ohne daß ihm ein durchschlagender Erfolg beschieden und die gebietende Stellung erneut wäre, die Deutschland unter seinem Großvater dem Osten gegenüber eingenommen hatte. Kaum waren jedoch diese Unternehmungen wenigstens zu einem vorläufigen Abschluß geführt, als der König auch nach dem Süden strebte. Durch seine Verlobung mit Mathilde, der achtjährigen Tochter des Königs Heinrichs I. von England, leitete er um dieselbe Zeit eine Verbindung ein, die ihm große Aussichten eröffnete, indem sie ihm gegen das Bündnis des Papstthums mit Frankreich einen Rückhalt gewährte. Lauter Jubel antwortete dem König, als er im Januar 1110 zu Regensburg die Romfahrt ansagte: ein förmlicher Wetteifer entbrannte bei den Rüstungen und wer nicht mitziehen wollte, galt nicht für einen rechten Mann. Bot sich doch nun den vielen Tausenden von Kriegern, welche durch die Friedensbemühungen Heinrichs IV. zur Unthätigkeit verurtheilt, zum Theil in drückende Lage gerathen waren, die Aussicht auf einen fröhlichen Krieg, auf Abenteuer, auf Sieg und Beute, und man darf wol annehmen, daß an dieser allgemeinen Kampfeslust auch der Unwille seinen reichen Antheil hatte, welcher sich bei dem vorzugsweise waffenfähigen Theil der deutschen Nation gegen die römische Curie seit langen Jahren angehäuft hatte. Seit Menschengedenken hatte man in Deutschland kein so starkes und so stattlich gerüstetes Heer beisammen gesehen, wie es sich jetzt zur Abrechnung mit Rom in Bewegung setzte: mit 30,000 Mann stieg Heinrich V. über den großen St. Bernhard, während der Böhmenherzog Bretislaw ihm eine stattliche Streitmacht über den Brenner zuführte. Auch war man sicher, daß Heinrich V. die Machtmittel unbarmherzig gebrauchen und nicht so scheu und zögernd um Rom herumgehen würde, wie es sein Vater, wahrlich nicht zu seinem Vortheil, gethan hatte. Die eiserne Hand, welche die gährende Fürstenopposition in Deutschland niederhielt, war gegenüber der vielgetheilten italienischen Föderation des Erfolges zum Voraus gewiß. Darüber täuschte man sich auch in Rom nicht, wohin Paschalis II. zu Ende des Jahres 1107 zurückgekehrt war, um gleich darauf durch neuen Aufruhr zur Flucht nach Benevent genöthigt zu werden. Die stolzen Worte von Chalons und Troyes waren jetzt nicht mehr am Platze, und einer neuen Gesandtschaft, die jetzt von dem König an ihn abgesendet wurde, erklärte der Papst, daß er bereit sei, „dem Sohne der Kirche" die Kaiserkrone aufzusetzen: ließ doch die günstige Aufnahme, welche Heinrichs Boten in Ober- und Mittelitalien gefunden hatten, Paschalis II. fürchten, daß sich im entscheidenden Augenblick keine Hand für ihn erheben würde.

Wirklich beugte sich, als Heinrich in der Lombardei erschien, alles in ungekanntem Gehorsam: war doch seiner Macht gegenüber jeder Widerstandsversuch von vornherein aussichtslos. Das lehrte das harte Schicksal, das Novara für seinen Ungehorsam traf. Dadurch eingeschüchtert huldigten Pavia,

Mailand, selbst Piacenza, damals der Hauptsitz der Pataria. Als Heinrich dann auf den benachbarten Roncalischen Feldern sein Lager aufschlug und die Vasallen des Reiches mit ihren Lehens- und Dienstleuten zur Heerschau entbot, da wagte niemand sich dem Rufe zu entziehen: selbst die tuscische Markgräfin erschien, erbot sich zu der geforderten Huldigung und bat nur das Eine, daß ihr die Leistung der Heeresfolge auf dem Zuge nach Rom erlassen werde. Auf Freund und Feind mußte es einen tiefen Eindruck machen, daß die Freundin Gregors VII., die gefeierte Beschützerin der Kirche, dieselbe jetzt ihrem Schicksal überließ und zufrieden war sich selbst hinter einer zweideutigen Neutralität zu bergen. Heinrich war Herr Italiens wie kaum einer seiner Vorgänger, als er Ende des Jahres 1110 über den Apennin zog und sich auf der Straße von Pisa und Florenz nach Arezzo der ewigen Stadt näherte. Ihm voraus eilten seine Bevollmächtigten, um mit Paschalis II. die nöthigen Vereinbarungen zu treffen, während er selbst in langsamem Marsche herankam und dann zwei Tage von Rom, bei Sutri, sein Lager aufschlug.

Die Lage beider Theile war eine sehr ungleiche: die schlimmsten Befürchtungen des Papstes schienen sich bewahrheiten zu sollen, denn derselbe sah sich hülf- und schutzlos in die Hand des deutschen Königs gegeben. Auf Adel und Bürgerschaft von Rom war kein Verlaß, von den Normannen nichts zu hoffen, Widerstand also völlig ausgeschlossen. Forderte Heinrich die Anerkennung des königlichen Investiturrechts, das die Kirche so lange Zeit widerspruchslos getragen hatte, wie wollte man dieselbe verweigern? Ein solches Zugeständnis aber kam der kläglichsten Selbstaufgabe des hierarchischen Papstthums gleich, enthielt eine rückhaltlose Verdammung des Gregorianismus und seiner Principien: es hätte eine Niederlage der Kirche besiegelt, von der sich dieselbe niemals hätte erholen können. In wirrem Durcheinander stritten in dieser verzweifelten Situation die Meinungen im Rathe des Papstes. Davon war keine Rede mehr, daß man das Programm der Gregorianer strenger Observanz durchzusetzen versuchte: wie hätte man wol dem König, der mit einem Heere, das ihn zum Herrn Roms machte, nur wenige Stunden entfernt stand, mit der Zumuthung entgegentreten können, er solle auf das Investiturrecht verzichten und sich den Geboten Gregors und Urbans in Gehorsam fügen? Da erhoben die Männer ihre Stimmen mit verdoppeltem Nachdruck, welche, auf dem Boden der cluniacenser Reformeiferer stehend, den Muth hatten, aus deren Sätzen die letzten Consequenzen auch in der Praxis zu ziehen. Wenn es mit der Ehre und Würde der Kirche unvereinbar war, für den Empfang weltlicher Güter und Rechte dem über diese gesetzten weltlichen Herrn zu dienen, der Erlaß dieser Dienste aber nicht erzwungen werden konnte, so blieb noch immer die Möglichkeit den Conflikt dadurch zu lösen, daß die Kirche eben auf die Erwerbung weltlicher Güter und Rechte Verzicht leistete und sich dadurch aus jeder Abhängigkeit von dem Königthum löste. Diese Forderung war nicht neu: in diesem Sinne hatte Petrus Da-

miani gegen Hildebrand polemisirt und die Verweltlichung bekämpft, in welche die Kirche durch jenes Politik gerathen müßte. Auch hatte es zu keiner Zeit an frommen Eiferern gefehlt, welche alle Entartung in der Kirche herleiteten aus der Belastung derselben mit weltlichem Besitz, der sie ihrem wahren Berufe entfremdete. Auf das Beispiel des Heilands und der Apostel hinweisend hatten diese Leute die Kirche zu dem Gebote der apostolischen Armuth zurückführen wollen und waren dafür als Häretiker verfolgt worden. In der verzweifelten Lage aber, in der sich die römische Curie jetzt befand, bekannte sich Paschalis II. zu dieser Ansicht der häretischen Schwärmer. Da er den Verzicht Heinrichs auf die Investitur nicht erzwingen konnte, das Investiturrecht des Königs aber nicht anerkennen durfte, so wählte er verzweifelnd einen Ausweg, der wol in der logischen Discussion des Problems bei rein theoretischer Erörterung in Betracht kommen konnte, von dessen praktischer Unmöglichkeit aber alle Theile von Anfang an überzeugt waren. Der Verzicht auf weltliche Güter und Rechte, zu dem Paschalis II. sich bei den Verhandlungen mit den Bevollmächtigten Heinrichs bereit erklärte, legte den Bischöfen Deutschlands Opfer auf, zu denen sich dieselben gutwillig sicher niemals entschließen würden. War der Papst nun aber stark genug seinem Willen Gehorsam zu erzwingen? An den weltlichen Gütern der deutschen Kirche waren nicht der König und nicht die Kirche allein interessirt: dieselben hatten eine unübersehbare Wichtigkeit auch für die Laienfürsten und den Laienadel, denen sie zum weitaus größten Theil gegen Leistung der darauf lastenden Reichsdienste zu Lehen aufgetragen waren, deren Reichthum, deren Macht, deren gesellschaftliche Stellung auf der Erhaltung dieser Beziehung beruhte. So konnte man sicher sein, daß den deutschen Bischöfen in den deutschen Fürsten und dem deutschen Adel mächtige Bundesgenossen gegen Paschalis' II. Anordnung erstehen würden.

Man kann kaum annehmen, daß Paschalis II. an die Ausführbarkeit des Vergleiches ernstlich glaubte, den er abzuschließen im Begriff war. Das hätte ein frommer Schwärmer, einer von den Lobrednern der apostolischen Armuth gekonnt, unmöglich aber ein Mann, der bisher mit aller Energie den Standpunkt Gregors und Urbans II. vertreten und in der Laieninvestitur ein fluchwürdiges Attentat auf die heiligen Rechte der Kirche gesehn hatte. Ein solcher Entschluß hätte Werth und Bedeutung gehabt und für die fernere Entwickelung von Kirche und Geistlichkeit epochemachend werden können, wenn er in dem Moment eines großen sittlichen Aufschwungs und der Rückkehr zu allzu lange vergessenen Idealen gefaßt worden wäre: jetzt entstand er als elender Nothbehelf in einer durch eigene Schuld geschaffenen verzweifelten Lage, mit dem unausgesprochenen Vorbehalt ihn nicht auszuführen, da er in Wahrheit unausführbar war, das Werk einer fast bewußten Selbsttäuschung auf der einen Seite, auf der andern bestimmt die zur Zeit unentfliehbare Macht des feindlichen Herrschers bei erster Gelegenheit wieder um den ihr eben zugestandenen Vortheil zu bringen. Die königlichen Bevollmächtigten haben

das offenbar klar durchschaut und Paschalis II. darauf hingewiesen, daß er gar nicht im Stande sein würde seine Zusage zu erfüllen. Ebenso dachte Heinrich V. und ergriff die danach gebotenen Maßregeln, um in dem Augenblick, wo die Kirche, obenan die deutsche, dem Papste den Gehorsam aufkündigend, den ihr zugemutheten Verzicht auf die Regalien verweigerte, den Papst zu zwingen nun den andern allein möglichen Weg zu gehen und ihm und seinen Nachfolgern das Investiturrecht vorbehaltlos zuzugestehen. Eine praktische Bedeutung maß man daher auf dieser Seite dem Vertrag gar nicht bei, der am 4. Februar 1111 von den beiderseitigen Bevollmächtigten unterzeichnet wurde. Der König verhieß den Verzicht auf die Investitur, der Papst die Herausgabe der Regalien, zu der die sie verweigernden Bischöfe nöthigenfalls durch den Bann gezwungen werden sollten; ausgeschlossen von der Rückgabe sollte nur das unmittelbare Kirchengut sein, d. h. was die Kirche nicht vom Reich hatte, die sogenannten Mobilien, die Oblationen und Zehnten, und ferner alle Privatschenkungen. Von apostolischer Armuth wäre dieselbe auch sonach weit genug entfernt gewesen, aber des weltlich fürstlichen Charakters wären die Bischöfe unrettbar verlustig gegangen. Gerade aber darin offenbarte sich doch eine Annäherung zwischen beiden Parteien, insofern nämlich bisher auch das unmittelbare Kirchengut von den Vertretern des kaiserlichen Standpunkts als vom Reiche zu Lehen gehend in Anspruch genommen war. Noch aber wurde diese Annäherung dem Frieden nicht unmittelbar förderlich. Wie sehr man sich gegenseitig mistraute und wie jeder von dem andern überlistet zu werden fürchtete, zeigen auch die umständlichen und peinlichen Formalitäten, unter denen man die Ausführung des geschlossenen Vertrags durch feierliche Eide und Bürgschaften zu sichern trachtete, indem man bis ins Einzelne die Reihenfolge ordnete und vertragsmäßig festsetzte, in der die einzelnen Akte der beiderseitigen Verzichte vollzogen werden sollten. Am 9. Februar wurden die Eide geleistet; dann brach Heinrich V. von Sutri auf; am 11. lagerte er am Monte Mario und auf den neronischen Wiesen, um am 12. nach Vollzug des geschlossenen Vertrags die Kaiserkrönung zu empfangen.

Aber gleich im Beginne nahmen die Dinge eine Unheil verkündende Wendung. Die Römer mistrauten Heinrich, weil er den üblichen Eid auf die Privilegien der Stadt in der unverständlichen deutschen Sprache leistete: Rom und Italien sollten, so schien es, wie eroberte Gebiete behandelt werden, die ihr nationales Recht verwirkt hatten. Seinerseits beschuldigte Heinrich die Römer verrätherischer Absichten und erklärte, St. Peter nicht eher betreten zu können, bevor er durch die Besetzung der Kirche und ihrer Umgebung mit deutschen Truppen völlig gesichert sei. Paschalis II. mußte dem nothgedrungen zustimmen: er befand sich damit völlig in der Gewalt der Deutschen. Nun erst begannen die verschiedenen umständlichen Feierlichkeiten, welche in der Kaiserkrönung ihren Abschluß finden sollten. Anfangs ging alles ganz gut. Der zweite Theil der Feier hatte bereits begonnen,

Heinrich V. saß mit dem Papste auf den in der Mitte der Peterskirche bereiteten Thronsesseln, an der in den Boden eingelassenen Porphyrplatte, wo dem alten Brauche gemäß das zweite Gebet über den zu Krönenden gesprochen wurde. Hier waren nach dem geschlossenen Vertrag die Urkunden zu verlesen, durch welche auf Grund der in Sutri erreichten vermeintlichen Verständigung der Streit zwischen Kirche und Staat beendet werden sollte. Die entsprechende päpstliche Erklärung bereitete den Versammelten, wie es scheint, eine völlig ungeahnte Ueberraschung. Ausgehend von dem Satze, daß es den Geistlichen durch göttliches Gebot und kanonische Satzung untersagt sei, sich mit weltlichen Angelegenheiten zu befassen, führte Paschalis II. aus, daß in Heinrichs Reich Bischöfe und Aebte so ganz in weltliche Händel verstrickt seien, daß sie selbst Kriegsdienste zu leisten hätten, wobei doch Raub, Kirchenschändung, Brandlegung und Todtschlag kaum zu vermeiden seien; die Diener des Altars seien Diener des Hofes geworden, indem sie Städte, Herzogthümer, Markgrafschaften, Herrenhöfe, Münzgerechtigkeit und anderes, was Reichsdienst mit sich bringe, von den Königen empfangen hätten; daraus sei der für die Kirche unerträgliche Brauch entstanden, daß kein Bischof geweiht werde, der nicht zuvor von dem König die Investitur empfangen habe; eine weitere Folge davon sei das Einreißen simonistischer Misbräuche. Das habe Gregor VII. und Urban II. zum Einschreiten gegen die Simonie und zu dem Verbot der Investitur veranlaßt. Nachdem nun aber Heinrich die Freiheit der unmittelbaren Kirchengüter anzuerkennen versprochen, gebe er, damit die Bischöfe, von allen weltlichen Sorgen gelöst, ausschließlich den ihnen anvertrauten Gemeinden leben könnten und nicht mehr von ihren Kirchen fern zu sein brauchten, alle die Regalien dem Reiche zurück, welche die Kirche seit den Zeiten Karls des Großen, Ludwigs, Heinrichs und der anderen Herrscher von demselben innegehabt, untersage und verbiete er bei Strafe des Bannes, daß kein Bischof oder Abt sich jetzt oder in Zukunft diese Regalien anmaße und Städte, Herzogthümer, Grafschaften, Münz-, Zoll-, Marktrechte, Vogteien u. s. w., die augenscheinlich dem Reiche gebührten, in Anspruch nehme; auch seine Nachfolger sollten dies dem Reich Ueberlassene nicht zurückfordern dürfen.

Ein Schrei der Entrüstung ertönte auf diese Rede; die Bischöfe weigerten den Gehorsam: sie wiesen hin auf die wunderliche Logik des päpstlichen Erlasses, der ihnen die Regalien entziehe, während die päpstliche Herrschaft über Rom und sein Gebiet wolweislich bestätigt würde, das römische Bisthum selbst also nicht unter dem Gesetze stehen sollte, das sonst für die Kirche gelten sollte. Drohende Rufe ertönten aus den Reihen der Fürsten und Ritter, die, wenn die Kirche die Reichslehen verlor, in den ihnen daraus aufgetragenen Kirchenlehen bedroht waren. Ja, man schalt den Erlaß des Papstes häretisch — und nicht mit Unrecht. Denn er adoptirte doch mittelbar die von der Kirche bisher verfolgte Lehre von der apostolischen Armuth. Eine unbeschreibliche Scene entwickelte sich. In wildem Durcheinander stritt man hin und her; vergeblich suchte der Papst sich gegen die von allen Seiten

auf ihn einstürmenden Vorwürfe zu vertheidigen: die Kirche erhob sich in offener Rebellion gegen ihr Haupt und kündigte demselben den Gehorsam auf. Des Königs und seiner Unterhändler Vorhersagung erwies sich als zutreffend: der Vertrag war unausführbar. Was sollte nun werden? Die Cardinäle drangen in Paschalis II., die Sache vorläufig auf sich beruhen zu lassen und jedenfalls die verheißene Kaiserkrönung zu vollziehen. Es galt eine schnelle Entscheidung, denn schon neigte sich der kurze Februartag zu Ende. Aber die Bischöfe wollten keinen Schritt weiter thun lassen, ehe nicht die anstößige Urkunde vernichtet und ihr häretischer Inhalt ausdrücklich widerrufen wäre. Den verheißenen Eid wegen des Verzichts auf die Investitur zu leisten fiel Heinrich V. nun natürlich nicht ein. Denn in dem Augenblick, wo der Papst in Folge der Empörung der Kirche seine Verpflichtungen nicht erfüllen konnte, betrachtete Heinrich sich auch als der seinigen ledig, sah die gemachten Zusagen als erloschen an und nahm auch äußerlich den Standpunkt wieder ein, den er innerlich überhaupt nicht verlassen hatte, indem er die Gunst der Lage ausnutzte, um dem Papst die Anerkennung seines Investiturrechts abzuzwingen. Paschalis II. war thatsächlich ein Gefangener: am Grabe des h. Petrus mit den Cardinälen von deutschen Rittern umstellt wurde er bei sinkender Nacht in ein nahes Hospiz in sichern Gewahrsam gebracht, während die Peterskirche und ihre Umgebung von den erbitterten Deutschen zum Schauplatz wilder Unordnung und roher Ausschreitungen gemacht wurde. Auch das blutige Nachspiel fehlte diesem Schreckenstage nicht. Denn auf die Kunde von dem, was in St. Peter geschehen, die durch ein paar entkommene Cardinäle in die Stadt hinüber gebracht worden war, erhob sich das römische Volk in wilder Erregung und stürmte in der Morgenfrühe des 13. Februar über die nach St. Peter hinüber führende Brücke. Schleunigst eilten die Deutschen herbei, an ihrer Spitze Heinrich V. selbst, der sich kaum ordentlich bekleidet auf das Pferd schwang und mitten unter die Angreifer sprengte, auch verwundet und nur durch die aufopfernde Hülfe des Vicegrafen Otto von Mailand gerettet wurde. Als dann die deutsche Hauptmacht aus dem Lager herbeieilte, wurde dem anfänglichen Vordringen der Römer bald Einhalt gethan, und der Kampf endete mit der Flucht derselben, auf der sie in dem Gedränge an und auf der Tiberbrücke schwere Verluste erlitten.

Eine Entscheidung der Hauptfrage freilich war auch mit dem Siege über die Römer nicht gewonnen; aber Heinrich war entschlossen, dieselbe dem in seiner Gewalt befindlichen Papste abzuzwingen. Als er in der Nacht vom 15. zum 16. Februar das Lager vor Rom abbrach, nahm er Paschalis II. nebst sechszehn Cardinälen als Gefangene mit sich fort: sie mußten Zeugen sein, wie das deutsche Heer Rom in weitem Bogen umkreiste, um durch Sengen und Brennen den Trotz der Römer zu brechen. Doch steigerte sich nur deren Erbitterung: durch feierlichen Eidschwur verbanden sich die Römer zum Ausharren im Kampfe gegen die Fremdherrschaft. So vergingen einige Wochen, ohne daß in der aufs Aeußerste gespannten Lage eine Aenderung eintrat. Die Deutschen

und ihr König hatten eben keine Eile, während jeder Tag, den dieser Zustand länger dauerte, der Kirche neuen Schaden brachte und die Stellung des Papstes ihr und den Römern gegenüber unhaltbarer machte. Tiefern Eindruck als das immer erneute Andrängen Heinrichs brachte auf den Papst die zunehmende Hoffnungslosigkeit seiner Lage hervor. Die Normannen hatten zwar das größte Interesse daran, die deutsche Macht in der Halbinsel sich nicht wieder fest einnisten zu lassen, waren aber durch einen allgemeinen Aufstand Unteritaliens an jeder Aktion gehindert; Mathilde von Tuscien war seit Heinrichs Erscheinen nur darauf bedacht, jeden Conflikt mit demselben zu vermeiden. Was hinderte Heinrich zudem einen Gegenpapst einzusetzen? Wenn jemals, so hatte ein solcher jetzt Aussicht auf allgemeine Anerkennung, wo die Kirche gegen ihr bisheriges Oberhaupt in offenem Aufruhr stand und dasselbe gar häretischer Verirrung bezichtigte. Diesen Erwägungen erlag endlich die Festigkeit Paschalis' II. Um des Friedens willen und um der Kirche die Freiheit zurückzugeben, entschloß er sich dem König das Recht zur Investitur der frei und ohne Simonie gewählten Bischöfe zuzugestehen. Aber das genügte noch nicht; Heinrich nutzte die Gunst des Augenblicks unbarmherzig aus: der Papst mußte sich verpflichten, für das, was er erlitten, keine Vergeltung zu üben, namentlich den König nicht zu bannen, sondern ihn zum Kaiser zu krönen und seine Herrschaft in allen Dingen zu unterstützen. Dagegen erhielt er sammt den gefangenen Cardinälen seine Freiheit, Heinrich versprach ihm gehorsam zu sein, vorbehaltlich der Rechte des Reichs — eine dehnbare Formel, welche die Zusage eigentlich illusorisch machte —, ihn in seinen Besitzungen zu schützen und den Getreuen des h. Petrus Gnade und Frieden zu gewähren. Am 11. April von beiden Theilen beschworen, wurde dieses Abkommen bereits am 13. ausgeführt. Gleich nach Empfang der Kaiserkrone trat Heinrich den Rückweg nach Deutschland an.

Eine vollkommene Umwälzung in den Beziehungen zwischen Papstthum und Kaiserthum war das Ergebnis des nur neunmonatlichen Aufenthalts Heinrichs V. in Italien. Furchtbar war Canossa gerächt, und was Heinrich IV. einst durch Gregor VII. und Urban II. an Demüthigungen erfahren, das hatte sein Sohn an deren Nachfolger reichlich heimgezahlt. Eine unvergleichliche Machtfülle war damals in der Hand Heinrichs V. vereinigt: das Papstthum beugte sich in zitterndem Gehorsam; die reichen Mittel der deutschen Kirche, welche durch das Investiturverbot dem Königthum hatten genommen werden sollen, standen unbedingt zur Verfügung des Kaisers; der deutsche Adel schaarte sich um den siegreichen Herrscher, der ihm seine schwer bedrohte Stellung gerettet und die Behauptung und Erweiterung derselben für die Zukunft gesichert hatte. Die Macht, die Otto I. besessen, sammt derjenigen, welche die ersten Salier gewonnen, stand zu Heinrichs V. Verfügung. Nun zeigte sich vollends, wie wenig es Heinrich mit dem Gegensatz Ernst gewesen war, in den er anfangs zu der Politik seines Vaters getreten war: er lenkte vielmehr in dieselbe ein, nur daß er sie mit größeren Machtmitteln und mit größerer

auf ihn einstürmenden Vorwürfe zu vertheidigen: die Kirche erhob sich in offener Rebellion gegen ihr Haupt und kündigte demselben den Gehorsam auf. Des Königs und seiner Unterhändler Vorhersagung erwies sich als zutreffend: der Vertrag war unausführbar. Was sollte nun werden? Die Cardinäle drangen in Paschalis II., die Sache vorläufig auf sich beruhen zu lassen und jedenfalls die verheißene Kaiserkrönung zu vollziehen. Es galt eine schnelle Entscheidung, denn schon neigte sich der kurze Februartag zu Ende. Aber die Bischöfe wollten keinen Schritt weiter thun lassen, ehe nicht die anstößige Urkunde vernichtet und ihr häretischer Inhalt ausdrücklich widerrufen wäre. Den verheißenen Eid wegen des Verzichts auf die Investitur zu leisten fiel Heinrich V. nun natürlich nicht ein. Denn in dem Augenblick, wo der Papst in Folge der Empörung der Kirche seine Verpflichtungen nicht erfüllen konnte, betrachtete Heinrich sich auch als der seinigen ledig, sah die gemachten Zusagen als erloschen an und nahm auch äußerlich den Standpunkt wieder ein, den er innerlich überhaupt nicht verlassen hatte, indem er die Gunst der Lage ausnutzte, um dem Papst die Anerkennung seines Investiturrechts abzuzwingen. Paschalis II. war thatsächlich ein Gefangener: am Grabe des h. Petrus mit den Cardinälen von deutschen Rittern umstellt wurde er bei sinkender Nacht in ein nahes Hospiz in sichern Gewahrsam gebracht, während die Peterskirche und ihre Umgebung von den erbitterten Deutschen zum Schauplatz wilder Unordnung und roher Ausschreitungen gemacht wurde. Auch das blutige Nachspiel fehlte diesem Schreckenstage nicht. Denn auf die Kunde von dem, was in St. Peter geschehen, die durch ein paar entkommene Cardinäle in die Stadt hinüber gebracht worden war, erhob sich das römische Volk in wilder Erregung und stürmte in der Morgenfrühe des 13. Februar über die nach St. Peter hinüber führende Brücke. Schleunigst eilten die Deutschen herbei, an ihrer Spitze Heinrich V. selbst, der sich kaum ordentlich bekleidet auf das Pferd schwang und mitten unter die Angreifer sprengte, auch verwundet und nur durch die aufopfernde Hülfe des Vicegrafen Otto von Mailand gerettet wurde. Als dann die deutsche Hauptmacht aus dem Lager herbeieilte, wurde dem anfänglichen Vordringen der Römer bald Einhalt gethan, und der Kampf endete mit der Flucht derselben, auf der sie in dem Gedränge an und auf der Tiberbrücke schwere Verluste erlitten.

Eine Entscheidung der Hauptfrage freilich war auch mit dem Siege über die Römer nicht gewonnen; aber Heinrich war entschlossen, dieselbe dem in seiner Gewalt befindlichen Papste abzuzwingen. Als er in der Nacht vom 15. zum 16. Februar das Lager vor Rom abbrach, nahm er Paschalis II. nebst sechszehn Cardinälen als Gefangene mit sich fort: sie mußten Zeugen sein, wie das deutsche Heer Rom in weitem Bogen umkreiste, um durch Sengen und Brennen den Trotz der Römer zu brechen. Doch steigerte sich nur deren Erbitterung: durch feierlichen Eidschwur verbanden sich die Römer zum Ausharren im Kampfe gegen die Fremdherrschaft. So vergingen einige Wochen, ohne daß in der aufs Aeußerste gespannten Lage eine Aenderung eintrat. Die Deutschen

und ihr König hatten eben keine Eile, während jeder Tag, den dieser Zustand länger dauerte, der Kirche neuen Schaden brachte und die Stellung des Papstes ihr und den Römern gegenüber unhaltbarer machte. Tiefern Eindruck als das immer erneute Andrängen Heinrichs brachte auf den Papst die zunehmende Hoffnungslosigkeit seiner Lage hervor. Die Normannen hatten zwar das größte Interesse daran, die deutsche Macht in der Halbinsel sich nicht wieder fest einnisten zu lassen, waren aber durch einen allgemeinen Aufstand Unteritaliens an jeder Aktion gehindert; Mathilde von Tuscien war seit Heinrichs Erscheinen nur darauf bedacht, jeden Conflikt mit demselben zu vermeiden. Was hinderte Heinrich zudem einen Gegenpapst einzusetzen? Wenn jemals, so hatte ein solcher jetzt Aussicht auf allgemeine Anerkennung, wo die Kirche gegen ihr bisheriges Oberhaupt in offenem Aufruhr stand und dasselbe gar häretischer Verirrung bezichtigte. Diesen Erwägungen erlag endlich die Festigkeit Paschalis' II. Um des Friedens willen und um der Kirche die Freiheit zurückzugeben, entschloß er sich dem König das Recht zur Investitur der frei und ohne Simonie gewählten Bischöfe zuzugestehen. Aber das genügte noch nicht; Heinrich nutzte die Gunst des Augenblicks unbarmherzig aus: der Papst mußte sich verpflichten, für das, was er erlitten, keine Vergeltung zu üben, namentlich den König nicht zu bannen, sondern ihn zum Kaiser zu krönen und seine Herrschaft in allen Dingen zu unterstützen. Dagegen erhielt er sammt den gefangenen Cardinälen seine Freiheit, Heinrich versprach ihm gehorsam zu sein, vorbehaltlich der Rechte des Reichs — eine dehnbare Formel, welche die Zusage eigentlich illusorisch machte —, ihn in seinen Besitzungen zu schützen und den Getreuen des h. Petrus Gnade und Frieden zu gewähren. Am 11. April von beiden Theilen beschworen, wurde dieses Abkommen bereits am 13. ausgeführt. Gleich nach Empfang der Kaiserkrone trat Heinrich den Rückweg nach Deutschland an.

Eine vollkommene Umwälzung in den Beziehungen zwischen Papstthum und Kaiserthum war das Ergebnis des nur neunmonatlichen Aufenthalts Heinrichs V. in Italien. Furchtbar war Canossa gerächt, und was Heinrich IV. einst durch Gregor VII. und Urban II. an Demüthigungen erfahren, das hatte sein Sohn an deren Nachfolger reichlich heimgezahlt. Eine unvergleichliche Machtfülle war damals in der Hand Heinrichs V. vereinigt: das Papstthum beugte sich in zitterndem Gehorsam; die reichen Mittel der deutschen Kirche, welche durch das Investiturverbot dem Königthum hatten genommen werden sollen, standen unbedingt zur Verfügung des Kaisers; der deutsche Adel schaarte sich um den siegreichen Herrscher, der ihm seine schwer bedrohte Stellung gerettet und die Behauptung und Erweiterung derselben für die Zukunft gesichert hatte. Die Macht, die Otto I. besessen, sammt derjenigen, welche die ersten Salier gewonnen, stand zu Heinrichs V. Verfügung. Nun zeigte sich vollends, wie wenig es Heinrich mit dem Gegensatz Ernst gewesen war, in den er anfangs zu der Politik seines Vaters getreten war: er lenkte vielmehr in dieselbe ein, nur daß er sie mit größeren Machtmitteln und mit größerer

Rücksichtslosigkeit durchführte. In den Ministerialen und in den Städten, namentlich der rheinischen Lande, deren Freiheit er gegen weltliche und geistliche Eingriffe sichert und deren Wolstand er durch verschiedene Handel und Wandel hebende Verfügungen nachhaltig fördert, sucht und findet auch er seine zuverlässigsten Stützen. Fünf Jahre hindurch ist es Heinrich vergönnt gewesen in diesem Sinne ohne ernstliche Störung zu walten, freilich nicht ohne daß in den Kreisen, welche die Kosten dieser Politik zu tragen hatten, die Unzufriedenheit wuchs und eine Gährung heimisch wurde, die schließlich nur eines geringen Anlasses bedurfte, um sich gewaltsam zu entladen. Die Vorboten davon wurden zeitig bemerkbar. Wieder war es Sachsen, wo es zuerst zum Conflikt kam. Um untergeordneter Differenzen willen griff 1112 Herzog Lothar von Sachsen zu den Waffen. Andere Anläße führten dem Aufstand neue Anhänger zu. Als Heinrich im Frühjahr 1112 beim Aussterben der Grafen von Weimar=Orlamünde deren Lehen einzog, statt sie dem nächsten Seitenverwandten, Siegfried von Ballenstedt, dem rheinischen Pfalzgrafen, aufzutragen, ging dieser zürnend nach Sachsen und wurde dort bald der Mittelpunkt der sich sammelnden Unzufriedenen, mit denen sich nun auch Herzog Lothar in Verbindung setzte: der sächsische Adel und ein Theil des sächsischen Episkopats kehrte zu der Feindschaft gegen das salische Haus zurück. Dabei wurde dessen Stellung auch in den Rheinlanden bedroht. Dort strebte Erzbischof Adalbert von Mainz, einst einer der vertrauten Diener und Räthe Heinrichs, rücksichtslos nach Erweiterung seiner Macht und seines Besitzes, mit solchem Erfolge, daß er dem Kaiser immer kecker und herausfordernder entgegentrat. Mit allen Widersachern Heinrichs stand der ehemalige kaiserliche Günstling jetzt in Verbindung und konnte geradezu als die Seele der auf den Sturz desselben hinarbeitenden Opposition gelten, der bald in der neu auflebenden und sich der Leitung der Kirche wieder bemächtigenden hierarchischen Partei eine mächtige Bundesgenossin erstand. Offen kündigte Adalbert dem Kaiser zu Worms (November 1112) den Gehorsam auf, als dieser die Auslieferung der von dem Erzbischof occupirten wichtigen Marienburg in der Pfalz forderte, ohne daß Heinrich es hätte wagen können, die frechen Reden desselben sofort gebührend zu bestrafen. Als er aber bald danach auf dem Wege zu neuen Unterhandlungen mit ihm zufällig zusammentraf und Adalbert den erneuten Antrag wiederum ablehnte, ließ Heinrich den nur mit geringem Gefolge reisenden festnehmen und führte ihn als Gefangenen mit sich fort. Ein Fürstengericht zu Erfurt verurtheilte den ersten Kirchenfürsten des Reichs auf Grund der von dem Kaiser wider ihn vorgebrachten Anklagen zur Einkerkerung, und das Urtheil wurde vollstreckt trotz päpstlicher Fürsprache und Abmahnung. Gleichzeitig wurde gegen die sächsischen Rebellen mit Feuer und Schwert gewüthet, als der Sieg des kaiserlichen Feldherrn, Graf Hoyer von Mansfeld, bei Warnstädt den Häuptern des Aufstandes theils das Leben, theils die Freiheit kostete. Unter dem Eindruck dieser unverhofften Wendung eilten die Theilnehmer an der sächsischen Erhebung durch schnelle Unterwerfung

die Gnade des Kaisers zu gewinnen. Adalbert von Mainz aber weigerte sich auch jetzt jeder Nachgiebigkeit gegen die weitergehenden Zumuthungen des Kaisers und blieb in Folge dessen Staatsgefangener. Der Friede war also nur ein unsicherer und die Herrlichkeit trügerisch, die Heinrich umgab, als er im Januar 1114 zu Mainz das Beilager mit der jugendlichen englischen Königstochter Mathilde feierte, umdrängt von den sich in scheuer Furcht beugenden geistlichen und weltlichen Großen des Reichs und von huldigenden Gesandtschaften der Nachbarreiche. Auch ein Versöhnungsfest war es nicht, was zu Mainz gefeiert wurde: denn wenn auch Lothar von Sachsen dort Verzeihung erbat und erhielt, so zeigte die plötzliche, hinterlistige Verhaftung des dem letzten Aufstand nicht fremden Landgrafen Ludwig von Thüringen, der im guten Glauben an die Versöhnlichkeit Heinrichs gekommen war, daß der Kaiser noch Grund zu Mistrauen zu haben glaubte und entschlossen war, in der ihm eigenen despotischen Weise sich Sicherheit zu erzwingen. Auch erwies sich Heinrichs Besorgnis nur allzu bald als begründete. Denn während der Kaiser sich anschickte, dem Herzog von Sachsen, der in seinem Auftrage gegen die Friesen gezogen war, mit dem Reichsheere zu folgen, in dem auch die Bürgermannschaften von Köln dienten, kehrten diese plötzlich heim und gaben damit das Signal zum Ausbruch eines von langer Hand her vorbereiteten Aufstandes der ersten Stadt des Reiches. Wol hatten die Kölner Grund Heinrich zu zürnen: unvergessen war bei ihnen, was sie 1106 für die Heinrich IV. bewiesene Treue zu erleiden gehabt hatten; sie wußten, daß Heinrichs Zorn damals noch lange nicht befriedigt worden und bei erster Gelegenheit weitere schwere Vergeltung zu üben entschlossen war. Aber es handelte sich hier nicht um eine local beschränkte Bewegung, sondern mit dem Kölner Aufstand war nur der Funke gefallen, welcher den durch des Kaisers Gewaltherrschaft seit lange aufgehäuften Zündstoff in Brand setzte. Denn nicht blos viele sächsische und westfälische Große griffen zu den Waffen, auch Erzbischof Friedrich von Köln machte mit den Rebellen gemeinsame Sache und erhob die Stadt zum Bollwerk der hochkirchlichen Partei im Reiche, deren Haupt er selbst wurde. Sofort brach der Kaiser den friesischen Zug ab und eilte nach Köln; aber die Stadt leistete erfolgreichen Widerstand, und während Heinrich noch vor ihren festen Mauern lag, schloß sich ganz Sachsen und Thüringen offen dem Aufstande an, obenan Herzog Lothar, obgleich er noch eben mit vor Köln gelegen hatte. Es war ein Freiheitskampf, zu dem man sich erhob: die Tyrannenherrschaft galt es abzuschütteln, die mit immer drückenderer Schwere auf allen lastete. Selbst sein Vater hatte sich niemals einer so allgemeinen und so erbitterten Erhebung gegenüber gesehen, wie Heinrich V. sie jetzt zu bekämpfen hatte. Aber mit jener dreinstürmenden wilden Energie, die für seine Despotennatur charakteristisch ist, warf Heinrich sich auf die Rebellen, drang siegreich durch Westfalen nach Sachsen vor, eroberte Braunschweig und konnte sich bereits im Besitz des Sieges glauben, als die Niederlage, die Herzog Lothar seinem Feldherrn Hoyer von Mansfeld am Welfesholz beibrachte, alles zu seinen

Ungunsten wandte. Und diesen Moment nun benutzten endlich die längst zuwartenden und zu neuem Ansturm rüstenden kirchlichen Gegner Heinrichs, um sich zu erheben und alles das zurückzufordern, was sie Heinrich erst in ihrer Ohnmacht hatten zugestehen müssen.

Der Vertrag vom 11. April 1111 war im Momente seiner Entstehung und feierlichen Beschwörung genau ebenso unausführbar gewesen wie der nach dem entgegengesetzten Extrem hin ausschreitende vom 4. Februar. Hatte man Paschalis II. erst häretischer Verirrung bezichtigt, so wurde er jetzt von Seiten der kirchlichen Eiferer des Hochverraths an den heiligsten Rechten der Kirche beschuldigt. Hatte erst die deutsche Kirche gegen Paschalis rebellirt, so kündigte ihm jetzt die von den Gregorianern beherrschte römische den Gehorsam auf. Die Cardinäle, soweit sie nicht des Papstes Haft getheilt und den unheilvollen Vertrag vom 11. April mit beschworen hatten, erklärten die gemachten Zugeständnisse für unverbindlich für die Kirche. Vergeblich suchte Paschalis die Unzufriedenen zu begütigen. Aber wenn er auch in seiner unmittelbaren Umgebung wenigstens ein Aeußerstes abwandte, so konnte er doch nicht hindern, daß namentlich der besonders eifrige Klerus Südfrankreichs auf eigene Hand die Kirche zu retten versuchte. Unter den Erzbischöfen Joceram von Lyon und Guido von Vienne hielt derselbe Synoden zur Verdammung dessen, was Heinrich V. der Kirche gethan und was der gefangene Papst demselben zugestanden hatte. Man wird kaum daran zweifeln können, daß Paschalis II. selbst so dachte und daß er nur den einen Wunsch hatte, aus den Fesseln zu entkommen, in die er sich selbst und die Kirche geschlagen hatte. Dem aber stand der von ihm geschworene Eid entgegen, von dem er sich doch nicht gut selbst lösen konnte. Aber er war bereit, das dem Kaiser nothgedrungen zugestandene Investiturrecht zu cassiren, wenn das ohne direkten Bruch seines Eides möglich war. Römische Sophistik wußte auch da schließlich zu helfen. Denn da in Betreff des erstrebten Ziels zwischen ihnen eine Differenz nicht obwaltete, so einigten sich die Parteien im März 1112 auf einer Lateransynode endlich dahin, daß nach dem Wortlaut der eingegangenen Verpflichtungen ein Widerruf des Privilegs nicht ausgeschlossen sei und ohne Bruch des päpstlichen Eides geschehen könnte. Diese Formel griff auch Paschalis II. begierig auf, und so erklärte denn jene Synode „kraft des aus ihr sprechenden heiligen Geistes" den Vertrag, den Heinrich V. dem unfreien Papste abgezwungen, für ungiltig und null und nichtig. Paschalis II. aber, wie um eine Garantie dafür zu geben, daß er nicht wieder in ähnlicher Weise fehlen würde, erklärte vor der Synode ausdrücklich und feierlich seine Uebereinstimmung mit den gegen die Laieninvestitur ergangenen Geboten Gregors VII. und Urbans II. Die Wirkung dieses Schrittes aber, der doch selbst in den Augen ehrlicher kirchlicher Eiferer nicht wol bestehen konnte, war nicht die gehoffte. Der deutsche Episkopat blieb völlig unthätig: ihm konnte eigentlich nichts Schlimmeres geschehen als diese willkürliche Erneuung eines Kampfes, dessen Kosten in jedem Falle er selbst zu tragen hatte. In Rom aber fühlte man sich doch in der Freiheit

der Aktion beeinträchtigt. So blieb die Führung bei den Burgundern und Südfranzosen: dort, von wo die Cluniacenser ausgegangen, fanden sich jetzt auch die streitbaren Männer, die dem Staate und der Kirche, zunächst Deutschlands, die letzten praktisch politischen Consequenzen aus dem Cluniacenserthum aufzwingen wollten. Aber nicht blos kirchlicher Eifer trieb dieselben, auch weltliche Motive waren bei ihnen wirksam: denn gerade bei den eigenthümlichen Verhältnissen Burgunds mußte die Beseitigung der königlichen Investitur nicht blos die Unabhängigkeit der Metropoliten von dem Königthum zur Folge haben, sondern es fielen dann auch die Suffragane in die Gewalt derselben und wurden auch politisch ihre Unterthanen. Die Fanatiker rissen die Leitung der Kirche an sich und zwangen die Curie die Wege zu gehen, die sie ihr unter Thaten leidenschaftlichen Hasses vorzeichneten. Auf einer Synode zu Vienne war es, wo das Haupt dieser Richtung, Erzbischof Guido, dem selbst von streng kirchlicher Seite vorgeworfen wurde, er habe sich gleichsam zum Papste aufgeworfen, in unerhört scharfen Ausdrücken den Bann gegen den Kaiser verkündete, weil er durch Verrath, Meineid und Tempelschändung, als ein neuer Ischarioth, dem Papst jene nichtswürdige und fluchbeladene Urkunde abgedrungen habe: nicht eher sollte Heinrich in die kirchliche Gemeinschaft wieder aufgenommen werden dürfen, als er auf das Investiturrecht verzichtet und der Kirche volle Genugthuung gewährt haben würde. So geschah dort, was der Papst aus Scheu vor seinem Eide nicht zu thun wagte: aber Paschalis II. hieß, wenn auch in unbestimmten und dehnbaren Ausdrücken, diese Maßregeln doch gut.

Hätte Heinrich V. in jenem Augenblick freie Hand gehabt und wäre er nicht durch den neuen Aufruhr der Sachsen in Anspruch genommen gewesen, ohne Zweifel hätte er die hierarchische Partei sofort mit einem neuen schweren Schlage getroffen und, was in Vienne gefehlt, in Italien und Rom furchtbar vergolten. So aber war er in Deutschland festgehalten und mußte es darauf ankommen lassen, welche Wirkungen das Vorgehen seiner kirchlichen Gegner haben würde. Bedeutend waren diese nun so lange nicht, als Heinrich den deutschen Rebellen siegreich begegnete: bei der Mainzer Hochzeitsfeier im Januar 1114 hat niemand an des Kaisers Excommunication Anstoß genommen, die kirchlichen Waffen schienen durch den Misbrauch, der damit getrieben, bereits stumpf geworden zu sein. Das änderte sich aber, seit Heinrichs Stellung durch die Niederlage der Seinen im Welfesholz erschüttert war. Als nun der Bann erneut wurde, begann der Abfall in den Reihen der Kaiserlichen, und genau wie einst sein Vater mußte Heinrich sehen, wie sich trotz der Verschiedenheit ihrer Motive und ihrer Ziele die kirchlichen Widersacher mit den politischen Gegnern des deutschen Königthums zu gemeinsamem Vorgehen verbanden. Nur die Hohenstaufen Konrad und der Schwabenherzog Friedrich und Welf III. von Baiern hielten treu zu ihm, während das Reich von einem Ende zum andern von dem Getöse wilden Bürgerkrieges widerhallte. Aber so lange konnte Heinrich den Gegnern die Spitze zu bieten hoffen, als wenigstens in

Italien die Ordnung im Wesentlichen gewahrt blieb, die er auf seinem Zuge dorthin begründet hatte. Da starb am 27. Juli 1115 die „große Gräfin", nachdem sie das reiche Erbe ihres Hauses testamentarisch der Kirche vermacht hatte. Damit trat eine höchst bedenkliche Wendung ein: wurde nämlich dieses Testament vollstreckt und fielen die reichen Erbgüter der Markgrafen von Tuscien an den römischen Stuhl, so erlangte dieser eine weltliche Macht, die allen kirchlichen Neuerungen einen starken Rückhalt gab und ihn in den Stand setzte, auch auf dem rein politischen Gebiete und mit blos weltlichen Waffen unter den günstigsten Verhältnissen den Kampf gegen das Kaiserthum aufzunehmen. Die Herrschaft über Italien stand auf dem Spiele, die Heinrich vier Jahre zuvor so energisch und glücklich erneut hatte. So bedenklich daher augenblicklich seine Sache in Deutschland stand, so hielt es Heinrich doch für geboten, zunächst nach Italien zu eilen und dort Halt zu gebieten, während er seine Vertretung im Norden der Alpen den treuen Staufern überließ.

Und der Erfolg rechtfertigte diese kühne Politik. Durch verschwenderische Freigebigkeit mit Rechten und Freiheiten aller Art gewann er die blühenden Communen der lombardischen Städte zu festem Anschluß, — der verschrieene Tyrann wurde der dankbar verehrte Schutzherr bürgerlicher Freiheit und republicanischer Selbstregierung, auf den man in den Kreisen des lombardischen Bürgerthums alle Zeit dankbar zurückblickte, und dessen Anordnungen man nachmals in einem langjährigen Heldenkampfe gegen die Eingriffe seiner Nachfolger vertheidigt hat. Auch die Seestädte, namentlich Pisa und Venedig, wußte der Kaiser für sich zu gewinnen; er zog die einflußreichsten Adelsgeschlechter Italiens an sich: sein Auftreten in Italien war ebenso diplomatisch, gewandt und gewinnend, wie seine Haltung in Deutschland gewaltthätig und despotisch gewesen war. So gelang es ihm denn ohne Mühe, das kostbare Mathildische Erbe im Besitze des Reichs zu erhalten und damit der deutschen Herrschaft über die Halbinsel eine neue Stütze zu geben. Natürlich verfehlten diese Erfolge des Kaisers ihres Eindrucks auch auf die römische Curie nicht, aber dem an ihn abgeordneten Bevollmächtigten Heinrichs, der einen Vergleich anbieten sollte, eine wirklich entgegenkommende Antwort zu geben, wurde der Papst durch die drohende Haltung der Eiferer gehindert, denen gegenüber seine Stellung noch immer eine unsichere und bedrohte war. Auf der in der Fastenzeit 1116 zu Rom gehaltenen Synode kam es wiederum zu stürmischen Auftritten, und Paschalis II. blieb in seiner Bedrängnis nichts übrig, als sowol das ihm abgedrungene Investiturprivileg als Unrecht und seine Gewährung als einen schweren Verstoß zu bezeichnen, sondern auch den von Guido von Vienne gegen den Kaiser geschleuderten Bann zu bestätigen, zum Kummer der wenigen milde Gesinnten, die ein Aeußerstes abwenden wollten, zum Aerger aber auch der Extremen, welche es am liebsten gesehen hätten, wenn der Papst selbst vor versammelter Synode die Excommunication Heinrichs wiederholt hätte. Paschalis II. war aber nicht mehr Herr seiner Entschließungen und suchte ängstlich zwischen den leidenschaftlich hadernden Parteien einen

Weg zu finden; ein solcher aber konnte niemanden befriedigen und zu keinem lebensfähigen Ergebnis führen. Und seine Verlegenheit mehrte sich noch: die willkürliche Neubesetzung der durch Todesfall erledigten Stelle eines Stadtpräfekten durch das römische Volk gab Anlaß zu einem heftigen Conflikt zwischen diesem und dem Papste, in Folge dessen der letztere sich genöthigt sah, aus der Stadt nach Albano zu entweichen. Mit Hülfe der zu ihm stehenden Barone der Campagna suchte er zwar sich die Rückkehr in die Stadt zu erzwingen, blieb aber von derselben ausgeschlossen und mußte in Trastevere und dem Castell di St. Paolo seine Residenz nehmen. In dieser Zeit wurde nun von dem Kaiser ein neuer Versuch zu gütlicher Verständigung gemacht; auch führte derselbe zu einer gewissen Annäherung, insofern wenigstens als Paschalis II. seine friedfertige Gesinnung betheuerte und ausdrücklich erklärte, daß er mit den Gegnern Heinrichs in Deutschland, namentlich mit Friedrich von Köln, in keiner Verbindung gestanden habe. Die principiellen Gegensätze aber bestanden fort, und so ging das Jahr 1116 zu Ende, ohne daß man einen Schritt vorwärts gekommen war.

Heinrich beschloß einen Versuch die Sache in Rom selbst zum Austrag zu bringen: aber der Papst entwich vor ihm nach Benevent, und die zurückgebliebenen Cardinäle lehnten jedes Zugeständnis ab, während der Erzbischof von Braga in Portugal, Burdinus, ein Südfranzose der Abstammung nach, seiner Gelehrsamkeit wegen gefeiert und bisher auch im Rathe des Papstes von Einfluß und an den letzten vergeblichen Ausgleichsverhandlungen hervorragend betheiligt, sich bereit finden ließ, ihm, als er am Osterfest in St. Peter erschien, wie an solchen Tagen üblich, die Kaiserkrone aufzusetzen. Je weniger sich Heinrich so mit der Kirche einigte, um so freundlicher nahm ihn die Bevölkerung der Stadt auf und geleitete ihn in festlichem Zuge auf das Capitol. Unter solchen Umständen blieben alle Verhandlungen mit der Curie vergeblich: Paschalis beharrte auf dem Verlangen des Verzichts auf die Investitur, die Heinrich nachdrücklich als sein Recht in Anspruch nahm, während in Betreff der von Heinrich geforderten Aufhebung des Bannes der Papst bei der Erklärung blieb, dieselbe könnte nur durch eine Synode erfolgen. Aber wenn des Papstes Bemühen die Normannen gegen den Kaiser ins Feld zu bringen vergeblich war, so mußte doch auch Heinrich angesichts der beginnenden heißen Jahreszeit und der Gefahren, welche diese für das Heer mit sich brachte, auf die weitere Verfolgung der augenblicklich gewonnenen Vortheile verzichten und den Rückzug nach Toscana antreten. Nun erneute Paschalis den Angriff auf Rom, mußte denselben aber ebenfalls der vorgerückten Jahreszeit wegen bald einstellen, zumal seine sinkenden Kräfte eine baldige Auflösung erwarten ließen. Neue Fortschritte seiner Anhänger, die den Fall der trotzigen Stadt hoffen ließen, riefen ihn Ende des Jahres von Anagni nach Rom zurück: aber noch ehe eine Entscheidung erfolgt war, starb er am 21. Januar 1118.

Die Erledigung des päpstlichen Stuhles gerade in diesem Augenblick eröffnete beiden Parteien unerwartete Aussichten und veranlaßte beide, ihre

Anstrengungen zu verdoppeln: so entbrannte über dem Grabe Paschalis' II. der Kampf mit gesteigerter Leidenschaft, denn sowol die unversöhnlichen kirchlichen Eiferer als die Anhänger des Kaisers glaubten durch eine Besetzung des päpstlichen Stuhles in ihrem Sinn die künftige Entscheidung zu ihren Gunsten sichern zu können. Die Eiferer, in deren Augen Paschalis II. sich der Häresie schuldig gemacht, hatten vor ihren Gegnern die Einheit der Leitung voraus: der Cardinalbischof Johann von Gaeta wurde als Gelasius II. zum Papste erhoben. Dagegen rebellirten die mächtigen Frangipani mit ihrem Anhang, mishandelten den Papst und hielten ihn einige Zeit in Haft. Auch Heinrich V. eilte herbei: schon Anfang März stand er vor Rom, von wo der neue Papst eiligst nach seinem bisherigen bischöflichen Sitz entfloh. Aber wiederum suchte der Kaiser zunächst eine Verständigung: er wollte die Weihe des Gewählten ungehindert lassen, verlangte aber von demselben die eidliche Zusage eines friedlichen Vergleichs zwischen Reich und Kirche. Eine solche konnte Gelasius nicht geben: seine Stellung wäre dadurch den Eiferern gegenüber völlig unhaltbar geworden; auch er konnte nur auf eine allgemeine Synode verweisen, die er im Herbst in Mailand oder Cremona halten wollte und die nicht zu hindern der Kaiser sich verpflichten müsse. Darauf konnte Heinrich nicht eingehen. Aber auch den Römern gab der Papst neuen Grund zur Unzufriedenheit, indem er die Entscheidung über das Schicksal der Kirche außerhalb der Mauern ihrer Stadt suchte. Da entschloß sich Heinrich zu dem Aeußersten: er ließ am 8. März den Erzbischof Burdinus von Braga, der aus einem dem Kaiser geneigten Vermittler mehr und mehr ein entschiedener Parteigänger der kaiserlichen Politik geworden war, als Gregor VIII. zum Papst erheben. Nun entbrannte der Kampf nur mit größerer Heftigkeit: denn wenn Gelasius II. bis dahin eine gewisse Zurückhaltung und Mäßigung beobachtet hatte, so ließ auch er nun jede Rücksicht fallen und sprach den Bann über den Kaiser und seinen Gegenpapst aus und entwickelte durch Sendschreiben und Botschaften eine leidenschaftliche agitatorische Thätigkeit gegen beide; aber es fehlte ihm die Macht, seinen Worten Nachdruck zu verleihen und Thaten folgen zu lassen. Ein normännischer Angriff auf Rom wurde zwar eingeleitet, aber kaum begonnen abgebrochen; und obgleich Gelasius in Rom Aufnahme fand, und selbst manche der ehemaligen Gegner jetzt zu ihm hielten, so wurde er doch durch den immer wachsenden Uebermuth der Anhänger des Gegenpapstes solchen Gefahren und Demüthigungen ausgesetzt, daß er ohne schweren Schaden nicht länger in der Stadt bleiben konnte und im September 1118 über See nach Pisa und Genua und von dort durch die Provence nach Frankreich zog, von den heißblütigen Südfranzosen mit den größten Ehrenbezeugungen und steigender Begeisterung aufgenommen. Er that einen Schritt weiter, um Deutschland und Frankreich in einen kirchlichen und von da aus auch in einen politischen Gegensatz zu bringen. Aber nur wenige Monate hat er diese vielverheißende Gastfreundschaft Frankreichs genossen: in Clugny, wohin er, nachdem in Vienne eine Synode gehalten, schon

todkrank kam, starb er am 18. Januar 1119. Ebendort wählten die wenigen anwesenden Cardinäle den streitbaren Guido von Vienne am 2. Februar 1119 zu seinem Nachfolger, der schon acht Tage später in Vienne als Calixtus II. geweiht wurde und trotz der zweifellosen Unregelmäßigkeit seiner Wahl in den Kreisen der streng kirchlichen Partei nicht nur allgemeine Anerkennung fand, sondern mit großen Hoffnungen begrüßt wurde, da man sich von ihm einer energischeren Politik versehen zu können glaubte als von dem milden und im Grunde seines Herzens den Frieden ersehnenden Gelasius. Es scheint fast, als ob man durch die Kämpfe der letzten Jahre zu der Einsicht gekommen war, daß mönchischer Eifer allein den Papst nicht ausmache, daß in einer so ernsten Zeit ein weiterer und freierer Blick notthue, als er sich mit frommen Uebungen in der Klosterzelle erwerben ließ. Der neue Papst war nicht blos ein Weltgeistlicher, er stammte auch aus fürstlichem Geschlecht, denn er leitete seine Abkunft von den letzten Königen Italiens her und stand zu den Königen von Frankreich und von England in verwandtschaftlichen Beziehungen; selbst zu dem Kaiser hatte er solche durch dessen Großmutter Agnes von Poitou. Ließ sich von einem solchen Manne nicht eher ein Verständnis auch für die vitalen Interessen des Staates voraussetzen, die bei dem Investiturstreit auf dem Spiele gestanden? Trat er nicht gleichsam als ein Ebenbürtiger neben den Kaiser und die Fürsten der Zeit, während die Papstmönche in weltunkundigem Uebereifer auf ihnen fremde Verhältnisse mit rücksichtslosem Zwange hatten einwirken wollen? Ohne den Rechten der Kirche etwas zu vergeben zeigte sich Calixtus II. doch von vornherein bereit ehrlich in Unterhandlungen einzutreten.

So begann das neue Pontificat, im Widerspruch eigentlich mit seines Trägers Vergangenheit, mit einer friedlichen Wendung. Auch von Kaiser und Reich fand dieselbe freudiges Entgegenkommen. Bei seiner Rückkehr aus Italien, im Herbst 1118, hatte Heinrich V. das Reich wieder in trostlosem Bürgerkriege begriffen vorgefunden, zum Theil in Folge der agitatorischen Thätigkeit des noch von Gelasius II. dorthin entsandten Cardinalbischofs Kuno von Palestrina. Die Energie des Kaisers besserte den Zustand bald: die politischen Gegner wurden entwaffnet, und die kirchlichen traten sehr schüchtern auf, seit ihr Haupt aus Rom hatte fliehen müssen, dort der Gegenpapst obgesiegt hatte und die von Gelasius II. in Aussicht genommene Synode in Mailand unterbleiben mußte. Alle ersehnten den Frieden, und als Heinrich zur Herstellung desselben Johanni 1119 einen Reichstag in Tribur hielt, war dieser ohne Rücksicht auf den noch auf dem Kaiser lastenden Bann nicht blos zahlreich besucht, sondern einigte sich auch zur Verkündung eines neuen allgemeinen Reichsfriedens. Ebendort nun erschienen Gesandte des neuen Papstes, um dessen Anerkennung zu erwirken; schon daß man sie nicht einfach abwies, sondern die Entscheidung der kirchlichen Fragen aufschob, bis man über den Verlauf des demnächst bevorstehenden Reimser Concils Kunde haben würde, konnte als ein günstiges Vorzeichen angesehen werden. So

zuversichtlich war unter diesen Eindrücken die Stimmung, daß man sich bereits dem ersehnten Frieden ganz nahe glaubte. Als der Kaiser, um dem im Oktober bevorstehenden Concil zu Reims näher zu sein, nach dem Elsaß kam, erschienen dort, nicht gerade im Auftrage des Papstes, sondern um auf eigene Hand den Frieden zu fördern, der Abt von Clugny und Bischof Wilhelm von Chalons und stellten Heinrich vor, wie man in Frankreich eine Investitur nach Art der in Deutschland üblichen nicht kenne, das Königthum dadurch aber in seiner Macht und seinem Ansehen nicht geschädigt werde; daher könne auch er, so meinten sie, ohne Schaden auf die Investitur verzichten. Der Vergleich traf nun freilich insofern nicht zu, als die französischen Bischöfe ja auch gar nicht in dem Sinne, jedenfalls nicht in dem Umfange, wie die deutschen Regalien beanspruchten. Der Kaiser erklärte aber, daß er auf die Investitur zu verzichten bereit sei, wenn dem Reich alle Rechte den Bischöfen gegenüber auch ohne dieselbe gewahrt blieben. Obgleich damit doch gar nichts ausgesprochen und man sich keinen Schritt näher gekommen war, veranlaßten die übereifrigen Vermittler in der Freude über den vermeintlichen Erfolg den Papst zur Entsendung von Bevollmächtigten, mit denen die das Ergebnis jener Unterredung wiederholenden Urkunden vereinbart wurden; bei einer persönlichen Begegnung zwischen Papst und Kaiser sollten dieselben ausgewechselt und damit der Friede hergestellt werden. Wirklich machte sich Calixtus II. auch von Reims aus, wo inzwischen das Concil begonnen hatte, zu diesem Congresse auf nach Mouzon, freilich nur um nach einiger Zeit enttäuscht umzukehren, denn die Abmachungen, auf Grund deren unterhandelt werden sollte, erwiesen sich als unbrauchbar, eigentlich als nicht vorhanden: den Erklärungen Heinrichs V. war eine Deutung gegeben, welche dieser nicht gelten lassen konnte, und die vermeintliche Verständigung lief schließlich auf ein Misverständnis hinaus. Das aber entsprach nicht den Wünschen der den Frieden ersehnenden Bischöfe, und deshalb traten diese bei den weiteren Verhandlungen des Reimser Concils den Bestrebungen der Unversöhnlichen mit gesteigerter Energie entgegen. Als am Schlusse desselben (29. Oktober 1119) neue und strengere Strafbestimmungen gegen die Simonie und gegen die Priesterehe und eine Reihe von Verfügungen zur Sicherung der kirchlichen Güter und Rechte publicirt wurden, fanden dieselben allgemeine Zustimmung; gegen einen Kanon aber, der jede Laieninvestitur bei Kirchen und Kirchengütern unter Androhung des Bannes verbot, erhob sich ein allgemeiner heftiger Widerstand, weil die Versammelten fürchteten, daß sie, wie es einst Paschalis II. versucht hatte, auf diesem Wege zur Herausgabe aller ihnen von Laien aufgetragenen Güter gezwungen werden sollten. Calixt II. mußte von der Publication dieses Kanons abstehen und setzte am folgenden Tage nur das Verbot der Laieninvestitur in Betreff der Bisthümer und Abteien durch, d. h. er gab den bisher von ihm eingenommenen Standpunkt auf und verzichtete auf die bisher erstrebte Durchsetzung des von seinen Vorgängern vertretenen Princips. Gegenüber diesem Fortschritt in der Ausgleichung der Gegensätze war es dann freilich ein wenig angemessener

Akt der Feindschaft, wenn Calixtus schließlich über den Kaiser und mehr denn einhundert Bischöfe den Kirchenbann aussprach.

Dennoch wuchs auch auf der anderen Seite die Bereitwilligkeit zum Frieden: denn der Kaiser sah sich neuen Verlegenheiten gegenüber und konnte derselben nicht Herr werden, solange die Kirche sich jedem seiner Widersacher als Bundesgenossin anbot. Während nämlich Calixt nach Italien zurückkehrte und nun in Rom, dessen Bevölkerung des Papstthums doch auf die Dauer nicht entbehren mochte, Aufnahme fand, dann gegen den in Sutri sitzenden Gegenpapst Gregor VIII. ins Feld zog und denselben gefangennahm, absetzte und als Mönch in eine Zelle von La Cava einkerkerte, womit das kaiserliche Gegenpapstthum ein klägliches Ende nahm, beharrten in Deutschland nicht blos die Erzbischöfe Friedrich von Köln und Adalbert von Mainz in dem Widerstand gegen den Kaiser, sondern auch die Bischöfe Sachsens standen demselben in bitterer Feindschaft gegenüber und fuhren in der Agitation gegen den Gebannten fort, so daß schließlich auch die weltlichen Fürsten Sachsens, obenan Herzog Lothar, die noch zu Beginn des Jahres 1120 mit Heinrich in Frieden und Freundschaft zusammengekommen waren, 1121 wieder zu den Waffen griffen. Darauf setzte Erzbischof Adalbert seine Hoffnungen und meinte in Sachsen den Stützpunkt gewonnen zu haben, von dem aus er die erstarkende Macht des Kaisers endlich aus den Angeln heben könnte, fand aber für dieselben nur bei einem Theil der Sachsen rechten Eifer. Jedenfalls hing für Heinrich alles ab von der Niederwerfung dieser Gegner: auf sie beschloß Heinrich daher zunächst seine ganze Macht zu concentriren. Pfingsten 1121 zog er an der Spitze eines gewaltigen Heeres, dem Friedrich von Schwaben, Heinrich der Schwarze von Baiern, der Nachfolger Welfs II., der bairische Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, die Lothringer und seine sächsischen Anhänger ihre Mannschaften zugeführt hatten, gegen Mainz heran, um die Stadt durch Abschneidung der Zufuhr auszuhungern und durch eine kraftvolle Berennung zur Uebergabe zu zwingen. Adalbert gedachte dieselbe aber nicht ohne Weiteres ihrem Schicksal zu überlassen: von den noch im Kampf gegen Heinrich verharrenden Sachsen unterstützt eilte er mit einem stattlichen Heere zum Entsatz derselben herbei; unter den Mauern von Mainz drohte es zu einem gewaltigen Kampfe zu kommen, von dessen Ausgang das Schicksal von Reich und Kirche abhing. Da trat plötzlich eine friedliche Wendung ein: beide Theile schreckten vor dem Wagnis einer Feldschlacht zurück, die selbst im glücklichen Fall nur unsichern Gewinn verhieß, deren ungünstiger Ausgang aber den Verlust des seit Jahren für sicher gehaltenen Besitzes nothwendig zur Folge haben, in jedem Fall aber die Gegensätze, die sich im Laufe der letzten Jahre gemildert hatten und einem gütlichen Ausgleich näher gebracht waren, verschärfen und verbittern und den ersehnten Frieden wieder in weitere Ferne entrücken mußte. Man beschloß, daß von jeder Seite zwölf Fürsten bevollmächtigt werden sollten, einen Frieden zwischen Reich und Kirche zu entwerfen, über den dann zu Michaelis auf einem in Würzburg zu haltenden Reichstage

Beschluß gefaßt werden sollte. Ohne daß es zu dem drohenden Kampfe gekommen wäre, zogen die um Mainz zusammengeströmten Streitkräfte nach Beschwörung dieses Paktes und nach Ernennung der Bevollmächtigten in ihre Heimat zurück.

Der Verlauf der so eingeleiteten Verhandlungen und die Schnelligkeit, mit der man nach so langjährigen Irrungen in allen wesentlichen Fragen zu einer Verständigung kam, lehrt nicht blos, wie beide Theile des verderblichen Streites müde waren, sondern läßt auch erkennen, wie in Bezug auf die großen staats- und kirchenrechtlichen Controversen die Discussion klärend gewirkt und einen allen annehmbaren Ausweg gezeigt hatte. Für den Augenblick war freilich die Hauptsache, daß dem Bürgerkriege ein Ende gemacht und wenigstens vorläufig der Besitzstand beider Parteien festgestellt wurde, damit nicht in Folge der Wechselfälle des andauernden Kampfes die Forderungen bald von dieser, bald von jener Seite erhöht würden. Dies wurde in Würzburg im Oktober 1121 wirklich erreicht, indem die Vorschläge der vierundzwanzig Vermittler von beiden Parteien rückhaltlos angenommen wurden. Nach dem Wortlaut desselben[1]) leistet Heinrich V. dem apostolischen Stuhle die Obedienz; in Betreff der zwischen ihm und der Kirche schwebenden Differenzen werden die Fürsten einen festen und beständigen Frieden vermitteln, so daß der Kaiser, was sein und des Reiches ist, behält und die Kirche wie überhaupt ein jeglicher das Seine in Ruhe und Frieden besitzt. Die kanonisch gewählten und geweihten Bischöfe bleiben in ihrem Amte, der von Speier und der von Worms einstweilen bis zu ihrem Erscheinen vor dem Papste, wo über sie endgültig entschieden werden soll. Gefangene und Geiseln setzen beide Theile in Freiheit. In Betreff des Investiturstreites aber sollen die Fürsten ohne Hintergedanken und Uebelwollen darauf hinwirken, daß das Reich seine Ehre ungemindert bewahre; bis dahin sollen alle Bischöfe und alle Rechtgläubigen ohne Kränkung und Gefährdung am Hofe verkehren dürfen. Falls der Kaiser wegen dieser Streitigkeiten an irgendwem sich zu rächen versuchen sollte, soll es den Fürsten erlaubt sein, ihm gemeinschaftlich Vorstellungen dagegen zu zu machen und nach Abweisung derselben auch gemeinsam zu handeln. Nachdem beide Theile diesen Vorschlägen ihre Zustimmung gegeben hatten, wurde ein allgemeiner Reichsfriede verkündet, für den alle mit ihrem Leben hafteten; die streitigen Eigenthumsfragen wurden so geordnet, daß jeder zurückerhielt, was ihm gebührte: der Kaiser die Regalien und die Krongüter, die Kirchen die Kirchengüter, jeder Einzelne sein Eigen, soweit es ihm entzogen worden war; die Erben wurden zu den ihnen vorbehaltenen Erbschaften zugelassen. Alle Unruhe und Ausschreitung, die unter dem Deckmantel der großen politischen und kirchlichen Kämpfe der letzten Jahre so vielfach geübt worden waren, sollten ein Ende haben: Diebe und Mörder wurden der strengsten Verfolgung preisgegeben.

1) Mon. Germ. hist. Leges II, 74.

Ein seit langen Jahren nicht gekannter Zustand der Ruhe und Sicherheit machte sich nach dem Bekanntwerden dieser Würzburger Beschlüsse bemerkbar und wurde von hoch und niedrig mit lauter Freude begrüßt. Wie ernst es den Betheiligten war, lehrte die Abordnung einer Gesandtschaft, an deren Spitze Otto von Bamberg und Heinrich von Baiern standen, an die bairischen Großen, um auch diese zum Anschluß an den Reichsfrieden anzuhalten, und einer anderen an Calixt II., welche diesen von dem Geschehenen benachrichtigen und bitten sollte, das zum Abschluß des Friedens zwischen Staat und Kirche nöthige Concil auszuschreiben. Mit der letzteren, dem Bischof Bruno von Speier und dem Abt von Fulda, kam dann als päpstlicher Bevollmächtigter der Cardinalbischof Leo von Ostia über die Alpen. Das Concil, welches für ein allgemeines galt, thatsächlich aber, entsprechend der Natur der noch schwebenden Fragen, die ja nur Deutschland angingen, ein deutsches wurde, trat, nachdem man anfangs Mainz dafür in Aussicht genommen hatte, nachher in Worms zusammen, wo sich gleichzeitig die Fürsten geistlichen und weltlichen Standes zu einem Reichstag vereinigten. Auf Ladung der Legaten kam Kaiser Heinrich selbst dorthin: in seiner Gegenwart wurden die letzten entscheidenden Verhandlungen geführt. Die Gefahr des Scheiterns war auch jetzt noch vorhanden. Namentlich blieb Adalbert von Mainz bis zuletzt ein eifriger Vorkämpfer der extremsten kirchlichen Forderungen und wollte ein Investiturrecht des Kaisers überhaupt nicht gelten lassen: erst als er sah, daß seine Bestrebungen keinen Erfolg hatten, lenkte er ein und bemühte sich nun eifrigst, die noch vorhandenen Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen und einen befriedigenden Abschluß zu ermöglichen. Der Weg zu diesem Compromiß aber war ja nun schon seit lange durch die lebhafte Erörterung gebahnt, welche diese Fragen in der Streitschriftenlitteratur der Zeit erfahren hatten und aus der sich im Gegensatz zu den anfangs allein vertretenen Extremen eine auf neu gefundener, klarerer Distinktion bisher vermischter Elemente beruhende mittlere Ansicht Geltung verschafft hatte. Namentlich war es der gelehrte und staatskluge Bischof Ivo von Chartres gewesen, der in einigen weitverbreiteten Schreiben an den Erzbischof von Lyon 1097 die durch die eingerissene Praxis arg verwickelte Frage klar gelegt und den Nachweis geführt hatte, wie in dem Bisthum kirchliche und weltliche Momente gemischt seien, so daß die vollgültige Ernennung der Bischöfe weder der Kirche allein, noch dem Staate allein überlassen werden könnte, sondern jedem von beiden zur Vertretung seines Rechts eine Mitwirkung dabei zugestanden werden müßte. Sein kirchliches Hirtenamt erhalte der Bischof durch die Wahl, als gewählter Bischof aber übe er in dem zur Ausstattung seines Bisthums dienenden Lande hoheitliche Rechte, die ihm nur von dem König als dem Inhaber aller Hoheitsrechte aufgetragen werden könnten. Von da aus kam Ivo zu der Forderung, daß die Ernennung der Bischöfe zu ihrem kirchlichen Amt natürlich der Kirche zu belassen sei, daß dieselben aber die Regalien von dem König zu empfangen hätten; sobald die kanonische Wahl der Bischöfe

garantirt sei, sei gegen die Investitur derselben mit dem Weltlichen durch den König nichts einzuwenden. Er schied demnach eine geistliche und eine weltliche Investitur, von denen die erstere dem frei gewählten Bischof unter dem Symbole von Ring und Stab seine kirchlichen Befugnisse verleihe, die letztere ihn mit den einem Reichsfürsten gebührenden weltlichen Rechten bekleide. Die Scheidung ist eine so einfache und natürliche und dabei so billige, daß nur die wilde Leidenschaft jener Zeit es begreiflich macht, wie diese vermittelnde Ansicht so langsam allgemeinere Geltung hat gewinnen können. Sie zog logisch correkt und im Einklang mit dem historischen Werden des streitigen Verhältnisses die Grenze zwischen den beiden in demselben so eigenartig vermischten Gebieten, während der extrem kirchliche Standpunkt die weltliche Ausstattung der Bisthümer als ein unwesentliches Accidens mit durch die kirchliche Autorität vergeben und die Verfügung darüber dem Staate entziehen wollte, der extrem kaiserliche Standpunkt aber das päpstliche Amt wegen seiner weltlichen Ausstattung als ein weltliches Amt in Anspruch nahm und — wie ja lange Zeit thatsächlich üblich gewesen war — als solches von dem König vergeben lassen wollte. In den Verhandlungen nun, die auf Grund des Würzburger Abkommens zwischen dem Reiche und der päpstlichen Curie geführt wurden, trug dann diese vermittelnde Ansicht schließlich den Sieg davon und wurde als die Norm anerkannt, nach der die einschlagenden Fragen in Deutschland in Zukunft behandelt werden sollten. In dem Wormser Concordat nämlich vom 23. September 1122 wurde in Betreff der deutschen Bischöfe bestimmt, daß dieselben in Gegenwart des Königs oder eines königlichen Bevollmächtigten den kanonischen Regeln gemäß frei gewählt werden, dann die Regalien unter dem Symbol des Scepters von dem König empfangen und demselben dafür das Gebührende leisten und danach erst geweiht werden sollten. Ausgenommen davon wurde aber gleich alles, was der römischen Kirche — im engern Sinne des Wortes — zugehörte, d. h. dem Kirchenstaate gegenüber stehen dem Kaiser Hoheitsrechte nicht zu und die Bischöfe der römischen Sprengel werden von dem Papste investirt: es enthielt diese Abmachung die endgültige Anerkennung des Kirchenstaates. Der Charakter des Concordats als eines Compromisses tritt gerade in diesen beiden Bestimmungen recht klar zu Tage: hatte die Kirche bisher auch die deutschen Bisthümer dem Lehensverbande des Reichs entziehen wollen, so gab sie das nun auf, erhielt aber dafür die Bestätigung der weltlichen Herrschaft des Papstes, die nach den bisher geltenden kaiserlichen Rechtsdeduktionen auf einem Misbrauch beruhte. Zu größeren Zugeständnissen dagegen sah sich die kaiserliche Partei in Betreff der Bisthümer Italiens und Burgunds genöthigt, welche nicht in der Weise im Reichsverbande standen wie die Deutschlands. In ihnen sollte es hinfort gemäß dem Programm der kirchlichen Partei gehalten werden: der kanonischen Wahl sollte die Weihe folgen, und die so ohne Zuthun der Staatsautorität in ihr Amt gelangten Bischöfe nur verpflichtet sein binnen sechs Monaten die Investitur mit den Regalien bei dem König nachzusuchen.

Während also in Deutschland das Recht des Königthums in Bezug auf die weltliche Ausstattung und die damit verbundenen Rechte gewahrt blieb und niemand die bischöfliche Weihe erhalten konnte, der nicht in dieser Hinsicht dem Staat genug gethan hatte, wurden die Regalien in Italien und Burgund durch die kirchliche Wahl mitvergeben und damit gleichsam zu einem selbstverständlichen Bestandtheil des Bisthums herabgemindert, die Verfügung aber über die Regalien dem Königthum entzogen. Die Folgen davon haben sich bald genug fühlbar gemacht: ohne den starken Rückhalt des Königthums haben die italienischen Bischöfe, insbesondere die lombardischen, sich gegen die aufstrebenden Bürgerschaften ihrer Städte in dem Besitz der Regalien nicht behaupten, die früher schon verlorenen nicht zurückgewinnen können; die Freiheit der der bischöflichen Herrschaft entzogenen Städte hat sich nun schnell vollendet. In Burgund aber wurden die Bischöfe, indem sie die Regalien an sich brachten, mehr und mehr Territorialherren und gewannen schließlich völlige Landeshoheit.

Ueberblickt man die Bestimmungen des Wormser Concordats, so hatte allerdings jede der daran betheiligten Parteien sich eines Erfolges zu rühmen. Der Kaiser behauptete seine Stellung den deutschen Bisthümern gegenüber, die durch Gregors VII. revolutionäre Maßregel des absoluten Investiturverbots ernstlich bedroht gewesen war, und hatte die Bischöfe des Reichs auch in Zukunft als Mannen und Getreue mit ihren Personen und Gütern zur Verfügung für Reichszwecke. Die kirchliche Partei setzte ihre Forderungen für Italien und Burgund durch. Die auf den Lehren Ivos von Chartres stehenden Vermittler brachten die von ihnen durchgeführte Scheidung und die sich logisch daraus ergebende Sonderung der weltlichen und geistlichen Qualitäten der deutschen Bisthümer in der Praxis zur Anerkennung. Nur die Extremen, die von dem Programm Gregors VII. und Urbans II. nichts ablassen wollten, gingen leer aus, und doch konnten auch sie sich freuen die Souverainetät des Papstes in dem Sprengel des römischen Bisthums anerkannt zu sehen, da dies die Möglichkeit gab, von der Grundlage einer festen weltlichen Machtstellung aus den jetzt mit halbem Erfolge beendeten Kampf zur Erreichung all ihrer Forderungen wieder aufzunehmen. Denn von Seiten der Strengkirchlichen sah man in dem Wormser Concordat nicht einen definitiven Frieden, sondern nur einen Stillstand und nahm die dem Staate abgerungenen Zugeständnisse als eine Abschlagszahlung, um auf Grund derselben bei günstiger Gelegenheit weitere Forderungen zu erheben. Zudem enthielt dasselbe Bestimmungen, die, sobald sie einmal in Wirksamkeit traten, zu neuen Differenzen Anlaß geben mußten. Für den Fall einer zwiespältigen Wahl nämlich wurde angeordnet, daß der König unter Beirath und nach dem Urtheile des Metropoliten und der übrigen Bischöfe des betreffenden Sprengels dem im Recht befindlichen Theil Anerkennung und Hülfe gewähren sollte, d. h. die Entscheidung lag bei den kirchlichen Instanzen und dem König stand keine Einwirkung auf dieselbe zu. Gerade bei zwiespältigen Wahlen aber lag so oft ein Conflikt zwischen

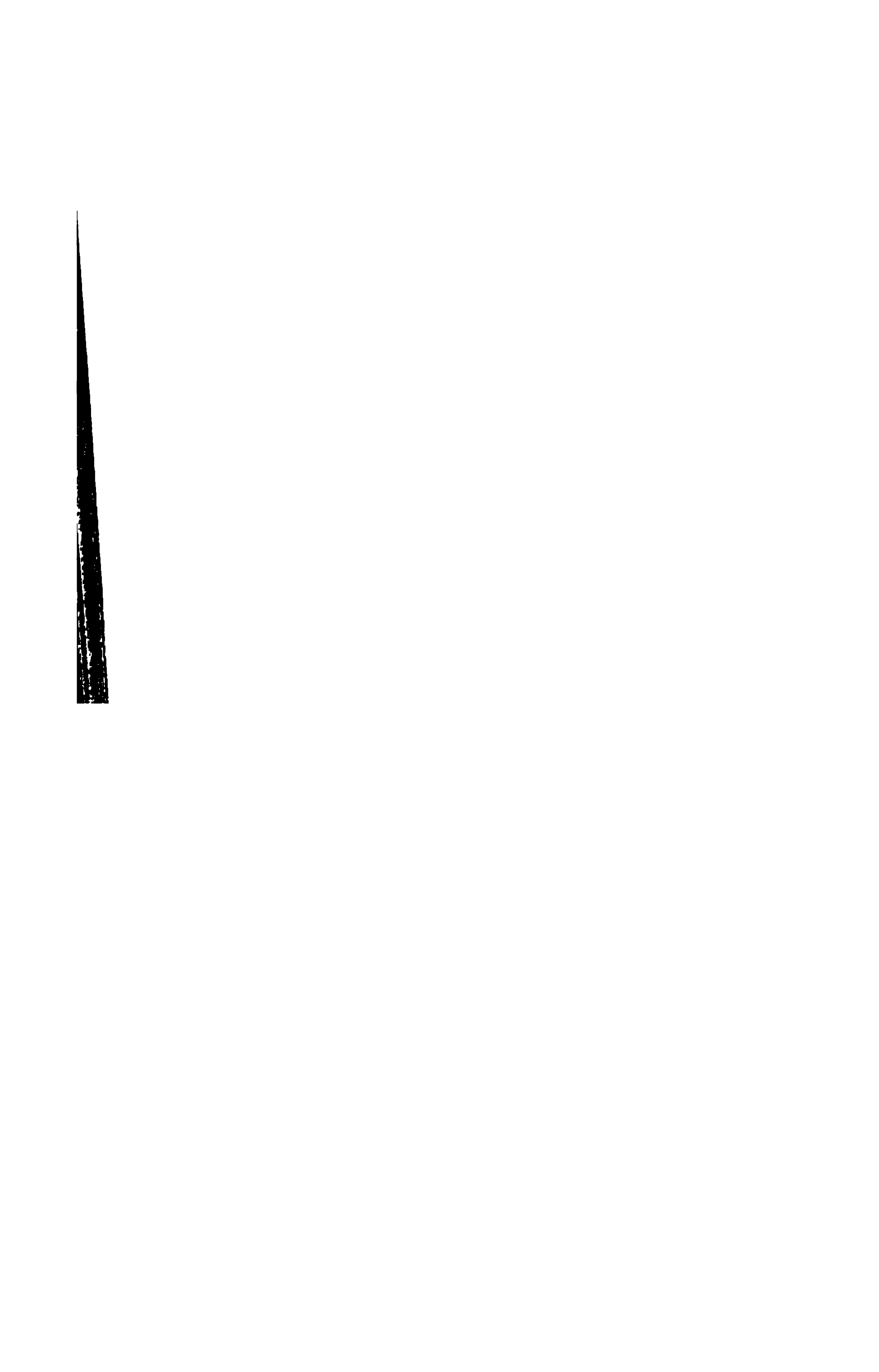
den kirchlichen und den staatlichen Interessen vor, und es war daher für das Königthum eine schwere Benachtheiligung, daß es sich alsdann dem Spruche der Kirche beugen sollte. Thatsächlich hat denn auch gerade diese Bestimmung des Wormser Concordats zu stets erneuten Differenzen Anlaß gegeben und bewirkt, daß dasselbe schon nach wenigen Jahren von beiden Theilen als überwunden und nicht mehr verbindlich angesehen wurde. Namentlich hat man von Seiten der königlichen Partei selbst durch die Verbreitung einer interpolirten Fassung desselben den Glauben zu erwecken gesucht, daß bei zwiespältigen Wahlen die Entscheidung einfach dem Könige zustehe, der unter Beirath der Fürsten den ihm Genehmen als Bischof bestellen könne. Ganz ebenso aber ist von Seiten der kirchlichen Eiferer gehandelt worden: es tauchte nachmals eine angebliche Fassung des Wormser Friedens auf, in der der Kirche alles zugesprochen wurde, was sie vergeblich gefordert hatte. Es erklärt sich dies einfach genug daraus, daß die Curie das Wormser Concordat nicht als ein Definitivum, sondern nur als ein Heinrich V. persönlich gemachtes Zugeständnis ansah, das mit dem Tode desselben sofort hinfällig wurde.

Davon freilich hatten — zu ihrem Glück — die Tausende keine Ahnung, welche in der Rheinebene um Worms lagernd die Nachricht von der Unterzeichnung des Vertrages, dessen Zustandekommen bis zum letzten Augenblick zweifelhaft gewesen war, mit hellem Jubel begrüßten und darin die ersehnte Gewähr für lange und glückliche Friedenszeiten feierten. An solche durfte man ja um so zuversichtlicher glauben, als das Concordat durch eine überaus zahlreich besuchte und glänzende Synode, welche Calixt II. im März 1123 in Rom um sich versammelte, vorbehaltlos bestätigt und damit der letzte Punkt des Würzburger Friedensprogramms ausgeführt wurde. Diese Synode erneute zugleich die früher erlassenen Strafbestimmungen gegen Simonie und Priesterehe und sicherte durch neue Kanones die freie Wahl und Weihe und das Kirchengut gegen Laieneingriffe. Die Zeit der die Kräfte der Christenheit aufreibenden inneren Kämpfe schien zu Ende zu sein: geeinigt sollte dieselbe sich nun den Feinden entgegenstellen, welche aus ihrer Zerrissenheit bisher vorzugsweise Gewinn gezogen hatten. Auf der Lateransynode erließ Calixt II. einen allgemeinen Gottesfrieden und verkündete den Antritt eines neuen Kreuzzuges. Glänzende Erfolge noch waren Calixt II. bei seinen Bemühungen beschieden die Kirche wieder in den Besitz der Rechte und Güter zu setzen, die ihr während des großen Kampfes in Mittel- und Unteritalien entzogen waren. Gefeiert als der Friedensstifter, welcher durch klugen Verzicht auf dermalen Unerreichbares der Kirche eine Reihe von großen Vortheilen gesichert hatte, ohne den für dieselbe maßgebenden principiellen Standpunkt in irgend einer Frage verleugnet oder aufgegeben zu haben, starb Calixt II. im December 1124. Schon nach einem halben Jahre folgte ihm sein einstiger Gegner im Tode.

Heinrichs V. Ausgang war von manchem Schatten getrübt. Der Gegensatz der Sachsen zu dem salischen Hause störte von Neuem den Frieden des Reichs: unter Lothar von Supplinburg stieg in diesen Kämpfen das sächsische

Herzogthum zu neuer Bedeutung. Dazu kam, daß Heinrich V. in Folge seiner englischen Ehe und der ihr entsprungenen politischen Beziehungen in die englisch-französischen Streitigkeiten hineingezogen wurde, so daß er schließlich noch als Bundesgenosse Englands einen resultatlosen Feldzug gegen Frankreich unternahm. Auf der Heimkehr von demselben erkrankte er in den Niederlanden und starb am 23. Mai 1125 zu Utrecht.

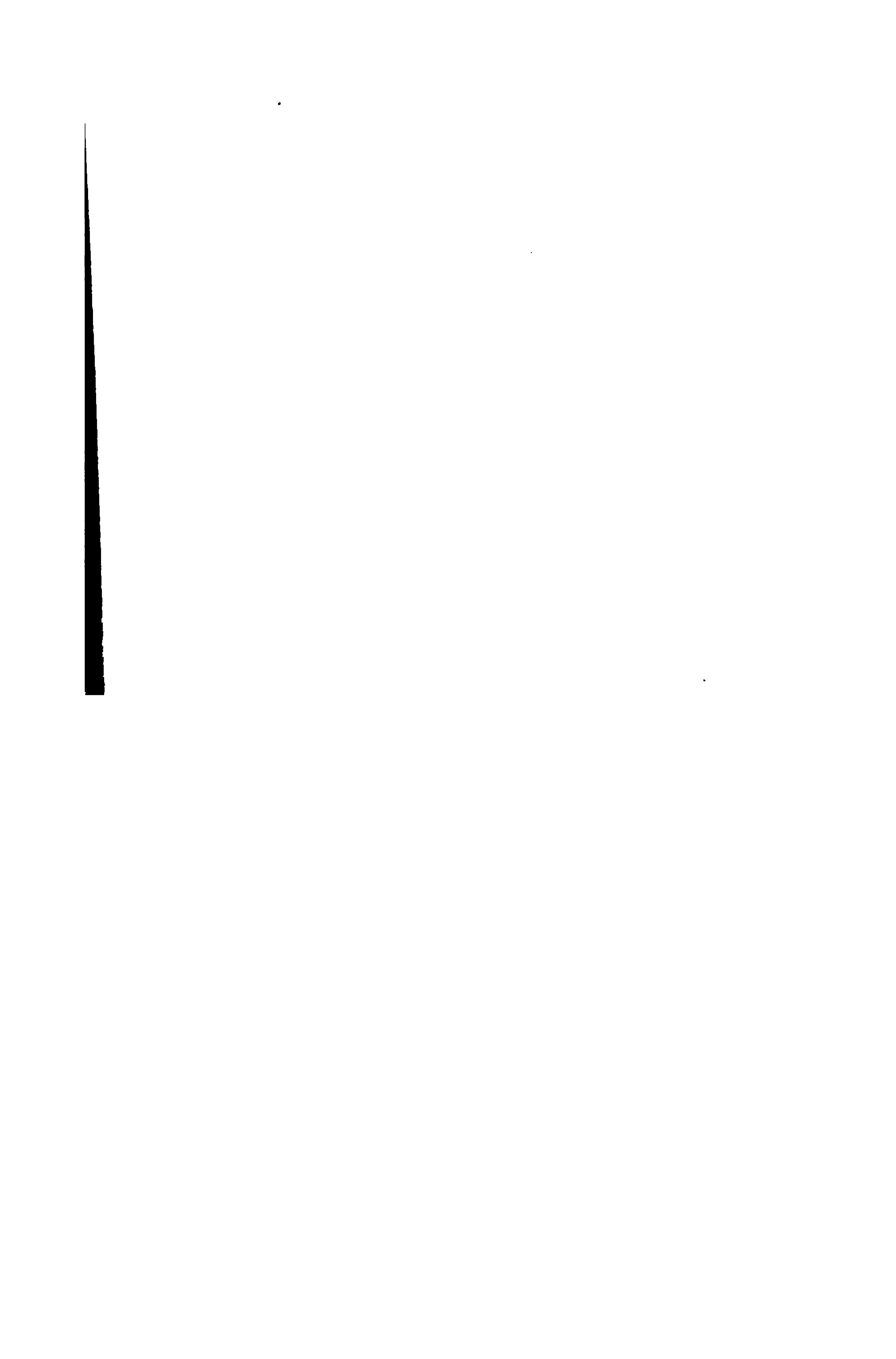
Betrauert ist der letzte Salier so wenig wie der erste, der auf den deutschen Thron gelangt war. Seine Persönlichkeit und Regierungsart waren nicht danach angethan ihm Anhänglichkeit oder gar Liebe zu erwerben. Despotische Härte und rücksichtslose Gewaltthätigkeit bildeten die hervorstechenden Züge seines Wesens; die Art, wie er den Vater zu Fall gebracht und sich der Herrschaft bemächtigt hatte, konnten auch die größten und glänzendsten Erfolge nicht völlig vergessen machen; die Thaten der Hinterlist, des Mistrauens und brutaler Tyrannei, die er gegen geistliche und weltliche Widersacher geübt, und die eiserne Stirn, mit der er sich zu denselben bekannt und daraus den gesuchten Gewinn gezogen hat, entsprachen im Fortgange seiner Regierung jenen dunklen Anfängen. Aber Heinrich V. war mit alledem doch nicht blos ein echtes Kind seiner harten Zeit, sondern auch recht sehr der Mann, dessen Deutschland bedurfte, um der hierarchischen und aristokratischen Revolution Halt zu gebieten, welche theils durch das Verschulden Heinrichs IV., theils durch die Gewissenlosigkeit der einheimischen Gegner desselben über das Reich hereingebrochen war und die alten Ordnungen desselben über den Haufen gerannt hatte. Die Erblichkeit der Krone war verloren; daß das Königthum überhaupt noch gerettet wurde, war Heinrichs V. Verdienst, welcher den Uebergriffen des Laienfürstenthums mit eiserner Hand begegnete und der Hierarchie gegenüber mit roher Gewalt, aber auch staatsmännischer Klugheit die Königsrechte vertheidigte und für Deutschland auch im Wesentlichen behauptete, deren Verlust mit dem Ende des Reichs gleichbedeutend gewesen wäre. Um dieses zu erreichen, hatte er, freilich im Widerspruch mit seinen Anfängen, sich denselben aufstrebenden Mächten verbinden müssen, in denen sein Vater in den Momenten der ärgsten Krisen seinen rettenden Rückhalt gefunden hatte, den bürgerlichen Gemeinwesen: die Oberitaliens führten noch späterhin die Grundlagen ihrer Freiheit und Blüte auf den „jüngeren König Heinrich" zurück; denen Deutschlands war er aus einem gefürchteten Feinde ein geachteter Schützer geworden. Mit unveränderter Feindschaft aber stand ihm die Kirche gegenüber: sie glaubte mit dem Tode des gehaßten und gefürchteten Tyrannen den Zeitpunkt gekommen, wo sie von den Fesseln des Concordats gelöst auf die Entwürfe Gregors VII. und Urbans II. zurückkommen und die volle Erreichung des bisher nur zum kleineren Theil gewonnenen Zieles versuchen könnte.



Viertes Buch.

Die Blütezeit des mittelalterlichen Kaiserthums und das Weltherrschaftsstreben der Staufer.

1125—1197.



I. Die Erneuerung der Kaisermacht durch Lothar III.

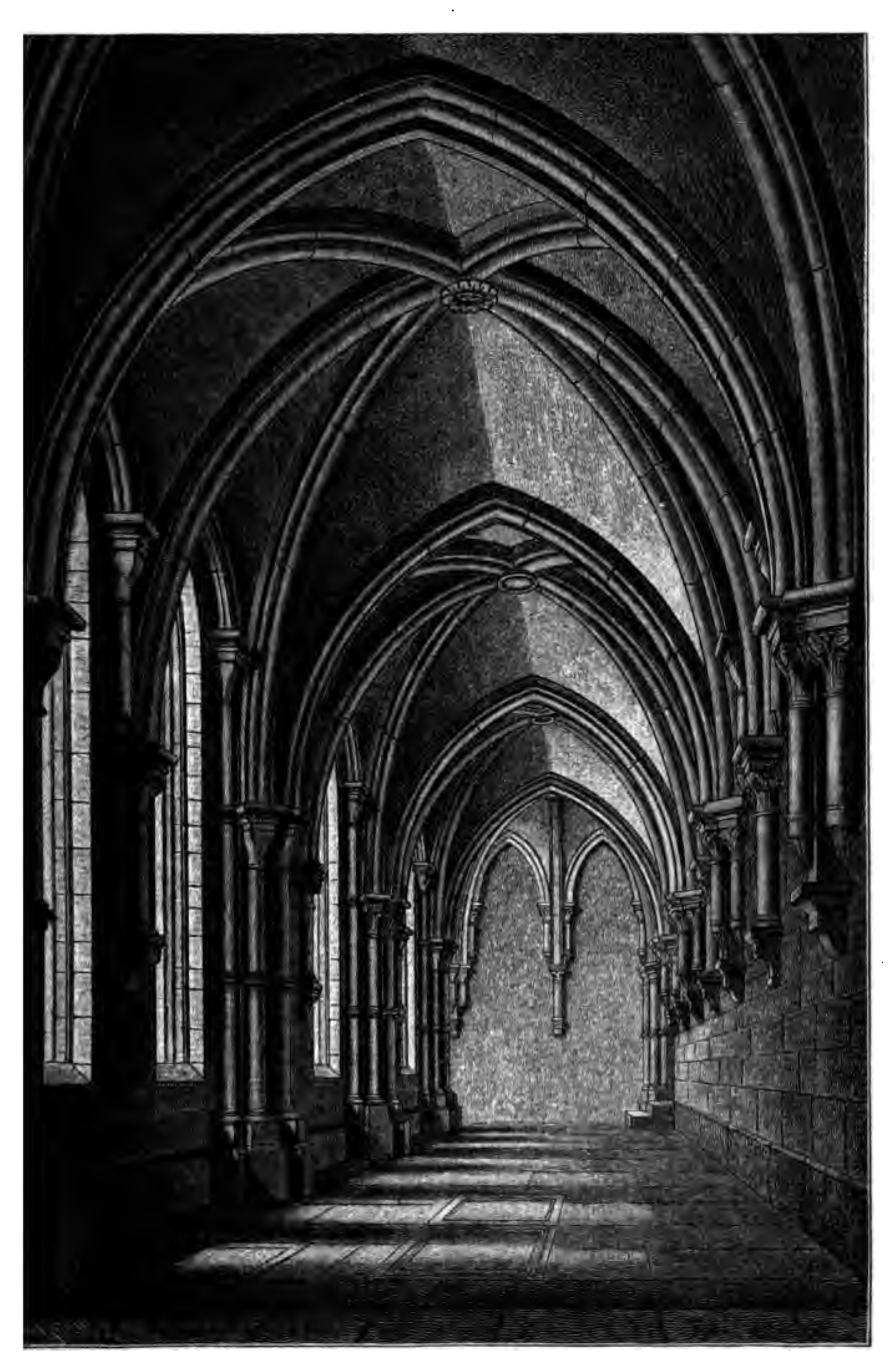
1125—1139.

Der Versuch einer Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche, der im Investiturstreit gemacht worden war, hatte beider Fundamente erschüttert und beider Entwickelung in neue Bahnen gelenkt, aber die Gegensätze nicht ausgeglichen, sondern verschärft: ein unsicherer Waffenstillstand, nicht der ersehnte Friede bezeichnete das vorläufige Ende des Kampfes. Zu viel hatte das Königthum eingebüßt, um nicht bei erster Gelegenheit die Wiedergewinnung der früheren Macht zu versuchen. Was die Kirche erreicht hatte, blieb zu weit hinter dem zurück, was Gregor VII. und Urban II. erstrebt, als daß sie nicht die Gewinnung dieses letzten Ziels noch einmal mit allen Kräften hätte versuchen sollen. Der Wormser Stillstand war beiden Parteien durch die zwischen sie tretenden Fürsten aufgenöthigt worden. Diese waren es, welche den größten Gewinn dabei machten: die Erbmonarchie und der Einheitsstaat waren unmöglich geworden, und durch die Proclamirung des Wahlkönigthums war die Zukunft des Reichs in die Hände der Fürsten gelegt. In diesem Punkte aber trafen die Interessen des deutschen Fürstenthums und die der Hierarchie wiederum zusammen: da die römische Curie in dem Concordat nur einen Heinrich V. persönlich bewilligten Vertrag sah, der mit dessen Tode von selbst hinfällig wurde, galt es für sie die Nachfolge im Reich an einen Mann zu bringen, der den Standpunkt des siegreichen Fürstenthums vertrat und bereit war die Beihülfe der Kirche zur Gewinnung der Krone zu erkaufen durch die Anerkennung dieser kirchlichen Auffassung des Concordats und den Verzicht auf die Rechte, welche dasselbe seinem Vorgänger eingeräumt hatte.

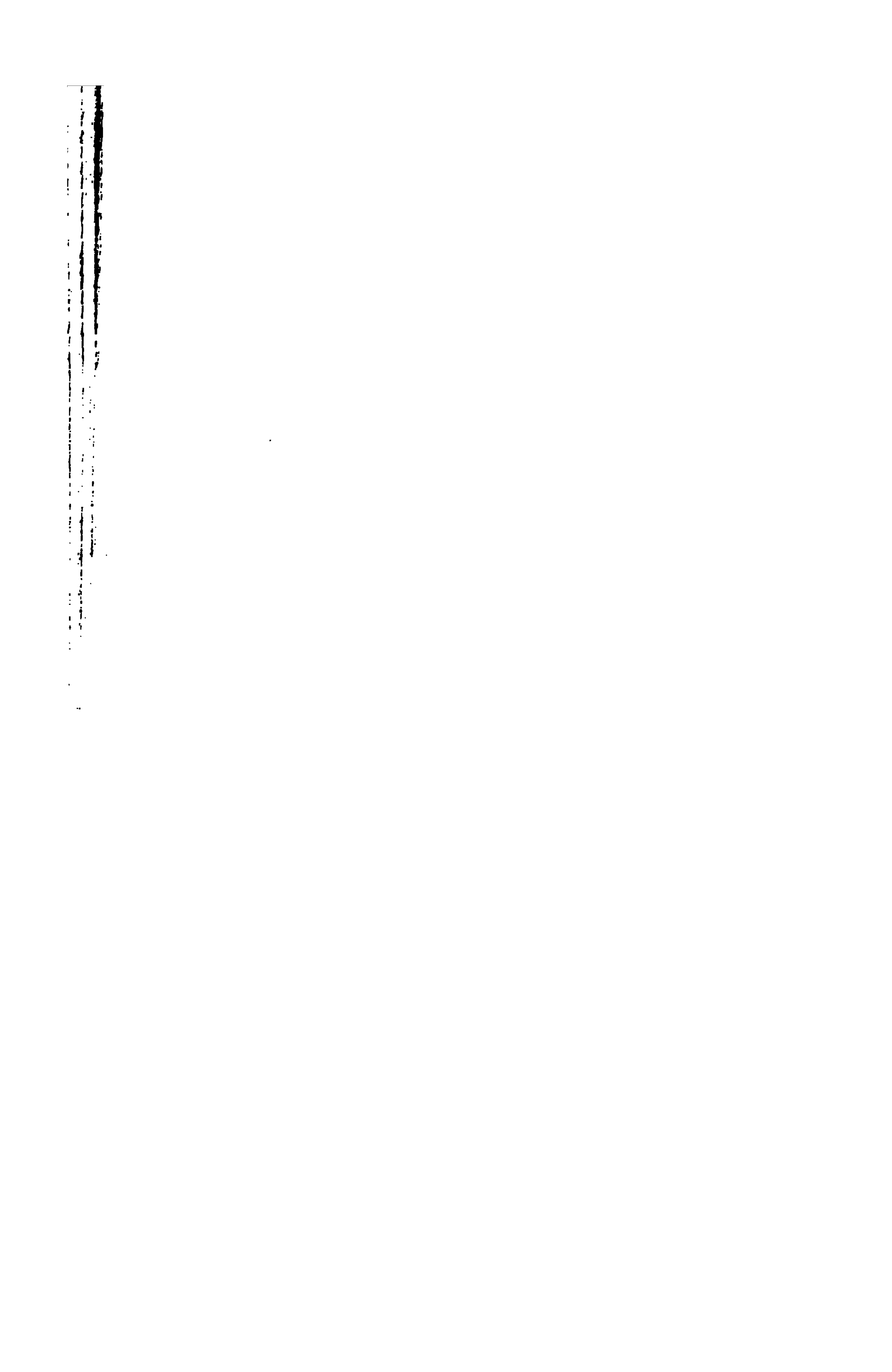
Ohne aus dem Investiturstreit gerade als Siegerin hervorgegangen zu sein, befand sich die Kirche dem Reiche gegenüber entschieden im Vortheil. Noch andere Umstände kamen ihr zu gute. Die deutsche Revolution unter Heinrich IV. hatte die gesellschaftlichen Gegensätze verschärft: indem sich der Laienadel, die freien Vasallen sowol wie die Masse der kriegerischen Ministerialen, gegen Heinrichs IV. Friedensbemühungen erhob, die sich auf die breiten Schichten des städtischen Bürgerthums und der Bauernschaften stützten, entstand zwischen dem Wehrstand und dem Nährstand eine Kluft, die sich fortdauernd erweiterte und endlich zu einer socialen und wirthschaftlichen Zerreißung des deutschen Volkes führte, welche der deutschen Geschichte der folgenden drei Jahrhunderte ihre Signatur gegeben hat. Dem so zerspaltenen

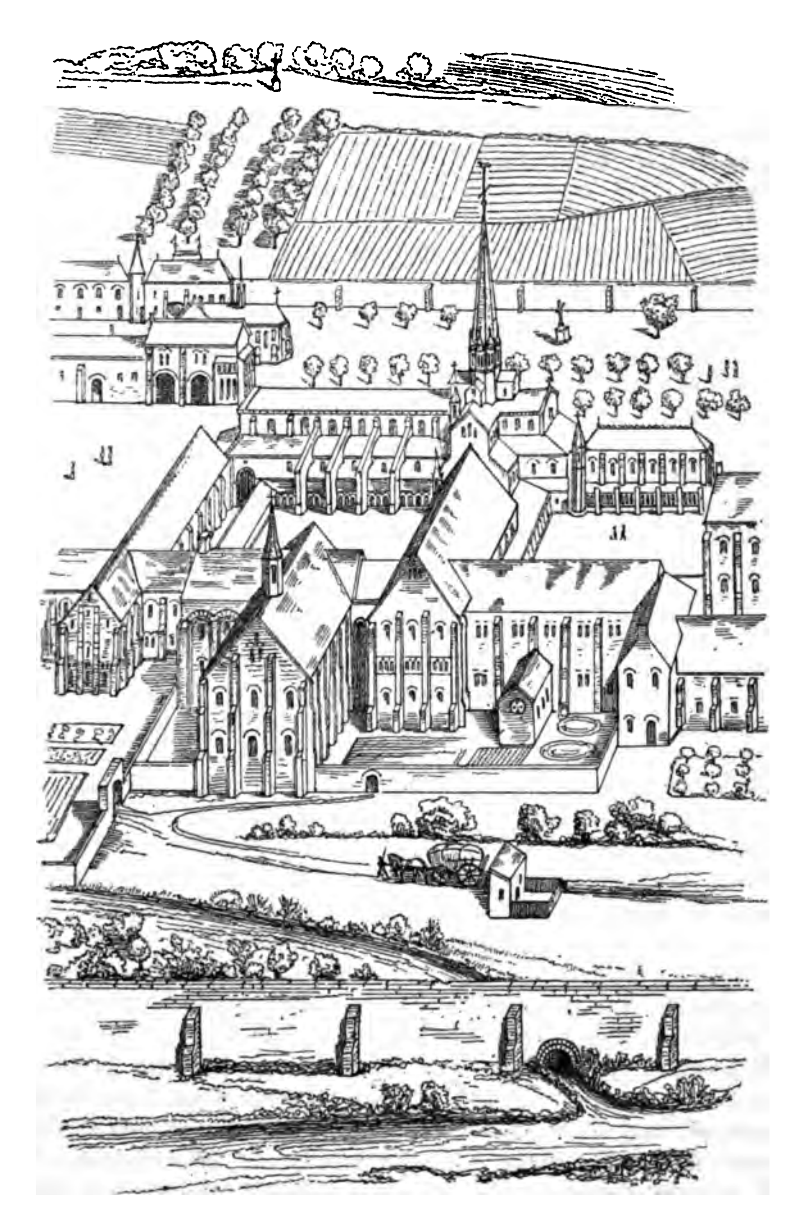
Reich gegenüber stand nun die Kirche, nach Ueberwindung der zu Anfang des Investiturstreits in ihr vorhandenen Gegensätze fest geeinigt, innerlich gekräftigt, gehoben durch das Bewußtsein eines erfolgreichen Kampfes und erfüllt von der Zuversicht, auch das jetzt noch nicht Erreichte demnächst mit kühner Hand an sich zu reißen. Zum Ausdruck kamen dieses gesteigerte Kraftgefühl und diese schaffensfreudige Zuversicht der Kirche namentlich in den neuen Ordensbildungen der Cistercienser und der Prämonstratenser, deren Eigenart und Bedeutung nicht allein in der Neubelebung des Mönchthums durch eine strengere Regel, sondern auch in der Art zu sehen ist, wie sie der Kirche durch Neugestaltung ihrer Beziehungen zu den weltlichen Dingen einen weitreichenden Einfluß verschaffte. Die fromme Genossenschaft des 1098 bei Dijon gegründeten Kloster Citeaux wurde durch den heiligen Bernhard, der seit 1115 ihrem Tochterkloster Clairveaux vorstand, zu einer Macht erhoben, welche die gesammte Entwickelung der Kirche Jahrzehnte hindurch bestimmt hat, für Deutschland wurde sie zugleich eine wirthschaftliche Macht, indem die Cistercienser sich dort mit Vorliebe in den Gegenden ansiedelten, welche es erst für die Kultur zu erobern galt, wo Wälder auszuroden und Sumpfland auszutrocknen und dem Landbau zu gewinnen waren, damit der deutsche Bauer ein neues Feld der Thätigkeit finde und reichern Gewinn mache, als ihm daheim bei dem erdrückenden Uebergewicht des kriegerischen Herrenstandes beschieden war. Die Cistercienser gewannen auf diese Weise für die kirchliche Leitung einen großen und vielleicht den leistungsfähigsten Theil der bäuerlichen Bevölkerung Deutschlands, welche einst für Heinrich IV. eingetreten war. In ähnlicher Weise wirkten namentlich in den von den Slaven bedrohten Landschaften an Elbe und Havel die Prämonstratenser, welche durch den Lothringer Norbert, den Erzbischof von Magdeburg, in jenen Gegenden eingebürgert, darüber ihrer ursprünglichen Aufgabe nicht untreu wurden, sondern nach dem Vorbilde des Mutterhauses Prémontré durch die Einführung einer strengen Regel für die Besserung des vielfach verweltlichten bischöflichen Klerus in Deutschland thätig waren.

Der inneren Wandelung Deutschlands durch den Investiturstreit entsprach die Aenderung seiner Stellung zu den übrigen Staaten. Von der Vorherrschaft, welche dem deutschen Königthum über die Nachbarstaaten zugestanden und die sich unter Heinrich III. am großartigsten entfaltet hatte, waren wenig mehr als ein trügerischer Schein und fragwürdige Ansprüche übrig geblieben. Ungarn, Böhmen und Polen waren trotz vielfacher innerer Kämpfe auf ihrem Wege zu nationaler Selbständigkeit nicht mehr aufzuhalten, und es konnte selbst zweifelhaft scheinen, ob das Reich stark genug sein würde seine von ihnen bedrohten Grenzlandschaften ungeschmälert zu behaupten. In Oberitalien war mit der Befreiung der städtischen Communen von der bischöflichen und damit auch von der deutschen Hoheit ein ganz neuer Faktor von großartiger Kraft in die politische und nationale Entwickelung eingetreten. Nach dem durch Heinrich V. vorläufig noch dem Reiche geretteten Mathildischen Erbe



Kreuzgang in der Cistercienserabtei Maulbronn; letztes Drittel des 12. Jahrh.





Das Kloster Citeaux.

streckte bereits die Curie begehrlich die Hand aus. Dem Kirchenstaat hatte das Wormser Concordat die Anerkennung und Garantie für die Zukunft gewährt, und durch die Vereinigung der Herrschaft über Apulien und Sicilien in der Hand Rogers, des Bruders und Nachfolgers Robert Guiscards, war im Süden eine Großmacht entstanden, die bald offen darauf ausging ihre Vorherrschaft über Italien an die Stelle der deutschen zu setzen. Frankreich aber, dem Einflusse Deutschlands längst entrückt, war als Schutzmacht der Kirche zu größerer Bedeutung aufgestiegen und konnte in Folge der Rolle, die es in den Kreuzzügen spielte, fast als die führende Macht der abendländischen Christenheit gelten.

Diese Minderung seiner Macht abzuwenden war Deutschland in seinem damaligen Zustande unfähig, ja, das Zusammenwirken der politischen und der kirchlichen Parteiung brachte die Leitung der deutschen Angelegenheiten vollends in die Hände derjenigen, für welche die Niederhaltung des Königthums und die Zertrümmerung der durch Heinrich V. eroberten Position die Summe aller staatsmännischen Weisheit war. Durch eine Art von Staatsstreich, den sie im Bunde mit der Hierarchie ausführten, machten sich diese Leute zu Herren der Situation. In dem südwestlichen Theile des Reichs nämlich, in den oberrheinischen Landen und in Schwaben, wo Heinrich IV. und Heinrich V. die Wurzeln ihrer Kraft gehabt hatten, schaarten sich die Anhänger des erloschenen salischen Hauses um die nächsten Seitenverwandten und Erben desselben, die staufischen Brüder Friedrich von Schwaben und Konrad, welcher das Herzogthum in Ostfranken inne hatte, das einst in den Händen des Bischofs Erlung von Würzburg gewesen war. Söhne jenes Friedrich von Büren, der mit der Hand von Heinrichs IV. Tochter Agnes das Herzogthum Schwaben erhalten und in mühseligem Kampfe gegen Welfen und Zähringer behauptet hatte, waren beide als getreue Anhänger des salischen Königthums vielfach bewährt. Durch seine Ehe mit Judith, der Tochter Herzog Heinrichs des Schwarzen von Baiern und Wulfhilds, der Tochter Magnus' von Sachsen, hatte Friedrich II. auch nach der entgegengesetzten Seite hin wichtige Verbindungen. In den Augen des deutschen Volkes aber, welches an einer gewissen Erblichkeit der Krone festhielt, stand er als Erbe des salischen Hausguts dem erledigten Throne zunächst, und die zahlreiche und kriegstüchtige salische Ministerialenschaft war bereit ihm zur Durchsetzung seiner Rechte zu helfen. Da aber die Vergangenheit Friedrichs II. von Schwaben von ihm eine Fortführung der salischen Politik erwarten ließ, fand seine Nachfolge zunächst bei der Kirche und weiterhin auch bei den Vorkämpfern der fürstlichen Selbstherrlichkeit den heftigsten Widerstand. Beider Interessen vertrat mit leidenschaftlicher Regsamkeit der alte Widersacher Heinrichs V., Erzbischof Adalbert von Mainz: er leitete die Agitation gegen die nach Lage der Dinge nächstliegende staufische Nachfolge. Von Rom eilten päpstliche Legaten nach Deutschland, um die Verhandlungen über die Neubesetzung des deutschen Thrones den Wünschen der Hierarchie gemäß zu lenken. Mit ihnen zusammen wirkte Suger, der Abt

von St. Denis, der weitblickende und vielgewandte Staatsmann, der damals an der Seite Ludwigs VI. von Frankreich die Seele der kühn aufstrebenden französischen Politik war: es galt für diese die Gefahren zu beseitigen, welche den Capetingern Heinrichs V. Bündnis mit England drohte.

So bot die Königswahl ein bisher völlig unerhörtes Schauspiel, zu dem erst in den trübsten Zeiten der Ohnmacht Deutschlands ein Seitenstück geliefert werden sollte. Als Candidaten aber stellte diese Allianz der Hierarchie mit dem Particularismus der deutschen Fürsten und mit dem Deutschenhaß der Capetinger dem staufischen Prätendenten Lothar von Supplinburg, den Herzog von Sachsen, entgegen. Das war die Consequenz aus der Rolle, welche der Stamm der Sachsen seit Heinrich IV. gespielt hatte; das entsprach zugleich dem Antheil, den Lothar an den Ereignissen der letzten Jahrzehnte genommen hatte. Wie sein Vater, Graf Gebhard, an der Unstrut gegen Heinrich IV. gefallen war, so war Lothar durch seine Ehe mit Richenza, einer Nichte Ekberts von Meißen und Enkelin Ottos von Nordheim, in den Mittelpunkt der den Saliern feindlichen Coalition gestellt und hatte sich, wenn auch nicht immer mit Glück, doch mit Ausdauer und Entschiedenheit als Vorkämpfer der fürstlichen Selbständigkeit gegen Heinrich V. bewährt, dessen Streben nach despotischer Unumschränktheit eigentlich an seinem Widerstande gescheitert war. Das sächsische Herzogthum allein hatte noch den alten Charakter des Herzogthums bewahrt: in demselben militärisch und politisch organisirt trat der sächsische Stamm noch einmal den Schwaben und Franken entgegen, um die Entwickelung des Reiches in die seinen Sondergelüsten entsprechenden Bahnen zu zwingen. Dazu bedurfte er augenblicklich der Bundesgenossenschaft der Kirche: aber deren Vertreter befanden sich in einem schweren Irrthum, wenn sie meinten, der Sachsenherzog würde, zur Krone gelangt, sich der Kirche auch ferner dienstbar erweisen; die natürliche Schwerkraft des Königthums und die Wucht der in demselben verkörperten materiellen Interessen lenkten König Lothar bald in ganz ähnliche Bahnen, wie sie die von ihm bekämpften Salier verfolgt hatten, nur daß er, belehrt durch die üblen Erfahrungen, welche jene gemacht hatten, in Bezug auf die Mittel, die er anwandte, sehr viel vorsichtiger verfuhr.[1])

Gegen Ende August 1125 versammelten sich die deutschen Stämme bei Mainz zur Königswahl. Scharf sonderten sich die Parteien, indem die Schwaben und Franken auf dem linken, die Sachsen und Baiern auf dem rechten Rheinufer lagerten. Die in großer Zahl erschienenen geistlichen und weltlichen Fürsten beschlossen, um eine möglichst einstimmige Wahl herbeizuführen, die Vorbereitung derselben einem Ausschuß von vierzig Mitgliedern anzuvertrauen, in den jeder der vier Stämme zehn Bevollmächtigte entsenden sollte. Aber bezeichnend war es, daß man an der Leitung dieser Vorverhandlungen den

---

[1]) Vergl. Lothar von Supplinburg von W. Bernhardi. Leipzig 1879 (Jahrbücher der deutschen Geschichte).

zu Mainz erschienenen päpstlichen Legaten einen hervorragenden Antheil einräumte. Dennoch nannte die Vorwahlcommission, deren Verhandlungen der Schwabenherzog selbst sich demonstrativ fern hielt, als zunächst ins Auge zu fassenden Candidaten eben Friedrich, daneben aber auch Lothar von Sachsen und Leopold von Oesterreich. Diese beiden lehnten ab; die Nachfolge schien dem staufischen Hause gesichert. Das aber war nicht nach dem Sinn der im Geheimen leitenden Persönlichkeiten: da sie auf legalem Wege nicht zum Ziel zu kommen schienen, nahmen diese ihre Zuflucht zu List und Gewalt. Den ersten Schritt dazu that Adalbert von Mainz, welcher den Schwabenherzog durch freundliches Entgegenkommen über seine wahren Absichten getäuscht und sich mit Zustimmung desselben von der jungen Kaiserinwittwe die Reichskleinodien hatte ausliefern lassen: er verlangte — und konnte sich dafür auf die Vorgänge bei der Wahl Konrads II. berufen — von den in Aussicht genommenen Throncandidaten das eidliche Gelöbnis unbedingter Anerkennung des Wahlergebnisses, wie dasselbe auch ausfallen möchte. Dem Schwabenherzog insbesondere muthete er zu, angeblich um die volle Freiheit der Wahl zu sichern, daß auch er wie die beiden anderen die ihm zugedachte Ehre förmlich ablehne. Das war freilich geeignet Verdacht zu erwecken: während jene beiden die geforderte Erklärung abgaben, meinte Friedrich von Schwaben erst mit den Seinen zu Rath gehen zu müssen. Das wurde von seinen Gegnern geschickt ausgenutzt: wenn Friedrich bisher alles vermieden hatte, was die völlige Freiheit der Wahl hätte in Frage stellen können, so ließ jetzt die Verweigerung jenes Gelöbnisses die Deutung zu, daß er ein Recht auf die Krone zu haben glaubte und gegebenen Falls geltend zu machen entschlossen war. Hier setzten seine Widersacher ein. Als man sich am 27. August zur Wahl versammelte, fehlte Friedrich; auch sein Schwiegervater, Herzog Heinrich der Schwarze von Baiern, erschien nicht, die schwäbischen und bairischen Edlen werden demnach ebenfalls fern geblieben sein. So konnte der Mainzer Erzbischof die geschickt angelegte Intrigue ungehindert zu Ende führen: indem auf seine Aufforderung Lothar von Sachsen und Leopold von Oesterreich nochmals auf das ihnen durch ihre Designation etwa erwachsene Recht verzichteten, meinte er die Beschlüsse der Vorwahlcommission überhaupt aus der Welt geschafft zu haben, so daß man ohne jede Rücksicht auf dieselben zur Kur schreiten konnte. Da ruft man von verschiedenen Seiten: Lothar soll König sein! Trotz seines Widerstrebens wurde der Sachsenherzog von den ihn Umdrängenden auf die Schultern gehoben und zum König ausgerufen. Lothar selbst war außer sich: in heftigen Worten misbilligte er den Uebereifer seiner Freunde. Auf der anderen Seite protestirten die anwesenden Bischöfe, obenan die Baierns, laut gegen diese Ueberrumpelung; sie wollen davon eilen und so die Versammlung beschlußunfähig machen. Mit Mühe gelingt es dem päpstlichen Legaten, der, obgleich kein Deutscher, doch an diesen Verhandlungen theilnahm, dem Tumult zu steuern, die bairischen Bischöfe zum Bleiben zu vermögen und eine geordnete Verhandlung anzubahnen. Dabei war es den bairischen Bischöfen

dann freilich leicht die Ungesetzlichkeit des ganzen Verfahrens und die Ungültigkeit der angeblichen Wahl darzuthun: dieselbe wurde einfach als nicht geschehn angesehn, und ihre hitzigen Urheber baten förmlich um Entschuldigung. Für Friedrich von Schwaben aber war damit nichts gebessert; denn nun richteten sich alle Bemühungen darauf, den Schwiegervater des Herzogs, Heinrich von Baiern, zur Theilnahme an der demnächst in gesetzlichen Formen zu erneuenden Wahlhandlung zu gewinnen und so die Erhebung Lothars ohne Rücksicht auf die Opposition der Schwaben zu sichern. Wirklich gelang das



Siegel von Lothar III. 1125—1137.

Der Kaiser auf einem Stuhle ohne Rücklehne; auf dem Haupte eine Laubkrone mit Perlengehängen zu beiden Seiten; das Scepter einem Baumzweige ähnlich Umschrift: † LOTHARIVS DEI GRATIA III. ROMANOR. IMPR. AVG. (Nach Heffner.)

auch im Laufe der nächsten Tage: der Preis, um den der Baiernherzog sich von der Candidatur seines Schwiegersohnes lossagte, ist vermuthlich die Hand der einzigen Tochter Lothars gewesen, die, dem Sohne Heinrichs des Schwarzen zugesichert, dem Hause der Welfen die Aussicht auf eine glänzende Vermehrung des Besitzes eröffnete. Damit entschwanden für die Staufer alle Aussichten: der Grund zu einer verhängnisvollen Verfeindung derselben mit den mit allen Mitteln aufstrebenden Welfen war gelegt. Am 30. August fand dann die Wahl statt: ihr Ergebnis war die einstimmige Erhebung des Sachsenherzogs Lothar auf den deutschen Thron.

Für wen die Gegner der Staufer eigentlich gearbeitet hatten und wer Gewinn aus diesen Vorgängen hatte, blieb nicht lange unklar. Die Hierarchie durfte glauben, in Lothar dem Reiche den ihr genehmen König aufgedrungen und sich von den Fesseln des Concordats vollends befreit zu haben. Denn was wollte es sagen, daß Lothar dem Herkommen gemäß in Aachen gekrönt wurde, wenn er sich doch gleichsam als Schuldner der Kirche bekannte und Papst Honorius II. nicht blos von seiner Erhebung benachrichtigte, sondern die Bestätigung desselben nachsuchte! Sie wurde ihm gewährt, nachdem er auf die ihm nach dem Concordat zustehenden Rechte Verzicht geleistet hatte: er wollte über die kirchlichen Wahlen keine Art von Aufsicht üben und von den Bischöfen vor Uebertragung der Regalien nicht die Leistung der Mannschaft, sondern nur die des Treueids verlangen. Damit hatte die römische Curie das Ziel glücklich erreicht, das sie in Betreff des Concordats von Anfang an im Auge gehabt hatte: als ein nur Heinrich V. persönlich gemachtes Zugeständnis hatte dasselbe mit dessen Tod einfach aufgehört zu existiren. Die Kirche gewann so die Freiheit, ohne sich eines Vertragsbruches schuldig zu machen in Betreff der Investitur ihre alten Prätensionen jeder Zeit von Neuem vorzubringen und auf den principiellen Standpunkt Gregors VII. und Urbans II. zurückzukehren, wenn auch an dem Verhältnis, wie es durch das Wormser Concordat geregelt war, thatsächlich noch nichts geändert wurde, da Lothar trotz des ausgesprochenen Verzichts die ihm nach dem Concordat zustehenden Rechte übte. Auch hat die Kirche wenigstens anfangs keinen Versuch gemacht ihn daran zu hindern; ja, dank der Verlegenheit, in welche die Curie bald darauf gerieth, hat Lothar vermöge seines maßvollen und klugen, aber energischen Vorgehens, das von aussichtslosen allgemeinen Erörterungen absah, aber durch rasches Zugreifen vollendete Thatsachen zu Gunsten der Kronrechte schuf, den deutschen Bisthümern gegenüber größere Befugnisse ausgeübt, als ihm selbst nach dem Wortlaute des Concordats zugestanden hätten.

Die Hauptsorge Lothars aber blieb zunächst die Auseinandersetzung mit den Staufern. Zwar fügte sich Friedrich von Schwaben dem Geschehenen, soviel dabei an böswilliger Machination gegen ihn geübt war, und huldigte Lothar. Aber lange dauern konnte dieser trügerische Friede nicht, da der König darauf hin arbeiten mußte, in den von den Staufern beherrschten Gebieten, die sich seiner Autorität zunächst noch völlig entzogen, allmählich festen Fuß zu fassen. Noch war seine Macht auf Sachsen beschränkt und hatte in Schwaben und den oberrheinischen Landen gar nichts zu bedeuten. Noch im Herbst 1125 leitete er die Aktion gegen die Staufer ein, indem er, zwar ohne dieselben zu nennen, doch unverkennbar im Hinblick auf sie, zu Regensburg einen Spruch des Fürstengerichts provocirte über die Frage, ob die confiscirten Güter rechtmäßig Geächteter in das Eigenthum des Königs übergingen oder in das des Reiches, und ferner darüber, ob Reichsgut, das der König von den damit Belehnten gegen solche confiscirten Güter eingetauscht habe, Reichsgut zu sein aufhörte und in den Hausbesitz des Königs über-

ginge oder nicht. Beides war durch Heinrich V. zur Zeit des Investiturstreites vielfach geübt, eine Menge confiscirten Reichsguts und dagegen eingetauschtes Reichsgut von demselben erworben und mit dem salischen Erbgut zusammengethan, folglich auch mit diesem auf die staufischen Brüder als die Erben der Salier übergegangen. Indem sich nun die Fürsten dahin aussprachen, daß Güter der bezeichneten Art immer Reichsgut blieben und niemals dem Familiengut des Königs zugerechnet werden dürften, gaben sie Lothar die gewünschte Handhabe zum Einschreiten gegen die Staufer und bedrohten diese namentlich in dem als salisches Erbe an sie gekommenen reichen Besitz in den oberrheinischen Landen. Die Einzelheiten des nun eingeleiteten Verfahrens kennen wir nicht: mit ungewöhnlicher Schnelligkeit, die vorgeschriebenen Formalitäten offenbar nur äußerlich nothdürftig erfüllend, wurde das Verfahren durch die verschiedenen Stadien hindurch getrieben. Indem er sich der Ladung nicht stellte und sich rüstete sein Recht mit Waffengewalt zu schützen, leistete der Schwabenherzog seinen Feinden noch Vorschub: noch Ende des Jahres 1125 wurde er auf einem in Straßburg gehaltenen Tage als Feind des Königs mit der Reichsacht belegt und die möglichst schleunige Vollstreckung derselben beschlossen. Der Bürgerkrieg war die erste Frucht, welche Deutschland aus der Einmischung der Kirche in seine inneren Angelegenheiten und die Beeinflussung der Königswahl durch hierarchische Interessen erntete.

Lothar begann diesen Kampf unter ungünstigen Verhältnissen. Der ruhmlose Ausgang eines zu Beginn des Jahres 1126 gegen Böhmen unternommenen Feldzuges erschütterte seine ohnehin noch nicht befestigte Stellung im Reich. In Böhmen nämlich war nach dem Tode des Herzogs Wladislaw (12. April 1125) zwischen Otto von Mähren, dem Bruder des einst von Wladislaw verdrängten Böhmenherzogs Suatopluk, und Wladislaws Bruder Sobeslaw ein Thronstreit ausgebrochen, da ersterer die ihm früher eröffneten Aussichten auf die Nachfolge, welche die unerwartete Versöhnung der lange verfeindeten Brüder vereitelt hatte, nicht gutwillig aufgeben wollte. Der Thronwechsel in Deutschland brachte Otto von Mähren auch um die Hülfe, die er auf Grund seiner wolgepflegten Beziehungen zu Heinrich V. von dorther gehofft hatte. Da erhob er nachher bei Lothar Klage gegen Sobeslaw und brachte es durch eine der Wahrheit freilich wenig entsprechende Darstellung der Sachlage wirklich dahin, daß der König als Oberherr Böhmens seinen Gegner zur Verantwortung vor sich lud und, als derselbe nicht erschien, ihn zum Gehorsam zu zwingen beschloß. Aber schon der Marsch über das Gebirge nach dem Kulmer Kessel, bei dem Otto von Mähren als Führer diente, war mühselig und verlustvoll, und als man dort von Sobeslaw, dessen erneute Friedensanerbietungen Lothar abwies, am 18. Februar mit beträchtlicher Uebermacht angegriffen wurde, erlitten die Deutschen, zumeist Sachsen, eine furchtbare Niederlage, in Folge deren sie schließlich rings umstellt waren. So war es fast ein Glück für sie zu nennen, daß Otto von

Mähren selbst gefallen und damit der eigentliche Anlaß zum Kriege und die Verpflichtung zur Fortsetzung desselben beseitigt war. Unter Vermittelung des dem Böhmenherzog verwandten Markgrafen Heinrich von Groitzsch kam es zu einem Frieden, der unter Wahrung der Ehre des deutschen Königs Sobeslaw alle seine Forderungen erfüllte: der Sieger erbat kniend die Anerkennung von dem Besiegten und blieb als dessen Lehnsmann Herzog in Böhmen. Immerhin war es eine traurige Heimkehr, denn die Blüte des streitbaren sächsischen Adels deckte mit ihren Leibern das winterliche Schlachtfeld, und lange noch gedachte man in Sachsen mit Scham und Wuth der schweren Niederlage, die man durch die nun doppelt gehaßten Böhmen erlitten hatte. Auch hatten die Sachsen natürlich nur geringe Lust, gleich einen neuen Waffengang mit den Staufern zu wagen.

So gewannen die staufischen Brüder Zeit ihre Stellung zu befestigen, während Lothar die Allianz mit den Welfen Pfingsten 1127 feierlichst besiegelte, indem er seine jugendliche Tochter Gertrud zu Merseburg den Gesandten Heinrichs des Stolzen überantwortete, der seinem Vater inzwischen in dem bairischen Herzogthum gefolgt und dem sie unter glänzenden Festlichkeiten zu Gunzenlech angetraut wurde. Bald danach begann der Bürgerkrieg; aber ein Angriff Lothars auf das von den Staufern befestigte Nürnberg blieb trotz der Hülfe Sobeslaws von Böhmen vergeblich: bei der Annäherung eines schwäbischen Entsatzheeres mußte Lothar nach Würzburg zurückweichen, während die befreiten Nürnberger sein Lager ausplünderten. Dieser unglückliche Anfang überzeugte Lothar von der Nothwendigkeit sich durch weitere Bündnisse zu kräftigen. Eine erwünschte Gelegenheit dazu bot ihm die Erledigung der Grafschaft Burgund, die im Frühjahr 1127 durch die Ermordung des kinderlosen Grafen Wilhelm eingetreten war. Während ein Verwandter desselben, Graf Reinold, sich des Landes bemächtigte ohne Rücksicht auf die Rechte des Reiches, verlieh Lothar das wichtige Gebiet Konrad von Zähringen, dem Oheim des Ermordeten, und fesselte dadurch auch dieses einflußreiche und hochstrebende Haus, das den Staufern verwandtschaftlich verbunden war, für die Zukunft an seine Politik. Freilich gewannen die Zähringer damit zunächst nur einen Titel: denn die Grafschaft Burgund nebst der davon abhängigen Provence und der Grafschaft Sitten entzog sich trotz aller Bemühungen Konrads der deutschen Herrschaft, so daß Lothar auf thatkräftige Unterstützung der dort beschäftigten Zähringer in seinem Kampfe gegen die Staufer noch nicht rechnen konnte. Auch sonst ging es dem König nicht nach Wunsch: ein Angriff Heinrichs von Baiern auf Schwaben wurde durch die Schnelligkeit des wachsamen Herzogs Friedrich völlig vereitelt. Bald glaubte die staufische Partei daher den Zeitpunkt gekommen, um die Ausschliessung ihrer Häupter von der Nachfolge im Reich wett zu machen. Im December 1127 wählten die Fürsten und Herren Schwabens und Frankens den jüngern der beiden Brüder, Konrad, zum König, vermuthlich weil er, zur Zeit von Lothars Wahl auf einer Wallfahrt nach dem heiligen Lande

begriffen, dem Sachsen niemals ausdrücklich gehuldigt und Treue geschworen hatte. Die Zeiten Heinrichs IV. schienen sich zu erneuen: was einst die hierarchische Partei gegen Heinrich als den Vertheidiger der Königs- und Reichsrechte gethan, indem sie erst Rudolf von Schwaben, dann Hermann von Salm, schließlich Heinrichs eigenen Sohn als Gegenkönig aufstellte, das wiederholten jetzt ihre sich sammelnden und zuversichtlich erhebenden Widersacher gegen sie selbst. Aber was damals als erlaubt, ja als ein Gebot göttlichen und menschlichen Rechts in Anspruch genommen worden war, das wurde jetzt als ein unerhörter Frevel verschrien und gebrandmarkt als eine sündhafte Auflehnung, welche die schwersten irdischen Strafen und die furchtbarste himmlische Vergeltung treffen müßte. Die Staufer waren eben nicht blos Gegner Lothars: sie waren auch die Träger der Traditionen aus der Zeit Heinrichs IV. und Heinrichs V., die Vorkämpfer eines starken nationalen Königthums gegenüber der hierarchischen Bevormundung und den Sondergelüsten fürstlicher Selbstherrlichkeit. Die Erhebung eines staufischen Gegenkönigs galt nicht sowol Lothar als der hinter diesem stehenden Hierarchie; sie war ein Protest des süddeutschen Laienadels gegen die schwächlichen Zugeständnisse, durch welche der Sachsenherzog den Schutz und Schirm des Papstes für sein auf so unsichern Füßen stehendes Königthum erkauft hatte; sie sollte alle diejenigen wieder sammeln und zu gemeinsamem Handeln vereinigen, welche das deutsche Königthum nicht zum Pfaffenkönigthum erniedrigt sehen, sondern die Rechte des Reiches der Kirche, ihren Bischöfen und ihren Besitzungen gegenüber aufrecht erhalten wollten. Die Hierarchie erkannte sofort die Gefahr, welche ihre kaum hergestellte bequeme Herrschaft bedrohte. Auf die Nachricht von Konrads Erhebung sprachen die zu Würzburg um den König versammelten deutschen Bischöfe, obenan Adalbert von Mainz, Norbert von Magdeburg, das Haupt der Prämonstratenser, und der nicht minder streng-kirchliche Konrad von Salzburg gegen Konrad als Einbrecher in das Reich den Bann der Kirche aus, dem auch der Schwabenherzog verfiel. Daß dieses Strafmandat bei dem deutschen Klerus willigen Gehorsam fand, zeigte, welche Fortschritte die hierarchische Partei in Deutschland gemacht und wie sie das stolze Selbstgefühl des deutschen Episkopats bereits erstickt hatte. Damit wird es wol auch in Verbindung zu bringen sein, daß der staufische Gegenkönig den Schauplatz des Kampfes, den er in Deutschland seinem Bruder überließ, nach Italien verlegte; konnte die Kirche dort doch eher entscheidend getroffen werden als im Norden der Alpen. Denn noch waren in der Lombardei die Gegner des Cölibats und der anderen gregorianischen Reformen nicht ausgestorben; noch lebte dort die Erinnerung an die ehemalige stolze Selbständigkeit der Mailänder Kirche; der politische Gegensatz der städtischen Communen zu den aus der Herrschaft über sie verdrängten Bischöfen bot eine wichtige Anknüpfung; die Sympathien, welche dort Heinrich V. gewonnen hatte, verhießen Konrad eine günstige Aufnahme, und wenn es ihm gelang das Mathildische Erbe an sich zu bringen, so nahm er eine

Stellung ein, von der aus er seinen Gegner, dem die Kirche dann nicht mehr zu helfen vermochte, zu Fall bringen konnte. Anfangs hatte dieses Unternehmen auch einen glücklichen Fortgang: war doch in den Augen der Lombarden der Bann, den inzwischen auch der Papst gegen Konrad ausgesprochen hatte, geradezu eine Empfehlung. So fand Konrad namentlich in Mailand sowol bei Erzbischof Anselm, der mit Rom um die Ertheilung des Palliums haderte, da die Curie dieselbe an Bedingungen knüpfte, die Anselm als der Ehre des heiligen Ambrosius widerstreitend zurückwies, als auch bei der Bürgerschaft günstige Aufnahme; ja, Anselm erklärte sich schließlich sogar bereit ihn zum König von Italien zu krönen, worauf der Erbe der Salier nach der Meinung vieler als natürlicher angestammter König ein unanfechtbares Recht habe. Am 29. Juni 1128 fand die Feier zu Monza statt und wurde einige Tage später in Mailand in der altehrwürdigen Kirche des heiligen Ambrosius wiederholt. Im Allgemeinen scheint Konrad auch bei den weltlichen Großen der Lombardei und Toscanas Anerkennung gefunden zu haben; ja, er konnte es wagen gegen einzelne Widerstrebende mit Strenge einzuschreiten. Damit aber war doch noch lange nicht alles gewonnen: er bedurfte größerer Machtmittel, bedeutender Geldsummen und zahlreicher Mannschaften, um durch einen Zug nach Rom die Hierarchie zu Boden zu werfen und von da aus auch seines Gegners Stellung in Deutschland unhaltbar zu machen. Deshalb versuchte Konrad die Mathildischen Güter, welche die tuscische Markgräfin der Kirche vermacht und diese vermuthlich zu Lehen ausgethan hatte, in seine Gewalt zu bringen. Daß er dabei keinen Erfolg hatte, schädigte sein Ansehen nun auch bei seinen bisherigen Anhängern, zumal jetzt auch Papst Honorius II., der bisher durch den Kampf mit den Normannen im Süden festgehalten war, ihm kraftvoll entgegenwirkte. Gegen Anselm von Mailand wurde wegen der Krönung Konrads ein kirchliches Strafverfahren eingeleitet, das mit der Excommunication des Erzbischofs endete. Nun leisteten auch die Mailänder Konrad keine thätige Hülfe mehr; die ihm anfangs zugefallenen Städte kehrten allmählich zu Lothar als dem rechtmäßigen Herrn zurück und schließlich saß der Staufer, von allen verlassen, in dem allein noch zu ihm haltenden Parma. Dennoch harrte er dort, wie es scheint, bis in das Frühjahr 1130 aus; als dann eine zwiespältige Papstwahl ein Schisma hervorrief, ohne daß einer der beiden Päpste sich irgend um Konrad bemüht hätte, sondern beide nur um Lothars Anerkennung warben, da gab Konrad seine Sache im Süden der Alpen verloren. Auch in Deutschland stand die Sache der Staufer damals schlecht. Im Januar 1130 hatte Lothar Speier erobert, später Worms, und damit die Macht der Staufer am Oberrhein schwer erschüttert, und ehe das Jahr zu Ende ging, war auch Nürnberg in die Hand des Königs gefallen und so die Stellung seiner Gegner auch in Franken schwer bedroht. Und die Staufer würden dem Schicksal, das ihre Feinde ihnen zu bereiten dachten, kaum entgangen sein, wäre nicht eben damals durch den Ausbruch des Schismas die Kraft der Hierarchie

gebrochen und Lothar so seines besten Rückhalts beraubt worden. Diese Krisis machte eine Versöhnung Lothars mit den Erben der Salier möglich und bot dem König, welcher sicher die bei seiner Erhebung der Kirche in Betreff der Bischofswahlen und der Investitur gegebenen Zusagen thatsächlich nicht erfüllt hatte, die erwünschte Gelegenheit, sich den hierarchischen Umstrickungen zu entziehen und unvermerkt das politische Erbe der Salier seinerseits anzutreten, so daß er aus einem Pfaffenkönig ein königlicher Vertreter der nationalen Ehren und Rechte des deutschen Volkes wurde.

Die Stellung, welche die Kirche in Deutschland einnahm, war wesentlich verschieden von derjenigen, zu der sie in Italien herabgedrückt war. Die tiefgehende Erregung des religiösen Lebens durch den Investiturstreit hatte in Deutschland eine Steigerung der Kirchlichkeit zur Folge gehabt. Rückhaltloser als zuvor gab man sich den endlich wieder frei waltenden Anregungen der Kirche hin, um in ihrem Schooße Schutz zu finden gegen die Wiederkehr solcher Irrungen, wie sie die letzten Jahrzehnte der salischen Herrschaft mit sich gebracht hatten. Am meisten war das natürlich in denjenigen Gebieten der Fall, die unter dem Investiturstreit auch äußerlich am meisten gelitten hatten, in den Grenzlanden, wo der Kampf gegen die heidnischen Nachbarn, der ein Zusammenwirken von Staat und Kirche erforderte, die Bedingung war für das wirthschaftliche Gedeihen auch jedes Einzelnen. Indem man nun dort zu der so lange unterbrochenen Missions- und Kulturthätigkeit zurückkehrte, fügte man sich willig der Leitung der Kirche. Von hier aus griffen die Träger der strengkirchlichen Gesinnung, die Regeneratoren sowol der Kloster- wie der Weltgeistlichkeit, die Cistercienser und mehr noch die Prämonstratenser entscheidend in die Entwickelung Deutschlands ein. Durch Norbert erlangte Magdeburg die Bedeutung wieder, zu der es durch Otto I. bestimmt gewesen war, als Centrum für die Christianisirung und Germanisirung der Slaven jenseits der Elbe. Die Bisthümer Brandenburg und Havelberg erstanden aus der Zerstörung und der Ruhm des dem letztern vorstehenden Anselm reichte weit über die Grenzen Deutschlands hinaus. Auch das Erzbisthum Bremen, das seit den Zeiten des großen Adalbert an Glanz viel verloren hatte, nahm einen neuen Aufschwung, und schon Adalbert II. (seit 1123) konnte auf die Pläne zur Errichtung eines nordischen Patriarchates zurückkommen. Freudig entfaltete sich nun wieder die allzu lange ruhende Mission und fand in Vicelin, dem spätern Bischof von Oldenburg, einen Träger voll edler Begeisterung und wahrhaft apostolischer Einfachheit, der in unermüdlicher Arbeit die harten Herzen der transalbingischen Slaven allmählich zu erweichen wußte. Lothar leistete diesen Bestrebungen thatkräftig Vorschub: denn die Erfolge kamen ebenso sehr den Sachsen und ihrem Herzog wie der Kirche zu gute; Königthum und Kirche lebten hier in vollster Eintracht und wirkten in glücklicher Weise zusammen, obgleich Lothar, trotz des einst geleisteten Verzichtes, thatsächlich alle die Rechte übte, welche dem Königthum nach dem Concordate gebührten. Wo aber solche gemeinsame Interessen,

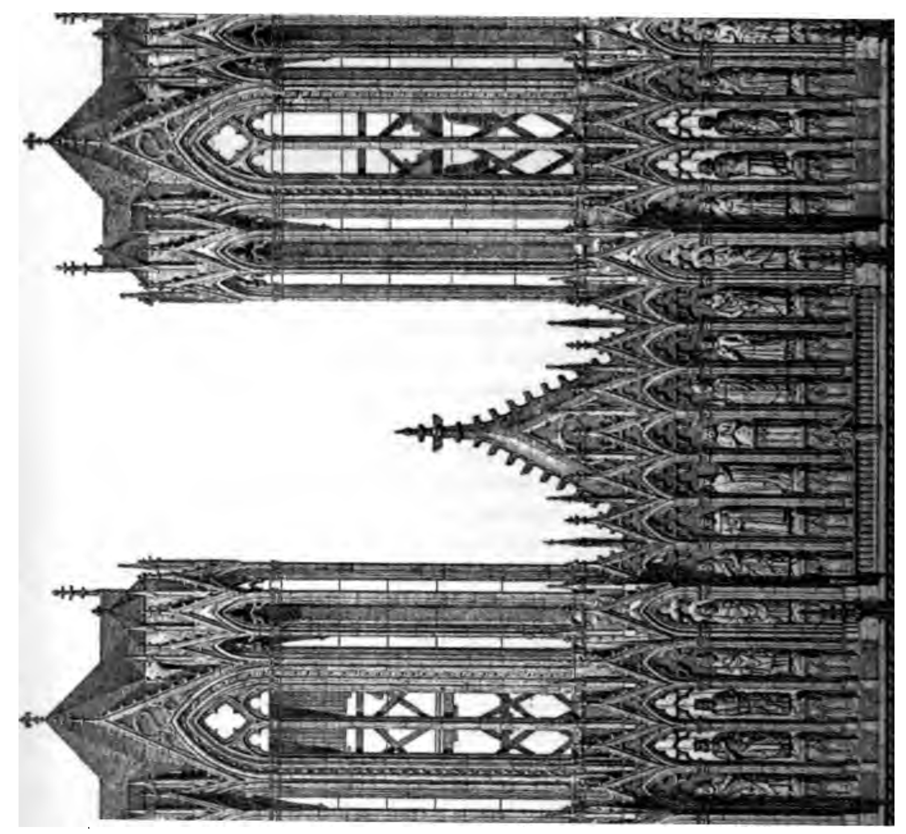
wie sie in Sachsen vorwalteten, nicht vermittelnd wirkten, schwand das gute Verhältnis Lothars zur Kirche bald, und die Vertreter der hierarchischen Tendenzen machten aus ihrer wachsenden Unzufriedenheit mit dem König kein Hehl. Insbesondere herrschte zwischen diesem und den um seine Erhebung so verdienten Erzbischöfen Friedrich von Köln und Adalbert von Mainz geradezu eine feindselige Spannung. Zunächst kam diese den Staufern zu gut. Lothar zur Erfüllung seiner Zusagen zu zwingen war bei der Ohnmacht der Kirche in Italien selbst nur geringe Aussicht. Schon Calixt II. hatte mit wachsenden Schwierigkeiten zu ringen gehabt, und seine bedrängte Lage hatte die Siegesfeier förmlich Lügen gestraft, zu welcher die das Wormser Concordat bestätigende Lateransynode gestaltet war. Bald hatte der Friede mit Deutschland einen neuen Conflikt mit den Normannen zur Folge gehabt. Honorius II. hatte die Vereinigung Apuliens und Siciliens zu einem Reiche nicht hindern können, dieselbe vielmehr, so bedrohlich sie für die Curie war, durch die Belehnung König Rogers ausdrücklich gut heißen müssen, und nun kam es nach seinem Tode durch einen Gewaltstreich der hierarchischen Eiferer zu einem Schisma, das für die Kirche verhängnisvoll zu werden drohte. Während im Februar 1130 die Mehrheit des Cardinalscollegiums, unter gewissenhafter Beobachtung aller Wahlvorschriften, in einer völlig rechtmäßigen Wahlhandlung den Cardinal Petrus Pierleone, den Sohn eines während des Investiturstreits in Rom zu Macht und Ansehn gelangten reichen Banquiers jüdischer Abkunft, als Anaklet II. zum Papste erhob, proclamirte, entgegen den getroffenen Vereinbarungen, mit offenbarer Verletzung der kanonischen Wahlvorschriften, vermöge hinterlistiger Ueberrumpelung eine kleine Minderheit von nur fünf Cardinälen den Cardinaldiakonen von St. Angelo, Gregor, als Innocenz II. zum Oberhaupt der Kirche. Nicht blos das formale Recht war auf der Seite Pierleones; auch gegen die Persönlichkeit, den Wandel und die kirchliche Gesinnung des Erwählten der Mehrheit war kein begründeter Einwand zu erheben. Wol aber hielten die unversöhnlichen Eiferer, unter deren Leitung die Kirche nach dem Investiturstreit gerathen war, es zur Wolfahrt derselben für unerläßlich, daß ein Mann ihrer Gesinnung an die Spitze der Kirche gestellt werde. Dennoch schien ihr Gewaltstreich kläglich scheitern zu sollen: zu Anaklet II. hielten Adel und Klerus von Rom, ihm schloß sich Anselm von Mailand und nach dem Beispiel der Metropole bald die ganze Lombardei an, und indem er den Ehrgeiz Rogers von Apulien und Sicilien durch die Verleihung der königlichen Krone befriedigte, gewann Anaklet auch einen mächtigen weltlichen Rückhalt, der ihn vorläufig von der Anerkennung und Gunst Lothars unabhängig machte. Dagegen wurde Innocenz II., für den in Rom selbst nur die mächtigen Adelsfamilien der Corsi und Frangipani Partei ergriffen, von der streng kirchlichen Richtung aller Lande mit Jubel begrüßt. Das Beispiel Norberts von Magdeburg und Bernhards von Clairvaux riß diese ganze Partei mit sich fort. Entscheidend wurde namentlich die Haltung Bernhards, der in dem Kampfe für die Anerkennung des nach seiner

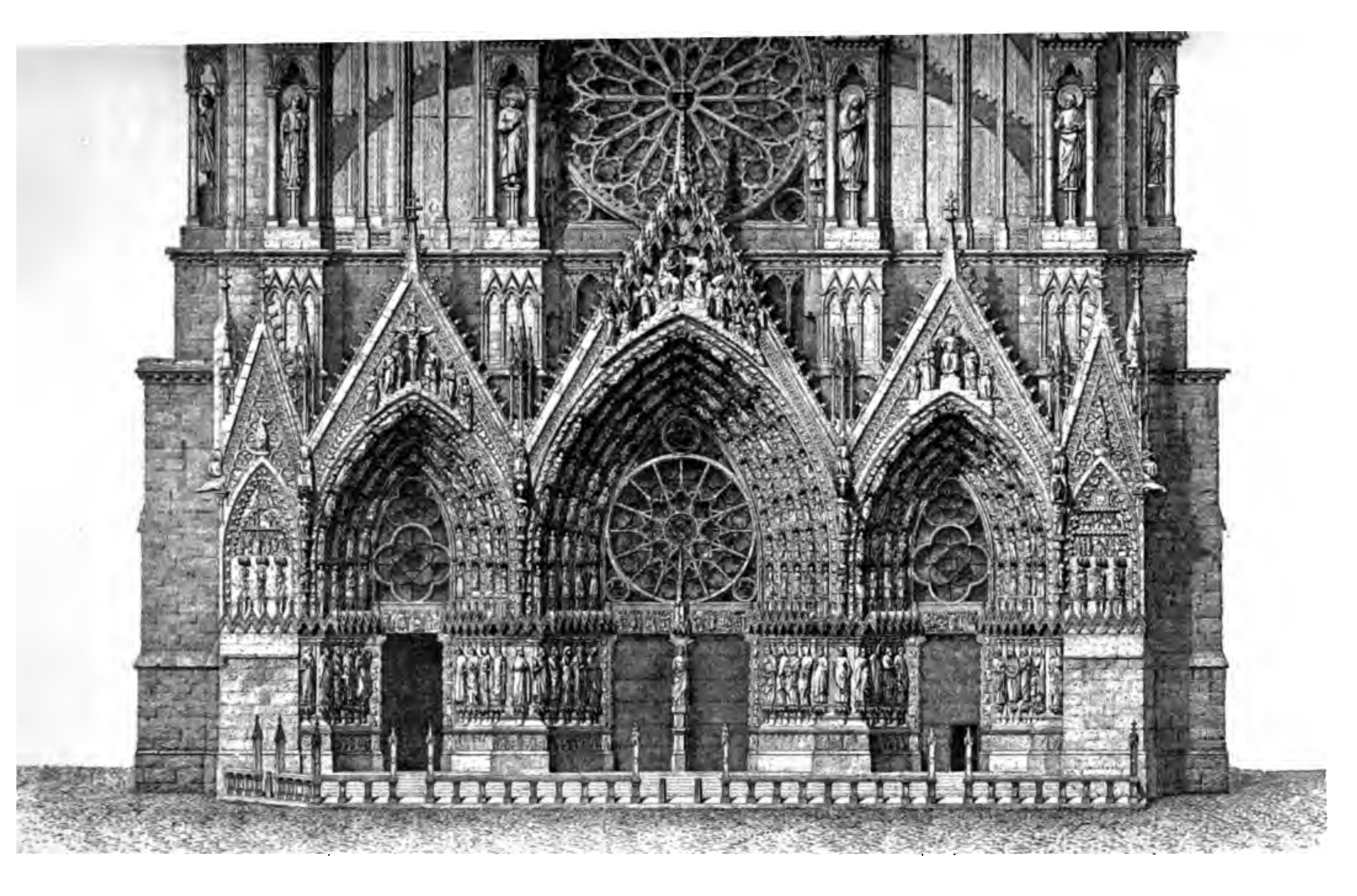
sehr vorgefaßten Meinung allein rechtmäßigen Innocenz gleichsam die Lebensaufgabe erkannte, der er sich mit ganzer Seele hingab und in deren Dienst seine wunderbar agitatorischen Fähigkeiten erst zu voller Entfaltung kamen. Der Abt von Clairvaux war es, der erst seinen eigenen Orden, dann die übrigen geistlichen Orden Frankreichs, weiterhin aber König Ludwig VI. von Frankreich und damit Frankreich überhaupt für Innocenz gewann; das hatte dann die Anerkennung desselben auch durch Heinrich I. von England zur Folge. So zog Innocenz II., der sich in Rom und Italien nicht behaupten konnte, nach Frankreich hinüber und erhob damit dieses wie zur Zeit Urbans II. vor den Augen der gesammten Christenheit zur Schutz- und Schirmmacht der verfolgten Kirche.

Lothar konnte kaum etwas Erwünschteres geschehn als dieses Schisma. Alle die lästigen Verpflichtungen, die man ihm aufgelegt, wurden hinfällig. Gewiß war Anaklet bereit, die Anerkennung des deutschen Königs zu erkaufen durch eine Erneuerung des Wormser Concordats, wenn auch vielleicht zunächst nur in der Form eines Zugeständnisses an Lothar persönlich. Eine solche Entscheidung gewann Lothar den größten Theil Italiens, verbündete ihm die Normannen, ermöglichte den Ausgleich mit den Staufern, gab ihm einen sichern Rückhalt gegen die Feindschaft der Erzbischöfe von Köln und von Mainz und erhob ihn, der als Pfaffenkönig begonnen, an die Spitze aller derer, welche das Reich nicht hierarchischen Prätensionen dienstbar machen wollten. Dennoch zeigte sich Lothar von vornherein geneigt, Innocenz II. anzuerkennen, wenn dieser dagegen Concessionen in Bezug auf das Investiturrecht machte. Denn zunächst hätte er sich durch die Parteinahme für den nun einmal als Gegenpapst dargestellten Anaklet II. mit dem deutschen Episkopate, der völlig in der hierarchischen Richtung befangen war, in Widerspruch gesetzt; das aber durfte er nicht wagen, solange der Streit mit den Staufern andauerte; namentlich aber hätte unter einem solchen Conflikt Sachsen zu leiden gehabt: denn die neu erblühende Kultur desselben und die Sicherung und Erweiterung seiner Grenzen beruhten durchaus auf dem Zusammenwirken Lothars und der Großen des Landes mit der von einem Norbert geleiteten kirchlichen Mission. So ließ es Lothar ruhig geschehn, daß die deutschen Bischöfe im Oktober 1130 zu Würzburg sich für Innocenz II. entschieden und Anaklet II. verwarfen, obgleich dieser dort ganz unvertreten war und selbst der seiner Sache geneigte Bischof Otto von Bamberg unter dem Vorwande von Krankheit fern blieb. Damit war der Sieg des als Flüchtling in Frankreich weilenden Erwählten der Minorität entschieden. Um so mehr drangen die Parteigänger desselben in Lothar, die Consequenzen aus der Würzburger Entscheidung zu ziehen: sie setzten eine Zusammenkunft Lothars mit Innocenz durch. Im Februar 1131 fand dieselbe in Lüttich statt, wo die Erzbischöfe und Bischöfe des Reichs fast vollzählig und auch Aebte, Kanoniker und Geistliche niederen Ranges in Masse erschienen, um das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche huldigend zu begrüßen. Lothar erwies Innocenz II. die einem

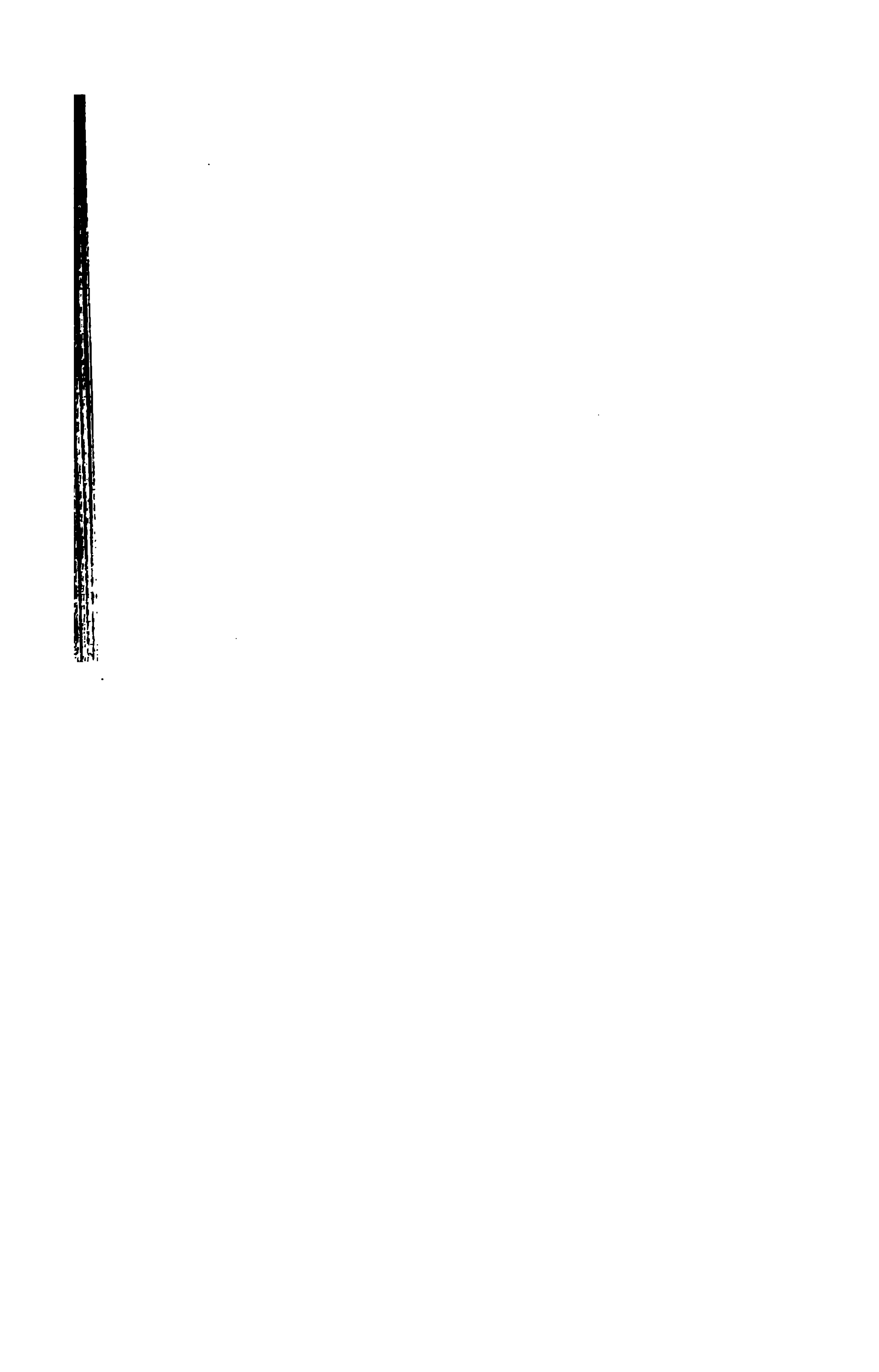
solchen herkömmlicher Weise gebührenden Ehren, indem er bei dem Einzuge den Zelter des Papstes am Zügel durch die festlich bewegte Menge führte. Dennoch waren ernste Differenzen zu überwinden, ehe der Wunsch der hierarchischen Partei erfüllt werden und Lothar mit den Mitteln des Reichs Innocenz nach Rom führen konnte. Eben dies hatte man durch die Lütticher Zusammenkunft erreichen wollen; aber nur widerstrebend hat Lothar seine bessere Einsicht dem Eifer der kirchlichen Schwärmer untergeordnet, und nicht ohne den ernsten Versuch gemacht zu haben, von der hülfsbedürftigen Kirche die Anerkennung der bisher von ihm thatsächlich geübten staatlichen Rechte den deutschen Bisthümern gegenüber zu erwirken. Zum größten Schrecken der Männer, die als die eigentlichen Leiter der Kirche hinter dem schwachen Innocenz standen, trat der König zu Lüttich eines Tages vor den Papst mit der Erklärung, das Reich habe der Kirche zu Liebe durch den Verzicht auf die Investitnr eine große Schwächung erlitten; es könne daher die erbetene Hülfe nicht leisten, wenn ihm die Kirche nicht das Investiturrecht zurückgebe. Allgemeine Bestürzung herrschte im Kreise der Päpstlichen: dieselben klagten, der Gefahr in Rom schienen sie nur entgangen zu sein, um in Lüttich einer viel ärgeren zum Opfer zu fallen; sie waren rathlos und Innocenz schien sich dem Zwange der Lage fügen und auf alle die Vortheile wieder verzichten zu müssen, welche die Kirche in den letzten Jahren auf zweideutigen Umwegen erschlichen hatte. Da warf sich — wie eine Mauer, sagt sein Biograph — der nicht von der Seite seines päpstlichen Schützlings weichende Abt von Clairvaux zur Vertheidigung der bedrängten Kirche dem Könige entgegen, und seiner stürmischen Beredtsamkeit, die weniger durch kirchlich-politische Deduktionen als durch mächtig auf das Gefühl wirkende religiöse Begeisterung und fromme Schwärmerei zu entflammen wußte, gelang es wirklich Lothar umzustimmen und zum Verzicht auf seine mit gutem Bedacht und unanfechtbarem Recht erhobene Forderung zu vermögen. Der ganze Vorgang ist höchst charakteristisch: sachlich gewann die Kirche nichts, da Lothar trotz der Aufhebung des Wormser Concordats die Investitur bisher unangefochten geübt hatte und auch ferner zu üben entschlossen und in der Lage war; die Kirche wollte nur nicht gebunden sein, wollte für die Zukunft freie Hand behalten, um in dem günstigen Augenblick das Königthum aus dem bisher behaupteten Besitzstand zu verdrängen. Dem Andringen der hochkirchlichen Partei weichend sagte Lothar Innocenz II. seine Hülfe zu und ließ die Fürsten noch in Lüttich die Romfahrt geloben. Der heilige Bernhard triumphirte: denn nachdem der deutsche König, den alle Erwägungen auf die entgegengesetzte Seite wiesen, sich für den von einer vertragsbrüchigen Minorität der Kirche aufgedrungenen Papst entschieden hatte, war für alle anderen Fürsten dem Zweifeln und Schwanken ein Ende gemacht und sie mußten wol oder übel zu Innocenz II. als dem rechtmäßigen Oberhaupt der Kirche stehen. Welchen Dienst Lothar der Hierarchie geleistet, das lehrt schon der unerhörte Glanz, den Innocenz II. im Oktober 1131 auf einem Concil in Reims entfaltete: indem dort König







Faſſade der Kathedrale Notre-Dame zu Reims. Glanzvollſte Ausbildung der franzöſiſchen Baukunſt des 13. Jahrhunderts.



Ludwig VI. von Frankreich seinen Sohn als Nachfolger durch den Papst krönen ließ, lebten einerseits karolingische Traditionen auf, während andrerseits das Papstthum, das in Deutschland dem Wahlkönigthum zum Siege verholfen hatte, in Frankreich zur endgültigen Befestigung der Erbmonarchie entscheidend beitrug und sich das französische Königthum dadurch von Neuem zu dienstwilligem Danke verpflichtete.

Um dieselbe Zeit, da Innocenz II. die Reimser Kirchenversammlung hielt, erfuhr auch das Ansehn seines deutschen Bündners eine beträchtliche Steigerung, die zunächst freilich Sachsen zu gute kam und zudem nur möglich wurde durch ein Hinausschieben der verheißenen Romfahrt. Der dänische Prinz Knud, dem das Volk den Beinamen Laward, der Herr, gegeben hatte, der jüngere Sohn des Königs Erich, hatte mit Zustimmung seines Oheims, des Königs Niels, von seiner Statthalterschaft Schleswig aus die Sachsen im Kampfe gegen die Abodriten unterstützt und war von Lothar, damals noch Herzog von Sachsen, nach dem Tode des mächtigen Wendenfürsten Heinrich dessen Gebiete zwischen Elbe und Eider vorgesetzt worden, wo er sich als Freund des Christenthums und der deutschen Kultur bewährte, so daß ihn die Sachsen als werthen Bundesgenossen ehrten, die Dänen liebten und als Hoffnung des Reichs feierten, je mehr die Schwäche Niels' eine Aenderung der Herrschaft wünschen ließ. Dieser fürchtete schließlich wie der Sohn, Magnus, für sein Nachfolgerrecht und räumte den Knud Laward durch blutigen Meuchelmord aus dem Wege. Diese böse That leitete für Dänemark eine Zeit unheilvollen Thronstreites ein, während dessen die Glieder der königlichen Familie mit Mord und Verrath gegen einander wütheten und das durch endlosen Bürgerkrieg erschöpfte Land an den Rand des Abgrunds brachten. Da der Ermordete sein Lehensmann war, so eilte Lothar einzuschreiten, um so mehr als durch den möglichen Sieg der den Deutschen feindlichen Partei in Dänemark die eben in fröhlichem Gedeihen begriffene Mission schwer bedroht worden wäre. Zudem wandte sich des Ermordeten Bruder Erich um Hülfe an Lothar. Statt nach Italien zog dieser im Spätsommer 1131 nach dem Norden: die Elbe überschreitend drang er ungehindert bis zu dem dänischen Grenzwall, dem Dannewirk, wo König Niels und sein Sohn Magnus ihn mit bedeutenden Streitkräften erwarteten. Doch kam es zu Unterhandlungen, und schließlich huldigte Niels Lothar und zahlte 4000 Mark Silber Buße; die vermeintlichen Ansprüche des Prätendenten Erich ließ Lothar auf sich beruhen. Wol aber wandte er sich gegen die benachbarten Slaven, welche den Tod des Herzogs Knud benutzt hatten, um sich unabhängig zu machen: sowol der Wagrierhäuptling Pribislaw wie der Abodritenfürst Niclot huldigten ihm und gaben damit auch in ihrem Gebiet der von dem eifrigen Vicelin geleiteten Mission freien Spielraum.

So sehr dieser Erfolg der Stellung Lothars zu gute kam, völlig gesichert war dieselbe noch nicht: noch war der Widerstand der Staufer nicht gebrochen, und zwischen dem Schwabenherzog Friedrich und des Königs Schwiegersohn,

Heinrich dem Stolzen, entbrannte die alte Fehde immer von Neuem in verwüstenden Raubzügen. Auch war die Neigung der Reichsfürsten zum Zuge nach Rom nur gering; die meisten mochten sich freuen, durch den unerwartet nöthig gewordenen dänischen Zug der für eben jene Zeit in Aussicht genommenen kostspieligen und mühsamen Expedition nach dem Süden überhoben zu sein. Nur mit geringer Streitmacht brach Lothar daher im Hochsommer 1132 nach Italien auf: 1500 Reisige, meist sächsische, folgten seiner Fahne; von den hervorragenderen Fürsten schlossen sich ihm nur Norbert von Magdeburg und Adalbert von Bremen an, dann Anselm von Havelberg und Markgraf Albrecht der Bär. Sobeslaw von Böhmen schickte 300 Ritter unter seinem Neffen Jaromir. Von Augsburg aus, wo ein Streit zwischen einigen sächsischen Kriegern und Kaufleuten einen zu offenem Aufstand anwachsenden Tumult und eine schwere Züchtigung der Stadt durch das erbitterte Heer veranlaßte, überstieg Lothar den Brenner, umging dann die von den Veronesen gesperrten Etschclausen und erreichte ohne Widerstand zu finden die oberitalische Ebene. Dort aber blieben die gehofften Erfolge aus: Mailand hielt noch zu dem staufischen Gegenkönig, und wenn die andern Städte nicht dasselbe thaten, so war doch Lothars Heer zu gering, um ihnen zu imponiren und Gehorsam aufzuzwingen. Dagegen ergriff das mit Mailand verfeindete Pavia des Königs Partei; auch Cremona und Brescia schlossen sich ihm an. Inzwischen aber war es dem Papste gelungen, das reiche Mathildische Erbe, nach dem einst der Gegenkönig Konrad die Hand ausgestreckt hatte, in seinen Besitz zu bringen: Innocenz II. verfügte in Folge dessen über so bedeutende pecuniäre und militärische Hülfsmittel, daß Lothar fürchten mußte aus der Rolle des Beschützers in die des Beschützten herabgedrückt zu werden. Obenein vermittelte Innocenz zwischen Pisa und Genua einen Frieden, der ihm beider Mitwirkung sowol zur Gewinnung Roms wie zur Bekämpfung Rogers von Sicilien in Aussicht stellte: Lothars Hülfe verlor somit für die Curie an Werth, und sie durch weitgehende Zugeständnisse in der Investiturfrage belohnt zu sehen war kaum noch zu hoffen. Und nun brach gegen den Hauptbeschützer des Gegenpapstes, König Roger, ein schnell um sich greifender Aufstand der durch wüste Tyrannei erbitterten Edelleute und Städte Apuliens aus: auf dieser Seite hatte Innocenz II. zunächst nichts mehr zu fürchten. Hatte Lothar die Zurückführung Innocenz' II. nach Rom als den einzigen Zweck seines Zuges nach Italien angesehen, so lagen die Dinge für ihn sehr günstig, als er im Frühjahr 1133 durch Toscana nach dem Süden strebte; hatte er aber gedacht die Verlegenheit der Curie zu benutzen und sich seine Hülfe theuer bezahlen zu lassen, so waren die Aussichten dazu wesentlich gemindert, als er mit dem eifrig thätigen Papste, mit dem er sich schon wiederholt begegnet, im April von Neuem zusammentraf, um gemeinsam nach Rom zu gehen. Bei ihrer Ankunft dort fanden sie zwar St. Peter mit seiner Umgebung in der Gewalt des Gegenpapstes, in die alte Stadt aber erhielten sie (30. April) ungehindert Eintritt. Auf dem Aventin schlug Lothar seine Residenz auf, ohne darum Herr der

Stadt zu sein, deren Thürme und Castelle in den Händen ihrer zuwartenden adligen Herren blieben. Innocenz II. bezog den Lateran.

Die Lage Lothars war also nicht günstig, und jeder Tag, der ohne entscheidenden Erfolg verging, drohte sie noch übler zu gestalten. Wohin er sich wandte, stieß der König auf Hindernisse, warteten seiner Enttäuschungen. Er hatte gedacht als Schiedsrichter, wie es Heinrich III., wie es die Ottonen gethan, den Streit der beiden Päpste zu beenden, obgleich er einen solchen Anspruch nach dem Tage von Lüttich doch eigentlich nicht mehr erheben konnte. Aber die dringenden Vorstellungen, welche Anaklet ihm durch wiederholte Gesandtschaften hatte machen lassen, waren doch nicht ganz vergeblich gewesen: die Berichte über die Wahlvorgänge, die man nun erhielt, zeigten die Sache Innocenz' II. zum mindesten in einem bedenklichen Lichte. Noch vor der Ankunft in Rom hatte Lothar, sicher zum größten Schrecken der hochkirchlichen Partei, die Absicht ausgesprochen, die beiden Päpste und ihre Wähler einander gegenüberzustellen, um die Wahlvorgänge klar zu legen und die Zweifel zu erledigen, die ihm in Betreff der Rechtmäßigkeit Innocenz' II. aufgestiegen waren. Jetzt stellte sich das als nicht ausführbar heraus; aber während der Grund davon in der Weigerung Anaklets zu liegen schien, auf die für sein Erscheinen gestellten Bedingungen einzugehen, führte thatsächlich ein geschickter Schachzug der Gegner desselben diesen Ausgang herbei. Norbert von Magdeburg nämlich hatte den über des Königs Zumuthung auf das höchste bestürzten Innocenz II. vermocht, daß er nicht blos sein Erscheinen zusagte, sondern sich zum Voraus als lebenslänglicher Haft verfallen bekannte, wenn er ausbliebe. Natürlich konnte man Anaklet nun nicht andere Bedingungen gewähren: dieser aber lehnte dieselben entschieden ab, da er, von den Gegnern als Häresiarch bezeichnet, fürchtete in eine Falle gelockt zu werden, um sich dem bereits für Innocenz entschiedenen König gleichsam mit gebundenen Händen zu überliefern. So hatten die Anhänger Innocenz' II. das von ihnen mit gutem Grunde gefürchtete Verfahren durch ein übereifriges Eingehen darauf glücklich abgewandt. Lothars Lage wurde dadurch nur peinlicher. Von dem Papstthum Innocenz' II. loszukommen erwies sich als unmöglich; auch um den Schiedsspruch kam er; Rom rasch in seine Gewalt zu bringen reichten seine Kräfte nicht aus; die Stellung Anaklets in St. Peter und der Engelsburg war für ihn unangreifbar; die Seinen murrten und verlangten heimzukehren, weil die Zeit, für die sie Lothar zu dienen verpflichtet waren, bereits abgelaufen war. Ohne die Kaiserkrone heimzukehren wäre nun aber einer schweren Niederlage gleich zu achten gewesen. Nach langem Sträuben entschloß sich Lothar daher endlich, wiederum auf Anrathen des Magdeburger Erzbischofs, ohne Rücksicht auf das Herkommen sich in der Kathedrale des h. Johannes im Lateran zum Kaiser krönen zu lassen. Am 4. Juni 1133 fand die Feierlichkeit statt, nachdem Lothar beim Betreten der Kirche dem Papste durch einen feierlichen Eid Sicherheit des Leibes und Lebens sowie vor böswilliger Gefangennahme zugeschworen hatte: noch waren in Rom die Vorgänge vom 12. Februar 1111

unvergessen. Daß freilich die kirchlichen Eiferer damit nicht zufrieden, sondern der Meinung waren, man müsse Lothars üble Lage benützen, um das Kaiserthum unter die Autorität des Papstes zu beugen und den Träger der römischen Krone als Mann des h. Petrus mit dem Normannenkönig auf eine Stufe zu stellen, das beweist die den Thatsachen widersprechende, durchaus tendenziöse Darstellung, die man von den Vorgängen am 4. Juni 1133 in Umlauf setzte, um den Glauben zu erwecken, der Kaiser habe dem Papst Treue und Mannschaft geschworen. Späterhin hat man das sogar durch ein die Eidesleistung darstellendes Gemälde noch glaubwürdiger zu machen gesucht. Wie so oft in solchen Fällen malte die unterlegene Partei sich in solchen Fabeln nur aus, wie es nach ihrem Wunsche hätte gehen sollen, und suchte sich durch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft über die unerfreuliche Gegenwart zu trösten. Thatsächlich hatten diese Leute vielmehr Grund sich zu freuen, daß sie der drohenden Herstellung des Concordates glücklich entgingen, wenn auch nur durch Ausflüchte und Zweideutigkeiten. Durchdrungen von der praktischen Unausführbarkeit des Verzichtes auf die Investitur, erneute Lothar jetzt die Forderung nach Herstellung des Wormser Concordates. Päpstlicher als der Papst selbst, der die Sache nicht unbedingt von der Hand wies, trat Norbert mit heiligem Eifer dagegen auf und bestimmte Lothar nochmals zum Verzichte auf eine principielle Regelung der Frage. Aber es ließ sich doch nicht mehr vermeiden, der thatsächlichen Uebung des Investiturrechtes durch den Kaiser, die das Ansehen des Papstthums wahrlich nicht hob, auch päpstlicherseits einen gewissen Rechtsboden zu gewähren und, was Lothar ohne Rücksicht auf seine Person für das Königthum als solches forderte, ihm, dem bewährten Vorkämpfer des rechtmäßigen Papstes, zum Lohne für die geleisteten Dienste als persönliches Ehrenrecht einzuräumen. Das geschah durch eine Urkunde Innocenz' II. vom 8. Juni 1133, welche nach lobender Erwähnung dessen, was Lothar für die Kirche gethan und wofür er durch die gnädig bewilligte Kaiserkrone glänzend belohnt sei, in sehr dehn- und deutbaren Wendungen die Bestimmung enthält, es solle im deutschen Reiche niemand, der zur Leitung eines Bisthums oder einer Abtei berufen sei, die Regalien an sich reißen oder in Besitz nehmen, ohne sie von Lothar erbeten zu haben und Lothar dasjenige davon zu leisten, was er dem Rechte gemäß zu leisten schuldig sei — eine Bestimmung, die der von Lothar geübten Praxis entsprechend gedeutet werden konnte, aber nicht gedeutet zu werden brauchte und das Verhältnis von Belehnung mit den Regalien und Weihe durchaus nicht so klar und bestimmt ordnete, wie es das Wormser Concordat gethan hatte.[1])

Es ist schwer glaublich, daß Lothar auf die Herstellung des von der Kirche einseitig aufgehobenen Concordats verzichtet habe allein auf die frommen Mahnungen Norberts von Magdeburg, zumal da die Forderung bei den Bischöfen nicht auf Widerstand stieß und selbst von Innocenz II. als nicht

1) S. Bernhardi a. a. O. S. 479.

unberechtigt anerkannt wurde. Der Schlüssel zu Lothars Haltung liegt anderswo. Einer oft mit Glück geübten politischen Maxime getreu gewährte die Kirche Lothar, indem sie ihm auf der einen Seite ein principiell wichtiges Zugeständnis versagte, auf der anderen eine Reihe großer persönlicher Vortheile, die ihn für jene Abweisung reichlich entschädigten. Denn offenbar ist es nicht zufällig, daß von demselben 8. Juni, wie jene deutbare päpstliche Declaration über die Investitur in Deutschland, auch eine andere päpstliche Urkunde datirt, durch welche Innocenz II. dem Kaiser Lothar und seiner Gemahlin Richenza das Erbe der Gräfin Mathilde zu Lehen aufträgt, welches von dieser „bekannter Maßen" der römischen Kirche zu eigen vermacht worden sei. Das war die Entschädigung, welche Lothar bewog in der Investiturfrage abermals nachzugeben und sich bei zweideutigen allgemeinen Erklärungen zu beruhigen. Die Combination dieser beiden Fragen aber darf als ein Meisterstück der päpstlichen Diplomatie bezeichnet werden. Denn indem Lothar, um seine unsichere Stellung in Italien auf breiterer und sicherer Basis zu gründen, die Mathildischen Güter von der Kirche zu Lehen nahm, erkannte er — ein verhängnisvoller Fehler! — das von Seiten des Reiches bisher bestrittene Besitzrecht der Kirche an und schuf dem Papstthum im oberen Italien eine Machtstellung, in der es dem Kaiserthum alle Zeit die größten Schwierigkeiten bereiten konnte. Indem er ferner für die Mathildischen Güter Vasall des Papstes wurde, von demselben in Gegenwart der geistlichen und weltlichen Fürsten unter dem Bilde des Ringes die Investitur empfing und einen jährlichen Lehenszins von hundert Pfund Silber zu entrichten gelobte und versprach, dem Papste, käme er in jenes Gebiet, sammt seinem Gefolge Aufnahme, Geleit und Verpflegung zu gewähren und die Burgherren auch dem h. Petrus Treue schwören zu lassen, trat er in ein Abhängigkeitsverhältnis ein, wie es noch kein Kaiser auf sich genommen hatte und wie es nach dem Begriff, den man mit dem Kaiserthum verband, mit dem Wesen und der Ehre desselben unvereinbar war. Zwar wurde Lothar ja nicht gerade in seiner Eigenschaft als Kaiser Mann des Papstes: aber wer wollte die subtile Distinktion durchführen, um die es sich da handelte? Für die Welt blieb die überraschende und höchst bedenkliche Thatsache bestehen, daß der Träger der Kaiserkrone Vasall des Papstes geworden, die Pflichten eines Vasallen eingegangen, also der absoluten Unabhängigkeit, die nach der Meinung der Zeit dem Kaiser gebührte, verlustig gegangen war. Und wenn die römische Curie das Sachverhältnis nachher absichtlich verdunkelte und die Welt glauben machen wollte, daß Lothar in seiner Eigenschaft als Kaiser, für die Kaiserkrone dem Papste Treue und Mannschaft geleistet habe, so hat Lothar selbst ihr dazu kurzsichtig die Handhabe geboten und diese Minderung der kaiserlichen Ehre seinerseits verschuldet. Die Curie hatte allen Grund zufrieden zu sein: ohne Opfer, ohne Anstrengung hatte sie in dem Mathildischen Erbe einen Gewinn in Sicherheit gebracht, der für die Zukunft ihrer weltlichen Herrschaft, für die Ausbildung des Kirchenstaates geradezu epochemachend wirkte und in den Augen

der Welt den Schein einer Anerkennung ihrer Oberhoheit durch das Kaiserthum erzeugte.

Noch aber war die Zeit nicht gekommen, wo die Früchte dieser meisterhaften Diplomatie der römischen Curie reiften. Für den Augenblick blieb die Lage Innocenz' II. vielfach gefährdet, weshalb er sich vollends jeder Verpflichtung gegen Lothar überhoben glaubte. Konnte man dem Kaiser doch mit einem Schein des Rechtes nachsagen, daß er nichts geleistet, dem Papste das Versprochene nicht gehalten habe. Denn nach dem Abzug Lothars, der von seinen unmuthigen Mannen zur Eile gedrängt, bereits im August wieder in Deutschland anlangte, konnte sich Innocenz II. nicht lange in Rom halten: vor dem wachsenden Einfluß Anaklets, der St. Peter und die Leostadt behauptete, mußte er nach Pisa entweichen, später nach Mailand, dessen Bürgerschaft inzwischen durch den Feuereifer des heiligen Bernhard für ihn gewonnen war. So ungünstig gestaltete sich bald seine Lage, daß Innocenz II. doch wieder die Hülfe Lothars anrufen mußte: damit aber wurde dieser so weit Herr der Situation, daß er der Hierarchie gegenüber endlich die Interessen des Staates und die Ehre des Kaiserthums zur Geltung bringen konnte.

So unbefriedigend nämlich der Verlauf von Lothars Romfahrt dem hochkirchlichen Standpunkte erschien, so großen Eindruck machte er in Deutschland. Daß Anaklet II. als Häresiarch gebrandmarkt blieb, entwaffnete die hierarchische Opposition; daß Lothar die Kaiserkrone gewonnen und die Verfügung über die reichen Mathildischen Güter erlangt hatte, wurde um so höher angeschlagen, als das staufische Gegenkönigthum gerade an dem Mislingen dieses Versuches gescheitert war. Mit größerem Nachdruck wurde nun der Kampf gegen die staufischen Brüder aufgenommen. In Gemeinschaft mit seinem Schwiegersohn Heinrich dem Stolzen concentrirte Lothar den Angriff auf das feste Ulm, das genommen und zum großen Theil zerstört wurde. Kleinere Orte theilten dieses Schicksal, und im Fortgang des Jahres 1134 wurde die Unterwerfung Schwabens mit unbarmherziger Strenge zu Ende geführt. Von seinen Anhängern verlassen, suchte Herzog Friedrich nun endlich Versöhnung. Ende Juli erschien er zu Fulda vor dem Kaiser und erbat unter Vermittlung der Kaiserin Richenza Verzeihung. Von dem seit Jahren auf ihm lastenden Banne gelöst, gelobte er Treue und Gehorsam, versprach auch auf dem nächsten Reichstag zu erscheinen und sich in Gegenwart der Reichsfürsten feierlich zu unterwerfen. Das geschah im März 1135 zu Bamberg: Lothar begnügte sich mit der Zusage Friedrichs ihm auf dem demnächst anzutretenden neuen Romzuge Hülfe zu leisten. Es stand diese Milde im Widerspruch mit der Härte, mit der Lothar soeben in Schwaben den Krieg geführt: vermuthlich ist eben damals in Lothars Entwürfen die Wendung eingetreten, die ihn die möglichst schnelle Herstellung des Friedens im Reiche wünschen ließ, um die Möglichkeit zu gewinnen zur Verwirklichung seiner größeren Pläne. Mußte doch auch Innocenz II. alles daran liegen, die Kräfte des geeinten Reiches zur endlichen Niederwerfung Anaklets ins Feld rücken zu sehen. In diesem Sinne zu

wirken erschien damals auch der unermüdliche Bernhard von Clairvaux wieder in Deutschland. Durch die Beschwörung eines Landfriedens auf zehn Jahre wurde dem Kaiser vollends freie Hand geschafft. Im September unterwarf sich zu Mühlhausen auch Konrad, nachdem er aus dem Banne gelöst war, und erhielt volle Verzeihung: auch er mußte mit nach Italien zu ziehen versprechen.

Auch dem Auslande gegenüber hob sich das Ansehn des endlich geeinigten Reiches. Herzog Sobeslaw von Böhmen und König Bela von Ungarn ließen einen zwischen ihnen entbrannten Streit durch Lothars Schiedsspruch schlichten. Boleslaw von Polen, der sich bisher der Lehnshuldigung entzogen hatte, erschien endlich am Hofe und mußte schwere Geldbuße zahlen, sich für Pommern und Rügen als Vasall des Kaisers bekennen und demselben unbedingten Gehorsam geloben. Der griechische Hof aber warb bei Lothar um ein gemeinsames Vorgehen gegen die wachsende Macht des Normannenkönigs Roger, für das auch Venedigs Hülfe in Aussicht stand. So nahm Lothar eine Stellung ein, welche die bescheidenen Anfänge seiner Herrschaft weit hinter sich ließ und ihn als den würdigen Nachfolger Heinrichs III. darstellte. Damit gewann er auch der Kirche gegenüber vollends seine Unabhängigkeit, und die Pläne, die ihn nun beschäftigten, galten nicht mehr der Herstellung Innocenz' II. in Rom, sondern der Erneuung der vollen Kaisergewalt, namentlich durch die Zertrümmerung der mit dem Gegenpapstthum eng verbundenen normännischen Macht. Ohne direkt gegen die Hierarchie gerichtet zu sein, mußten diese Pläne, wenn sie gelangen, doch die Stellung derselben schwer bedrohen.

Ueberaus glänzende Aussichten eröffneten sich Lothar, als er im August 1136 von Würzburg aus, wo er einen von päpstlichen und weltlichen Fürsten in großer Zahl besuchten Reichstag gehalten hatte, an der Spitze eines zahlreichen und trefflich gerüsteten Heeres nach dem Süden aufbrach. Heinrich der Stolze von Baiern sowol wie der Staufer Konrad waren mit ihren Mannschaften erschienen, und so glücklich hatten sich die Zeiten gewandelt, daß der ehemalige Gegenkönig jetzt das kaiserliche Banner trug. Friedrich von Schwaben blieb zurück, ohne daß von ihm eine Friedensstörung zu fürchten gewesen wäre. Die neue Heerfahrt nach dem Süden galt dem Normannen Roger: dessen Niederwerfung mußte den Sturz des Gegenpapstthums und den vollen Sieg Innocenz' II. unmittelbar nach sich ziehen. Die Occupation Apuliens durch Roger galt als ein Eingriff in die Rechte des Reiches, und der eifrige Bernhard von Clairvaux wurde nicht müde, dieses Moment bei Lothar geltend zu machen, obgleich die Kirche selbst ja die Oberhoheit über das Normannenreich für sich in Anspruch nahm: in leidenschaftlicher Agitation war der einflußreiche Abt bemüht, alles gegen Roger und dessen Schützling in Waffen zu bringen; das Gewonnene nachher dem Kaiser zu entziehen und als der Kirche gehörig zur Anerkennung zu bringen, hoffte er nach den bisher mit Lothar gemachten Erfahrungen wol späterhin noch geeignete Wege zu finden.

Stolze Zuversicht erfüllte den rastlosen Wanderprediger damals: sein Wort hatte das durch schwere Kriegsnoth bedrängte Mailand für den rechtmäßigen Papst gewonnen; auf sein Betreiben rüsteten die Genuesen zum Angriff gegen Roger, und im Auftrage des Kaisers zog der gelehrte Anselm von Havelberg nach dem fernen Byzanz, um den Bund gegen die Normannen abzuschließen. Noch fielen die Interessen der Kirche und der sie beherrschenden hierarchischen Partei mit denen Lothars zusammen; aber je größere Erfolge Lothar gewann, je mehr es ihm gelang volle Kaisergewalt zu erwerben, um so sicherer war die Erneuung des alten Gegensatzes zwischen Papstthum und Kaiserthum und der Zusammensturz des trügerischen Friedens zu erwarten. Dem entsprach denn auch der Verlauf der Ereignisse: jeder neue Erfolg Lothars steigert die Ansprüche der Hierarchie, jede neue Ablehnung derselben lockert die bisherige Allianz, und so wird schließlich Lothar in vollstem Widerspruch zu dem Ursprung seiner Herrschaft der bewußte Vorkämpfer des nationalen Königthums als der Grundlage kaiserlicher Weltherrschaft.

Die Wirren in der Lombardei, welche dadurch nicht gebessert wurden, daß Lothar im Bunde mit Mailand Cremona feindlich entgegentrat, hielten den Kaiser in Oberitalien so lange fest, daß er erst im Januar 1137 weiter gen Süden ziehen konnte. Das deutsche Heer, durch italienischen Zuzug bedeutend verstärkt, drang in zwei Abtheilungen gegen die normännische Grenze vor: während Lothar den Weg längst der Ostküste nahm, ging Heinrich von Baiern durch Tuscien; in des letzteren Geleit befand sich Innocenz II. Bei Bari vereinigten sich beide Abtheilungen; mit Hülfe des gegen Roger von Neuem rebellirenden einheimischen Adels wurde Apulien in kurzer Zeit erobert und von Lothar völlig wie ein zurückgewonnenes Reichsland behandelt. Innocenz II. war schmerzlich enttäuscht; die hierarchische Partei, deren Wortführer jetzt der eifrige Adalbero von Trier war, machte aus ihrem Mismuth kein Hehl, während andererseits der Unmuth der weltlichen Fürsten und der Ritterschaft über die kirchlichen Prätensionen wuchs. Die glänzenden militärischen Erfolge Lothars steigerten diese Stimmung: mit Hülfe der pisanischen Flotte wurden Amalfi, Neapel und Salerno erobert; König Roger mußte nach Sicilien entweichen: die Eroberung Italiens bis zum Faro war vollendet. Bei der Verfügung über das eroberte Land sollte der Gegensatz zwischen dem kaiserlichen und dem päpstlichen Standpunkt zum Austrag kommen. Aber es fehlten im Felde die Mittel, um die einander entgegenstehenden Behauptungen zu prüfen. So entschloß man sich, die Sache unentschieden zu lassen, bis man von den in Frage kommenden Urkunden Einsicht nehmen könnte, und beider Theile Rechte vorläufig dadurch anzuerkennen, daß Kaiser und Papst gemeinsam über Apulien verfügten. Rainulf von Alite, der Schwager, aber zugleich der erbittertste Feind Rogers, empfing das Herzogthum, indem Innocenz die dasselbe darstellende Fahne an der Spitze, Lothar am Ende des Fahnenstieles hielt. Die Niederlage der päpstlichen Partei war augenfällig; die Verstimmung derselben wuchs; als man über Capua nordwärts zog, kam es zu

offenem Streit über das Kloster Monte Casino. Denn nachdem der Abt desselben als Anhänger des Gegenpapstes abgesetzt war, wollte Innocenz seinerseits über Monte Casino verfügen, Lothar aber trat dem entschieden entgegen und schützte das älteste und berühmteste Kloster des Abendlandes in der ihm wiederholt feierlich verbrieften Reichsunmittelbarkeit. Auf seine Empfehlung wurde denn ein deutscher Geistlicher, der hochangesehene und in politischen Dingen einflußreiche Wibald von Stablo, zum Abte desselben gewählt. Die Verstimmung der Päpstlichen wuchs noch, als Lothar, indem er von dem Rechte Gebrauch machte, das ihm 1134 von dem Papste selbst ausdrücklich eingeräumt war, die Mathildischen Güter seinem Schwiegersohne, dem Baiernherzog, zu Lehen gab, so daß dieser, der auch die reichen Güter der Estes geerbt hatte, eine wahrhaft königliche Machtstellung in Italien besaß, vermöge deren er nicht blos Roger von Sicilien, sondern auch die weltliche Macht des Papstthums niederhalten konnte. Offenbar sah Lothar in seinem Schwiegersohne nicht blos den Erben seiner Hausgüter, sondern auch den Nachfolger auf dem Throne: auch er huldigte jetzt der der Kirche so anstößigen Tendenz zur Erbmonarchie. Die römische Curie sah alle ihre Entwürfe scheitern: sie hatte sich in dem einstigen Sachsenherzog gründlichst verrechnet. Sofort stand bei ihr aber auch der Entschluß fest, die Entwürfe Lothars mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu durchkreuzen: damals bereits wurde die Hierarchie zur Gegnerin der welfischen Nachfolge, und indem sie zur Bekämpfung derselben ihr Augenmerk auf die Staufer richtete, leitete sie schon einen neuen Thronstreit und Bürgerkrieg ein.

Bedrohliche Anzeichen waren es daher, unter denen Innocenz II. und Lothar sich zu Forfa trennten, jener um nach Rom zu gehen, wo ihm freilich noch immer der Gegenpapst-Trotz bot, letzterer, um nach Deutschland zurückzueilen. Denn Lothar war schwer leidend, und das Vorgefühl eines nahen Todes trieb ihn in die Heimat. Daß er noch vernehmen mußte, wie alles, was er eben gewonnen hatte, wieder verloren ging und die kaum erneute Herrlichkeit des Reiches in Unteritalien sofort wieder in Trümmer sank, konnte seinen Zustand nicht bessern. Eilig überstieg er im November 1137 den Brenner; schwer krank erreichte er das Lechthal: dort mußte er liegen bleiben; in dem bairischen Gebirgsdorf Breitenwang ereilte ihn der Tod. Indem er sterbend die Reichsinsignien seinem Schwiegersohne übergab, bezeichnete er diesen förmlich als den von ihm gewünschten Nachfolger. Zugleich steigerte er durch Ueberweisung des Herzogthums Sachsen die welfische Macht so, daß jede Nebenbuhlerschaft ausgeschlossen schien und das künftige welfische Königthum sofort über eine dominirende Uebermacht gebot. In einer Bauernhütte starb Lothar am 4. December 1137. Seine Leiche wurde nach seiner sächsischen Heimat geleitet: dort, in dem von ihm gestifteten Kloster Lutter hatte er selbst die Ruhestätte sich erwählt. Dort wurde er in den letzten Tagen des Jahres 1137 mit den einem Kaiser gebührenden Ehren beigesetzt.

Eine Bleitafel, die man ihm mit in die Gruft gab und die zum guten Theil erhalten ist, enthält kurze Angaben über seine Regierungszeit und seinen Tod und rühmt ihn als „getreu in Christo, wahrhaft, beständig, friedfertig und als einen unerschrockenen Krieger". Als das Grab 1820 geöffnet wurde, fand man zur Rechten des Leichnams ein Schwert, zur Linken einen vergoldeten bleiernen Reichsapfel mit eisernem Kreuz, eine silberne Oblatenschüssel, einen silbernen Kelch und Reste von den Sporen und dem carmoisinrothen Gewand des Kaisers: diese Reliquien werden zum Theil in dem Museum zu Braunschweig aufbewahrt. —

II. Der Zusammenbruch der Hierarchie und die Erneuung des nationalen deutschen Königthums.

1138—1156.

Als Pfaffenkönig hatte Lothar von Sachsen begonnen, als der gefeierte Träger voller kaiserlicher Herrlichkeit endete er. Durch die Macht der Verhältnisse und den Misbrauch der Gewalt seitens der hierarchischen Partei war er auf denselben Weg geführt worden, den die Salier gewandelt: nicht mehr im Ziel, nur in der Methode noch unterschied er sich von diesen. So war sein Tod den Päpstlichen willkommen, und mit einer Rücksichtslosigkeit, welche der Bitterkeit der eben erfahrenen Enttäuschung entsprach, eilten dieselben, die unverhoffte Gunst des Schicksals auszunützen, indem sie über den deutschen Thron so verfügten, daß eine Fortführung der so glänzend erneuten Kaiserpolitik nicht zu befürchten stand. Und es wurde ihnen das wiederum sehr leicht gemacht. Denn Lothars Bemühen, seinem Schwiegersohne die Nachfolge zu sichern, fand von Seiten der Laienfürsten im Reich um so entschiedeneren Widerstand, als die Uebermacht des Welfen, der über Baiern, Sachsen und die Mathildischen Güter verfügte, seinem Königthum von vornherein eine furchtbare Position zu geben verhieß. Der deutsche Episkopat aber, von Bernhard von Clairvaux gegängelt, wollte zur Krone nur einen Fürsten gelangen lassen, der die einst von Lothar übernommenen Verpflichtungen gegen die Kirche erneute und auch wirklich erfüllte. Beide Richtungen begegneten sich in der Throncandidatur der Staufer, von denen namentlich der jüngere Bruder, Konrad, während des unteritalischen Feldzugs allgemeine Gunst erworben und förderliche Verbindungen angeknüpft hatte. Was die hierarchische Partei im Bunde mit den Vorkämpfern der fürstlichen Selbstherrlichkeit einst mit Hülfe Lothars und der Welfen gegen die dem Thron zunächst stehenden Staufer zu erreichen versucht hatte, erreichte sie jetzt wirklich mit Hülfe derselben Staufer gegen die von Lothar zur Nachfolge designirten Welfen; wie damals so sprach auch jetzt ihr Verfahren dem Rechte und dem Herkommen schnöden Hohn.[1])

Da die Erzbisthümer von Mainz und von Köln durch den Tod Adalberts II. und Brunos erledigt waren, fiel die Leitung der Wahl dem eifrig hierarchischen Adalbero von Trier zu, dem wiederum ein päpstlicher Legat, Cardinal Dietwein, mit der Autorität der Curie zur Seite stand. Schon die Verschleppung der Wahl, die ein Interregnum von fünf Vierteljahren zur

---

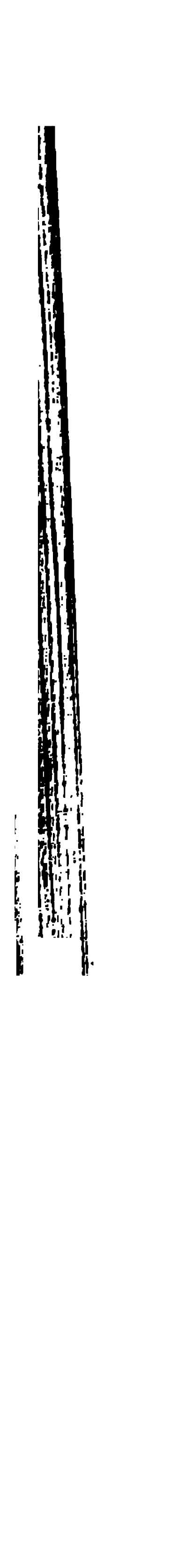
1) W. Bernhardi, Konrad III. (Jahrbücher der deutschen Geschichte. Leipzig 1883).

Folge hatte, ließ Herzog Heinrich den Stolzen erkennen, worauf man hinaus wollte. Er fand sich auf dem für Anfang März 1138 nach Coblenz ausgeschriebenen Wahltage nicht ein; seine Baiern und Sachsen blieben gleichfalls fern; nur Schwaben und Franken erschienen und wählten, obgleich doch die eine Hälfte des Reiches ganz unvertreten war, also mit einer viel ärgeren Verletzung des Herkommens, als man einst zu Gunsten Lothars geübt hatte, den Staufer Konrad zum deutschen König. Der Ehrgeiz muß mächtig in Konrad geglüht haben: denn indem er die Krone aus solchen Händen annahm, strafte Konrad nicht blos seine eigene Vergangenheit Lügen, sondern er brach auch mit der Politik seines Hauses, der dasselbe sein Emporkommen, seine Größe, seine Bedeutung für Deutschland verdankte, und nahm eine Dienstbarkeit auf sich, deren Schwere er kurzsichtig damals noch nicht ahnte, die aber, schüttelte er sie nicht wie Lothar muthig von sich ab, seine Kraft lähmen mußte: denn sie verurtheilte ihn dazu, sich im Dienst unvereinbarer Pflichten aufzureiben, trennte ihn von den eigenen Geschlechtsgenossen und ließ ihn allmählich völlig vereinsamen. Trotz alledem hat niemand die dem Reiche von einer kleinen Minderheit aufgenöthigte Wahl angefochten: die allgemeine Scheu vor der Uebermacht des hochfahrenden Welfen wird dazu namentlich beigetragen haben. Die Geistlichkeit war auf andere Weise gewonnen: zwar hat Konrad, soweit wir sehen, auf die ihm aus dem Concordat zustehenden Rechte nicht ausdrücklich verzichtet, ja, als im April der Mainzer Erzstuhl mit dem Neffen seines letzten Inhabers, Adalbert II. aus dem Hause der Grafen von Saarbrücken besetzt wurde, hat der König dem Erwählten die Regalien in üblicher Weise ertheilt. Doch wollte das weniger bedeuten, als auf der anderen Seite die Thatsache, daß der König den Erzbischof Konrad von Salzburg, der anfangs zu den Welfen gehalten und ihn erst nach einigem Zögern anerkannt hatte, in den Regalien bestätigte, obwol derselbe vor den versammelten Fürsten des Reichs zu Regensburg die Leistung der Mannschaft kurzweg verweigerte.

Auch Heinrich dem Stolzen blieb so nichts übrig, als sich der vollendeten Thatsache zu fügen. Während er sich anfangs dem Hofe demonstrativ fern gehalten hatte, erschien er, als Konrad nach Baiern kam und auch dort Gehorsam fand, zu Regensburg und erklärte sich bereit, die noch in seiner Hand befindlichen Reichsinsignien auszuliefern und die Huldigung zu leisten, wenn der König ihm dagegen seine Reichslehen und namentlich die beiden Herzogthümer bestätigen wollte. Nachdem Heinrich einige Zeit den Prätendenten zu spielen versucht hatte, war eine solche Forderung für Konrad freilich unerfüllbar. Dennoch scheint Konrad sie nicht gleich endgültig abgewiesen zu haben. Die Einzelnheiten der zwischen beiden geführten Unterhandlungen kennen wir nicht: sicher ist, daß der Herzog im Laufe derselben die Reichsinsignien auslieferte. Bald aber mußte er erfahren, daß man ihm einen großen Theil der von Lothar erhaltenen Lehen entziehen wollte, um Albrecht den Bären, der Sachsen zu gewinnen dachte, auszustatten; dann stand zu fürchten, daß demselben bei



Reiterstatue König Konrads III. im Dom zu Bamberg.



der nächsten günstigen Gelegenheit ganz Sachsen zugewiesen würde. Damit war der Conflikt unvermeidlich. Nach vergeblichen Verhandlungen zu Augsburg, wo Heinrich zum Kampfe gerüstet erschien und mistrauisch in einiger Entfernung von der Stadt lagerte, sprach der König im Sommer 1138 zu Würzburg die Acht gegen den Welfen aus, entzog ihm Sachsen und trug dasselbe dem Markgrafen Albrecht von der Nordmark auf, dem Verbündeten der Prämonstratenser in ihrem Missions- und Colonisationswerk. Das war das Signal zum Ausbruch des Bürgerkriegs in Sachsen, wo Lothars Wittwe, die thatkräftige, durch ihre Herkunft mit dem Lande und dessen Adel eng verwachsene Kaiserin Richenza, den Widerstand gegen den neuen Herzog organisirte, aber sehen mußte, wie derselbe eine Reihe von wichtigen Vortheilen gewann. Indem der Adel Sachsens fast einmüthig zu der Sache der Welfen hielt, erneute sich für Konrad der Gegensatz, an dem das mächtige salische Königthum gescheitert war: von dem Ausgang dieses sächsischen Kriegs hing das Schicksal auch seines Königthums ab. Ermuthigt durch die anfänglichen Erfolge des Ascaniers glaubte Konrad Ende des Jahres 1138 den Zeitpunkt gekommen, um die welfische Macht vollends zu zerschlagen: auf einem Reichstag zu Goslar sprach er Heinrich dem Stolzen auch Baiern ab, obgleich das Ausbleiben der meisten sächsischen Fürsten deutlich erkennen ließ, daß er auf Fügsamkeit von dieser Seite nicht zu rechnen hatte. Bald kam der allgemeine Unwille zu offenem Ausbruch: auf eine wiederholte Ladung Konrads fanden sich die in Goslar vergeblich erwarteten sächsischen Fürsten zwar auf Mariä Reinigung (2. Februar 1139) in Quedlinburg ein, nahmen aber mistrauisch außerhalb der Stadt Quartier, und als da nun bekannt wurde, Heinrich der Stolze selbst sei herbeigeeilt und werde die Leitung des Kampfes gegen den aufgedrungenen neuen Herzog übernehmen, da gab Konrad seine Sache verloren und entzog sich durch schleunige Flucht aus dem Lande der drohenden Gefahr. Unter dem Eindruck der tiefen Demüthigung, die ein solcher Ausgang dem jungen staufischen Königthume bereitete, vollzog sich in Sachsen ein vollkommener Umschwung. Während Konrad Baiern, das der Welfe einstweilen sich selbst überlassen mußte, seinem Halbbruder, dem Babenberger Markgrafen Leopold von Oesterreich, auftrug, wurde Albrecht der Bär durch die um ihren Herzog geschaarten Sachsen aus dem Lande gejagt. Erst im Sommer 1139 sammelte der König bei Hersfeld ein Reichsheer, um Sachsen zurückzuerobern. Albrecht der Bär, der neue Baiernherzog, Sobeslaw von Böhmen und Landgraf Ludwig von Thüringen leisteten ihm dazu namentlich Hülfe. Aber entschlossen ergriff Heinrich der Stolze jetzt die Offensive, indem er in Thüringen einbrach und bei Kreuzburg an der Werra eine feste Stellung nahm. Als Konrad dorthin zog, schien die Entscheidungsschlacht unmittelbar bevorzustehn: aber der König wagte eine solche nicht. Zudem mahnten die Bischöfe zum Frieden, vielleicht in der Sorge, daß ein Sieg den König zu mächtig und damit unabhängig von der Kirche machen könnte: namentlich Adalbero von Trier drang auf einen Vergleich, weil er die 500 Reisigen, die er zum Heere geführt hatte, brauchte,

um den Widerstand niederzuschlagen, der sich in Lothringen gegen die Occupation des ihm vom König zugesprochenen reichen Stifts St. Maximin bei Trier erhoben hatte. So wurde trotz der Einsprache Albrechts des Bären und Leopolds von Oesterreich ein Waffenstillstand bis Pfingsten 1140 vereinbart, der Sachsen in der Gewalt Heinrichs ließ: selbst diejenigen sächsischen Edlen, die zu Albrecht dem Bären gehalten hatten, eilten nun die Gnade des Siegers zu erbitten.

Die Niederlage des Königthums war vollständig: daß es ohne Kampf zu derselben gekommen, zeigte, wessen sich das Reich von Konrads Bündnis mit der Hierarchie fernerhin zu versehn hatte. Um so zuversichtlicher handelte der siegreiche Welfe. Er hoffte das in Sachsen Geschehene in Baiern zu wiederholen: gelang das, so konnte er nach Ablauf des für Sachsen vereinbarten Stillstands seine Forderungen mit gebieterischem Nachdruck vorbringen. Vielleicht trug er sich auch in der Stille mit der Hoffnung, daß nach einem so kläglichen Anfang das staufische Königthum schnell ein Ende nehmen und er doch noch das Ziel seines Ehrgeizes erreichen würde: in ähnlicher Stellung wie einst Otto von Nordheim dachte er mehr zu wagen als dieser, aber auch mehr zu erreichen. Da trat der Tod hindernd dazwischen und rettete Konrads Königthum vor einer Krisis, die kaum glücklich ausgehn konnte. Am 20. Oktober 1139 starb Heinrich der Stolze nach kurzer Krankheit in Quedlinburg; an der Seite seines Schwiegervaters wurde er in Lutter beigesetzt. Doch hatte dieser plötzliche Todesfall nicht ganz die erwarteten Folgen. Denn der sächsische Adel schaarte sich um Richenza und des Herzogs jugendliche Wittwe Gertrud, um die Rechte des damals neunjährigen Sohnes der letzteren, Heinrichs des Löwen, zu vertheidigen und Albrecht der Bär, der nun von dem Herzogthum Besitz zu nehmen kam, sah sich bald wieder zu eiliger Flucht genöthigt. Auch in Baiern, wo des verstorbenen Herzogs Bruder, Welf VI., die Waffen für seinen Neffen erhob, vermochte Markgraf Leopold von Oesterreich nicht aufzukommen. König Konrad mußte daher vor allem seine erschütterte Stellung im Süden zu sichern suchen. Mit Hülfe seines schwäbischen Anhangs, obenan seines Bruders Herzog Friedrich, und der rheinischen Bischöfe rückte er im Spätherbst 1140 ins Feld und griff zunächst die von Welf VI. stark besetzte Festung Weinsberg an. Endlich in der zweiten Hälfte des December war diese der Uebergabe nahe; aber schon eilte auch Welf VI. zum Entsatze herbei: diesem zog Konrad, sein Lager hinter sich abbrennend, entgegen und trug am 21. December einen glänzenden Sieg davon. Welfs VI. Heer wurde völlig versprengt, er selbst entging mit genauer Noth der Gefangenschaft. Weinsberg öffnete die Thore: die bekannte Erzählung aber von den Weibern von Weinsberg und



Brakteat von Konrad III.

Umschrift: † CVNRATVS † LAMPERTVS (Lampert ist entweder der Münzmeister oder ein Abt von Helmstädt). Neben dem Kopfe REX. Brustbild des Kaisers, unbärtig, gekrönt und geharnischt; in der Rechten ein Schwert, in der Linken eine Fahne. Dargestellt über einer Säulenstellung zwischen zwei Thürmen. Silber.

der Art, wie sie ihre Männer vor dem drohenden Tode retten, entbehrt der historischen Begründung und gehört in das Gebiet der Sage. Ganz Aehnliches wird von mehr als dreißig belagerten Burgen und Städten erzählt, und in den Berichten des 12. und 13. Jahrhunderts läßt sich deutlich verfolgen, wie zu einer zunächst gar nicht mit dem Anspruch der Thatsächlichkeit gegebenen Schilderung, die nur die Rührung des Lesers durch ein ergreifendes Phantasiebild erregen sollte, zur Steigerung dieses Effektes immer neue Züge hinzugefügt sind. Ihre litterarische Gestalt aber hat die Sage erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts erhalten. Auch die Angabe, daß zuerst in dem Kampfe von Weinsberg der nachmals zu so unheilvoller Bedeutung gelangte Parteiruf „Hie Welf! Hie Waibling!" erklungen sein soll, ist eine Erfindung späterer Zeit.

Der Weinsberger Sieg rettete Konrad III. die Krone, hatte aber für die Besiegten nicht die verhängnisvollen Folgen, die seitens der Eiferer für die staufische Sache gewünscht wurden. Noch waren die Mittel der Gegner nicht erschöpft. Vermuthlich stand Welf VI. bereits damals mit König Roger von Sicilien in Verbindung: um in Italien freie Hand zu haben, mußte der Normanne Konrad in Deutschland festhalten und an dem von der Curie dringend erbetenen Zug über die Alpen hindern. Hatte Konrad doch schon seinen Ministerialen Ulrich von Attems nach Italien gesandt, um das Mathildische Erbe für ihn in Besitz zu nehmen. Noch behauptete sich zudem der sächsische Aufruhr, und die hochkirchliche Partei, die einen schwachen, auf ihre Hülfe angewiesenen König brauchte, wollte Konrad seinen Sieg gar nicht ungehindert ausnützen lassen. Deshalb trat Adalbert II. von Mainz damals mit den Sachsen in Verbindung und stützte sie mit seiner Autorität gegen den König. So blieben denn die Friedensbemühungen erfolglos und der verderbliche Fehdezustand dauerte im Reiche fort. Erst der Tod der Persönlichkeiten, in denen die vorhandenen Gegensätze sich am stärksten verkörperten, bahnte den Weg zu einem Ausgleich. Im Juni 1145 starb die thatkräftige Richenza; mit ihr verlor der sächsische Aufstand seine Seele. Im Juli folgte ihr Erzbischof Adalbert II. von Mainz, Konrad III. so sehr zur Zeit, daß die Rede gehen konnte, er sei durch Gift aus dem Wege geräumt worden. Sein Nachfolger Markulf, ohne politischen Ehrgeiz, bemühte sich redlich um eine Verständigung. Auch der Tod Leopolds von Oesterreich im Oktober 1141 kam diesen Bemühungen zu gute, indem er Konrad III. freie Hand gab, im Nothfall selbst über Baiern als Entschädigungsobjekt zu verfügen: gab er dasselbe an Welf VI., so gewann er diesen zum Bündner gegen den jungen Heinrich den Löwen, hätte davon aber für den Kampf, durch den Albrecht der Bär den Sachsen als Herzog aufgenöthigt werden sollte, keinen Vortheil gehabt. Denn eine volle Herstellung der welfischen Macht im Süden und im Norden stand ganz außer Frage. Konrad entschied sich dafür, den Welfen Sachsen zu lassen, wo sie seinem Königthum weniger gefährlich waren, über Baiern aber auch für die Zukunft anders zu verfügen: Albrecht der Bär wurde mit seinen Ansprüchen also preisgegeben. So kam im Frühjahr 1142

zu Frankfurt der Friede mit den Sachsen zu Stande: der junge Welfe behielt Sachsen, seine Mutter Gertrud, Heinrichs des Stolzen Wittwe, vermählte sich mit Konrads zweitem Halbbruder Heinrich, dem bisherigen Rheinpfalzgrafen, der Leopold in der Mark Oesterreich und in dem Herzogthum Baiern succedirte. Die Hochzeit, welche der König selbst in Frankfurt ausrichtete, wurde zu einem allgemeinen Friedens- und Versöhnungsfest, dem nur der um all seine Hoffnungen betrogene Albrecht der Bär voll bitteren Unmuths zusah.

Der Frieden im Innern kam sofort auch den auswärtigen Beziehungen des Reiches zu gut. Konrad konnte nun in Böhmen einschreiten, wo Sobieslaws Nachfolger, Herzog Wladislaw, durch eine Rebellion der Großen unter Konrad von Znaim der Herrschaft beraubt und zur Flucht an den deutschen Hof genöthigt worden war. Während die Aufständischen Prag belagerten, kam der König von Nürnberg her über Pilsen heran: entmuthigt verzichtete Konrad von Znaim auf den Kampf, die Deutschen zogen in Prag ein und Wladislaw wurde unter deutscher Hoheit in dem Herzogthum wiederhergestellt. Namentlich aber spürte man in Sachsen und den slavischen Grenzlanden den Segen des Friedens. Wetteifernd wirkten Adolf II. von Schauenburg, der Graf von Holstein, Herzog Heinrich und Albrecht der Bär für die Ausbreitung des Christenthums und der deutschen Kultur, als deren Träger man deutsche Colonisten in dem jenseits der Elbe gelegenen Lande ansiedelte, während die Missionsthätigkeit, die hier in den Händen des hochverdienten Vicelin lag, dort durch die von Norbert in das Land gebrachten Prämonstratenser glücklich gefördert wurde. Dagegen blieben die Zustände im Süden und Westen des Reichs unbefriedigend. Denn dort erhob sich nun des jungen Sachsenherzogs Oheim, Welf VI., der aus seines Neffen Verzicht auf Baiern für sich selbst ein Recht auf dieses Herzogthum herleitete, fand aber von Seiten des Königs und des Herzogs Heinrich kraftvollen und erfolgreichen Widerstand. Hier aber tobte eine verwüstende Fehde zwischen dem machtbegierigen Adalbero II. von Trier und dem Grafen Heinrich von Namur. Auch im Norden tauchten neue Schwierigkeiten auf. Im März 1144 wurde Graf Rudolf von Stade von den Bauern Ditmarschens, die er durch seine Tyrannei zum Aufstand getrieben, im Kampfe erschlagen, und die reichen Güter seines Hauses fielen an seinen jüngeren Bruder Hartwich, der in den geistlichen Stand getreten und bereits zum Domprobst in Bremen aufgestiegen war. Dieser, ein Mann von unruhigem Ehrgeiz, meinte sich den Weg zu dem Erzbisthum am sichersten zu bahnen, indem er die Erbbesitzungen seines Hauses der Bremer Kirche schenkte und sich dagegen die Grafschaften, die sein getödteter Bruder von Bremen zu Lehen gehabt hatte, ebenfalls auftragen ließ. Da aber erhob der junge Sachsenherzog Ansprüche auf dieselben: Erzbischof Adalbert sollte sie ihm für den Fall von Graf Rudolfs Tod zugesagt haben. Die Sache kam an den König, der sie zu Gunsten des Dompropstes entschied. Heinrich der Löwe aber griff, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, den Erzbischof zum Widerruf des mit Hartwich geschlossenen Abkommens zu bewegen, zur Gewalt, in-

dem er auf einem zur Verhandlung der Sache gehaltenen Tage beide hinterlistig gefangen nahm und erst frei ließ, als sie sich seinem Willen fügten. Der König aber mußte auch diesen Frevel ungestraft lassen. Konrads andauernde Ohnmacht hatte ihren Grund freilich weniger in den deutschen als in allgemeinen Verhältnissen, weniger in der politischen Constellation als in der eigenthümlichen Einwirkung der noch immer hochgehenden kirchlichen Bewegung auf den Staat überhaupt und die Stellung des deutschen Königthums im Besondern. Diese bewirkte, daß Konrad statt sich wie Lothar von dem hierarchischen Ursprung seines Königthums loszumachen demselben je länger je mehr verfiel und demselben immer weiter gehende Concessionen machen mußte. Kaum erkannte man noch in ihm den Mann, der einst als Vorkämpfer der nationalen Rechte und der salischen Traditionen Lothar entgegengetreten war und, dem Banne der Kirche Jahre lang trotzend, in Italien selbst gegen das Papstthum und seine Verbündeten gekämpft hatte. Und obenein hatte die Stellung der Kirche in Italien für Konrad selbst höchst nachtheilige Aenderungen erfahren. Die glänzenden Waffenthaten Lothars hatten keinen bleibenden Erfolg gehabt: Apulien war von Roger zurückerobert und der Streit zwischen Kaiser und Papst über die Lehnshoheit damit gegenstandslos geworden. Dagegen hatte das Schisma im Januar 1138 durch den Tod Anaklets II. sein Ende erreicht: durch den Feuereifer Bernhards von Clairvaux für Innocenz II. gewonnen vereitelten die Römer den Versuch zu einem neuen Gegenpapstthum. Als aber der Papst trotz der abmahnenden Erinnerung an Leo IX. im Sommer 1139 selbst ins Feld rückte, um Roger, der bereits Campanien zum Theil occupirt hatte, zurückzuweisen, wurde er von demselben bei San Germano eingeschlossen und sah sich völlig in die Gewalt der glücklichen Normannen gegeben. Wieder knieten die siegreichen Abenteurer in scheinbar frommer Zerknirschung vor dem Papste, ihn als ihren Oberhirten ehrend und die Lösung vom Bann erflehend, während sie dem Hülflosen den ihnen genehmen Frieden aufnöthigten. Zu Mignano mußte Innocenz II. dem Sieger nicht nur Campanien bis zum oberen Garigliano überlassen, sondern ihm auch die Zugeständnisse erneuen, durch welche einst Anaklet II. den von ihm zum König erhobenen Roger für sich gewonnen hatte. Da aber der Häresiarch Anaklet II. für die Kirche nicht vorhanden war, man folglich auch nicht von ihm eingegangene Verpflichtungen anerkennen konnte, so stellte man mittels einer geradezu naiven Fälschung die Sache jetzt so dar, als ob das alles den Normannen bereits von Honorius II. in völlig rechtsgültiger und die Kirche bindender Form bewilligt worden wäre. Mit der Wahrheit, auch der historischen, hat es die römische Curie, wo es sich um ihren Vortheil handelte, eben niemals genau genommen. Sie that es um so weniger in diesem Falle, als sie so das unbequeme Mitbesitzrecht des Reichs auf Apulien los wurde: König Roger huldigte Innocenz II. für das Königreich Sicilien, das Herzogthum Apulien und das Fürstenthum Capua. Mit dem Frieden von Mignano vollzog die päpstliche Politik eine Wendung, welche den Bruch mit Konrad III. zur

unmittelbaren Folge zu haben drohte: denn unmöglich konnte die Curie zugleich mit den Deutschen und den Todfeinden der deutschen Herrschaft in Italien verbündet sein. Aber es lag nicht in der Natur König Konrads die Consequenzen daraus zu ziehen: er blieb dem Papstthum dienstbar, ja er sah in dem dem Papst aufgezwungenen normännischen Bündnis nur einen neuen Antrieb möglichst bald zur Rettung desselben nach dem Süden zu eilen. Eine große diplomatische Aktion wurde dazu eingeleitet: man unterhandelte ein Schutz- und Trutzbündnis mit dem oströmischen Kaiser Manuel, dem Komnenen, welches durch die Vermählung desselben mit Konrads Schwägerin Bertha von Sulzbach besiegelt wurde (1145). Aber immer neue Hindernisse stellten sich dem italienischen Zuge entgegen, immer wieder mußte Konrad auf die Mahnungen Bernhards von Clairvaux und der anderen Wortführer der hochkirchlichen Partei vertröstend antworten. Denn trotz einzelner Erfolge blieb seine Stellung unsicher und erlaubte ihm nicht sich aus dem Reiche zu entfernen.

Die ganze Zeit krankte an dem Widerspruch, der in der Kirche, der sie beherrschenden Macht, zu Tage trat. In den zwei Jahrzehnten, welche seit der Beendigung des Investiturstreites verflossen waren, hatte die Kirche, gefördert von dem allgemeinen Bedürfnis nach Ruhe und der Bereitwilligkeit, mit der nach so langer Zwischenzeit alle Welt sich ihren Einwirkungen hingab, eine ungeheure Macht über die Gemüther der Menschen und damit auch weitreichenden Einfluß auf die äußeren Verhältnisse derselben gewonnen. Das lehrt die Bedeutung, welche die Orden der Prämonstratenser und Cistercienser erlangten, die Rolle, die ein Norbert, ein Anselm von Havelberg, ein Otto von Bamberg und ein Vicelin spielen konnten und durch die sie weit hinaus über die eigentliche Sphäre ihrer Thätigkeit wirkten. Der vornehmste Repräsentant aber und der mächtigste Vorkämpfer dieser hochkirchlichen Richtung blieb der heilige Bernhard von Clairvaux, dem nichts in der Welt zu groß, aber auch nichts zu klein war, um nicht im kirchlichen Interesse darauf einzuwirken, damit er die Entwickelung in die von ihm gewünschte Richtung dränge. Zu keiner Zeit hat die biblische Sprache eine solche Macht besessen wie damals. Mag man den Absichten des Abtes von Clairvaux auch alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, man wird nicht leugnen können, daß er von unruhiger Thatenlust, geradezu fieberhafter Vielgeschäftigkeit erfüllt, überall die nach seiner Ansicht allein berechtigten, zum Gedeihen des Einzelnen und der Wolfahrt der Gesammtheit unentbehrlichen kirchlichen Gesichtspunkte den Menschen und den Verhältnissen aufzuzwingen trachtete. Indem er so, kein anderes Recht anerkennend, Staat und Gesellschaft, Wissenschaft und Politik der Kirche dienstbar machen wollte, lief die Lösung der Kirche von allen weltlichen Interessen und Rücksichten, die sein Ziel war, thatsächlich doch hinaus auf eine Verkirchlichung alles Weltlichen, auf die Verwandlung des menschlichen Lebens mit seiner unendlich bunten Mannigfaltigkeit in ein großes Kloster. Kam doch auch Bischof Otto von Freising, ein Sohn Leopolds von

Oesterreich und durch seine Mutter Agnes ein Enkel Heinrichs IV., der bei den Cisterciensern in Morimond den über sein ganzes Leben entscheidenden Impuls empfangen hatte, aus der Betrachtung der bisherigen Entwickelung der Menschheit zu dem trübseligen Ergebnis, Reich und Kirche verdienten nur noch unterzugehen: zur Strafe für das Unrecht, das er gethan, sei der Staat der Kirche, gegen die er anzukämpfen gewagt, erlegen; die gegenwärtige Alleinherrschaft der Kirche aber mit ihrem vielfachen weltlichen Elend sei nur die letzte Vorbereitungsstufe für den demnächst zu erwartenden Gottesstaat und die in ihm sich offenbarende Herrlichkeit des tausendjährigen Reiches; wer diesem großen Ereignis wolvorbereitet entgegengehen wolle, müsse sich in die Stille des mönchischen Lebens zurückziehen. So wurde es möglich, daß trotz ihrer harten Bedrängnis in Italien, trotz ihrer Hülflosigkeit in Rom, trotz ihrer inneren Gefährdung durch sektirerische Neigungen und aufgeklärte Opposition die Kirche damals eine fast unumschränkte Herrschaft über die Gemüther der Menschen ausübte. Schließlich aber war die Welt doch mit hochtönenden Phrasen, mochten sie auf die entzückten Hörer auch noch so berauschend wirken, nicht auf die Dauer zu regieren: wollte die Kirche die Welt beherrschen, wie sie als ihr Recht in Anspruch nahm, so mußte sie auch ihre Fähigkeit erweisen die Pflichten zu erfüllen, welche die Weltherrschaft auferlegte. Nun trat aber von allen der Christenheit gemeinsamen weltlichen Angelegenheiten keine so nachdrücklich in den Vordergrund wie die Frage nach der Zukunft des heiligen Landes. Durch die Ereignisse, von denen aus dem fernen Osten schreckliche Kunde kam, war der Bestand der christlichen Herrschaft in Palästina schwer bedroht; sah die Kirche dieselbe als ihr Werk an, so mußte sie auch für die Erhaltung derselben eintreten. Hier galt es den Beruf zur Weltherrschaft durch Thaten zu erweisen: daher nahm der heilige Bernhard die Idee eines neuen Kreuzzuges mit so himmelstürmender Energie auf und setzte seine ganze gewaltige Kraft daran, den widerstrebenden Verhältnissen eine neue Waffnung des christlichen Abendlandes gegen den Islam abzuringen. Nirgends aber waren dieselben einem solchen Unternehmen mehr entgegen als in Deutschland. Denn während Konrad durch die Unterstützung des mit seiner Halbschwester Agnes vermählten Polenherzogs Wladislaw gegen seine Brüder zwar die deutsche Hoheit über den innerlich zerrissenen Slavenstaat erneute, so entsprangen daraus doch auch weit aussehende Verwickelungen. Bereits im August 1146 mußte Konrad einen zweiten Zug nach Polen unternehmen, der höchst unrühmlich endete, da er seines verjagten Schwagers siegreiche Gegner Boleslaw und Miechslaw gegen Geld in ihren Stellungen belassen mußte. Inzwischen litt Baiern unter einer verwüstenden Fehde zwischen dem Regensburger Bischof und Herzog Heinrich; in Schwaben stritt Friedrich, des Königs Neffe, der zu Konrads den staufischen Familientraditionen widersprechender Politik in einen offenen Gegensatz gerieth, mit Konrad von Zähringen und rüstete Welf VI. zu einer neuen Erhebung, um Baiern zu gewinnen. Noch dauerte zudem im Westen die Fehde Adalberos von Trier mit Heinrich von

Namur fort, während die südöstliche Mark durch einen unglücklichen Krieg Heinrichs von Baiern und Oesterreich gegen König Geisa von Ungarn schwer zu leiden hatte. Alles dies mußte Konrad in Deutschland festhalten: da erschien Bernhard von Clairvaux, der an das Zustandekommen des von vielen als unzeitgemäß bekämpften Kreuzzuges seine ganze Kraft setzte, in Deutschland, that den wüsten Judenverfolgungen Einhalt, zu denen die Entfesselung des Glaubenseifers auch diesmal wieder geführt hatte, und riß Weihnachten 1146 zu Speier den König durch die berauschende Gewalt seiner Rede mit sich fort, so daß er, allen Erwägungen zum Trotz, sich das Kreuz anheften ließ. Wie ein Wunder erschien dieser Erfolg dem heiligen Bernhard selbst — die beste Kritik des verhängnisvollen Fehlers, den Konrad beging, indem er sich auf dieses Deutschland völlig fremde Abenteuer im fernen Osten einließ und darüber die für die Zukunft des Reiches wichtigsten Angelegenheiten aus dem Auge verlor.

Noch ehe Konrad Deutschland verlassen hatte, offenbarten sich die üblen Folgen. Die nord- und ostdeutschen Fürsten lehnten den Kreuzzug ab, indem sie treffend auf den unausgesetzten Kampf für den christlichen Glauben hinwiesen, den sie gegen ihre slavischen Nachbarn auszufechten hätten: ihre daheim nöthigen und nützlichen Kräfte wollten sie nicht in der Ferne zwecklos vergeuden. Es hieß seine Niederlage nur nothdürftig verhüllen, wenn Bernhard von Clairvaux darauf diesen Kampf gegen die heidnischen Slaven als einen Theil des großen Kreuzzuges gelten ließ und den Theilnehmern dieselben kirchlichen Vortheile auswirkte, welche den eigentlichen Kreuzfahrern zugesichert waren. Auch die welfische Selbstsucht glaubte den Augenblick nicht ungenutzt vorübergehen lassen zu dürfen: Heinrich der Löwe trat vor den König und forderte das Herzogthum Baiern zurück, indem er den Verzicht, den einst seine Mutter geleistet hatte, für ungültig erklärte. Ihm galt der Frankfurter Friede für zerrissen, seit der Tod seiner Mutter Gertrud ihn von jeder Rücksicht dem Stiefvater gegenüber befreit hatte. Wenn Konrad III. ihn auch vermochte, die Sache bis zu seiner Rückkehr von dem Kreuzzuge ruhen zu lassen, so war damit doch nur wenig gewonnen. Daß Konrad im Frühjahr 1147, inmitten der Rüstungen zum Kreuzzug, zu Frankfurt von den Fürsten die Wahl seines jungen Sohnes Heinrich zum Nachfolger durchsetzte, ließ den aufstrebenden Welfen eben nicht auf einen befriedigenden Ausgleich hoffen. Der allgemeine Landfriede, den der König dort gebot und verkünden ließ, stand daher von Anfang an auf unsichern Füßen.

Es ist bekannt, wie kläglich der zweite Kreuzzug scheiterte: weit über die ärgsten Befürchtungen hinaus rächte sich der Fehler, den Konrad III. begangen, an ihm, seinem Heer, aber auch dem Reiche und dem deutschen Volke. Selbst der Kreuzzug gegen die Slaven, zu dem sich die Fürsten des nordöstlichen Deutschlands, namentlich die Sachsens, mit einem dänischen Hülfsheer vereinigt hatten, nahm mit der vergeblichen Belagerung Demmins einen unrühmlichen Ausgang und setzte das Ansehen Deutschlands bei den glücklichen

Gegnern herab. Das Elend aber, in dem die deutsch-französische Expedition nach Syrien zu Grunde ging, traf zunächst mit vernichtender Schwere die Kirche und deren Leitung; insbesondere machte man Bernhard von Clairvaux dafür verantwortlich. Das traf nun freilich nur zum Theil zu, insofern die hierarchische Richtung der ganzen Zeit in dem Abt sich gleichsam verkörperte. Hatte dieselbe voll Zuversicht die Herrschaft über die Welt beansprucht und in dem zweiten Kreuzzug die politische und die militärische Leitung des christlichen Abendlands in ihre Hand genommen, um ihr Recht nicht nur, sondern auch ihre Befähigung zur Weltherrschaft zu erweisen, so bedeutete das klägliche Scheitern dieser Unternehmung den Zusammenbruch des hierarchischen Systems überhaupt. Alle Welt, Freund und Feind, erkannte, daß die Kirche dem Platze, den sie einzunehmen berechtigt sein wollte, nicht gewachsen war, daß den hochtönenden Phrasen, mit denen Bernhard von Clairvaux die erregten Gemüther der Menge gelenkt hatte, sein Können nicht im Geringsten entsprach, daß die Kirche also mehr unternommen hatte, als sie leisten, mehr versprochen hatte, als sie halten konnte. Diese Erkenntnis aber genügte, um den Bann zu brechen, in dem die Kirche die Welt und namentlich Deutschland gehalten hatte.

Hatte nun das Königthum Konrads III. von Anfang an auf dem ihm von der Kirche bereiteten Boden gestanden und den ihm durch seinen Ursprung angehefteten Charakter eines Pfaffenkönigthums mit trauriger Consequenz gewahrt und ausgebildet, so mußte es durch diesen Zusammenbruch seiner Schutzmacht natürlich selbst zu Fall gebracht werden. Noch ehe Konrad III. selbst heimgekehrt war, begann der Ansturm gegen seine nun unhaltbar gewordene Stellung. Welf VI. war aus Syrien über Sicilien und Rom nach Deutschland zurückgekehrt: dort erhielt er von König Roger, der Konrads III. längst geplanten Zug nach Italien hindern wollte, reiche Geldunterstützung; hier trat er mit der römischen Curie in Verbindung, die von Konrad zunächst nichts mehr zu hoffen hatte und in den Welfen die Macht der Zukunft zu erkennen glaubte. Aber erst 1150, als auch Konrad zurückgekehrt war, erhob Welf VI. Fehde um Baiern; da er jedoch losschlug, ohne die Aktion seines Neffen abzuwarten, wurde er von dem jungen König Heinrich, der durch die Kraft und Einsicht, womit er, von dem Erzbischof von Mainz berathen, die Regentschaft geführt, große Hoffnungen erweckte, bei Flochberg, einem festen Platz in der Nähe von Bopfingen, mit Uebermacht angegriffen und vollständig geschlagen; Welf selbst entkam mit genauer Noth der Gefangenschaft. Dennoch gelang es Herzog Friedrich III. von Schwaben, Konrads Neffen, der seinem am 6. April 1147 gestorbenen Vater in dem schwäbischen Herzogthum gefolgt war und dann an dem unglücklichen Kreuzzug mit hoher persönlicher Auszeichnung theilgenommen hatte, vermittelnd einzugreifen und einen Vergleich herbeizuführen, der dem Besiegten überaus günstig war. Gegen das Versprechen hinfort Ruhe zu halten, bekam Welf VI. die ihm bei Flochberg abgenommenen Gefangenen ausgeliefert und wurde obenein noch mit Renten und Gütern beschenkt.

Nun endlich hoffte Konrad seine Pläne in Betreff Italiens ausführen zu können. Mit Papst Eugen III. wurde deshalb unterhandelt; die Beziehungen zu dem griechischen Reiche wurden erweitert und befestigt: durch ein gemeinsames Vorgehen sollte der beiden Staaten gleich gefährliche Normanne Roger erdrückt werden. Wiederum aber wurde die Ausführung im entscheidenden Augenblick durch eine welfische Erhebung durchkreuzt: 1151 griff der Sachsenherzog von Neuem zu den Waffen. Die Macht desselben hatte sich in den letzten Jahren beträchtlich befestigt und erweitert. Eigenmächtig und gewaltthätig hatte Heinrich anderer Rechte unterdrückt, wo es seinen Vortheil galt. Gegenüber den neuen Bisthümern, welche aus der auch durch Erzbischof Hartwich von Bremen eifrig geförderten Mission unter den Slaven erwuchsen, zu ihrer Existenz aber seines mächtigen Schutzes nicht entbehren konnten, übte er mit Zustimmung des Papstes das Recht der Investitur und so sehr der Apostel der Holsaten und Stormarn, Vicelin, als er 1149 zum Bischof von Oldenburg erhoben war, sich sträuben mochte, auch er mußte sich darin dem Herzog schließlich fügen. Diese Erfolge Heinrichs verschärften aber den Gegensatz des Welfen zu seinem alten Nebenbuhler Albrecht von Brandenburg, der sich immer weiter überflügelt sah. Endlich lieferten die Thronstreitigkeiten, welche Dänemark zerrissen und mit traurigem Bürgerkrieg erfüllten, ohne daß der wiederholt um seinen Schiedsspruch angegangene deutsche König diesem Rufe Folge zu leisten im Stande war, auch das nordische Nachbarreich ganz unter den Einfluß des Sachsenherzoges, der schon damals im Norden eine beinahe königliche Stellung einnahm. Mit einem so starken Rückhalt glaubte derselbe den Kampf um Baiern aufnehmen zu können. Er begab sich nach den schwäbischen Gütern seines Hauses, um von dort aus in Baiern einzufallen. Konrad durchschaute den Plan; mit Umsicht und Thatkraft traf er alle Vorbereitungen, um dem Herzog zuvorzukommen und, während er denselben in Schwaben festhalten ließ, über Sachsen herzufallen und im Bunde mit den zahlreichen Neidern und Feinden der Welfen dessen Macht in ihrer Wurzel zu treffen und zu vernichten. Wenn man von beiden Seiten den Schein annahm, als ob man sich um einen Ausgleich bemühte und den gewaffneten Conflikt, wenn möglich, vermeiden wollte, so geschah dies nur in der Absicht, den Gegner zu täuschen. Ende November 1151 glaubte der König des Erfolges sicher sein zu können: während er den Herzog in Schwaben umstellen und alle Wege nach Norden bewachen ließ, brach er plötzlich mit den von seinen Bundesgenossen in Goslar bereit gehaltenen Mannschaften in Sachsen ein und marschirte geradeswegs auf Braunschweig. Aber ihm stand eine unliebsame Ueberraschung bevor: sein Gegner kannte, was man wider ihn plante, und fand listig Mittel, den ihm zugedachten Schlag zu pariren. Während er scheinbar in völliger Sorglosigkeit sich rüstete, mit den Seinen das Weihnachtsfest fröhlich in Schwaben zu begehen, machte sich Heinrich der Löwe mit nur drei Gefährten unter dem Schutz einer Verkleidung auf die winterliche Reise, täuschte glücklich die Wachsamkeit der von

Konrad aufgestellten Posten und kam wolbehalten nach Braunschweig, wo ihn die Seinen, durch den plötzlichen Angriff in große Bestürzung versetzt, mit Jubel und Freude empfingen. Konrads Plan war vereitelt; er hob die kaum begonnene Belagerung der welfischen Hauptstadt auf und kehrte eilig nach Süddeutschland zurück. Wenn nun auch die Gegner Heinrichs des Löwen den Kampf fortsetzten, so war doch von einer Zertrümmerung der welfischen Macht, wie sie Konrad eben geplant hatte, nicht mehr die Rede: aber Friede und Freundschaft zwischen Staufern und Welfen schienen nach diesem Vorfall unmöglich zu sein. Andere Umstände kamen hinzu, Konrads Lage zu erschweren: mit dem Tode seines talentvollen Sohnes, des Königs Heinrich, hatte Konrad theure Hoffnungen dahinsinken sehen; die gelöst gewesene Erbfolgefrage trat wieder in den Vordergrund: wie leicht konnte sie sich jetzt, wie einst nach dem Tode Heinrichs V. und Lothars zuspitzen zu einem Wettstreit zwischen Staufern und Welfen, und wie leicht konnte es dann geschehen,




Zwei Brakteaten von Heinrich dem Löwen (Silber).
Die Umschrift beider ergiebt † HEINRICVS LEO DVX. Die übrigen Buchstaben sind bedeutungslos und nur zur Raumfüllung vorhanden.

daß der rücksichtslos durchgreifende Heinrich der Löwe erreichte, was seinem Vater vom Glück versagt geblieben war! Das staufische Haus selbst stand nicht einmüthig zu Konrad III.: sein Neffe, der Schwabenherzog, der schon Welf VI. einen so günstigen Frieden ausgewirkt hatte, hielt es wenigstens insofern mit den Gegnern, als er von einer Zertrümmerung der welfischen Macht nichts wissen wollte, ja vielleicht schon damals selbst die Rückgabe Baierns an Heinrich den Löwen befürwortete. Und dazu kam nun die Misachtung, der das Königthum im In- wie im Auslande verfallen war. Gewaltthätige Selbsthülfe und verwüstende Fehde sprachen dem Friedensgebote des Königs Hohn. Heinrich von Sachsen lag mit dem Bremer Erzbischof um die Stader Grafschaft, mit Albrecht dem Bären um das Erbe des ermordeten Grafen von Plötzke und Winzenburg in Streit. Der Angriff des Ungarnkönigs Geisa auf Oesterreich war ungestraft geblieben und Konrads Schwager Wladislaw hatte die verlorene Herrschaft nicht wiedergewinnen können. Vergeblich riefen die in Dänemark um die Krone streitenden Prätendenten Knud und Sven den König um Entscheidung ihres Haders auf und verlangte Konrad von

schaft. Zuerst hatte sie sich in dem Gebiete des geistigen Lebens, in der Wissenschaft und insbesondere der Theologie und Philosophie erhoben. Von da griff sie dann sofort in das Gebiet des kirchlichen Lebens hinüber und machte den Versuch, ihre auf speculativem Wege gewonnenen Theorien praktisch zu verwerthen und den Klerus in Lehre und Leben danach umzugestalten. Aber auch in dem Gebiete des politischen und des nationalen Lebens war man müde, sich von Rom gängeln zu lassen und der Selbstsucht der Kirche, die nur große Worte hatte, aber die Thaten schuldig blieb, die eigene Wolfahrt zu opfern. Diese drei Richtungen der Opposition, welche bisher vereinzelt und unabhängig von einander ihren Weg gemacht hatten, wurden jetzt unwillkürlich zu einander geführt und zu einer einheitlichen Bewegung verbunden, die in gewaltigem Ansturm die von Bernhard von Clairvaux vertheidigte Stellung der Hierarchie angriff. Aus diesen Elementen entsprang dann weiterhin auch der Umschwung, der nach dem Tode Konrads III. in Deutschland eintrat und für das so tief entwürdigte Reich eine Zeit neuer Macht und neuen Glanzes einleitete.

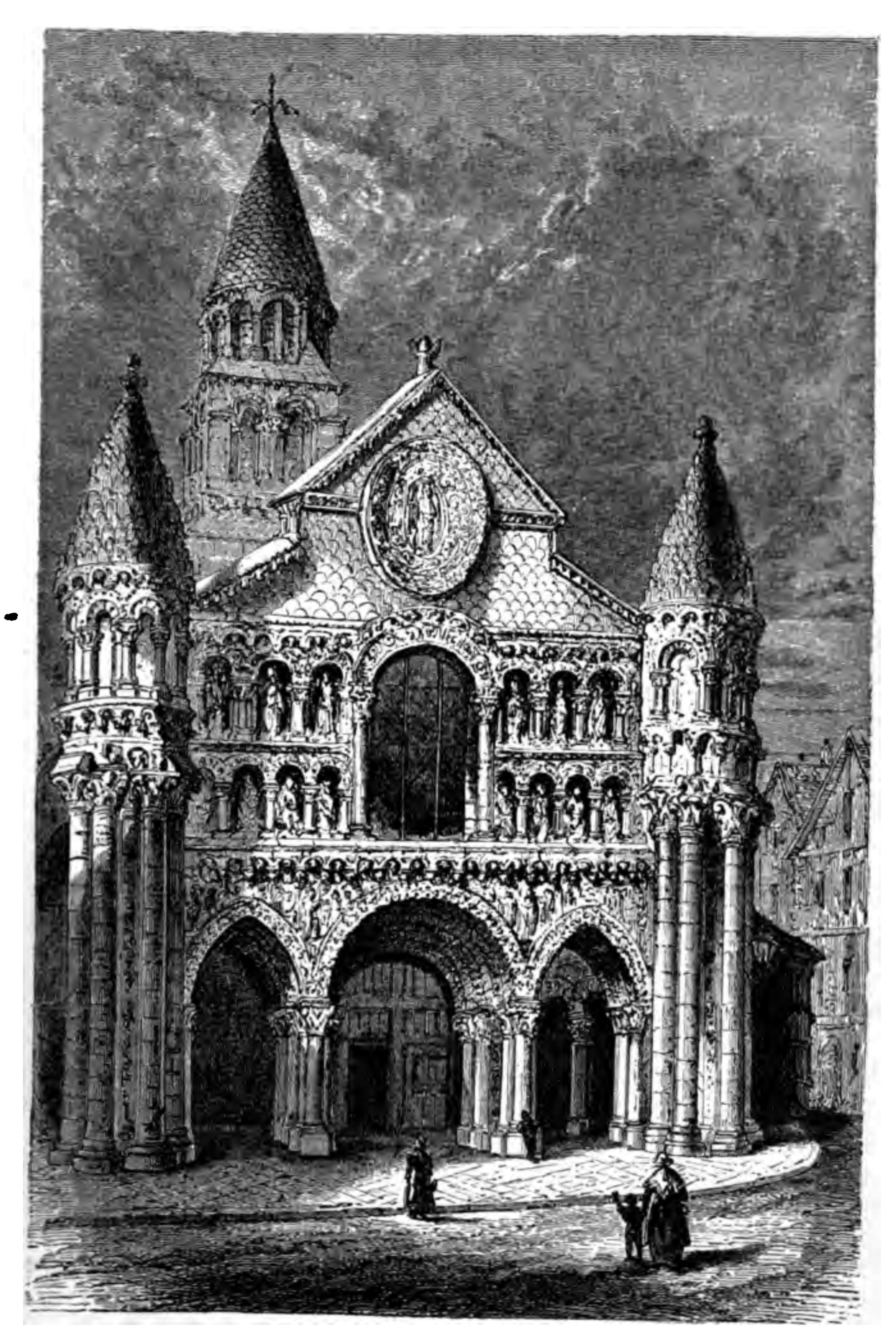
An der Spitze der antihierarchischen Bewegung im Gebiete des geistigen Lebens steht der gelehrteste und genialste Vertreter der Scholastik, Abälard (gest. 1142), der trotz des tragischen Geschicks, das schwere Verfolgung über ihn gebracht, mit sich gleichbleibender Kühnheit mit den Waffen der Vernunft und der Dialektik stritt für die Freiheit des Geistes. Man hat ihn den Schöpfer des christlichen Rationalismus genannt: denn er machte die Vernunft zur Richterin des Glaubens und wollte nur das Begriffene geglaubt sehen; er sah in dem Zweifel den Anfang aller Erkenntnis, von dem aus man erst zur Forschung und dann weiter zur Erkenntnis der Wahrheit aufstiege. Weniger allgemein anregend, aber mit entschiedenerer Polemik gegen die bestehende Kirche wirkte Peter von Bruys, der gegen die Kindertaufe eiferte, die Heiligkeit und Nothwendigkeit der Kirche bestritt, auch die Verehrung des Kreuzes und die Lehre von der Verwandlung angriff: 1124 hatte er seine Ueberzeugungstreue durch einen qualvollen Tod in den Händen des wüthenden Volkes besiegelt. Sein Schüler Peter von Clugny büßte sein Auftreten gegen die Verderbtheit des Klerus mit lebenslänglicher Kerkerhaft. In die Reihe dieser Vorkämpfer religiöser Aufklärung gehört ferner der Bischof



Königsfigur in einem Initial in einer Abschrift des Flavius Josephus. Kgl. Bibl. zu Stuttgart.

von Poitiers, Guibert de la Porée, welcher den Satz aufstellte, daß in natürlichen Dingen die Vernunfterkenntnis dem Glauben vorangehe, doch vorsichtig genug war einschränkend hinzuzufügen, daß das von theologischen Dingen nicht gelte, dennoch aber wegen seiner Zweifel an der Trinitätslehre verketzert und verfolgt wurde. Ja, diese Opposition gegen den herrschenden Zustand in der Kirche regte sich selbst in Kreisen, deren Rechtgläubigkeit über jeden Zweifel erhaben war, und fand in Männern ihre Vertreter, denen nichts ferner lag als irgendwelche häretische Neigung. Da erhob man sich gegen die von dem heiligen Bernhard vertretene Richtung, weil sie unter dem Vorwande der Entweltlichung der Kirche dieselbe thatsächlich immer tiefer in weltliche Dinge hineinziehe und dadurch ihren eigentlichen Aufgaben entfremde und zur Lösung derselben unfähig mache. So urtheilte namentlich Geroh von Reichersberg, der gelehrte Abt eines bairischen Klosters, der ähnlich wie einst Petrus Damiani gegen Hildebrand, gegen Bernhard eiferte als einen Verführer und Verderber der Kirche und, um die Geistlichen den Versuchungen der Welt zu entziehen, sie alle ohne Ausnahme am liebsten zu Mönchen gemacht hätte.

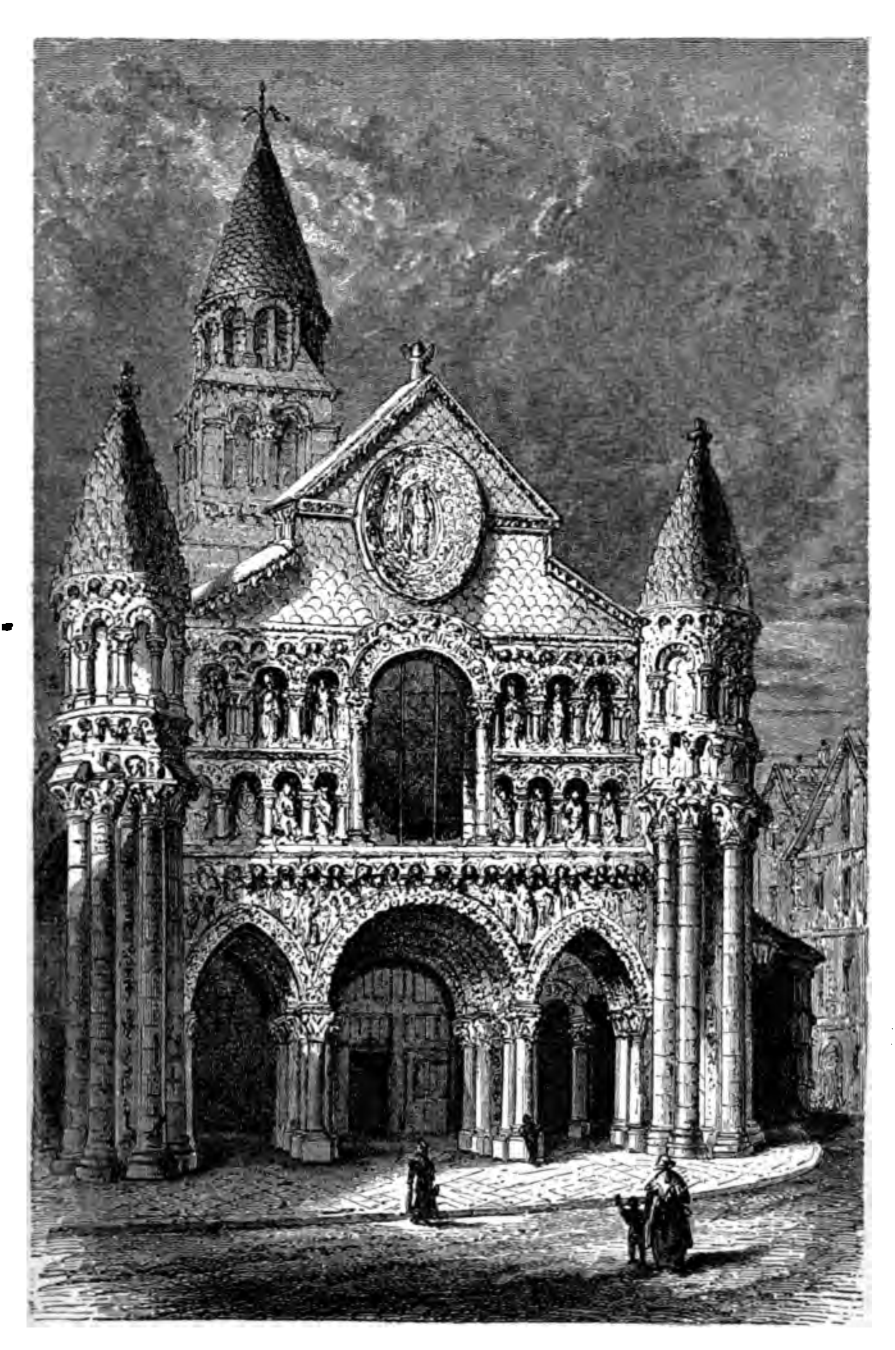
Wenn schon in strengkirchlichen Kreisen eine so bittere Kritik an der Kirche geübt und so ernste Reformforderungen erhoben wurden, so gingen natürlich die häretischen Genossenschaften damit noch viel weiter. Nicht blos innerlich löste man sich von dem Dogma der Kirche, man trennte sich auch äußerlich von derselben und errichtete besondere Kirchengemeinschaften, in denen Kultus, Leben und Sitte nach den häretischen Anschauungen gestaltet wurden. Damals gewannen die Paulicianer oder Bogomilen in den Donauländern eine allgemeine Bedeutung: mit ihrer Lehre von den zwei Grundwesen, dem guten und dem bösen, bringen sie ein den Anschauungen der Zeit äußerst zusagendes System zu neuer Geltung, indem sie nicht blos die Welt, sondern namentlich auch die sichtbare Kirche als eine Schöpfung des Bösen darstellen. Viel bedeutender noch war die Anregung, die von den Katharern ausging: unter diesem Namen begriff man eine Menge im Einzelnen vielfach von einander abweichender häretischer Gemeinden, die namentlich in Südfrankreich und Oberitalien so zahlreich waren, daß man die Zugehörigkeit jener Gebiete zu der katholischen Kirche beinahe in Zweifel ziehen möchte. Auch die katharische Lehre wurzelte in manichäischen Reminiscenzen und stellte dualistisch die Materie und die Körperwelt als Schöpfung des Bösen der menschlichen Seele entgegen, die von dem Guten geschaffen zu demselben zurückzukehren strebt. Die Katharer verwarfen die Sacramente und ersetzten sie durch einen Akt geistiger Weihe, der sich mit Handauflegung vollzog. Indem sie aber ihre Kirche nach dem Vorbild der christlichen Gemeinde des apostolischen Zeitalters organisirten, sich durch fromme Werkthätigkeit und makellosen Wandel auszeichneten, traten sie in den wirksamsten Gegensatz zu der vielfach entarteten Kirche der Zeit und machten dadurch unvermerkt für ihre Sache siegreiche Propaganda. In diese Zeit und diese Umgebung gehören auch die Anfänge der nachmals so bedeutenden Waldenser.



Der Dom zu Poitiers. 12. Jahrhundert.

von Poitiers, Guibert de la Porée, welcher den Satz aufstellte, daß in natürlichen Dingen die Vernunfterkenntnis dem Glauben vorangehe, doch vorsichtig genug war einschränkend hinzuzufügen, daß das von theologischen Dingen nicht gelte, dennoch aber wegen seiner Zweifel an der Trinitätslehre verketzert und verfolgt wurde. Ja, diese Opposition gegen den herrschenden Zustand in der Kirche regte sich selbst in Kreisen, deren Rechtgläubigkeit über jeden Zweifel erhaben war, und fand in Männern ihre Vertreter, denen nichts ferner lag als irgendwelche häretische Neigung. Da erhob man sich gegen die von dem heiligen Bernhard vertretene Richtung, weil sie unter dem Vorwande der Entweltlichung der Kirche dieselbe thatsächlich immer tiefer in weltliche Dinge hineinziehe und dadurch ihren eigentlichen Aufgaben entfremde und zur Lösung derselben unfähig mache. So urtheilte namentlich Geroh von Reichersberg, der gelehrte Abt eines bairischen Klosters, der ähnlich wie einst Petrus Damiani gegen Hildebrand, gegen Bernhard eiferte als einen Verführer und Verderber der Kirche und, um die Geistlichen den Versuchungen der Welt zu entziehen, sie alle ohne Ausnahme am liebsten zu Mönchen gemacht hätte.

Wenn schon in strengkirchlichen Kreisen eine so bittere Kritik an der Kirche geübt und so ernste Reformforderungen erhoben wurden, so gingen natürlich die häretischen Genossenschaften damit noch viel weiter. Nicht blos innerlich löste man sich von dem Dogma der Kirche, man trennte sich auch äußerlich von derselben und errichtete besondere Kirchengemeinschaften, in denen Kultus, Leben und Sitte nach den häretischen Anschauungen gestaltet wurden. Damals gewannen die Paulicianer oder Bogomilen in den Donauländern eine allgemeine Bedeutung: mit ihrer Lehre von den zwei Grundwesen, dem guten und dem bösen, bringen sie ein den Anschauungen der Zeit äußerst zusagendes System zu neuer Geltung, indem sie nicht blos die Welt, sondern namentlich auch die sichtbare Kirche als eine Schöpfung des Bösen darstellen. Viel bedeutender noch war die Anregung, die von den Katharern ausging: unter diesem Namen begriff man eine Menge im Einzelnen vielfach von einander abweichender häretischer Gemeinden, die namentlich in Südfrankreich und Oberitalien so zahlreich waren, daß man die Zugehörigkeit jener Gebiete zu der katholischen Kirche beinahe in Zweifel ziehen möchte. Auch die katharische Lehre wurzelte in manichäischen Reminiscenzen und stellte dualistisch die Materie und die Körperwelt als Schöpfung des Bösen der menschlichen Seele entgegen, die von dem Guten geschaffen zu demselben zurückzukehren strebt. Die Katharer verwarfen die Sacramente und ersetzten sie durch einen Akt geistiger Weihe, der sich mit Handauflegung vollzog. Indem sie aber ihre Kirche nach dem Vorbild der christlichen Gemeinde des apostolischen Zeitalters organisirten, sich durch fromme Werkthätigkeit und makellosen Wandel auszeichneten, traten sie in den wirksamsten Gegensatz zu der vielfach entarteten Kirche der Zeit und machten dadurch unvermerkt für ihre Sache siegreiche Propaganda. In diese Zeit und diese Umgebung gehören auch die Anfänge der nachmals so bedeutenden Waldenser.



Der Dom zu Poitiers. 12. Jahrhundert.

Aber so stark diese freiheitlichen Bewegungen innerhalb der Kirche waren, die Herrschaft der Hierarchie zu brechen hätten sie nicht vermocht ohne mächtige weltliche Bundesgenossen. Diese erstanden ihnen in der politischen und nationalen Opposition, die sich mit steigender Energie der Herrschaft Roms entgegenstellte. Von dem Wandel, der sich da vollzog und an die Stelle der nach dem Investiturstreit zunächst herrschenden Erschöpfung eine wachsende Thatenlust treten ließ, legte schon die Regierung Lothars III. Zeugnis ab, welche durch die Consequenz der Verhältnisse in eine ihrem Beginn und ihrer Bestimmung völlig widersprechende Bahn geleitet wurde. Konrad III. war deswegen so ruhm- und erfolglos geblieben, weil er sich dem erwachenden Geist der Selbständigkeit, in dem Deutschlands Fürsten und Volk sich der Bevormundung und Ausnutzung durch Rom entziehen wollten, kurzsichtig entgegenstemmte. Stolz und siegreich hatte sich dieses Freiheitsstreben auf nationaler Grundlage in Oberitalien bethätigt und in den blühenden lombardischen Communen und ihrer thatenlustigen und wehrkräftigen Bürgerschaft eine Macht geschaffen, deren Freundschaft oder Feindschaft für Reich und Kirche gleich entscheidend werden konnte. Aber auch in Rom hatte sich dieser Geist mächtig geregt, ja durch die Bedrängnis, in die er das von Konrad III. ohne die erbetene Hülfe gelassene Papstthum brachte, hatte er wesentlich dazu beigetragen den Bann zu brechen, in dem die Kirche trotz ihrer eigenen Ohnmacht die Welt bis dahin gehalten hatte. Seit Jahren war die ewige Stadt der Schauplatz einer Revolution, in der schließlich alle Elemente der Opposition sich zusammenfanden und die wissenschaftlichen und theologischen Gegner des Papstthums gemeinsam mit den praktisch kirchlichen Reformern und den Vorkämpfern der politischen und nationalen Freiheit gegen das Centrum des auf der Welt lastenden hierarchischen Systems anstürmten.

Ein schmerzlich empfundener Widerspruch bestand zwischen der Bedeutung Roms für die gebildete Welt und der Unfreiheit seiner Bürgerschaft, die ohne communale Selbstregierung unter der Willkürherrschaft adliger Consuln stand. Erst während des langjährigen Schismas zwischen Anaklet und Innocenz versuchte die römische Bürgerschaft sich nach dem Vorbild der lombardischen Communen neu zu gestalten. Im Jahre 1143 kam es zu einer Revolution: indem sich die Bannerschaften, in welche die Bürgerschaft nach den Quartieren der Stadt getheilt war, zu einer Commune zusammenthaten, stürzten sie das adlige Consulat und stellten, von dem niederen Adel unterstützt, einen demokratischen Senat an die Spitze der städtischen Regierung. Cölestin II. hatte dem unthätig zusehn müssen. Sein Nachfolger Lucius II. suchte im Bunde mit dem hohen Adel und König Roger von Sicilien seine Autorität gewaltsam herzustellen; deshalb sprach ihm die Volksgemeinde ausdrücklich jedes weltliche Herrscherrecht ab, und als er das Capitol berennen ließ, wurde er dabei selbst tödtlich verwundet. Deshalb mied sein Nachfolger Eugen III. Rom zunächst und residirte in Viterbo, während Rom der Schauplatz eines kleinen Krieges blieb, in dem schließlich St. Peter selbst zur Festung

wurde. Weiter schafften die Römer auch die kaiserliche Stadtpräfektur ab, der erste Schritt, um auch der kaiserlichen Herrschaft über die Stadt ein Ende zu machen. In dieser Zeit nun trat an die Spitze der römischen Bewegung ein Mann, der durch seine kirchliche Irrlehre und durch seine ernsten Versuche zur Besserung des Lebens der Geistlichkeit der päpstlichen Partei seit Jahren bitter verhaßt war und der nun mit Hülfe der demokratisch organisirten Römer seine kirchlichen und politischen Ideale zu verwirklichen dachte, Arnold von Brescia, der Schüler und Freund Abälards, der Todfeind des heiligen Bernhard. Im Gegensatz zu Bernhard, der als der vornehmste Repräsentant der hochkirchlichen Richtung das Wesen derselben nicht blos eifriger, sondern auch wirksamer und charakteristischer zum Ausdruck brachte als selbst die von ihm beeinflußten und zum Theil geleiteten Päpste, bezeichnet Arnold von Brescia gleichsam den andern äußersten Pol in der Entwickelung des kirchlichen Lebens jener Zeit. Seine vielbewegte Laufbahn, die schließlich tragisch endend doch manche bleibende Spur zurückgelassen hat, bewegte sich mitten in dem Widerstreit feindlicher Elemente, der das geistige, kirchliche, sittliche und politische Leben jener Zeit erfüllte und noch vergeblich nach einer befriedigenden Lösung rang.

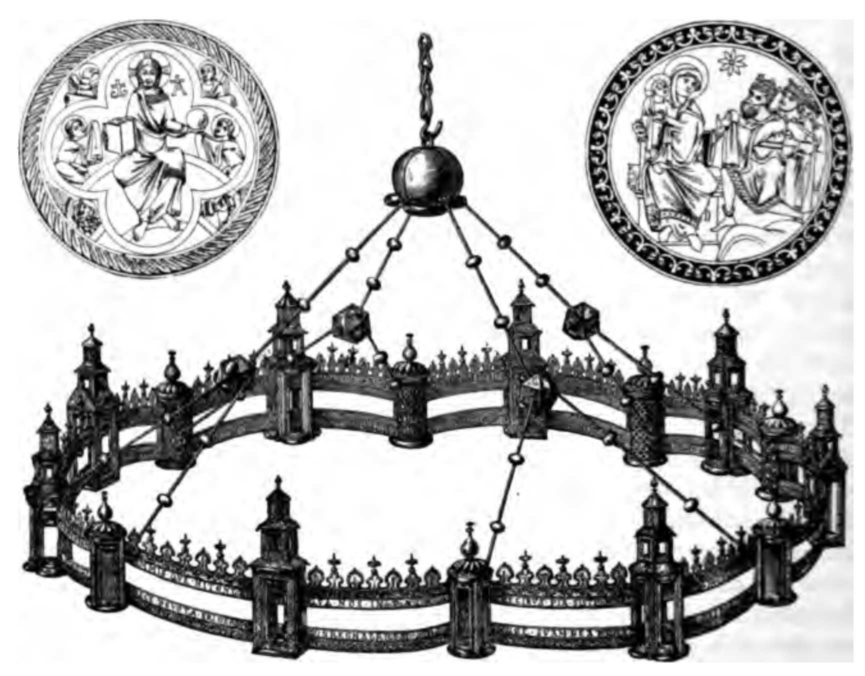
In der Stadt, nach der er sich nannte, geboren, trat Arnold in den geistlichen Stand; in Paris saß er zu den Füßen Abälards und schloß sich diesem sowol in Bezug auf die Lehre wie namentlich auch persönlich besonders innig an; zum Priester geweiht wurde er Propst des Stiftes der Augustiner-Chorherren in seiner Vaterstadt. Schon damals erregte er durch seine Lehre Aufsehen: er forderte von den Geistlichen apostolische Armut, und es wird von ihm gerühmt, daß er diese in seinem eigenen Leben bethätigte. Im Zusammenhang damit wird es geschehen sein, daß Arnold an dem Aufstande theilnahm, durch den die Bürger von Brescia, das Beispiel der anderen lombardischen Communen nachahmend, die bischöfliche Herrschaft von sich abschüttelten. Deshalb vor dem Laterançoncil im Frühjahr 1139 angeklagt wurde er seines Amtes entsetzt und in die Verbannung geschickt; er mußte sich eidlich verpflichten, nicht ohne ausdrückliche Erlaubnis des Papstes nach Italien zurückzukehren. Arnold ging nach Frankreich: er wohnte der Synode zu Sens (1140) bei und wird wol auch an der berühmten Disputation zwischen Bernhard von Clairvaux und Abälard theilgenommen haben. Wenigstens ist der Abt seit jener Zeit ein leidenschaftlicher Feind Arnolds und ruht und rastet nicht in der Verfolgung desselben: den Schildträger Goliaths — Abälards — nennt er ihn; er warnt vor ihm als der „Biene Italiens“. Innocenz II. bot Bernhard gern die Hand zur Vernichtung des gefährlichen Freidenkers und Reformators: die Verbannung desselben wurde erneut, seine Gefangennahme und die Verbrennung seiner Schriften anbefohlen. Dennoch setzte Arnold seine Lehrthätigkeit in Paris selbst fort: wo bisher sein Meister und Freund Abälard gelehrt hatte, auf dem Berge der heiligen Genoveva, versammelte er begeisterte Schüler. Der Gegensatz zu dem verweltlichten Klerus

muß auch damals in seinem Wirken besonders hervorgetreten sein. Denn man gestand zu, daß seine Lehre mit dem Evangelium in Einklang stehe, aber dem Leben, den einmal bestehenden Verhältnissen widerspreche. Insbesondere wandte sich Arnolds strafender Eifer gegen die Habgier der Bischöfe und die verderbliche Ehrsucht des Abtes von Clairvaux. Großen Anhang gewann er mit solchen Lehren freilich nicht: nur wenige und arme Schüler sammelten sich um ihn. Schließlich aber erwirkte der heilige Bernhard bei König Ludwig VII. die Verweisung des Häretikers aus Frankreich. Arnold entwich nach der Schweiz und setzte dort seine Predigt fort; Spuren ihrer Wirkungen sind in der Folgezeit bis nach Schwaben hinein verfolgbar. Aber auch dort wurde er von dem Haß Bernhards aufgespürt: derselbe warnte den Bischof von Konstanz vor dem Ketzer und rieth ihm, sich seiner zu bemächtigen und ihn hinter Kerkermauern unschädlich zu machen. Dennoch fand Arnold schließlich mächtige Fürsprecher, durch deren Vermittelung er sogar seinen Frieden mit der Kirche machte. Der Cardinaldiakon Guido, der 1143—45 als päpstlicher Legat in jenen Landschaften thätig war, ein Studiengenosse Arnolds von Paris her, nahm sich seiner an, schützte ihn gegen den Eifer Bernhards und nahm ihn 1145 mit nach Italien. Dort nahm ihn Eugen III., nachdem er in Viterbo Buße gethan hatte, wieder in die Gemeinschaft der Kirche auf. Zunächst lebte Arnold nun in der Stille zu Rom. Als aber die Wogen der communalen Revolution immer höher gingen und der Sieg der Demokratie über das Papstthum für eine kühne Reformthätigkeit günstige Aussichten eröffnete, da litt es Arnold nicht in der unfreiwilligen Unthätigkeit und er begann wiederum freimüthiger zu lehren und zu predigen. Als dann Eugen III. gar nach Frankreich entwich, da kehrte er ganz zu seiner alten agitatorischen Thätigkeit zurück, die jetzt nur noch eine stark nationale und politische Färbung erhielt. Daß er Erfolg hatte und Anhänger gewann, lehrt ein Schreiben Eugens III. an die Römer, worin er erklärt, er könne zu dem, was dort vorgehe, nicht länger schweigen, da selbst Geistliche durch die Irrlehren Arnolds von Brescia auf Abwege geleitet würden. Nicht lange danach wurde Arnold zum zweitenmale als Häretiker excommunicirt. Die römische Bewegung aber trat in ein neues Stadium ein, indem sich die kirchliche Reformtendenz und die national-politische Opposition mit einander verbanden. Arnold schloß ein förmliches Bündnis mit dem demokratischen Senat und dem Volk der ewigen Stadt, in deren Dienst und unter deren Schutz er seine Predigt gegen die Gebrechen der Kirche fortsetzte. Vergeblich verlangte die Curie die Auslieferung des immer kühneren Ketzers: nicht blos gegen die Cardinäle und gegen den Papst eiferte derselbe, er sprach den lauschenden Römern namentlich auch von der Unfreiheit Roms. Wie Arnold diese zu beseitigen dachte, vermögen wir nicht mit Bestimmtheit zu sagen; aber vermuthen können wir wenigstens die allgemeine Richtung seiner Entwürfe aus einem auf uns gekommenen Schreiben, das, wie es scheint, aus den die kirchliche und politische Agitation in Rom leitenden Kreisen an Konrad III. gerichtet wurde. Konrad wird darin aufgefordert, sich

mit dem römischen Volke zu verbinden; dann würde nie mehr ein Papst gegen seinen Willen eingesetzt werden und die Welt würde nicht mehr durch Priester in Krieg und Blutvergießen gestürzt werden. Konrad III. ließ natürlich diesen Antrag unbeachtet; für seine ganze Sinnesart war eine solche Parteinahme unmöglich. Aber da aus Deutschland auch keine Hülfe kam, bequemte sich Eugen III. schließlich zu einem Vergleiche, durch den er die neue Ordnung der Dinge in Rom anerkannte und die vom Volke eingesetzten Behörden seinerseits bevollmächtigte. Von einem weiteren Verfahren gegen Arnold von Brescia war nun auch nicht die Rede, derselbe blieb neben dem Papste unangefochten in Rom. Das aber war ein auf die Dauer unhaltbares Verhältnis: schon im Frühjahr 1150 erneute sich der Conflikt und Eugen III. mußte die Stadt wiederum verlassen.

Diese Zustände innerhalb der Kirche und ihre Einwirkung auf Italien und Rom auf der einen, auf das durch Konrads III. Regierung so schwer geschädigte Deutschland auf der andern Seite verliehen der Erledigung des deutschen Thrones zu Beginn des Jahres 1152 eine ganz besondere Bedeutung. Die Gegner der eigentlich von allen verurtheilten Politik Konrads hatten von vornherein das Uebergewicht und verliehen der Empfehlung des Schwabenherzogs Friedrich III. durch den sterbenden König selbst ein entscheidendes Gewicht. Denn schon die Persönlichkeit dieses Throncandidaten gab eine Bürgschaft für die Herstellung des inneren Friedens durch die Begleichung der welfisch-staufischen Differenzen. Längst war der Schwabenherzog in dieser Richtung thätig gewesen: seiner Vermittelung dankte Welf VI. seine Rettung nach der Niederlage bei Flochberg, und auch zu Heinrich dem Löwen scheint er trotz des scharfen Conflikts, in den der junge Welfe mit dem König gerieth, in freundschaftlichen Beziehungen gestanden zu haben. Dazu kam die glänzende kriegerische Bewährung Friedrichs: seit dem Kreuzzuge war sein Name in aller Munde, denn mehr als einmal verdankte das Heer seiner Tapferkeit und Umsicht die Rettung aus schwerer Bedrängnis. Vornehmlich aber fiel noch ein Anderes für Friedrich in die Wagschale, seine Unabhängigkeit gegenüber der Kirche, die ihn als einen würdigen Erben salischen Geistes erscheinen ließ und die Sicherheit bot, daß die Rechte und Interessen des Reiches nicht mehr den Ansprüchen der Hierarchie schutzlos preisgegeben sein würden. Dazu kam nun noch die stattliche, ritterliche und wahrhaft fürstliche Erscheinung des Schwabenherzogs, die ihm aller Sympathien gewann und ihn in den Augen des Volkes zu einer besonders glücklichen und glänzenden Verkörperung des Königthums machte. Ohnmächtig stand die hochkirchliche Partei diesem unwiderstehlichen Zuge der öffentlichen Meinung gegenüber: solche Künste, wie sie bei Lothars und bei Konrads Wahl geübt waren, konnten jetzt nichts verfangen. Daß Heinrich der Löwe und die welfische Partei, mit Friedrich wol schon seit längerem in förmlichem Einverständnis, für dessen Wahl eintraten, nahm päpstlichen Intriguen jede Aussicht auf Erfolg. Nur Erzbischof Heinrich von Mainz scheint eine Gegenwirkung versucht zu haben,

sei es im hierarchischen Interesse, sei es aus persönlichen Gründen. Andrerseits aber waren Arnold von Köln und Hillin, der zum Nachfolger Adalberos auf dem Trierer Erzstuhl erwählt war, eifrigst für Friedrich thätig, der selbst gleich nach Konrads Tod mit den Bischöfen von Bamberg und Würzburg in Verbindung getreten war. Auch der deutsche Episkopat war der Abhängigkeit müde, in die er durch Bernhard von Clairvaux, durch Norbert und ihre Gesinnungsgenossen dem hierarchischen Papstthum gegenüber gebracht worden war: nicht blos bei den Laienfürsten und dem kriegerischen Adel, auch in



Kronleuchter; Votivgabe von Kaiser Friedrich dem Rothbart an den Dom zu Aachen.
In den Thürmchen waren ehemals getriebene Bildwerke (in der Art der beiden Medaillons) enthalten, von denen indeß nur wenige noch vorhanden.

dem deutschen Klerus regte sich ein neuer Geist, machte sich eine stolze nationale Gesinnung geltend. So blieben des Mainzers Machinationen vergeblich: am 4. März 1152, nach einem ungewöhnlich kurzem Interregnum also, wurde Friedrich III. von Schwaben in Frankfurt einstimmig zum deutschen König gewählt. Am 9. empfing er in Aachen die Krönung.

Zweierlei war es, was die neue Regierung zu der vorigen von Anfang in einen scharfen Gegensatz brachte und den epochemachenden Umschwung erkennen ließ, der mit dem Thronwechsel in der deutschen Politik eingetreten war. Die Welfen, deren Vernichtung das vornehmste Streben Konrads III.

gegolten hatte, standen dem Throne des neuen Königs zunächst und wurden von Anfang an in fast demonstrativer Weise als die vornehmste Stütze desselben geehrt. Dem Papstthum aber trat Friedrich I. mit stolzer Unabhängigkeit entgegen und ließ dasselbe deutlich erkennen, daß es nur gegen entsprechende Zugeständnisse Hülfe in seinen vielfachen Nöthen von ihm zu hoffen habe. Wie gründlich sich die Zeiten gewandelt, mußte dem bestürzten Eugen III. klar werden, als er vernahm, daß die Notification der geschehenen Wahl nicht blos an ihn, sondern auch an das römische Volk und den republicanischen, von dem Häretiker Arnold von Brescia beeinflußten Senat ergangen sei. Ein neuer Geist war mit Friedrich in das deutsche Königthum eingezogen: dasselbe war sich nicht blos seiner Rechte und Pflichten, sondern auch seiner Kräfte wieder bewußt geworden; das Reich, allzu lange von Geistlichen nach kirchlichen Gesichtspunkten gegängelt, kam wieder in die Hand des sich thatkräftig aufraffenden Laienelementes und sollte endlich wieder nach rein staatlichen, nationalen Gesichtspunkten seinen Weg bestimmen. Die Idee des Kaiserthums, in den trüben Zeiten Konrads verblaßt und vergessen, trat mit neuem Glanze hervor: sie erfüllte und beherrschte vor allem die hochstrebende Seele des neuen Königs, dessen gesammte Politik, die innere sowol wie die äußere, die Verwirklichung des allzu lange vergessenen Ideals kaiserlicher Weltherrschaft als Ziel erfaßte. Noch aber fehlten die sicheren Grundlagen dafür; sie mußten in dem vielfach gespaltenen Reiche erst geschaffen werden. Es galt für den neuen Herrscher zunächst, einen sichern Frieden im Innern Deutschlands zu begründen durch endgültige Ausgleichung des verhängnisvollen Zwistes mit den Welfen, dann das tief gesunkene Königthum so zu heben und zu stärken, daß es über die Kräfte des gesammten Reiches frei verfügen konnte. Demnächst mußte der deutsche Name den Nachbarreichen gegenüber wieder zu Ehren gebracht, mußten Dänemark und Polen, Böhmen und Ungarn unter die deutsche Herrschaft oder wenigstens unter den deutschen Einfluß als den maßgebenden gebeugt werden. Die Aktion aber zur Erneuung der Kaiserherrschaft konnte nicht eher mit Aussicht auf Erfolg begonnen werden, als eine dem hohen Kampfpreis entsprechende starke Streitmacht zu rückhaltlosem Dienste für das Kaiserthum gewonnen war. Der Verlauf der Regierung Konrads III., die Anfänge Lothars, die große Krisis des Reiches unter Heinrich IV. und V. hatten zur Genüge gezeigt, daß bei dem deutschen Fürstenthume, das auf dem Wege zur Territorialhoheit schon so große Fortschritte gemacht hatte, wenig Neigung vorhanden war eine Kaiserpolitik, wie die Ottonen und die ersten Salier, zuletzt Lothar sie verfolgt hatten, auf die Dauer und etwa gar mit eigenen Opfern zu unterstützen. Diese Stimmung mußte überwunden werden, und sie konnte nach Lage der Dinge kaum anders überwunden werden als durch weitere Zugeständnisse an die fürstliche Selbstherrlichkeit auf Kosten der königlichen Macht selbst. Der Lösung dieser dreifachen Aufgabe galten die ersten Jahre der Regierung Friedrichs I. Die Planmäßigkeit und Vorsicht, mit welcher der König dabei verfährt, ebenso

wie die Entschiedenheit und Thatkraft, mit der er das einmal Gewollte hinausführt und den widerstrebenden Verhältnissen abringt, geben nicht blos seiner staatsmännischen Kunst ein glänzendes Zeugnis, sondern befestigten die verehrende Achtung seiner Anhänger und Freunde und beugten die anfänglichen Gegner unter seine erstarkende Herrschaft.

Gleich der erste Reichstag, den Friedrich im Mai 1152 in Merseburg hielt, brachte das Königthum zu neuer Geltung. Dort schlichtete Friedrich den dänischen Thronstreit, indem er Svend, der sich namentlich auf den Erzbischof Hartwich von Bremen stützte, als König anerkannte und mit Dänemark belehnte, denselben zugleich aber anhielt, seinen Nebenbuhler Knud, den Schützling des Sachsenherzogs, mit Seeland zu belehnen und auch seinem hoffnungsvollen Vetter, dem jungen Waldemar, des ermordeten Knud Laward Sohn, ein Theilfürstenthum einzuräumen. Mit Berthold von Zähringen, dem Sohne Konrads, der seine Rechte auf das westlich vom Jura gelegene Burgund nicht hatte zur Anerkennung bringen können, schloß der König einen Vertrag, der auch diesen Gegner an ihn fesselte durch die Zusage thatkräftiger Hülfe zur Gewinnung des ihm angewiesenen Landes. Auch in allen anderen Theilen des Reiches, die er dann durchzog, fand Friedrich willigen Gehorsam. Nur der Böhmenherzog weigerte sich zur Leistung der Huldigung vor ihm zu erscheinen. Ein Jahr nach seiner Wahl kam Friedrich auf diesem Königsritt an die schönen Gestade des Bodensees und hielt in Konstanz längere Zeit Hof. Dort fanden wichtige Verhandlungen mit der römischen Curie statt. Friedrichs entschlossene Haltung, welche sofort erkennen ließ, daß er der Kirche nicht unbelohnt dienen, sondern mit ihr nur als Macht zu Macht verhandeln wollte, hatte auf Eugen III. und die Cardinäle, die noch immer fern von dem rebellischen Rom weilen mußten, tiefen Eindruck gemacht: ließ doch die Anzeige der Wahl an den Senat der Römer ahnen, was Friedrich, kam man ihm nicht entgegen, zu thun entschlossen sei. So klangen denn die Aufträge, welche die in Konstanz erscheinenden päpstlichen Gesandten überbrachten, ganz anders, als man das in letzter Zeit gewohnt gewesen war. Auf Grund derselben wurde am 13. März 1153 zwischen Friedrich und der römischen Curie ein Vertrag geschlossen, der als der erste große Sieg der neuen staufischen Politik gelten konnte: denn er befreite das Königthum von der unrühmlichen Dienstbarkeit dem Papstthum gegenüber und stellte es als eine unabhängige, von der Kirche als ebenbürtig anerkannte Macht an dessen Seite. Während der König versprach mit Sicilien keinen Frieden ohne Zustimmung der Curie einzugehen, das auffässige Rom unter die Herrschaft des Papstes zurückzuführen und den Besitzstand des heiligen Petrus streng zu respektiren, sagte ihm Eugen III. die Kaiserkrone zu und verhieß gegen seine Widersacher mit Bann und Interdikt einzuschreiten. Die Art, in der Friedrich die augenblickliche Verlegenheit der Curie ausnutzte, brachte vollends allen Vortheil aus diesem Vertrag auf seine Seite; denn die Kirche, um des Kaisers Gunst zu werben genöthigt, mußte ihm geradezu

zur Förderung seiner besonderen Zwecke dienen: sie mußte seine kinderlose Ehe mit Adelheid von Vohburg scheiden und einige anstößige Persönlichkeiten aus dem deutschen Episkopat entfernen, namentlich Heinrich von Mainz, der wegen Verschleuderung des Mainzer Kirchengutes abgesetzt, zugleich seinen Widerstand gegen Friedrichs Wahl büßte.



Siegel von Kaiser Friedrich I.

Der Kaiser auf einem Stuhle mit gebogener, perlenbesetzter Rücklehne; zu den Seiten zwei Säulen mit Rundbogen, oben mit einer Kugel bedeckt. Von der spitz zulaufenden Krone hängen Perlenschnüre herab. Obergewand und der das Unterkleid, die Tunica, zusammenhaltende Gürtel sind mit Edelsteinen besetzt. In der Rechten das Liliensceptер, in der Linken Reichsapfel mit Kreuz. Umschrift: † FREDERIC DEI GRA ROMANOR. IMPERTOR AVGS. (Nach Heffner.)

Auch die Frage der Investitur und der Verfügung über die Bisthümer trat sofort in ein neues Stadium. Von einem Aufgeben der dem König aus dem Wormser Concordat erwachsenden Rechte oder auch nur von einem Verzicht auf die Uebung derselben war hinfort nicht mehr die Rede. Vielmehr versuchte Friedrich bald die Theorien praktisch zur Geltung zu bringen, welche die eifrigen Vertreter des kaiserlichen Standpunktes als angeblichen Inhalt des Concordats in Umlauf gesetzt hatten. Denn als es bei der Neu-

besetzung des Magdeburger Erzstuhls zu einer zwiespältigen Wahl kam, beanspruchte Friedrich das Recht der Entscheidung zwischen den streitenden Theilen und setzte demgemäß den ihm nahe verbundenen Bischof Wichmann von Zeitz-Naumburg zum Administrator Magdeburgs ein. Unterstützt von dem königlichen Einfluß brachte dieser es dann dahin, daß bei der Neuwahl von beiden frühern Candidaten abgesehn und er selbst zum Erzbischof erhoben wurde. Die Curie erhob gegen das zweifellos unrechtmäßige Verfahren energisch Einsprache, drang damit aber nicht durch, denn fast ausnahmslos stellte sich der deutsche Episkopat auf die Seite Friedrichs, so daß Wichmann seinen durch bedenkliche Mittel gewonnenen Platz schließlich behauptete. Auch den italienischen Angelegenheiten gegenüber begann eine energischere Politik. Aber während schon 1153, als Friedrich in Konstanz weilte, Gesandte Lodis erschienen waren, um Hülfe gegen die Gewaltthaten Mailands zu erbitten, konnte Friedrich Deutschland doch nicht verlassen, bevor er dort die Ordnung und den Frieden vollends gesichert hatte. So blieb die römische Revolution ungestraft und Roger von Sicilien konnte sich weiter ausbreiten, während Friedrich sich vornehmlich der welfischen Hülfe zu versichern trachtete, indem er die baierische Frage wol den Zusagen gemäß ordnete, die er Heinrich dem Löwen früher gegeben hatte. Der Widerstand Heinrichs von Oesterreich, der jeden Vergleich ablehnte, verzögerte den Abschluß und Friedrich wußte endlich auf einem Tage zu Goslar im Juni 1154 einen Rechtsspruch der Fürsten zu veranlassen, welcher Baiern als dem Sachsenherzog gebührend anerkannte. Die Vollstreckung desselben aber mußte er auf eine spätere Zeit vertagen, um nun endlich die Fahrt nach dem Süden anzutreten, zu der der Hülferuf des bedrängten Papstes und die Klagen der kleineren lombardischen Städte über die Uebergriffe Mailands immer dringender mahnten. Hatten die Mailänder doch die abmahnenden Boten des Königs mit Hohn und Spott davongejagt.

Der Unfertigkeit der deutschen Zustände entsprach es, daß Friedrich, als er im Oktober 1154 nach Italien aufbrach, so geringe Mannschaft mit sich führte, daß ein durchschlagender Erfolg überhaupt nicht zu erwarten war und es sich von vornherein nicht um vielmehr als eine Recognoscirung handeln konnte. Denn mit 1800 Rittern war weder gegen die aufsässigen Mailänder, noch gegen die Römer, noch endlich gegen den Normannenkönig etwas auszurichten. Von Heinrich dem Löwen, der in der Zuerkennung Baierns den Lohn für seine Hülfe bereits zum Voraus erhalten hatte, und dem bairischen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach begleitet, erreichte Friedrich Ende Oktober vom Brenner herabsteigend die lombardische Ebene. Bei Piacenza auf den Roncalischen Feldern hielt er die seit Heinrich V. übliche Heerschau der deutschen und italienischen Vasallen und begann dann, da Mailand trotz der von allen Seiten vorgebrachten Klagen in seinem Trotze beharrte, die Feindseligkeiten gegen die mächtige Stadt durch Verwüstung ihres Gebietes und Brechung ihrer Burgen. Durch den Anschluß der mit Mailand verfeindeten

Städte, namentlich Lodis und Pavias, dann Comos und Novaras und des Markgrafen von Montferrat verstärkt, belagerte er den Winter hindurch das kleine Tortona, das die geforderte Lossagung von Mailand und den Anschluß an Pavia verweigert hatte, und brachte es endlich Ostern 1155 zur Uebergabe; die Stadt büßte ihren Widerstand mit völliger Zerstörung. Dann zog Friedrich durch Tuscien auf Rom. Dort hatte sich die Lage inzwischen geändert. Der Nachfolger Eugens III., der milde und versöhnliche Anastasius IV., war gestorben und am 4. December 1154 durch den starren und eifrigen Hadrian IV. ersetzt worden, einen Engländer von streng hierarchischem Denken. Durch das Interdikt hatte dieser die rebellischen Römer zur Unterwerfung gezwungen; Arnold von Brescia hatten sie ausgewiesen. Aber der erneute Krieg mit den Normannen verlief unglücklich und König Wilhelm drang bereits siegreich in Campanien vor. So erwünscht Hadrian IV. unter diesen Umständen die Ankunft des deutschen Königs war, so mistraute er doch den Absichten Friedrichs und entschloß sich erst nach längerem Verhandeln den Konstanzer Vertrag zu erneuen. Auf dem Wege nach Rom, bei Nepi, trafen dann beide zusammen: fast wäre auch da noch das eben gewonnene Einverständnis an einem Streit über die Ceremonie des Bügelhaltens gescheitert, die Hadrian IV. von Friedrich geleistet haben wollte, dieser aber anfangs verweigerte und erst zugestand, als man ihm das Alter des Brauchs glaubwürdig dargethan hatte. Doch schwand Hadrians Mistrauen, als Friedrich ihm ein sicheres Unterpfand seiner Bundestreue gab, indem er Arnold von Brescia seinem Schicksal überlieferte. Aus Rom ausgewiesen war dieser nach Toscana geflohen und dort in die Hände des Cardinals Oddo von Brescia gefallen, aber durch die mit der Curie verfeindeten Visconti von Campagnatico befreit und auf ihren Burgen in Sicherheit gebracht worden. Diese nun zwang Friedrich zur Auslieferung ihres Schützlings, übergab ihn dem päpstlichen Stadtpräfekten, und auf dessen Befehl endete der Reformprediger und politische Agitator als notorischer Ketzer ohne weiteres gerichtliches Verfahren auf dem Scheiterhaufen. Damit aber war eine Verständigung Friedrichs mit den Römern unmöglich geworden und es blieb dem König nur der Bund mit der Curie. Am 17. Juni kam das Heer und in seinem Geleite der Papst vor Rom an. Gleich am folgenden Tage wurde die Kaiserkrönung vollzogen, eilig und fast heimlich, ohne Wissen der Römer, nachdem man die Nacht zuvor St. Peter und seine Umgebung besetzt hatte. Auf die Kunde von dieser Ueberrumpelung brachen die Römer am Nachmittag des 18. Juni gewaffnet aus der Stadt, überfielen die feiernden Deutschen, wurden aber zurückgeschlagen und unter schweren Verlusten über die Tiber zurückgejagt, wobei sich namentlich Heinrich der Löwe mit seinen Sachsen auszeichnete. Zu einem Angriff auf die Stadt aber reichten des Kaisers Kräfte nicht aus: er konnte die in Betreff ihrer Unterwerfung dem Papste gemachte Zusage nicht erfüllen, und auch der Zug gegen die Normannen mußte aufgegeben werden, da die Fürsten sich der Theilnahme daran weigerten. Hadrian IV.

empfand das als eine schmerzliche Enttäuschung: mismuthig trennte er sich von dem nordwärts ziehenden Staufer, in der Stille wol schon damals entschlossen sich dem deutschen Bündnis, bei dem er seine Rechnung nicht gefunden hatte, zu entziehen und den Rückhalt für seine hierarchischen Entwürfe auf der entgegengesetzten Seite zu suchen.

Die Ergebnisse von Friedrichs Romfahrt waren demnach äußerst bescheiden. Die Kaiserkrone war der einzige Gewinn, den er heimbrachte, und ohne eine wesentliche Steigerung der hinter ihr stehenden Macht war auch diese nicht allzuviel werth. Mailand verharrte in seinem Trotze, Verona hatte gar versucht, dem heimkehrenden Heere bei dem Uebergang über die Etsch Verderben zu bereiten; der Papst suchte eine Verständigung mit den bisherigen gemeinsamen Gegnern. Und nun fand Friedrich auch in Deutschland die Opposition in neuer Thätigkeit. Albrecht der Bär und Hartwich von Bremen, zürnend ob der Begünstigung des verhaßten Welfen, hatten sich mit Wladislaw II. von Böhmen, der sich der geforderten Huldigung entziehen wollte, mit dem Rheinpfalzgrafen Hermann, der mit dem Mainzer Erzbischof Arnold von Selenhof in wüthender Fehde lag, und mit anderen Unzufriedenen verbunden. Doch genügte das Erscheinen Friedrichs die geplante Erhebung zu hindern; der Mainzer und seine Gegner büßten ihren Friedensbruch mit schwerer Strafe. Um so eifriger strebte Friedrich nach den zur Erreichung größerer Erfolge nöthigen Machtmitteln. Durch die Ehe mit Beatrix, der Tochter des Grafen Reinold III. von Macon, die er im Juni 1156 einging, leitete er die Erwerbung Burgunds ein, welches er dann im Herbst 1157 förmlich mit dem Reiche vereinigte. Daß sich nun die getäuschten Zähringer vollends von ihm zurückzogen, wurde reichlich aufgewogen durch die Fülle militärischer und finanzieller Mittel, welche in Burgund zu seiner Verfügung stand, und durch die Gewinnung einer vortrefflichen Operationsbasis gegen Oberitalien. Auch die bairische Frage eilte der Kaiser endlich zum Austrag zu bringen, da sie die Quelle immer neuer Wirren zu werden drohte. Aber das Widerstreben Heinrichs von Oesterreich war nicht zu überwinden ohne schwere Opfer: doch um der großen Entwürfe willen, die ihn erfüllten, brachte Friedrich diese Opfer schließlich auf Kosten des Königthums und des Reiches. Denn als der Markgraf endlich Baiern an den Welfen zurückgab, wurde er auf einem Reichstag zu Regensburg am 17. September 1157 dafür überaus glänzend entschädigt. Friedrich erhob die bisherige Markgrafschaft, durch einige angrenzende bairische Gebiete vergrößert, zum Herzogthum, das im Hause der Babenberger nach dem Rechte der Erstgeburt auch in der weiblichen Linie erblich sein und über das beim Mangel von Kindern der letzte Babenberger durch Testament nach Gutdünken verfügen sollte. Oesterreich wurde außerdem von den meisten der sonst auf einem Reichslande lastenden Pflichten befreit, so daß es eine unerhört bevorzugte Stellung einnahm und bis zu einem gewissen Grad aus dem Verbande des Reiches heraustrat. Der Vorgang war insofern bedenklich, als die übrigen

Reichsfürsten von nun an natürlich nach der Gewinnung einer ähnlich bevorzugten Stellung strebten: die Lockerung des Reichsverbandes und die Entwickelung der Territorialhoheit ist durch die Erhebung Oesterreichs zum Herzogthum wesentlich gefördert worden.

Aber der Friede im Reich war nun gesichert, die Welfen waren beruhigt, sie und der Babenberger zu treuen Bündnern des Kaisers gewonnen, wie denn der Herzog von Oesterreich, der nach dem Regensburger Privileg nur zu solchen Reichsheerfahrten verpflichtet war, die in Oesterreich unmittelbar benachbarte Gebiete unternommen wurden, Friedrich seine Unterstützung zu dem nächsten Zuge nach Italien zusagte. Ein Zug gegen Boleslaw IV. von Polen, auf dem der Kaiser mit den sächsischen Fürsten bis Gnesen vordrang, stellte diesem innerlich zerrütteten Slavenreich gegenüber die deutsche Hoheit her und sicherte die Rechte des einst verjagten Wladislaw II. Auf friedlichem Wege wurde mit Böhmen ein noch nützlicheres Abkommen erreicht, indem der Kaiser auf Grund eines am 18. Januar 1158 zu Regensburg geschlossenen Vertrages Herzog Wladislaw II., der bisher die Huldigung verweigert hatte, das Recht sich zum König zu krönen einräumte, dafür aber die Zusage thatkräftiger Hülfe bei dem Zuge gegen Mailand erhielt. Man sieht, worauf des Kaisers Denken wesentlich gerichtet war: nun hatte er, theils auf Grund der Vasallenpflicht der Reichsfürsten, theils auf Grund besonderer, nicht ohne Opfer von Seiten des Königthums erlangter Verträge eine Streitmacht zur Verfügung, wie sie seit Heinrichs V. Zeiten nicht in Italien erschienen war; das beruhigte Reich im Rücken durfte er hoffen mit derselben die Lombarden niederzukämpfen und durch Gewinnung der alten Königsherrschaft über dieselben die unentbehrliche Grundlage für ein weltherrschendes Kaiserthum zu schaffen, dem auch die Kirche schließlich sich wieder beugen mußte.

III. Kaiser Friedrich I. im Kampfe mit dem Papstthum und den lombardischen Städten.

Die geringen Ergebnisse von Friedrichs I. Romfahrt hatten das Verhältnis des Kaisers zur Curie erschüttert. Dieselbe wähnte sich für die geleisteten Dienste nicht hinreichend belohnt: sie erkannte, daß Friedrichs Machtstreben ihr überhaupt gefährlich werden müsse, und damit war für den energischen Hadrian IV. der Bruch mit der bisherigen Politik entschieden. Auf eigene Hand, mit Anlehnung an die Griechen, bei denen die alten Aspirationen auf das Exarchat sich wieder regten, suchte er mit den Normannen abzurechnen, um ganz Aehnliches zu erleiden wie zwei seiner Vorgänger. Als Bundesgenosse einer Rebellion des apulischen Adels gegen König Wilhelm I. empfing er von den Häuptern derselben die Lehnshuldigung, wurde aber nach deren Niederlage sammt den Cardinälen von dem siegreich vordringenden König in Benevent eingeschlossen und zu einem Vertrag gezwungen, der einen augenfälligen Bruch des Konstanzer Abkommens enthielt: indem der Papst den Normannen und seinen Sohn Roger gegen Zins mit Apulien, Capua und Sicilien belehnte und sich von ihnen Treue und Mannschaft schwören ließ, trat er mit dem Hauptgegner der italienischen Pläne Friedrichs in ein inniges Verhältnis. In welcher Absicht Hadrian IV. das that, wurde bald offenbar.

Als nämlich Friedrich im September 1157 bei der Besitzergreifung von Burgund in Besançon Hof hielt, erschien an der Spitze einer päpstlichen Gesandtschaft der einflußreiche Cardinal, Kanzler der römischen Kirche, Roland und überreichte eine päpstliche Beschwerde über verschiedene angebliche Uebergriffe oder Unterlassungen des Kaisers, in welcher bei Aufzählung der vielfachen Gunsterweise Hadrians gegen Friedrich auch die Kaiserkrone als ein demselben gewährtes „Benefiz" angeführt war — eine zweideutige Wendung, da Benefiz auch Lehen heißen konnte. Es kam darüber zu heftigen Auseinandersetzungen, in denen Roland deutlich erkennen ließ, daß die Curie die Kaiserkrone allerdings als ein päpstliches Lehen ansehe. Sofort mußte er mit seinen Begleitern das Reich meiden. Ein heftiger Schriftwechsel entspann sich, in dem die päpstlichen Ansprüche nicht blos vom Kaiser, sondern auch von Seiten der deutschen Bischöfe auf das schärffste zurückgewiesen wurden. Die Verbreitung der päpstlichen Gegenschriften zu hindern ließ Friedrich den Verkehr mit Italien streng überwachen, während er die Rüstungen zu dem für den Sommer 1158 angesetzten großen Zug nach Italien beschleunigte

und seinen Kanzler Reinald von Dassel und den bairischen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach dorthin voraussandte, um die kaiserliche Partei zu sammeln und zu organisiren und die Durchführung der Maßregeln vorzubereiten, durch welche die allzu lange vergessene deutsche Herrschaft zur Anerkennung gebracht werden sollte. Die großen Erfolge dieser gewandten und thatkräftigen Bevollmächtigten, die ihren Einfluß bis nach Ravenna und Tuscien hin geltend machten, schüchterten die Curie der Art ein, daß sie ihre vorzeitig enthüllten Pläne als zur Zeit unausführbar aufgab: noch ehe Friedrich das Lager zu Augsburg verlassen hatte, erschienen päpstliche Gesandte, welche wegen der in Besançon gefallenen Worte um Entschuldigung baten und in Betreff jenes bedenklichen Ausdrucks befriedigende Erklärungen gaben, — ein in jenem Moment hochanzuschlagender Erfolg der kaiserlichen Politik.

An der Spitze eines stattlichen Heeres brach Friedrich Pfingsten 1158 von Augsburg aus nach dem Süden auf. Die streitbaren, aber auch raublustigen Schaaren des neuen Böhmenkönigs Wladislaw bildeten den Vortrab, als man vom Brenner in die lombardische Ebene hinabstieg. Dort schlossen sich die Contingente der kaiserlich gesinnten Städte an; bereits am 23. Juli wurde die Adda überschritten und die Verwüstung des mailändischen Gebiets begonnen. Dann schloß Friedrich Mailand selbst ein; nach vierwöchigem tapfern Widerstand ging die volkreiche Stadt am 7. September eine Capitulation ein, nach der sie zwar dem Kaiser Treue schwören, eine hohe Geldbuße zahlen und Geiseln stellen mußte, aber im Besitz ihrer freiheitlichen Verfassung blieb, nur daß die am 1. Februar 1159 neu zu wählenden Consuln dem Kaiser zur Bestätigung präsentirt werden sollten. Nachdem die Mailänder sich feierlich unterworfen hatten, entließ der Kaiser, da der Hauptfeind glücklich niedergekämpft schien, die Fürsten mit ihren Mannen in die Heimat, während er selbst zur weiteren Ordnung der lombardischen Angelegenheiten zurückblieb. Dazu hielt er im November 1158 in einem stattlich hergerichteten Lager auf den Roncalischen Feldern in der Poebene, Piacenza gegenüber, einen Reichstag, zu dem die weltlichen und geistlichen Großen Oberitaliens und namentlich die Consuln und sonstigen Vorstände der Städte beschieden waren. Es sollte nämlich festgestellt werden, welche Rechte ehemals dem König in diesen Gebieten zugestanden hatten und auf welche Weise dieselben in die Hände derjenigen gekommen waren, welche sie gegenwärtig übten. Mit der Untersuchung dieser nach Lage der Dinge nicht leicht zu beantwortenden Frage wurde eine Commission aus städtischen Consuln und Richtern betraut, der man vier der gefeiertsten Rechtslehrer der Universität Bologna beigab. Sie stellte ein Verzeichnis der dem Könige gebührenden Rechte zusammen, wobei sie nicht auf den gegenwärtigen Zustand, auch nicht auf die Art, wie derselbe geworden, Rücksicht nahm, sondern sozusagen rein historisch verfuhr und auf Grund der Ueberlieferung bezeugte, was einst der lombardische König und als sein Rechtsnachfolger der deutsche König an Regalien besessen hatte. Allerdings blieb bei dem Verfahren nicht ohne Einwirkung die streng monarchische Denkweise,

welche das erneute Studium des römischen Rechts in Aufnahme brachte und die namentlich wol die Bologneser Professoren vertraten. Wenn nun dieses Regalienverzeichnis dem Kaiser als dem Rechtsnachfolger der lombardischen Könige zunächst die Landeshoheit und damit das Recht über die Herzogthümer, Markgrafschaften und Grafschaften zu verfügen zusprach, dann die Hoheit über Heerstraßen, Flüsse und Häfen und das Recht Abgaben für deren Benutzung zu erheben, wenn die Gerichtsbarkeit und die Gefälle daraus, die Confiscation verwirkter und der Heimfall erbloser Güter, die Münzprägung, der Bau von Pfalzen und Städten, die Erhebung der Grund= und der Kopfsteuer, der Zehnte vom Ertrag des Bergbaues und der Salinen u. a. m. als Regal, d. h. dem König ausschließlich zustehendes Recht in Anspruch nahm und wenn die in dem roncalischen Lager vereinigten Italiener dem zustimmten und der Aufforderung des Kaisers gemäß sich bereit erklärten diejenigen dieser Rechte, deren rechtlichen Erwerb sie nicht nachzuweisen vermöchten, dem Kaiser zurückzugeben, so haben sich beide Theile, der Kaiser auf der einen, die Lombarden auf der andern Seite, in Bezug auf die Tragweite dieser Vereinbarung offenbar nicht die gleiche Vorstellung gemacht. Denn während der Kaiser dieselbe wörtlich nahm, also namentlich alle im Besitz der Städte befindlichen Rechte dieser Art, für welche dieselben nicht unanfechtbare Besitztitel vorbringen konnten, als eigenmächtig occupirt zurückfordern und einziehen wollte, waren die Städte, und die Mailänder an ihrer Spitze, der Meinung, daß zum mindesten auf ihre im Laufe von Menschenaltern entwickelte, historisch gewordene freiheitliche Verfassung dieses Revindicationsverfahren keine Anwendung finden könnte, um so weniger als dieselbe zwar nicht durch ausdrücklich verliehene Privilegien, aber doch thatsächlich durch Heinrich V., den bei ihnen deshalb in so guter Erinnerung stehenden „jüngern" Kaiser Heinrich, anerkannt worden war. Sonst würden sie den roncalischen Beschlüssen gewiß nicht zugestimmt haben, wenn man wol auch wird annehmen dürfen, daß bei der leidenschaftlichen Verfeindung unter den Städten diejenigen, welche unter der Uebermacht und dem Uebermuth der anderen zu leiden gehabt hatten, es wünschten und gern sahen, daß ihre Gegnerinnen im Vergleich mit ihnen selbst in eine möglichst ungünstige Lage herabgedrückt wurden. Wenn man damals berechnete, daß aus der Einziehung der zu Unrecht in andere Hände gekommenen Regalien der Kaiser einen jährlichen Gewinn von 3000 Mark Silber, d. i. etwa 1,200,000 Mark zu erwarten hätte, so wird damit wol das Gebiet bezeichnet, auf dem die Lombarden die roncalischen Beschlüsse allein praktisch durchgeführt zu sehen erwarteten: man sah darin nur eine fiscalische, nicht aber eine einschneidend politische Maßnahme. Die größten Schwierigkeiten aber ergaben sich und ein kaum lösbarer Conflikt entstand, sobald dieselben auf die Verfassung der lombardischen Städte und die auf dieser beruhenden republicanischen Selbstregierung derselben so angewandt werden sollten, daß der Kaiser die Gerechtsame in Anspruch nahm, welche vor der Begründung der lombardischen Städtefreiheit die Stadtherren, in-

besondere die Bischöfe als solche gehabt hatten. Das versuchen hieß eine organische, mit strenger innerer Logik vollzogene Entwickelung leugnen oder rückgängig machen wollen, das hieß den selbstbewußten, reichen, opferfreudigen Bürgern der herrlich erblühten lombardischen Städte den Boden ihrer gesammten Existenz bestreiten und sie vor die Alternative stellen entweder gleichsam mit eigener Hand das Grab ihrer Freiheit und ihres Reichthums zu graben oder aber zur Vertheidigung ihrer höchsten Güter einen Verzweiflungskampf zu unternehmen.

Das römische Städtewesen Italiens, dessen Organisation G. Julius Cäsar durch seine Städteordnung abgeschlossen hatte, war in den Stürmen der Völkerwanderung bis auf wenige Reste zu Grunde gegangen.[1]) Wie sie in jener drangsalvollen Zeit überhaupt die Beschützerin der Verfolgten und die Hüterin des mishandelten Rechts wurde, so hat die Kirche dieses schönen Amtes durch ihre Bischöfe namentlich auch in den Städten gewaltet. In den Theilen Italiens, die sich der Langobarden erwehrten, kam die städtische Gewalt im Allgemeinen in die Hände der Bischöfe, vollends seit durch den Bilderstreit die Verbindung mit Byzanz gelöst war, während sie in den von den Griechen gleich unabhängig gewordenen Gebieten, wie Neapel und Venedig, bei den ehemaligen griechischen Statthaltern, den Duces (Dogen) und deren Nachfolgern, blieb. In der Lombardei dagegen wurde das langobardische Recht auch hierin streng durchgeführt und die langobardische Gemeindeverfassung einfach auf die Städte übertragen. Erst in der Karolingerzeit, die im Wesentlichen an der Lage der Städte nichts änderte, hatten die als Schöffen, Scabinen, bei der Rechtsprechung betheiligten Freien als Repräsentanten gleichsam der Gemeinde größere Bedeutung gewonnen, während auch das Ansehn der Bischöfe stieg und diese in den später hereinbrechenden wüsten Kämpfen ehrgeiziger Dynasten alle öffentlichen Rechte, wie sie früher der langobardische Graf geübt hatte, in ihre Hand brachten, so daß sie schließlich mit der kirchlichen Leitung der Stadt auch die weltliche Herrschaft über dieselbe und zuweilen sogar über das umliegende Gebiet vereinigten. In dieser Zeit des bischöflichen Regiments begannen die Städte zu erblühen. Damals schlossen sich innerhalb derselben die bisher gesonderten Stände der Krieger und der eigentlichen Bürger enger zusammen und verwuchsen zu einer einheitlichen Stadtgemeinde, deren Zwei- oder Dreitheilung ihre Entstehung aus einer Vereinigung von hohen Adligen oder Capitänen, niedren Adligen oder Valvassoren und Bürgern oder blos aus den beiden letzten Bestandtheilen erkennen läßt. Waren nun früher die Schöffen die Repräsentanten des einzelnen Standes für die Rechtspflege innerhalb desselben gewesen, so entstand nun aus der Vereinigung dieser drei Schöffencollegien die nöthige Repräsentation der Gesammtgemeinde. Das geschah zunächst wol nur bei besonderen Anlässen,

1) Vergl. K. Hegel, Geschichte der Städteverfassung von Italien seit der Zeit der römischen Herrschaft bis zu Ausgang des 12. Jahrhunderts. 2 Bände. Leipzig 1847.

wurde aber bald eine dauernde Einrichtung: die ehemaligen Schöffen wurden als Consuln die Vertreter der bürgerlichen Gesammtgemeinde. So war die Consulatsverfassung allmählich geworden, nicht verliehen, aber auch nicht usurpirt, sondern das natürliche Ergebnis einer Entwickelung von Jahrhunderten, zum äußern Abschluß gekommen, als der Investiturstreit den Bürgergemeinden ungesucht die Gelegenheit bot die zwischen Staat und Kirche streitigen Rechte in die eigene Hand zu nehmen und damit die republicanische Stadtfreiheit zu vollenden. Waren demnach die von den Bürgern gewählten Consuln als Träger der municipalen Selbstregierung in den Augen aller Lombarden die Repräsentanten ihrer Freiheit, so gestaltete sich doch die Verwaltung verschieden je nach den besonderen Verhältnissen der einzelnen Gemeinden. Im Allgemeinen hatte sich die Bürgerschaft nach Berufsständen neu gegliedert: der alte Adel der Capitäne und Valvassoren verwuchs zu einem Kriegerstande, der sich dem städtischen Kriegsdienst und der Verwaltung der städtischen Aemter widmete, während der alte Bürgerstand dem Handel und Gewerbe nachging und nur in Fällen der Noth zu den Waffen gerufen wurde. Hier war also der Gegensatz überwunden, an dem Deutschland je länger je schwerer krankte: die Stände, welche sich dort in Folge des sich verschärfenden socialen, wirthschaftlichen und politischen Gegensatzes mit wachsender Erbitterung bekämpften, waren hier zu einer einheitlichen und einmüthigen Bürgergemeinde verwachsen, in welcher die ehemalige ständische Scheidung nur noch in der Zusammensetzung des Consulats erkennbar war. Adel und Bürgerschaft, Ritterthum und Städtewesen setzten hier wetteifernd ihre Kraft an die Förderung desselben hohen Zieles. Daher hielt mit dem Aufschwung von Handel und Gewerbe und dem steigenden Reichthum auch die Entwickelung der Wehrkraft, des Gemeinsinns, der Vaterlandsliebe gleichen Schritt. Den Consuln, deren Zahl gewöhnlich der der Stadtbezirke entsprach und die sich in großen Communen, wie nament-

---

*) Das erste Bild stellt eine curia feudalis vor. Der Lehnsherr sitzt auf einem Stuhle und ist kenntlich durch sein bedecktes Haupt: die Vasallen durften in Gegenwart des Lehnsherrn sich weder bedecken noch setzen. Die neben dem Lehnsherren sitzende Figur stellt den Richter dar. Derselbe ist zwar auch ein Vasall, denn der Herr mußte einem solchen den Urtheilsspruch überlassen, er durfte denselben aber nicht anders als sitzend fällen. Unter den drei Lehnsleuten hält einer mit der linken Hand seinen rechten Arm fest: ein Zeichen, daß er an gebundenen und Feiertagen ein Urtheil nicht finden will. Der Lehnsherr hält einen Kranz von zusammengebundenen rothen und gelben Kugeln in der Hand. Die Bedeutung desselben, sowie der Zeichen zwischen den beiden Gruppen, ist unklar. — Die weiteren vier Bilder beziehen sich auf die Pflicht der Heeresfolge. In dem oberen rechts sitzt der König auf einem mit Kissen belegten Throne ohne Lehne, die Krone auf dem Haupte, das Lilienscepter in der Rechten. Vor ihm kniet ein Vasall durchaus gepanzert, mit grünem Oberkleide; das Schwert, mit der Spitze gegen den Boden gekehrt, in der Linken. Die Zahl VI zwischen ihm und dem König bedeutet die sechs Wochen, nach welcher Frist er sich zu der angekündigten Heerfahrt einfinden muß, was er mit erhobenem Finger gelobt. — In dem Nebenbilde erscheint derselbe Reichsvasall, aber dies Mal als Lehnsherr, sitzend; das Schwert ist in der Scheide befindlich, nach oben gekehrt und mit einem an der Spitze herabhängenden Bande umwickelt. Hier kündigt er nun seinerseits diese nach sechs Wochen anzutretende Heerfahrt seinen Vasallen an. Derselbe ist vom Scheitel bis zur Sohle gepanzert und trägt ein gelbes Oberkleid. — Die beiden unteren Bilder werden durch einen zwischen ihnen fließenden Strom, die Saale, getrennt. Auf der einen Seite desselben gelobt ein Ritter seinem Lehnsherrn nach sechs Wochen ins Feld zu ziehen und auf der anderen Seite sieht man bereits den Kampf gegen Wenden, Böhmen und Polen, die mit blutigen Köpfen vor den bluttriefenden Schwertern der Ritter fliehen. Die Panzer sind von Eisendraht geflochten und mit einer Kapuze versehen, die, wie das Bild zeigt, nach Belieben aufgesetzt und zurückgeschlagen werden konnte.



Darstellungen aus der ältesten Handschrift des „Sachsenspiegels".
Heidelberg, Universitäts-Bibliothek.*)

lich Mailand, in zwei Collegien theilten, von denen das eine die eigentliche Verwaltung und das Kriegswesen (consules de communi), das andere die Rechtspflege wahrnahm (consules de justitia oder de placitis), stand ein Bürgerausschuß als Beirath zur Seite (sapientia, credenza, judices). Die höchste Gewalt aber lag in der als Parlament zusammentretenden Gesammtgemeinde. Sie gliederte sich dabei nach Bezirken, auch im Falle des Aufgebots zum Kriege waren immer die Genossen eines Bezirks um ein Banner geschaart. Das erklärt die ausdauernde Kraft, welche diese Städtewesen, in ihrer Existenz bedroht, dem Kaiser entgegensetzten: die Wehrkraft des Reichs ist schließlich wirkungslos daran abgeprallt.

Nun wollte Friedrich I. zwar nicht eben diese Verfassung als solche vernichten, sondern nur ihre Wirkungen aufheben. Denn den zu ihm stehenden Städten ließ er dieselbe: sie erschien ihm also vereinbar mit der erstrebten Stärkung der Königsmacht in Oberitalien. Nur wo sie sich dieser feindlich entgegenstellte, meinte er die Consulatsverfassung nicht dulden zu können. Das aber hatte Mailand seit Jahren planmäßig gethan: die kaiserlich gesinnten Städte und Großen, obenan Pavia und die Markgrafen von Montferrat, hatten schwer darunter zu leiden gehabt; im Bunde mit Piacenza hatte Mailand Lodi, Parma, Como und Cremona schnöde mishandelt; es hatte das von Friedrich zerstörte Tortona wiederhergestellt. Für all das aber war doch mit der Capitulation vom 7. September 1158 Vergessenheit gewährt; die dabei über die Consulwahl getroffene Bestimmung enthielt mittelbar auch eine Anerkennung der geschichtlich gewordenen und nach Auffassung der Mailänder deshalb zu Recht bestehenden Consulatsverfassung. In dieser Meinung, der man ihren guten Grund nicht wird bestreiten können, hatten die Vertreter Mailands den roncalischen Beschlüssen zugestimmt, deren Anwendung auf ihre Stadt durch jenen früheren Vertrag völlig ausgeschlossen schien. Kaiserlicherseits dagegen meinte man, daß die Capitulation durch die generellen Bestimmungen der roncalischen Beschlüsse aufgehoben sei, und wollte diese benutzen, um die stolze Stadt für die Zukunft unschädlich zu machen. Hier entsprang der gewaltige Kampf, der nahezu zwei Jahrzehnte die Kraft Friedrichs bis zur Erschöpfung beschäftigt hat.

Die roncalischen Beschlüsse erwiesen sich in der Hauptsache sofort als unausführbar. Genua verweigerte ihnen einfach den Gehorsam, und der Kaiser mußte das ungestraft lassen; und wenn den kaiserlichen Städten die Freiheiten bestätigt wurden, die den Mailändern genommen werden sollten, so klagten diese nicht mit Unrecht über tyrannische Willkür. Als daher Reinald von Dassel und Otto von Wittelsbach in der Stadt erschienen und namentlich die Abschaffung der Consulatsverfassung verlangten, brach der Aufruhr offen aus und die kaiserlichen Boten mußten, vom Volke am Leben bedroht, in heimlicher Flucht davoneilen, — eine Demüthigung, welche der stolze kaiserliche Kanzler niemals vergessen, die er furchtbar an den Mailändern gerächt hat.

Und schon entbrannte auch der Kampf mit dem Papstthum von Neuem;

ja, die Haltung der Mailänder war zwar nicht geradezu veranlaßt, doch beeinflußt und bestärkt durch die geheimen Aufreizungen der römischen Curie. Mit steigender Sorge sah diese die Erfolge Friedrichs. Schon des Kaisers striktes Festhalten an dem ihr für aufgehoben geltenden Wormser Concordat hatte in Rom tief verstimmt. Nun stellten die roncalischen Satzungen eine gewaltige Steigerung der kaiserlichen Macht in Aussicht. Inzwischen hatte Friedrich die Mathildischen Güter in seine Hand gebracht und ohne Rücksicht auf die durch Lothar anerkannten Rechte der Kirche an Herzog Welf VI. zu Lehen gegeben. Gestützt auf diese imposante Macht strebte er nun danach, entgegen dem Concordat, auch die Bisthümer Italiens zur Verfügung des Reichs zu bringen: das bedeutete die Ernennung des jungen Guido von Biandrate zum Nachfolger Anselms von Ravenna, die von der Curie als eine schwere Kränkung empfunden wurde. Ein heftiger Schriftwechsel entspann sich, in dem der alte principielle Gegensatz mit aller Schärfe wieder aufloderte. Die äußersten Consequenzen wurden auf beiden Seiten aus dem einmal vertretenen Standpunkt gezogen: wenn Hadrian IV. es für unzulässig erklärte, daß Bischöfe dem Kaiser die Mannschaft leisteten und ihnen nur ein Treugelöbnis gestatten wollte, so erwiderte Friedrich, der Papst selbst sei ja eigentlich des Kaisers Lehensmann; wenn die Curie die Forderung erhob, der Kaiser sollte ihr nicht nur die Mathildischen Güter herausgeben, sondern den italienischen Bisthümern gegenüber auf alle Leistungen mit Ausnahme der Verpflegung bei der Romfahrt verzichten, so wurde sie kaiserlicherseits vor die unbequeme, die trübsten Erinnerungen erweckende Alternative gestellt, entweder dem Reiche für das von demselben Empfangene das Schuldige zu leisten oder aber auf die Regalien, den weltlichen Besitz und die weltlichen Rechte zu verzichten. So erntete die Curie in der Erneuerung des großen principiellen Kampfes nur die Frucht ihrer perfiden Politik: hatte nach ihrer Auffassung die Kirche seit dem Tode Heinrichs V. an das Concordat nicht mehr gebunden sein sollen, so hatte dasselbe natürlich auch für den anderen Theil seine Verbindlichkeit verloren und der Kaiser konnte alle die Forderungen von Neuem erheben, die durch die Wormser Abmachungen begraben zu sein schienen.

In der Lombardei war der Kampf bereits in vollem Gange. Die Mailänder hatten ihn durch den Ueberfall der Burg Trezzo eröffnet: noch im April 1159 traf sie die Reichsacht. Gemeinsam mit Piacenza und Brescia ging Mailand ein Bündnis mit dem Papste ein, ohne den sie mit dem Kaiser keinen Frieden zu machen versprachen, Friedrich aber schickte Otto von Wittelsbach nach Rom, um mit dem römischen Senat eine Verständigung zu suchen, der freilich die Erinnerung an die Opferung Arnolds von Brescia hindernd im Wege stand. Nach der andern Seite aber knüpfte Hadrian IV., die Wendung seiner Politik vollendend, die durch den Frieden von Benevent eingeleitet war, mit Wilhelm I. von Sicilien Verhandlungen an, um diesen als Vorkämpfer der Kirche gegen die Deutschen in die Waffen zu bringen: schon wurde demselben die Fahne des h. Petrus übersandt, während Hadrian IV. selbst mit

Zustimmung der Mehrheit der Cardinäle entschlossen war, den Bann gegen Friedrich auszusprechen. Der Tod, der ihn am 1. September 1159 ereilte, vereitelte dieses Vorhaben.

Die Erledigung des päpstlichen Stuhls gerade in diesem Moment konnte, richtig ausgenutzt, für den Kaiser ein entscheidender Glücksfall werden. Aber der Versuch sie auszunutzen gelang nicht ganz nach Wunsch. Während die überwältigende Mehrheit der Cardinäle, von hierarchischem Eifer erfüllt, die Politik Hadrians mit Energie fortgeführt zu sehen wünschte und deshalb dem Kanzler der römischen Kirche, Roland, demselben, der zu Besançon den kaiserlichen Anschauungen so schroff entgegengetreten war, ihre Stimmen gab, versuchte eine kleine kaiserliche Minorität, mit einer Adelsfaktion im Bunde, durch einen rechtlosen Gewaltstreich den Cardinal Oktavian der Kirche als Papst aufzudringen (5.—7. September 1159), brachte es aber damit nur zu einem Schisma, bei dem niemand zweifeln konnte, auf wessen Seite das Recht war. Damit erhielt der Kampf ein höheres Ziel: nicht unzutreffend stellte Roland, Papst Alexander III., sich dar als den Vertreter der von des Kaisers Despotie bedrohten Freiheit der Kirche und rief in begeisterten Sendschreiben die gesammte Christenheit zur Vertheidigung derselben auf, während Oktavian, der sich Viktor IV. nannte, vergeblich hinter hochtönenden Phrasen die Thatsache zu verbergen suchte, daß er doch nur ein Werkzeug war in der Hand eines mächtigen Herrn und demselben zu höchst weltlichen Zwecken dienen sollte. Eng schlossen sich die Lombarden an Alexander III.: in der Freiheit der Kirche, ihrer Schützerin und Bündnerin, vertheidigten sie die eigene Freiheit. Weiterhin erhoben sich gegen die aufstrebende staufische Großmacht hier die Normannen, dort die Byzantiner, und trotz aller kaiserlichen Gegenbemühungen ehrten bald Frankreich, England und die Staaten der pyrenäischen Halbinsel, das Königreich Jerusalem, dann auch einzelne deutsche Fürsten in Alexander das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche. Geleitet von dem hochfliegenden und verwegenen Geiste des ausdauernden und erfindungsreichen Reinald von Dassel, der eben zum Erzbischof von Köln erhoben war, trug Friedrich kein Bedenken, auch mit höchst anfechtbaren Mitteln seine Stellung zu bessern. Als das Schisma ausbrach, lag er bereits seit Wochen vor dem festen Crema, das sich der geforderten Lossagung von Mailand weigerte. Erst Ende Januar 1160, nach verzweifeltem Widerstand, fiel die Stadt und wurde zerstört, und der Kaiser konnte endlich das Concil halten, das er nach Pavia geladen hatte, um den Streit der beiden Päpste zu entscheiden. Konstantin, Theodosius, Justinian und Karl der Große waren es, auf deren Beispiel er sich bei Uebung solcher imperatorischer Rechte berief. Für ein allgemeines Concil freilich konnte die Versammlung nicht gelten, die im Februar 1160 in Pavia tagte: Alexander III. war officiell nicht vertreten, denn er konnte eine solche Autorität überhaupt nicht über sich anerkennen. Auch von einer Verhandlung und Prüfung der streitigen Sache kann kaum gesprochen werden: stand das Ergebnis doch zum Voraus fest und sollte das eingeschlagene Verfahren nur

dazu dienen, diese Thatsache den Blicken der nicht Eingeweihten zu verhüllen. Denn wenn in einem feierlich vollzogenen Aktenstück verkündet wird, das zu Pavia versammelte Concil habe die Wahlvorgänge geprüft und auf Grund des Ergebnisses Alexander III. als Eindringling verworfen, Viktor IV. aber als das allein rechtmäßige Oberhaupt der Kirche anerkannt, so ist dem gegenüber der Nachweis geführt worden,[1]) daß als zustimmend Bischöfe genannt sind, welche widersprochen, ja selbst solche, welche gar nicht anwesend gewesen sind. Durch eine Reihe officieller Fälschungen meinte man kaiserlicherseits die üble Lage bessern zu können. Nun schwand vollends die Hoffnung auf einen Vergleich. Man sah, was des Kaisers eigentliches Ziel sei, daß er zur Erreichung desselben jedes Mittel für erlaubt hielt. Auch die Kirche machte nun von ihren Waffen rücksichtslos Gebrauch: am 28. Februar 1160 sprach Obert von Pirovano, der Erzbischof von Mailand, gegen den Kaiser den Bann aus, am 24. März wiederholte zu Anagni Alexander III. selbst diese Maßregel.

Friedrich mußte mit den Lombarden, namentlich Mailand zu Ende gekommen sein, ehe er die Hierarchie mit Waffengewalt zu beugen versuchen konnte. Denn in der Hauptstadt der Lombardei lag das Centrum für seine politischen und kirchlichen Gegner: solange sie aufrecht stand, war auch Alexander III. im Vortheil wider seinen nirgends recht anerkannten Gegenpapst. Daher der leidenschaftliche Eifer des Kaisers in der Bekämpfung Mailands, dessen Bürgerschaft, von treuen Bundesgenossen unterstützt, ermuthigt durch den Segen des dankbaren Papstes, in den nun folgenden schweren Jahren auf das glänzendste bewies, zu welchen Opfern die Sache der communalen Freiheit ihre Vertheidiger zu begeistern vermag. Anfangs mit Ueberfällen, Raub und Verwüstung der blühenden Landschaft geführt, wurde der Krieg allmählich zu einer großen Blokade der gewaltigen Stadt, als die Kräfte der Bürger allmählich nachließen und dieselben auf die Behauptung des offenen Feldes zu verzichten genöthigt wurden. Eine Berennung der gewaltigen Werke Mailands aber schien aussichtslos und hätte den Angreifern nur schwere Verluste bereiten müssen. So umkreiste Friedrich immer enger die volkreiche Stadt, in der sich nun auch die Masse der Flüchtlinge aus der Landschaft ringsum zusammendrängte, so daß Mangel ausbrach. Im Winter 1161 auf 1162 wurde die Blokade so eng, daß die Verproviantirung der Stadt aufhörte. Die Straßen nach derselben waren an wichtigen Knotenpunkten durch Schanzen und Castelle völlig abgesperrt. Denn Friedrich hatte gelobt, nicht von Mailand zu weichen, ohne die Stadt zu Fall gebracht zu haben, und wenn er dort sein Leben beschließen sollte: für diesen Fall empfahl er den deutschen Fürsten, die in großer Zahl mit neuen Hülfstruppen herbeigeeilt waren, als Nachfolger zunächst Friedrich von Rotenburg, den ritterlichen Sohn Konrads III., dem er das Herzogthum Schwaben verliehen hatte, dann aber Heinrich den Löwen. Zu Beginn des Frühjahrs 1162 war die Widerstandskraft Mailands

1) Reuter, Papst Alexander III. und seine Zeit I, 119 ff. 511 ff.

endlich gebrochen: nachdem sie vergeblich durch fürstliche Vermittelung glimpfliche Bedingungen zu erlangen versucht hatten, ergaben sich die Mailänder am 1. März auf Gnade und Ungnade. Den 4. März erschien in langen Reihen der Kriegerstand vor dem im Siegesglanz thronenden Kaiser und legte ihm Waffen und Fahnen zu Füßen; auch der Fahnenwagen mit dem von hohem Mast wehenden Banner des h. Ambrosius sank vor dem Sieger in den Staub. Mit Stricken um den Hals, barfuß, Crucifixe in den flehend geschlungenen Händen lag am 6. März die große Masse der Bürgerschaft vor dem Kaiser auf den Knien. Reinald von Dassel nahm in dieser Stunde furchtbare Rache für die Beleidigung, die er einst in Mailand erfahren hatte. Auch was weiter geschah, wird man auf seinen Einfluß zurückzuführen haben. Zunächst mußte die gesammte Einwohnerschaft in die Hand kaiserlicher Bevollmächtigter unbedingten Gehorsam gegen jeden Befehl angeloben. Einige Tage vergingen in banger Erwartung: am 19. März kam der Befehl, daß die Stadt binnen einer Woche von der Bevölkerung geräumt sein müsse; dieselbe sollte sich in vier nach den vier Himmelsgegenden zerstreuten offenen Ortschaften einige Meilen von ihrem bisherigen Sitze ansiedeln. Wer beschreibt die Scenen des Jammers, die sich nun abspielten, die Gefühle tödtlichen Hasses, die in den Mailändern tobten, als sie ihre herrliche Stadt, den Sitz ihrer Größe und ihres Reichthums, die altberühmte Trägerin ihres Ruhmes verlassen mußten! Denn was derselben bevorstand, konnte nicht zweifelhaft sein. Schon waren die stattlichen Mauern streckenweise niedergelegt: wie ein Triumphator zog Friedrich mit seinem siegreichen Heere durch eine dieser Lücken in die Stadt ein. Dann wurde Mailand nach seinen sechs nach den Thoren benannten Bezirken an seine Todfeinde, die von der stolzen Stadt einst so schwer mishandelten Bürger von Lodi, Como, Pavia, Cremona und Novara und die Leute der Gebiete von Martesana und Seprio zur Zerstörung vertheilt. Ein Akt berechnendster Politik war es, durch den Friedrich die gefährlichste Gegnerin sozusagen vom Erdboden zu vertilgen dachte und gleichzeitig eine furchtbare Saat nie alternden Hasses unter die Lombarden ausstreute, die üppig aufgehend eine Vereinigung derselben zu gemeinsamem Kampfe gegen ihn für alle Zeiten unmöglich zu machen schien. Das Zerstörungswerk begann mit Brandlegung in den einzelnen Quartieren: was ihr nicht zum Opfer fiel, wurde so weit wie möglich niedergerissen. Bei den riesigen Mauern aber und den sie krönenden gewaltigen Thürmen gelang das nur mangelhaft, so daß diese in der Hauptsache erhalten blieben; auch die davor hinlaufenden breiten und tiefen Gräben gelang es nur stellenweise zuzuschütten. Dagegen kühlten die Zerstörer an der Stadt selbst volle acht Tage ihre Wuth, allen voran die Leute von Lodi, die jetzt Vergeltung übten für die einst von Mailand über ihre Stadt verhängte Verwüstung. Selbst Kirchen und Capellen wurden nicht geschont, ihrer Kunstwerke und Kostbarkeiten von räuberischen Händen entkleidet, selbst die Reliquien schleppte man als Trophäen weg. Reinald von Dassel trug den kostbaren Schrein mit den Gebeinen der

heiligen drei Könige davon, der noch heute in dem Kölner Domschatz bewundert wird. Ein trostloses Bild der Verwüstung bot die einst so herrliche Metropole der Lombardei am Ausgang dieser Schreckenstage dar: inmitten der theilweise zerstörten Umfassungsmauer bezeichneten rauchende Trümmerhaufen die Stellen, wo einst die meist aus Holz gebauten Quartiere der niederen Volksclassen gestanden hatten; selbst die steineren Häuser waren vielfach dem Zusammensturz nahe, überragt von den zum Theil auch arg mitgenommenen Kirchen.

So leidenschaftliche Kämpfe in der Lombardei schon ausgefochten, so arge Thaten wilder Leidenschaft und roher Zerstörungslust dabei verübt waren, sie alle treten zurück gegen das furchtbare Strafgericht, mit dem der Zorn des Kaisers die gefeierte Hauptstadt der Verwüstung preisgab. Hatte aber Mailand dem Kaiser nicht widerstehen können, wer durfte dann überhaupt noch hoffen sich demselben mit Erfolg zu widersetzen? So hatte die Katastrophe Mailands die Unterwerfung der ganzen Lombardei zur unmittelbaren Folge. Friedrich war Herr Oberitaliens, wie keiner seiner Vorgänger es gewesen. Nun wurden die roncalischen Beschlüsse mit aller Strenge durchgeführt: die Städte büßten ihre freie Municipalordnung ein, soweit sie ihnen nicht als Anhängerinnen des Kaisers durch besondere Verleihung belassen wurde; statt der von der Bürgerschaft gewählten Consuln, der Träger stolzer republicanischer Selbstregierung, traten vom Kaiser ernannte Gewaltboten, Podestà, an ihre Spitze, um ohne Rücksicht auf Recht und Herkommen ein Willkürregiment der übelsten Art zu führen: denn sie spannten die Kräfte und Mittel der Bürger nicht blos im Dienste von Kaiser und Reich aufs äußerste an, sondern sie misbrauchten ihre Gewalt nicht selten zu eigenem Vortheil, zu widerrechtlicher Bereicherung und schnöder Befriedigung ihrer Lüste und Launen. Dieser Zustand aber erschien den davon Betroffenen um so unerträglicher, als es vielfach nicht Deutsche waren, die ihnen als Träger dieser Tyrannei entgegentraten, sondern Landsleute, Lombarden, Bürger feindlicher Nachbarstädte, welche vom Kaiser zu diesem Posten berufen wurden. Wie bei der Zerstörung Mailands so bot auch hier die aufgehäufte Masse alten nachbarlichen Hasses dem Kaiser eine Handhabe, um durch Theilen zu herrschen und den einst freien Bürgern der lombardischen Städte theils goldene, theils unerträglich drückende eiserne Ketten anzulegen.

Eine neue Art der Herrschaft und damit ein neues Zeitalter für das Kaiserthum sollte nach Friedrichs I. Meinung mit dem Triumphe über Mailand und der Lombardei eingeleitet sein. Nicht mehr ein leeres Wort, ein in unerreichbarer Ferne schwebendes Ideal schien die kaiserliche Weltherrschaft, ganz nahe schien man bereits der Verwirklichung desselben gekommen zu sein. Deshalb bediente sich Friedrich eben in jenen Tagen in seinen Urkunden des Titels, den Karl der Große auf der Höhe seiner Macht zu führen gepflegt hatte, „durch die Huld der göttlichen Gnade von Gott gekrönter römischer Kaiser, groß und Frieden stiftend, ruhmreicher Triumphator und stets Mehrer des Reichs“. Auch der Kampf mit der Hierarchie trat nun in ein neues

Stadium und dem ohnmächtigen kaiserlichen Gegenpapstthum erschlossen sich endlich günstigere Aussichten; Alexander III. aber sah sich auf das schwerste bedroht. Hatte er auch fast durchweg Anerkennung gefunden: in Rom, in Italien war seines Bleibens jetzt nicht mehr. Als Mailands Schicksal sich seiner Vollendung näherte, verließ Alexander Rom und segelte über das von Frühjahrsstürmen gepeitschte Meer nach Genua, von dort weiter nach der Provence. Aber gerade damals suchte die kaiserliche Partei König Ludwig VII. von Frankreich für das Gegenpapstthum zu gewinnen. Kraftvolle Hülfe des Kaisers gegen Heinrich II. von England war der Preis, den des Königs Schwager, Graf Heinrich von Champagne, der sich im Mai 1162 zu Pavia mit Friedrich im Geheimen verständigt hatte, für den Uebertritt zum Gegenpapstthum bot. An der Grenze Frankreichs und Burgunds, wohin der Kaiser sich im Sommer 1162 begab, sollten beide Herrscher zusammentreffen, gemeinsam ein Concil halten, um die streitige Wahl nochmals zu untersuchen. Das Ergebnis war zum Voraus sicher: es wäre die erneute Verwerfung Alexanders, die feierliche Anerkennung Viktors IV. gewesen; ja Alexander sollte durch Ludwig VII. angehalten werden, sich persönlich vor dieser Versammlung zu stellen. Aber der fein angelegte Plan mislang: die kirchliche Gesinnung Ludwigs trug den Sieg davon über die vielgewundenen Intriguen seines unruhigen Schwagers. Die energische Haltung Heinrichs II. von England, der in seinen französischen Provinzen ein Heer sammelte und zur Rettung des Papstes vor dem drohenden Gewaltstreich herbeieilte, machte dieselben vollends zu nichte, und nach bangen Wochen konnte Alexander III. den französischen König von Neuem als seinen getreuen Sohn und den bewährten Hort der römischen Kirche bewillkommnen. Friedrich aber meinte auch ohne Frankreich der Welt seinen Papst aufzwingen zu können: auf einem Reichstag, den er zugleich mit einem Concil zu Besançon hielt, wo Viktor IV. wiederum persönlich erschien und der noch einen besondern Glanz dadurch erhielt, daß mit Heinrich dem Löwen der neue Dänenkönig Waldemar sich einfand, um dem Kaiser als seinem Oberherrn die Huldigung zu leisten, ließ er durch den Mund Reinalds von Dassel seinem Unmuth Ausdruck geben über die „Könige der Provinzen", d. h. Englands und Frankreichs, Spaniens und Ungarns, die er in Sachen des Schismas habe hören wollen, die aber nicht erschienen seien, sondern sich unterfingen ihm zum Trotz in seiner Stadt Rom einen ihm feindlichen Papst aufrecht zu erhalten. Eine ganz neue staats- und kirchenrechtliche Theorie wurde damit verkündet und für das Kaiserthum Hoheitsrechte in Anspruch genommen, die es selbst in Zeiten seiner höchsten Macht wenigstens in diesem Umfange nicht geübt hatte.

Diese Erweiterung des Programms für die Kaiserpolitik war ohne Frage ein Fehler. Für den Bau staufischer Weltherrschaft, dessen Umrisse jetzt bestimmt erkennbar wurden, fehlte es an hinreichend umfänglichen und festen Fundamenten. Längst hatte das Schisma auch in Deutschland den zuletzt geschaffenen glücklichen Friedenszustand wieder zerstört. Im Elsaß agitirte

Bischof Stephan von Straßburg für Alexander; in Mainz hatte eine greuliche Revolution zur Ermordung des Erzbischofs Arnold von Selenhofen geführt (Juni 1160), welcher durch seinen Uebereifer bei Einziehung der von seinem Vorgänger verschleuderten Kirchengüter die großen Mainzer Vasallen entfremdet und erbittert und durch seine Strenge eine Faktion des Klerus zu wüthendem Hasse gereizt hatte; mit dieser hatte sich dann die nach Gewinnung voller Freiheit begierige Bürgerschaft verbunden; und als dann Rudolf, der Bruder des über Burgund mit dem Kaiser zerfallenen Herzogs Berthold von Zähringen, zum Nachfolger erwählt war, hatte Friedrich denselben, als Gegner des kaiserlichen Papstes, nicht bestätigt und die Wahl Konrads von Wittelsbach, des Bruders des bairischen Pfalzgrafen, bewirkt. Nur im Norden und Osten wagten sich einheimische und auswärtige Gegner noch nicht zu regen, weil dort Heinrich der Löwe mit wahrhaft königlicher Gewalt seine und des staufischen Kaiserthums Interessen vertrat.

Ungünstig gestalteten sich auch, während Friedrich im Norden der Alpen weilte, die Verhältnisse in Italien, wo Reinald von Dassel als Statthalter mit ausgedehnten Vollmachten zurückgeblieben war. Die besiegten Lombarden trugen schwer an ihrem Joch: so hart wurden sie bedrückt, daß sie meinten, der Kaiser selbst könne das nicht billigen; aber ungehört verhallten ihre flehenden Bitten, und die Gewaltboten ließen ihren tyrannischen Neigungen erst recht die Zügel schießen. Dazu kam die steigende Verbitterung des kirchlichen Kampfes. Als nämlich am 20. April 1164 Viktor IV. starb, glaubten viele das Schisma durch eine Art von Gottesurtheil beendet: da kam die kaum glaublich klingende Meldung, daß Reinald von Köln, ohne Rückfrage an den Kaiser, mit einigen wenigen Cardinälen, in Formen, denen sich durch keine Deutung auch nur der Schein der Rechtmäßigkeit geben ließ, in Guido von Crema als Paschalis III. einen neuen Gegenpapst aufgestellt habe. Dem Kaiser auf solche Wege rechtlosester Gewaltthätigkeit zu folgen hatte niemand mehr Lust.

In Oberitalien zuerst kam die allgemeine Unzufriedenheit zu offenem Ausbruch. Während selbst gut kaiserliche Städte, wie Pavia und Cremona, murrten und der kaiserlichen Kirchenpolitik nicht mehr folgen wollten, schlossen angesichts der entsetzlichen Mishandlung der besiegten Lombarden, deren Flehen von dem Kaiser hartherzig abgewiesen war, Verona, Padua, Treviso und Vicenza mit den Städten der Veroneser Mark im Winter 1163 auf 64 einen geheimen Bund. Venedig, das sich offen für Alexander III. erklärt hatte, trat demselben bei. Durch Venedig gewonnen stellte der byzantinische Hof Subsidien für den geplanten Befreiungskampf in Aussicht. Gleich im folgenden Frühjahr griffen die Städte zu den Waffen. Ein Vermittlungsversuch der kaiserlichen Städte hatte keinen Erfolg; er zeigte nur, daß selbst auf diese nicht mehr für alle Fälle zu rechnen war, und wenn der Kaiser dieselben nun mit Gnaden und Ehren förmlich überschüttete, um sie bei seiner Fahne zu erhalten, so machte das im Gegensatz zu der steigenden Mishandlung der

anderen erst recht einen üblen Eindruck. Schnell breitete der Aufstand sich aus: Padua, Bologna, Piacenza verjagten die verhaßten Gewaltboten; bald stand alles erst mühsam Gewonnene auf dem Spiele, und Friedrich, der den Sturm zu beschwören gedacht hatte, mußte nach Deutschland eilen, um dieses zu neuem Kampfe zu waffnen.

Aber schon handelte es sich nicht mehr um die Niederkämpfung der Lombarden allein: das Weltherrschaftsstreben des Staufers, welches auf dem Reichstag zu Besançon so herausfordernd proclamirt war, beunruhigte weithin die Staaten des Abendlandes. Angesichts der gemeinsamen Gefahr rüsteten dieselben auch zu gemeinsamer Abwehr; die Leitung dabei aber fiel der Kirche zu, und das steigerte wiederum das Ansehn Alexanders III. Während der griechische Kaiser Manuel nicht blos mit Sicilien, sondern auch mit Frankreich und England über ein Bündnis unterhandelte, traten von der andern Seite her die eifrigen Alexandriner durch den diplomatisch gewandten Patriarchen Udalrich von Aglei sowol mit den Griechen als den Ungarn in Verbindung. Im Reiche wuchs ihre Partei: die Erzbischöfe von Salzburg und Trier weigerten Paschalis III. die Obedienz, und der auf des Kaisers eigenes Betreiben zum Erzbischof von Mainz erhobene Konrad von Wittelsbach ging offen zu Alexander III. über. In Deutschland selbst drohte als Folge des Schismas eine große Krisis: denn wie bequem bargen sich hinter kirchlichen Vorwänden andre Motive, persönliche oder politische. Das lehrten die großen Fehden im Rheinland, wo Pfalzgraf Konrad und Landgraf Ludwig von Thüringen, beides nahe Verwandte des Kaisers selbst, mit dessen einflußreichstem Rath und Gehülfen, Reinald von Köln, und in Schwaben, wo die Tübinger Pfalzgrafen mit Welf VI. und seinem streitbaren Sohne Welf VII. rangen. Ein Versuch des Kaisers, die im Entstehen begriffene große Coalition auf diplomatischem Wege zu sprengen, mislang. Der Streit nämlich, in den Heinrich II. von England mit Thomas Becket, dem Erzbischof von Canterbury, über die Grenzen geistlicher und weltlicher Gerichtsbarkeit gerathen war, hatte seit Thomas' Flucht nach Frankreich, trotz der zuwartenden Nachsicht des Papstes, die Curie mit der englischen Krone in einen schweren Conflikt gebracht. Vielleicht gelang es, England auf die Seite des kaiserlichen Papstthums zu ziehen und so dem Beschützer Alexanders III., Ludwig VII. von Frankreich, schwere Verlegenheit zu bereiten. Ostern 1165 erschien daher der Kölner Erzbischof selbst am Hofe Heinrichs II. zu Rouen, wo er eine glänzende Aufnahme fand. Auch wurde des englischen Königs ältere Tochter Mathilde damals dem Herzog von Sachsen und Baiern verlobt, der die Ehe mit seiner Zähringer Gemahlin hatte lösen lassen, eine jüngere mit Heinrich, dem erstgebornen Sohne des Kaisers. Aber der Anschluß Englands an die kaiserliche Kirchenpolitik erfolgte nicht. Zwar erschienen englische Gesandte auf einem Pfingsten 1165 zu Würzburg gehaltenen Reichstag, wo Friedrich und die anwesenden weltlichen und geistlichen Fürsten durch feierlichen Eid gelobten, niemals Alexander oder einen von dessen Anhang gewählten Papst

anzuerkennen, und gingen die gleiche Verpflichtung für ihren Herrn ein: sobald aber Heinrich II. darauf von der bedrängten Curie Zugeständnisse in seinem Streit mit Thomas Becket erhielt, trat er von dem Bunde mit dem Kaiser wieder zurück. Jener Würzburger Eid aber, vor dem, obgleich er selbst ihn in Vorschlag gebracht, sogar Reinald von Köln einen Moment zurückgeschreckt war, bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte Friedrichs. Er entsprang nicht ruhiger politischer Erwägung, sondern war eine That übereilter Leidenschaft und befangenen Fanatismus'. Indem verfügt wurde, daß alle zu Würzburg nicht erschienenen geistlichen und weltlichen Fürsten binnen



Goldene Bulle von Kaiser Friedrich I.

an der Urkunde datirt von Würzburg 26. Juni 1168, welche die herzogliche Gewalt für das Bisthum Würzburg bestätigt.

Avers: Brustbild des Kaisers auf einem dreithürmigen Thorgebäude; auf dem Haupte die Laubkrone mit perlenverzierten Bändern; in der Rechten das Lilienscepter, in der Linken Reichsapfel mit Kreuz. Umschrift: † FREDERIC . DEI GRĀ . ROMANORV. IMPERATOR AVGS.

Revers: Siebenthürmiges Thorgebäude, durch eine Mauer umschlossen. Zwischen den Zinnen AVREA. Auf der Rundbogenthür des Mittelthurmes ROMA. Umschrift: † ROMA . CAPVT . MVNDI . REGIT . ORBIS . FRENA . ROTVNDI. (Nach Heffner.)

einer bestimmten Frist den gleichen Eid leisten sollten, der jeden Ausgleich mit dem fast allgemein anerkannten rechtmäßigen Haupte der Kirche unmöglich machte, und die zwangsweise Ausführung dieses Befehls mit unnachsichtiger Härte in Angriff genommen wurde, trieb man die Gegner geradezu zu offenem Widerstand und drängte die Halben und Zuwartenden in das feindliche Lager. Die beginnende Verfolgung der Alexandriner, zuerst des muthigen Konrad von Salzburg, des Wittelsbachers, schuf der hierarchischen Sache Märtyrer und leistete ihr einen Dienst statt ihr Schaden zu thun. Das Schlimmste war, daß diese Politik der Leidenschaft einen Theil von Deutschland der Verfügung des Kaisers entzog, einen andern fast schon wider ihn in Waffen

brachte, gerade als Friedrich die gesammten Kräfte des Reichs zur Niederwerfung des neuen lombardischen Aufstandes und zum Kampfe gegen die große Coalition dringender nöthig hatte als je. Friedrich I. hat diese Gefahren unterschätzt: er hielt seine Stellung noch für völlig gesichert, während ihre Fundamente bereits wankten, und eine verhängnisvolle Selbsttäuschung war es, wenn er mit der feierlichen Erhebung der Gebeine Karls des Großen, die er Weihnachten 1165 zu Aachen vornahm, und mit der durch seinen Papst vollzogenen Heiligsprechung des großen Kaisers sein eigenes politisches System gleichsam kirchlich zu weihen und als angeblich karolingisches den widerstrebenden Mächten annehmbar zu machen dachte.

In Folge dieser Schwierigkeiten in Deutschland konnte der Kaiser erst im Herbst 1166 nach der Lombardei aufbrechen und nur mit geringen Streitkräften. Heinrich der Löwe durfte bei der wachsenden Gährung im östlichen Sachsen schon nicht mehr wagen, sich auf längere Zeit so weit zu entfernen. Dennoch boten die Lombarden die Hand zum Frieden: aber ihre wiederholte Bitte um Erleichterung der ihnen aufgelegten Lasten fand wieder kein Gehör. Einzelne der aufständischen Städte wurden vom Kaiser gezüchtigt; doch kam es noch zu keinem größeren Kampf und der Winter 1166 auf 67 verging unter einem unsichern Zwischenzustand. Des Kaisers Absicht war mit den eingetroffenen Verstärkungen direkt auf Rom zu marschiren, wohin Alexander III., dem Drängen der mit Aufnahme des kaiserlichen Papstes drohenden Römer nachgebend, im November 1165 zurückgekehrt war. Aber die zunehmende Unruhe in der Lombardei, wo offenbar etwas Großes im Werke war, hielt ihn dort zurück, sehr zum Vortheil Alexanders III., dessen Ansehn in den Augen der Gläubigen durch den Aufenthalt an den Gräbern der Apostel wesentlich gesteigert wurde. Endlich im Frühjahr 1167 trat Friedrich den Weg nach dem Süden an, und sofort flammte in seinem Rücken der im Geheimen wol vorbereitete Aufruhr lichterloh empor. An seiner Spitze aber stand eben die Stadt, welche Friedrich auf Kosten Mailands groß gemacht, mit Rechten, Ehren und Gunsterweisen förmlich überhäuft hatte, das reiche und rasch erblühte Cremona, dem jetzt der Zeitpunkt gekommen schien um sich mit den alten Widersachern zu versöhnen und durch Uebernahme der Führerschaft in dem Befreiungskampfe sich auf lange hinaus die leitende Rolle zu sichern.

Die Lombarden hatten die traurigen Folgen ihrer unseligen inneren Zerrissenheit schwer gebüßt; aber die furchtbare Lehre war nicht ohne tiefen Eindruck auf sie geblieben. Unter dem Druck der Fremdherrschaft war ihnen der Werth der Freiheit und der diese ermöglichenden nationalen Einheit aufgegangen. Unter Wahrung der Rechte der einzelnen schufen sie jetzt eine Organisation, welche sie befähigte ihre Freiheit gemeinsam zu erstreiten und zu behaupten. Am 8. März 1167 schlossen Cremona, Mantua, Bergamo und Brescia, welche beiden letzteren noch unlängst die strafende Hand des Kaisers gefühlt hatten, ein Bündnis zu gegenseitigem Schutz und Vermittelung eines Friedens zwischen Papst und Kaiser. Unter Vorbehalt der Treue gegen

den Kaiser sollte die Ordnung hergestellt werden, die zur Zeit Konrads III. bestanden hatte: die volle Herstellung der Consularverfassung war ihr Ziel. Schon am 4. April hatten Bevollmächtigte der vier Städte eine Zusammenkunft mit den Vertretern der Mailänder, die seit Beginn der freiheitlichen Bewegung unter der Tyrannei ihres Podestà, des Grafen von Dietz, vollends Unerträgliches zu leiden hatten. Die alte Zwietracht wurde begraben, Cremona seine leitende Stellung gesichert und dann zwischen den ehemaligen Todfeindinnen ein Vertrag auf fünfzig Jahre geschlossen. Am 7. April wurde das Abkommen auf einem Congreß zu Pontida, einem Kloster zwischen Bergamo und Lecco, feierlich beschworen und zugleich die Zurückführung der Mailänder in ihre Stadt und deren Aufbau beschlossen. Noch ehe der April zu Ende gegangen, wurde dies Vorhaben unter dem Schutze der Bürgerheere der verbündeten Städte glücklich ausgeführt und Mailand neu bevölkert und durch Ausbesserung der Mauern und Gräben wieder in Vertheidigungszustand gesetzt. Weithin mußte diese That den tiefsten Eindruck machen: der größte, der mühseligst gewonnene Triumph des Kaisers war wettgemacht! Schnell griff der Bund weiter um sich: Ferrara trat bei, selbst das so gut kaiserliche Lodi mußte nach einer kurzen Belagerung sich anschließen. Piacenza folgte: die Stellung Friedrichs in der Lombardei beruhte auf einigen wenigen Städten, die wie Como und Pavia über die Vergangenheit noch nicht hinweg kommen konnten. Und Hand in Hand damit ging eine scharfe kirchliche Reaktion: die Anhänger des Gegenpapstes mußten die bischöflichen Sitze verlassen, die Alexandriner kehrten auf dieselben zurück.

Friedrich ließ das alles ruhig geschehen: in verhängnisvollem Irrthum sah er den Hauptgegner nach wie vor in Alexander III. und meinte, daß, wenn dieser zu Boden geschlagen wäre, die lombardische Rebellion leicht erstickt werden könnte, während doch diese eben seine Macht an der Wurzel faßte und ihr Verlauf den Ausgang auch des kirchlichen Kampfes bedingte. Der Kaiser lag erst längere Zeit vor dem mit den Griechen verbündeten Ancona, von wo er mit einem Theil des Heeres südwärts nach Apulien streifte, um das Normannenreich zu schrecken, wo König Wilhelm I. eben sein unmündiger gleichnamiger Sohn gefolgt war. Mit einem zweiten Heer rückte Reinald von Köln, begleitet von dem Kanzler Christian, auf Rom: den gegen ihn ausziehenden Römern brachte er unter den Mauern des von ihm besetzten Tusculum eine schwere Niederlage bei. Den Eindruck derselben durch einen Angriff auf Rom selbst auszunutzen, rief er den Kaiser herbei; am 24. Juli erschien dieser, die Belagerung Anconas aufhebend, vor Rom und begann die Belagerung der Leostadt. Die von den Vertheidigern in ein Castell verwandelte Peterskirche wurde mit Sturm genommen, ihre Vorhalle ging in Flammen auf, das Innere wurde durch Kampf und Blutvergießen entweiht. Da entschlossen sich die Römer zu Unterhandlungen: beide Päpste, so wurde vereinbart, Alexander und Paschalis III. sollten zurücktreten und der Kirche sollte durch eine gesetzmäßige Neuwahl ein allgemein anzuerkennen-

des Oberhaupt gegeben werden. Vergeblich erhob Alexander III. Einsprache: die Römer waren des Krieges müde und hatten keine Lust, sich noch ferner für die Kirche zu opfern. Da floh der Papst heimlich aus der Stadt, um sich bei den Normannen in Sicherheit zu bringen. Um so schneller verständigten sich die Römer nun mit dem Kaiser: sie erklärten sich zur Anerkennung und Aufnahme Paschalis' III. bereit. Am 30. Juli zogen beide in die Leostadt ein und der Gegenpapst konnte endlich auf dem wahren Stuhle Petri thronen. Aus seiner Hand empfing Friedrich am 1. August unter glänzenden Festlichkeiten noch einmal die kaiserliche Krönung, während die Männer, denen derselbe diesen Triumph zunächst verdankte, obenan der Kölner Erzbischof, mit Gnadenbeweisen überhäuft wurden. Aber die Herrlichkeit war nur von kurzer Dauer. Während die kaiserlichen Bevollmächtigten noch beschäftigt waren, den Eid der Römer auf den Unterwerfungsvertrag entgegenzunehmen, brach in dem vor der Stadt befindlichen Lager in Folge der furchtbaren Sonnenglut, die für kurze Zeit von gewaltigen Regengüssen unterbrochen wurde, eine ansteckende Krankheit aus, die mit entsetzlicher Schnelligkeit um sich greifend, in wenigen Stunden schon einen pestartigen Charakter annahm. Vom Bleiben war nicht mehr die Rede: nur schleunigster Aufbruch konnte das Heer dem gänzlichen Untergang entreißen. Aber die Pest wanderte mit ihm: Vornehme und Geringe brachen plötzlich zusammen und hauchten an der Landstraße ihren Geist aus. Jeder neue Fall steigerte das Entsetzen der Ueberlebenden, die Ordnung schwand, die Disciplin hörte auf, jeder strebte in eiliger Hast vorwärts, um dem auf den Fersen folgenden Tode zu entrinnen. Schnell nach einander erlagen die Bischöfe von Prag, Köln, Regensburg, Speier, bewährte Gehülfen Friedrichs in der Verwaltung Italiens; am 14. August starb der gewaltige Reinald von Köln, auf den Freund und Feind die Blicke alle Zeit besonders gerichtet gehalten, den man als Anfang, Mitte und Ende des Kaiserreichs gefeiert, der während der letzten Jahre beinahe in höherem Grade als Friedrich selbst die Seele der bis zur Verwegenheit kühnen deutschen Politik gewesen war, ohne sich darum gerade viel Freunde zu erwerben, selbst seinen Mitarbeitern oft unbequem durch das despotische Wesen, womit er auch die Widerstrebenden seine Wege zu gehen nöthigte, dabei nicht frei von Selbstsucht und nicht immer wählerisch in den Mitteln zur Befriedigung derselben, ein Vertreter machiavellistischer Staatskunst, wie namentlich die zweideutige Rolle zeigt, die er in Deutschland spielte, indem er von Italien aus die Opposition gegen den übermächtigen Welfen leitete, vielen aber, die ihm näher gestanden, unvergeßlich durch den Glanz und die Liebenswürdigkeit seiner Persönlichkeit, seiner Bildung und Beredtsamkeit. Nicht minder furchtbar hauste die Pest in den Reihen der weltlichen Fürsten: aber keiner wurde so betrauert wie der jugendliche, schöne und ritterliche Schwabenherzog Friedrich IV., des Kaisers Vetter, der Gatte der Tochter Heinrichs des Löwen von seiner zähringischen Gemahlin. Auch der junge Welf VII., der letzte Sproß des süddeutschen Zweiges der Welfen, erlag dem

trüben Verhängnis. Statt kostbarer Beutestücke führten die Ueberlebenden ganze Maulthierladungen von Gebeinen der Verstorbenen mit sich, um sie in der Heimat zu bestatten. Mag es übertrieben sein, wenn behauptet wird, daß der Verlust des kaiserlichen Heeres von Rom bis zur lombardischen Grenze 2000 Mann betragen habe, sicher ist, daß nur elende, zum Tod erschöpfte, kampfunfähige Reste in die Thore Pavias einzogen, von denen die Lombarden nichts mehr zu fürchten hatten. Viel schwerer aber als der materielle Verlust, den er erlitten, war die moralische Niederlage des Kaisers: sein klägliches Scheitern in dem Moment, wo er in Rom selbst über Alexander III. zu triumphiren und der Kirche den Fuß auf den Nacken zu setzen gedacht hatte, erschien den staunenden Zeitgenossen, und nicht den Alexandrinern allein, als ein Gottesgericht. Das Schicksal, das die römische Pest dem siegreichen Kaiser bereitet hatte, verglich man mit dem des Sanherib und der Seinen vor Jerusalem, und jubelnd verkündeten die Anhänger Alexanders der Welt das Wunder, das Gott an ihnen und ihrem Helden gethan hatte.

Aber Friedrich I. war nicht der Mann, um sich von einem Mislingen, so furchtbar es ihn augenblicklich traf, aus der seit Jahren verfolgten Bahn werfen zu lassen. Stolz bot er dem Schicksal die Stirn und durch verdoppelten Eifer suchte er in der Lombardei gut zu machen, was er durch die Misachtung der dortigen Bewegung erst versehen hatte. Unermüdlich war er in dem kleinen Kriege gegen die Glieder des um Cremona gesammelten Bundes, die er von Pavia aus in Streifzügen bald nach dieser, bald nach jener Seite beunruhigte und schädigte. Aber zu mehr als einem kleinen Kriege reichten seine Kräfte nicht aus. Die gegen die Lombarden verhängte Acht machte keinen Eindruck, vielmehr traten die drei bisher gesonderten Bündnisse, die sich um Cremona, Verona und Venedig gebildet hatten, zu einer großen Allianz zusammen. Vergeblich suchte der Kaiser dieselbe durch erheuchelte Friedensbereitschaft zu entwaffnen, vergeblich durch Sonderverträge das eine oder das andere Glied davon abzuziehen: ohnmächtig hinter den Mauern Pavias zürnend mußte er sehen, wie der Bund an Umfang wuchs und an Macht zunahm und wie von seinen Anhängern einer nach dem andern sich ihm anschließen mußte. Und unter dem Eindruck des Triumphs, der ihnen und der verbündeten Kirche zu theil geworden, gründeten die Lombarden im Frühjahr 1168 eine durch mächtige Erdwerke geschützte Festung in der wasser- und sumpfreichen Niederung zwischen Tanaro und Trebia, bestimmt, einmal die für die Verpflegung der größeren Städte so wichtige Straße von Mailand nach Genua zu decken und dann dem Kaiser den Weg nach Italien von Burgund her zu verlegen, auf den er, da alle anderen Alpenstraßen im Gebiet der verbündeten Städte mündeten, in Zukunft vornehmlich angewiesen schien: den Namen aber gaben sie dieser Burg ihrer gemeinsamen Freiheit nach ihrem päpstlichen Verbündeten Alessandria. So war Italien für Friedrich so gut wie verloren, und die Hierarchie triumphirte, als der Kaiser endlich, von der völligen Unzulänglichkeit seiner Mittel überzeugt, 1170 Italien ver-

ließ, um in fluchtartiger Eile über den Mont Cenis nach Burgund zu entkommen. Unversöhnlich ließ er die Geiseln der abgefallenen Städte längs der Straße an den Bäumen aufknüpfen, und mit genauer Noth entging er während kurzer Rast in Susa dem Tode, den ihm die erbitterte Bevölkerung zu bereiten dachte.

Auch auf Deutschland wirkte die Katastrophe des Sommers 1167 mächtig ein. Die Fundamente, auf die Friedrich sein Königthum von Anfang an gegründet, begannen zu wanken. Die Stellung Heinrichs des Löwen war schwer bedroht. Sein Streben, die Bischöfe und Grafen des östlichen Sachsen, die unmittelbar unter dem König gestanden, von sich abhängig zu machen und seinem Herzogthum dort dieselbe Machtfülle zu erwerben, die es in Westfalen besaß, hatte dem Welfen zahlreiche und erbitterte Feinde erweckt. Schon 1167, während der Kaiser gegen Rom zu Felde lag, hatten die Fürsten Ostsachsens, im Geheimen durch Reinald von Köln aufgemuntert und geleitet, gegen Heinrich einen allgemeinen Ansturm unternommen, dem der Herzog nur mit Mühe Stand gehalten; erst die entschiedene Parteinahme des Kaisers für ihn hatte ihm für den Augenblick Ruhe verschafft. Bedenklicher noch war das Anwachsen der kirchlichen Opposition: ihr Centrum war das Erzbisthum Salzburg, das die Gunst seiner Lage zu weitreichenden Verbindungen mit Ungarn und Konstantinopel auf der einen, den italienischen Widersachern Friedrichs auf der andern Seite benutzte. Zur Strafe für seinen alexandrinischen Eifer wurde es durch den Kaiser friedlos gelegt und jeder Art von Raub und Gewaltthat preisgegeben. Aber hier so wenig wie sonst erzwang der Kaiser durch solche zum Theil barbarische Maßregeln dem nach Paschalis' III. Tod eingesetzten neuen Gegenpapst Anerkennung. Im Gegentheil, fester und einmüthiger fügte sich der Bund der Gegner zusammen. Ueberall war Alexander als rechtmäßiger Papst anerkannt: selbst England von demselben abzuziehn, was der Kaiser noch einmal versuchen ließ, war unmöglich, obgleich Heinrich der Löwe mitten in dem Waffengetöse des großen Kampfes von 1167 die englische Königstochter Mathilde als Gattin heimgeführt hatte. Die Aussöhnung Heinrichs II. mit Thomas Becket von Canterbury, dann die Ermordung des Erzbischofs, in Folge deren der der Mitschuld an dieser Greuelthat verdächtige König alles thun mußte, um die Gnade der Kirche zu gewinnen, nahmen dem Kaiser vollends jede Aussicht nach dieser Seite: Friedrich stand völlig isolirt und im Reiche selbst mehrte sich die Zahl derer, welche laut den Frieden mit der Kirche forderten, sowie derer, welche in den Kämpfen mit den Lombarden eine unheilvolle Vergeudung der nationalen Kräfte sahen.

Noch aber lag Friedrich I. jede Idee an Einlenken fern: seine Ehre war in diesem Kampfe engagirt. So zog er denn, kaum daß das gährende Reich nothdürftig geordnet war, im September 1174 von Neuem über die Alpen, mit einem geringen Heer nur, meist Ministerialen des staufischen Hauses, während von den mächtigen Reichsfürsten keiner sich anschloß. In der Lombardei fand er die Lage schlimmer noch als 1154: selbst Pavia und

die Markgrafen von Montferrat und die Grafen von Biandrate, die bis zuletzt auf Hülfe gehofft und für die kaiserliche Sache eingestanden hatten, waren der Uebermacht erlegen, zum Anschluß an den lombardischen Bund gezwungen worden. Traten auch einige Städte und Große nun wieder zum Kaiser zurück, so war dessen Lage damit doch nicht wesentlich gebessert. Friedrich concentrirte seine Kraft auf den Angriff Alessandrias: aber die Belagerung, Ende Oktober 1173 begonnen, dauerte noch im April 1174 ohne Erfolg fort, als ein großes lombardisches Bundesheer zum Entsatz herankam. Diesem zog Friedrich entgegen; auch Erzbischof Christian von Mainz, der inzwischen in der Romagna glücklich gefochten hatte, eilte herbei. Mitte April stand man sich, nun eine große Entscheidungsschlacht erwartend, bei Montebello gegenüber. Da aber kam es — wir wissen nicht, wie eigentlich — zu Friedensverhandlungen: es scheint, als ob die Lombarden doch die Feldschlacht gescheut hätten, wenn sie nicht etwa von Anfang an Verrath spannen und den Kaiser durch erheuchelte Friedensliebe zu entwaffnen trachteten. Die Rolle erst der Vermittler, dann geradezu der Schiedsrichter fiel dabei den Cremonesen zu. Auf Grund nämlich der von beiden Seiten eingereichten Forderungen wurde ein gewisse Punkte erledigender Vertragsentwurf vereinbart: in den Fragen, wo eine Einigung nicht zu Stande kam, versprachen beide Theile sich dem Schiedsspruch Cremonas zu fügen. Alessandria erhielt nur einen Waffenstillstand bewilligt: der Kaiser lehnte es entschieden ab, diese Stadt als ein vollberechtigtes Glied des Bundes gelten zu lassen. So sicher war man schon des Erfolges, daß die Lombarden, als ob der Friede bereits perfekt geworden wäre, unter Niederlegung der Waffen sich dem Kaiser feierlich unterwarfen, während dieser auf ihr Verlangen auch die Curie zum Frieden einlud und die Gesandten derselben in Pavia ehrenvoll empfing. Offenbar täuschten sich beide Theile über die Bedeutung der noch unerledigt gebliebenen Differenzen, obgleich diese gerade die eigentlichen Cardinalpunkte des ganzen Conflikts betrafen. Die Lombarden wollten ihre Freiheit anerkannt sehen; sie verlangten von Friedrich die Anerkennung Alexanders III.; sie wollten endlich Alessandria, in dem sich ihr Bund mit der Kirche gleichsam verkörperte, das obenein eben zum Sitz eines Bisthums erhoben war, als gleichberechtigtes Glied in den Frieden mit einbegriffen sehen. Des Kaisers ablehnende Haltung gab die Entscheidung in die Hand der Cremonesen. Der Spruch derselben verdient das Lob der Unparteilichkeit. Während er dem Kaiser — im Einklang mit dem von den Lombarden alle Zeit vertretenen Standpunkte — den Städten gegenüber nur die Rechte zugestand, welche Heinrich V. besessen hatte, also die republicanische Freiheit der Communen als zu Recht bestehend anerkannte, ließ er demselben in Bezug auf den Kirchenstreit freie Hand, so daß er Alexander anzuerkennen nicht verpflichtet sein sollte; doch dürfe er keine Stadt wegen ihrer alexandrinischen Gesinnung beunruhigen; Alessandria dagegen habe sich dem Kaiser zu unterwerfen — ein Zugeständnis, das man offenbar der Ehre Friedrichs schuldig zu sein glaubte. Soweit wir sehen, hat der Kaiser

gegen Cremonas Entscheidung, die maßvoll und gerecht war, keine Einwendung erhoben: die Lombarden aber erklärten sich derselben nicht fügen zu können und brachen damit den Frieden von Montebello.

Welche Motive diese überraschende Wendung herbeigeführt, vermögen wir nicht zu sagen. In der Hauptsache, um die es sich in ihrem langjährigen Streit mit Friedrich gehandelt, wurde den Lombarden ja alles, was sie gefordert hatten, bewilligt. Daß sie den Vergleich um Alessandrias willen verwarfen, ist kaum anzunehmen; denn um diese Schwierigkeit zu lösen hätte sich wol damals so gut wie später ein Ausweg gefunden. Will man also nicht annehmen — und dies zu thun ist kein zwingender Grund vorhanden —, die Lombarden hätten von Anfang an ein trügerisches Spiel getrieben, Friedfertigkeit geheuchelt und den Pakt von Montebello geschlossen in der Absicht ihn zu brechen und den nach Entlassung seines Heeres hülflosen Kaiser durch schnöden Verrath zu überwältigen, so wird man wol in der Weigerung der Cremonesen, den Kaiser zur Anerkennung Alexanders III. zu zwingen, den entscheidenden Grund für ihren Rücktritt von dem Frieden sehen müssen. War doch zwischen ihnen und der Curie seiner Zeit ausdrücklich vereinbart, daß kein Theil ohne den anderen mit dem Kaiser Frieden machen sollte. War aber dies das Motiv der Lombarden, so wird man ihnen daraus kaum einen Vorwurf machen können, eher es ihnen zur Ehre anrechnen: denn in ihrer Bundestreue verzichteten sie auf den sichern Gewinn, der ihnen durch die Anerkennung ihrer Freiheit in dem für sie wesentlichsten Punkte zu theil werden sollte.

Die Lage des Kaisers war nun freilich eine üble, aber doch keineswegs aussichtslos: er blieb den Lombarden noch immer ein furchtbarer Gegner; ja, er durfte hoffen, denselben bei Erneuung der Feindseligkeiten mit beträchtlicheren Kräften als bisher entgegenzutreten, da er nach diesen letzten Vorgängen die volle Hülfe der Reichsfürsten in Anspruch nehmen konnte. In diesem Sinne gingen denn auch Briefe und Boten nach Deutschland; überall fanden sie gute Aufnahme, Philipp von Heinsberg, der Nachfolger Reinalds auf dem Kölner Erzstuhl, wirkte persönlich im Interesse des Kaisers. Für den Sommer 1176 konnte derselbe Verstärkungen erwarten, bis dahin aber durfte er darauf rechnen, sich mit Hülfe seiner italienischen Alliirten zu behaupten: hatte doch selbst Cremona sich von dem lombardischen Bunde losgesagt. Da kam die Meldung, Heinrich, der Herzog von Sachsen und Baiern, weigere die gebotene Heerfahrt nach der Lombardei. Der Kaiser unterhandelte mit dem Welfen, an dessen Hülfe ihm gerade jetzt besonders viel lag, aber derselbe blieb bei seiner Ablehnung. Darüber verging der Winter 1175 auf 76: schon rüsteten die anderen Fürsten zum Aufbruch und der Sachsenherzog war nicht anderen Sinnes geworden. Da beschloß Friedrich persönlich mit demselben eine Verständigung zu suchen: an der deutsch-italienischen Grenze, vermuthlich in Chiavenna, traf er mit dem Herzog, der damals in Baiern weilte, zusammen. Man trennte sich aber ohne Ergebnis: der Welfe blieb dem ita-

lienischen Kriegsschauplatz fern, und es scheint fast, als ob der Kaiser die dafür angeführten Gründe nicht unbedingt habe verwerfen können, denn die Verweigerung der Hülfe an sich ist dem Herzog nachmals nicht als Verbrechen angerechnet worden und niemand ist es eingefallen unmittelbar nach der Katastrophe, die bald danach eintrat, Heinrich den Löwen und seine Hülfsverweigerung dafür verantwortlich zu machen.

Im März 1176 begannen die Feindseligkeiten. Während der streitbare Christian von Mainz durch einen Einfall in Apulien die Normannen im Schach hielt, zog Friedrich mit den Contingenten der ihm verbündeten lombardischen Städte von Pavia aus nordwärts nach Como und dann weiter den Lago Maggiore hinauf, um sich mit den deutschen Mannschaften zu vereinigen, die Philipp von Köln, Wichmann von Magdeburg, Konrad von Worms, Graf Philipp von Flandern und andere ihm zuführten. Durch geschickte Bewegungen die Lombarden täuschend führte er dies Vorhaben auch glücklich aus. Das nur etwa 4000 Mann starke kaiserliche Heer sollte von Norden in das mailändische Gebiet einbrechen, um sich vor Mailand mit den von Süden anrückenden Pavesen zu vereinigen. Da trat das mailändische Bürgerheer unter die Waffen: um den Carroccio, den Fahnenwagen, geschaart zog es etwa 12,000 Mann stark dem Kaiser entgegen; die aufgebotenen Contingente der Bundesstädte folgten schleunigst. In der Nähe von Legnano traf man am 29. Mai auf den von Bellinzona heranmarschirenden Kaiser. Dieser beschloß, wol in der Meinung, die Gegner bald im Rücken von den Pavesen gefaßt zu sehen, den Angriff, obgleich die Fürsten riethen, noch die anderen Verstärkungen abzuwarten. Bald stießen die Kaiserlichen auf eine kundschaftende feindliche Abtheilung: überrannt wurde diese auf das mailändische Hauptheer zurückgeworfen und auch dieses, in fünf Treffen gegliedert, vermochte nicht dem Anprall der siegesfroh anstürmenden Kaiserlichen zu widerstehen und war bald in Verwirrung und theilweise auf der Flucht nach Mailand. Schon wogte der Kampf heiß um den Carroccio, den eine auserwählte Schaar mailändischer Krieger mit Todesmuth vertheidigte: dort wurden die Kaiserlichen aufgehalten, das Gefecht kam zum Stehen; die Flüchtlinge sammelten sich; verstärkt durch frischen Zuzug, der von Mailand her im Anmarsch war, gingen sie wieder zum Angriff über und brachen, die siegreichen Vertheidiger des Fahnenwagens voran, mit gewaltiger Kraft gegen die schon ermattenden und in Unordnung gerathenen Deutschen vor. Friedrich selbst focht im dichtesten Handgemenge: neben ihm fiel sein Bannerträger, er selbst wurde durch einen Lanzenstoß aus dem Sattel gehoben und schien verloren, und als nun gleichzeitig die auf das Schlachtfeld zurückkehrenden Lombarden im Rücken und in der Flanke den Angriff erneuten, da lösten sich die Reihen der Deutschen, und bald dachte jeder nur noch an Rettung durch schleunige Flucht. Unter schweren Verlusten eilten die Geschlagenen nach dem Ticino, in dessen Wellen noch viele den Untergang fanden; nur traurige Reste erreichten erschöpft und entmuthigt die schützenden Mauern Pavias. Aber

der Kaiser war nicht darunter: man glaubte ihn gefallen. Die Kaiserin Beatrix legte Trauer an: da erschien Friedrich bei nächtlicher Weile Einlaß begehrend am Thore. In der Verwirrung der Flucht von den Seinen getrennt hatte er sich mit wenigen Begleitern vor den siegreichen Feinden verborgen gehalten und erreichte nun erst auf täuschenden Umwegen Pavia.

Gewiß war es ein glänzender Sieg, den die Lombarden gewonnen: aber entschieden war mit dem Tage von Legnano doch noch nichts; ja, die Lage der Sieger war nicht so günstig wie zur Zeit des Vertrages von Montebello. Denn der Kaiser dachte jetzt nicht an Frieden, nur daran, neue Kräfte zu sammeln, den Kampf wieder aufzunehmen und zu einem glücklichen Ende zu führen. Weder den Lombarden noch ihrem päpstlichen Bündner kam er auch nur einen Schritt entgegen: wie hätte er von denselben auch in diesem Augenblick annehmbare Friedensvorschläge hoffen dürfen, nachdem die Städte den ihnen so günstigen Schiedsspruch der Cremonesen verworfen hatten! So schien der blutige Tag von Legnano ohne weitere politische Folgen bleiben und nur durch die Hitze des Kampfes und die Schwere der Verluste die zahlreichen ähnlichen, die man in diesem langjährigen Kriege erlebt hatte, übertreffen zu sollen.

Da kam von einer ganz anderen Seite her die von den Nächstbetheiligten nicht gewollte friedliche Wendung. Die deutschen Kirchenfürsten, eben die Männer, welche die Gefahren und Mühseligkeiten des großen kirchlich-politischen Kampfes zumeist getragen und gewissermaßen ihre Existenz an denselben gesetzt hatten, die Genossen theils und theils die Schüler Reinalds von Dassel, obenan ein Wichmann von Magdeburg, ein Philipp von Köln, ein Konrad von Worms, erklärten sich dem Kaiser gegenüber außer Stande seiner Kirchenpolitik noch länger zu folgen und die Interessen der deutschen Kirche für das ohnmächtige und würdelose Gegenpapstthum zu opfern: sie verlangten Frieden mit Alexander III., Herstellung der völlig geschwundenen Ordnung in der deutschen Kirche, Sicherung derselben gegen die zunehmenden Uebergriffe des Laienfürstenthums, dem sie geradezu preisgegeben schien, wie die Vergewaltigung der sächsischen Bischöfe durch Heinrich den Löwen, die barbarische Mishandlung des Salzburger Erzstiftes und andere höchst bedenkliche Vorgänge der letzten Zeit lehrten. Nur dann waren sie bereit Friedrich auch ferner mit ihren reichen Mitteln zum Kampfe gegen die Lombarden Hülfe zu gewähren. Friedrich sah sich vor eine Alternative gestellt, die kaum ein Schwanken zuließ. Den Kampf gegen die Lombarden aus eigenen Mitteln fortzuführen war er unfähig: die letzten Ereignisse hatten das zweifellos erwiesen. Von dem Laienfürstenthum, jedenfalls von den mächtigsten Gliedern desselben, die er selbst ja ihrer Pflichten gegen Kaiser und Reich förmlich entlassen hatte, war kein Opfer zu erwarten: wollte er den Tag von Legnano wett machen, die Lombarden seinem Joche wieder zu beugen versuchen, so konnte er das nur mit den finanziellen und militärischen Mitteln der deutschen Kirche. Ohne sich selbst aufzugeben und ihre schon arg geschädigte Stellung vollends zu

Grunde zu richten konnte diese eine solche Belastung aber nicht auf sich nehmen, wenn ihr nicht für ihren durch das Schisma heillos geschädigten Besitz- und Rechtsstand Sicherheit gegeben wurde: diese aber war für sie nur zu gewinnen durch die Rückkehr in die allgemeine Kirche. Wenn man die Vergangenheit der Männer betrachtet, welche dem Kaiser jetzt sozusagen den Gehorsam aufkündigten, und sich die glänzenden Verdienste vergegenwärtigt, welche dieselben sich im Laufe langer Jahre um die kaiserliche Sache erworben hatten, so wird man zur Erklärung der Wendung, die nun in ihrer Politik eintrat, jedes untergeordnete persönliche Motiv ausschließen und dieselbe herleiten müssen allein aus der Erkenntnis der nicht mehr erträglichen Nothlage der deutschen Kirche. Damit aber wurde die Lage von Grund aus umgestaltet: noch zu Montebello war Friedrich bereit gewesen die roncalischen Beschlüsse preiszugeben und den Lombarden ihre Forderungen zu bewilligen, um seine Kraft ungetheilt gegen die Hierarchie wenden zu können; nach der Erklärung der deutschen Kirchenfürsten sah er sich genöthigt den Gegenpapst fallen zu lassen und mit der Hierarchie seinen Frieden zu machen, um gegen die Lombarden weiter kämpfen zu können. Daß dem Kaiser dies nicht leicht wurde, ist begreiflich: denn ein Vergleich mit dem hierarchischen Papstthum muthete ihm nicht blos in Rücksicht auf die Vergangenheit — man denke nur an den Würzburger Eid! —, sondern auch in Bezug auf die wichtigsten principiellen Fragen schwerere Opfer zu, als ihm der Cremoneser Schiedsspruch den Lombarden gegenüber auferlegt hatte. Er mußte fürchten sich durch den Frieden mit der Kirche für die Zukunft politisch so gebunden zu sehen, daß die von ihm erstrebten Ziele vielleicht überhaupt unerreichbar wurden. Es hat daher längerer Zeit bedurft, um Friedrich von der Unmöglichkeit jedes anderen Auswegs zu überzeugen: der ganze Sommer 1176 verging ohne Entscheidung, und erst im Oktober erklärte der Kaiser sich bereit, dem Verlangen der Kirchenfürsten nachzugeben und mit Alexander III. in Unterhandlung zu treten.

Nun gingen Wichmann von Magdeburg, Christian von Mainz und Konrad von Worms nach Anagni; aber der Papst erklärte nur in Gemeinschaft mit seinen Bundesgenossen, den Lombarden, Normannen und Griechen, Frieden schließen zu können. War das wörtlich zu nehmen, so war die Lage des Kaisers freilich äußerst bedenklich. Doch durfte man an dem Ernst jener päpstlichen Erklärung zweifeln, da die Curie trotz derselben mit den kaiserlichen Gesandten in Unterhandlung trat über die Grundlagen des Friedens zwischen Reich und Kirche. Wie weit man materiell zu einer Verständigung kam, wissen wir nicht; jedenfalls einigte man sich über die Formen, in denen über den allgemeinen Frieden verhandelt werden sollte. Es sollte dazu ein Congreß in Venedig oder Ravenna stattfinden, dessen Besuchern der Kaiser freies Geleit und bis noch auf drei Monate über das vielleicht resultatlose Ende hinaus Waffenruhe zuschwören sollte.

Für den Kaiser war das Hauptergebnis aus den Verhandlungen zu

Anagni die Erkenntnis, daß die Curie im Nothfall wol auch ohne die Lombarden Frieden machen würde: sie hat Friedrichs Haltung bei den folgenden Unterhandlungen bestimmt, wenn er sich damit auch keineswegs im Einvernehmen mit den Kirchenfürsten befand, sondern hinter deren Rücken vielfach seine eigenen Wege ging. Auch im Lager der Lombarden empfand man vor allem den Widerspruch zwischen den anfänglichen, die höchste Bundestreue athmenden Erklärungen der Curie und der Thatsache, daß sie sich, wenn auch nur vorläufig mit dem Kaiser verständigt hatte. Allgemeine Bestürzung herrschte bei den Rektoren des Bundes: nach diesem Anfang trug man sich mit den ernstesten Befürchtungen für die Zukunft, und die Versicherungen der päpstlichen Gesandten machten keinen Eindruck: man sah darin nur Ausflüchte, welche den bereits eingeleiteten Abfall der Curie von dem Bunde noch einige Zeit beschönigen sollten. So sah der Kaiser die Aussichten für seine diplomatische Aktion steigen und durfte hoffen, sich entweder dem Friedensgebot der deutschen Kirche überhaupt zu entwinden oder doch die Lombarden von dem Vergleich auszuschließen. Zunächst benutzte er die Bestürzung der Lombarden, um einige Städte zum Abfall von dem Bunde und zum Separatfrieden zu bewegen, was ihm namentlich bei Cremona und Tortona gelang. Solche Erfolge bestärkten Friedrich in der Politik des Zauderns und Hinhaltens: er erklärte Bologna, das die Unterhändler als Sitz des Congresses in Aussicht genommen hatten, für unannehmbar, weil diese Stadt ihm besonders feindlich gegenüber gestanden und deshalb einst von Christian von Mainz schwer zu leiden gehabt hatte. Um so mehr scheinen die Lombarden auf dem Orte bestanden zu haben, in der Hoffnung, an dieser Vorfrage den Friedenscongreß überhaupt scheitern zu sehen. Dahin aber ließ es Alexander III., der Ende März 1177 mit dem Cardinalscollegium und glänzendem Gefolge nach Venedig gekommen war, während der Kaiser in Ravenna weilte, natürlich nicht kommen. Auf seine Veranlassung fand am 10. April eine Vorbesprechung der Bevollmächtigten der drei Mächte in Ferrara statt, um sich über den Ort des Congresses zu verständigen. Welche Bedeutung er dieser Angelegenheit beimaß, bewies er, indem er selbst von Venedig nach Ferrara kam: es lag ihm eben alles daran, den gerechten Unmuth der Lombarden zu beschwichtigen. Dazu richtete er selbst eine feierliche Ansprache an die lombardischen Bevollmächtigten: er habe, so erklärte er, den vom Kaiser angebotenen Frieden nicht angenommen, damit die Lombarden, seine Genossen in der Trübsal, auch an der Freude des endlichen Triumphes theilnehmen möchten. Dagegen erinnerten die Lombarden in bitterem Unmuth an all die Leiden, die sie im Kampfe gegen den Kaiser für die Kirche auf sich genommen und hinter denen das weit zurückbliebe, was Alexander und die Kirche zu ertragen gehabt hätten; auch sie seien bereit sich mit dem Kaiser zu vergleichen, aber nicht anders als daß ihre von den Voreltern ererbte Freiheit unangetastet erhalten bliebe, denn alle Zeit würden sie dem Leben in der Knechtschaft einen rühmlichen Tod vorzuziehen wissen. Da nun die kaiserlichen Gesandten

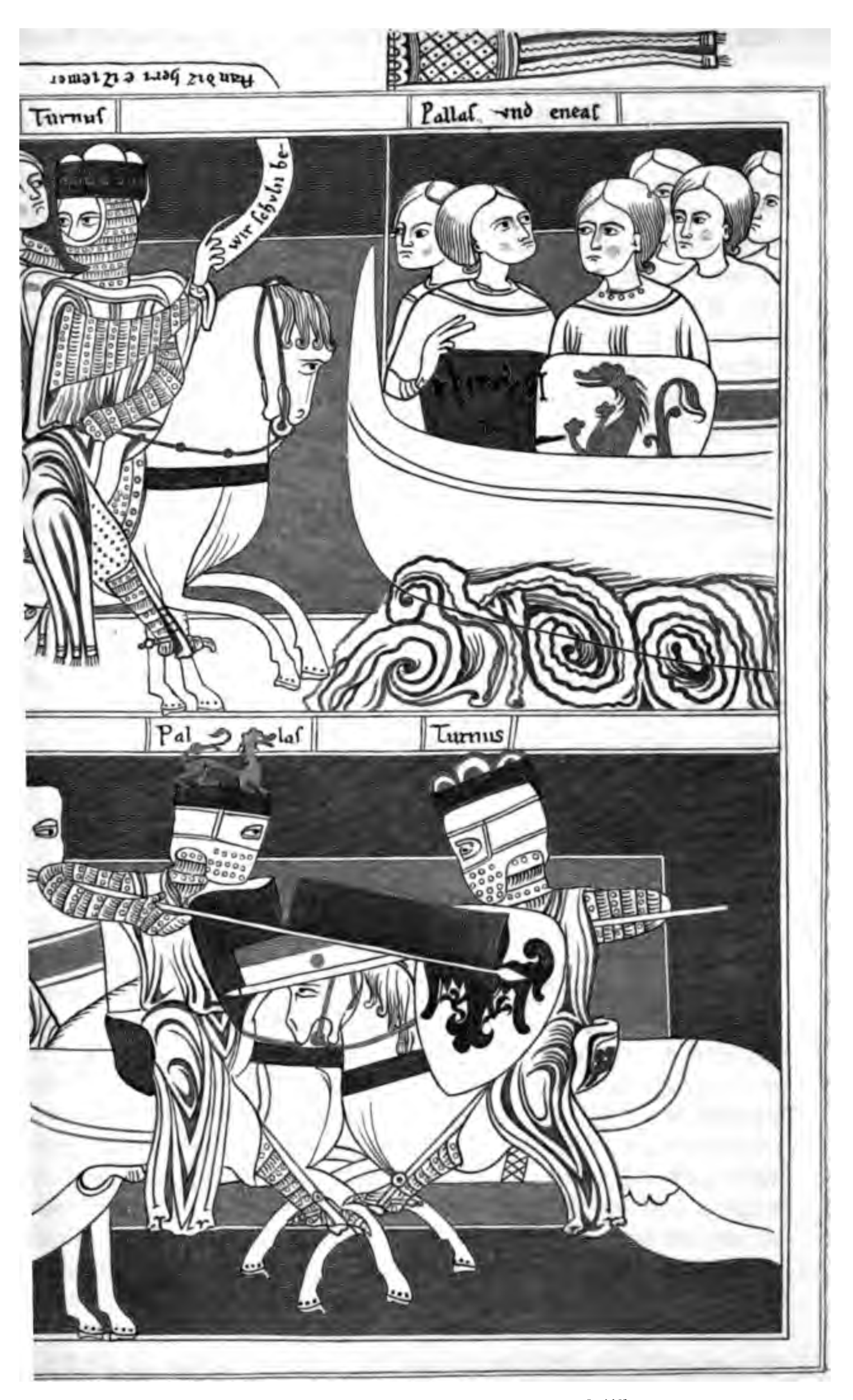
unter den Erzbischöfen von Mainz, Magdeburg und Köln sich für bevollmächtigt erklärten, auch mit den Lombarden und Sicilien zu unterhandeln, so einigte man sich schließlich wenigstens über den Congreßort. Venedig wurde dazu erwählt. Dorthin begaben sich nun die Bevollmächtigten, während der Kaiser selbst in Ravenna bleiben mußte, dann aber zur Erleichterung des Verkehrs nach dem am Eingang zu den Lagunen gelegenen Chioggia kommen durfte.

Noch immer aber war man weit von dem Frieden entfernt. Wesentliche Bestimmungen des zu Anagni vereinbarten Vorvertrages lehnte der Kaiser als unannehmbar ab. Insbesondere that er das mit der von seinen Gesandten zugesagten Rückgabe der Mathildischen Güter. Ueberhaupt war er mit der Haltung der Erzbischöfe nicht zufrieden und gab denselben schuld, sie gingen mehr auf den Vortheil der Kirche als auf die Ehre und Würde des Reiches aus. Hinter dem Rücken seiner officiellen Bevollmächtigten trat er durch vertraute Mittelspersonen mit dem Papste in geheime Unterhandlungen, bei denen er auf die Entschließungen desselben dadurch einen Druck ausübte, daß er bei der Ablehnung des Friedens mit den Lombarden beharrte. Schließlich erbot er sich, den Lombarden, von denen der Papst sich doch nicht ganz lossagen konnte, einen sechsjährigen und den Normannen einen fünfzehnjährigen Waffenstillstand zu bewilligen, wenn ihm dagegen für die nächsten fünfzehn Jahre der Nießbrauch der Mathildischen Güter überlassen würde; nach Ablauf desselben erbot er sich sein Recht darauf zu erweisen. Die Curie lehnte auch diesen Antrag ab. Ueber die sonstigen Streitpunkte, namentlich die eigentlich kirchlicher Natur, scheint man sich dagegen auf Grund der in Anagni getroffenen Verabredungen ohne Schwierigkeit geeinigt zu haben. Aber die Intriguen des Kaisers gegen die eigenen Unterhändler dauerten fort und drohten einen Moment sogar das ganze Friedenswerk zu Schanden zu machen. Es gelang Friedrich nämlich mit der demokratischen Partei in Venedig ein Einverständnis zu erreichen, in Folge dessen diese sich drohend erhob, um den Dogen Ziani und die Nobili, die zum Papste hielten, einzuschüchtern und zur Aufnahme des Kaisers in die Stadt zu nöthigen: damit wäre derselbe vollends Herr der Situation geworden. Aber das energische Auftreten der sicilianischen Gesandten, obenan des Erzbischofs Romoald von Salerno, die mit sofortiger Abreise und mit den schwersten Repressalien drohten, vereitelte die Sprengung des Congresses. Nun aber stellten die geistlichen Fürsten dem immer neue Ausflüchte suchenden Kaiser geradezu ein Ultimatum: rund heraus erklärten sie durch den Mund Christians von Mainz, sie wollten ihm wol in allen weltlichen Dingen auch ferner gehorsam sein, aber sie könnten ihn nicht als Herrn ihrer Seelen anerkennen und deshalb würden sie von nun an Alexander III. als rechtmäßigen Papst verehren, dem vom Kaiser aufgerichteten Idol aber keinen Gehorsam mehr erweisen. Jetzt endlich verzichtete Friedrich auf die Politik der Winkelzüge und des Hinhaltens und erklärte sich am 21. Juli bereit, den mit dem Papst getroffenen Abmachungen seine Zustim-

mung zu geben, den Lombarden aber einen sechs-, den Normannen einen fünfzehnjährigen Stillstand zu gewähren.

Es waren im Wesentlichen rein kirchliche Abmachungen, welche der Friede enthielt: die ihr besonders am Herzen liegenden Besitzfragen, wie namentlich die in Betreff der Mathildischen Güter, mußte die Curie schließlich ganz unberührt lassen, da nur um diesen Preis für ihre Bundesgenossen wenigstens ein Stillstand zu erlangen war. Der Kaiser erkannte Alexander III. als das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche an; von den schismatischen Bischöfen wurden die italienischen Alexander zur Bestimmung ihres Schicksals überlassen, die deutschen dagegen sollten in ihren Stellungen bleiben, sofern sie die Weihen von katholischen oder von solchen, die selbst katholisch geweiht waren, erhalten hätten. So wurden Philipp von Köln, Christian von Mainz, Wichmann von Magdeburg und die übrigen langjährigen Vorkämpfer für das Schisma völliger Amnestie theilhaftig und kehrten ohne jede Minderung ihrer Ehre und Würde in den Schoos der katholischen Kirche zurück. Eine bezeichnende Ausnahme wurde allein in Betreff Halberstadts gemacht: dort sollte der Schismatiker Gero, den einst Heinrich der Löwe mit Gewalt eingesetzt hatte, dem durch ihn verdrängten Ulrich wieder Platz machen.

Festlich empfangen kam nun Friedrich, vom Banne gelöst, nach Venedig, wo die Masse der geistlichen und weltlichen Großen, die es einander an Glanz und Pracht zuvorzuthun suchten, die Feier des endlich gewonnenen Friedens noch verherrlichen half. Wiederholt trafen die langjährigen Gegner nun versöhnt zusammen und suchten durch freundliches Entgegenkommen und gegenseitige Ehrerbietung die böse Zeit, die hinter ihnen lag, vergessen zu machen. Das System von Verträgen aber, welches durch feierliche Eidschwüre bekräftigt, zu Venedig ins Leben trat, entsprach eigentlich den Wünschen keines der daran Betheiligten vollkommen. Am meisten hatte noch der Kaiser Grund, sich des Gewonnenen zu freuen. Die Lombarden waren zunächst in den Frieden nicht mit eingeschlossen: nur einen sechsjährigen Stillstand hatten sie bewilligt erhalten. Ihre Befürchtungen in Betreff der Bundestreue der Curie waren nur allzu sehr bestätigt: allen feierlichen Betheuerungen entgegen hatte dieselbe die Hingebung ihrer bewährtesten Bundesgenossen mit schnödem Undank gelohnt. Schließlich hatten die Lombarden noch die Gewährung des Stillstands als ein Glück bezeichnen müssen, denn es hätte nicht viel gefehlt, so wären sie überhaupt unbedacht geblieben und ganz isolirt dem Kaiser preisgegeben worden. Und wie sollte es nach den sechs Jahren werden? War alsdann nicht eine Erneuerung des Kampfes, vielleicht unter sehr viel ungünstigeren Umständen zu erwarten? Der Sicilianer konnte sich mit dem fünfzehnjährigen Stillstand beruhigen: er hatte hinfort von Friedrich nichts zu fürchten. Wenn aber die Kirche sich den Anschein gab, als ob sie über Friedrich triumphirt und den gefürchteten Gegner gleichsam in den Staub getreten habe, so war dazu freilich kein Grund vorhanden. Als eine ebenbürtige Macht stand das Reich auch in Zukunft der Kirche gegenüber; das hatte die Kirche anerkennen



Ritter im letzten Drittel des 12. Jahrh. Damen im Schiff.
einer Handschrift der Eneit von Heinrich von Veldecke; Berlin, Kgl. Bibliothek. Um 1170.

und durch die Abmachungen des geschlossenen Friedens zum Ausdruck bringen müssen. Die große Errungenschaft, die sie einst Lothar gegenüber gemacht hatte, als dieser das Mathildische Erbe vom Papste zu Lehen nahm und damit dasselbe als Eigenthum der Kirche anerkannte, war ihr trotz der Nachgiebigkeit der kaiserlichen Bevollmächtigten zu Anagni schließlich wieder entrissen worden. Erkannte sie auch die Ansprüche des Reiches darauf nicht an, so gab sie doch den bisher in dieser Sache eingenommenen Standpunkt völlig auf, indem sie die künftige Erledigung derselben durch ein Schiedsgericht in Aussicht nahm; auch konnte sie es nicht hindern, daß der streitige Besitz einstweilen thatsächlich in den Händen des Kaisers verblieb. Von einer Demüthigung des Kaisers, einem Triumph der Kirche zu sprechen war also kein Grund. Blieben doch mit ganz vereinzelten Ausnahmen die schismatischen Bischöfe in Deutschland in ihren Würden; sollte doch in Betreff der Italiener die empfehlende Fürsprache des Kaisers möglichst berücksichtigt werden. Nicht mehr hatte Alexander III. eigentlich erreicht als daß er endlich von dem Kaiser als rechtmäßiges Haupt der Kirche anerkannt wurde.

Hatte nach alledem Kaiser Friedrich wol Grund den venetianischen Frieden als vortheilhaft anzusehen, so wußte seine meisterhafte Politik die gewonnene Stellung in der erfolgreichsten Weise auszunutzen. Ihre Ziele blieben die alten, nur die zur Erreichung derselben angewandten Mittel wurden andere: mit ihrer Hülfe aber erreichte Friedrich ohne Kampf, was er in zwanzigjährigem Ringen vergeblich erstrebt hatte.

IV. Die friedliche Neugestaltung des Kaiserthums durch Friedrich I.

1177—1190.

Fast zwanzig Jahre hatte Friedrich I. um die Herrschaft über das Papstthum und die reichen lombardischen Communen gekämpft: ähnlich wie einst Heinrich V. war er schließlich durch die Fürsten des Reiches zu einer friedlichen Politik genöthigt worden, und dennoch hatte er der so ungünstigen Situation einen Frieden abzugewinnen gewußt, bei dem der Vortheil entschieden auf seiner Seite war. Seine Beziehungen zu Italien hatte er auf einer völlig neuen Basis von Grund aus neugestaltet, ohne sich darum den Lombarden gegenüber für die Zukunft die Hände zu binden. Das wirkte nun auch auf die deutschen Verhältnisse ein, insofern dort Rücksichten, welche ihm der Kampf mit der Kirche und den Lombarden aufgenöthigt hatte, nun in Wegfall kamen. Indem die Beendigung des Schismas nicht blos der deutschen Kirche den Frieden wiedergab, sondern auch den Bund derselben mit dem Kaiser erneute, minderte sie zugleich das Uebergewicht der dem Kaiser bisher unentbehrlichen weltlichen Fürsten. Nach den Regierungen Lothars und Konrads war eine ottonische Politik, die in der deutschen Kirche den Hauptrückhalt des Königthums suchte, auf lange Zeit unmöglich geworden: der Versuch, den Friedrich dazu mit dem Konstanzer Vertrage gemacht hatte, war an den hierarchischen Entwürfen Hadrians IV. und dem geringen Erfolg seines ersten italienischen Zuges gescheitert. Je mehr sich seitdem die anfängliche Allianz mit der Kirche lockerte, um so entschiedener suchte Friedrich Anlehnung bei dem weltlichen Fürstenthum, dem er manches Königsrecht opferte, um sich seiner Hülfe gegen die Lombarden und die Hierarchie zu vergewissern: während des Schismas hatte er die widerstrebenden Bischöfe mit ihren Rechten und Gütern dem Laienfürstenthum geradezu preisgegeben. Der Bund mit Heinrich dem Löwen, das Abkommen mit Heinrich von Oesterreich, der Kronvertrag mit Wladislaw von Böhmen bezeichneten den Anfang dieser Politik. Wohin sie schließlich führte, hatte die Verjagung Ulrichs von Halberstadt durch Heinrich den Löwen und endlich die Entfesselung des Laienadels gegen das Salzburger Erzstift gelehrt. Hier hatte sich der Umschlag vorbereitet, der nach der Schlacht bei Legnano in der Haltung der geistlichen Fürsten eintrat.

Am meisten wurde von des Kaisers erneutem Bunde mit der deutschen Kirche Heinrich der Löwe getroffen. Zusammen mit den Aenderungen, die sich im Laufe des letzten Jahrzehntes in des gewaltigen Herzogs Stellung voll=

zogen hatten, führte derselbe für die welfische Macht eine gefährliche Krisis herbei, die Heinrichs echt welfischen Starrsinn zu einer vernichtenden machte.

Von Anfang an hatte Heinrich der Löwe neben Friedrich I. eine Ausnahmestellung eingenommen. Auf dem Bündnis mit ihm, das durch die volle Wiederherstellung der welfischen Macht erkauft war, beruhte Friedrichs Königthum, und je mehr dieses in dem Kaiserthum aufging und Friedrich seine ganze Kraft auf den großen Kampf gegen das Papstthum und die Lombarden concentrirte, um so bedeutender, selbständiger, königlicher wurde die Stellung des Herzogs von Sachsen und Baiern. Er war nicht mehr der Gehülfe und Bündner, sondern der Vertreter Friedrichs und übte mit dessen Zustimmung, wenn auch ohne ausdrückliche Uebertragung, Rechte, die eigentlich nur dem Reichsoberhaupt zustanden. So war ihm die Verfügung über die Bisthümer in dem Lande jenseits der Elbe, welche ihm die Kirche eingeräumt hatte, auch von Friedrich überlassen worden; denn auch den slavischen Völkern und Fürsten gegenüber, auf deren Kosten Mission und Colonisation dort glänzend gediehen, erhielt der Herzog als deren Hauptförderer eine höhere Autorität. Aber eben darin lag auch ein Widerspruch mit den Pflichten, die ihn als Vasallen des Reiches banden, und dieser mußte in dem Augenblick wirksam werden, wo die Interessen Heinrichs und des Reiches nicht mehr zusammenfielen. Und das war schließlich der Fall. Seit dem Vernichtungskampfe gegen Mailand hatte Heinrich an Friedrichs italienischen Unternehmungen persönlich keinen Antheil genommen. Er war einmal in Deutschland nöthig, um die Opposition niederzuhalten, die seit dem Tode des ersten kaiserlichen Gegenpapstes zusehends an Boden gewann. Dann aber nahm er auch die Deckung des Reiches gegen Norden und Osten wahr: wenn Dänemark in deutscher Lehensabhängigkeit blieb, so war das sein Werk, und nicht mehr wie zu Merseburg der König, sondern der Sachsenherzog war Schiedsrichter in den inneren Streitigkeiten der Dänen und ihres Königshauses. Diese Befugnisse nun gebrauchte Heinrich zu seinem und seines Sachsenlandes Vortheil mit wachsender Rücksichtslosigkeit, nicht blos gegen die Unterworfenen und Schutzbefohlenen, sondern auch gegen die etwa concurrirenden Interessen seiner Mitfürsten und selbst des Reiches. Deshalb stand ihm niemand so feindlich gegenüber als Albrecht der Bär, der mit viel geringeren Machtmitteln, aber nicht minder rastlos und erfolgreich eine ähnliche erobernde und colonisatorische Thätigkeit entwickelte. Auch zu Erzbischof Wichmann von Magdeburg kam der Herzog deshalb in ein immer feindlicheres Verhältnis. Dänemark trug schwer an der Vormundschaft desselben, und der junge König Waldemar bemühte sich vergeblich wenigstens den Slaven gegenüber das Recht selbständiger Aktion zu gewinnen. Aber gleich der erste Versuch dazu trug ihm eine schwer zu verwindende Demüthigung ein. Denn als er damals 1167 in rühmlichem Kampf Rügen erobert und tributpflichtig gemacht hatte, bestand Heinrich auf der Theilung des Gewinnes, wie sie für die gemeinsam gemachten Eroberungen vertragsmäßig vereinbart war, obgleich er bei dem Unternehmen in keiner Weise mitgewirkt hatte. Die an-

fängliche Weigerung des Königs bestrafte er, indem er die Slaven gegen die Dänen hetzte und ihrem sonst streng niedergehaltenen Seeraub freie Bahn gab. Dadurch fügte er Dänemark in kurzer Zeit so schweren Schaden zu, daß es sich der anfangs abgelehnten Forderung gehorsam beugte. Doch wurde es so ermöglicht, daß die große Kulturmission, zu der Deutschland im Norden und Osten berufen war, ihren ungestörten, ja glänzenden Fortgang nahm, obgleich die Kräfte des Reiches lange Jahre hindurch ganz auf Italien concentrirt waren. Es blieben der Kaiserpolitik des großen Staufers die üblen Erfahrungen erspart, an denen die Ottos II. und Ottos III. gescheitert war: Ottos II. Niederlage an der calabrischen Küste hatte eine allgemeine Erhebung der Slaven zur Folge gehabt; die nicht minder schwere und entscheidende Niederlage Friedrichs bei Legnano hat auf jene Gebiete keinen Einfluß geübt und die deutsche Herrschaft keinen Moment in Frage gestellt.

Diese fast königliche Stellung Heinrichs des Löwen als des kraftvollen und glücklichen Hüters der deutschen Interessen Dänen und Slaven gegenüber erhielt nun aber eine besondere Bedeutung durch ihre Einwirkung auf die besonderen Verhältnisse Sachsens. Es war ja begreiflich, daß Heinrich eine ähnliche Stellung, wie er sie in den neugewonnenen Slavenländern einnahm, auch in den älteren Theilen des sächsischen Herzogthums zu erlangen strebte, daß er, wie er dort Bischöfe investirte und Grafen belehnte, auch in den Landschaften, welche die Operationsbasis



Heinrich der Löwe; Steinrelief auf seinem Grabmal.

bildeten für sein Vordringen in das Slavenland, über die Mittel der Kirchen und der weltlichen Großen ebenso freie Verfügung zu erlangen trachtete. Nun waren aber die Bischöfe und Grafen des östlichen Sachsen reichsunmittelbar und durchaus nicht gemeint ihre Abhängigkeit allein von Kaiser und Reich gegen die unbequemere und ihren Rang mindernde Unterordnung unter den Herzog zu vertauschen. Die Stellung aber, welche er hier erstrebte, hatte Heinrich nicht blos in Baiern, sondern namentlich auch in dem westlichen Theil des sächsischen Herzogthums, in Westfalen, thatsächlich inne, so daß ihm die Unterbrechung seines einheitlich geschlossenen Machtgebietes durch die reichsunmittelbaren Bisthümer und Grafschaften des östlichen Sachsens doppelt störend sein mußte. Ganz planmäßig und consequent hatte Heinrich nun schon seit Jahren auf eine Durchbrechung dieser Ordnung hingearbeitet, und der Grund zu den sich stets erneuenden Erhebungen bald einzelner, bald ganzer Gruppen von sächsischen Großen, die Quelle der wiederholten furchtbaren Bürgerkriege, die Sachsen durchtosten, lag wesentlich in diesem unausgleichbaren Gegensatz. Zuerst im Jahre 1167 war eine allgemeine Erhebung der sächsischen Großen gegen die Uebergriffe des gewaltthätigen Herzogs erfolgt: nicht nur Albrecht der Bär, sondern auch Wichmann von Magdeburg und namentlich Reinald von Köln hatten hervorragenden Antheil daran gehabt. Hart bedrängt verdankte der Herzog seine Rettung damals zumeist dem Friedensgebot des Kaisers, der in der Macht des Welfen seine eigene Stellung erschüttert zu sehen fürchtete. Als dann 1171 der rastloseste seiner Gegner, Markgraf Albrecht, gestorben und das Land desselben getheilt war, hatte Heinrich vollends freie Hand und strebte nun mit gesteigerter Energie seinem Ziele zu.

Konnte er aber darauf rechnen, daß der Kaiser sich seiner immer mit solcher Entschiedenheit annehmen würde wie 1167? Doch nicht mehr, sobald ihre Interessen auseinandergingen und der Kaiser nicht mehr glauben konnte in der Uebermacht des Welfen die eigene Macht zu sichern. Eine solche Trennung aber war, unmerklich zuerst, doch allmählich wachsend, seit längerer Zeit im Gange. Wo sie ihren Ursprung genommen, vermögen wir freilich nicht mit Sicherheit zu sagen, nur vermuthen läßt er sich aus einzelnen Momenten. Es scheint, als ob auch für Heinrich den Löwen die kirchliche Politik Friedrichs der Stein des Anstoßes gewesen ist. Zwar hatte der Herzog lange Jahre zu dem schismatischen Papste gestanden und seiner Zeit auch kein Bedenken getragen Alexander III. zu Würzburg abzuschwören. Hatte er sich dadurch aber nicht bereits in einen Widerspruch gesetzt zu der traditionellen Politik seines Hauses? Noch in einer anderen Hinsicht wurde ihm die Verbindung mit den Schismatikern unbequem. Gerade in den Slavenlanden brauchte er die Kirche: ohne deren Hülfe konnte er auf die Dauer weder das Gewonnene zu behaupten noch neue Eroberungen zu machen hoffen. Was er und seine Waffengenossen erstritten und was die von ihm in das Land gerufenen Colonisten pflanzten, erhielt die seinen Bestand gewährleistende und Gedeihen verheißende Weihe erst durch die stille Kulturthätigkeit der Kirche.

Es scheint nun, als ob Heinrich der Löwe von hier aus schließlich die Unmöglichkeit erkannt habe, Friedrichs kirchliche Politik weiter zu verfolgen. Als ein Symptom dafür möchte man die Pilgerfahrt ansehen, welche er 1170 bis 1172 nach dem heiligen Lande machte, mit stattlichem Gefolge, glänzend ausgerüstet und von Christen und Ungläubigen als einer der mächtigsten Fürsten mit ungewöhnlichen Ehren empfangen. Unter anderen Kostbarkeiten brachte er von derselben auch vielbewunderte Reliquien mit heim: den in kunstreicher Lade bewahrten Arm des h. Blasius, dem der stattliche Dom zu Braunschweig geweiht ward, Partikeln vom Kreuze des Heilands, herrliche Stoffe und orientalische Geräthschaften, wovon heute noch manches in Braunschweig bewundert wird. Eine solche Fahrt mit so großem Apparat und zu einer Zeit ausgeführt, wo des Herzogs Stellung durch die andauernde Opposition der ostsächsischen Großen schwer bedroht war, läßt auf besondere, ungewöhnlich starke Motive schließen, und man möchte vermuthen, sie sei ausgeführt zur Sühnung der langjährigen Verbindung mit dem schismatischen Papste. Auch die verwandtschaftlichen Beziehungen mögen dabei eingewirkt haben, in die Heinrich durch die Ehe mit Mathilde von England zu König Heinrich II. und Wilhelm III. von Sicilien, der eine Schwester Mathildes zur Gemahlin hatte, getreten war. Denn seit dem Märtyrertode Thomas Beckets bemühte sich der stolze Plantagenet eifrigst um Frieden mit der Curie; der Normanne aber war der Bündner Alexanders II. und der Lombarden in ihrem Kampfe gegen Friedrich I. Auch der außerordentlich glänzende Empfang, den Heinrich auf dem Rückweg aus Palästina am Hofe des ebenfalls der antistaufischen Allianz angehörigen griechischen Kaisers gefunden hatte, ist vielleicht damit in Verbindung zu bringen: er wäre wenigstens schwer begreiflich, wenn Heinrich kirchlich noch so gestanden hätte wie zur Zeit des Würzburger Eides. Endlich fehlt es nicht an Momenten, die eine zunehmende Entfremdung Heinrichs von dem Kaiser begründen konnten. Lange Jahre hatte Heinrich dem Throne auch in dem Sinne sehr nahe gestanden, daß er, starb Friedrich vorzeitig, unter den Candidaten für die Nachfolge eine der ersten Stellen einnahm: noch während der Belagerung Mailands hatte ihn der Kaiser neben seinem Vetter Friedrich IV. von Schwaben den Reichsfürsten dazu empfohlen. Mit diesen Aussichten war es endgültig vorbei, seit Beatrix von Burgund ihrem Gemahl eine Reihe blühender Söhne geschenkt hatte. Schon im Juni 1169 war der älteste, Heinrich, zu Bamberg von den Fürsten zum König gewählt worden, und zu Aachen hatte der vierjährige Knabe die Krönung empfangen. Auch trat das staufische Haus dem welfischen seit einiger Zeit als gefährlicher Nebenbuhler in den Weg. Keine Gelegenheit ließ sich der Kaiser entgehen, um durch Einziehung erledigter Reichslehen, namentlich in Schwaben, durch Erbverträge und andere Abmachungen seinen Hausbesitz zu erweitern. Mehrfach hatte er dabei die Absichten des Welfen durchkreuzt, in keinem Falle aber für diesen so empfindlich wie bei den Verhandlungen wegen der Erbschaft Herzog Welfs VI. Nach dem Tode seines einzigen Sohnes nämlich, welcher

1167 der römischen Pest erlegen war, hatte dieser sich verschwenderischem Lustleben ergeben, das große Summen verschlang, ihm aber auch weithin den Ruf eines freigebigen und glänzenden Fürsten eintrug, das er dann wol plötzlich unterbrach, um einige Zeit in frommen Uebungen und klösterlicher Zurückgezogenheit zu verbringen. Darüber in finanzielle Verlegenheiten gerathen bot er seinem Neffen, dem Herzog von Sachsen und Baiern, einen Vertrag an, wonach dieser gegen Zusicherung der mit des alten Herrn Tod freiwerdenden reichen Erbschaft sich zur Zahlung einer Jahresrente an denselben verpflichtete. Heinrich aber kam dem nicht nach, und Welf VI. traf deshalb mit seinem anderen Neffen, dem Kaiser, die gleiche Vereinbarung und überließ demselben schon jetzt die Mathildische Erbschaft, das Fürstenthum Sardinien, das Herzogthum Spoleto und die Markgrafschaft Tuscien, gab ihm auch seine deutschen Besitzungen in Verwaltung. Durch unzeitige Sparsamkeit hatte sich Heinrich der Löwe eine glänzende Erwerbung entgehen lassen, weil er sie für selbstverständlich angesehen hatte.

Aus dem Zusammenwirken dieser Momente erklärt sich das Erkalten der einst so innigen Beziehungen zwischen Heinrich dem Löwen und seinem kaiserlichen Vetter. Aber dieselben rechtfertigen noch nicht des Herzogs Weigerung dem Kaiser gegen die Lombarden Hülfe zu leisten. Zweifellos war Heinrich verpflichtet dem Rufe zur Reichsheerfahrt zu folgen: denn so große Vorzüge ihm eingeräumt waren, er genoß nicht eines solchen Privilegs wie der Herzog von Oesterreich, der nur in die seinem Gebiet benachbarten Lande dem Reichsoberhaupt Heeresfolge zu leisten brauchte. Nun konnte ja aber der Herzog aus einer Niederlage oder auch einer andauernden Bedrängnis des Kaisers gegenüber den Lombarden für sich selbst einen Gewinn nicht erwarten: war sein Interesse auch nicht mehr eins mit dem staufischen, so brachte doch eine Schwächung Friedrichs in Italien ihm keinen Vortheil. Was den Herzog hinderte dem Rufe Friedrichs Folge zu leisten, waren vielmehr die Zustände Sachsens. Die Opposition gegen sein gewaltthätiges Machtstreben hatte sich bereits wiederholt in einer allgemeinen Erhebung der in ihrer Reichsunmittelbarkeit bedrohten Großen entladen, und nur mit äußerster Anstrengung hatte sich Heinrich 1166 und 1167 dieses Ansturms erwehrt. Die Leiter aber der Bewegung gegen ihn waren zum Theil dieselben Männer, die im Rathe des Kaisers die entscheidende Stimme führten, die Träger der unversöhnlichen Feindschaft gegen Alexander III. und die Lombarden, der er seine daheim unentbehrliche Kraft jetzt dienstbar machen sollte. Verließ der Herzog mit seinen Wehrmannschaften jetzt Sachsen, um im Süden der Alpen gegen die Lombarden zu fechten, so erhielten seine Todfeinde völlig freie Hand und konnten das 1167 Mislungene mit der sicheren Aussicht auf Erfolg von Neuem beginnen. Eine Erhebung in Sachsen aber stellte auch Heinrichs Autorität den Slaven und Dänen gegenüber in Frage; ihr Sieg hätte den Zusammensturz derselben zur Folge gehabt. Also selbst wenn er nicht durch mannigfache Differenzen dem Kaiser entfremdet gewesen wäre, selbst wenn er

noch wie zur Zeit des Würzburger Eides auch die kirchliche Politik Friedrichs unbedingt gut geheißen hätte, hätte Heinrich der Löwe dem Aufgebot zur Reichsheerfahrt über die Alpen nicht Folge leisten können ohne seine Stellung in Sachsen und zugleich die deutschen Interessen im Norden und Osten der augenscheinlichsten Gefahr auszusetzen. Die Gründe, um derentwillen ihm seit dem Mailänder Kriege die Theilnahme an den Kämpfen im Süden erlassen war, bestanden nicht nur fort, sie waren noch vermehrt und wesentlich verstärkt. Ohne sich selbst schweren Schaden zu thun konnte Heinrich damals Sachsen nicht verlassen; daher konnten die Gegenvorstellungen, konnten selbst die Bitten des Kaisers eine Aenderung seines Beschlusses nicht bewirken. Wenn aber berichtet wird, daß der Herzog bei der persönlichen Begegnung, die er an der deutsch-italienischen Grenze mit dem Kaiser hatte und die nachmals poetisch ausgeschmückt und durch den angeblichen Fußfall Friedrichs vor dem stolzen Welfen zu einer dramatisch gewaltig bewegten Szene erweitert worden ist, die Bewilligung der ihm zugemutheten Hülfe abhängig gemacht habe von der Ueberlassung der festen Reichsstadt Goslar, so kommt darin zum mindesten die richtige Erkenntnis von der eminenten Bedeutung zum Ausdruck, welche gerade diese Stadt, die in den ostsächsischen Fehden besonders heftig umstritten war, für Heinrich den Löwen und die Sicherung desselben gegen seine Feinde thatsächlich besaß. Ist diese Forderung wirklich gestellt worden, so hat der Kaiser sich zur Erfüllung derselben nicht entschließen können: der Preis für die welfische Hülfe scheint ihm zu hoch gewesen zu sein.

Der Kaiser erlag bei Legnano dem Bürgerheer der lombardischen Städte. Wie er danach zum Frieden mit der Kirche gezwungen wurde und wie dieser den Stillstand mit den Lombarden nach sich zog, wissen wir. Heinrich der Löwe aber und seine Hülfsverweigerung werden bei alledem nicht mit einem Worte erwähnt. Weder vom Kaiser noch von seinen Bevollmächtigten, die wie Wichmann von Magdeburg und Philipp von Heinsberg doch entschiedene Gegner des Welfen waren, wird auch nur ein einziges Mal des Ausbleibens der sächsischen Mannschaften als des angeblichen Grundes für die Niederlage bei Legnano Erwähnung gethan: erst eine Combination späterer Zeit hat dasselbe für Friedrichs Misgeschick verantwortlich gemacht. Damit aber wird der Weigerung Heinrichs die Reichsheerfahrt zu leisten eine Bedeutung zugeschrieben, die sie in den Augen der Zeitgenossen und namentlich auch der nächstbetheiligten Personen nicht gehabt hat. Dies muß auch deshalb festgehalten werden, weil sonst die folgenden Ereignisse bis zum Sturz der welfischen Macht in ein falsches Licht gerückt werden. Denn nicht von dem Kaiser ist der entscheidende Anstoß dazu ausgegangen, sondern der Haß der sächsischen Großen und die Eifersucht der Reichsfürsten haben den Kaiser gezwungen seinen bisherigen Bundesgenossen zu opfern, da dieser sich in thörichter Verblendung weigerte irgend eins von den Zugeständnissen zu machen, welche zur Beschwichtigung seiner Gegner hätten dienen können, und

sich dadurch in einen so schroffen Gegensatz zu den Gesetzen und Ordnungen des Reichs brachte, daß sein Sturz nicht blos eine staatsrechtliche, sondern eine moralische Nothwendigkeit wurde.

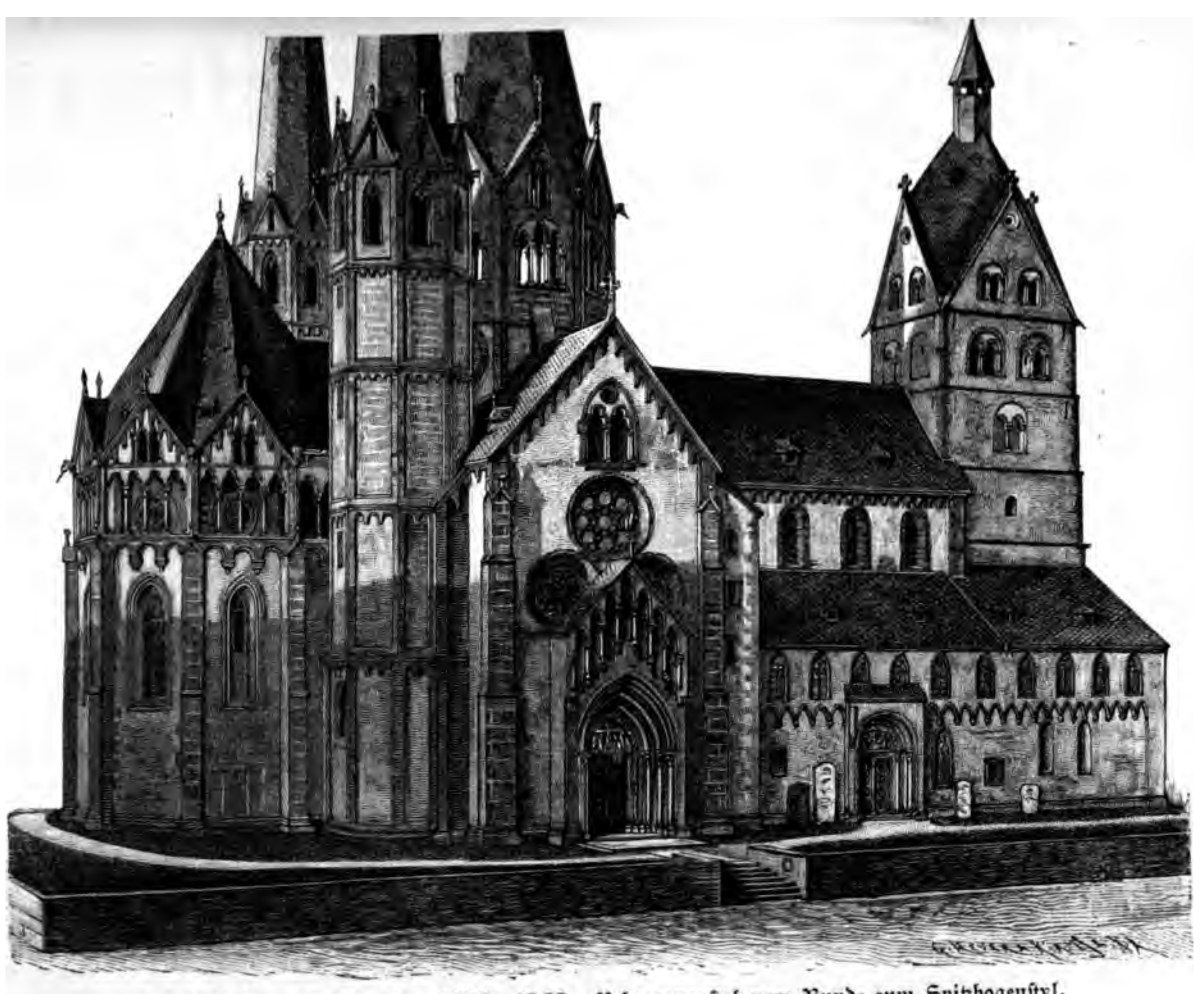
Die Rückkehr des einst als Alexandriner vertriebenen Bischofs Ulrich von Halberstadt auf seinen Sitz gab das Signal zum Ausbruch neuer Wirren in Sachsen. Als Heinrich die Rückgabe von ihm occupirter Halberstädter Kirchenlehen verweigerte, sprach der Bischof den Bann gegen ihn aus. Philipp von Heinsberg, der Erzbischof von Köln, trat mit Ulrich in ein Bündnis und fiel verwüstend in Westfalen ein. Die Rückkehr des Kaisers aus Italien aber gebot dem Kampfe Halt. Heinrich eilte im Oktober 1178 selbst zum Kaiser nach Speier und erhob Klage gegen die Fürsten, die ihn feindlich angefallen. Auf den Januar 1179 wurde zur Verhandlung der Sache ein Tag nach Worms angesetzt: aber der Herzog erschien nicht und die schweren Beschuldigungen, welche die Fürsten nun gegen ihn erhoben, blieben unbeantwortet. Ende Juni wollte der Kaiser in Magdeburg darüber verhandeln: auch dort fand sich Heinrich nicht ein; wol aber trat Markgraf Dietrich von Landsberg auf und erbot sich durch gerichtlichen Zweikampf den Beweis zu führen, daß der Slaveneinfall, von dem eben das Magdeburger Erzstift getroffen war, auf des Herzogs Anstiften unternommen sei. Wie sich der Kaiser eigentlich zu diesem lästigen Handel gestellt hat, wissen wir nicht; doch dürfen wir vermuthen, daß er beschwichtigend einzuwirken und den Eifer der Fürsten zu zügeln suchte, der Sache jedenfalls nicht eine solche Bedeutung beimaß, daß sie zu einer totalen Umgestaltung der Machtverhältnisse im Nordosten des Reichs führen könnte. Denn von Magdeburg aus hatte Friedrich in Haldensleben, einem der festesten Plätze des Welfen in jenem Gebiete, mit Heinrich eine Zusammenkunft: gegen eine Buße von 5000 Mark erklärte er sich bereit zwischen demselben und seinen Gegnern einen gütlichen Vergleich zu vermitteln. Aber wieder wies der Herzog die dargebotene Hand zurück. So mußte Friedrich denn, wie es scheint gegen seinen Willen, dem Rechte den Lauf lassen; aber auch jetzt ist er bemüht zu beschwichtigen, und nichts läßt erkennen, daß er von sich aus auf die Zertrümmerung der welfischen Macht hingearbeitet habe. Denn als Heinrich im August zu Kayna, wohin er in der üblichen Frist zum drittenmale vorgeladen war, wieder nicht erschien, setzte Friedrich das Urtheil dennoch aus und ließ noch eine vierte Ladung auf den Januar 1180 zu Würzburg ergehen. In der Zwischenzeit aber traten Ereignisse ein, welche den vom Kaiser erstrebten gütlichen Vergleich unmöglich machten. Im September 1179 nämlich entbrannten die Feindseligkeiten im östlichen Sachsen mit erneuter Wuth. Heinrich der Löwe fiel ins Halberstädtische ein, nahm die Bischofsstadt selbst mit Sturm und gab sie greulicher Plünderung und Brandlegung preis; der betagte Bischof Ulrich selbst wurde als Gefangener mit fortgeführt. Des Herzogs Gegner aber griffen das feste Haldensleben an, mußten jedoch die Belagerung ohne Erfolg aufgeben. Zur Vergeltung brach der Herzog dann mit Sengen und



Ruinen der Kaiserpfalz zu Gelnhausen.

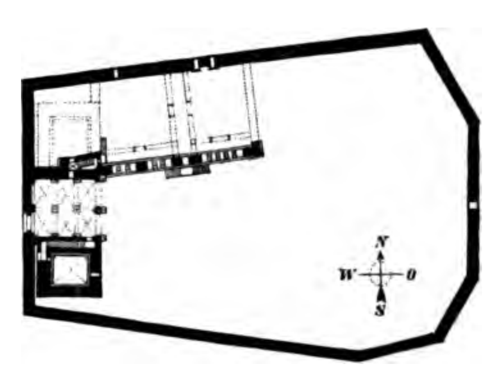
Brennen in das Magdeburgische und reizte die Slaven, daß sie mit Mord und Plünderung über die Grenzlande hereinbrachen und die junge christliche und deutsche Kultur, die Arbeit, die im Laufe von Jahrzehnten mühsam gepflanzt war, jammervoll zu Grunde richteten.

Heinrich der Löwe selbst hatte damit einen friedlichen Ausgleich unmöglich gemacht: zu spät lenkte er ein, indem er Bischof Ulrich, nachdem er ihn vom Banne gelöst hatte, in Freiheit setzte. Der Kaiser mußte sich zu strengster Ahndung solcher Frevel entschließen: den ungeduldig drängenden Fürsten gegenüber ging er jetzt bindende Verpflichtungen gegen den Welfen ein. So erhielt der Würzburger Reichstag, auf dem Heinrich nicht erschien, eine andere Bedeutung, als er nach des Kaisers wolmeinender Absicht eigentlich hatte haben sollen. Heinrich der Löwe wurde geächtet und die Herzogthümer Sachsen und Baiern wurden ihm abgesprochen. Dieses Urtheil aber erging nicht etwa, weil er dem Kaiser die schuldige Heeresfolge gegen die Lombarden verweigert hatte — von dieser Angelegenheit ist, soweit wir sehen können, bei dem ganzen Verfahren nicht die Rede gewesen: es war vielmehr die Strafe für den hartnäckigen, dem Majestätsverbrechen gleich zu achtenden Ungehorsam, dessen sich Heinrich schuldig gemacht hatte, indem er keiner der an ihn ergangenen Ladungen Folge leistete. Der Herzog focht die Rechtsgültigkeit dieses Urtheils an: als Schwabe von Geburt könne er nur auf schwäbischer Erde gerichtet werden. Zugleich aber rüstete er mit Eifer, um seine Stellung bis auf das Aeußerste zu vertheidigen. Auch der Kaiser mußte nun aus dem Würzburger Spruche die letzten Consequenzen ziehen. Auf einem Reichstage in der von ihm prächtig ausgebauten Pfalz zu Gelnhausen übergab der Kaiser Mitte April 1180 Sachsen, soweit es zu den Sprengeln des Erzbisthums Köln und des Bisthums Paderborn gehörte, d. i. Westfalen, den Erzbischöfen von Köln, so daß diese daselbst hinfort alle dem Herzog zustehenden Rechte innehaben und üben sollten. Das alte Engern, das Land zwischen Weser und Elbe, gab er an den Sohn Albrechts des Bären, Bernhard von Anhalt, so jedoch, daß die Bisthümer und Grafschaften, die Heinrich der Löwe von sich abhängig gemacht hatte, in ihre alte Reichsfreiheit zurückkehrten und auch die von früher her dem Herzog untergeordneten nun unmittelbar unter das Reich traten. In der darüber ausgefertigten Urkunde war selbst der Name Sachsen vermieden und Heinrich als Herzog von Baiern und Westfalen bezeichnet: die von demselben im östlichen Sachsen geübten herzoglichen Befugnisse galten für usurpirt und hatten niemals zu Recht bestanden. Das Ergebnis war die Zerstückelung des sächsischen Herzogthums und die Zerschlagung der letzten auch politisch noch bedeutenden gesonderten Stammesexistenz, an deren Stelle nun eine Menge kleiner, vielgetheilter, unter einander mannigfach verfeindeter Gewalten traten. Während das Erzbisthum Köln durch die Erwerbung des Herzogthums in Westfalen eine Uebermacht erlangte, die dem Königthum selbst Gefahr drohte, sah sich Bernhard von Anhalt ohne jede dem herzoglichen Titel entsprechende Macht den aufsässigen,



Marienkirche zu Gelnhausen; 1230—1260. Uebergangsstyl vom Rund- zum Spitzbogenstyl.

auf ihre glücklich vertheidigte Selbständigkeit eifersüchtigen geistlichen und weltlichen Großen des östlichen Sachsens gegenüber zu einer traurigen Rolle verurtheilt. Das Königthum selbst ging leer aus: es machte bei der Zertrümmerung der welfischen Uebermacht keinen Gewinn, erhielt nichts von dem wieder, was es einst an dieselbe hingegeben hatte. Denn nicht um dem Königthum für ihm zugefügtes Unrecht Genugthuung zu geben, wurde die welfische Macht aufgelöst, sondern um die durch sie bedrohten kleineren Gewalten zu sichern. Dem gemäß wird denn auch in der Urkunde über die Vergebung Westfalens an Köln die Zerschlagung Sachsens begründet allein durch das, was Herzog Heinrich gegen die Freiheit der Kirchen und Edlen unternommen, und wird nur berichtet, daß er zur Verantwortung geladen sich nicht gestellt habe, deshalb geächtet, aber mit denselben Gewaltthaten fortgefahren und daher schließlich wegen Verachtung kaiserlicher Majestät des Majestätsverbrechens schuldig befunden und seiner Herzogthümer entsetzt worden sei.[1]) Im Juni 1180 wurde zu Regensburg auch über das Herzogthum Baiern verfügt: in demselben erhielt der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach den gebührenden Lohn für die in mannigfachen Diensten dem Kaiser bewiesene Treue und Hingebung. Zugleich wurde dort die Reichsheerfahrt gegen den Welfen angesagt.



Plan des Kaiserpalastes zu Gelnhausen.

Dieser war inzwischen rastlos zur Abwehr thätig; in raschen Schlägen eilte er die ihm nächsten Feinde niederzuwerfen. Landgraf Ludwig von Thüringen wurde am 14. Mai 1180 bei Weißensee geschlagen und gefangen; des Herzogs Mannen brachten den abfallenden Grafen Westfalens eine Niederlage bei. Zugleich warb Heinrich um Hülfe beim Auslande. Der Dänenkönig Waldemar aber, der aus der drohenden Katastrophe der so schwer auf ihm lastenden welfischen Uebermacht nur Gewinn zu hoffen hatte, erwiderte auf seine Bitte um Hülfe mit der Mahnung: der Herzog möge zunächst das gegen Kirchen und Geistliche geübte schwere Unrecht gebührend gut machen. Auch Heinrich II. von England war nicht im Stande, ihn thätig zu unterstützen, und die Verwickelungen, die im Nordwesten über Flandern, das der junge thatkräftige Philipp II. von Frankreich als französisches Lehen ansprach, entstanden waren und den Kaiser in einen auswärtigen Conflikt zu ziehen drohten, wurden gütlich beglichen und brachten dem bedrohten Welfen keine

1) Lacomblet, Niederrheinisches Urkundenbuch I, 331.

Erleichterung. Und als nun der Kaiser nach Sachsen kam und den Anhängern des Welfen eine Frist stellte, innerhalb deren sie sich bei Verlust ihrer Güter von demselben lossagen sollten, da begann, zunächst in Westfalen, ein allgemeiner Abfall. Durch Mistrauen und Stolz entfremdete der Herzog obenein manchen, der, hätte er nicht schnöden Undank erfahren, bei ihm auszuhalten bereit gewesen wäre. Ein Streit über die auf dem Zug nach Westfalen gemachten Gefangenen, deren Auslieferung der Herzog verlangte, trieb den jungen Adolf III. von Schauenburg, den Grafen von Holstein, in das kaiserliche Lager. Beleidigende Verdächtigung seiner Treue hatte den Abfall des bewährten Grafen Bernhard von Ratzeburg zur Folge. In steigender Bedrängnis warb Heinrich noch einmal dringend um Hülfe bei seinem königlichen Schwiegervater von England und versuchte durch diesen auch auf Philipp II. von Frankreich zu seinen Gunsten einzuwirken. Auch war bei beiden Königen die Sorge vor der Uebermacht des Kaisers so stark, daß sie für das Frühjahr 1181 eine Intervention zu Gunsten des Herzogs in Aussicht nahmen. Doch kam es nicht dazu: der alte Parteigänger des Kaisers am französischen Hof, Graf Heinrich von Champagne, der auf einer Wallfahrt im heiligen Lande abwesend gewesen war, kehrte noch rechtzeitig zurück, um den jungen König von dem Bruche mit dem Kaiser zurückzuhalten und ihn zur Abgabe beruhigender Erklärungen zu bestimmen. So zerschlug sich auch diese Aussicht auf Hülfe, und damit konnte Heinrichs des Löwen Schicksal als entschieden gelten.

Gegen jeden Angriff im Rücken gedeckt, trat Kaiser Friedrich im Sommer 1181 den Zug nach dem östlichen Sachsen an, wo die Fürsten inzwischen durch eine mühselige Belagerung das hartnäckig vertheidigte Haldensleben in ihre Gewalt gebracht hatten. Ungehindert rückte er vor Braunschweig; einen Theil des Heeres ließ er zu dessen Cernirung zurück; mit der Hauptmacht überschritt er die Elbe und zog auf Lübeck, das sich nach kurzer Belagerung von der See ergab, nachdem ihm die Erhaltung seiner vom Herzog so reich bemessenen Privilegien zugesagt war. Heinrich der Löwe, der alle seine Mannen durch schleunige Unterwerfung des Kaisers Gnade erbitten sah, entwich die Elbe hinab nach dem festen Stade; aber der Vorstoß des Kaisers auf Lübeck entwerthete diese Stellung, in der er sich hartnäckig zu vertheidigen gedacht hatte. Von der Aussichtslosigkeit seiner Lage überzeugt bot er Unterwerfung an und bat um sicheres Geleit nach Lüneburg, wo er die Entscheidung seines Schicksals abwarten wollte. Mühelos vollendete der Kaiser die Occupation Sachsens bis in die slavischen Grenzlande und verständigte sich mit König Waldemar von Dänemark, der sich in der Stille schon rüstete, die Erbschaft des Welfen anzutreten. Ein Erfurter Reichstag im November 1181 brachte die Sache zum Abschluß: dort wurden die in derselben bisher getroffenen Bestimmungen bestätigt und die dem Welfen entrissene Beute vollends vertheilt. Bernhard von Anhalt wurde als Herzog von Engern belehnt, die wichtige Stader Grafschaft, mit deren Occupation Heinrichs gewaltthätiges

Machtstreben begann, kam an des neuen Herzogs Bruder Siegfried, den Erzbischof von Bremen; die Grafen Adolf III. von Schauenburg und Bernhard von Ratzeburg kehrten in ihre Herrschaften zurück; ein feierlich beschworener Landfriede verhieß dem so lange Jahre von Fehden heimgesuchten Sachsen endlich Ruhe. Doch erwies sich die Menge der selbständigen kleinen Gewalten als eine viel größere Gefahr für den Frieden, als die gebietende Uebermacht des Welfen gewesen war. Auch Heinrich der Löwe war zu Erfurt erschienen: vor des Kaisers Thron die Knie beugend, bekannte er sein Unrecht und empfahl sich der Gnade der so schwer gekränkten kaiserlichen Majestät. Vielleicht hätte Friedrich auch jetzt noch möglichste Milde walten lassen, wäre er nicht durch einen ihm von den Fürsten aufgenöthigten Eid daran gehindert worden. Soweit er es aber unbeschadet desselben konnte, suchte er das Schicksal Heinrichs zu erleichtern. Denn während die strengen Satzungen des Lehnrechts den in des Welfen Lage Befindlichen den Verlust nicht blos der Lehen, sondern auch des Eigenguts auferlegte, ließ er Heinrich wenigstens einen Theil von dem letztern, indem er ihm Braunschweig und Lüneburg anwies. Im Uebrigen aber mußte er dem Hasse der Fürsten gegen den Welfen nachgeben: Heinrich wurde angewiesen, Deutschland zu verlassen und mußte sich eidlich verpflichten, nicht eher zurückzukehren, als bis ihm vom Kaiser die Erlaubnis dazu gegeben wäre. Von seiner Gemahlin Mathilde und einigen Getreuen begleitet ging Heinrich der Löwe an den Hof seines Schwiegervaters, bei dem er erst längere Zeit in der Normandie weilte und dem er dann nach England folgte. Eine Wallfahrt, die er von da nach dem Grabe des h. Jacobus in Galizien machte, scheint die besondere Buße gewesen zu sein, welche die in einander greifenden kirchlichen und weltlichen Strafbestimmungen ihm für die gegen Kirchen, namentlich gegen Halberstadt geübte Brandlegung auferlegten.[1])

So kam eine Reihe von Neuerungen zum Abschluß, die im Vergleich mit den Anfängen Friedrichs das Reich wesentlich umgestalteten und den Charakter desselben wandelten. Der Kaiser hatte mit der Politik brechen müssen, welche die Basis seiner Herrschaft ausgemacht hatte. Die allmähliche planmäßige Untergrabung der Reichsverfassung durch den Welfen hatte endlich diesen selbst zu Fall gebracht; die dadurch zunächst Bedrohten waren in ihrer Reichsfreiheit gesichert, zugleich aber war damit eine festere Einung des Reichs überhaupt wesentlich erschwert. Das Princip, das Friedrich gegenüber den großen Reichsvasallen, dem Welfen, dem Oesterreicher, dem Böhmen, zu seinem eigenen Vortheil angewandt hatte, war von den kleinern als ein auch für sie geltendes Recht beansprucht und zur Anerkennung gebracht worden. Das Reich wurde dadurch schwer geschädigt. In dem zerrissenen Sachsen entbehrte es der kraftvollen Vertretung gegen Dänen und Slaven, durch die Heinrich der Löwe sich um den Norden ein unvergängliches Verdienst erworben hatte.

1) Chron. Ursperg p. 63 (Separatausgabe).

Auch die königliche Stellung Friedrichs I. erlitt Einbuße. Denn von den Zugeständnissen, durch die er einst die Begleichung des nun erneuten staufisch-welfischen Conflikts erkauft hatte, kam nichts an ihn zurück, sondern dieselben fielen an die Menge der kleinen Gewalthaber, die an die Stelle des Welfen traten: das aber bedeutete einen verhängnisvollen Fortschritt in der Zersplitterung des Reichs. Vergeblich suchte Bernhard von Anhalt Geltung zu gewinnen: überall, bei dem Holsteiner Grafen, bei Lübeck u. a. stieß er auf Widerstand. Knud VI. von Dänemark, der seinem Vater folgte, verweigerte die Lehnshuldigung; deshalb reizte der Kaiser die Slaven gegen ihn auf, und es entbrannte zwischen Dänemark, Rügen und Pommern ein verwüstender Krieg, in Folge dessen die Hoheit über die Slaven von Deutschland auf Dänemark überging.

Friedrich I. hat in alledem keinen Schaden für Deutschland gesehen, jedenfalls schätzte er denselben gering gegenüber dem glänzenden Aufschwung, welcher dem Kaiserthume in Italien und der Kirche gegenüber damals beschieden war. Auch darin machte sich der Wegfall des Gleichgewichts bemerkbar, das bisher zwischen den beiden in der deutschen Politik vorherrschenden Richtungen obgewaltet hatte. Alexander III. hatte zur Herstellung der Ordnung in der Kirche, von Venedig nach Rom zurückgekehrt, im März 1179 im Lateran ein überaus glänzendes Concil abgehalten, dessen Beschlüsse die Unabhängigkeit der Kirche den staatlichen Gewalten gegenüber sichern und die Geistlichen gegen das Machtstreben der Weltlichen schützen sollten, aber nicht ohne Widerstand blieben und thatsächlich nur theilweise Anerkennung fanden. Doch hinterließ Alexander III. die Kirche, die er in einem Zustand härtester Bedrängnis vorgefunden, nicht blos geeinigt, sondern auch geehrt und mächtig und, dank seiner großen Persönlichkeit und der Kräftigung aller idealen Elemente, die er benutzt hatte, auch wieder zu einer geistigen und sittlichen Autorität erstarkt und als solche anerkannt: doch war die Kirche selbst erfüllt von dem Bedürfnis nach Frieden und ohne jene kampfmuthige und kampffrohe Stimmung, die Alexander in ihr zu erwecken gewußt hatte. Daher wurde der Cardinalbischof Hubald von Ostia, der als ein Vertreter der friedlichen Verständigung mit dem Kaiser bewährt war, als Lucius III. zum Papste erhoben. Er sah sich bald zu engem Anschluß an Friedrich genöthigt: ein Aufstand vertrieb ihn aus Rom; als daher der Kaiser gemäß den zu Venedig getroffenen Verabredungen die Erledigung der zwischen Reich und Kirche noch schwebenden Differenzen anregte, mußte ihm Lucius weiter entgegenkommen. Es handelte sich namentlich um die Mathildischen Güter: von einer persönlichen Begegnung und Unterhandlung von Mund zu Mund hoffte man am ehesten eine Verständigung. Höchst merkwürdig sind die Vorschläge, welche Friedrich der Curie als Grundlage dafür im Sommer 1182 durch den Erzbischof Konrad von Salzburg, dem Bruder des Baiernherzogs Otto von Wittelsbach, überbringen ließ, einen Mann, der seine unabhängige und dabei strengkirchliche Gesinnung während des Schismas vielfach bewährt hatte: gegen Verzicht

der Kirche auf die Mathildischen Güter sollte dem Papste der zehnte, dem Cardinalcollegium der neunte Theil von den gesammten kaiserlichen Einkünften in Italien gezahlt werden. Durch dieses finanziellen Abkommen wäre freilich der Gegenstand des Streits aus der Welt geschafft und zugleich der Curie ein glänzendes Einkommen gewährleistet worden: aber die politischen Vortheile, die sie aus dem von ihr beanspruchten Besitze gezogen hatte und wieder zu ziehen hoffte, wären endgültig aufgegeben gewesen. Lucius III. lehnte den kaiserlichen Antrag deshalb ab, um so mehr, als es sich dabei nicht um einen Verzicht allein auf das Mathildische Erbe, sondern auf alle zwischen Reich und Kirche in Italien streitigen Güter handeln sollte, man also in jenem Augenblick die Tragweite des proponirten Abkommens noch gar nicht übersehen konnte. Die Lage der Curie wurde dadurch freilich nicht gebessert; ja, sie wurde bald äußerst peinlich durch die Wandelung, die Friedrichs Beziehungen zu den lombardischen Städten erfuhren.

Mit tiefem Unmuth hatten diese dem venetianischen Frieden zugestimmt, von der Kirche gegen wiederholte feierliche Betheuerungen schnöde im Stich gelassen. Ging nun der sechsjährige Waffenstillstand zu Ende, ohne daß sie sich mit dem Kaiser endgültig verständigt hatten, so standen sie in dem neuen Kampfe völlig isolirt. Ihr Bund aber war bedeutend geschwächt, da viele seiner Glieder sich durch Separatabkommen mit dem Kaiser in Sicherheit gebracht hatten. Daher mußten die Leiter des Bundes dringend wünschen, vor Ablauf des Stillstandes mit dem Kaiser zum Frieden zu gelangen. Die Verhandlungen, welche deshalb geführt wurden, sind in ihren Einzelnheiten nicht völlig klar, doch war man, wie es scheint, über die principiell wichtigsten Fragen von Anfang an einig und hatte nur über weniger wichtige Dinge erst eine Verständigung zu suchen. Man ging nämlich auf die Abmachungen von Montebello und den Schiedsspruch der Cremonesen von 1174 zurück, worin bereits die Anerkennung der in der Consulatsverfassung beruhenden Freiheit der lombardischen Städte durch den Kaiser enthalten war. Immerhin blieben noch ernste Differenzen zu begleichen. Die Lombarden wollten die Oberhoheit des deutschen Herrschers nur formell dadurch zum Ausdruck bringen lassen, daß die Consuln die Investitur mit den durch sie namens des Reichs zu übenden Regalien unter jedem Herrscher nur einmal nachsuchten; auch sollten ihnen die Regalien nicht blos in dem Stadtgebiet, sondern innerhalb des ganzen zugehörigen bischöflichen Sprengels zustehen. Dann forderten sie die Cassirung aller je zum Nachtheil einer von ihnen erlassenen Urkunden und beharrten endlich, wie zu Montebello darauf, daß Alessandria mit den andern Städten des Bundes völlig auf gleichem Fuße behandelt und gegen jede besondere Buße dem zürnenden Kaiser gegenüber sicher gestellt würde. Ueber diese Fragen wurde mit den Bevollmächtigten des Bundes im Februar und März 1183 zu Nürnberg unterhandelt. Ernste Schwierigkeiten machte auch diesmal die Frage wegen Alessandrias, da beide Theile um ihrer Ehre willen darin nicht nachgeben zu können meinten. Für den Kaiser war die Existenz und der Name

dieser Stadt eine Herausforderung, für die Lombarden war sie ein Denkmal ihres glorreichen Befreiungskampfes. Endlich fand man einen Ausweg. Unter Zustimmung seiner Verbündeten schloß Alessandria am 14. März 1183 mit dem Kaiser einen Sondervertrag, nach dem es sich Friedrich vorbehaltlos unterwarf, um unter dem Namen Cäsarea zu Gnaden aufgenommen und mit allen den übrigen Städten einzuräumenden Rechten und Freiheiten beschenkt zu werden. So geschah der Ehre des Kaisers Genüge, ohne daß die Lombarden ihre Bundesfestung zu opfern brauchten. Darin aber, daß man dieselbe so umtaufte, lag doch eine nachträgliche, aber wolverständliche scharfe Kritik gegen die päpstliche Politik zur Zeit des venetianischen Friedens. Nun verständigte man sich über alles Uebrige leicht, indem beide Theile von ihrem anfänglichen Standpunkt in etwas nachgaben. Nicht einmal unter jeder Regierung, sondern alle fünf Jahre sollten die Consuln die Investitur vor dem Kaiser oder dessen Stellvertreter nachsuchen, und zwar in Italien selbst. Andrerseits sollten nur diejenigen Urkunden cassirt werden, welche zur Bestrafung einer Stadt wegen Betheiligung an dem lombardischen Bunde erlassen waren. Ende April 1183 fanden auf Grund dieses Compromisses die Schlußverhandlungen zu Piacenza statt. In einem Zusatzprotokoll, das dort vereinbart wurde, verpflichteten sich die Städte dem Kaiser die Summe von 15,000 Imperialen in jährlichen Raten zu zahlen. Nachdem dann die Bevollmächtigten des Bundes den Vertrag beschworen hatten, gingen ihre Gesandten nach Konstanz, wo am 29. Juni der Kaiser selbst, sein Sohn König Heinrich und die anwesenden Fürsten den Eid auf den Frieden leisteten.

Der Konstanzer Frieden sicherte den Lombarden ihre Freiheit und gewährte dem Kaiser die Anerkennung seiner Oberhoheit: er machte einem Kampfe ein Ende, der für beide Theile verderblich gewesen war, und setzte sie in den Stand ihre reichen Mittel auf die Förderung ihrer gemeinschaftlichen Interessen zu verwenden, indem er einem geschichtlich gewordenen Zustand die bisher fehlende rechtliche Anerkennung und ausdrückliche Sanktion gewährte. Dagegen sah die römische Curie diesen Frieden nur mit schwerer Besorgniß. Die gewandte Diplomatie der Lombarden hatte den Nachtheil mehr als wettgemacht, in den sie sechs Jahre zuvor durch den Bundesbruch der Curie gesetzt worden war; sie hatte dabei keinen Makel auf sich geladen und keine feierlich eingegangene Verpflichtung verletzt. Viel übler als der Bund der Städte 1177 stand das Papstthum jetzt völlig vereinsamt der glänzend entfalteten Machtfülle des Kaisers gegenüber. Dieser aber benutzte seinen Vortheil in der in diesen letzten Jahren seiner Regierung ihm eigenen maßvollen, klugen, diplomatisch feinen Weise. Jetzt wiederholte er den Vergleichsvorschlag, den er der Curie früher wegen der Mathildischen Güter gemacht hatte, indem er zugleich, um jede Ausflucht abzuschneiden, auch den zu Venedig erörterten Gedanken vom Schiedsgerichte in der Form erneute, daß über jede einzelne der in Betracht kommenden Besitzungen von beiden Theilen gemeinsam einzusetzende Sachverständige auf Grund sorgsamer Unter-

suchung erkennen sollten. Zugleich wurde die früher geplante persönliche Begegnung zwischen Friedrich I. und Lucius III. für den Sommer 1184 in Aussicht genommen. Und schon war eine andere Verhandlung im Gange, welche die bedrängte Curie vollends matt setzen und den Kaiser erst recht zum Herrn der Situation machen sollte, indem er auf friedlichem Wege erreichte, was Otto II. und Lothar vergeblich durch Waffengewalt zu erwerben getrachtet hatten, die Herrschaft über Unteritalien, ja, darüber hinaus die über die herrliche Insel Sicilien.

Das Glück Friedrichs hatte damals seinen Höhestand erreicht. Mit stolzer Freude blickte die zu neuer Macht und Ehre erhobene deutsche Nation auf den glorreichen Herrscher, der ohne Schwertstreich in wenigen Jahren dem Ideale kaiserlicher Weltherrschaft so nahe gekommen war, daß er die bewundertsten Erfolge der Ottonen wiederholen, ja in mancher Hinsicht überbieten konnte. Unvergeßlich blieb den Mit- und Nachlebenden das herrliche Pfingstfest 1184, wo Kaiser Friedrich in der Rheinebene bei Mainz in einer prunkvollen Lagerstadt Hof hielt, von geistlichen und weltlichen Fürsten umdrängt, jubelnd begrüßt von der Masse der zusammengeströmten Ritterschaft und dem nach Tausenden und aber Tausenden zählenden Volke, um unter glänzenden Festlichkeiten seine beiden ältesten Söhne, König Heinrich VI. und Friedrich, dem er das Herzogthum Schwaben verlieh, durch die Schwertleite mündig zu erklären und zu Rittern zu machen. Kaum jemals zuvor war die Einigkeit, die Kraft, die Herrlichkeit des Reiches, seines Herrschers, seiner Fürsten, seines Volkes in so imponirender Weise zum Ausdruck gekommen. Mit bewundernder Liebe hingen alle Augen und Herzen an dem Herrscher, der diesen Wandel bewirkt und das Reich aus Uneinigkeit und Dienstbarkeit so hoch erhoben hatte.

Nur wenige Monate später, im Oktober 1184, um dieselbe Zeit, da der Kaiser sich anschickte, zu der beabsichtigten Zusammenkunft mit Lucius III. nach Italien aufzubrechen, wurde in Augsburg der Vertrag abgeschlossen, durch den König Heinrich, nunmehr seines Vaters jugendlicher, aber bald glänzend bewährter Mitregent, sich mit Konstanze von Sicilien, der Tochter König Rogers II., der Tante und Erbin des kinderlosen Königs Wilhelm II., verlobte und die Anwartschaft auf die sicilische Krone erwarb. Das war ohne Zweifel der größte Triumph der kaiserlichen Politik: noch vor wenigen Jahren waren die Normannen des Kaisers Hauptgegner in Italien, die eifrigen Bündner der Curie und der Lombarden gewesen, und nun gingen die bisher feindlichen Dynastien in einander auf und ein Staufer sollte in der Königsburg zu Palermo thronen, wo bisher der Deutschenhaß seinen Hauptsitz hatte. Das ganze politische System, von dem die Entwickelung des Südens abgehangen, wurde damit umgestaltet und völlig neue Bedingungen für diese geschaffen. Im Bunde mit den versöhnten, diensteifrigen lombardischen Städten, thatsächlich Herr des Mathildischen Erbes, im Besitz der Krone Unteritaliens und Siciliens hatte das staufische



Aus dem Lustgarten der Aebtissin Herrad von Landsberg; um 1160—70.
Darstellend ein Prachtbett der Zeit mit ruhendem König.

Haus eine Brücke und feste Grundlage für die Errichtung einer Weltherrschaft im Sinne jener Zeit. Von Sicilien aus, dem Hauptpfeiler der Brücke, die nach dem Morgenlande hinüberführte und auf der sich der einer Völkerwanderung vergleichbare Strom der Pilger, Abenteurer, Kaufleute und See-

fahrer nach dem Lande der Kreuzzüge bewegte, stand dem staufischen Hause ebenfalls der Weg nach dem Osten offen und damit die Möglichkeit und zugleich das Recht dem Morgenlande gegenüber, dem byzantinischen so gut wie dem mohammedanischen, eine leitende Stellung einzunehmen. Denn mit der sicilischen Krone übernahmen die Staufer die Politik der bisherigen Träger derselben, wie sie zuerst Robert Guiscard im Angriff auf die ionischen Inseln und die illyrischen Küstenlande verfolgt hatte. Die sicilische Krone auf dem Haupt des jungen Staufers war eine Gefahr für das byzantinische Reich. Weit unmittelbarer aber noch wurde davon das römische Papstthum getroffen. Wie aber sollte das Papstthum, das in dem Widerstreit zwischen Normannen und Deutschen seine Sicherheit gefunden und bald bei dem einen, bald bei dem andern Reich Schutz gesucht, sich des einen gegen des andern bedient hatte, der erdrückenden Macht gegenüber seine Selbständigkeit behaupten, die nun in die Hände der Staufer, der Erben und glücklicheren Erneuerer der salischen Politik, gelegt wurde?

Im November 1184 trafen Friedrich und Lucius III. in Verona zusammen. Ueber gewisse Fragen von geringer Bedeutung verständigte man sich leicht: um das, was ihm vor allem wichtig war, durchzusetzen, kam der Kaiser den Wünschen des Papstes bereitwillig entgegen. Auf erneute Fürbitte Heinrichs II. von England, die Lucius III. dringend unterstützte, wurde Heinrich dem Löwen die Rückkehr nach Deutschland erlaubt. Ein gemeinsames Einschreiten gegen die überhandnehmenden Ketzereien wurde vereinbart und die Frage eines Kreuzzuges erörtert. Aber der Papst blieb die gehofften Gegenleistungen schuldig: er lehnte die von Friedrich erbetene Begnadigung einiger schismatischer Bischöfe Italiens ab; das Schiedsgericht in Betreff der Mathildischen Güter kam nicht zu Stande; namentlich aber lehnte er die bedeutsamste Forderung ab, die Friedrich an ihn stellte, daß er nämlich Heinrich VI. noch bei Lebzeiten des Vaters zum römischen Kaiser krönen möchte. Es ist bezeichnend, daß Friedrich diesen Wunsch gerade in dem Augenblicke aussprach, wo er durch die Verlobung seines Sohnes mit der sicilischen Erbtochter einen Erfolg gewonnen hatte, der die Curie auf das schwerste bedrohte, ohne daß sie in ihrer Vereinsamung die Mittel gehabt hätte ihm einen thätigen Widerstand entgegenzusetzen.

Ganz und voll enthüllten sich darin die letzten Ziele der Kaiserpolitik Friedrichs. Wie er es zum Beginn des Schismas zwischen Alexander III. und Viktor IV. gethan hatte, so knüpft er auch jetzt wieder mit Bewußtsein und Absichtlichkeit an die Idee eines Universalreiches an, in denen Konstantin, Theodosius, Justinian gelebt hatten, und fühlt sich als deren vollberechtigten Nachfolger. In Karl dem Großen, Ludwig dem Frommen, Otto dem Großen, die sich ihre Söhne noch bei Lebzeiten als Mitkaiser beigeordnet hatten, findet er seine Vorbilder, und wie die Kirche im Anfang des 9. und im 10. Jahrhundert keinen Anstoß daran genommen, sondern in dem Bewußt-

sein ihre eigenen Interessen dadurch zu fördern gern die Hand dazu geboten hatte, so glaubte Friedrich bei dem ihm sonst so wolgeneigten und friedfertigen Lucius III. einer gleichen Auffassung zu begegnen. Es scheint auch, als ob ihm anfangs, bei vorläufiger Erörterung seines Vorhabens, günstige Aussichten eröffnet seien. Inzwischen aber war durch die sicilianische Verlobung Heinrichs die gesammte Lage in der für die Curie denkbar ungünstigsten Weise umgestaltet und Lucius III. mußte fürchten durch die Krönung Heinrichs, dessen Haupt die deutsche, die burgundische, die italienische und sicilianische Krone tragen sollte, zum Mitkaiser des Vaters die Hand zur Constituirung einer erblichen staufischen Weltherrschaft zu bieten, der gegenüber auch der Kirche schließlich nichts übrig bleiben würde, als sich in schweigendem Gehorsam zu beugen.

Der schroffe Gegensatz in dieser wichtigen Frage gab nun auch den sonst zwischen Kaiser und Papst schwebenden Differenzen eine größere Bedeutung. In dem Erzbisthum Trier hatte eine zwiespältige Wahl stattgefunden: dem von den kaiserlich gesinnten Domherren erwählten Rudolf von Wied setzte die hierarchische Partei den ehrgeizigen und intriganten Archidiakonus Folmar entgegen. Der alte Streit über die Deutung des Wormser Concordats lebte wieder auf, wobei die Curie entschieden für Folmar Partei nahm. Dazu kam die wachsende Spannung Friedrichs mit Philipp von Köln, dessen Uebermuth schon während der Mainzer Schwertleite einen peinlichen Rangstreit veranlaßt hatte und der ganz offen die Führung der Opposition gegen Friedrich übernahm, entschlossen auch mit dessen auswärtigen Gegnern in Verbindung zu treten und namentlich die Welfen gegen die Staufer wiederum in das Feld zu rufen. Der Kaiser mußte sich zu ernster Abwehr vorbereiten. Aber wie ganz anders konnte er das jetzt, wo er mit den Lombarden in Freundschaft lebte!

Eine totale Verschiebung der Parteistellung trat ein: im Februar 1185 schloß Friedrich ein Schutz- und Trutzbündnis mit seiner alten Todfeindin, Mailand, während Cremona, das seine leitende Stellung bedroht sah, sich der Curie näherte; auf der anderen Seite suchte Friedrich Anknüpfung mit der Stadt Rom. Alle offene Feindseligkeit aber vermied er noch, und als der jugendlich hitzige König Heinrich das päpstliche Gebiet mit Brand und Raub heimzusuchen anfing, that er demselben energisch Einhalt, wol in der Meinung, Lucius III. würde dem Zwang der Verhältnisse nachgeben und die Kaiserkrönung Heinrichs bewilligen.

Erst mit dem Tode des Papstes, der am 25. November 1185 starb, entschwand diese Aussicht vollends. Denn in Hubald von Mailand, der sich Urban III. nannte, erhielt der milde und friedfertige Lucius III. einen streitbaren und leidenschaftlichen Nachfolger, der die hierarchischen Grundsätze mit allen Mitteln zur Anerkennung bringen wollte. War es schon eine verletzende Abweichung von dem Herkommen, daß der neue Papst das Mailänder Erzbisthum beibehielt, so begegnete er dem Kaiser bald aggressiv,

indem er ihm das Recht bestritt, während der Vacanz eines bischöflichen Sitzes die Einkünfte desselben für das Reich einzuziehen und beim Tode eines Bischofs dessen Nachlaß als erbloses Gut in Besitz zu nehmen. Beides, das Regalien- sowol wie das Spolienrecht, war streitig, weil in den dahin gehörigen Fällen die von Seiten des Reichs geltend gemachten lehenrechtlichen Satzungen mit den von der Kirche allein als maßgebend anerkannten Bestimmungen des kanonischen Rechts im Widerspruch standen. In beiden Fragen aber hatte Friedrich durch eine consequent geübte Praxis der kaiserlichen Auffassung thatsächlich zur Geltung verholfen.

Damit schwand für Friedrich auch jede Aussicht, seinen Sohn in Rom zum Kaiser gekrönt zu sehen. Aber auch hier wußte er durch einen geschickten Gegenzug die päpstliche Weigerung um ihre Wirkung zu bringen. Als er Ende Januar 1186 auf besondere Einladung der Mailänder in deren Stadt die Hochzeit Heinrichs mit der normännischen Erbtochter feierte, ließ er gleichzeitig eine dreifache Krönung vollziehen, welche eine ähnliche Bedeutung hatte, wie sie die Kaiserkrönung Heinrichs hatte zum Ausdruck bringen sollen. Während Friedrich selbst sich durch den Erzbischof von Vienne die burgundische Krone aufsetzen ließ, Konstanze von Sicilien zur Königin von Deutschland gekrönt wurde, empfing Heinrich aus der Hand des Patriarchen von Aquileja die italienische Königskrone: seit jenem Tage führte er den Titel eines Cäsar, d. i. Mitkaisers — auf einem Umwege hatte Friedrich im Wesentlichen doch erreicht, was die Curie ihm verweigerte. Das lehrte vornehmlich die steigende Leidenschaftlichkeit, womit der zornige Papst sich nun in den Kampf gegen Friedrich stürzte: offen reizte er die Lombarden zu neuer Empörung gegen den Kaiser; mit Cremona trat er geradezu in ein Bündnis gegen denselben, namentlich aber warf er Friedrich den Fehdehandschuh hin, indem er, entgegen seiner früheren feierlichen Zusage, Folmar, den Erwählten der kaiserfeindlichen Partei, zum Erzbischof von Trier weihte und damit die noch schwebenden Verhandlungen über diese Sache in einer perfiden und für den Kaiser geradezu beleidigenden Weise abbrach. So entbrannte denn der Kampf von Neuem: während Friedrich gegen Cremona zu Felde lag, drang der Mitkaiser Heinrich in den Kirchenstaat ein und eroberte einen großen Theil desselben.

Begreiflicher Weise bemühte sich Urban III. namentlich dem Kaiser unter dem deutschen Episkopat Feinde zu erwecken. Er rechnete dabei mit gutem Grunde zunächst auf Philipp von Köln. Seit dem Mainzer Tage mit Friedrich gespannt, mit König Heinrich geradezu verfeindet, hatte Philipp namentlich die Frage des Regalien- und des Spolienrechts mit Eifer aufgegriffen und sich zum Wortführer derjenigen gemacht, die im Einverständnis mit Urban III. über die übermäßige und ungerechte, sicherlich unziemliche Belastung der deutschen Kirche durch den Kaiser klagten. Aber die Agitation hatte keinen Erfolg: denn außer Folmar von Trier und Bertram von Metz scheint von den deutschen Bischöfen keiner zu dem Kölner und Urban III. gestanden zu haben. Aber

wenn auch letzterer bald seinen Frieden mit dem Kaiser machte und ersterer durch die leidenschaftliche und unkirchliche Art, wie er sein Recht gegen Rudolf von Wied, an dem die Trierer trotz Bann und Interdikt festzuhalten beschlossen, zu erstreiten suchte, selbst in den Augen streng kirchlich Denkender schweren Anstoß gab, so boten doch die politischen Combinationen der Zeit zusammen mit der weithin erregten Furcht vor des Kaisers großartigen Herrschaftsentwürfen der päpstlichen Politik Handhaben genug, um dem staufischen Kaiserthum in dem Augenblick seines höchsten Triumphes ernste Verlegenheiten zu bereiten.

Charakteristisch für die merkwürdige Situation aber ist doch die Thatsache, daß, während die Intriguen der päpstlichen Agenten und des Kölner Erzbischofs bei den weltlichen Fürsten lebhaftes Entgegenkommen fanden, der deutsche Episkopat, der sich zur Zeit Lothars und Konrads in freiwilliger Dienstbarkeit an Rom angeschlossen hatte, sich jetzt in muthiger Selbständigkeit zum Vorkämpfer der nationalen Interessen und zum Vertheidiger der Ehren und Rechte des deutschen Königthums aufwarf. Denn dem großen Bunde, der unter päpstlicher Oberleitung gegen die staufische Vorherrschaft entstand, trat nicht blos Heinrich der Löwe, der vollständige oder theilweise Restauration zu erkämpfen dachte, sondern auch Adolf III. von Schauenburg, der Graf von Holstein, bei, der mit Herzog Bernhard zerfallen war. Selbst der dem Kaiser verwandtschaftlich verbundene Landgraf Ludwig von Thüringen schloß sich an, während im Norden Knud VI. von Dänemark und im Westen Philipp II. von Frankreich gewonnen wurden. Dagegen finden wir die deutsche Kirche fast einmüthig auf der Seite Friedrichs. Als dieser im November 1186 auf einem Reichstage zu Gelnhausen in eindringlichen Worten die Kränkungen und Herausforderungen aufzählte, die ihm auf sein redliches Friedensbemühen von Urban III. zu theil geworden seien, trat durch eine denkwürdige Rede Konrad von Mainz energisch für die kaiserliche Sache ein und die anwesenden Bischöfe pflichteten dem durch ihre Beschlüsse bei. Zwar seien sie, so erklärten die versammelten Kirchenfürsten, dem Papst als ihrem geistlichen Oberherrn Gehorsam schuldig, aber nicht minder schuldeten sie solchen auch dem Kaiser, dem ihnen von Gott gesetzten weltlichen Herrn, dem sie Mannschaft geleistet und von dem sie ihre weltlichen Rechte und Güter empfangen hätten: ihm müßten sie getreulich zur Behauptung seiner Gerechtsame verhelfen. Um dieser doppelten Verpflichtung zu genügen, richteten die Bischöfe ein von ihnen allen unterschriebenes und untersiegeltes Collektivschreiben an Urban III., in dem sie denselben in ehrerbietigen, aber ernsten Worten ermahnten, mit dem Kaiser Frieden zu machen und die gerechten Forderungen desselben zu erfüllen. So wurden die deutschen Bischöfe damals die tapfern Vertreter der nationalen Idee und erfüllten in rühmlichster Weise die Pflicht, die ihnen aus ihrer fürstlichen Stellung erwuchs. Der Gelnhausener Reichstag und diese geharnischte Erklärung der deutschen Bischöfe an Urban III. bezeichnet den Höhepunkt in der nationalen Entwickelung der deutschen Kirche des

Mittelalters. An solcher Gesinnung mußten alle Angriffe Roms ohnmächtig abprallen.

Und auch die große Allianz, durch die Urban III. die Macht des staufischen Kaiserthums zu brechen gedachte, löste sich auf, ohne eine der von ihr erwarteten Thaten vollführt zu haben. Der Anschluß Heinrichs II. von England, der namentlich im Interesse einer Restauration der Welfen erfolgt zu sein scheint, machte dem alten Widersacher desselben, dem König von Frankreich, das Verbleiben in dem Bunde unmöglich: Philipp II. kehrte in die durch alle Interessen gebotene Allianz mit dem Kaiser zurück und durfte auf dessen Hülfe rechnen, als ihn Heinrich II. nun wegen eines über Namur ausgebrochenen Erbstreites angriff. Aber des Engländers Bündner, Philipp von Köln, hinderte den Kaiser an dem geplanten Zuge, indem er sich ihm an der Mosel mit Heeresmacht entgegenstellte. Nun war die Langmuth Friedrichs zu Ende: ein ernstes Verfahren wurde gegen den rebellischen Erzbischof eingeleitet, der dem Kaiser gegenüber ohne Frage viel schuldiger war als seiner Zeit Heinrich der Löwe. Der kaiserlichen Ladung stellte sich Philipp nicht; aber seine Bundesgenossen schreckten doch vor den weiteren Consequenzen ihrer Haltung zurück und eilten mit dem Kaiser Frieden zu machen. Von England, von dem Dänenkönig, von dem Thüringer Landgrafen im Stich gelassen, befand sich Philipp bald in arger Bedrängnis. Sein einziger Rückhalt war Urban III., aber auch der sah sich ringsum schwer bedroht: in Italien drang Heinrich VI., nun von seinem Vater nicht mehr gehindert, siegreich vor; im Cardinalscollegium wurden die Stimmen immer lauter, welche zum Frieden mahnten, der allein noch das drohende Verhängnis von der Kirche abwenden zu können schien. Aber Urban III. weigerte jedes Einlenken; vielmehr war er entschlossen, den letzten Schritt der Feindseligkeit gegen Friedrich zu thun und denselben mit dem Bann zu belegen, als ihn zum Glück für die Kirche, die durch eine solche Politik in unabsehbare Verwickelungen gestürzt werden mußte, am 20. Oktober 1187 zu Ferrara der Tod abrief. Sofort lösten sich alle Schwierigkeiten: der Wortführer der Friedenspartei, der Cardinalkanzler Albert, wurde als Gregor VIII. auf den päpstlichen Stuhl erhoben, ein Mann voller Milde und Versöhnlichkeit, von dem auch Philipp von Köln nichts mehr zu hoffen hatte.

Da kam von jenseit des Meeres die Schreckenskunde von den vernichtenden Schlägen, welche die christliche Herrschaft im heiligen Lande zu Boden geworfen hatte, dem Siege Saladins bei Hittin, der Einnahme Jerusalems, dem Fall der reichen Küstenstädte, namentlich des für uneinnehmbar gehaltenen Accon. Der Ruf nach Rettung des so schwer bedrohten gemeinsamen Besitzes der Christenheit erfüllte das Abendland: in der Förderung eines neuen großen Kreuzzuges fand die Kirche ihre vornehmste Aufgabe, die Gregor VIII. mit heiliger Begeistrung ergriff. Als er bald danach starb, wandelte sein Nachfolger Clemens III. den gleichen Weg.

Zum erstenmale wurde jetzt auch Deutschland von dieser Bewegung ergriffen und gab sich ihr ganz und freudig mit wachsender Begeisterung hin. Alle Uneinigkeit war vergessen, aller Unfriede sollte begraben sein, damit niemand an dem Zuge zur Befreiung des heiligen Grabes gehindert sei. In dieser Stimmung versammelten sich die deutschen Fürsten Ende März 1188 in Mainz um den Kaiser. Auch Philipp von Köln erschien und machte unter Vermittelung des im Interesse des Kreuzzuges nach Deutschland gekommenen Cardinallegaten Heinrich von Albano seinen Frieden mit dem Kaiser, der ihm Verzeihung gewährte gegen die eidliche Erklärung, daß er durch Nichtbeachtung der Ladungen seiner Ehre und seinem Ansehen nicht habe Hohn bieten wollen. Dann nahm Friedrich das Kreuz, um als Heerführer der Christenheit seines kaiserlichen Amts in dem nach der Auffassung der Zeit idealsten Sinne zu walten. Dem Kreuzfahrer aber durfte die römische Curie kein Hindernis bereiten: im eigenen Interesse mußte sie alles thun, was die große Unternehmung irgend fördern konnte. So trug Friedrich auch in den Fragen, die noch zwischen ihm und dem Papstthum schwebten, einen vollständigen Sieg davon. Clemens III. beschied Folmar von Trier zur Verantwortung nach Rom: der Kaiser durfte bei der Sinnesart Clemens' III. auf eine gerechte Begleichung des für ihn so verletzenden Handels rechnen. Namentlich aber gab der Papst dadurch ein Unterpfand friedfertiger Gesinnung und seiner Bereitschaft zur Förderung der staufischen Interessen, daß er König Heinrich VI. einlud möglichst bald zur Kaiserkrönung nach Rom zu kommen. Das deutsche Erbkaiserthum sollte damit unmittelbar ins Lebens treten: die Politik Friedrichs hatte ihr letztes und höchstes Ziel erreicht.

So galt die Thätigkeit des Kaisers denn nun der Bestellung des Reiches und seines Hauses für die Zeit der Kreuzfahrt. Heinrich der Löwe mußte von Neuem in die Verbannung gehen, weil er sich nicht nur weigerte den Zug nach dem Osten auf des Kaisers Kosten mitzumachen, sondern auch den Verzicht auf völlige Herstellung nicht leisten wollte, gegen den ihm eine theilweise Wiedereinsetzung in seinen Besitz gewährt werden sollte: es war klar, daß er des Kaisers Abwesenheit zu einer Erhebung zu benutzen gedachte. Dies zu verhindern mußte die Hauptsorge Heinrichs VI. sein, dem der Kaiser die Regentschaft übertrug. Dem zweiten Sohne Friedrich wies er zu dem Herzogthum Schwaben noch die von ihm erworbenen Güter der Grafen von Pfullendorf an und das in Aussicht stehende Erbe Welfs VI., Konrad bekam die Güter des 1187 verstorbenen Friedrich von Rotenburg und Otto Burgund; der jüngste Sohn Philipp war in den geistlichen Stand getreten und war bereits Dompropst zu Aachen.

Am 11. Mai 1189 brach Friedrich nach dem Osten auf. Bekanntlich hat er sein Ziel nicht erreicht: nachdem er die untreuen Griechen seine strafende Hand schwer hatte fühlen lassen und im Kampf gegen die Ungläubigen unsterblichen Kriegsruhm gewonnen hatte, hat er am 10. Juni 1190

bei dem Ritt durch die Berge Ciliciens in den Wellen des Saleph badend sein Ende gefunden, tief betrauert von dem führerlosen Heere, beweint von der deutschen Nation, die in ihm den glorreichen Erneuerer ihrer entschwundenen Herrlichkeit ehrte, bewundert von der Welt, der er das Ideal eines weltbeherrschenden Kaiserthums als lebende Wirklichkeit vor Augen gestellt hatte.

Aber die Regierung Friedrichs bezeichnet nicht blos den Höhestand des mittelalterlichen Kaiserthums; in sie fällt auch der Höhestand der nationalen Entwickelung Deutschlands im Mittelalter. Damals befanden sich die sonst so oft mit einander streitenden nationalen und universalen Momente in einem sonst nie erreichten Gleichgewicht und die in ihnen lebendigen Kräfte wirkten, statt sich aufzuheben, einmüthig und wetteifernd zusammen. Freilich war das nur möglich geworden durch eine Wandelung im Innern des Reiches.



Steinrelief von Kaiser Friedrich d. Rothbart; im Kreuzgang des Klosters S. Zeno in Baiern; um 1170—90.

Zum erstenmale wurde jetzt auch Deutschland von dieser Bewegung ergriffen und gab sich ihr ganz und freudig mit wachsender Begeisterung hin. Alle Uneinigkeit war vergessen, aller Unfriede sollte begraben sein, damit niemand an dem Zuge zur Befreiung des heiligen Grabes gehindert sei. In dieser Stimmung versammelten sich die deutschen Fürsten Ende März 1188 in Mainz um den Kaiser. Auch Philipp von Köln erschien und machte unter Vermittelung des im Interesse des Kreuzzuges nach Deutschland gekommenen Cardinallegaten Heinrich von Albano seinen Frieden mit dem Kaiser, der ihm Verzeihung gewährte gegen die eidliche Erklärung, daß er durch Nichtbeachtung der Ladungen seiner Ehre und seinem Ansehen nicht habe Hohn bieten wollen. Dann nahm Friedrich das Kreuz, um als Heerführer der Christenheit seines kaiserlichen Amts in dem nach der Auffassung der Zeit idealsten Sinne zu walten. Dem Kreuzfahrer aber durfte die römische Curie kein Hindernis bereiten: im eigenen Interesse mußte sie alles thun, was die große Unternehmung irgend fördern konnte. So trug Friedrich auch in den Fragen, die noch zwischen ihm und dem Papstthum schwebten, einen vollständigen Sieg davon. Clemens III. beschied Folmar von Trier zur Verantwortung nach Rom: der Kaiser durfte bei der Sinnesart Clemens' III. auf eine gerechte Begleichung des für ihn so verletzenden Handels rechnen. Namentlich aber gab der Papst dadurch ein Unterpfand friedfertiger Gesinnung und seiner Bereitschaft zur Förderung der staufischen Interessen, daß er König Heinrich VI. einlud möglichst bald zur Kaiserkrönung nach Rom zu kommen. Das deutsche Erbkaiserthum sollte damit unmittelbar ins Lebens treten: die Politik Friedrichs hatte ihr letztes und höchstes Ziel erreicht.

So galt die Thätigkeit des Kaisers denn nun der Bestellung des Reiches und seines Hauses für die Zeit der Kreuzfahrt. Heinrich der Löwe mußte von Neuem in die Verbannung gehen, weil er sich nicht nur weigerte den Zug nach dem Osten auf des Kaisers Kosten mitzumachen, sondern auch den Verzicht auf völlige Herstellung nicht leisten wollte, gegen den ihm eine theilweise Wiedereinsetzung in seinen Besitz gewährt werden sollte: es war klar, daß er des Kaisers Abwesenheit zu einer Erhebung zu benutzen gedachte. Dies zu verhindern mußte die Hauptsorge Heinrichs VI. sein, dem der Kaiser die Regentschaft übertrug. Dem zweiten Sohne Friedrich wies er zu dem Herzogthum Schwaben noch die von ihm erworbenen Güter der Grafen von Pfullendorf an und das in Aussicht stehende Erbe Welfs VI., Konrad bekam die Güter des 1187 verstorbenen Friedrich von Rotenburg und Otto Burgund; der jüngste Sohn Philipp war in den geistlichen Stand getreten und war bereits Dompropst zu Aachen.

Am 11. Mai 1189 brach Friedrich nach dem Osten auf. Bekanntlich hat er sein Ziel nicht erreicht: nachdem er die untreuen Griechen seine strafende Hand schwer hatte fühlen lassen und im Kampf gegen die Ungläubigen unsterblichen Kriegsruhm gewonnen hatte, hat er am 10. Juni 1190

bei dem Ritt durch die Berge Ciliciens in den Wellen des Saleph badend sein Ende gefunden, tief betrauert von dem führerlosen Heere, beweint von der deutschen Nation, die in ihm den glorreichen Erneuerer ihrer entschwundenen Herrlichkeit ehrte, bewundert von der Welt, der er das Ideal eines weltbeherrschenden Kaiserthums als lebende Wirklichkeit vor Augen gestellt hatte.

Aber die Regierung Friedrichs bezeichnet nicht blos den Höhestand des mittelalterlichen Kaiserthums; in sie fällt auch der Höhestand der nationalen Entwickelung Deutschlands im Mittelalter. Damals befanden sich die sonst so oft mit einander streitenden nationalen und universalen Momente in einem sonst nie erreichten Gleichgewicht und die in ihnen lebendigen Kräfte wirkten, statt sich aufzuheben, einmüthig und wetteifernd zusammen. Freilich war das nur möglich geworden durch eine Wandelung im Innern des Reiches.



Steinrelief von Kaiser Friedrich d. Rothbart; im Kreuzgang des Klosters S. Zeno in Baiern; um 1170—90.

Für dessen Entwickelung bezeichnet Friedrichs I. Regierung einen entscheidenden Wendepunkt: Deutschland fing an ein Fürstenbund zu werden. Indem er den Theilen die Selbständigkeit gewährte, deren sie bedurften, um ihre besonderen Interessen auf eigene Hand wahrzunehmen, gewann er für das Kaiserthum die Freiheit der Aktion: was er als König hingab, gewann er als Kaiser wieder.

V. Kaiser Heinrich VI.

1190—97.

Als Kaiser Friedrich I. im Mai 1189 Deutschland verließ, konnte er die Regierung des Reichs in die bewährten Hände seines erstgeborenen Sohnes legen, der für den hohen Beruf, der seiner wartete, von Jugend auf gebildet und geschult war und seit dem Mainzer Pfingstfest als Gehülfe, seit der Mailänder Krönung förmlich als Mitregent neben dem Vater gestanden hatte. Diesem an Einsicht und Thatkraft ebenbürtig, an Schärfe des politischen Denkens und an Kühnheit im Entwerfen überlegen, ebenso sehr Kriegs- wie Staatsmann, dabei durchdrungen von der Größe seines Berufs und entschlossen seinen Herrscherrechten überall Anerkennung zu erzwingen, war der damals vierundzwanzigjährige König der würdige Erbe der sichern Schrittes der Weltherrschaft zustrebenden staufischen Kaiserpolitik, in deren Durchführung, sein zuweilen hitziges und jugendlich übereiltes Wesen mäßigend, ihm des Vaters durch viele Jahre bewährte Gehülfen, obenan Wichmann von Magdeburg und Konrad von Mainz, zur Seite standen. Unerwartet schnell wurde des jugendlichen Regenten Tüchtigkeit auf eine ernste Probe gestellt. Denn während Heinrichs VI. Sinn auf die Erwerbung der ihm verheißenen Kaiserkrone ging und die bevorstehende Erledigung des sicilischen Throns ihm eine ebenso große und glänzende wie dankbare und schwierige Aufgabe in Aussicht stellte, brachen im Norden Deutschlands Verwickelungen aus, welche die königliche Herrschaft der Staufer schwer gefährdeten. Es rächte sich die Zertrümmerung der welfischen Macht. Hülflos stand der schwache Herzog Bernhard von Sachsen der wachsenden Unordnung gegenüber: des tapferen Adolf III. von Schauenburg Abwesenheit auf dem Kreuzzuge benutzten die Dänen zu verwüstenden Einfällen, der ehrgeizige Erzbischof Hartwich II. von Bremen zu gefährlichen Intriguen, bei denen er im geheimen Einverständnis handelte mit Heinrich dem Löwen und dessen Schwager, Richard Löwenherz von England, dem Hauptgegner der staufischen Macht, der er in unruhigem Ehrgeiz und abenteuernder Vielgeschäftigkeit namentlich den Weg zum sicilischen Thron zu verlegen strebte. Auf diesen Rückhalt gestützt kehrt der Welfe eidbrüchig aus der Verbannung heim. Freudig schlossen sich ihm die zahlreichen Gegner der so unbefriedigenden neuen Ordnung in Sachsen an, die Holsteiner und Stormarn ergriffen für ihn die Waffen. Lübeck öffnete dem Begründer seiner Freiheit und Blüte die Thore, die einstige Nebenbuhlerin der Travestadt,

Bardewieck, büßte den Spott, den sie einst gegen den in die Verbannung ziehenden Herzog geübt, mit trauriger Zerstörung; nur das feste Segeberg hielt sich gegen alle Angriffe, während der Holsteiner Graf Adolf auf die Kunde von diesen Ereignissen von dem Kreuzzuge schnell in die Heimat zurückeilte.[1])

Aber der Welfe und seine Bündner hatten sich geirrt, wenn sie von dem jugendlichen Regenten einen weniger thatkräftigen Widerstand erwartet hatten, als sie ihn dem Kaiser zugetraut hatten. Umsichtig und energisch trat derselbe den Rebellen entgegen, bereitwillig unterstützt von allen denen, die bei einer welfischen Restauration zu verlieren hatten, namentlich dem Kölner Erzbischof. Schnell stand er an der Spitze eines Reichsheeres in Sachsen: Braunschweig wurde belagert, hielt sich aber trotz schwerer Verwüstung der Umgegend durch die wilden Kölner Schaaren. Ein Sieg, den Adolf III. von Schauenburg bei Lübeck erfocht, gebot den welfischen Fortschritten vollends Halt. Dennoch war dieser Krieg Heinrich VI. gerade in jenem Augenblick äußerst lästig. Die Nachricht von dem Tode König Wilhelms II. von Sicilien rief ihn nach dem fernen Süden, sein Anrecht auf die normännische Krone geltend zu machen. Aber auch Heinrich dem Löwen war ein Stillstand erwünscht, da er auf größeren Widerstand gestoßen war, als er erwartet hatte: die bevorstehende Entfernung des Königs nach Italien bot vielleicht eine günstigere Gelegenheit die Restauration zu versuchen. So kam im Sommer 1190 unter Vermittelung der Erzbischöfe von Köln und von Mainz in Fulda ein Friede zu Stande: die Mauern der welfischen Festungen Lauenburg und Braunschweig mußten geschleift, Heinrich des Löwen Söhne Heinrich und Lothar als Geiseln in des Königs Hand gegeben werden; der ganze Gewinn, den der Welfe machte, bestand darin, daß ihm die Hälfte der Einkünfte von Lübeck überlassen wurde. Schwerer noch wurde sein Hauptmitschuldiger, der intrigante Erzbischof Hartwich II. von Bremen, getroffen: er verlor sein Amt und mußte in die Verbannung gehn. Er wandte sich nach England, dessen Königshof das Centrum wurde für die in immer weitern Kreisen um sich greifende Opposition gegen die staufische Großmacht.

Deren Zukunft beruhte auf der Erwerbung Siciliens; dieses aber war inzwischen bereits ernstlich in Frage gestellt. Das Recht Heinrichs VI. auf die Nachfolge war freilich bei seiner Vermählung mit Konstanze ausdrücklich anerkannt worden, indem die Großen dem königlichen Paare als ihren künftigen Herrschern förmlich die Huldigung leisteten. Dennoch sah man in weiteren Kreisen dem Uebergang der Krone auf dieselben mit unverhohlener Sorge entgegen. Die friedliche, freilich auch thatenlose Regierung Wilhelms II. hatte den Wolstand des reichen Landes zur herrlichen Entfaltung gebracht; die Erinnerung an den Ursprung der normännischen Herrschaft war entschwunden, weil die letzten Könige nicht mehr als kriegerische Erobererfürsten geherrscht

1) Th. Toeche, Kaiser Heinrich VI., Leipzig 1867.

hatten; der Gegensatz zwischen Herrschern und Beherrschern war allmählich ausgeglichen, und mit dem wachsenden Behagen wuchs auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit und stärkte sich das nationale Bewußtsein. Die Deutschen aber hatte man bisher nur als Feinde kennen gelernt, und mit Geringschätzung blickte das lebhafte Volk, in dem sich römische, griechische und arabische Kulturelemente zu einem glänzenden und farbenprächtigen Dasein verbanden, auf die deutschen Barbaren, welche aus ihrer armen nordischen Heimat nur zu kommen schienen, um sich an den Reichthümern und Genüssen des Südens zu sättigen. Was hatten Deutsche und Süditaliener und Sicilianer mit einander gemein? Eine unnatürliche Verbindung sollte eingegangen werden, um die reichen Mittel des so central gelegenen Landes der deutschen Kaiserpolitik dienstbar zu machen: Gewinn stand dabei nur dem fremden Herrn für dem Lande und seiner Bevölkerung fremde Zwecke in Aussicht. In dieser Erkenntnis, deren Richtigkeit die spätere Entwickelung vollauf bestätigt hat, sahen die Sicilianer der drohenden deutschen Herrschaft nur mit Besorgnis entgegen: gerade die patriotischen Herzen waren voll schweren Kummers. Und doch ließ sich ohne den Bruch feierlich eingegangener Verpflichtungen überhaupt nichts thun. Setzte man sich aber, um die nationale Selbständigkeit zu retten, über dieses Bedenken hinweg, so erwuchsen dem Reiche daraus wieder andere Gefahren. Die deutsche Partei, welche Heinrichs VI. und Konstanzes Rechte wahren wollte, fügte sich sicherlich nicht ohne Widerstand: der Kampf um die nationale Selbständigkeit brachte als nächste Folge den Bürgerkrieg mit sich. Diesem aber konnten nur neue Verwickelungen entspringen: man mußte dann gewärtig sein, die im Süden der Insel angesiedelten Sarazenen, die nur die Strenge der Regierung vor dem religiösen Eifer des Volkes schützte, sich angesichts ihrer wachsenden Gefährdung erheben zu sehen; dann aber stand zu befürchten, daß die längst von entschiedenen Sondergelüsten erfüllten Barone Apuliens die günstige Gelegenheit benutzen und sich selbständig machen würden.



Siegel vòn Konstanze von Sicilien.

Die Kaiserin auf einem Stuhle mit gebogener vorn in Kugeln endigender Lehne. Auf dem Haupte die hohe dreizinkige Krone. In der Rechten ein langes Liliensceptер. Das einfache Gewand wird von einem mit Perlen besetzten Gürtel, dessen Enden bis auf den Boden herabfallen, umschlossen.

Das normännische Reich ging also einer schweren Krisis entgegen, als am 18. November 1189 König Wilhelm II. starb, der Letzte aus dem Mannesstamm Robert Guiscards und Rogers, die erledigte Krone seiner Tante Konstanze und deren deutschem Gemahl überlassend. Die Barone traten in Palermo zu Rath zusammen: sofort stießen die Gegensätze scharf auf einander. An der Spitze der nationalen Partei stand der einflußreiche Kanzler Mat-

thäus; die Anhänger der deutschen Nachfolge sammelten sich um Erzbischof Walter von Palermo. Ueber deren Forderung aber, den geschworenen Eiden gemäß zu handeln, trug die patriotische Erregung der nationalen Partei den Sieg davon, welche der Kanzler durch eine möglichst stark aufgetragene Schilderung von der Wildheit der barbarischen Deutschen und der despotischen Strenge Heinrichs aufs höchste zu steigern wußte. Das Schreckbild der drohenden Fremdherrschaft, deren Träger nicht einmal die Sprache ihrer neuen Unterthanen verstanden, machte gewaltigen Eindruck. Man beschloß, den Versuch zur Schaffung und Durchfechtung eines nationalen Königthums zu wagen. Den Candidaten für dasselbe hatte der Kanzler Matthäus schon in Bereitschaft: es war Tancred, der Graf von Lecce, ein natürlicher Sohn Rogers, des ältesten, früh verstorbenen Sohnes Königs Rogers II., in dem die hervorragenden Eigenschaften dieses letzten großen und kraftvollen Normannenherrschers wiederaufgelebt zu sein schienen. Tancreds Vergangenheit war nicht makellos: in den dunklen Intriguen, deren Sitz der Hof von Palermo gewesen, hatte er einst eine hervorragende Rolle gespielt und als Verschwörer entlarvt nur durch königliche Gnade sein Leben gerettet, ein ritterlicher, hochstrebender, vaterlandsliebender Jüngling, dessen glänzende Persönlichkeit wol geeignet schien, die Sympathien der Menge zu erwecken und rege zu erhalten, und der als Sproß des alten Königsstamms auch berufen schien, die hart gefährdete nationale Selbständigkeit in sich zu verkörpern. Gegen ihn drang der von den apulischen Baronen empfohlene Roger von Andria nicht durch, obgleich er als Großjustitiar und Statthalter von Apulien hohes Ansehen genoß und sich auch als tüchtig bewährt hatte. Tancred von Lecce täuschte sich nicht über die Schwere der Verantwortung, die er auf sich nehmen sollte: es ist begreiflich, daß er nur nach einigem Schwanken die Krone annahm. Er that es, wie es scheint, nachdem er unter der Hand die Gewißheit erlangt hatte, daß er die Autorität der Kirche auf seiner Seite haben werde: denn im Auftrage des Papstes wurde er im Januar 1190 vom Erzbischof Walter von Palermo zum König von Sicilien gekrönt.

Diese Thatsache bezeichnet den Umschwung, der sich in der Politik der Curie vollzogen hatte. In der Vereinigung der deutschen und sicilischen Krone bekämpfte das Papstthum eine Gefahr, welche seine Macht in ihren Wurzeln bedrohte. Selbst der friedfertige Lucius III. hatte es über dieser Frage zum Bruch mit dem Kaiser kommen lassen; hier entsprang die leidenschaftliche Feindschaft Urbans III., und auch Clemens III., der sich bereit erklärt hatte Heinrich VI. bei Lebzeiten seines Vaters zum Kaiser zu krönen, bot sofort die Hand dazu, denselben von der Nachfolge in Sicilien auszuschließen. An seinem Recht dazu konnte er von dem Standpunkte der Curie aus nicht zweifeln: Apulien und Sicilien waren Lehen des heiligen Petrus; nach dem Lehenrecht aber bedurfte die Erbtochter eines Vasallen zur Eingehung einer Ehe der Zustimmung des Lehnsherrn; eine solche war in diesem Falle weder ertheilt noch nachgesucht worden; die Verfügung, die Wilhelm II. eigenmächtig über die

Zukunft seines Reichs getroffen hatte, war hinfällig. Von dem Eide aber, den wie die übrigen Großen des Reiches so auch Tancred von Lecce seiner Zeit Heinrich VI. und Konstanzen geleistet hatte, konnte der Lehnsherr einfach entbinden. Zudem waren die Umstände günstig, da Heinrich VI. im Frühjahre 1190, durch die welfischen Unruhen in Deutschland festgehalten, außer Stande war sein Recht durch rasches Erscheinen im Süden der Alpen zu wahren. Aber selbst wenn Heinrich VI. damals das Reich hätte verlassen können, wäre man eines mächtigen Verbündeten sicher gewesen, der dem Staufer den Eintritt nach Sicilien rücksichtslos streitig gemacht haben würde. Auf dem Wege nach dem heiligen Lande war Richard I. von England, der sich bei Messina mit Philipp II. zu gemeinsamer Weiterfahrt treffen wollte, nach Sicilien gekommen und nahm dort mit Hülfe seines stattlichen Heeres eine höchst einflußreiche und wegen ihrer Unklarheit für alle Theile gleich bedrohliche Stellung ein. Als Bruder Johannas, der Wittwe Wilhelms II., mischte er sich unter dem Vorwande, die Rechte derselben wahrzunehmen, in ebenso willkürlicher wie eigennütziger Weise in die Angelegenheiten des Reiches, das sich eben zum Kampfe um seine nationale Selbständigkeit rüstete, und beutete namentlich die Bedrängnis des eben auf den Thron erhobenen Tancred von Lecce mit echt normännischer Verschlagenheit und Gewaltthätigkeit aus. Wie ein Eroberer setzte er sich bei Messina fest und forderte den Haß der mishandelten Bevölkerung durch willkürlich begonnene Feindseligkeiten heraus, um aus den Ausbrüchen desselben ein Recht zu weiteren Gewaltmaßnahmen zu gewinnen. Dadurch engte er den König endlich so ein, daß derselbe, um nur gegen weitere Chicanen geschützt zu sein, allen seinen Forderungen zustimmte, um den gefährlichen Gast nur aus seinem Gebiet zu entfernen. Aber selbst das wurde durch den Vertrag nicht erreicht, zu dem sich Tancred, den der König von Frankreich zum Widerstand ermunterte, ohne selbst zu thatkräftiger Hülfe bereit zu sein, endlich am 11. November 1190 herbeiließ. Denn wenn danach zwischen beiden Königen auch hinfort Friede und Freundschaft bestehen sollte und Richard seinem Schützling zusagte, solange er in Sicilien verweilen würde, zu dessen Vertheidigung bereit zu sein gegen jedermann, der es angreifen oder Tancred bekriegen würde, so mußte Tancred demselben dafür doch ganz unverhältnismäßige Opfer bringen und namentlich die übelberufene Habgier des unbequemen Beschützers auf verschiedene Rechtstitel hin durch die Auszahlung von im Ganzen beinahe fünf Millionen Mark zu sättigen suchen, eine für jene Zeit colossale Summe, welche erkennen läßt, daß die Wundermären, die von den Schätzen des normännischen Königs umliefen, nicht grundlos waren; dennoch dauerte es noch über ein Vierteljahr, bis Richard endlich die weitere Fahrt nach dem Osten antrat.

Es kann als erwiesen gelten, daß es nicht blos Geldgier, auch nicht wüste Abenteuerlust war, was Richard Löwenherz so lange seines Kreuzzugsgelübdes vergessen und sich in Messina festsetzen ließ. Nicht gegen Tancred, sondern gegen Heinrich VI. richtete sich diese Politik, die nur scheinbar will-

kürlich und widerspruchsvoll war, thatsächlich von einem fest bestimmten und consequent festgehaltenen Gedanken beherrscht wurde, dem eine hohe Bedeutung und schwer übersehbare Tragweite nicht abzusprechen ist. Des englischen Königs Auftreten in Sicilien stand in Verbindung mit der Erhebung der Welfen gegen Heinrich VI. In den Grundzügen wird die Aktion, die auf zwei weit auseinander liegenden, aber durchaus zusammengehörigen Schauplätzen durchgeführt wurde, auf der Begegnung vereinbart sein, welche des Löwen erstgeborner Sohn Heinrich mit seinem englischen Oheim vor dessen Einschiffung nach Sicilien im Februar 1190 in La Réolle in Südfrankreich hatte.[1]) Das Ziel der gemeinsamen Aktion ist, was Heinrich den Löwen angeht, ja klar genug; worauf Richards Absicht in Sicilien eigentlich hinausgelaufen, bleibt zweifelhaft. Doch spricht seine anfängliche Haltung dafür, daß er die Occupation Siciliens im Auge hatte: der leidenschaftliche Widerstand der Bevölkerung, namentlich der in der Gegend von Messina überwiegenden Griechen, vereitelte dieses Vorhaben. So zwang er Tancred zu jenem Bunde, welcher diesen scheinbar zu seinem Schützling machte, thatsächlich die nationale Sache der Sicilianer sehr zu ihrem Nachtheil mit den welfisch-päpstlichen Intriguen gegen das staufische Kaiserthum verquickte und denselben dienstbar machen sollte. Zunächst war das Glück den Gegnern der Staufer sehr günstig: aber als Heinrich VI. nach dem Fuldaer Frieden im Herbste 1190 nach dem Süden aufbrechen wollte, traf aus Kleinasien die Nachricht von dem Tode Kaiser Friedrichs I. ein, der dann bald die Kunde von der kläglichen Auflösung des mit so großen Hoffnungen ausgezogenen deutschen Kreuzfahrerheers folgte. So wurde Heinrich VI. noch länger in Deutschland festgehalten, und als er endlich im Winter 1190 auf 91 südwärts ziehen konnte, da hatte sich für ihn die gesammte Situation auch insofern wesentlich verschlechtert, als er auf den ihm früher erklärten guten Willen der päpstlichen Curie in Betreff der Kaiserkrone nicht mehr rechnen konnte und gewärtig sein mußte, daß die Welfen seine Entfernung sofort benutzen würden, um den Versuch zur Wiedergewinnung ihrer ehemaligen Machtstellung zu erneuen.

Aber gerade in diesen Schwierigkeiten bewährte sich der staatsmännische Blick und die diplomatische Gewandtheit des in einer ausgezeichneten Schule gebildeten jungen Herrschers. Es galt vor allem die guten Beziehungen zu den lombardischen Städten zu sichern, auf denen auch die Stärke seines Vaters in Italien während der letzten Jahre beruht hatte. Denn gerade jetzt konnte er der reichen Geldmittel nicht entbehren, die ihm von diesen Bundesgenossinnen zufließen mußten. In der Hauptsache gelang das auch vollkommen: mit Piacenza und Como wurde ein Bündnis geschlossen; Cremona, Ferrara, Bologna u. a. wurden durch reiche Gunstbeweise an die staufische Sache gefesselt; ein Gleiches geschah mit den Markgrafen von Mala-

1) Origines Guelficae I, 731.

spina und Montferrat; nur Mailand blieb ihm fremd und stand ihm bald feindlich gegenüber. Von entscheidender Bedeutung war es im Hinblick auf den Kampf um Sicilien, daß Pisa gewonnen wurde und seine stattliche Seemacht zur Eroberung des Inselreichs zur Verfügung stellte. So konnte Heinrich im Rücken gedeckt und durch mächtige Bundesgenossen thatkräftig gefördert auf Rom ziehen, um zunächst die ihm verheißene Kaiserkrone in Empfang zu nehmen. Da aber starb Ende März 1191 Clemens III., der trotz seiner friedliebenden und dem Kaiserthume freundlichen Gesinnung durch den Druck der Verhältnisse mehr und mehr auf die Seite der Gegner der Staufer gedrängt war, wie er denn auch als Oberlehnsherr Tancreds Krönung gebilligt und den demselben von Richard von England aufgenöthigten Vertrag gut geheißen hatte. Ein Wechsel im Pontificat gerade in diesem Augenblick war für alle Theile eine Verlegenheit, die peinlichste natürlich für das Cardinalscollegium, welches durch die Neuwahl in einer so kritischen Zeit, ohne genaue Kenntnis der Persönlichkeiten, angesichts einer arg verwirrten Lage, vielleicht auf lange hinaus eine Entscheidung über die Politik der Curie treffen sollte, von der es möglicher Weise sehr bald gelöst zu sein wünschen mußte. Dem entsprechend fiel die Wahl auch aus, als eine Verlegenheitswahl, die nur vorgenommen schien in der Erwägung, daß sie ein Provisorium schuf, das bald ein Ende nehmen und bei einer Neuwahl volle Freiheit gewähren mußte. Denn sonst würde man wol nicht gerade auf den 85jährigen Cardinaldiakon Hyazinth, einen Sprößling des Hauses Orsini, verfallen sein, einen persönlich würdigen Mann, von makellosem Wandel und anerkannter Frömmigkeit, aber ohne den Blick und ohne den Muth des Staatsmannes. In Uebereinstimmung, wie es scheint, mit den bei seiner Erhebung Ausschlag gebenden Erwägungen nahm Cölestin III. angesichts der großen Entscheidung, vor die er mit Heinrichs VI. Ankunft gestellt war, seine Zuflucht zu einer kläglichen Politik der kleinen Ausflüchte, des Aufschiebens und Hinhaltens, der Halbheit und Unwahrheit, welche dem jungen Staufer gegenüber nicht am Platze war und das Ansehen der Curie bei Freund und Feind herabsetzen mußte. Er verweigerte Heinrich die von seinem Vorgänger zugesagte Kaiserkrönung, und um selbst einem etwa versuchten Zwange nicht nachgeben zu müssen, schob er seine eigene Weihe unter nichtigen Vorwänden hinaus, da er, solange diese nicht geschehen war, die Kaiserkrönung ja gar nicht vornehmen konnte.

Heinrich VI. mußte diese bei aller Schwäche höchst perfide Politik aufs äußerste erbittern. Durch seine geflissentliche Unthätigkeit brachte der Papst alles zum Stillstand: kostbare Tage und Wochen vergingen. Und dabei lagerte der englische König noch immer bei Messina und schob die von den Sicilianern ersehnte Abreise unter nichtigen Vorwänden von einem Tag zum andern hinaus; inzwischen aber befestigte sich das nationale Königthum Tancreds je länger je mehr und gewann an Kräften zur Abwehr des deutschen Angriffs. Ungeduldig lagerte Heinrich am See von Bracciano; seine Schaaren streiften

verwüstend bis Rom; das mit diesem tödtlich verfeindete Tusculum erhielt eine deutsche Besatzung. Es war nur die Wiederholung dessen, was in ähnlicher Lage manche seiner Vorgänger, Heinrich IV. und zuletzt noch sein Vater gethan hatten, wenn Heinrich diesem unerträglichen Zustande, der auch den Römern allmählich unbequem wurde, ein Ende zu machen suchte, indem er sich mit der stolzen Bürgerschaft der ewigen Stadt verständigte, diese auf seine Seite zog und den Papst endlich nachzugeben nöthigte. Nun aber forderten die Römer für ihre Vermittelung einen Preis, den zu zahlen Heinrich eigentlich seine Ehre verbot, die Auslieferung des verhaßten Tusculum. Alte Feindschaft bestand zwischen beiden Städten, und seit Menschenaltern hatte das von Rom aus schwer bedrohte Bergstädtchen nächst seiner festen Lage seinen Schutz gesucht im engen Anschluß an die deutsche Herrschaft. Als nun im Jahre 1188 Clemens III. den seit Jahrzehnten schwebenden Streit mit der römischen Bürgerschaft, der seine Vorgänger am dauernden Aufenthalt in Rom gehindert hatte, durch einen Vertrag beendete, nach welchem die von den Römern erwählten Consuln von ihm investirt wurden, so daß die Stadt, thatsächlich frei und sich selbst regierend, nur noch die Oberhoheit des Papstes anerkannte, ähnlich, wie das Verhältnis der lombardischen Städte zu dem deutschen Herrscher in Konstanz geordnet war, hatte er diese erneute Unterordnung der ewigen Stadt namentlich erkaufen müssen durch die Preisgebung Tusculums an die Römer: bei fernerem Widerstande sollte er Tusculum mit dem Banne belegen, zu seiner endlichen Bewältigung nöthigenfalls selbst Hülfe leisten. Der Papst hatte seine Zusage nicht halten können: der Kampf der Römer gegen die Nachbarstadt, die lieber untergehen als die drohende Knechtschaft auf sich nehmen wollte, dauerte mit wilder Leidenschaft fort und die Tusculaner hofften endlich in dem herannahenden Staufer den Erretter begrüßen zu können. Freudig nahmen sie eine deutsche Besatzung auf. Aber schmählich wurden sie betrogen. Heinrich VI. wollte um jeden Preis den Papst zur Kaiserkrönung nöthigen, um endlich nach Apulien und Sicilien ziehen zu können. Jedes Mittel war ihm dazu recht: so bot er den Römern, wenn sie den zögernden Papst zum endlichen Vollzug der Kaiserkrönung bestimmen würden, die Ueberantwortung Tusculums an. Natürlich griffen diese begierig zu: konnten sie doch nun den Papst dafür verantwortlich machen, wenn die wegen Tusculums eingegangene Verpflichtung auch jetzt noch nicht erfüllt würde. So kam der böse Handel zum Abschluß: der König lieferte Tusculum dem Papste aus und dieser übergab es den triumphirenden Römern. Dann gab Heinrich VI. der Kirche die Städte in der Romagna und Campagna zurück, welche er zur Zeit des Streits zwischen seinem Vater und Urban III. in Besitz genommen hatte; die Restituirung Heinrichs des Löwen aber, von der die Welfen nachmals aussprengten, daß der Papst sie ebenfalls zugesichert erhalten habe, in Aussicht zu stellen, hat sich der König wol gehütet. So löste sich endlich die unheimliche Spannung der letzten Wochen: am 13. April empfing Cölestin III. die bisher geflissent-

lich verzögerte päpstliche Weihe, und schon am nächsten Tage setzte er Heinrich VI. und Konstanze die Kaiserkrone auf. Tags darauf überantwortete ihm der Kaiser das unglückliche Tusculum und er lieferte die Stadt den Römern aus, die nun wie zu einem fröhlichen Feste hinüberströmten und nach Austreibung der wenigen Einwohner, welche die jahrelangen Verzweiflungskämpfe überdauert hatten, in der Plünderung und Niederbrennung der unglücklichen Stadt ihrem wilden Haß endlich Genüge thaten. Es war ein böses Vorzeichen, mit dem Heinrich so zur Eroberung des normännischen Reiches auszog, und in den furchtbaren Unglücksfällen, die ihn dabei gleich darauf nach anfänglichen Erfolgen trafen, mochten manche die gerechte Nemesis erblicken für das schwere Unrecht, das er begangen und mit dem er in den Augen der Welt das Kaiserthum selbst belastet hatte.

Unaufhaltsam schien sich das deutsche Heer über den Süden der Halbinsel ergießen zu sollen. Nachdem die ersten festen Plätze, auf deren Widerstandsfähigkeit die Normannen gerechnet hatten, von den kampffrohen Deutschen gestürmt waren, eilte alles durch schnelle Unterwerfung Gnade zu erkaufen. Selbst das reiche Capua ließ die Sache Tancreds wiederum im Stich; die Mönche von Monte Casino beugten sich Heinrich und empfingen ihn ehrerbietig als Gast in ihren Mauern. Die apulischen Großen drängten sich herzu, um von dem neuen Herrn in ihrem Besitz bestätigt zu werden. Voller Siegeszuversicht stieg Heinrich vom Gebirge nach Neapel hinab, hinter dessen Mauern die überraschten Anhänger des nationalen Königthums sich zu entschlossenem Widerstande rüsteten. Während von der See her die Flotten der Pisaner und Genuesen die Stadt absperrten, schlug Heinrich in weitem Halbkreis sein Lager vor derselben auf; seine Gemahlin ließ er der demüthigen Einladung der Bürgerschaft gemäß nach Salerno geleiten, dessen berühmte Aerzte ihrer erschütterten Gesundheit Heilung verhießen. Bald aber trat ein unerwarteter Glückswechsel ein. Die gewaltige Stadt, wo der Graf von Acerra befehligte, hielt sich klug in der Defensive; die Angreifer vermochten nicht ihr beizukommen. Auf der See erschien der gefeierte sicilianische Seeheld, der Admiral Margarito, mit einem stattlichen Geschwader, verjagte die Pisaner und eröffnete den Vertheidigern wieder die Verbindung mit dem Meere. Damit schwand die Aussicht auf Bewältigung der Stadt. Der Muth der nationalen Partei hob sich; die Anhänger Tancreds traten zuversichtlicher auf; die zum Kaiser Uebergegangenen fingen an zu wanken. Die mit der fortschreitenden Jahreszeit wachsende Hitze erzeugte in dem deutschen Heer Fieber: bald brach eine verderbliche Seuche aus.

Bald wankte der Boden Heinrich VI. unter den Füßen: solange das Glück ihm günstig gewesen und er von Erfolg zu Erfolg geeilt war, hatten all die zahlreichen Neider und Feinde der staufischen Größe sich in erheuchelter Unterwürfigkeit gebeugt oder doch wenigstens ruhig gehalten. Jetzt schien der Moment gekommen, um die Maske abzuwerfen und in allgemeiner Erhebung die deutsche Weltherrschaft zu Fall zu bringen, ehe sie sich erholen konnte.

Wieder gehen die Welfen dabei voran: des Löwen ältester Sohn, der Heinrich VI. als Geisel nach Italien gefolgt war, floh aus dem Lager der entmuthigten Deutschen geradeswegs in die Stadt, wo ihn lauter Jubel empfing. In seiner Hand liefen nun die Fäden der gegen den Kaiser entstehenden Conspiration zusammen. Nachdem er durch Theilnahme an dem Kampf gegen die Deutschen, in deren Reihen er eben noch gestanden, seinen neuen Bündnern gezeigt, daß es ihm Ernst sei mit seinem Verrath, eilte er die Erhebung im Rücken des Kaisers zu organisiren, um denselben möglichst schnell zur Aufhebung der Belagerung zu nöthigen. Er ging nach Rom: denn namentlich auf den Beistand der Curie hatte er bei dem wolvorbereiteten Versuch zum Sturze der verhaßten Staufer gerechnet. Vermuthlich war dieselbe vom Anfang mit im Complot und bereits an den im tiefsten Geheimnis gethanen ersten einleitenden Schritten betheiligt. Jetzt empfing der junge Welfe von Cölestin III. eine päpstliche Urkunde, durch welche Heinrich dem Löwen wegen der frommen Ergebenheit, welche er der Kirche erwiesen hatte, das Vorrecht verliehen wurde, daß er nur von dem Papste selbst oder von diesem eigens dazu entsandten Legaten mit dem Banne sollte belegt werden können, ein werthvolles Privileg für einen Fürsten, dessen Hauptgegner die deutschen Kirchenfürsten waren und der Ulrich von Halberstadt gegenüber die Gewalt der Excommunication schon einmal an sich zu erfahren gehabt hatte. Dann eilte der Welfe nach Deutschland: überall verkündete er die große Neuigkeit von dem Untergange des Kaisers und seines Heeres, die zu Neapel einem ähnlichen Gottesgericht erlegen seien, wie einst Friedrich I. es vor Rom erlitten hatte. Heinrich VI. selbst, so hieß es, sei der Lagerpest zum Opfer gefallen, der deutsche Thron erledigt und eine Neuwahl vorzunehmen. Ueberall fand diese Kunde freudige Aufnahme; die Neuwahl wurde vorbereitet: der junge Welfe selbst schien der durch die Verhältnisse gegebene Candidat. Und wenn dessen Hoffnungen vielleicht übereilt waren, der Stern der Staufer war tief gesunken und nichts schien die Katastrophe von dem Kaiserthum Heinrichs VI. abwenden zu können.

Aber wenn die Gegner gedacht hatten den Kaiser, der wie durch ein Wunder dem Verhängnis entging, das neun Zehntel seines Heeres dahinraffte, gebrochen und entmuthigt heimkehren zu sehen, so wurden sie schwer enttäuscht. Mit der Gefahr wuchs die Thatkraft, die Umsicht, die Entschlossenheit des Kaisers. Auf das Gerücht von seinem Tode war seine Gemahlin in Salerno von der Bürgerschaft gefangen genommen, die sich durch diese That schnöden Verraths bei Tancred Verzeihung für ihren Abfall zu gewinnen dachte: der Admiral Margarito führte Konstanze, die Trägerin von Heinrichs Ansprüchen auf das Normannenreich, nach Sicilien und lieferte sie als Staatsgefangene an Tancred. Durchglüht von der Begierde nach Rache eilte Heinrich nordwärts. Geschickt beruhigte er die gährende Lombardei, und als er in Deutschland erschien, war Vernichtung der Welfen die Parole, die er ausgab. Schon hatten diese wieder zu den Waffen gegriffen, freilich ohne über Adolf III. von Schauenburg, der sich dem ehemaligen Oberherrn sofort entgegengeworfen,

einen entscheidenden Vortheil zu gewinnen. Den jungen Heinrich traf die Reichsacht als Hochverräther; ein Reichsheer wurde zur Vollstreckung aufgeboten. Auch bedrohte eine Restauration der welfischen Macht zu viel geistliche und weltliche Fürsten Sachsens in ihrem Besitz, als daß der Kaiser nicht bereitwillig Hülfe hätte finden sollen. So wurde Heinrich VI. auch von niemand gehindert, als er das sehr zur rechten Zeit frei gewordene reiche Erbe des alten Welf VI., der eben damals sein unruhiges Leben beschloß, auf Grund des von seinem Vater geschlossenen Vertrags in Besitz nahm. Seine Stellung in Deutschland war so wenige Monate nach der Katastrophe vor Neapel wieder gefestigt, als nicht ohne seine Schuld eine neue Verwickelung eintrat, welche die sich eben klärende Lage heillos verwirrte und alle Feinde seines Hauses, namentlich die bisher noch zuwartende Curie, zu offener Feindschaft auf den Plan rief.

Die Neubesetzung des Bisthums Lüttich hatte Anlaß zu einem Wahlstreit gegeben, welcher durch die dabei concurrirenden staatlichen, kirchlichen und dynastischen Interessen eine ungewöhnliche Bedeutung erlangte. Die Mehrheit der Wähler hatte ihre Stimmen auf Albert, den Bruder des Herzogs von Brabant, vereinigt, eines entschiedenen Gegners des Kaisers, während die Minderheit Albert von Retest erhob, den Oheim des beim Kaiser in hoher Gunst stehenden Grafen von Hennegau, der unlängst unter Verleihung großer Freiheiten als Markgraf von Namur in den Reichsfürstenstand erhoben worden war und die Abwesenheit Philipps von Frankreich auf dem Kreuzzuge benutzt hatte, um das durch den Tod des bisherigen Inhabers erledigte Flandern zu occupiren. Die eigenthümlichen Verhältnisse der zum Sprengel von Lüttich gehörigen deutsch-französischen Grenzlande enthielten die Gefahr schwerer internationaler Verwickelungen. Heinrich VI. aber, der sich für den persönlich nicht empfohlenen Candidaten der Minderheit nicht entscheiden konnte, den der Mehrheit auf jenen wichtigen Platz nicht zulassen wollte, ging auf die kaiserlicherseits verbreitete apokryphe Fassung des Wormser Concordats zurück und ernannte, beide Erwählte verwerfend, den tüchtigen, thatkräftigen und in seiner Treue bewährten Lothar von Hochstaden zum Bischof von Lüttich. Die Illegalität des Verfahrens war augenfällig. Der Klerus von Lüttich, der von starken brabantischen Sympathien erfüllt war, legte gegen die kaiserliche Willkür Appellation beim Papste ein. Albert von Brabant selbst eilte nach Rom und fand dort Anerkennung; zurückgekehrt empfing er in Reims aus den Händen des dortigen Erzbischofs, seines Metropoliten, die bischöfliche Weihe und blieb dort wegen der Heimsuchungen, welche der Zorn des Kaisers über das widerspenstige Lütticher Stift verhängte. Dort wurde er am 24. November 1192 von drei deutschen Rittern, Lütticher Vasallen, die angeblich vor des Kaisers Zorn fliehend bei ihm Aufnahme gefunden hatten, meuchlings getödtet. Ein Schrei des Entsetzens antwortete auf diese blutige That. Daß sie von Lothar von Hochstaden ausgegangen, daß der Kaiser mitschuldig sei, war die allgemeine Ansicht. Das erste konnte bald für erwiesen

gelten, letzteres war nach Lage der Dinge wenigstens wahrscheinlich, und die Thatsache, daß Heinrich, obgleich er späterhin jede Mitschuld durch feierlichen Eid von sich wies, doch nichts gethan hat, um die Mörder zu bestrafen, galt in den Augen der Zeitgenossen als ein durchschlagender Beweis gegen ihn. Indem aber Heinrich VI. in der leidenschaftlichen Jagd nach kaiserlicher Weltherrschaft auch vor bedenklichen Mitteln nicht zurückschreckte, gab er seinen Feinden eine furchtbare Waffe in die Hand und rief zahlreiche und leidenschaftliche Widersacher in den Kampf. Indem nun diese neuen Todfeinde seiner Herrschaft sich mit den alten zusammenthaten, seine deutschen Gegner den mächtigen ausländischen die Hand reichten und die geistlichen und weltlichen wetteifernd zusammenwirkten, entstand eine Coalition so weitumfassend, so übermächtig und dabei so zum Aeußersten entschlossen, wie sie noch keinem deutschen Herrscher entgegengetreten war, und das staufische Kaiserthum trat in eine Krisis, so groß und so gefährlich, daß es nicht ohne die schwerste Einbuße an Macht und Ehre daraus hervorgehen zu können schien.

Noch dauerte im Norden der Kampf mit den Welfen fort, dem Heinrich VI. seit dem neuen Conflikt mit dem Papstthum keine besondere Beachtung hatte schenken können, sehr zum Schaden der deutschen Interessen Dänen und Slaven gegenüber. Denn auf den erzbischöflichen Stuhl von Bremen war an Stelle des abgesetzten Hartwich II. der bisherige Bischof Waldemar von Schleswig erhoben, ein Vetter Knuds VI. von Dänemark, ein ehrgeiziger, von weltlichem Machtstreben erfüllter Mann, der sich mit Hülfe Deutschlands der Hoheit des Dänenkönigs zu entziehen suchte und eine selbständige fürstliche Stellung erstrebte. Trotz des Rückhaltes, den ihm der Schutz des Kaisers gewährte, scheiterte er damit und wurde aus dem Lande gejagt, das nun in die Hand der Welfen und ihres Anhanges fiel. Knud VI. aber vergalt die Bedrohung seines Reichsgebietes Heinrich VI. hinfort durch leidenschaftliche Feindschaft und war bereit jedem Gegner desselben thatkräftig Vorschub zu leisten. Seit dem Lütticher Bischofsstreit und der unseligen Bluttat von Reims stand nun in ähnlicher Weise der ganze Nordwesten des Reiches gegen Heinrich VI. in Waffen. Die Herzöge von Brabant und von Limburg, der Markgraf von Namur mit Erzbischof Bruno von Köln waren die Führer der Opposition. Zwischen ihnen und den Welfen und Dänen stellte Erzbischof Konrad von Mainz die Verbindung her, einst der bei aller Unabhängigkeit glänzend bewährte und hochverdiente Gehülfe Friedrichs I., jetzt die Seele der immer weiter um sich greifenden Fürstenverschwörung, für die er namentlich die unzufriedenen sächsischen Fürsten gewann. Auch Berthold von Zähringen trat bei, der den Verlust Burgunds nicht verschmerzen konnte und auch den Herzögen von Brabant verwandtschaftlich verbunden war. Aehnliche Motive führten Markgraf Albert von Meißen und Landgraf Ludwig von Thüringen, der mit dem Dänenkönig verschwägert war, den Gegnern der Staufer zu, und dann namentlich Ottokar von Böhmen, der mit dem Baiernherzog in Fehde lag. Hinter dieser großen Coalition aber stand die Kirche mit allen ihren Macht-

mitteln, und Cölestin III. breitete schützend seinen Arm über sie und erflehte ihren Sieg, während man für den Augenblick des Entscheidungskampfes auf Richard von England rechnen durfte, der durch seine Allianz mit Tancred von Sicilien auch diesen in den Bund zog. Einen furchtbaren Sturm hatte Kaiser Heinrich durch die Gewaltthat gegen die Lütticher Kirche und ihren Erwählten heraufbeschworen. Man hatte seine Tyrannennatur erkannt und meinte hinfort sich jeder That des Despotismus von ihm versehen zu dürfen: denn wenn er sich selbst an dem geweihten Haupte eines Kirchenfürsten vergriff, wie konnten dann die weltlichen Fürsten mit ihrer Selbständigkeit und ihrem Besitz auch nur einen Augenblick vor ihm sicher sein?

Fast ganz Deutschland stand wider Heinrich in Waffen, auf den Dänen im Norden, Tancred im Süden, England im Westen gestützt, sicher des Beifalls und thatkräftigster Förderung von Seiten der Kirche. Und dem gegenüber verfügte Heinrich nur über die staufische Hausmacht: die Kräfte waren zu ungleich, als daß ein offener Kampf für ihn ein günstiges Ende hätte hoffen lassen. So nahm er seine Zuflucht zu diplomatischen Unterhandlungen; aber auch damit erreichte er nichts, trotz der fieberhaften Geschäftigkeit, in der er sich aufrieb. Er eilte nach Sachsen, um mit den dortigen Rebellenhäuptern zu Altenburg zu unterhandeln; vergeblich! Gleich erfolglos waren seine Bemühungen zu Regensburg um eine Verständigung mit den bairischen Aufständischen und ihren böhmischen Alliirten. Unter den denkbar ungünstigsten Umständen schien der Kaiser nun doch den Entscheidungskampf aufnehmen zu müssen: inzwischen aber befestigte sich das nationale Königthum in Sicilien, blieb seine Gemahlin eine Gefangene in den Händen Tancreds und bröckelte die in Italien geschaffene Grundlage zur Weltherrschaft allmählich auseinander!

Da brachte ein ungeahnter Glücksfall eine plötzliche Wendung hervor, und die geniale Klugheit und Rücksichtslosigkeit, mit der Heinrich ihn ausnutzte und in zäher Ausdauer seinen Gegnern einen Vortheil nach dem andern entwand, verwandelte seine eben noch schwer bedrohte, fast aussichtslose Lage in die denkbar günstigste und eine nach allen Seiten hin gebietende! Zu Beginn des Jahres 1193 flog die erstaunliche Kunde durch die Lande, daß König Richard von England, dessen ritterliche Thaten in Cypern und Palästina die Welt weithin erfüllt hatten, auf der abenteuernden Heimreise gefangen genommen sei. Nicht lange danach hörte man, daß derselbe an Heinrich VI. ausgeliefert sei und sich in der Gewalt desselben befinde.

Richard Löwenherz hatte sich viele Feinde gemacht; insbesondere war aus dem durch den Kreuzzug erzwungenen Frieden mit Philipp II. von Frankreich eine erbitterte Feindschaft erwachsen. Schon vor Messina hatte ein Conflikt gedroht; im heiligen Lande war das Zusammenwirken vor Accon fast unmöglich geworden: bezichtigte man den Engländer doch gar, er habe Philipp durch Gift aus dem Wege zu räumen versucht. Entschlossen des gehaßten Nebenbuhlers Abwesenheit nach Kräften auszunutzen, kehrte Philipp II. bald nach dem Fall Accons unter nichtigen Vorwänden nach dem Westen zurück;

aber vergeblich suchte er in Rom Cölestin III. gegen Richard zu gewinnen: die Curie konnte des Engländers so wenig wie des Normannen und des Welfen gegen die Staufer entbehren. Um so geneigter war Heinrich VI. zu gemeinsamem Vorgehen, denn er haßte in Richard den Beschützer der Welfen und Tancreds, haßte in ihm den Mann, der, selbst wol ohne klare und höhere politische Ziele, sich seinem Streben doch am planmäßigsten und wirksamsten entgegenstellte und der staufischen Weltherrschaft unüberwindliche Hindernisse zu bereiten drohte. Bei einem gemeinsamen Vorgehen gegen den Engländer aber hatten der Kaiser und Philipp II. die öffentliche Meinung entschieden für sich. Denn so sehr man Richards tollen Heldenmuth bewunderte, seine Selbstsucht, seine Intriguen, seine Untreue und Rücksichtslosigkeit machte man nicht mit Unrecht dafür verantwortlich, daß der Kreuzzug nichts ausgerichtet hatte und alle die ungeheuren Opfer schließlich vergeblich gebracht waren. Auf Grund eines mit dem französischen König geschlossenen Bundes erklärte Heinrich VI. den noch im Osten abwesenden Richard Löwenherz durch kaiserlichen Erlaß für einen Reichsfeind und bedrohte alle mit schwerer Ahndung, die ihn beschützen würden. Unter solchen Umständen wagte Richard, gegen den inzwischen Philipp II. den Krieg begonnen hatte, während sein Bruder Johann verrätherisch die Krone zu gewinnen trachtete, natürlich nicht den Rückweg nach England durch Frankreich zu nehmen, sondern beschloß durch Oesterreich nach Sachsen zu gehen. Von dem großen Bunde, der in Folge des Lütticher Bischofsmordes gegen den Kaiser entstanden war, kann er freilich nicht Kenntnis gehabt haben, und es kann daher auch nicht seine Absicht gewesen sein, mit demselben in Deutschland in Aktion zu treten. Unterwegs aber litt er bei Aquileja Schiffbruch und setzte, als Kaufmann verkleidet, die Reise nordwärts fort durch das Gebiet des Grafen Meinhard von Görz; schon dort durchdrang man sein Geheimnis, ließ ihn aber ruhig ziehen, meldete die die Thatsache jedoch weiter. Richard wurde gewarnt; in der fatalistischen Zuversicht aber auf sein in ritterlichen Abenteuern so oft bewährtes gutes Glück unterließ er es, sich durch beschleunigte Reise der Gefahr zu entziehen. So kam er nach Wien: dort in der Hauptstadt des ihm tödtlich verfeindeten Herzogs Leopold von Oesterreich wurde er entdeckt, gefangen genommen und am 21. December 1192 dem Herzog überantwortet: von der Wuth des erbitterten Volkes bedroht wurde er nach der Burg Dürrenstein geleitet.

Sofort erkannte der Kaiser, welch außerordentlich günstige Aussichten ihm dieser unerwartete Zwischenfall erschloß, und war entschlossen, dieselben schonungslos bis auf das Aeußerste auszunützen. Ohne um die jüngsten Ereignisse in Deutschland zu wissen und auf die Entstehung der großen Fürstenverschwörung eingewirkt zu haben, war Richard für dieselbe doch unentbehrlich, und das ganze Vorgehen derselben war erfolgt in der Voraussetzung seiner Zustimmung und der Rechnung auf seine Mitwirkung: denn erst diese fügte dem großen Plane den Schlußstein ein und gab die Gewähr des Gelingens. So hatte Heinrich, wenn er Richard in seine Gewalt brachte, eine

Geisel in der Hand, durch die er die Fürstenverschwörung beendigen konnte: denn nur durch Fügsamkeit gegen seinen Willen konnten die Verschworenen den englischen König retten. Richard in seine Gewalt zu bringen aber brannte der Kaiser um so mehr, als er seine in Sicilien gesponnenen Intriguen nicht vergessen hatte, sondern jetzt späte, aber erbarmungslose Vergeltung dafür üben wollte. Galt es doch den Mann zu vernichten oder doch für alle Zeit unschädlich zu machen, der es gewagt hatte sich der werdenden Weltherrschaft der Staufer in den Weg zu stellen. Schnell kam Heinrich mit dem österreichischen Herzog zum Ziel. Am 14. Februar 1193 wurde zu Würzburg der Vertrag geschlossen, nach dem Leopold den Gefangenen an Heinrich auslieferte: er erhielt von dem auf 100,000 Pfund Silber festzusetzendem Lösegeld die Häfte; die von dem König zu stellenden zweihundert Geiseln sollte der Kaiser so lange festhalten, bis der Papst dem Herzog für die durch Gefangennahme eines Kreuzfahrers begangene Sünde volle Absolution ertheilt hätte. Dem entsprechend hoch waren denn nun auch die Bedingungen, von denen Heinrich seines königlichen Gefangenen Entlassung abhängig machte: denn von dem Lösegeld abgesehen, das schon eine für jene Zeit unerschwinglich hohe Summe darstellte, sollte Richard dem Kaiser fünfzig voll gerüstete Kriegsschiffe mit je hundert Rittern und fünfzig Bogenschützen bemannt zur Verfügung stellen und außerdem selbst mit einer Flotte von gleicher Stärke zur Eroberung Siciliens Heeresfolge leisten. Der Mann, der ihm in Sicilien entgegenzutreten gewagt hatte, sollte den Bund mit Tancred lösen, der seine Weltherrschaft zu hindern unternommen, sollte ihm als Vasall dienen. Heinrich kann kaum geglaubt haben, daß Richard ein solches Abkommen jemals annehmen werde: er stellte unannehmbare Bedingungen, um die Gefangenschaft Richards möglichst lange hinziehen zu können. Denn je länger er die Freilassung desselben verzögerte, um so sicherer war die Auflösung des gegen ihn in Waffen stehenden Fürstenbundes, der nichts thun konnte, solange sich der König in seiner Gewalt befand. Diese Politik des Kaisers wurde durch die Umstände wirksamst unterstützt: in England war man ohne jede Kenntnis von dem Schicksal des Königs, und wenn man, um die Spur desselben zu finden, auch nicht erst des sagenhaften Sängers Blondel bedurfte, so verging doch lange Zeit, ehe man erfuhr, welches Schicksal Richard getroffen hatte. Es konnte daher auch nichts geschehn, um die Freilassung desselben zu beschleunigen, und das Hin und Her der später beginnenden Verhandlungen über die Erfüllung namentlich der finanziellen Verpflichtungen gab dem Kaiser reichlich Gelegenheit seine Verschleppungspolitik fortzusetzen.

Erst Ostern 1193 kam die Sache zu Speier zur Sprache. Der Kaiser forderte dort aber von Richard Dinge, die, wie es heißt, der König selbst auf die Gefahr des Todes hin nicht bewilligen wollte. Es scheint, daß es sich dabei um Verpflichtungen in Betreff der Welfen handelte, die Richard unbedingt von der Hand wies. Bei dem persönlichen Erscheinen des Gefangenen vor Kaiser und Reich fiel das günstigere Licht unfraglich auf diesen: denn

auf die schweren Anklagen, die Heinrich vor den versammelten Fürsten wider ihn erhob, und die alles für erwiesen nahmen, was Richard seit seinem Erscheinen bei Messina irgend Uebles nachgesagt war, und ihn namentlich der Ermordung des Markgrafen Konrad von Montferrat zu Tyrus und eines Mordversuchs gegen Philipp von Frankreich beschuldigten, erwiderte der Gefangene voll stolzen Freimuths, in königlicher Haltung, mit beredten Worten und mit Löwenmuth, vor einem ordentlichen Gericht sei er bereit die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen in ihrer Haltlosigkeit zu erweisen; als Gefangener sei er dazu nicht im Stande: als Gefangener beugte er vor dem Kaiser das Knie. Diese Worte machten auf Heinrich Eindruck: vom Throne herabsteigend umarmte und küßte er Richard angesichts der tief ergriffenen Fürsten, er verhieß das Wol desselben zu fördern und namentlich Philipp II. zum Frieden zu bestimmen, der im Bunde mit Prinz Johann inzwischen England schwer heimsuchte. Wirklich ließ er auch etwas von den anfänglichen Forderungen nach. Ein am 25. März geschlossener Vertrag verpflichtete Richard 100,000 Pfund Silber als Lösegeld zu erlegen und dem Kaiser eine Flotte von fünfzig Galeeren auf ein Jahr zu stellen; ersteres jedoch nur, falls es dem Kaiser gelänge, den verheißenen Frieden mit Frankreich zu erwirken. Während nun in England die mühseligen Einleitungen zur Beschaffung der colossalen Summe getroffen wurden, saß Richard in ritterlicher Haft auf der festen Burg Trifels und kürzte sich die Zeit durch tolle Streiche und ausgelassene Possen, in denen er seine Wächter seine Riesenstärke und Waffenkunst bewundern ließ. Aber die Stunde der Freiheit sollte ihm noch lange nicht schlagen. Denn der Kaiser forderte weiterhin die Lehnshuldigung. Nach langem Sträuben sah Richard ein, daß er ohne dieses Zugeständnis nicht aus der Haft entlassen werden würde. Zudem leuchtete ihm wol auch der politische Vortheil ein, der ihm in seiner verzweifelten Lage daraus erwachsen könnte, insofern der Kaiser als sein Schutzherr nicht blos berechtigt, sondern verpflichtet war, ihn in seinem Reiche zu schützen und insbesondere den Feindseligkeiten Philipps von Frankreich Einhalt zu thun. So gab er denn schließlich nach, indem er auf England verzichtete, um es gegen Zahlung von weiteren 5000 Lstr. als Reichslehen zurückzuempfangen. Heinrich aber eilte, diesen neuen Erfolg, durch welchen der Bau der Weltherrschaft vor den Augen der staunenden Zeitgenossen wieder um einen mächtigen Schritt gefördert wurde, der Christenheit kundzuthun: die Engländer wurden aufgefordert ihm den Eid der Treue zu leisten. In den Augen der Welt freilich gereichte Heinrich VI. die Art, wie er Richards Unglück ausnutzte, nicht zum Ruhme, und wenn auch niemand in Abrede stellen konnte, daß er politisch richtig handelte, so nahm man an seinem Verfahren doch um so schwerern Anstoß, als man in Richard nun vornehmlich den Kreuzfahrer sah und der schweren Verschuldung gedachte, die der Kaiser durch dessen Gefangenhaltung auf sich lud. Das war es, was schließlich auch die Kirche zum Einschreiten veranlaßte. Cölestin III. erklärte Heinrich mit dem Banne belegen zu müssen, wenn er Richard nicht endlich in Freiheit setze;

ein Gleiches sollte gegen den König von Frankreich geschehen, falls er England angriffe. Diese Drohung wirkte: der Kaiser lenkte ein, er bot endlich die Hand, um die bisher geflissentlich verschleppten Verhandlungen über die Zahlung des Lösegeldes, dessen Aufbringung England schwere Opfer auferlegte und harte Erpressungen zur Folge hatte, bald zum Abschluß zu bringen, als neue Hindernisse eine für Richard äußerst gefährliche Krisis herbeiführten. Bei der Bedeutung, die der Gefangene für die große Fürstenverschwörung hatte, durfte Heinrich denselben nicht entlassen, ehe dieselbe nicht völlig unschädlich gemacht war. Aber nur einige von den daran betheiligten Fürsten ließen sich zu einem Vergleiche bereit finden; gerade die mächtigsten, der Brabanter Herzog obenan, blieben zum Kampfe gerüstet. Ihrer aber konnte Heinrich VI. nur mit französischer Hülfe Herr werden: das hinderte ihn, Richards Sache Philipp gegenüber zu vertreten, vielmehr mußte er den Franzosen auf Kosten des Engländers an sich zu fesseln suchen. Trotz aller Verträge also sah sich Richard schließlich betrogen; kam es in Deutschland unter Theilnahme Frankreichs zum Krieg, so rückte die Stunde der Befreiung in unabsehbare Fernen hinaus. Aber die Häupter des Fürstenbundes schreckten vor dem Wagnis eines solchen Kampfes zurück, vornehmlich aus Rücksicht auf das Schicksal Richards: sie boten die Hand zum Frieden, und ihrem Beispiel folgten die Fürsten Sachsens. Der Kaiser war am Ziele.

Im Juni 1193 traf er in Koblenz mit den rheinischen Fürsten, obenan den Herzögen von Brabant und Limburg, zusammen; durch feierlichen Eid reinigte er sich von dem Verdacht, der hinsichtlich der Ermordung Alberts von Lüttich auf ihm lastete, und sicherte dem Lütticher Kapitel die freie Uebung seines Wahlrechts zu. Damit war der Fürstenbund aufgelöst. Heinrich fühlte sich Herr der Situation. Nun schien auch für die Welfen, die allein noch im Kampfe ausharrten, die Stunde der Vergeltung geschlagen zu haben: denn den einzigen, der sich ihrer nun noch annehmen konnte, den englischen König, glaubte Heinrich jetzt in dieser Sache zu jedem Zugeständnis zwingen zu können. Ende Sommer traf er mit Richard in Worms zusammen, wo sich auch eine stattliche Zahl englischer Großen eingefunden hatte. Nur ein Punkt bereitete noch Schwierigkeiten: eine uns inhaltlich nicht näher bekannte Forderung des Kaisers in Betreff Heinrichs des Löwen. Anmuthungen der Art hatte Richard schon früher abgewiesen: es scheint sich darum gehandelt zu haben, daß Richard sich von der welfischen Sache förmlich und feierlich lossagte, vielleicht selbst zu ihrer Niederwerfung half. Würde — so heißt es in dem Vertrage — der englische König das dem Kaiser in Betreff Heinrichs des Löwen gegebene Versprechen erfüllen, so sollten ihm von dem vereinbarten Lösegeld 50,000 Mark erlassen und Richard ohne Geiselstellung nach Zahlung von 100,000 Mark freigelassen werden. Eine Verpflichtung also hatte Richard nicht übernommen; die Entscheidung, ob er des Kaisers Wunsch erfüllen wollte oder nicht, war ihm anheimgestellt. Er hat denselben nicht erfüllt: denn wir wissen, daß er die für diesen Fall festgesetzte Summe

von 150,000 Mark hat bezahlen müssen. Richard hat sich also nicht entschließen können, die ihm verschwägerten Welfen ungeschützt der Rache ihres Todfeindes preiszugeben. Das ehrt ihn um so mehr, als er dadurch zu schweren Opfern nach der anderen Seite hin gezwungen wurde. Auf des Kaisers Schutz oder auch nur Vermittelung bei Philipp II. von Frankreich hatte er nun nicht mehr zu hoffen. So mußte er diesem alle Bedingungen bewilligen, die Leistung der Huldigung für seine festländischen Besitzungen, die Straflosigkeit seines verrätherischen Bruders Johann, die Zahlung von 20,000 Mark. Monate aber vergingen über die Aufbringung des Lösegeldes in England; immer bitterer lauteten die Urtheile über des Kaisers perfides Zögern, seine Politik des crassesten Egoismus. Des Reiches und ihre eigene Ehre fühlten die Fürsten nachgerade dadurch compromittirt: sie verlangten die Freilassung Richards auch vor Zahlung des Lösegeldes. Da bereitete die diplomatische Meisterschaft des Kaisers allen eine neue Ueberraschung: denn zugleich mit der gewünschten Freilassung bot er Richard die Belehnung mit dem arelatischen Reiche an. Nur ganz locker noch hing dieses mit dem Reiche zusammen; thatsächlich war es zum größten Theil in französischen Besitz übergegangen: nahm Richard diese Gabe an, so war er sofort in einen neuen Krieg mit Frankreich verwickelt und damit der Kaiser jede Sorge los vor ihm sowol wie vor Philipp II. Von der anderen Seite wurden inzwischen alle möglichen Anstrengungen gemacht, um den Kaiser zu längerer Gefangenhaltung Richards zu vermögen. Philipp II. nicht blos, auch Prinz Johann, der den Bruder gern Zeitlebens hinter Schloß und Riegel gewußt hätte, um sich der Krone zu bemächtigen, boten ihm große Summen. Ersterer, der seine schöne dänische Gemahlin Ingeborg unlängst rechtlos verstoßen hatte, warb zugleich um des Kaisers Base Agnes, die Tochter des Rheinpfalzgrafen Konrad, und Heinrich VI. schien nicht abgeneigt diesem Andrängen nachzugeben.

Da zerriß eine kecke, mit dem Schimmer der Romantik umkleidete That der Liebe das Netz der Intriguen, das den gefangenen Helden zu umstricken drohte. In jungen Jahren noch war Heinrichs des Löwen ältester Sohn, Heinrich, der im Kampfe gegen den Kaiser eine so hervorragende Rolle gespielt hatte, mit des Rheinpfalzgrafen Tochter Agnes verlobt worden: diese betrachtete sich als seine Braut und wies die lockende Werbung des französischen Königs ab. Würde sie sich aber dem entschieden ausgesprochenen Willen des kaiserlichen Vetters auf die Dauer widersetzt haben? Auf der anderen Seite verkannte der junge Welfe nicht, daß die Lage seines Hauses nach dem Zerfall der großen Fürstenverschwörung eine verzweifelte wurde; das früher Verlorene wiederzugewinnen war keine Aussicht mehr; das bisher Behauptete zu verlieren konnte als gewiß gelten; der Stern der Welfen war in unaufhaltsamem Sinken begriffen, während der der Staufer sich immer leuchtender hob. Die Hoffnungslosigkeit weitern Kampfes gegen die Staufer wurde dem jungen Heinrich klar, und damit reifte in ihm der Ent-

schluß, mit der so unglücklichen Politik der letzten Jahre zu brechen und die Versöhnung mit dem Kaiser um jeden Preis zu gewinnen. Den Weg dazu öffnete ihm jene frühere Verlobung; die Pfalzgräfin bot die Hand dazu: im Geheimen eilte der junge Welfe an den Rhein: auf Burg Stahleck bei Bacharach wurde in des Pfalzgrafen Abwesenheit in aller Stille die Ehe Heinrichs und Agnes' eingesegnet. In heftigem Zorn wallte der Kaiser auf über diese Durchkreuzung all seiner Pläne zur Vernichtung der verhaßten Welfen: statt dessen hatten diese nun die Aussicht auf die reiche, durch glückliche Erwerbungen stattlich vergrößerte Rheinpfalz gewonnen. Aber sein Zürnen half nicht: der Segen der Kirche hatte ein Band geschlossen, das er nicht lösen konnte. Doch auch hier dachte er seinem Willen Gehorsam erzwingen zu können, indem er Richard von England länger in Haft hielt: die Befreiung desselben war wieder auf unbestimmte Zeit vertagt. Damit aber gab er der schon so regen Misstimmung neue Nahrung. Dringender verlangten die Fürsten die Freilassung des englischen Königs, um derentwillen sie auf ihre früheren Pläne gegen den Kaiser verzichtet hatten. In Adolf von Berg, dem Nachfolger des altersschwachen Bruno auf dem erzbischöflichen Stuhl von Köln, hatten sie einen umsichtigen und thatkräftigen Führer gewonnen, der im Sinne eines Philipp von Heinsberg der erstarkenden Despotie Heinrichs entgegentrat. So wurde dieser endlich genöthigt nachzugeben: er hieß das zu Stahleck Geschehene gut und nahm den jungen Welfen zu Gnaden an, und nun endlich, auf einem glänzenden Reichstage zu Mainz, wurde Richard von England am 4. Februar 1194 in Freiheit gesetzt und trat, Rhein abwärts fahrend, in Köln von Erzbischof Adolf in demonstrativer Weise festlich empfangen, den ersehnten Heimweg an. Unter Vermittelung des Rheinpfalzgrafen und seines



Das erzene Denkmal Heinrichs des Löwen in Braunschweig; 1166. Das Piedestal von 1616.

Schwiegersohns erlangte auch Heinrich der Löwe die Gnade des Kaisers. Zu Tilleda am Kyffhäuser kamen beide im März 1194 zusammen; der Löwe mußte den bisher gehegten ehrgeizigen Plänen nun freilich entsagen: aber in dem Sohn sah er seinem Hause sich ein neues Glück erschließen. Denn der Kaiser sagte diesem die Nachfolge in seines Schwiegervaters Lehn und Erbe, der Rheinpfalz, zu, wogegen er ihn demnächst auf dem Zuge nach Italien begleiten sollte; dagegen blieb des Welfen jüngster Sohn Otto als Geisel für das englische Lösegeld in des Kaisers Haft. Auch in Sachsen kehrte nun endlich der Friede wieder, nicht freilich ohne daß an die langen Jahre der Unruhe und Unordnung trübe Erinnerungen zurückblieben. Graf Adolf von Holstein, der den Kampf gegen Dänemark fortsetzte, wurde von Knud VI. zu einem ungünstigen Frieden gezwungen, der Holstein unter dänische Oberhoheit brachte. Mit tiefem Mismuth nur konnte Heinrich der Löwe, von der Burg zu Braunschweig aus, wo er einsam hauste, diese Ereignisse beobachten, durch welche Deutschland die weithin gebietende Stellung einbüßte, die er ihm einst im Norden erworben hatte.

Heinrich VI. aber ließ das ruhig geschehn: denn sein Sinnen und Trachten war einzig und allein auf Italien gerichtet, das er allzu lange sich selbst hatte überlassen müssen. Aber selbst in den Momenten der äußersten Bedrängnis hatte er keinen seiner Ansprüche aufgegeben, den Gegnern, obgleich sie Jahre lang völlig Herren der Situation waren, auch nicht das geringste Zugeständnis gemacht. Die Vermittelung Cölestins III. hatte er abgelehnt: da hatte Tancred die Kaiserin Konstanze frei gelassen, in der Hoffnung, durch sie, die für die nationalen Wünsche der Sicilianer ein lebhaftes Gefühl hatte und in der Stille selbst die ihrem Vaterlande drohende Fremdherrschaft bedauerte, zu einer Verständigung mit dem Kaiser zu gelangen. Aber gerade um die Zeit ihrer Anwesenheit in Rom war durch die Kunde von dem Lütticher Bischofsmord jede Aussicht auf Frieden abgeschnitten worden. Die Curie hatte nun alle Bedenken fallen lassen: Tancred war förmlich anerkannt und durch Cölestin III. mit Apulien und Sicilien belehnt worden. Aber die Lage des Normannenkönigs blieb ungünstig, und der erdrückenden Uebermacht des Kaisers, der durch Richards Gefangenschaft völlig Herr der Situation geworden war, aus eigenen Mitteln zu widerstehen durfte er nicht hoffen. Seine Stellung zu befestigen ließ er seinen ältesten Sohn, den Knaben Roger, zum Mitkönig krönen; er warb für ihn um des griechischen Kaisers Isaak Angelos jugendlich-schöne Tochter Irene, die auch nach Palermo gebracht wurde, um dort erzogen zu werden. Aber kaum athmete Heinrich VI. seinen deutschen Widersachern gegenüber einigermaßen auf, als er auch schon 1192 ein Heer nach Italien sandte, das unter Berthold von Kunsberg Apulien eroberte. Gegen ihn eilte Tancred 1193 nach dem Festlande: aber seine anfänglichen Erfolge wurden völlig aufgehoben dadurch, daß erst sein Sohn König Roger, bald danach, am 20. Februar 1194, er selbst starb, wenige Tage, nachdem Richard von England endlich seine Freiheit wieder erlangt

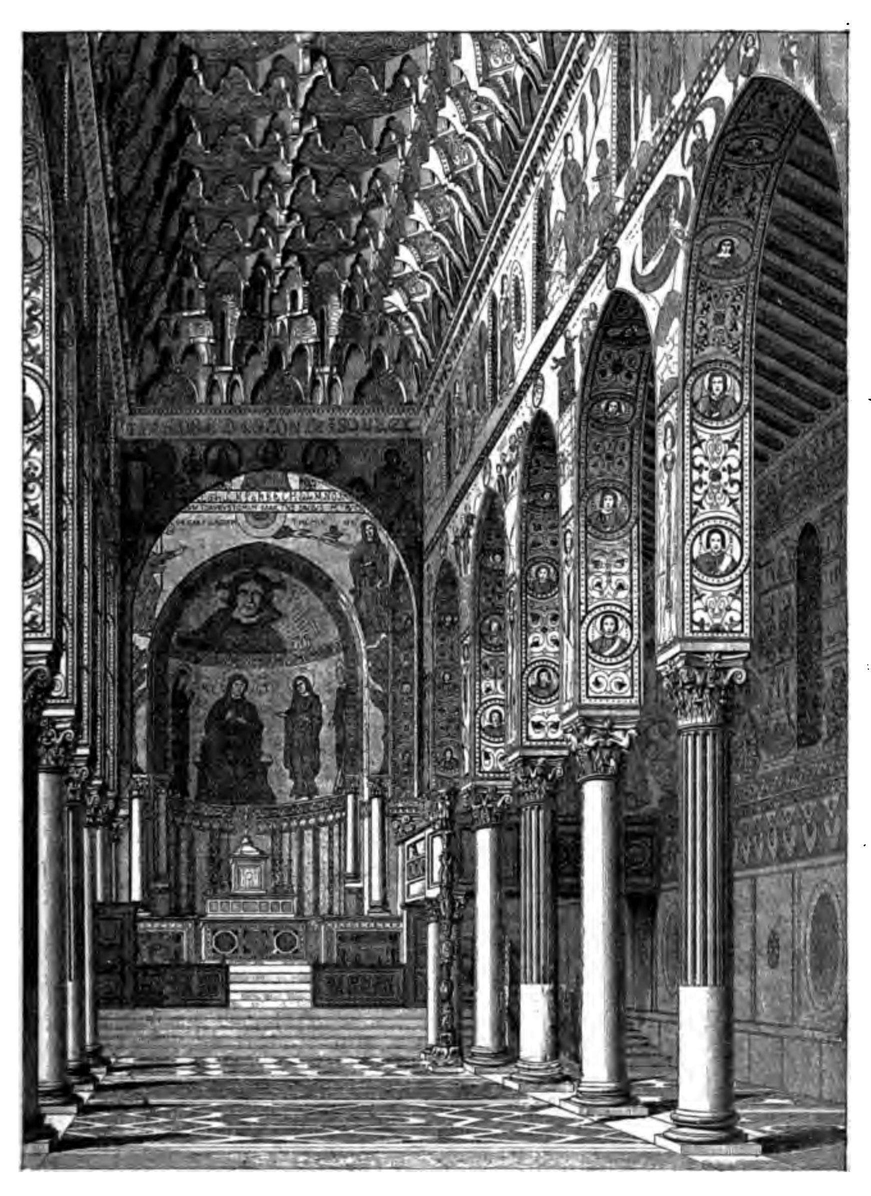
hatte! So war die nationale Partei führerlos — denn was wollte es bedeuten, daß man Tancreds zweiten Sohn nun schnell als Wilhelm III. zum König krönte? — als Heinrich im Mai 1194 aus Deutschland aufbrach: das allein entschied den Ausgang des bevorstehenden Feldzugs.

Nachdem er in Oberitalien zwischen Mailand und Cremona Frieden gestiftet und Genua sowol wie Pisa zu abermaliger Hülfe mit ihren Flotten gewonnen hatte, zog der Kaiser südwärts. Nur ganz vereinzelt wurde Widerstand geleistet; die meisten Städte, obenan Neapel, vor dessen Mauern er einst so Schweres erfahren hatte, schickten ihm huldigende Gesandtschaften entgegen. Salerno büßte seinen schmählichen Treubruch mit völliger Zerstörung. Und ganz ebenso ging es in Sicilien selbst: von den Flotten der Genuesen und Pisaner erwartet langte Heinrich ehrenvoll empfangen Ende Oktober in Messina an. Die meisten Großen eilten herbei ihm zu huldigen und wurden durch Gunst- und Gnadenbeweise reichlich belohnt; die Strenge, mit der gegen die wenigen Widerstrebenden eingeschritten wurde, nahm anderen die Lust zu dem gleichen Versuche. Zu Lande und zur See bedroht ergab sich auch die Hauptstadt Palermo, von wo die Königin Wittwe mit dem jungen König und ihren übrigen Kindern in das Innere der Insel entflohen war, ohne Schwertstreich dem deutschen Sieger, und bald residirte dieser in dem herrlichen Lustschloß der normännischen Könige, Le Favara, in dessen orientalischem Prunk ihm der Reichthum und die eigenartige Kulturherrlichkeit seines neuen Reiches eindrucksvoll entgegentraten. Diese Kultur und sich selbst ehrte der Kaiser, indem er jede Ausschreitung, jede That der Plünderung oder der Zerstörungslust bei schwerer Strafe untersagte. Am 20. November 1194 hielt er dann unter festlichem Gepränge seinen Einzug in der Hauptstadt selbst, ihm zur Seite sein in blonder Jugendschöne strahlender Bruder Philipp, der dem geistlichen Stand entsagt hatte, um in die weltlich fürstliche Laufbahn zurückzukehren, begrüßt von dem Rufe der Menge, die bei seinem Nahen ehrfurchtsvoll die Stirn zur Erde neigte. Auch Tancreds Familie gab nun den Widerstand auf. Die Königin Wittwe Sibylle erhielt die Herrschaft Lecce, ihr Sohn Wilhelm das Fürstenthum Tarent zugesichert: dagegen lieferten sie die Krone aus, und am Weihnachtstage wurde Heinrich VI. in dem Dome zu Palermo, dem vielbewunderten Werk der normännischen Könige, feierlich gekrönt. Glänzende Festlichkeiten, reiche Geschenke an die Fürsten, königliche Spenden an seine Soldaten verherrlichten Heinrichs mühelosen Sieg und die unblutige Gewinnung des Normannenreichs. Und als ob das Schicksal Heinrich für den stolzen Muth belohnen wollte, mit dem er inmitten der ärgsten Widerwärtigkeiten ausgeharrt, gewährte es ihm das Glück, daß in denselben Tagen, da er die normännische Krone sich auf das Haupt setzte, am 26. December 1194, seine Gemahlin Konstanze zu Jesi in der Mark Ancona eines Knaben genas, der nach dem mütterlichen Großvater Roger, nach dem väterlichen Friedrich genannt wurde — ein Ereignis von weittragender Bedeutung gerade in jenem Augenblick, wo die natürliche Tendenz zur Erblichkeit

sich von Sicilien aus für alle unter Heinrichs Scepter vereinigten Reiche geltend machen mußte.

Zugleich aber mußte Heinrich auch inne werden, auf wie unsicherm Boden er stand und wie der festliche Empfang, der ihm in Palermo zu theil geworden war, für die wahre Stimmung der politisch Ausschlag gebenden Kreise gar nichts bewies: die nationale Partei war überrascht, nicht überwunden, und was sie in offenem Kampfe zu behaupten nicht vermocht hatte, das dachte sie nun auf dem Wege des Verraths und der Verschwörung zurückzugewinnen. Am 19. December noch erhielt der Kaiser durch einen Mönch die Anzeige von einem Complot: die Königin Sibylla, ihr Sohn, ihre drei Töchter, etliche Große wurden verhaftet und, als die Angaben sich bestätigten, eingekerkert, um dann in die Verbannung über die Alpen abgeführt zu werden. Auch den vielberühmten Reichsschatz der normännischen Könige, zu dessen Transport nicht weniger als 150 Maulthiere nöthig waren, ließ Heinrich nach dieser ersten üblen Erfahrung nach Deutschland bringen: durch denselben war er der reichste Monarch der Zeit, und die ihm zur Verfügung stehenden colossalen Mittel konnten ihm hinfort alles ausführbar erscheinen lassen. Aber noch glaubte Heinrich seine neuen Unterthanen mit der Aenderung der Dynastie versöhnen und friedlich regieren zu können, so daß er wenigstens die herkömmlichen Formen beibehielt und den Schein einer nationalen Ordnung bewahrte. In diesem Sinn traf er auf einem Reichstag zu Bari Ostern 1195 Bestimmung. Als er selbst zur Verfolgung seiner weiteren großen Ziele nach Deutschland zurückkehren wollte, bestellte er die Kaiserin Konstanze zur Regentin, so jedoch, daß sie nach den Landesgesetzen, an denen sie selbst nichts ändern durfte, regieren sollte. Die Gefahr, welche darin lag, daß er die höchste Gewalt seiner, wie sich bald zeigte, mit der nationalen Partei lebhaft sympathisirenden Gemahlin überließ, meinte er dadurch abzuwenden, daß er die wichtigsten Reichsämter und die großen Kronlehen in die Hände von zuverlässigen Deutschen gab: der in seinem Dienst glänzend bewährte Reichsministerial Konrad von Urslingen, der schon zum Herzog von Spoleto erhoben war, wurde Konstanzen als Statthalter des Reiches beigeordnet. Aber dieser Widerspruch zwischen Schein und Wesen machte den Sicilianern die mit ihnen vorgegangene Aenderung erst recht schmerzlich fühlbar und ließ sie die Herrschaft der nordischen Barbaren doppelt drückend empfinden. Die Hoffnung aber auf ein baldiges Ende derselben schien damals völlig ausgeschlossen: denn Sicilien war nur ein Glied, das wichtigste zwar, aber deshalb auch das am eisernsten festgehaltene, in der großen Kette, welche der gewaltige Staufer um die abendländische Welt legte, um sie der bereits nach Westen und Osten um sich greifenden kaiserlichen Weltherrschaft dienstbar zu machen.

Ganz Italien theilt Siciliens Schicksal. Sardinien und die anderen Inseln waren, zum Theil als zu dem Mathildischen Erbe gehörig, von Heinrich in Besitz genommen, der mit Hülfe der Genueser und Pisaner Flotten das



Die Schloßkapelle (Capella palatina) des Palastes der Normannenkönige
zu Palermo (1129—1140).

Meer ringsum beherrschte; in Rom besaß Heinrich durch die am Ruder befindliche Senatspartei den entscheidenden Einfluß und zugleich eine unschätzbar wichtige Stellung etwaigem Widerstreben der römischen Curie gegenüber. Zu keiner Zeit war Italien so völlig in der Gewalt eines Kaisers gewesen, nie hatte ein solcher die Bedingungen zur Gewinnung der Weltherrschaft in ähnlichem Maße in der Hand gehabt. Aber auch niemals hatte ein Kaiser mit solcher Schärfe und Offenheit das von ihm erstrebte Ziel vor der Welt bekannt, nie einer mit solcher Planmäßigkeit und rücksichtsloser Energie auf die Erreichung desselben hingearbeitet. England war ein kaiserlicher Vasallenstaat: damals empfing Richard als Geschenk des Kaisers eine goldene Krone und zugleich die Mahnung zu kraftvollem Kampf gegen Philipp II. Denn dessen Besiegung und die Beugung auch Frankreichs unter die kaiserliche Oberherrschaft bezeichnete Heinrich offen als die Aufgabe, die er zunächst zu lösen gedenke. Er war daher höchst misvergnügt über den Frieden, den die beiden Nebenbuhler geschlossen, als Alfred von Castilien, von den Mauren besiegt, als Flüchtling über die Pyrenäen kam und es galt die von einem weiteren Vordringen der Ungläubigen drohenden Gefahren gemeinsam abzuwehren. Ja, die damit in der pyrenäischen Halbinsel eingetretene Krisis dachte Heinrich zur Erwerbung Aragoniens zu benutzen, das mit seinem weit über die Pyrenäen nordwärts greifenden Gebiete den Besitz des arelatischen Reiches bedrohte, das er wieder fest an sich bringen wollte: die Handelseifersucht der Genuesen gegen ihre aragonischen Concurrenten hätte ihm die dazu nöthige Seemacht geliefert. Auch kam der Kaiser nun in nähere Beziehungen zu den mit Sicilien von Alters her lebhaft verkehrenden mohammedanischen Fürsten des nördlichen Afrika, welche ihn durch ehrende Gesandtschaften aufsuchten. Schon umspannte er mit seinen Glied an Glied fügenden Weltherrschaftsplänen das westliche Becken des Mittelmeeres; auch nach dem östlichen warf er seine Blicke hinüber und zog das Morgenland in den Kreis seiner kühnen Combination. Wiesen ihm den Weg dahin doch die letzten glorreichen Thaten seines großen Vaters und die Erwägung, daß das weltherrschende Kaiserthum naturgemäß seinen Abschluß nur finden konnte in der Feldherrnschaft an der Spitze der gesammten Christenheit, in dem großen Entscheidungskampfe um den Besitz des heiligen Landes. Nun aber lehrten Heinrich die Erfahrungen eines Jahrhunderts, zuletzt noch die seines kaiserlichen Vaters, daß ein solches Unternehmen alle Zeit auf den entschiedensten Widerstand der Byzantiner stoßen mußte und daß daher die erste Bedingung zum Gelingen die Dienstbarkeit des griechischen Reiches sei. So that er einleitende Schritte, um auch diese herbeizuführen. In dem normännischen Königsschloß zu Palermo hatte man des verstorbenen Rogers jugendliche Verlobte vorgefunden, Irene, des griechischen Kaisers Isaak Angelos schöne Tochter: sie wurde mit Philipp, dem jüngsten, aber begabtesten und liebenswürdigsten Bruder Heinrichs verlobt, den dieser auf dem Reichstag zu Bari zum Markgrafen von Tuscien erhoben hatte, als die Kunde von dem Sturze des Isaak

Angelos durch seinen Neffen Alexias eintraf. So erwarb der Kaiser ein Recht der Einmischung in die griechischen Angelegenheiten, vielleicht einen Ausgangspunkt, um das byzantinische Reich in irgend einer Form seiner Oberhoheit zu beugen. Und schon war eine Gesandtschaft nach dem fernen Armenien unterwegs, wo einst Friedrich I. mit seinem erschöpften Heer so günstige Aufnahme gefunden, um dem Hethumiden Leon als Gabe Heinrichs VI. die königliche Krone zu überbringen. Damit wurde ein schwerer politischer Fehler gut gemacht, den die Gründer der fränkischen Staaten im Morgenlande begangen hatten, indem sie ihre natürlichen Bundesgenossen, das christliche, ritterliche, hochkultivirte Volk der Armenier in kleinlichem Mistrauen und aus engherzigem Glaubenseifer von sich stießen.

Mit raschen Schritten eilte Heinrich seinem Ziele zu: war auch der Zeitpunkt noch nicht abzusehn, wo er selbst als Heerführer der Christenheit nach dem Morgenlande würde ziehen können, so wollte er doch die Vortheile, welche eine solche Stellung gewährte, gleich jetzt ausnützen, um so mehr, als er, wenn all sein Machtstreben einem Kreuzzug galt, die Gegner am sichersten entwaffnete und namentlich der römischen Kirche jeden Widerstand unmöglich machte, ja sie zwang ihn möglichst zu fördern. So nahm er Ende Mai 1195 zu Bari das Kreuz. Seine Berechnung traf vollkommen zu. Entwaffnet suchte Cölestin III. das Gelingen des löblichen Unternehmens, zu dem Heinrich die Deutschen schon aufrief, nach Kräften zu sichern, indem er es, durch Heinrichs meisterhafte Diplomatie getäuscht und in Sicherheit eingewiegt, vollkommen übersah, daß es sich bei diesem Kreuzzug nicht um kirchliche, sondern um rein politische Ziele handelte und der dabei gewinnende Theil allein das Kaiserthum sein würde. Schon kamen von Amalrich, dem König von Cypern, Gesandte, um Heinrich als dem Schutzherrn des christlichen Morgenlandes zu huldigen. Aber gerade der weltliche Charakter des Unternehmens, welcher die Bürgschaft des Erfolges in sich zu tragen schien, weckte demselben in weitern Kreisen die lebhaftesten Sympathien: voller Begeisterung begann man überall zu rüsten, und Heinrich selbst meinte bereits Weihnachten 1196 aufbrechen zu können. Vorher aber wollte er den Bau der Weltherrschaft abschließen und gleichsam unter Dach bringen, indem er die Erblichkeit der Herrschaft seines Geschlechts ausdrücklich und feierlich anerkennen ließ.

Der Augenblick war dazu äußerst günstig: staunend folgte die Welt seinen Erfolgen; die Kirche war durch das Kreuzzugsgelübde entwaffnet; wer dem entgegentrat, was Heinrich als Voraussetzung für die Erfüllung des Gelübdes forderte, hinderte den Kreuzzug. Deutschland war beruhigt: denn der kleine Krieg, der im Norden zwischen Adolf von Schauenburg und dem aus der Verbannung heimgekehrten Erzbischof Hartwich II. von Bremen geführt wurde, hatte keine Bedeutung und war ungefährlich, seit am 6. August 1195 Heinrich der Löwe in seinem Schloß zu Braunschweig gestorben war, während sein ältester Sohn seit der Ehe mit des Rheinpfalzgrafen Tochter mit seiner Vergangenheit völlig gebrochen hatte und sich wie in Sicilien so

auch jetzt als einen treuen Gehülfen des Kaisers und einen eifrigen Diener staufischer Größe bewährte. Wenn jemals, so war daher jetzt die Zeit gekommen die Sünden gut zu machen, welche das deutsche Fürstenthum in trauriger Verblendung während des Kampfes gegen Heinrich IV. begangen hatte, und das Wahlreich, eine stete Gefahr für den innern Frieden und ein Hindernis für die Entfaltung der deutschen Macht, durch das Erbreich, die erbliche Herrschaft der Staufer zu ersetzen. Wenn die Zeitgenossen Heinrichs VI. Unternehmen als neu und unerhört anstaunten, so war das doch nur zum Theil richtig. Denn alle Kaiser ohne Ausnahme hatten mehr oder minder offen auf die Erblichkeit der Krone hingearbeitet, und die Sachsen, mehr noch die Salier waren dem Ziel schon einmal ganz nahe gewesen. Aber sie alle hatten es doch in einem anderen Sinn gethan: für sie hatte es sich zunächst immer nur darum gehandelt, in dem Schwanken zwischen Erb- und Wahlrecht,



Grabmal Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin Mathilde im Dom zu Braunschweig.

welches für das deutsche Königthum von altersher charakteristisch war, dem erstern endgültig das Uebergewicht zu verschaffen und die Uebung des letztern durch die Fürsten zu einem nur noch formell geübten alten Brauch zu machen. Immer war nur das deutsche Königthum zunächst in Betracht gekommen, und nur in Bezug auf dieses und den in ihm sich darstellenden deutschen Staat hatte die Erblichkeit Platz greifen sollen, um von da aus vielleicht auch in den Nebenländern durchzudringen. Heinrich VI. dagegen wollte dieses große Princip zur Anwendung bringen auf die Gesammtheit der von ihm gewonnenen und noch zu gewinnenden weltherrschenden Stellung: und was da eigentlich schon als entschieden gelten konnte, sollte auch in dem zu einem Theil des Weltreiches gewordenen deutschen Reiche anerkannt werden. Denn in Sicilien und Unteritalien war er König nach Erbrecht, und die Krone ging dort ohne Rücksicht auf Deutschland auf seinen Sohn Roger Friedrich über. In Betreff des Kaiserthums mochte Heinrich seit der Mailänder Krönung und seit Clemens' III. Zusage den Sieg der Erblichkeit gleichfalls für im

Princip entschieden halten, und wenn man den Gang der Entwickelung in Deutschland betrachtete, so konnte man allerdings meinen, dem thatsächlich beobachteten Brauch gegenüber die Erblichkeit der Krone anzuerkennen, sei für die Fürsten keine besondere Zumuthung gewesen. Schien doch dadurch an dem Wesen des Reiches und seiner Verfassung, wie sie sich in den letzten Menschenaltern gestaltet hatte, eigentlich nichts geändert zu werden. Gewiß aber war, daß die Fürsten ein Recht aufgeben sollten, welches in manchen Zeiten einen außerordentlichen Werth hatte. Deshalb war Heinrich zu Gegenleistungen bereit.

So trat Heinrich VI., nach Deutschland zurückgekehrt, mit folgendem Vorschlag vor die Fürsten: das Normannenreich sollte dem Reiche einverleibt und die Krone dieses von Ost- und Nordsee bis zur Süd- und Westspitze Siciliens reichenden Staates in dem staufischen Hause erblich sein; auch die Reichslehen der weltlichen Fürsten sollten als erblich anerkannt werden, und zwar auch in der weiblichen Linie, und beim Fehlen einer solchen in den Seitenlinien; den geistlichen Fürstenthümern gegenüber sollte das Spolien- und Regalienrecht wegfallen. Es war die Frage, ob diese Erbietungen hoch genug waren, um die Fürsten für die Aufgabe des Wahlrechts zu entschädigen: sie wurde entschieden verneint, und gewiß mit Recht. Zunächst war die Erblichkeit der weltlichen Reichslehen thatsächlich längst anerkannt; neu war nur die Anerkennung eines allgemeinen Erbrechts der weiblichen Linie und der Seitenverwandten: was Friedrich I. einst dem neuen Herzogthum Oesterreich als außerordentliche Vergünstigung gewährt hatte, sollte jetzt allgemein gültig werden. Das war ein Zugeständnis gegenüber der Praxis, die Heinrich VI. selbst befolgt hatte: wo ein Sohn fehlte, hatte er nur ausnahmsweise das Reichslehen einem Seitenverwandten des letzten Inhabers aufgetragen, gewöhnlich aber als heimgefallen eingezogen und neu vergeben. In jedem Fall machte die fürstliche Selbständigkeit durch Anerkennung einer solchen freieren Erbfolge einen großen Fortschritt. Auf der anderen Seite aber war die Entwickelung auf dieses Ziel hin doch schon seit lange in vollem Gange, und daß dasselbe schließlich erreicht werden würde, war kaum noch zweifelhaft. Auch ohne die von Heinrich VI. angebotene Anerkennung war der Sieg voller Erblichkeit und damit die Gewinnung voller Territorialhoheit für die Reichsfürsten im Wesentlichen entschieden: man bot ihnen etwas, was als Frucht schon im Reifen war und ihnen demnächst von selbst zufallen mußte. Dazu aber stand das Opfer, das ihnen zugemuthet wurde, doch nicht in dem richtigen Verhältnis. Denn mit der Anerkennung der Erblichkeit der Krone, obgleich sie logisch ja das nothwendige Correlat der Erblichkeit der Lehen war, gaben sie das wichtigste fürstliche Recht aus der Hand, das allein ihnen die Möglichkeit bot sich gegen eine ihre Selbständigkeit bedrohende, allmählich untergrabende Politik des Königs mit Erfolg zu schützen. Einem erblichen Königthum, welches mit den Machtmitteln ausgerüstet war, die Heinrich VI. zur Verfügung standen, und dieselben mit seiner geistigen Ueber-

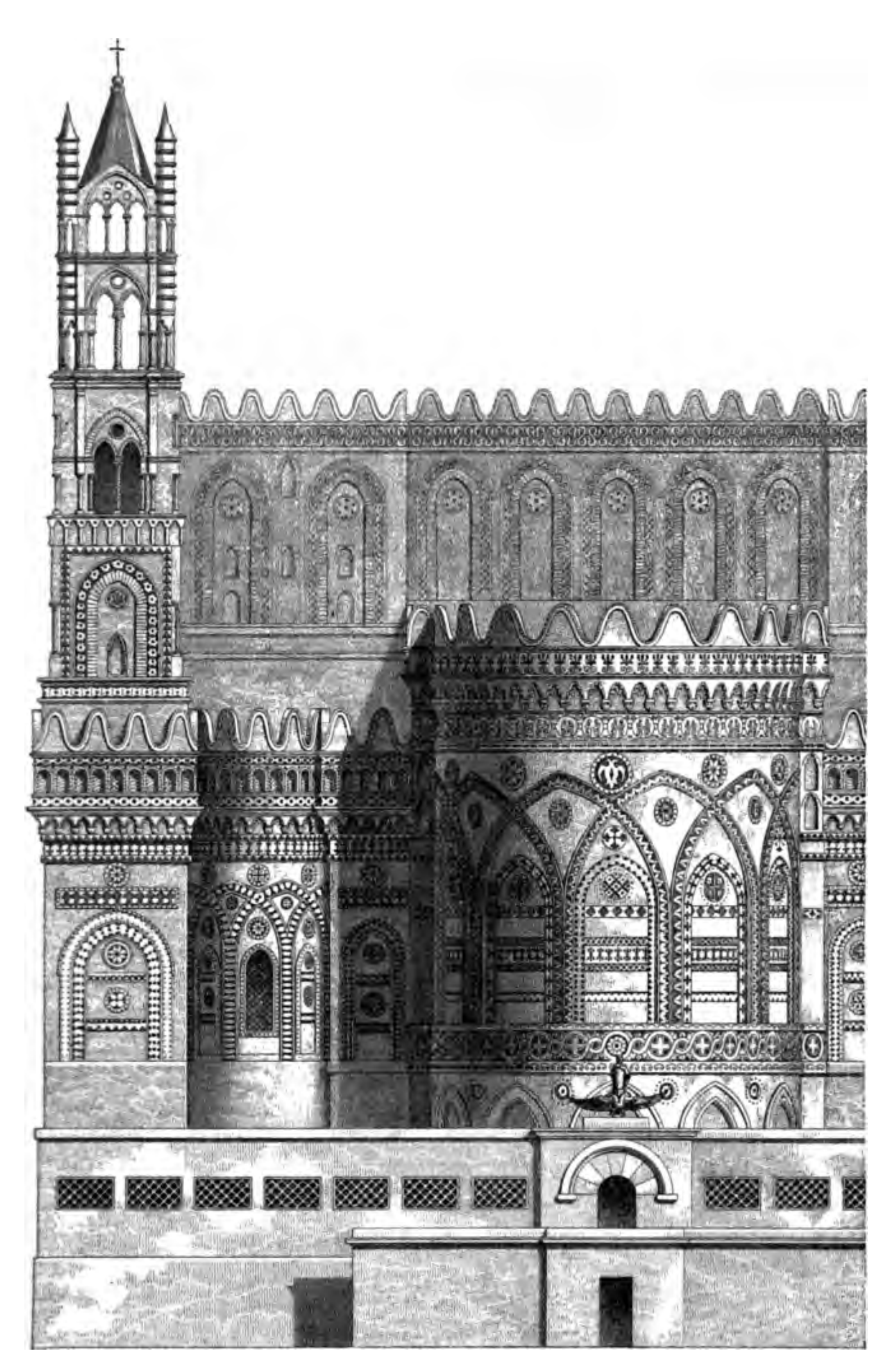
legenheit und absolutistischen Rücksichtslosigkeit gebrauchte, mußten binnen Kurzem alle Rechte und Freiheiten des Fürstenthums, seine Erblichkeit, seine Territorialhoheit rettungslos erliegen. Denn in dieser Hinsicht nahm Heinrich als Erbkönig des normännischen Reiches eine allen überlegene Stellung ein: durch dessen Einverleibung wurden auch in Deutschland die bisherigen Machtverhältnisse vollkommen verschoben. Das aber war nun auch für die Kirche entscheidend. Der Verzicht auf das Spolienrecht, den Heinrich den geistlichen Fürsten bot, bedeutete gar nichts: damit wurde nur ein längst bekämpfter Misbrauch abgestellt, kein dem Kaiser zustehendes Recht aufgegeben. Als Vertreter der kirchlichen Interessen aber mußten die deutschen Bischöfe gegen Heinrichs Vorschlag sein, weil die Durchführung desselben die Ohnmacht des Papstthums besiegelt und die Kirche in drückende Dienstbarkeit gegenüber dem weltherrschenden staufischen Kaiserthum gebracht haben würde. Ohne selbst ihren Untergang zu beschleunigen konnten weder weltliche noch geistliche Fürsten Heinrichs Erblichkeitsplan zustimmen. Dennoch wurde das nicht gleich offenbar: die Furcht vor des Uebermächtigen Gewaltthätigkeit war zu groß, als daß man ihm sofort unbedingt ablehnend zu antworten gewagt hätte, als er Ende 1195 seine Absichten zu Worms ausführlich darthat. Der Kaiser erkannte die wahre Stimmung der Versammelten: da Versprechungen nichts wirkten, drohte er, wie Gefangene würde er sie in Gewahrsam nehmen. Dennoch bekam er nur ausweichende Antworten und mußte die Sache vertagen. Aber die Zeit bis zu dem auf den April 1196 nach Würzburg ausgeschriebenen neuen Tage benutzte er, um einzelnen ihre Zustimmung abzubringen. Dennoch verlief der Würzburger Tag nicht besser: unter der Führung des muthigen Adolf von Köln wiesen die rheinischen und lothringischen Fürsten, die Männer, welche die Leiter des großen Fürstenbundes gewesen waren, des Kaisers Forderung entschieden zurück. Aber vereinzelt hielten sie nachher dem Andrängen, Mahnen, Bitten, Versprechen, Drohen Heinrichs doch nicht auf die Dauer Stand: als der Kaiser selbst mit den einzelnen unterhandelte, gab einer nach dem andern nach und erklärte durch Handschrift und Siegel seine Zustimmung zu der die große Verfassungsänderung enthaltenden kaiserlichen Urkunde. Mit dieser eilte Heinrich nach Italien: denn in Rom lag die Entscheidung, und erst wenn er des Papstes Zustimmung hatte, konnte er durchzudringen hoffen. Seine Bemühungen blieben erfolglos: ohne die Zukunft der Kirche preiszugeben konnte kein Papst der Erblichkeit der deutschen und der normännischen Krone zustimmen. Auch auf einem Umwege dem Ziele näher zu kommen mislang: Cölestin verweigerte die von Heinrich gewünschte Krönung des jungen Friedrich zum Kaiser. Damit wurde nun auch hinfällig, was erst in Deutschland ertrotzt und erschmeichelt war. Durch des Papstes Haltung ermuthigt lehnten die deutschen Fürsten den Erblichkeitsplan definitiv ab. Auch Heinrich kam, nachdem er sich von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, nicht mehr darauf zurück: wie sein Vater in ähnlicher Lage dachte er auf einem anderen Wege doch

zum Ziel zu kommen. Seinem Wunsche gemäß wählten die Fürsten den jungen Friedrich zum König und schwuren demselben zu Frankfurt Treue. Doch stand auch hierbei Adolf von Köln in der Opposition und wurde erst später durch die Bemühungen Philipps, der nach dem Tode seines älteren Bruders Konrad 1195 in dem Herzogthum Schwaben succedirt war, zur Gutheißung des Geschehenen bewogen. Immerhin war durch Friedrichs Wahl ein neuer Schritt in der Richtung gethan, die Heinrich VI. trotz des letzten Mißerfolgs unentwegt verfolgte.

Bald aber nahmen ihn andere Sorgen in Anspruch. Der Boden wankte, der den Bau der kaiserlichen Weltherrschaft tragen sollte. Heinrichs Abwesenheit war von der nationalen Partei in Sicilien mit Eifer und Erfolg benutzt worden: die Kaiserin-Regentin war mit ihr in geheimem Einverständnis; von der Insel griff die Erregung hinüber auf das Festland, von der Kirche mit den zahllosen ihr zur Verfügung stehenden Agitationsmitteln geflissentlich genährt. Des Kaisers Erscheinen in Sicilien trieb die Unzufriedenen nun zu einem äußersten Wagnis. Ein Complot entstand, den Kaiser, während er in den Waldbergen bei Messina seiner Lieblingserholung, dem Waidwerk, nachging, durch Mord zu beseitigen. Einer der Mitverschworenen aber verrieth den Plan unmittelbar vor der Ausführung. Da floh der Kaiser schnell nach Messina, sammelte seine treuen Deutschen und konnte bald an der Spitze eines zuverlässigen Heeres den inzwischen im Felde erschienenen Rebellen entgegenziehen: bei Catania schlug er sie vernichtend auf das Haupt. Die Vergeltung war streng, aber nicht strenger, als den Rechtsanschauungen und dem Strafverfahren jener harten Zeit entsprach, und nur nationaler Haß hat Heinrich VI. um dessentwillen, was er gegen ihm nach dem Leben stehende Hochverräther that, als einen blutigen Tyrannen darstellen können, dem Grausamkeit eine Lust war. Die Mitschuld der Kaiserin ist zweifellos: Heinrich hat der Oeffentlichkeit gegenüber keinen Moment davon Notiz genommen, denn diese Thatsache anerkennen hätte sein Ansehen schwer erschüttert. Im Gegentheil nahm Konstanze sofort wieder an allen Regierungshandlungen theil, namentlich an der Bestrafung der Schuldigen: damit wurde sie für alle Zeit von der Nationalpartei gelöst. Ein furchtbares Strafgericht erging: von den 1195 nach Deutschland geschickten Geiseln entgingen nur die Glieder des Hauses Tancreds und die Geistlichen der von dem Kaiser befohlenen Blendung. Auf einem Reichstag, den er im Frühjahr 1197 zu Palermo hielt, erklärte Heinrich den versammelten Großen, sie alle seien des Todes schuldig; doch wolle er sich an der Bestrafung der Rädelsführer genügen lassen. Gegen diese wurde nun nach dem barbarischen Strafrecht jener Zeit der Gerechtigkeit ihr furchtbarer Lauf gelassen: aber man fand eben damals nichts Außerordentliches dabei, wenn gegen Verbrecher dieser Art Schwert und Strick nicht allein, sondern auch die Strafen des Ertränkens, des Pfählens, des Verbrennens angewandt wurden, wenn dem Burgherrn von San Giovanni, der nach Heinrichs Tod hatte König werden sollen, eine glühende Krone auf das Haupt genagelt wurde, wobei Konstanze zugegen sein mußte.

Sicilien beugte sich in stummem Gehorsam, Italien zitterte, Deutschland hallte wieder von Rüstungen zum Kreuzzug. Durch diesen dachte Heinrich seine Pläne nun der Vollendung entgegenzuführen. Seine Gesandten führten in Konstantinopel eine drohende Sprache: der griechische Kaiser bat um Frieden und erhielt ihn gegen einen jährlichen Tribut von 5000 Pfund Gold, — er wurde bereits Heinrichs Vasall. Aus Deutschland sammelten sich 6000 Kreuzfahrer in Apulien und fuhren unter Konrad von Mainz von Bari nach Messina; noch im September setzten sie hoffnungsfreudig in Accon den Fuß auf den Boden des gelobten Landes, dem nun endlich die Stunde der ersehnten Rettung zu schlagen schien. Bewundernd blickten die Zeitgenossen auf die Riesengröße dieses Herrschers. Philipps Vermählung mit der Griechin Irene, die damals zu Augsburg gefeiert wurde, schien neuen Entwürfen die Bahn ebnen zu sollen. Von seinem Oheim sollte der junge König Friedrich nach Deutschland geleitet werden, um zu Aachen die Krönung zu empfangen, während Heinrich selbst dem Kreuzheer nach dem Osten zu folgen gedachte: — da brach mit einemmale diese ganze Herrlichkeit jäh zusammen und begrub unter ihren Trümmern mit den Hoffnungen der christlichen Welt die Hoffnungen namentlich auch des deutschen Volkes, das sich von einer weltherrschenden Stellung in Noth und Trübsal geschleudert und unaufhaltsamem Ruin preisgegeben sah. Am 28. September 1197 erlag Heinrich VI. einem hitzigen klimatischen Fieber. Er hatte die Luft seines schönen Inselreiches nie recht vertragen; schon nach dem glücklich bewältigten Aufstand war er ernstlich leidend gewesen. Scheinbar genesen lag er in dem sumpfigen Thal von Nisi bei Messina der Jagd ob. Da erfaßte ihn das Fieber von Neuem. Er geht nach Messina, wo eine Besserung eintritt: im Begriff nach Palermo zurückzukehren, bekommt er einen heftigen Rückfall. Er erkennt selbst, daß seine Stunde geschlagen; in ernster Selbstprüfung macht er sein Testament, das denen, die nach ihm die Schicksale seines Reiches zunächst zu leiten haben, genau vorschreibt, wie sie zu handeln, wie sie durch Nachgiebigkeit und Einlenken die von allen Seiten drohenden Stürme zu beschwichtigen suchen sollen. Am 28. September verschied er, und jammernd geleiteten ihn die Seinen nach Palermo. Dort, in dem südlichen Seitenschiff des der h. Rosalia geweihten Domes, an dem westlichen Ende desselben, ruht der gewaltige Staufer: in einem von einem schweren Baldachin überwölbten Porphyrsarkophag hat man ihn beigesetzt, im königlichen Ornate, in einen gelben, rothverbrämten Mantel gehüllt, den mit Gold und Perlen gezierten Königshut zu Häupten, neben dem Vater seiner Gemahlin, König Roger II.; nachmals haben diese selbst und ihr Sohn Friedrich II. ebenda ihre Ruhestätte gefunden. Zweimal ist Heinrichs Grab geöffnet worden: zuerst 1491, dann 1781, wo man den Leichnam und auch die ihn umhüllenden Gewänder noch zum Theil erhalten fand.

Im Beginn männlicher Reife, 32 Jahr alt, war Heinrich VI. in dem Augenblick von einem jähen Tode ereilt worden, wo er den stolzen Bau der



Choransicht des Doms zu Palermo.

Weltherrschaft, den er unter rastlosen Mühen und schweren Kämpfen aufgeführt hatte, durch den Zug nach dem Osten zu vollenden im Begriff stand. Die Kürze seiner Regierung, die Größe des während derselben Geleisteten, die Schwere der dabei durchgerungenen Krisen, die Kühnheit seines Strebens im Glück, die Unbeugsamkeit seines Ausharrens im Unglück, die siegesgewisse Genialität seines gesammten Auftretens, sein Aufgehn in seinem Herrscherberuf ließen ihn den Zeitgenossen, die staunend der Laufbahn dieses flammenden Gestirns folgten, um es dann plötzlich in dunkler Nacht erlöschen zu sehen, fast übermenschlich groß erscheinen: mit Bewunderung und Furcht blickte man zu dem Manne empor, der es unternahm, die Welt in Fesseln zu schlagen und der, nicht ohne schöne menschliche Eigenschaften, ein Freund namentlich der Poesie, in dem Ringen nach den höchsten Zielen irdischer Herrscherherrlichkeit jenen milden Regungen nachzugeben und ihnen in einem lichten und freundlichen Dasein Ausdruck zu geben nicht im Stande gewesen ist. So hat Heinrich VI. wenig Liebe genossen: ohne Deutschland gerade fremd geworden zu sein, hat er doch eines eigentlich nationalen Zuges in seinem Wesen entbehrt, denn sein politisches Denken ging auf in der Idee eines Universalreiches. Wol aber ist das deutsche Volk sich bewußt gewesen, was es an diesem gewaltigen Herrscher besaß, und mit freudigem Stolz sah es sich durch ihn zum ersten Volk der Welt und zum Träger der Weltherrschaft erhoben. All das hatte mit des jugendlichen Kaisers Tod ein jähes Ende: da erst wurde man sich recht klar, was man an demselben besessen hatte, und diesen Schmerz des deutschen Volkes sprach ebenso schön wie ergreifend der Mönch des Schwarzwaldklosters St. Blasien aus, der in seinen Jahrbüchern die Notiz von Heinrichs VI. Tod begleitet mit den schmerzdurchzitterten Worten: „Das deutsche Volk soll seinen Tod in Ewigkeit beklagen, denn er hat es herrlich gemacht durch die Reichthümer anderer Länder, hat Schrecken vor ihm allen Völkern ringsum eingejagt durch kriegerische Tapferkeit und hat offenbart, daß es in Zukunft allen Nationen überlegen sein würde, wenn ihn der Tod nicht vorzeitig ereilt hätte. Durch seine Mannhaftigkeit und Geisteskraft wäre das Kaiserreich im Schmuck der alten Würde wieder erblüht."

Fünftes Buch.

Der Entscheidungskampf zwischen Kaiserthum und Papstthum.

1197—1268.



I. Die Begründung der päpstlichen Weltherrschaft durch Innocenz III.

1198—1216.

Einem wüthenden Nordsturm vergleichbar war Heinrich VI. über die Welt einhergefahren: wie ein solcher ließ er ein trümmervolles Bild der Zerstörung hinter sich. Gewaltthätig hatte er überall die alten Ordnungen durchbrochen, bis nach dem fernen Westen und Osten hin hatte er seine mächtige Hand ausgestreckt: alles war in einem Wandel begriffen, unfertig und der Neugestaltung bedürftig, als der Riesengeist erlosch, der sich eines monarchischen Neubaues des christlichen Staatensystems vermessen und die Anfänge dazu der widerstrebenden Welt aufgezwungen hatte. Nur ein Beweis mehr für die Schärfe und Klarheit seiner staatsmännischen Einsicht war es, daß Heinrich VI. selbst diese Lage richtig erkannte und noch auf dem Todtenbette die Maßregeln vorschrieb, durch welche wenigstens ein völliger Zusammensturz des von ihm unvollendet zurückzulassenden Herrschaftsbaues würde abgewandt werden können. In der Erkenntnis, daß die Führung der drohenden allgemeinen Erhebung gegen die staufische Weltherrschaft der aus der ärgsten Gefahr befreiten Curie zufallen würde, traf er in seinem Testamente[1]) Bestimmungen, welche diese versöhnen und zur ferneren Duldung wenigstens des vornehmsten Ergebnisses seiner Thätigkeit vermögen sollten.

Die weltherrschende Stellung des staufischen Hauses beruhte auf der Vereinigung der Herrschaft über Deutschland mit der über Sicilien: mit dieser galt es daher das Papstthum zu versöhnen, diese ihm erträglich zu machen durch die Gewährung von Garantien, welche die Unabhängigkeit der Kirche und den Bestand ihrer weltlichen Herrschaft sicher stellten. Deshalb gebot Heinrich zunächst, daß die nach Wilhelms II. Tod thatsächlich aufgehobene Lehnshoheit des Papstthums über das Normannenreich förmlich wiederhergestellt werden sollte: damit meinte er seinen unmündigen Sohn gegen jede Bedrohung in seinem Erbreich von Seiten der Kirche am wirksamsten zu schützen. Die Zukunft der staufischen Doppelherrschaft aber war wesentlich bedingt durch die Behauptung der Kaiserkrone: für die Ueberlassung derselben

1) Die früher angezweifelte Aechtheit des nur in einem Bruchstück erhaltenen Testaments (Gesta Innocentii III. c. 27) — vgl. Toeche, K. Heinrich VI., S. 475 Anm. und Ficker, Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens II, 324 — ist von Winkelmann, Philipp von Schwaben und Otto IV. I, 481 f. erfolgreich vertheidigt worden.

an Friedrich bot Heinrich in seinem Testament der Kirche die Herausgabe des Mathildischen Erbes mit Ausnahme einzelner Territorien. Dieses aber hatte die Kirche alle Zeit als ihr zugehörig beansprucht; sie konnte daher in diesem Zugeständnis nur die endliche Erfüllung einer alten Forderung, nicht aber die Gewährung eines besonderen Vortheils erblicken. Auch des Kaisers ferneres Erbieten, den ganzen Kirchenstaat freizulassen, wollte nicht viel bedeuten, weil auch damit nur den alten Klagen der Curie über die ungenaue Erfüllung des venetianischen Friedens abgeholfen wurde. Heinrich hat sich das selbst gesagt und der Curie daher weiterhin sehr positiven Gewinn geboten. Dies geschah durch die völlig neue Verhältnisse schaffende Verfügung, daß Markward von Anweiler, dem Heinrich das Herzogthum Ravenna, die Grafschaft Bertinoro, die Mark Ancona und andere Gebiete als Reichslehen aufgetragen, und Konrad von Urslingen, den er zum Herzog von Spoleto erhoben hatte, für ihre Landschaften Vasallen des Papstes werden sollten. Durch die Einfügung dieser wichtigen Territorien nämlich erwuchs das alte Patrimonium Petri zu einem wolgeschlossenen, quer durch die Breite ganz Italiens von Meer zu Meer gelagerten Kirchenstaat, dessen Besitz den Päpsten eine mächtige Garantie ihrer politischen Unabhängigkeit den Staufern gegenüber bieten konnte, auch wenn diese die Kronen Deutschlands und Siciliens auf die Dauer mit der kaiserlichen vereinigten. Nächst der Kirche aber hatte unter Heinrichs VI. Politik niemand so schwer zu leiden gehabt wie der König von England: hatte derselbe bisher schon jede Gelegenheit benutzt, um der ihm so verderblich gewordenen staufischen Macht Abbruch zu thun, so durfte man sich nach des gewaltigen Kaisers Tod einer energischen Aufnahme der alten Pläne durch denselben mit Sicherheit versehen. Auch nach dieser Seite hin suchte daher Heinrich VI. vorzubauen: schon im Frühjahr 1197 hatte er Richard Löwenherz unter der Hand die Rückgabe des ihm einst abgepreßten Lösegelds anbieten lassen; jetzt entließ er denselben ausdrücklich der ihm früher aufgenöthigten Lehnsabhängigkeit. Dabei mag freilich auch die Erwägung mitgewirkt haben, daß er nach den strengen Bestimmungen der Kirche durch die Gefangennahme des Kreuzfahrers eigentlich ohne Weiteres dem Bann verfallen sei und daß die Gegner dies nach seinem Tode politisch auszunützen versuchen würden.

Diese Befürchtung des sterbenden Kaisers traf ein: der greise Cölestin III. erklärte, Heinrich sei thatsächlich im Banne gestorben, und erhob Einsprache gegen das kirchliche Begräbnis desselben. Denn hinter sich wußte er in diesem Augenblick eine Macht, der die staufische Herrschaft, ihres genialen Trägers beraubt und von einem unmündigen Kinde vertreten, nicht widerstehen konnte. Unter dem steigenden Druck der deutschen Herrschaft waren nicht blos die Sicilianer, sondern auch die Italiener zu lebendigem Bewußtsein ihrer nationalen Eigenart gekommen: auf den Trümmern der jäh zusammenstürzenden staufischen Macht eilten sie ihre Freiheit neu zu begründen. Auch hierbei hatte die Kirche ihre Hand im Spiel; ja, es scheint, als ob sie in Erwartung

des jetzt eingetretenen Ereignisses bereits gewisse Vorbereitungen getroffen und Verbindungen angeknüpft hatte, um womöglich das Erbe des Kaiserthums in Italien anzutreten. Doch gelang das zunächst nur unvollkommen: denn in Tuscien, dessen sich die Kirche zunächst zu bemächtigen suchte, drang sie nicht durch, sondern mußte zusehen, wie die Städte des Landes im November 1197 sich zu gemeinsamer Vertheidigung ihrer Freiheit gegen jedermann verbanden und auch mit jeder dritten Macht nur gemeinsam zu unterhandeln sich verpflichteten. Freilich war schon dadurch die staufische Machtstellung in Mittelitalien schwer erschüttert. Und ähnlich wirkte die Kunde von Heinrichs VI. Tod in Oberitalien: auch dort sagten sich die Städte von der bisherigen Herrschaft los und eilten sich auf Kosten des Reichs mit Gütern und Rechten zu bereichern. Am schärfsten jedoch kam der nationale Charakter dieser Bewegung in dem normännischen Reiche zum Ausdruck. Der Tod ihres Gemahls befreite Konstanze von jeder Rücksicht: unverhohlen durfte sie nun ihre starken nationalen Sympathien walten lassen. Und doch schien sie, indem sie dies that, nur einer harten politischen Nothwendigkeit nachzugeben und schwächte dadurch die Gehässigkeit eines solchen Umschlags selbst in den Augen der davon Betroffenen wesentlich ab. Die verhaßten Deutschen, die von dem verstorbenen Gemahl zum Theil ihr selbst zu Hütern und Aufsehern bestellt waren, wurden aus dem Lande verwiesen: freilich weigerten manche den Gehorsam und machten Miene sich in dem ihnen vom Kaiser aufgetragenen Besitz gewaltsam zu behaupten. Nach der anderen Seite hin beugte sich Konstanze der Kirche, indem sie die Gewährung kirchlichen Begräbnisses für ihren im Bann gestorbenen Gemahl erbat: Cölestin III. wollte dieselbe jedoch von der vorherigen Entschädigung Richards von England abhängig machen. Dagegen wurde ihr die erbetene Krönung ihres jugendlichen Sohnes Friedrich zum König von Sicilien bewilligt: trat damit die Oberhoheit der Kirche über das normännische Reich doch thatsächlich wieder in Kraft. So war das Testament Heinrichs VI. hinfällig geworden, noch bevor seine Durchführung hatte versucht werden können, und gegenüber der Situation, welche jetzt in Italien eingetreten war, wäre die Ausführung seiner Bestimmungen der Erneuerung der thatsächlich beseitigten staufischen Herrschaft gleichgekommen. Dazu aber die Hand zu bieten hatte die Curie um so weniger Grund, als die Wirkungen, welche des Kaisers vorzeitiges Ende auf Deutschland hervorbrachte, ihr noch viel glänzendere Aussichten erschlossen.

Deutschland war durch die Kunde von Heinrichs VI. Tod um so schwerer getroffen worden, als man dort nach einer langen Zeit mannigfacher Heimsuchung, die namentlich durch wiederholte Misernten und deren traurige Folgen veranlaßt war, eben eine bessere Zukunft zu hoffen angefangen hatte. Je mehr die großen und kleinen Gewalthaber den mächtigen Kaiser gefürchtet hatten, um so zügelloser dachten sie den Wegfall der höchsten Autorität im Reiche auszunützen, und bald klagte man weit und breit, Recht und Frieden seien mit dem Kaiser gestorben. Böhmen und Mähren hallten von wildem

Bürgerkriege wieder; um Hennegau und Flandern entbrannte eine Fehde, welche durch die Einmischung Englands und Frankreichs zu einem großen Kriege anzuwachsen drohte; des verstorbenen Kaisers eigener Bruder, Herzog Otto von Burgund, fand in einem rechtlosen Streit mit Bischof Konrad von Straßburg sein Ende. Philipp von Schwaben aber, der um Pfingsten 1197 zu Gunzenlech bei Augsburg unter jubelnder Festeslust seine Vermählung mit der Griechin Irene gefeiert hatte, der schönen, klugen, edlen Frau, die wie eine herrliche Lichtgestalt sich von dem dunklen Hintergrund dieser wilden Zeiten abhebt, die Rose ohne Dorn, die Taube ohne Galle, wie der Dichter sie pries, war bereits nach dem Süden unterwegs, um seinen Neffen Friedrich zur Königskrönung nach Aachen zu geleiten: da sah er sich plötzlich in Italien ringsum von Aufruhr bedroht und mußte von Montefiascone aus, wo er angegriffen wurde, mit den Seinen schleunig den Rückzug nach Norden antreten, als der berufene Vertreter der staufischen Rechte von Cölestin III. mit dem Banne der Kirche belegt. Italien war verloren: als seine nächste Aufgabe erkannte es Philipp, Deutschland zu retten. Konnte man aber in so ernsten und schweren Zeiten dem Reiche ein Kind als Träger der Krone zumuthen? Ohne Verletzung anerkannter Rechte war eine Aenderung freilich nicht möglich; nur der Ausweg einer Regentschaft blieb übrig, und für diese war Philipp der gegebene Candidat; auch war sie ihm vermuthlich in den Deutschland betreffenden Bestimmungen von Heinrichs Testament ausdrücklich zugewiesen. Nur war das nicht nach dem Sinne der Opposition, die jetzt ohne Mühe und Gefahr zu erreichen hoffte, was ihr 1192 und 93 in Folge der Gefangenschaft des englischen Königs mislungen war. Wenn diese jetzt unter Leitung Adolfs von Berg, des Kölner Erzbischofs, das staufische Haus von dem deutschen Throne verdrängen wollte, so rechnete sie dabei gerade wie einst jene große Fürstenverschwörung auf die thatkräftige Beihülfe Englands.

Fast der ganze Westen des Reichs folgte diesem mächtigen Impulse. Schon tagten die Erzbischöfe von Köln und Trier mit dem Bischof von Straßburg und anderen Großen zu Andernach und hielten Umschau nach dem geeigneten Candidaten für das Gegenkönigthum. Natürlich verfiel man auch jetzt zunächst wieder auf die Welfen: aber der älteste Sohn des Löwen, Heinrich von der Pfalz, war fern im heiligen Lande; der zweite, Otto, tummelte sich als Graf von Poitou in den wilden Fehden seiner Adoptivheimat; Wilhelm war zum Gegenkönig zu jung: man dachte an den Ascanier, Bernhard von Sachsen, der bei seiner geringen Macht dem Reichsfürstenthum jedenfalls nicht gefährlich werden konnte. Doch lehnte derselbe die ihm zugedachte Ehre schließlich ab. Aber trotz des Protestes, den Philipp gegen die geplante Beseitigung seines Neffen einlegte, fuhr Adolf von Köln in seinen Machinationen fort: ja er eilte erst recht eine vollendete Thatsache zu schaffen, weil die Stimmung der auf dem Kreuzzug abwesenden Fürsten, die Heinrich VI. im Morgenlande erwarteten und nun auf die Nachricht von seinem Tode in die Heimat zurückeilten, noch völlig unbekannt war und von dieser Seite möglicherweise eine

energische Einwirkung zu Gunsten der Staufer eintreten konnte. Man hat Herzog Philipp getadelt, daß er die Intriguen der Gegner, die nicht dem jungen Friedrich, sondern dem staufischen Hause galten, nicht mit rascher Entschlossenheit durchkreuzt hat, indem er selbst die Krone annahm und dadurch wenigstens seinem Geschlechte rettete. In Schwaben hätte er damit jubelnden Beifall gefunden; auch Franken, Baiern, Oesterreich und Kärnthen würden zu ihm gestanden haben, und selbst in Sachsen würde sich die Mehrzahl der Großen aus Scheu vor den möglichen Consequenzen eines welfischen Königthums für ihn erklärt haben. Aber darf man dem edlen Fürsten wirklich einen Vorwurf daraus machen, daß er in einer Zeit, da Untreue und Wortbruch dominirten, deutsche Treue zu wahren und die geschworenen Eide in ihrer Heiligkeit zu bewahren trachtete? Nahm Philipp selbst die Krone, die seinem Neffen gebührte, so machte er sich einer Usurpation schuldig und gab den Gegnern das Recht, das zu thun, was, wenn sie es ohne dies thaten, sie zum mindesten in den Augen der deutschen Nation ins Unrecht setzte. Denn noch nahmen die von Adolf von Köln geleiteten Feinde des staufischen Königthums eine zuwartende Stellung ein: sie meinten die in Aussicht gestellte Herüberkunft des englischen Königs abwarten zu müssen, mochten auch keinen entscheidenden Schritt thun, ohne die Meinung des Haupts der Welfen, des Pfalzgrafen Heinrich, zu kennen, der erst aus dem Morgenlande her unterwegs war. Dieser Zustand völliger Ungewißheit war aber auf die Dauer unerträglich; je länger er dauerte, um so größere Gefahren brachte er mit sich. Das fühlte man namentlich in Sachsen. Von dort ging daher auch die Anregung aus, endlich eine Entscheidung herbeizuführen. In Erfurt und in Arnstadt fanden Besprechungen etlicher Fürsten statt; Philipp von Schwaben erschien selbst, und man übertrug ihm als Reichsdefensor außerordentliche Vollmachten. Wie die Dinge lagen, war damit freilich nichts gewonnen. Philipp selbst drang schließlich auf eine förmliche Königswahl. Wenn man dieselbe dennoch nicht gleich vornahm, so scheint das nur geschehen zu sein, um von Philipp, der sich inzwischen von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, die Rechte des jungen Friedrich durchzusetzen, größere Zugeständnisse auszuwirken. Auch wird es Philipp seinerseits daran nicht haben fehlen lassen. Als man Anfang März 1198 zu Ichtershausen von Neuem zusammentraf, da scheint die Einigung ohne Schwierigkeit erfolgt zu sein: am 8. März fand in der Reichsstadt Mühlhausen die Wahlhandlung statt, durch welche unter Vortritt des Magdeburger Erzbischofs die anwesenden Fürsten Philipp von Schwaben zum König erkoren.

Dieser Ausgang kam den Gegnern um so überraschender, als sie doch eigentlich nur aus Mangel an einem geeigneten Candidaten ihrerseits noch nicht zur Wahl geschritten waren. Und an diesem scheiterte auch jetzt ihr Vorhaben, sofort einen Gegenkönig aufzustellen. Denn Herzog Bertholb IV. von Zähringen, dem man die Krone antrug, ein übelberufener Mann, von dem das Reich nichts Gutes zu hoffen gehabt hätte, lehnte die ihm zugedachte Wahl schließlich auch ab und machte seinen Frieden mit Philipp. So blieb

den Gegnern schließlich, wollten sie auf ihr Vorhaben nicht überhaupt verzichten, nur der Ausweg eines welfischen Gegenkönigthums, und zwar mußte man, da Pfalzgraf Heinrich noch nicht heimgekehrt und bei seiner intimen Verbindung mit den Staufern wahrscheinlich gar nicht geneigt war die ihm zugedachte Rolle zu spielen, sich für dessen jüngeren Bruder Otto entscheiden, obgleich auch dieser erst aus der Ferne herbeigeholt werden mußte. Drei Monate erst nach dem Mühlhausener Tage, am 9. Juni, wurde der junge Welfe in Köln unter Leitung Adolfs von Berg gewählt und am 12. Juli in Aachen gekrönt.

Die Persönlichkeit des welfischen Gegenkönigs war nicht geeignet großes Zutrauen zu erwecken. Zu dem edlen und milden Wesen Philipps, das alle gewann, stand sie in einem auffallenden Contrast. Galt Otto IV. manchen doch nicht einmal recht als Deutscher. Während der ersten Verbannung seines Vaters[1]) 1182 zu Argenton in der Normandie geboren, hatte er meist in England und Frankreich gelebt; als Knabe hatte er sich eine Zeit lang als Geisel in Heinrichs VI. Gewalt befunden:[2]) die Erinnerung an jene Verwickelungen und ihren für sein Haus unglücklichen Ausgang, sowie der intime Verkehr mit seinem Oheim Richard Löwenherz hatten ihn, im Gegensatz zu seinem Bruder Heinrich, offenbar früh zu einem entschiedenen Feinde der Staufer gemacht. Zudem hatte der unruhige, abenteuerlustige König von England für den bei ihm aufwachsenden Neffen eine besondere Vorliebe gefaßt: schon 1190 hatte er denselben zum Grafen von York und March erhoben; später hatte er versucht, ihm den Weg zum schottischen Thron zu öffnen, dann 1196 ihm die Grafschaft Poitou verliehen. Dadurch mitten in die englisch-französischen Wirren gestellt und schon in jungen Jahren als ein tüchtiger Krieger bewährt, hatte Otto doch mehr die üblen Züge des welfischen Familiencharakters entwickelt und verleugnete in seinem wilden und unzuverlässigen Wesen auch nicht die Verwandtschaft mit Richard Löwenherz. Nur eine unselige Verkettung der Umstände hatte diesen Jüngling auf den deutschen Thron bringen können. Auch dachten seine Wähler unter dem Schilde seines königlichen Namens nur ihre besonderen Interessen zu fördern und die Reichsgewalt möglichst zu schwächen. Andere Wurzeln als diese und andere Aussichten hatte das welfische Königthum zunächst nicht; auch wäre es dem Königthum des Staufers, das nicht blos bessere Rechtstitel besaß, sondern im Ganzen und Großen auch die Interessen der Nation hinter sich hatte, ohne Frage schnell erlegen, wäre nicht seine Aufrichtung mit einer großen weltgeschichtlichen Krisis zusammengefallen, welche aller staatlichen Ordnung verhängnisvoll zu werden drohte und allen antinationalen Tendenzen mächtig Vorschub leistete.

Eine jähe Katastrophe war mit dem Tode Heinrichs VI. über das Kaiserthum hereingebrochen; der totale Zusammensturz der eben ihrer Vollendung

1) S. oben S. 525. 2) S. 557.

nahen staufischen Weltherrschaft war die Folge davon: je näher dasselbe dem Ziele gewesen war, um so weiter wurde es nun davon zurückgeschleudert; je höher es gestiegen, um so tiefer war der Fall, den es that. Denn je größer die Gefahr gewesen, in welcher sich ihm gegenüber die Kirche befunden hatte, um so vollständiger strebte dieselbe sich gegen ihre Wiederkehr zu sichern und durch die Schaffung einer ganz neuen Ordnung das Schrecknis einer wahren kaiserlichen Weltherrschaft für alle Zeit zu beschwören. Selbst der hochbetagte Cölestin III., der sich im Anfange seines Pontificats der schwierigen Situation gegenüber so klein gezeigt hatte,[1]) war an Einsichten und Entwürfen allmählich gewachsen. Man traute in Rom Heinrich VI. von jeher kein langes Leben zu und bereitete sich deshalb zeitig auf die energische Ausnutzung des großen Momentes vor, der mit des gewaltigen Kaisers Tod eintreten mußte. Dabei handelte es sich vor allem darum, die Gesammtheit der von der Kirche einst besessenen oder beanspruchten Gebiete durch ein rasches Zugreifen endgültig in die Gewalt derselben zu bringen. Wie gut man seine Einleitungen getroffen hatte, lehrte der durchschlagende Erfolg, welchen diese kirchliche Recuperationspolitik in den letzten Monaten des Jahres 1197 davontrug. Einer der hervorragendsten Vertreter derselben scheint schon in dem Rathe Cölestins III. der Cardinaldiakon vom Titel des heiligen Sergius und Bernhard gewesen zu sein, Lothar von Segni, der sich damals, von dem Papste aus Familienantipathie früher geflissentlich zurückgesetzt, solches Ansehn erwarb und so ganz die Leitung der päpstlichen Politik in seine Hand bekam, daß er, als Cölestin zu Anfang des folgenden Jahres starb, schon am nächsten Tage, den 9. Januar 1198, einstimmig zum Nachfolger desselben erwählt wurde.

Als Innocenz III. bestieg Lothar von Segni den Stuhl St. Petri: für Staat und Kirche begann damit ein neues Zeitalter. Der neue Papst war ungewöhnlich jung: mit siebenunddreißig Jahren trat er die höchste Würde in der Christenheit an. Als Sohn des Grafen Trasmund von Segni und einer edlen Römerin, Claricia Scotta, geboren, hatte er in Rom, Paris und Bologna studirt und sich durch hervorragende schriftstellerische Leistungen den wolbegründeten Ruf eines ausgezeichneten Gelehrten erworben; noch nicht dreißig Jahre alt war er in das Cardinalscollegium berufen worden, aber erst in den letzten Zeiten Cölestins III., der als Orsini den Sohn einer Scotta nicht fördern mochte, hatte er Gelegenheit gefunden, sein eminentes staatsmännisches Talent zur Geltung zu bringen und war so ganz als die herrschende Persönlichkeit anerkannt, die alle durch ihre überlegene Einsicht zu leiten berufen war, daß man die Herrschaft über die Kirche in jenem Moment einer großen Entscheidung in keine bessern Hände als die seinen legen zu können meinte. Und über alle Erwartung großartig und glänzend hat Innocenz III. das Zutrauen seiner Wähler gerechtfertigt. Was der große Gregor einst geahnt, was Gregor VII. zuerst bestimmt als Ziel und Beruf

1) S. oben S. 545.

der Kirche in das Auge gefaßt, wofür Alexander III. vergeblich gekämpft und gelitten hatte, er hat es zum Ziele geführt und vollendet: unmittelbar nachdem das Ideal der kaiserlichen Weltherrschaft, in dem Moment, da seine Verwirklichung gesichert schien, durch einen schweren Unglücksfall gescheitert war, auf und aus den übereinander stürzenden Trümmern desselben hat er als kühner Meister mit sicherem Blick und fester Hand den Bau der päpstlichen Weltherrschaft aufgeführt.

So wenig freilich wie bei Gregor VII. wird man bei Innocenz III. annehmen dürfen, daß er mit einem den gegebenen Verhältnissen angepaßten fertigen Programm an die Spitze der Kirche getreten sei. Das Entscheidende war vielmehr zunächst, daß er auf dem Boden gewisser großer Principien stand, welche der Kirche und ihrem Oberhaupte eine Stellung anwiesen, wie sie selbst in den Zeiten seiner großartigsten Machtentfaltung das Kaiserthum weder erlangt noch auch nur beansprucht hatte, daß er keine Gelegenheit unbenutzt ließ, die sich irgend zur Geltendmachung dieser Principien darbot. Und dazu kam dann auf der anderen Seite, daß die Zeitverhältnisse für die praktische Durchführung desselben so günstig waren wie niemals zuvor. Die Katastrophe der staufischen Herrschaft in Italien lieferte dieses, wenn auch nicht ganz unter die Herrschaft, so doch unter die alleinige politische Leitung des Papstthums; der deutsche Thronstreit beseitigte für den Augenblick jede Candidatur für das Kaiserthum und machte den die Kaiserkrone zu vergeben berufenen Nachfolger des h. Petrus zum Vermittler nicht blos, sondern zum Schiedsrichter zwischen den in Deutschland um die Krone kämpfenden Fürsten. Das Recht dazu leitete Innocenz III. aber nicht etwa daraus her, daß er als Haupt der Kirche Frieden zu stiften und die gemeinsamen Interessen der Christenheit zur Geltung zu bringen berufen sei, sondern daraus, daß er als Mittler zwischen Himmel und Erde, zwischen Gott und Menschen, als Stellvertreter Gottes auf Erden auch allen staatlichen Autoritäten übergeordnet und Könige und Fürsten zu lenken berufen sei: die höchste kirchliche Macht floß nach seiner Auffassung in ihm mit der höchsten weltlichen zusammen. Hat Innocenz III. es doch geradezu ausgesprochen, daß er in der Mitte stehe zwischen Gott und den Menschen, zwar unter Gott, aber über den Menschen, daß er weniger sei als Gott, aber mehr als ein Mensch. Wol hatten auch seine Vorgänger ähnliche Rechte in Anspruch genommen, aber auf andere, mehr kirchlich-moralische Rechtstitel hin und weniger generell in den daraus hergeleiteten Consequenzen. Hier trat eine völlig neue Auffassung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche zu Tage, die um so revolutionärer wirken mußte, je entschiedener sie von Anfang an mit ihrer praktischen Bethätigung Ernst machte. Es handelte sich jetzt nicht mehr um eine ideelle Ueberordnung der Kirche über den Staat, wie man eine solche frühzeitig daraus abgeleitet hatte, daß ja das Himmlische, dem die Kirche diene und das sie vertrete, mehr werth sei als selbst das höchste Irdische, sondern Innocenz III. beanspruchte für die Kirche den vollen Besitz der wahren weltlichen Gewalt. Nicht ein

päpstliches Lehen, wie einst Alexander III. behauptet hatte, sollte die Kaiserkrone sein: sie gebührte zunächst und von Rechtswegen dem Papste selbst, auf dessen Haupt sich Tiara und Kaiserkrone vereinigen sollten. Daher nahm Innocenz III. denn auch den übrigen Staaten gegenüber die Lehnshoheit in Anspruch, welche von denselben in den Zeiten seiner höchsten Machtentfaltung dem Kaiserthume zugestanden war. Das Wort, das einst Kaiser Friedrich I. zu Besançon den Königen der Provinzen entgegengeschleudert hatte,[1]) wurde von Innocenz III. ganz ernst genommen und gab genau das Bild wieder, das er sich von dem Verhältnis der nationalen Staaten und ihrer Häupter zu dem Kaiserpapst machte. Was eben noch das weltherrschende Kaiserthum Heinrichs VI. England, Aragonien, Cypern, Armenien und Byzanz gegenüber erreicht hatte, und mehr als das, beanspruchte und erreichte Innocenz III. jetzt für das weltherrschende Papstthum: König Peter von Aragonien hat ihm 1204 als seinem Lehnsherrn zu Rom gehuldigt; Sancho II. von Portugal betrachtete sich als päpstlichen Vasallen; Ungarn kam in Folge eines Thronstreits in die gleiche Abhängigkeit, und selbst der autokratische Philipp II. von Frankreich mußte in Folge der Verwickelungen, zu denen er durch die Verstoßung seiner dänischen Gemahlin Ingeborg und die Heirat mit Agnes von Meran den Anlaß gab, sich wenigstens der moralischen Autorität des Papstes schließlich in einer Weise beugen, die auch für die politische Stellung seines Königthums nicht ohne Consequenzen blieb. England gegenüber aber hat Innocenz III. seine Oberherrlichkeit in einer Weise und mit einem Erfolge geltend gemacht, welche das so hart angefochtene Verfahren Heinrichs VI. gegen Richard Löwenherz weit hinter sich ließen und das Inselreich zu einer hart belasteten Provinz der Kirche machten.

Aber nicht blos in der Großartigkeit seiner Ziele und Erfolge, auch in den persönlichen Gaben und Anlagen, die er zur Erfüllung seines Berufes mitbrachte, erscheint Innocenz III. als eine außerordentliche, wahrhaft gottbegnadete Herrschernatur. Ein stattlicher Mann von schöner Erscheinung, geeignet die Würde, die er bekleidete, und die Ansprüche, die er damit verband, der Welt auch äußerlich imponirend vor Augen zu stellen, von makelloser Reinheit des Wandels, von umfassender Bildung und in manchen Gebieten, wie dem des kanonischen Rechtes, von gründlicher Gelehrsamkeit, ein Meister des Wortes in Schrift und Rede, war er zum Herrscher berufen auch durch seine begeisterte Hingabe an die ihm aus seiner Stellung erwachsenden Pflichten, durch den ihn erfüllenden Glauben an das heilige Recht dessen, was er vertrat, durch seinen festen Sinn und die muthige Ausdauer, womit er auch dem Unglück begegnete, und nicht zuletzt durch die glatte Geschmeidigkeit, mit der er sich den widerstrebenden Verhältnissen anzupassen wußte. So hoch er sich sein Ziel gesteckt, so großartig er die fast überirdische Macht des Papstthums geplant hatte, niemals hat er das Gleichmaß seiner Seele verloren, niemals

---

1) S. oben S. 494.

sich zu Leidenschaft und Trotz verirrt, niemals den Dingen etwas abzwingen wollen, was aus ihnen ihrer Natur nach nicht zu gewinnen war. Darin vornehmlich liegt das Räthsel seiner Erfolge gegenüber der stürmisch bewegten und von wilden Leidenschaften erfüllten Zeit, in die er gestellt war. Wo er aber seine Ansprüche durchzusetzen sicher war, da gab es für dieselben auch keine Schranken, da galt ihnen gegenüber kein Recht, da wurde der inhaltschwere Satz von der Ueberordnung der Kirche und ihrer Rechte über alles Weltliche mit einer Consequenz zur Geltung gebracht, die vor nichts zurückschreckte und die Selbstvergötterung des zwischen Gott und Menschen stehenden Papstes als den überall siegreichen Rechtstitel wie ein Dogma geltend machte, dem die Welt sich in gläubigem Gehorsam zu beugen hatte. Werthlos war einem solchen Standpunkt gegenüber vornehmlich die Geschichte, und das historisch Gewordene hatte absolut kein Recht, wo es mit diesem neuen Dogma sich nicht vertragen wollte.

Zuerst bethätigte sich diese Seite des neuen Pontificats in den territorialen Fragen, welche durch den Tod Heinrichs VI. aufgeworfen waren. War Innocenz schon als Cardinal unter Cölestin III. der Hauptvertreter der Recuperationspolitik gewesen, so führte er dieselbe nun als Papst mit gesteigertem Nachdruck und in größerm Umfange durch. Für ihn nämlich handelte es sich nicht blos um die Wiedergewinnung dessen, was die Kirche einst in Italien besessen hatte und was ihr im Laufe der Zeit entfrembet war, er trat vielmehr mit Forderungen auf, wie sie vor ihm noch niemals erhoben worden waren und denen man, da sich irgend ein Rechtstitel für sie nicht beibringen ließ, eine nur sehr dürftige Deckung gab durch die damals vorgenommene Fälschung, d. h. Interpolation älterer, ächter Urkunden. Das Exarchat in in seinem ganzen Umfange, die Pentapolis und das Herzogthum Spoleto sollten jetzt mit einemmale altes Kirchenland sein; auf Sicilien, Sardinien und Corsika wurde Anspruch erhoben. Und man wartete natürlich nicht, bis sich die zunächst Bedrohten von der Aechtheit der angeblichen Diplome überzeugt hatten, sondern griff kurzweg zu und legte sofort Hand auf die beanspruchten Territorien. Ohne vorangegangene Kriegserklärung führte die römische Kirche auf Kosten des unvertretenen Reiches und des ruhenden Kaiserthums einen Eroberungszug aus, der sie ohne Schwertstreich in den Besitz einiger kostbarer Provinzen setzte. Das Herzogthum Spoleto wurde ganz, die Mark Ancona zum guten Theil occupirt, und wenn ein Gleiches weder in der Romagna, wo das Erzbisthum Ravenna sich in Besitz seiner weltlichen Hoheitsrechte behauptete, noch in Tuscien, wo die Städte ihre Freiheit bewahrten, gelingen wollte, so waren und blieben doch auch diese Gebiete der Hoheit des Reiches entzogen und sahen in dem Papstthum den Hort der neugewonnenen nationalen Freiheit, gerade wie auch in Sicilien die nationale Partei sich an Rom anlehnte und Konstanze als Regentin für ihren jungen Sohn in der Anerkennung der päpstlichen Lehnshoheit ihre sicherste Stütze gegen die wenigen Vertreter der deutschen Herrschaft fand. So waren innerhalb weniger Monate

die Verhältnisse Italiens von Grund aus gewandelt: die im Laufe von zwanzig Jahren durch Friedrich I. und Heinrich VI. zusammengefügten Fundamente kaiserlicher Weltherrschaft waren auseinandergerissen und in den werdenden Bau päpstlicher Weltherrschaft eingefügt.

Was er in Italien durch eine Politik des raschen und rücksichtslosen Zugreifens erreicht hatte, glaubte Innocenz III. dem zwiegespaltenen Deutschland gegenüber am sichersten durch eine unentschieden zuwartende Haltung zu bewirken. Die Verlängerung des Thronstreits und des Bürgerkrieges verbürgte die Ohnmacht des Reiches auf Jahre hinaus und gab dem Papste die Freiheit, von dieser Seite ungestört, seine großen kirchlich-politischen Reformpläne zur Ausführung zu bringen: solange das Kaiserthum ruhte, konnte der Träger der Tiara ungestraft die Befugnisse desselben üben. Hierin liegt der Schlüssel zu Innocenz' III. Politik den beiden Königen gegenüber, die sich bald diesem, bald jenem zuneigt, um sich dann dem einen sowol wie dem andern zu versagen und das Spiel schließlich von Neuem zu beginnen. Schwer hat Deutschland darunter gelitten: ein verwüstender Bürgerkrieg schlug seinem Wolstand tiefe Wunden und seine entsittlichenden Wirkungen untergruben in den daran betheiligten Kreisen vollends die politische Moral. Aber nicht in Deutschland allein und nicht in Rom lag die Entscheidung: der deutsche Thronstreit wurde, wie ähnliche deutsche Verwickelungen schon früher mehrfach, der Brennpunkt, in dem die widerstreitenden Tendenzen der europäischen Politik einander durchkreuzten. Hatte Otto IV. seine Hauptstütze in seinem Oheim Richard I. von England, so trat in Folge seines unausgleichbaren Gegensatzes zu diesem Philipp II. August von Frankreich auf die Seite König Philipps. Da führte der Tod Richards eine Aenderung herbei: Johann von England nämlich, unempfänglich für die in die Ferne schweifenden Entwürfe, mit denen sein Bruder gleichsam instinktiv alle Feinde der Staufer unterstützt hatte, und bald danach von schwerem Kriege mit Frankreich bedrängt, hatte weder Lust noch Kraft dem welfischen Königthum in Deutschland Hülfe zu leisten. Die Sache Ottos IV. ging in Folge dessen schnell zurück. Schon waren Elsaß und Thüringen von Philipp mit Waffengewalt zum Gehorsam gebracht; zweimal waren die Parteigänger des Welfen am Niederrhein von ihm durch einen Einfall heimgesucht; die sächsischen Großen, welche durch die wachsenden Uebergriffe des Dänenkönigs bedroht waren, suchten im Anschluß an ihn Schutz: Philipps Anhang wuchs, immer weitere Kreise fingen an in ihm den allein berechtigten und auch allein befähigten Vertreter der nationalen Interessen zu sehen, ohne daß der Papst, von beiden Königen umworben, aus seiner vorsichtigen Zurückhaltung herausgetreten wäre. Auch der Versuch einer um Konrad von Mainz gesammelten Mittelpartei, welche beide Könige zum Verzicht bestimmen und Friedrich II. von Sicilien in den Genuß der ihm aus seiner Wahl erwachsenen Rechte einsetzen wollte, scheiterte an der Weigerung Philipps und Ottos zu einem solchen Vergleich die Hand zu bieten. Schon dachte Philipp, als er im Jahre 1200 bis nach Braunschweig vordrang,

seines Gegners Macht vollends zu Fall zu bringen, als in Folge des Scheiterns dieses Unternehmens in dem Gange des Krieges eine für ihn ungünstige Wendung eintrat, die für den Augenblick um so entscheidender war, als unter dem Eindruck der harten Bedrängnis, in der sich Otto IV. unmittelbar eben befunden, Innocenz III. endlich seine zuwartende Stellung aufzugeben und einen ersten offenen Schritt zu Gunsten des Welfen zu thun beschlossen hatte: im Jahre 1201 erfolgte die Anerkennung desselben durch den Papst.

Aber weit entfernt eine Entscheidung herbeizuführen, verlängerte und steigerte die päpstliche Parteinahme nur die Leiden des deutschen Reiches. Denn wenn Otto IV. in den nächsten Jahren auch Fortschritte machte und vielfach Anerkennung gewann, die Wurzeln seiner Stellung lagen doch nicht in Deutschland selbst, sondern theils in Rom am päpstlichen Hofe, theils in England, wo sich Johann nun ebenfalls zu seiner Unterstützung bereit finden ließ, theils in Dänemark, wo König Waldemar II. die Gunst der Umstände benutzte, um sich auf Kosten des nördlichen Deutschland auszubreiten und die einst von Heinrich dem Löwen gewonnenen slavischen Gebiete an sich zu bringen. Da außerdem die Anhänger des welfischen Königthums die erst erlangten Vortheile durch Mangel an Einigkeit und durch Eigennutz vielfach selbst gefährdeten und aufhoben, so sank die Geltung Ottos IV. schnell wieder. In immer weiteren Kreisen, namentlich auch unter den deutschen Bischöfen, brach sich angesichts der andauernden Heimsuchung durch den von Rom aus genährten Bürgerkrieg eine bessere Erkenntnis Bahn: man wurde sich der Dienstbarkeit unter der päpstlichen Politik bewußt und strebte danach sich ihr zu entziehen. Immer energischer machten sich die Sympathien aller national Denkenden für Philipp geltend: von ihnen getragen brach derselbe die ja doch aussichtslosen Verhandlungen mit der ihn hinhaltenden Curie endlich ab und appellirte von Neuem an das Glück der Waffen. Und seit dem Jahre 1204 erwies sich dieses ihm in steigendem Maße günstig: Thüringen und Böhmen wurden zum Gehorsam zurückgeführt; selbst des Gegenkönigs Bruder, Pfalzgraf Heinrich, machte seinen Frieden mit Philipp und erkannte ihn an; bald folgten diesem Beispiel zwei der vornehmsten Stützen der welfischen Sache, Erzbischof Adolf von Köln und Herzog Heinrich von Brabant. So stark fühlte sich Philipp bereits, daß er die Hand selbst nach Italien ausstrecken und die ersten Einleitungen treffen konnte, um die erstorbene Reichsgewalt dort neu zu beleben. Indem er die Regentschaft in Sicilien für den unmündigen Friedrich beanspruchte, schickte er sich an, an die Grundlagen der Politik seines Bruders und Vaters anzuknüpfen. Zwei siegreiche Feldzüge nach dem Niederrhein, wo Adolf von Köln seinen Uebergang zur staufischen Sache mit Bann und Absetzung gebüßt hatte, und die Eroberung des welfisch und päpstlich bleibenden Köln brachen den letzten Rückhalt des welfischen Gegenkönigthums: der lange ersehnte Moment war da, wo die Einheit des Reiches hergestellt und der Bürgerkrieg zu Ende war. Selbst Innocenz III. vermochte sich der Wucht dieser Thatsachen nicht zu entziehen: er war bereit

sich mit Philipp auf Grund der Anerkennung desselben zu verständigen. Von allen verlassen hatte Otto IV. höchstens noch von England und Dänemark Unterstützung zu hoffen, und auch das nicht um seiner selbst willen oder aus Sympathie für seine Sache, sondern weil beide Mächte um ihrer besonderen Pläne willen an der Fortdauer des Bürgerkrieges in Deutschland ein besonderes Interesse hatten, um während desselben im Trüben fischen zu können, die eine im Norden, die andere in den deutsch-französischen Grenzlanden.



Siegel von Otto IV.

Der Kaiser auf einem Stuhle mit niedriger perlenbesetzter Lehne. An der Krone kurze Bänder. In der Rechten das Scepter mit doppeltem Kreuz, in der Linken den Reichsapfel. Das Obergewand wird auf der Brust durch eine große Agraffe gehalten. Neben dem Kopfe Sonne und Mond. Umschrift: † DEI GRATIA OTTO ROMANORVM IMPERATOR ET SEMPER AVGVST. (Nach Heffner.)

So trat nach achtjährigem Bürgerkrieg, von allen Patrioten mit Jubel begrüßt, von Walter von der Vogelweide in begeisterten Versen besungen, endlich eine friedliche Wendung ein, die allem Elend ein Ende zu machen und Deutschland sich selbst wiederzugeben verhieß. Der günstige Fortgang, welchen die Verhandlungen mit der römischen Curie hatten, steigerte die freudige Zuversicht; auch nach dieser Seite war man bald eines offenen und ehrlichen Friedens gewiß. Machte Philipp dabei auch manches Zugeständnis

an den päpstlichen Standpunkt, gerade in den politisch wichtigsten Fragen kam ihm Innocenz III. versöhnlich entgegen und bot die Hand zu einem Vergleich, welcher den Rechten und der Ehre des Reichs nicht zu nahe trat. Die geänderte Lage ermöglichte dem Papst das Nachgeben in diesen Dingen. Schien doch die für die römische Kirche unerträgliche Union Deutschlands und Siciliens für alle Zeit beseitigt: mit dem Jahr 1208 wurde der junge Friedrich mündig, die päpstliche Vormundschaft nahm ein Ende und auch Philipp hatte dort hinfort keine Ansprüche mehr geltend zu machen. In Folge dessen aber konnte Innocenz III. in Bezug auf die zwischen Kirche und Reich streitigen mittelitalienischen Gebiete, die er durch die Recuperationen gewonnen hatte, den bisher eingenommenen schroffen Standpunkt aufgeben. Man einigte sich schließlich dahin, daß die Kirche diese Gebiete, auf die sie ein stichhaltiges Recht nachzuweisen außer Stande war, an das Reich zurückgab, dagegen eine Tochter Philipps dem Neffen des Papstes, Lothar von Segni, vermählt werden und dieser das Herzogthum Tuscien als Reichslehen erhalten sollte. So wurde dem Reiche sein Recht, die Kirche aber erhielt eine Gewähr dafür, daß dieses ihr wichtige Gebiet nicht zum Stützpunkt einer ihr feindlichen Macht gemacht würde. Innocenz III. erkannte auf Grund solcher Abmachungen nicht nur Philipp als König an, sondern er verhieß auch, denselben, sobald er nach Italien kommen würde, zum Kaiser zu krönen.

Nicht ohne Sorge sah man namentlich in Oberitalien diese friedliche Wendung: eröffnete sie doch die Aussicht auf die Erneuerung des so lange ruhenden Kaiserthums. Mußte man dann aber nicht gewärtig sein, daß der Träger desselben im Bunde mit dem Papste zurückfordern würde, was man sich in der kaiserlosen Zeit an Reichsgut und Reichsrechten angemaßt hatte? Namentlich der lombardischen Städte bemächtigte sich deshalb eine gewisse Unruhe: die bedeutendsten traten sofort unter Mailands Leitung zu einem Bunde zusammen, dessen angeblicher Zweck die Aufrechterhaltung des Konstanzer Friedens war, der in Wahrheit aber nur die zu erneuende deutsche Herrschaft abwehren sollte. Für den Augenblick freilich brauchte man noch nichts zu fürchten: denn trotz des Friedens mit dem Papste war König Philipp nicht so weit, daß er an eine Romfahrt hätte denken können. Sein Gegner weigerte sich den Frieden anzuerkennen und war entschlossen den Kampf um die einst mit Hülfe des Papstes erlangte Stellung ohne diese, ja gegen den Papst fortzusetzen. Er rechnete dabei auf dänische und englische Unterstützung; selbst der Anschluß einiger mit Philipp verfeindeter Fürsten schien zu hoffen. So mußte König Philipp nochmals rüsten; aber wie anders geschah das jetzt als ehemals! Als fast allgemein anerkanntes Oberhaupt des Reichs, im Frieden mit der Kirche verfügte Philipp über eine Fülle der Mittel, und in der sicheren Aussicht, daß es sich um einen letzten Waffengang handelte, dem die völlige Befriedung des Reichs folgen mußte, kamen alle ihren Pflichten mit verdoppelter Freudigkeit und gesteigerter Thatkraft nach.

Schon war das ganze Reich in mächtiger kriegerischer Bewegung und



von allen Seiten strömten die kampflustigen Schaaren zusammen, als eine blutige Schreckensthat dem Leben des Königs, unmittelbar vor dem letzten Triumphe, ein Ziel setzte und das kaum aufathmende Reich von Neuem in die Strudel innerer Unruhen zu stürzen drohte. Inmitten der Zurüstungen zu diesem Feldzuge gegen Welfen und Dänen richtete Philipp am 21. Juni 1218 zu Bamberg die Hochzeit seiner Nichte Beatrix aus, der Tochter Ottos von Burgund, die dem Herzog Otto von Meran vermählt wurde. Als er am Nachmittage in dem bischöflichen Palaste, wo er seine Herberge genommen, der Ruhe pflegte, erschien Pfalzgraf Otto von Wittelsbach; die mit ihm gekommenen Bewaffneten ließ er im Vorzimmer: er selbst trat, das bloße Schwert in der Hand, mit Erlaubnis des auf dem Lager ruhenden Königs in das Gemach. Philipp, in der Meinung, der Pfalzgraf wolle, wie er es sonst wol gethan, ihn durch seine Kunstfertigkeit mit der Waffe unterhalten, verbat sich die Schaustellung für diesmal: da zückt Otto das Schwert auf den König und mit dem Ausruf, es handele sich jetzt auch nicht um ein Spiel, führt er einen Streich gegen Philipps Hals, den er durchschneidet, so daß der König, der aufgesprungen, nach einigen taumelnden Schritten todt zusammensinkt. Von den in dem Zimmer anwesenden wenigen Begleitern Philipps hatte sich der Bischof von Speier, für das eigene Leben fürchtend, verborgen, der Truchseß Heinrich von Waldburg, der den Mörder zu hindern versuchte, wurde dabei selbst schwer verwundet.



Brakteat des Königs Philipp.

Es handelte sich, wie bald zweifellos feststand, nicht um einen politischen Mord, und die blutige Katastrophe, welche das Reich traf, hatte nichts zu thun mit dem Bürgerkrieg und dem Thronstreit, deren Ende man eben mit Freuden begrüßt hatte. Es war eine That persönlicher Rache, entsprungen in einem verwilderten, durch schwer empfundene Kränkung verbitterten Gemüthe. Der Pfalzgraf war einst mit jener Tochter Philipps verlobt gewesen, die jetzt auf Grund des Friedens dem Neffen des Papstes vermählt werden sollte; aber schon vor dieser Wendung hatte der König das Verlöbnis gelöst, wie es heißt, wegen des wilden und gewaltthätigen Wesens des Wittelsbachers. Doch schien derselbe diese Kränkung verwunden zu haben, wenigstens ist sein Verhältnis zum König trotz derselben zunächst das alte geblieben. Da mußte er in Erfahrung bringen, daß die üble Meinung, die der König von ihm hegte, auch weiterhin wirkte, ihm Enttäuschung bereitete und Feindschaft erweckte: daß seine Werbung um die Tochter des Herzogs Heinrich von Schlesien abgewiesen wurde, sollte, so hatte er angeblich in Erfahrung gebracht, veranlaßt sein durch die Mittheilungen, die Philipp über sein wenig Zutrauen erweckendes Wesen dorthin hatte gelangen lassen: die leidenschaftliche

Erbitterung über diese Untreue des Königs war es, die ihn zum Mörder desselben werden ließ.

Es war ein schweres Verhängnis, das Deutschland traf; aber man wird dem deutschen Volke und seinen Fürsten die Anerkennung nicht versagen können, daß sie unter dem Eindruck der furchtbaren Lehre, die sie eben während eines langjährigen Bürgerkriegs empfangen hatten, sich in dieser schweren Krisis mit Einsicht und sittlichem Muthe benommen und einen hohen Grad von politischem Takt bewiesen haben. Philipp hatte von seiner griechischen Gemahlin nur Töchter: es war also kein Erbe vorhanden, auf den sich das Wahlrecht der Fürsten hätte lenken können. Wollte man den Gesichtspunkt des staufischen Hausinteresses gelten lassen, so wäre jetzt der Zeitpunkt gekommen gewesen, um den jungen König von Sicilien auf den deutschen Thron zu berufen. Nirgends ist, soweit wir sehen können, dieser Gedanke ausgesprochen worden: er durfte auch gar nicht in die Erörterung gezogen werden, denn er hätte eine Erneuerung des Kampfes mit der Kirche in Aussicht gestellt und den eben vereinbarten Frieden mit der Curie aufgehoben, da nur um den Preis des Verzichts auf die Vereinigung der deutschen und der sicilischen Krone Innocenz III. den Besitzstand des Reichs in Italien in der Hauptsache restaurirt hatte. Wen man aber sonst auch immer auf den so plötzlich erledigten Thron erheben mochte, immer stand ihm Otto von Braunschweig gegenüber, entschlossen sein Recht auch ferner mit Waffengewalt zu vertheidigen: der Bürgerkrieg schien also unvermeidlich. Nur einen Weg gab es, das abzuwenden — die einmüthige Anerkennung des Welfen. Es war ein Beweis gereifter politischer Einsicht und zugleich eine That hoher patriotischer Resignation, daß die Anhänger Philipps, die eben noch eifrig gegen Otto gerüstet hatten, sich dazu entschlossen den bisher bekämpften Gegner als das rechtmäßige Oberhaupt des Reiches anzuerkennen. Freilich wurde das nur dadurch möglich, daß auch Otto mit den größeren Zwecken, denen es nun zu dienen galt, weit über sich selbst hinaus wuchs und im Gegensatz zu dem Mangel an Haltung und politischer Reife, der ihn bisher gekennzeichnet hatte, sich der großen Entscheidung gewachsen zeigte, vor die er so plötzlich gestellt war. Wenn die Anhänger des eben über ihn siegreichen Staufers um den Preis der Erhaltung der Einheit des Reiches bereit waren ihm als König zu huldigen, so erlegte ihm das die Pflicht auf die von ihnen gewollte Politik zu verfolgen: der welfische König mußte sich auf den Boden der staufischen Traditionen stellen, die von Philipp geschaffene Ordnung anerkennen und auf ihrem Grunde das Reich erhalten und ausbauen. Das Verdienst des Erzbischofs Albrecht von Magdeburg ist es, unter dem niederschmetternden Eindruck, den die Kunde von der blutigen Bamberger That in ganz Deutschland hervorbrachte, diese rettende Wendung eingeleitet und Otto zu offenem und ehrlichem Anschluß daran vermocht zu haben. Mit seinem Blute schien der edle König Philipp Deutschland den innern Frieden und die Versöhnung der Parteien erkauft zu haben, wie er sie im Leben zu Stande zu bringen kaum

hatte hoffen dürfen. Auch Innocenz III. konnte nur die Erhebung Ottos wünschen, da schon die Persönlichkeit des neuen Königs und die Traditionen seiner Familie den Frieden zwischen Reich und Kirche zu sichern besonders geeignet schienen. Und wenn der Papst selbst die Vermählung Ottos mit des ermordeten Königs Tochter in Vorschlag brachte, so sollte damit nicht blos die Versöhnung der alten Gegner besiegelt, sondern zugleich durch die Verbindung der welfischen Interessen mit denen der deutschen Staufer die bleibende Trennung der deutschen und der sicilischen Krone gesichert werden. Nur von einer Seite her wurde das welfische Königthum, in dem fast alle Parteien die einzig mögliche friedliche Lösung der augenblicklichen schweren Krisis sahen, lebhaft angefochten und der Versuch gemacht es zu hindern: mit Recht sah Philipp II. von Frankreich in demselben eine schwere Bedrohung seiner Stellung, da das Reich, bisher sein Bundesgenosse gegen England, unter einem welfischen Oberhaupte natürlich auf die Seite seines Gegners trat. Unter Zustimmung der Wittwe Philipps, welche sich in den vollkommenen Umschwung der Parteiverhältnisse nicht finden konnte, nahm der Franzose den Herzog Heinrich von Brabant als Gegencandidaten in Aussicht und schloß mit ihm ein förmliches Bündnis. Auch König Ottokar von Böhmen, dessen Sohn ebenso wie der des Brabanters mit einer Tochter Philipps verlobt war, vielleicht die Herzöge von Oesterreich und von Baiern, die sich dem welfischen Königthum ablehnend entgegenstellten, hoffte man zu gewinnen; im Norden konnte man nach wie vor auf Dänemark rechnen. Die Intrigue hat jedoch keinen Fortgang gehabt: die Parteinahme des Papstes für Otto, die Entschiedenheit, mit der die deutsche Kirche für diesen eintrat, der schon wenige Wochen nach ihres geliebten Gatten blutigem Ende erfolgende Tod der Königinwittwe auf der einen Seite, auf der anderen die Geschicklichkeit Ottos, welcher die hier und da herrschende Furcht vor einer welfischen Restauration beschwichtigte und die durch eine solche Bedrohten in ihren Besitzungen und Rechten ausdrücklich anerkannte und bestätigte, wandten die Gefahr von Deutschland ab um ausländischer Interessen willen in einen neuen Thronstreit gestürzt zu werden. Noch waren nicht fünf Monate seit der Schreckensthat von Bamberg verflossen, so traten zu Frankfurt die Großen Frankens, Baierns, Schwabens und Sachsens zusammen und wählten am am 11. November 1208 Otto von Braunschweig in herkömmlicher Weise zum König der Deutschen. Bezeichnend für den staufischen Geist, der in diesem welfischen Königthum lebte, war es, daß die Reichs- und Hofämter fast ausnahmslos in den Händen blieben, denen Philipp sie anvertraut hatte. Und die erste That Ottos war die Aechtung des Mörders seines Vorgängers. Die zehnjährige Beatrix, Philipps älteste Tochter, erschien in eigener Person vor dem Könige, um Klage zu erheben: in abgekürztem Verfahren wurde gegen Otto von Wittelsbach die Reichsacht verhängt. In Ausführung eines bereits von dem Papste selbst angeregten Gedankens erklärte Otto dann hier in Frankfurt seine Absicht sich dereinst mit Beatrix zu vermählen, wenn die

Kirche nicht ihrer Verwandtschaft wegen Einsprache erheben würde: abgesehen von ihrer hohen politischen Bedeutung verhieß diese Ehe dem König auch einen reichen Gewinn, indem sie ihm den Weg bahnte zur Erwerbung des immer noch sehr beträchtlichen staufischen Erbguts in Schwaben und seiner Stellung im Süden des Reiches eine beträchtliche Kräftigung verhieß. Daß Otto das that nicht blos unter Zustimmung, sondern auf Antrieb und Mahnung der anwesenden Fürsten, läßt am besten erkennen, mit welcher Aufrichtigkeit die Parteien sich über dem Grabe Philipps die Hand zur Versöhnung reichten. Um alle Theile des Reiches dieser Segnungen theilhaftig werden zu lassen, wurde noch in Frankfurt ein allgemeiner Landfriede verkündet und von den Anwesenden feierlich beschworen.

Diesem glücklichen Anfang des welfischen Königthums schien auch der Fortgang zu entsprechen. Als er die Landschaften, wie herkömmlich, durchzog, fand Otto fast überall bereitwilligen Gehorsam: namentlich gaben auch die Herzöge von Baiern, Oesterreich und Kärnthen ihre anfängliche Zurückhaltung auf. Und als Otto Pfingsten 1209 zu Würzburg Hof hielt, da erschienen nicht nur der Böhmenkönig Ottokar und die anderen bisher oppositionellen Fürsten, die Herzöge von Zähringen und Lothringen, sondern sogar der von Frankreich als Gegencandidat in Aussicht genommene Herzog Heinrich von Brabant fand sich ein und machte seinen Frieden mit Otto.

Getrost konnte der König unter solchen Umständen den Blick auf Italien richten und die Romfahrt zur Gewinnung der Kaiserkrone vorbereiten. Aber gerade von dorther stiegen schon damals Wolken auf, welche die bisher so lichten Aussichten zu trüben drohten. Angeblich um für die Zukunft allen Anlaß zu Streit und Mistrauen zu beseitigen, in Wahrheit um dem in staufische Bahnen einlenkenden Welfen rechtzeitig die Grenzen anzuweisen, innerhalb deren er sich halten mußte, wenn er noch auf die Gunst und Gnade der römischen Curie rechnen wollte, ließ Innocenz III. Otto eine Reihe von Forderungen vorlegen, welche dieser als vernunftgemäß und seinem Seelenheile dienlich ohne Weiteres zu bewilligen habe. Dieselben enthielten gewissermaßen den Preis, um den allein für Otto die Kaiserkrönung zu haben sein sollte. Jedenfalls ließ die päpstliche Politik dem Welfen bereits in diesem frühen Stadium keinen Zweifel darüber, was sie, falls er sich nicht gefügig zeigte, zu thun entschlossen sei. Denn wiederholt wurde auf die Ansprüche hingewiesen, welche der junge König von Sicilien auf die deutsche Krone erheben könnte und auf die Bemühungen desselben in Deutschland eine Partei zu werben. Man zeigte Otto also das Schicksal, das seiner im Falle des Ungehorsams wartete. Otto mußte sich daher den päpstlichen Forderungen fügen und sich einstweilen mit der Hoffnung trösten, daß eine günstigere Gestaltung der Verhältnisse ihm die Möglichkeit geben würde, diese lästigen Verpflichtungen abzustreifen. Unter den Zugeständnissen aber, welche Otto IV. am 22. März 1209 zu Speier in einer unter seinem goldenen Siegel vollzogenen und den päpstlichen Legaten überantworteten Urkunde der Kirche

machte, wollten der Verzicht auf das Spolienrecht, die wiederholte Anerkennung des Kirchenstaats, wie er aus den Recuperationen erwachsen war, und die Anerkennung Siciliens als eines Lehen des h. Petrus verhältnismäßig wenig bedeuten: der Schwerpunkt des Abkommens lag vielmehr in dem erneuten ausdrücklichen Verzicht auf alte Rechte, die dem König in Bezug auf die Bischofswahlen aus dem Wormser Concordat zustanden: das Aufsichtsrecht fiel fort, die Bestätigung lag ausschließlich in Rom, von dort allein war bei zwiespältigen Wahlen die Entscheidung zu holen; das Recht der Appellation nach Rom durfte durch den König hinfort in keiner Weise verkürzt werden. Blieben diese Bestimmungen in Kraft, so beschränkte sich die Mitwirkung des Königs bei der Besetzung der deutschen Bisthümer hinfort auf einige unwesentliche Formalitäten. Denn die Investitur und der Treueid, welche fortbestanden, ordneten die auf diese Weise in ihr Amt gelangten Bischöfe um nichts mehr dem König unter, lösten sie um nichts aus der absoluten Abhängigkeit von dem hierarchischen Papstthum, welches jeden von ihnen ohne Zuthun der Staatsautorität auch wieder aus seinem Amte entfernen konnte. Außerdem handelte es sich zu Speier namentlich um die von Innocenz III. gewünschte Ehe Ottos mit Beatrix von Schwaben, der ältesten Tochter Philipps. Der kirchliche Dispens, von dem der König sein Eingehen auf diese für ihn selbst politisch so vortheilhafte Verbindung abhängig gemacht hatte, war, obgleich nach des



Costume einer Fürstin.
Miniature des 13. Jahrhunderts.

Papstes eigner Meinung beinah überflüssig, doch ausdrücklich ertheilt worden: aber noch hegte Otto selbst Bedenken und wollte noch besondere Garantien dafür haben, daß er durch Eingehung dieser Ehe wirklich kein Unrecht thun und nicht Schaden an seiner Seele nehmen würde. Auf seine Veranlassung wurde, als er Ende Mai 1209 in Würzburg einen glänzenden Reichstag hielt, die Angelegenheit ohne seine persönliche Theilnahme von den versammelten geistlichen und weltlichen Großen noch einmal genau nach allen Seiten hin erwogen. Denn gerade in den Kreisen der Strengkirchlichen walteten Bedenken ob gegen die Zulässigkeit des päpstlichen Dispenses: die Cistercienser sprachen dieselben offen aus und verlangten, daß der König, gehe er die ihm durch die Kirche ermöglichte, aber den göttlichen Geboten trotzdem widersprechende

Ehe ein, das durch besondere Kirchlichkeit seines Lebens und Wirkens gut zu machen bestrebt sein müsse. In diesem Sinne gaben dann schließlich die zu Würzburg Versammelten ihre Zustimmung und in ihrer Gegenwart vollzog der König feierlich das Verlöbnis mit der erst zehnjährigen Beatrix, die einstweilen nach Braunschweig geschickt wurde.

Zwei Monate später, Ende Juli 1209, trat Otto vom Lechfelde aus den Zug nach dem Süden an. Den Kern seines Heeres bildeten die welfischen und staufischen Hausministerialen, die Reichsministerialen und der niedere Lehensadel, während von den geistlichen und weltlichen Fürsten nur eine geringe Anzahl sich eingefunden hatte. Immerhin verfügte der König über eine Streitmacht, welche den vielgespaltenen Italienern imponiren konnte und bei umsichtiger und energischer Anwendung bedeutende Erfolge in Aussicht stellte. Die Lombardei zunächst hallte seit Jahren von Waffengetöse wieder. Die in den Zeiten Kaiser Friedrichs I. entwickelte Gegnerschaft zwischen Cremona und Pavia hatte die Städte in zwei einander mit Erbitterung bekämpfende Parteien geschieden, welche ihre dem Reiche gegenüber einst siegreich bewährte Kraft in wüsten Fehden aufrieben. Beide warben nun eifrig um die Gunst und Hülfe des deutschen Königs, der nach länger als zehn Jahren als der erste wieder vom Brenner in die Poebene hinabstieg: deshalb waren beide bereit dem Reiche zu gewähren, was ihm gebührte, und Otto konnte für seine ferneren Unternehmungen auf die Mittel der reichen oberitalischen Communen rechnen, die ihm, dem Welfen, sich willig fügten, obgleich er doch jetzt eben die staufische Politik durchzuführen begann, als deren Träger sie einst König Philipp mit unverholenem Uebelwollen sich entgegengestellt hatten. Daß es Otto durch geschicktes und energisches persönliches Eintreten gelang die beiden alten Widersacher Ezzelin von Romano und Azzo von Este, die in der Trevisaner Mark blutig gestritten hatten, mit einander zu versöhnen, mußte den ihm günstigen Eindruck noch steigern und seinen weiteren Schritten den Erfolg sichern. So hatte Otto für seine ferneren Unternehmungen in Italien ohne Schwertstreich eine breite und sichere Grundlage gewonnen, und die finanziellen und militärischen Hülfsquellen, welche dieselbe ihm erschloß, gaben ihm auch der römischen Curie gegenüber sofort eine andere Stellung und überhoben ihn der demüthigenden Nothwendigkeit derselben sich ferner in dienendem Gehorsam zu beugen statt sein Recht von ihr zu fordern.

Auch Innocenz III. ist diese Aenderung der Lage nicht entgangen: um die von ihr drohende Aenderung seines bisherigen Verhältnisses zu Otto zu hindern, stellte er an diesen jetzt neue Forderungen und wollte von ihrer Erfüllung die doch längst zugesagte Kaiserkrone abhängig machen. Selbst der freundliche Empfang, dem er dem Welfen bei ihrem ersten Zusammentreffen in Viterbo bereitete, und die fast demonstrative Intimität seines Verkehrs mit demselben konnten die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß beider Wege eben damals im Begriff waren sich jäh zu trennen. Innocenz

verlangte nämlich von Otto[1]) das eidliche Gelöbnis, diejenigen Gebiete, die vor 1197 zwischen Reich und Kirche streitig gewesen, der letzteren definitiv zu überlassen: also erst dann sollte Otto Kaiser werden, wenn er nicht blos die streitigen tuscischen Grenzgebiete, welche Innocenz dem Kirchenstaate einverleibt hatte, sondern auch das Mathildische Gut als rechtmäßiges Eigenthum der Kirche anerkannt hätte. Otto aber lehnte die Zumuthung ab, durch eine Verpflichtung der Art die Kaiserkrone zu erkaufen und ihren Werth damit in seiner und aller Welt Augen herabzusetzen. In der Sache selbst erklärte er sich zugleich bereit dem nachweisbaren Rechte der Kirche in Zukunft nicht zuwider zu handeln. Die Sache sollte nach der Kaiserkrönung untersucht und auf Grund des so gewonnenen Ergebnisses eine gütliche Auseinandersetzung zwischen den widerstreitenden Ansprüchen vorgenommen werden. In gleicher Weise hatte ja schon Friedrich I. die hier vorliegenden Schwierigkeiten zu lösen versucht,[2]) war damit aber dem Hinhalten der Curie gegenüber nicht durchgedrungen. Auch mit einer anderen Forderung ging es Innocenz nicht besser. Jetzt, wo der welfische König als Erbe der staufischen Politik mit einem stattlichen Heere und im Besitz der reichen Mittel Oberitaliens in der Nähe Roms stand, die Kaiserkrone heischend, tauchte bei Innocenz III. die Sorge vor möglichen Ansprüchen desselben auf Sicilien wieder auf, und sofort erweckte das Gespenst einer Union der beiden Reiche ihm neue Beängstigungen: er verlangte von Otto deshalb durch eine feierliche und ausdrückliche Erklärung die Unverletzlichkeit des von der Kirche zu Lehen gehenden Reichs Friedrichs II. anerkannt, mußte sich aber auch da schließlich mit einer allgemein gehaltenen, daher auch keine volle Sicherheit gebenden Zusage begnügen. Endlich wurde auch der Versuch des Papstes, ihn von seinem englischen Oheim zu trennen und zum Frieden mit Philipp II. von Frankreich zu bestimmen von Otto höflich zwar, aber entschieden zurückgewiesen. Dieser für den Papst unbefriedigende Verlauf der Zusammenkunft zu Viterbo offenbarte, wie sehr sich, seit das Reich in sich wieder geeinigt war, die Lage geändert hatte und wie auch der welfische König der Hierarchie für die Zukunft keine Garantie bot. Dennoch war man von einem Bruche noch weit entfernt: Innocenz III. mag der Meinung gewesen sein, daß Otto wirklich nur die Demüthigung vermieden sehen wollte, die eine Erfüllung der päpstlichen Forderungen gerade in diesem Augenblicke für ihn enthalten mußte, und mochte daher zu seinem Schützling das Zutrauen haben, daß er auch ohne Urkunde und Eidschwur der Kirche sich verpflichtet fühlen und in der Sache selbst zu Diensten sein werde. Darin freilich täuschte er sich: Otto hatte damals, wie es scheint, innerlich mit seiner Vergangenheit bereits völlig gebrochen und war auch geistig ein Erbe der staufischen Politik geworden. Nicht blos um den Werth der erst zu gewinnenden Kaiserkrone nicht herabzusetzen, weigerte er sich die päpstliche Forderung zu erfüllen, sondern weil er nicht Verpflichtungen eingehen wollte,

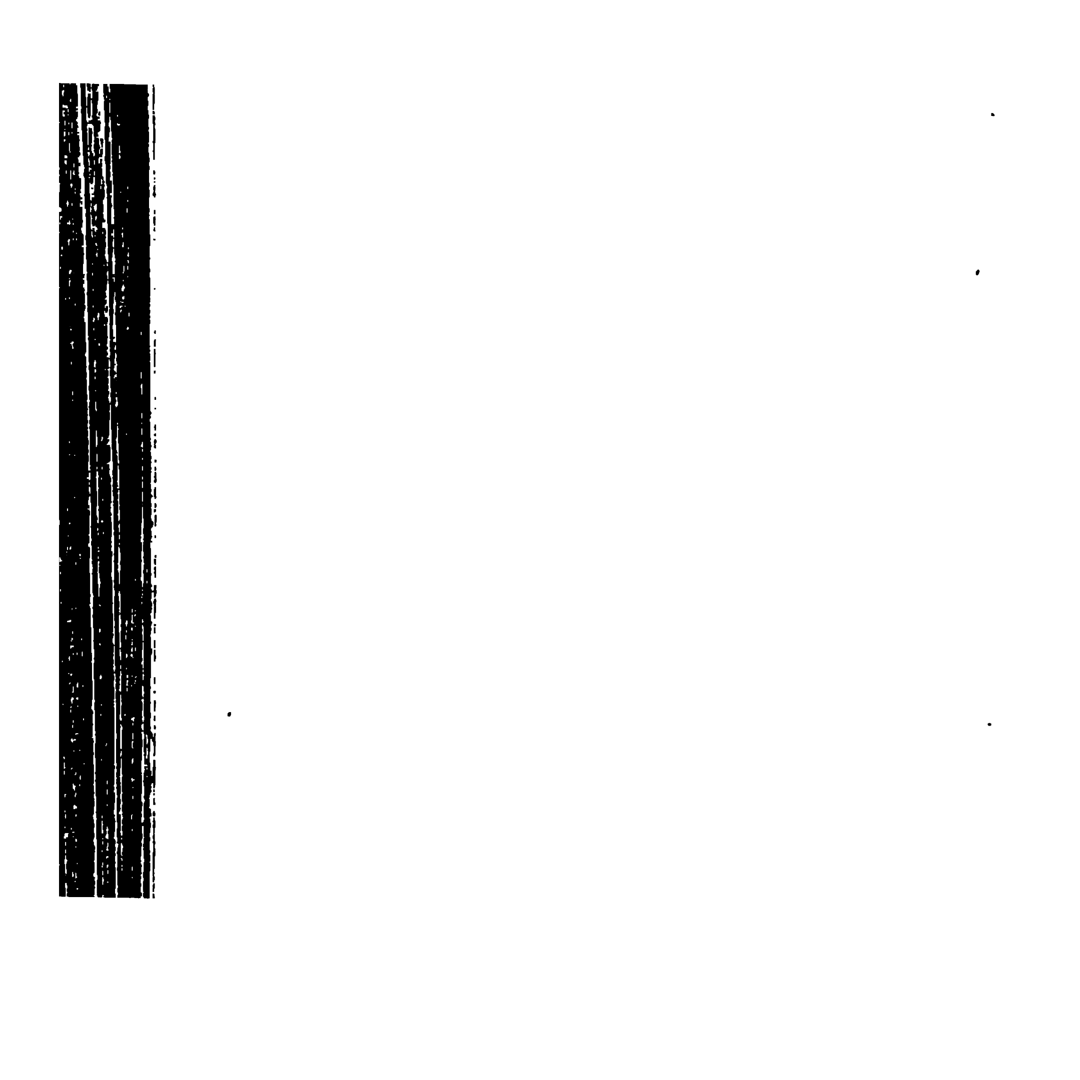
---

1) Winkelmann, Otto IV. S. 199. 2) S. oben S. 528 ff.

Die kaiserliche Dalmatica im Schatz der Peterskirche zu Rom.



lmatica im Schatz der Peterskirche zu Rom; 12. Jahrhundert.



Herzogthum Schwaben Ansprüche, und es scheint, als ob man dort, in alter Antipathie gegen den Welfen, einer solchen Wendung nicht abgeneigt gewesen sei. Daß Otto sich dadurch schwer bedroht fühlte, ist natürlich; was ihn aber bestimmte aus der Defensive plötzlich in die rücksichtsloseste Offensive überzugehen und den Ansprüchen Friedrichs auf Schwaben seinerseits Ansprüche auf Unteritalien entgegenzusetzen, vermögen wir mit Sicherheit nicht zu sagen. Es scheinen dabei starke persönliche Einflüsse mitgewirkt zu haben, deren Entstehung und Entwickelung sich unserer Kenntnis entziehen. Aber auch das ist möglich, daß mit dieser überraschenden Wendung nur eine kühne Combination in das Leben trat, die in der Stille längst eingeleitet und der Ausführnng allmählich entgegengereift war. Denn es ist doch wol kein Zufall, daß eben damals der Mann an Ottos Seite erscheint und zum Hauptträger dieser neuen Politik wird, der in wechselvollen Kämpfen gegen Rom und den jungen Staufer die deutsche Herrschaft in Unteritalien aufrecht zu erhalten gesucht hatte, jener wilde Diepold von Acerra, und daß eben diesem Manne von dem Kaiser das Herzogthum Spoleto aufgetragen wird; wenn derselbe gleich danach gar zum Großkapitän von Apulien und Terra di Lavoro ernannt wurde, so enthielt diese Verfügung des Kaisers über Unteritalien einen direkten Angriff gegen den jungen Staufer und war nicht zu vereinbaren mit der verheißenen Wahrung von dessen Besitzstand.

In diesem Augenblick war auch der Bruch zwischen Otto und Innocenz III. eine Thatsache: denn daß der Kaiser, nachdem er so weit gegangen, sich durch päpstliche Mahnungen und Drohungen nicht aufhalten lassen würde, war selbstverständlich. Im Februar 1210 finden wir Otto in eifriger Rüstung: in den Städten Tusciens bietet er Mannschaften zum Angriff auf Apulien auf, mit Pisa verhandelt er wegen seiner Beihülfe zum Angriff auf Sicilien selbst. Da nun aber die Kirche sich entschlossen zeigte mit aller Energie für Friedrich II. einzutreten, so sah sich der Kaiser genöthigt auch gegen sie feindlich vorzugehen und ihr die Mittel zu seiner Bekämpfung möglichst zu entziehen: in das tuscische Patrimonium eindringend nahm er Radicofani und Montefiascone und streifte mit Sengen und Brennen bis unter die Mauern von Viterbo. Eine Anzahl kleinerer Plätze fiel mühelos in seine Gewalt. Hätte Otto diese Erfolge ausgenutzt und sich durch den Kirchenstaat direkt gegen Apulien gewandt, er würde kaum aufgehalten worden sein: Innocenz III. hatte ihm gegenüber zunächst nur Worte, konnte nur auf das geistliche Schwert hinweisen, das er gegen ihn zu führen entschlossen sei. Unter Androhung des Bannes forderte er den Kaiser auf die Feindseligkeiten einzustellen und die besetzten kirchlichen Territorien sofort zu räumen. Otto kümmerte sich darum nicht viel: der Kirchenstaat hatte von ihm nichts zu fürchten, und es lag nicht in seiner Absicht den Conflikt mit der Curie über die unumgänglichen Streitpunkte hinaus gerade jetzt zu erweitern. Auch meinte er wol, der Papst würde in dem Streit um rein weltliche Dinge, den sie mit einander führten, geistliche Waffeu zu gebrauchen doch nicht wagen.

Zudem hatte er schon nach Apulien hin Verbindungen angeknüpft und war sicher bei vielen der dortigen Barone gute Aufnahme und bereitwillige Unterstützung zu finden, und je rascher er durchschlagende Erfolge gewann, um so sicherer glaubte er auch den Papst vollends entwaffnen zu können. Anfang November überschritt er mit Diepold von Spoleto vereinigt die Grenze des sicilischen Reichs: ein glänzender Siegeslauf schien ihm dort beschieden. Die Mönche von Monte Casino erklärten sich für ihn, Capua, Aquino, Aversa, selbst Neapel und endlich Sorrent traten auf seine Seite. Als das Jahr zu Ende ging, konnte der Kaiser die Hauptarbeit für gethan ansehen und hoffen nach kurzer Rast das italienische Festland vollends in seine Gewalt zu bringen.

Da sprach Innocenz III. am 18. November 1210 den Bann gegen den Kaiser aus. Er mochte erwartet haben, Otto würde, wenn er seinen Ernst sah, einlenken und das Gebiet Friedrichs räumen: deshalb unterhandelte er noch durch vertraute Mittelsmänner mit demselben, ja er zeigte sich zu großen Zugeständnissen bereit, um nur seinen staufischen Schützling zu retten. Denn dieser schien seinem Gegner erliegen zu müssen: deshalb erklärte Friedrich sich bereit seinen Ansprüchen auf das staufische Erbe in Deutschland zu entsagen, selbst Geld soll er für Gewährung des erbetenen Friedens geboten haben, und als Otto die Feindseligkeiten dennoch wieder aufnahm und bald in siegreichem Vordringen begriffen war, da machte man sich bereits auf das Aergste gefaßt und rüstete in Palemo zur Flucht über See nach Afrika. Aber auch Innocenz III. war inzwischen nicht unthätig geblieben: nach allen Seiten hin agitirte er gegen den abtrünnigen Welfen, in dem er sich so völlig getäuscht hatte, und die von ihm ausgehenden Schreiben und Botschaften mahnten zum Abfall von demselben, zur Unterstützung der verrathenen Kirche, zur Rettung des bedrängten sicilischen Königs. Das machte Eindruck: durften doch die Unterthanen des Reichs in Mittel- und Oberitalien hoffen ihre eben verlorene Freiheit wieder zu gewinnen: in der Lombardei stellten sich Cremona und die Markgrafen von Este an die Spitze der antikaiserlichen Bewegung, während Mailand aus Feindschaft gegen beide zunächst noch zu Otto hielt. Auch in Deutschland fand die päpstliche Mahnung zum Abfall und die Aufforderung zur Wahl eines neuen Königs an mehr als einer Stelle bereitwillige Aufnahme. Denn man war unzufrieden mit dem straffen und gelegentlich despotisch durchgreifenden Regiment des Welfen, von dem man mehr Respekt vor der fürstlichen Selbstherrlichkeit erwartet hatte; man misbilligte seinen Angriff auf Unteritalien und erwartete von dem Gelingen desselben die Erneuerung der Gefahren, mit denen Heinrich VI. die Reichsverfassung bedroht hatte. Gern zerstreute man dieselben, noch ehe sie recht herangekommen waren. Auf der anderen Seite wurden die päpstlichen Mahnungen auf das wirksamste unterstützt durch die Werbungen des französischen Königs. Philipp II. hatte die Genugthuung, daß Innocenz ihm in der Beurtheilung Ottos nun Recht gab und offen bekannte, sich in demselben schwer getäuscht zu haben. Des Kaisers Bündnis mit England, dessen Lösung der

Papst vergebens gefordert hatte, enthielt eine dauernde Gefahr für Frankreich: mit Freuden sah Philipp II. den gehaßten Gegner nun mit einemmale so schwer bedroht und wetteiferte mit dem Papste demselben in Deutschland selbst Feinde zu erwecken. In Erzbischof Siegfried von Mainz, Landgraf Hermann von Thüringen und Ottokar von Böhmen war schnell der Stamm zu einem Bunde der Reichsfürsten gegen Otto gewonnen. Die Frage des Gegenkönigthums trat bei den Verhandlungen zwischen diesen Fürsten und ihrem französischen Bündner bald in den Vordergrund und fand eine Lösung, die zwar jede Rivalität unter den Gegnern des Welfen vermied, sonst aber doch zu sehr ernsten Bedenken Anlaß geben mußte. Für den König von Frankreich lag es so nahe, daß er, wie seine englischen Gegner, um ihm Abbruch zu thun, dem welfischen Königthum aus allen Kräften Vorschub geleistet hatten, in einer Erneuung der ihm allezeit befreundeten staufischen Herrschaft die sicherste Gewähr für die Zukunft fand: Philipp II. war es auch, welcher auf den König von Sicilien als den wider Otto aufzustellenden Gegenkönig hinwies. Innocenz III. hat das geschehen lassen, obgleich gerade diese Candidatur für die Kirche manches Bedenkliche hatte: insbesondre trug sie als Consequenz die erneute Union der deutschen und der sicilischen Krone in sich. Aber einmal war der junge Staufer unleugbar im Besitz eines gewissen Rechtes auf die Nachfolge in Deutschland, das seinem Gegenkönigthum viel von dem Gehässigen nahm, das ihm sonst anhaften mußte, und hoffen ließ, daß die deutschen Fürsten sich über dasselbe leichter einigen würden als über jedes andere, das etwa in Betracht kommen konnte. Dann aber war Friedrich II. Lehnsmann des Papstes, sein Mündel und unter seiner Aufsicht und seinem Einfluß aufgewachsen: Innocenz durfte demnach wol glauben, in demselben auch fernerhin einen fügsamen Zögling zu finden, ihn die von ihm inspirirte der Kirche genehme Politik verfolgen zu sehen und so unter dem Staufer als Herrn Siciliens und Deutschlands die mit der Union verbundenen Gefahren am ersten zu vermeiden. Immerhin war es eine eigenthümliche Fügung, daß nach einem mehr als zehnjährigen Zwischenspiel voll schwerer Erschütterungen und trüber Heimsuchung der betheiligten Länder die Entwickelung genau da wieder einsetzte, wo sie durch den jähen Tod Heinrichs VI. abgebrochen war, und auch wieder gerade in die Richtung einlenkte, welche dieser in



Statue eines Papstes aus dem 13. Jahrhundert; an der Kathedrale zu Chartres.

seinem Testamente als diejenige vorgeschrieben hatte, welche die Interessen von Reich und Kirche zu versöhnen und gleichmäßig zu fördern verhieß. Lag darin nicht eine scharfe Kritik der Politik der römischen Curie, welche den Gang der Dinge auf einen so ganz andren Weg hatte zwingen wollen? Dem genialen staatsmännischen Blick und der Unparteilichkeit Heinrichs VI. wurde durch diese merkwürdige Wendung noch nachträglich eine glänzende Rechtfertiguug zu theil.

Im September 1211 kamen die vom Papst und Frankreich angestifteten Beförderer des staufischen Gegenkönigthums zu Nürnberg zusammen, obenan der von Anfang an besonders thätige Landgraf von Thüringen, dann König Ottokar von Böhmen und die Herzöge von Baiern und Oesterreich, und beschlossen Friedrich von Sicilien, dem sie, als er noch ein unmündiges Kind gewesen, als ihrem künftigen Herrscher den Eid geleistet hatten, zum künftigen Kaiser zu berufen. Geheime Boten gingen an denselben ab, um ihn nach Deutschland einzuladen, wo er dann alsbald feierlich zum König gewählt werden sollte. Damit war das Signal zu einem neuen Bürgerkriege gegeben. In Thüringen, wo der Landgraf, und in den mittelrheinischen Landschaften, wo Erzbischof Siegfried von Mainz eifrige Vertreter des staufischen Königthums waren, kam derselbe alsbald zum Ausbruch. Was sollte Kaiser Otto dem gegenüber thun? Die Forsetzung seines unteritalischen Feldzugs im Jahre 1211 hatte dem glücklichen Anfang des vorigen Jahres entsprochen: das Festland war in seiner Gewalt, schon rüstete er sich nach Sicilien hinüberzugehen, und wie die Dinge dort lagen, war an eine erfolgreiche Gegenwehr kaum noch zu denken; Friedrich selbst trug sich angesichts dessen bereits mit Fluchtplänen. Da erreichte den Kaiser die Kunde von dem, was in seinem Rücken geschehe, dem Aufstand in Deutschland, der sofort die Erhebung auch seiner Gegner in Oberitalien zur Folge hatte. Keine Wahl blieb Otto: er mußte nach Deutschland zurückeilen, um zunächst dort dem Abfall Einhalt zu gebieten. Und das Glück war ihm dabei günstig: denn mit aller Entschiedenheit nahm die öffentliche Meinung für ihn Partei. Zu schwer hatte das deutsche Volk unter dem Thronstreit der Jahre 1197—1208 gelitten, um sich nicht in sittlichem Zorn und patriotischer Entrüstung aufzubäumen bei dem Gedanken, daß es ohne irgend einen in seinen eigenen Angelegenheiten liegenden Grund um fremder Interessen willen, zum Besten des übermüthigen französischen Nachbars und um die wankende Herrlichkeit der Hierarchie wiederherzustellen, eine gleiche Heimsuchung sollte über sich ergehen lassen. Man hatte es reichlich satt sich von den Pfaffen ausbeuten und nasführen zu lassen, und das gesunde Gefühl des gemeinen Mannes war es müde den Irrgängen der päpstlichen Trugschlüsse nachzugehen und ließ sich nicht mehr einreden, daß das, was von Rom aus bisher als gut und löblich gepriesen war, nun mit einemmale unrecht und verdammenswürdig sein sollte; es erkannte, daß hier schnöde Gewalt geübt, daß Recht in Unrecht verkehrt, seine Wolfahrt wälschem und französischem Eigennutz geopfert werde. Mit beredtem Munde

gab der tapfere Walter von der Vogelweide diesem gesunden Fühlen und richtigen Denken des Volkes in seinen Liedern und Sprüchen Ausdruck und bewirkte dadurch, daß die zu Gunsten Kaiser Ottos erregte volksthümlich-patriotische Bewegung mächtig um sich griff und erstarkte. Sie gab auch dem Kaiser, als er aus dem fernen Süden herbeikam, einen kräftigen Rückhalt, und als er im Frühjahr 1212 die Fürsten erst zu Frankfurt und dann zu Nürnberg um sich versammelte, leisteten die meisten seinem Rufe Folge, gaben ihre Pläne auf und stellten ihm sogar ihre Beihülfe zur Verfügung, um den Hauptagitator der päpstlich-staufischen Partei, Hermann von Thüringen, gebührend zu züchtigen. Voll froher Zuversicht rückte Otto bald danach gegen diesen in das Feld. Um die Mauern des festen Weißensee entbrannte ein heißer Kampf: der Fall der hart berannten Burg mußte die Macht des Thüringers brechen, und in sicherer Hoffnung auf diesen Erfolg meinte Otto auch der Nachricht spotten zu können, daß der junge König von Sicilien sich wirklich auf den Weg gemacht habe und demnächst in Deutschland erscheinen werde, wo doch inzwischen die, welche ihn zu kommen eingeladen hatten, wieder zu Otto als dem anerkannten Oberhaupt des Reiches zurückgekehrt waren.

Da trat ein jäher Umschwung ein. Der Tod der jugendlichen Kaiserin Beatrix, die Otto, um seine Stellung auch von dieser Seite her zu festigen, nach seiner Rückkehr aus Italien heimgeführt hatte, erfolgte eben in den Tagen — den 11. August —, wo Otto dem Falle von Weißensee entgegensah. Damit büßte Otto den Rechtstitel ein, der bisher in den Augen der strengen Anhänger des staufischen Hauses am meisten gegolten hatte; insbesondere meinten die Schwaben, die dem Welfen alle Zeit abgeneigt gewesen und nur aus Anhänglichkeit an die Erbtochter ihres Herzogshauses dem Gemahl derselben gehuldigt hatten, nun jeder Verpflichtung entlassen zu sein, um so mehr, als gerade damals der wahre Erbe des staufischen Namens in abenteuernder Reise unterwegs war, um sein Recht zu fordern. Das Zusammentreffen dieser beiden Momente entschied das Schicksal Ottos: ein allgemeiner Abfall erfolgte, und in jähem Glückswechsel sah sich der Kaiser, der vor wenigen Monaten den jungen Staufer seines sicilischen Erbrechts zu berauben im Begriff gewesen war, zum Kampf um die auf seinem Haupte wankende deutsche Krone genöthigt. Die kühnsten Hoffnungen Innocenz' III. wurden übertroffen durch den Gang, den die Ereignisse nun in Deutschland nahmen.

Im März 1212 hatte Friedrich Sicilien verlassen. In Rom hatte er die Lehnsabhängigkeit seines Erbreichs von der römischen Kirche urkundlich anerkannt und dadurch die Befürchtungen Innocenz' III. für die Zukunft beschwichtigt. Ueber Genua und die Lombardei hatte er dann, nicht ohne manche Gefahr, glücklich die Alpen erreicht und war von dem Splügen nach dem Rheinthal hinabgestiegen. In Schwaben und am Rhein waren die alten staufischen Sympathien sofort hell aufgeflammt, und bereits am 5. December 1212

wurde Friedrich zu Aachen zum König gewählt und empfing am 9. zu Mainz die Krone. Ganz Mittel- und Süddeutschland war in seiner Gewalt. Aber noch immer wollte Otto IV., in verhängnisvoller Verkennung der Lage, in ihm nicht seinen Hauptfeind erkennen, sondern blieb der Meinung, in der staufischen Erhebung sei nur eine Diversion der Gegner zu sehen, die ihn zum Vortheil des gehaßten Königs von Frankreich an der Unterstützung seines Oheims, Johann von England, hindern wollte. Nur dieser Irrthum Ottos erklärt es, daß er sich gerade damals auf einen mit dem englischen König vereinbarten Angriff gegen Philipp II. einließ, um diesem den Weg nach Flandern und den angrenzenden niederlothringischen Landschaften zu verlegen. Die Niederlage, die er dabei sammt seinem englischen Bundesgenossen am 27. Juli 1214 bei Bouvines erlitt, stellte nicht blos das Uebergewicht Frankreichs in jenen Landschaften her, sondern machte Ottos Stellung auch in Deutschland unhaltbar, um so mehr, als sein Gegner in den Mitteln zur Erreichung seines Zweckes nicht eben wählerisch war. Schon am 12. Juni 1213 hatte er auf einem Tage zu Eger unter augenfälliger Verleugnung der Traditionen seines Hauses in einer besonders feierlich, mit goldenem Siegel ausgestellten Urkunde der Kirche alle die Besitzungen überlassen, auf die sie seit Heinrichs VI. Tod Anspruch erhoben hatte, nämlich zu dem alten Patrimonium die Mathildische Erbschaft, Spoleto und Ancona, das Exarchat von Ravenna, die Pentapolis und die drei italienischen Inseln und sich ausdrücklich verpflichtet die Kirche in diesem Besitze mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu schützen und dieses Zugeständnis und Gelöbnis dereinst bei seiner Kaiserkrönung zu wiederholen. Die Kirche ward also überreich belohnt und der Staufer inaugurirte sein Königthum mit einer schnöden Preisgebung alles dessen, was sein Gegner derselben muthig abgerungen hatte. Denn daß er die Zugeständnisse desselben in Betreff der kirchlichen Wahlen und des Spolienrechts wiederholte, wollte dem gegenüber wenig bedeuten. Und als es im Fortgang des Kampfs gegen Otto den Dänenkönig Waldemar von diesem zu trennen galt, da trug Friedrich auch kein Bedenken das einst durch Heinrich den Löwen für Deutschland gewonnene Nordalbingien demselben als Preis seiner Bundesgenossenschaft abzutreten. Konnte man sich eines solchen Sieges freuen? Aber die Sorgen und Bedenken, welche diese Vorgänge erregen mußten, kamen damals nicht auf unter dem Eindruck des wunderbaren Gelingens, das Friedrich durch alle Gefahren glücklich auf den ihm in frühester Jugend zugedachten, dann scheinbar verlorenen Thron geführt hatte. Heller Festesjubel herrschte, als er am 25. Juli 1215 zu Aachen auf den Stuhl Karls des Großen erhoben und an der gebührenden Stelle zum zweitenmale gekrönt wurde. Gott für diese gnädige Fügung seinen Dank zu erweisen gelobte er damals einen Kreuzzug. Auch das bisher widerstrebende Köln öffnete ihm nun die Thore.

Der Sieg Friedrichs war zugleich aber ein neuer Triumph der Kirche. Dieselbe hatte das von ihr beanspruchte Recht Könige ein- und abzusetzen thatsächlich geübt, und Innocenz III. unterließ nicht die aus den jüngsten

Ereignissen sich ergebende Lehre der Welt eindringlich vorzuhalten. Wer durfte nach solchen Gottesgerichten noch wagen dem Statthalter Christi entgegenzutreten? Der erschütternde Glückswechsel, den Otto IV. erfahren, indem er aus einem ruhmgekrönten Kaiser ein bedrängter Prätendent geworden war, ließ selbst die Ereignisse hinter sich, deren Zeugin die staunende Welt eben in England gewesen war, wo der übermüthige König Johann sein Königreich gegen schweren Dienst und Zins als Lehen des Papstes hatte in Empfang nehmen müssen. Die Kirche war wirklich die weltherrschende Macht geworden und der Glanz, der von dem Papstthum ausstrahlte, verdunkelte die kaiser-



Siegel aus dem 13. Jahrhundert.
Der Erzbischof von Arles, als Oberlehnsherr, nimmt den Schwur der Treue und der Huldigung von einem Ritter Raimund von Mont-Dragon entgegen. Nat.-Archiv zu Paris.

liche Krone völlig. War doch auch die Leitung der abendländischen Christenheit in ihrem Kampfe gegen die Ungläubigen, die Friedrich I. der Kirche entwunden hatte, wieder an den Papst zurückgekommen: der flandisch-französische Kreuzzug von 1204 hatte dem griechischen Reiche ein Ende gemacht und, wie es schien, selbst der griechischen Kirche den Todesstoß versetzt, so daß ihre Unterwerfung unter Rom nur noch eine Frage der Zeit schien. Auch die Missionsthätigkeit, die bisher eine große nationale Kulturarbeit und als solche die Sache der deutschen Nation, des reich gesegneten Zusammenwirkens der deutschen Fürsten und der deutschen Kirche gewesen war, büßte diesen Charakter ein und ging auf in dem allgemeinen kirchlichen Macht- und Herrschaftsstreben. Während in Preußen Christian von Oliva Rom eine neue Kirchenprovinz zu erwerben begann, wurde auch das ferne Livland

unter dem von Innocenz zum Erzbischof von Riga erhobenen Albert von Appelden und dem neugeschaffenen Orden der Schwertritter als solche eingerichtet.

Und dieser Erweiterung der päpstlichen Machtsphäre entsprachen die innere Kräftigung der Kirche und die Steigerung aller ihrer Lebensfunktionen. Sie offenbarten sich namentlich in dem großartigen Aufschwung des Ordenswesens, das dem Papstthum nicht blos neue Vorkämpfer, sondern gleichsam ein alle Zeit schlagfertiges Heer gewann. Die Orden der Franziskaner und der Dominikaner entstanden. Die großen Erschütterungen, welche die Welt durchgemacht hatte und die in den Gemüthern vieler mächtig nachzitterten, machten weite Kreise empfänglich für die milde, versöhnende und tröstende Frömmigkeit des Franz von Assisi. Tausende legten die braune Kutte dieses Heiligen an, tausende und aber tausende schlossen sich den frommen, aber nicht streng ordensmäßig organisierten Genossenschaften an, welche in Anlehnung an die Franziskaner das apostolische Leben nach den in der Bergpredigt niedergelegten Befehlen Christi zu verwirklichen strebten. Eben daraus aber entsprang der wachsende Gegensatz der Franziskaner zu der in der Kirche herrschenden Richtung: er trieb den Orden je länger je mehr in Opposition gegen das mit den Insignien der Weltherrschaft prunkende Papstthum. Denn wenn es Franz' von Assisi Ideal war die Welt in einen schönen Garten zu verwandeln, in dem gottinnige, Christus nachahmende, bedürfnislose Menschen ein paradiesisches Dasein führten, so konnte er natürlich in der tief in weltliche Händel verstrickten Kirche Innocenz' III. unmöglich die Verwirklichung dessen erblicken, was ihm, dem liebenswürdigsten und liebevollsten aller Mönche, als die wahre Bestimmung der Kirche erschien. Aber auch diese weltliche Seite des Papstthums fand, und zwar in ganz ähnlichen Formen, ihre ordensmäßige Vertretung. Hatte die päpstliche Weltherrschaft ihre letzte Wurzel in der unbedingten Geltung der Lehre der päpstlichen Kirche, da jede Abweichung von derselben zuletzt auch zur Verwerfung der aus dieser entsprungenen Selbstvergötterung des Papstthums führen mußte, so galt es vornehmlich über die Reinheit des Glaubens zu wachen und jede Abweichung von der durch den unfehlbaren Papst proclamirten Norm unbarmherzig auszurotten. Diese Aufgabe stellte der Spanier Domingo de Guzman seinen Jüngern, darin fand, wie ihr Meister seine Laufbahn als Vorkämpfer des orthodoxen Glaubens unter den Häretikern Südfrankreichs begonnen hatte, der seinen Spuren folgende Orden der Dominikaner den vornehmsten Beruf. Mit den Franziskanern einig in dem Verzicht auf weltlichen Besitz setzten die Dominikaner der frommen Beschaulichkeit jener ein Leben voll Aufregung, Thätigkeit, Kampf und Verfolgung aller der Häresie Verdächtigen entgegen und fanden ihren Stolz darin als „Hunde des Hirten" die auseinander laufende Heerde der Gläubigen bei einander und in Zucht und Gehorsam zu erhalten. Als Hauptträger der Inquisition haben sie in der Kirche und über dieselbe eine furchtbare Gewalt erlangt und ein guter Theil des Hasses,

der dieselbe in der Folgezeit getroffen hat, ist durch diese übereifrigen Diener und Vorkämpfer auf dieselbe herabbeschworen worden. Daß aber ein solcher Orden nöthig war, zeigt schon, wie trotz der glänzenden äußern Machtentfaltung der Kirche innerhalb derselben die Opposition sich regte, wie weite Kreise, ohne sich gleich äußerlich von der Gemeinschaft der Kirche loszusagen, doch



Franz von Assisi predigt vor Honorius III.
Fresko von Giotto di Bondone (1276—1336) in der Kirche zu Assisi.

innerlich ihre eigenen Wege gingen und die Befriedigung, welche Lehre und Kultus der Kirche ihnen nicht gewährten, auf eigene Hand zu gewinnen trachteten. Eben damals hatte eine solche Bewegung die blühendsten Landschaften Südfrankreichs ergriffen, und von dem wirthschaftlich am höchsten entwickelten, geistig regsamsten Theil des französischen Volkes war die Mehrheit der Kirche entfremdet und auf dem Grunde albigensischer und waldensischer

Lehrmeinungen zu einer Ketzerkirche organisirt, die innerlich vielfach getheilt, doch durch den gemeinsamen Gegensatz zu Rom zusammengehalten wurde. Unter den vernichtenden Schlägen einer von allen denkbaren Greueln begleiteten Verfolgung bewiesen ihre Jünger einen Heldenmuth, der einen mächtigen, der Kirche natürlich nicht günstigen Eindruck machte. Doch ist die Ketzerei trotz des Blutvergießens, in dem man sie zu ersticken dachte, nicht ausgerottet worden, sondern hat, den Spürsinn der Hunde des Hirten täuschend, den Weg zur Einbürgerung in andern Gebieten und die Kraft zur Gewinnung neuer Anhänger bewahrt.

So war damals die Kirche als Trägerin der Weltherrschaft organisirt: ein unumschränkter Monarch im Besitz der Unfehlbarkeit auch ohne deren dogmatische Formulirung, der als Stellvertreter Gottes für seine Gebote unbedingten Gehorsam heischte und berechtigt sein wollte, die Widerstrebenden als Rebellen gegen den Willen Gottes in ihrem kirchlichen und irdischen Dasein zu vernichten und von dem gehofften Heil im Jenseits auszuschließen, stand Innocenz III. an der Spitze der hierarchischen Weltordnung, mit den einem drohenden Heere vergleichbaren Schaaren der Franziskaner und Dominikaner, im Besitz einer Machtfülle, wie sie noch niemals in die Hand eines sterblichen Menschen gelegt gewesen war. Demüthig beugten sich die weltlichen Fürsten vor seinem Thron und legten das Geschick ihrer Staaten in seine Hand: der Triumph über Johann von England, der dieser neuen Weltordnung zu widerstreben gewagt, die Entthronung seines Verbündeten, des Kaisers Otto, der den Versuch gemacht hatte sich der bisher getragenen Autorität der Kirche wortbrüchig zu entziehen, bestätigten in den Augen der staunenden Zeitgenossen die Richtigkeit der von Innocenz III. vertretenen Ansprüche und wurden aufgefaßt wie ein Gottesurtheil, das alle zu demüthigem Gehorsam einschüchtern sollte. Aber je consequenter das papale System sich entfaltete, zu um so entschlossenerem Widerstand sammelten sich auch die davon Bedrohten. Durch den Hinweis auf diese Thatsache motivirte Innocenz III. im Frühjahr 1213 seinen Entschluß zur Berufung eines allgemeinen Concils: er meinte also doch der Stärkung nicht entbehren zu können, welche die feierliche Zustimmung der Gesammtkirche zu seiner Politik gewähren konnte. Wenn er dadurch aber zugleich den Widerstand mit Einem Schlage zum Schweigen zu bringen dachte, der sich innerhalb der Kirche selbst gegen sein System regte, so mußte er doch die Erfahrung machen, daß dieser auf dem Concile selbst, und gerade in Bezug auf die wichtigste der damals schwebenden politischen Angelegenheiten scharf zum Ausdruck kam.

Im November 1215 fand das allgemeine Concil im Lateran statt, so zahlreich und glänzend besucht, daß es wol für eine Verkörperung der Gesammtkirche gelten konnte. Nicht weniger als siebenzig Patriarchen und Erzbischöfe, die von Jerusalem und Konstantinopel obenan, über vierhundert Bischöfe und das Doppelte an Aebten und Prioren sah Innocenz III. in jenen stolzen Tagen um sich vereinigt. Gesandtschaften der Könige von Deutschland, Frank-

reich, England, Aragonien, Castilien, Ungarn, Cypern und Jerusalem waren erschienen, auch andere Fürsten und Städte hatten besondere Bevollmächtigte geschickt. Aber während die Angelegenheiten, die der Papst bei Berufung des Concils als die vornehmsten Gegenstände der Berathung bezeichnet hatte, nämlich die Besserung der Kirche und die Sorge für die Zukunft des heiligen Landes, ohne Schwierigkeit nach seinen Wünschen erledigt wurden, gaben die Fragen, die sozusagen dem Grenzgebiete zwischen Staat und Kirche angehörten, Anlaß zu ernsten Differenzen zwischen Innocenz und einem Theile des Concils, aus dessen Mitte überhaupt die Art, in welcher der Papst das Kirchenregiment bisher geführt hatte, mehrfache Angriffe erfahren zu haben scheint. Denn als der deutsche Thronstreit zur Sprache kam, hielten nicht blos die zu Otto IV. stehenden lombardischen Städte, obenan Mailand, mit ihrer Misbilligung der päpstlichen Politik nicht zurück, sondern im Schooße des Concils selbst fand der Welfe warme Fürsprecher, und manche erwarteten von dem Siege des durch Innocenz geförderten Staufers geradezu die Erneuerung der Gefahren, welche der Kirche durch Heinrich VI. bereitet waren. Ja, Innocenz scheint aufgefordert worden zu sein, seine Hand von dem sicilischen König abzuziehen und Otto IV. mit den Mitteln der Kirche zur Befestigung seines wankenden Thrones zu unterstützen. Doch hat die päpstliche Autorität — wir wissen freilich nicht, auf welche Weise — diese Opposition zum Schweigen gebracht, so daß man in der letzten Sitzung die von Innocenz III. gegen Otto ergriffenen Maßregeln gut hieß, und der päpstliche Spruch, der den Kaiser bannte und für abgesetzt erklärte, konnte daraufhin mit gesteigerter Autorität der Welt nochmals verkündet werden. Natürlich machte das weithin den tiefsten Eindruck und trug wesentlich dazu bei, den vollen Sieg Friedrichs II. zu beschleunigen und der welfischen Partei alle Aussichten zu entziehen.

Wie hatten sich die Zeiten geändert! Noch vor wenigen Jahrzehnten hatte Kaiser Friedrich I. unter Berufung auf Konstantin, Justinian und Karl den Großen streitende Päpste vor seinen Richterstuhl geladen, damit sie durch seinen Mund über ihr Recht und Unrecht erkennen ließen, und jetzt sprach der Papst mit dem allgemeinen Concil einem Nachfolger derselben römischen Imperatoren, der sich je länger je entschiedener zu denselben Principien bekannt hatte, Reich und Krone ab, während er gleichzeitig dem mit seinen Großen hadernden Vasallen des heiligen Vaters, dem König von England, Hülfe leistete und denselben von dem Eid entband, den er auf die seine launenhafte Willkür einschränkende Magna Charta geleistet hatte. Ueber Völker und Fürsten, über den Eiden beider stehend, sie lösend und bindend, wie es der wechselnde Vortheil seiner Stellung erforderte, war Innocenz III. der Träger einer Weltherrschaft, in der sich die höchste kirchliche und die höchste weltliche Autorität vereinigten, war er Kaiser und Papst in Einer Person und durfte sich rühmen die Ideale Gregors VII. verwirklicht zu haben.

Aber schon tauchten die ersten Anzeichen einer sich regenden Reaktion dagegen auf.

II. Kaiser Friedrich II.

1215—1235.

Der kaum dem Jünglingsalter entwachsene Mann, der nun die deutsche Krone trug, war durch eine schwere Schule hindurchgegangen, die unverwischbare Spuren in seinem Wesen zurückgelassen hatte. Den Vater hatte Friedrich II. kaum gekannt: die ersten Eindrücke, die er empfangen hatte, waren der Widerstreit zwischen Deutschen und Sicilianern, die Verjagung der ersteren und die leidenschaftliche nationale Agitation der letzteren gewesen. Vier Jahr alt hatte er auch die Mutter zu Grabe tragen sehen. In trostloser Vereinsamung, ohne einen Verwandten, der sich seiner angenommen und dem Herzen des Knaben den Verlust der Eltern zu ersetzen versucht hätte, war er zurückgeblieben inmitten einer Umgebung, die von politischen Gegensätzen und persönlichen Intriguen zerwühlt war. In die Mitte leidenschaftlicher Parteikämpfe gestellt, sah er sich, je nach dem Wechsel des Glücks, bald von dieser, bald von jener Partei an sich gerissen, um mit seinem jungen königlichen Namen die Herrsch- und Habgier, die Launen und Willkür der jeweiligen Gewalthaber zu decken. So hatte er es von Markward von Anweiler, von Capparone, der ihn längere Zeit wie einen Gefangenen gehalten, von Diepold von Acerra zu erleben gehabt und dabei sehen müssen, wie das weltherrschende Papstthum, dessen Träger seit der Mutter Tod sein Vormund war, als Regent seines Reiches dem Hader der Faktionen und dem wilden Treiben der ehrgeizigen Großen Einhalt zu thun und seine Rechte zu wahren außer Stande war. Was konnte der hochbegabte Knabe aus solchen Ereignissen und Zuständen als Lehre für sein Leben mit hinwegnehmen? Zunächst doch jedenfalls die Meinung, daß man gut thue die Menschen nicht in sein eigenes Innere blicken zu lassen, sondern denselben seine wahren Absichten und Wünsche möglichst zu verbergen; daß man den Menschen nicht trauen dürfe und hinter ihrem Thun und Lassen allezeit eine besondere Berechnung vermuthen müsse; daß man überhaupt zunächst immer den eigenen Vortheil im Auge haben und die Menschen, auch gegen ihren Willen, für denselben benutzen solle: wenn Friedrich nachmals als ein Meister erscheint in der machiavellistischen Kunst der Verstellung, ein Meister in der Kunst sein eigentliches Ziel zu verbergen und anderer Kräfte unter täuschenden Vorwänden sich dienstbar zu machen, so erkennt man darin das Bild der Verhältnisse, unter denen er aufgewachsen und frühreif zu politischem Denken und Handeln gebildet war. Ein kalt berechnender Ver-

stand, der allein in dem Nutzen den Maßstab für die Beurtheilung von Menschen und Dingen fand, schwer zugänglich jeder herzlichen Regung, die ihn in der Durchführung einer solchen Politik des crassen Egoismus hätte hindern können, war Friedrich II. stets bereit sich durch weitgehende Zugeständnisse für den Augenblick aus den ihn umdrängenden Schwierigkeiten zu befreien, aber ebenso entschlossen dieselben, sobald die Verhältnisse sich günstiger gestalteten, zurückzunehmen und als nicht geschehen zu ignoriren. Es mag sein, daß neben der Schule, in welche die Verhältnisse Siciliens ihn nahmen, diese Seite in Friedrichs Wesen namentlich ausgebildet worden ist durch das Beispiel desjenigen sicilischen Staatsmanns,[1]) der dem jungen König schon dadurch am nächsten gestanden, daß er durch keinen Wechsel der herrschenden Partei sich ganz beseitigen ließ, sondern mit Aalglätte immer wieder einen Platz zu gewinnen und sich den augenblicklichen Gewalthabern unentbehrlich zu machen mußte, Walter von Palear, Erzbischof von Troja und langjähriger Kanzler des sicilischen Reichs. Dem widerspricht es nicht, daß Friedrich, als er mündig geworden sich im Besitz der Gewalt erst sicher fühlte, gerade diesen Mann möglichst schnell beseitigt hat. Je weniger so das Herz des jungen Königs zu wärmerem Fühlen und innigerem Anschluß erweckt wurde, um so reicher, vielseitiger und unabhängiger entwickelte sich sein frühreifer Verstand. Eine Fülle der Anregung empfing er sicher aus der Umgebung, in der er aufwuchs, wo Abendland und Morgenland sich die Hand reichten und die christliche Kultur sich mit der arabischen und byzantinischen zu einem üppigen, farbenprächtigen Ganzen verband: die Dom- und Schloßbauten seiner normännischen Vorfahren, die Pracht der von traumhaften Gärten umkränzten Lustsitze, die halborientalische Hingabe an sinnlichen Genuß, welche den Bewohnern derselben seit Generationen eigen geworden, übten auf den lebhaften Sinn des heißblütigen Knaben einen unwiderstehlichen Zauber, dem er sich niemals wieder entzogen hat. Frühzeitig (1209) aus politischen Rücksichten der ihm an Jahren weit überlegenen Konstanze von Aragonien, der Wittwe des jung verstorbenen Königs Emmerich von Aragon, vermählt, die dem jugendlichen Gemahl vor allem eine Gehülfin in den Sorgen der Regierung hatte sein sollen, hat der König die halborientalische Haremswirthschaft erneut, die schon in der normännischen Zeit zu Palermo üblich gewesen war. Außerdem aber gewann er in dem Verkehr mit gebildeten, nicht selten gelehrten Vertretern des Islams einen religiösen Standpunkt, der ihn dem kirchlichen Denken seiner Zeit entfremdete und im Sinne der Aufklärung späterer Jahrhunderte mit kühler Gleichgültigkeit in religiösen Dingen erfüllte. Mit Unrecht freilich hat man ihn einen heimlichen Mohammedaner genannt; sicher jedoch ist, daß er trotz der zeitweise geflissentlich zur Schau getragenen Kirchlichkeit für einen rechtgläubigen Christen im Sinne seiner Zeit nicht gelten konnte. Dem entspricht auf der anderen Seite Friedrichs

1) Winkelmann, Jahrbücher des deutschen Reichs unter Otto IV. S. 84.

Vorliebe für die exakten Wissenschaften: in Mathematik, Naturkunde, Medizin hatte er sich gründliche Kenntnisse erworben und zu ihnen kehrte er zurück, wenn er sich von den verzehrenden Anstrengungen erdrückender Regierungssorgen erholen wollte. Mit solchen wissenschaftlichen Neigungen aber war er eben auf die Mohammedaner angewiesen, und wie das gesammte Abendland, so mußte auch er bei den arabischen Gelehrten in die Schule gehen. Wie gern hat er mit diesen in geistvoller Wechselrede philosophische Probleme erörtert: selbst der schwierigen arabischen Sprache, die ja in großen Theilen Siciliens noch gesprochen wurde, war er Herr geworden, aber auch die griechische, lateinische und französische waren ihm geläufig, und sein Hof zu Palermo war eine der vornehmsten Pflegstätten für die werdende Sprache Italiens, und die Poesie desselben fand dort auch lebhafte Theilnahme und freundliche Förderung. Nur ein Zug fehlt in dem so reichen und vielseitigen Wesen Friedrichs gänzlich: nirgends ahnt man seine deutsche Herkunft. Sicilianische, griechische, arabische Elemente mischen sich in ihm: die deutschen fehlen. War er doch in den empfänglichsten und bildsamsten Jahren der Jugend in einer dem deutschen Wesen geradezu feindlichen Umgebung gewesen. Auch waren die deutschen Kriegshauptleute, die mit seinem Vater zur Niederwerfung und Niederhaltung der nationalen Bewegung in das Land gekommen waren und wiederholt gegen ihn und seine sicilianische Regierung in Waffen gestanden hatten, nicht die Leute, die ihm für Deutschland und Deutsche Verständnis und Neigung hätten einflößen können. Und wenn Friedrich in einem kritischen Augenblick seine halb vergessenen Rechte auf die deutsche Krone aufnahm und durchzusetzen beschloß, so waren nationale Gesichtspunkte und deutsche Interessen dabei völlig unbetheiligt. Vielmehr handelte es sich für ihn nur darum, Deutschland der neu aufstrebenden sicilischen Großmacht so dienstbar zu machen, wie einst sein Vater Sicilien der deutschen dienstbar gemacht hatte, um den Stützpunkt wiederzugewinnen, ohne den die staufische Weltherrschaft nicht erneut werden konnte. In Deutschland war und blieb Friedrich ein Fremdling auch als deutscher König: ohne Verständnis für Deutschlands besondere Verhältnisse, ohne Interesse für dessen Zukunft, ja ohne den Willen dort irgend einen bestimmenden Einfluß zu üben ging er von Anfang an nur darauf aus, von dorther zur Verwirklichung seiner ganz anderen Zielen geltenden Entwürfe möglichst viel Mittel zu gewinnen. In diesem kurzsichtigen und egoistischen Streben hat er kein Bedenken getragen, gerade die entwickelungsfähigsten und verheißungsvollsten Bildungen des deutschen Lebens den ihnen feindlichen Gewalten zu opfern. Darunter haben namentlich die deutschen Städte zu leiden gehabt: Folgen davon waren die unaufhaltsame Minderung des deutschen Königsgutes und der deutschen Königsrechte, die Vollendung der fürstlichen Territorialhoheit und die fortschreitende Zersplitterung Deutschlands. Nicht ohne Kummer kann der Deutsche des Schicksals gedenken, das Friedrich II. über sein Vaterland gebracht hat: die vornehmste Quelle des Elends der folgenden Jahrzehnte liegt in dieser Regie-

rung. Und dennoch kann man sich auch einer gewissen Bewunderung nicht entschlagen vor der Riesenkraft dieses Herrschergeistes, die sich mit dem Wachsen der Gefahr und dem Steigen der wilden Kampfesleidenschaft immer imposanter entfaltete und noch die siegreichen Gegner mit Furcht und Staunen erfüllte. Eine Despotennatur von außerordentlicher Großartigkeit des Wollens wie des Könnens tritt uns in Friedrich II. entgegen. Wie ein Fremdling erscheint er in seiner Zeit, hoch erhaben über alles beschränkte Denken derselben, ein aufgeklärter Freidenker, der erste Monarch, der den Begriff des Staates klar und bestimmt erfaßt hat und mit wahrhaft imponirender Rücksichtslosigkeit zur Anerkennung zu bringen strebt. Zwei Jahrhunderte trennen ihn von Otto III., an den er durch den Mangel eines bestimmten nationalen Charakters erinnert; aber die Verschiedenheit beider trotz dieses gemeinsamen Zugs offenbart mit einem Schlage, welch unendlichen Fortschritt die Welt inzwischen gemacht hatte, wie sehr die Grundlagen der geistigen, der sittlichen, der politischen und der kirchlichen Kultur gewandelt waren. Friedrichs II. Kämpfe aber und sein Scheitern nach einem wahrhaft titanenhaften Ringen offenbaren nach der anderen Seite hin, wie weit die Welt noch von dem Ziele entfernt war, auf das Friedrich II. hinwies, und welch mühseliger, viel verschlungener Weg noch bis dahin zu durchmessen war. Man möchte sagen, Friedrich II. war ein halbes Jahrtausend zu früh gekommen — im 17. und 18. Jahrhundert wäre er am Platze gewesen, in den aufgeklärten Despoten jener Zeit und ihren genialen, aber rücksichtslosen und gewaltthätigen Gehülfen hätte er Geistesverwandte gefunden.

Innocenz III. hatte sich die Gefahren nicht verhehlt, welche die Erhebung Friedrichs von Sicilien auf den deutschen Thron der Kirche bereiten konnte: die Urkunden, die er sich von seinem Schützling, als derselbe auf dem Wege nach Deutschland in Rom weilte, ausstellen ließ, sollten dieselben abwehren. Natürlich wurde dieser Zweck nur unvollkommen erreicht, und die Schranken, welche dem Wachsthum der staufischen Macht hatten gesetzt werden sollen, wurden bald durchbrochen. Selbst Innocenz III. hat diesen in der Logik der Thatsachen begründeten Entwickelungsgang nicht abwenden können: und nun folgte ihm, als er am 16. Juli 1216 starb, Honorius III., ein Mann, der an Weite des Blickes, an Schärfe des Urtheils, an Energie des Wollens und an Entschlossenheit des Handelns weit hinter ihm zurückstand. Dennoch wurde dieser von dem einmal herrschenden Zuge der päpstlichen Politik, die wie nach dem Gesetze der Schwerkraft die einmal eingeschlagene Richtung weiter verfolgen mußte, auf der betretenen Bahn vorwärts geführt, nur daß Friedrich II., ihm gegenüber durch keine Rücksichten der Pietät gebunden, seine geistige Ueberlegenheit zur Geltung bringen konnte. Seit Friedrich die deutsche Krone gewonnen, hatte er als vornehmstes Ziel die Zerreißung der ihm durch Innocenz III. aufgenöthigten Verpflichtungen im Auge: planmäßig suchte er die Curie für den Moment des ausbrechenden Kampfes zu isoliren, um ihr die erfolgreiche Gegenwehr unmöglich zu machen, sie bis dahin aber durch Worte

der Ergebenheit in dem Glauben an seine Dienstwilligkeit zu erhalten. Und dennoch that er schon damals Schritte, welche die Curie beunruhigen konnten. Konstanze von Aragonien hatte ihm noch vor dem Aufbruch nach Deutschland einen Sohn geboren: 1216 ließ er beide nach Deutschland kommen und machte den jungen Heinrich zum Herzog von Schwaben, — ein erster Schritt zur künftigen Vereinigung der deutschen und sicilischen Krone auf dem Haupte desselben. Bald wurde derselbe auch zum Rektor von Burgund erhoben: unverkennbar lenkt Friedrich in die Bahnen seines Großvaters ein, während er gleichzeitig durch Zugeständnisse auf Kosten der Königsmacht die weltlichen und geistlichen Fürsten zu gewinnen trachtet. Darüber starb, bereits ziemlich vergessen, Kaiser Otto am 10. Mai 1218 zu Harzburg. Nun endlich lieferte sein Bruder, Pfalzgraf Heinrich, die Reichskleinodien an Friedrich aus und huldigte demselben. Und noch war kein Jahr seitdem vergangen, als der Kaiser im April 1220 seinen Sohn Heinrich von den Fürsten förmlich zum römischen König wählen ließ. Die gewaltigen Ereignisse, die dem Tode Heinrichs VI. gefolgt, waren also, wie es schien, vergeblich gewesen: das staufische Haus stand fast auf demselben Punkte, den es unter Heinrich VI. gewonnen hatte; alles, was Innocenz III. seit den Recuperationen für die Kirche erreicht hatte, war wieder in Frage gestellt und die Umrisse der werdenden kaiserlichen Weltherrschaft tauchten wiederum deutlicher in der sich lichtenden Zukunft auf. Wäre die päpstliche Politik noch dieselbe gewesen wie zehn Jahre zuvor, vermuthlich hätte der Conflikt zwischen Reich und Kirche sich schon in diesem Augenblicke erneut. Aber Honorius III. war kein Innocenz und Friedrich II. kein Heinrich VI.: während Honorius sich mit dem Glauben schmeichelte, die Ergebenheitsbetheuerungen des Königs seien ernstlich gemeint, und denselben daher im Interesse der Kirche zunächst zur Ausführung eines neuen Kreuzzuges zu benutzen dachte, wußte Friedrich, nicht so gewaltsam auf das Ziel lossteuernd wie sein Vater, durch ein scheinbares Eingehen auf solche Entwürfe die Curie vollends zu täuschen, sich darauf hin von ihr Vortheile aller Art gewähren zu lassen und so durch ein meisterhaftes diplomatisches Trugspiel Zeit und Macht zu gewinnen. Es bleibt freilich immer ein befremdlicher Zug in dem Bilde des freidenkerischen, zum mindesten religiös indifferenten Staufers, daß er, der Freund und Gönner der arabischen Philosophen, keinen Anstand nahm, die von der anerkannten Norm des kirchlichen Denkens abweichenden Häretiker, ein Name, unter dem die Kirche immer weitere Kreise begriff, um insbesondere die auf das verdunkelte Evangelium hinweisenden Gemeinden harter Verfolgung preiszugeben, dem Eifer der Wächter des rechten



Bulle von Papst Honorius III.
Links St. Paulus, rechts St. Petrus; als solche durch die Ueberschriften erklärt.

Glaubens überantwortete und selbst die Autorität des Staates in den Dienst der Inquisition stellte. Aber so wenig wie für die katholische Orthodoxie hatte er Sinn und Verständnis für die kostbaren Reste evangelischer Wahrheit und die Summe neuen geistigen und kirchlichen Lebens, welche diese mishandelten Ketzergemeinden bargen.

Aber die Politik Friedrichs II. hatte den gewünschten Erfolg. Als derselbe, nachdem er die Regentschaft in Deutschland für den unmündigen Heinrich VII. dem Erzbischof Engelbert von Köln übergeben hatte, nach Italien kam, empfing er am 22. November 1221 aus der Hand Honorius' III. die Kaiserkrönung; bei derselben erneute er das Gelübde einer Kreuzfahrt zur Rettung des heiligen Landes. Aber wenn er auch seinen vertrauten Rathgeber, den Meister der Brüder vom Deutschen Hause zu St. Marien, den edlen Hermann von Salza, bald danach nach Aegypten sandte, so fand er selbst doch immer neue Gründe, den Aufschub seines Aufbruchs zu erklären und zu entschuldigen, und auch der tiefe Eindruck, den die schließliche Katastrophe der Christen in Damiette auf das ganze Abendland hervorbrachte, änderte an dieser von dem Papst immer lebhafter beklagten Haltung des Kaisers nichts. Das trügerische Spiel dauerte auch die folgenden Jahre, freilich nicht ohne den Frieden zwischen Kaiserthum und Kirche allmählich zu untergraben und durch die Enthüllung der wahren Absichten des Staufers die Möglichkeit einer gütlichen Lösung des sich schürzenden Conflikts zu erschweren.

Auch auf der Zusammenkunft, die er im April 1222 zu Veroli mit Friedrich hatte, erreichte Honorius III. nichts: nur ein Congreß zur Berathung über die Angelegenheiten des heiligen Landes wurde vereinbart und nach Jahresfrist, im März 1223 in Ferentino gehalten. Da endlich verpflichtete sich der Kaiser binnen längstens zwei Jahren selbst nach dem Osten aufzubrechen. Aber schon jetzt wurde deutlich, daß dieser Kreuzzug einen ganz andern Charakter annehmen würde, als die Kirche erwartete und wünschte: denn indem Friedrich, durch den Tod Konstanzes von Aragonien verwittwet, sich auf den Rath Hermanns von Salza mit Jolanthe, der Tochter Johanns von Brienne, der damals den Titel eines Königs von Jerusalem führte, verlobte und so ein Erbrecht auf das christliche Reich in Palästina erwarb, wurde seine Unternehmung aus der Sphäre, in welcher sich die Kreuzzüge bisher bewegt hatten, in die der dynastischen Interessenpolitik verpflanzt und forderte dadurch die Opposition aller derjenigen heraus, welche an der Erhaltung der im Osten bestehenden Rechtsordnung, so wenig sie sich bewährt hatte, ein Interesse hatten. Die zwei Jahre verstrichen jedoch, ohne daß der Kaiser seine Zusage einlöste; ein neuer Aufschub wurde ihm bewilligt, aber nach seinem Ablauf war der Kreuzzug nicht angetreten. Allmählich durchschaute die Curie die politischen Ränke Friedrichs: sie wurde dringender, sie begann zu drohen. Im Juli 1225 ging der Kaiser darauf zu San Germano eine neue, besonders feierliche, eidliche Verpflichtung ein: erfüllte er sein Wort nicht, so sollte er ohne Weiteres excommunicirt sein. Nun schien Friedrich

endlich Ernst zu machen: Jolanthe wurde feierlich nach Italien geleitet und ihm vermählt; er führte hinfort den Titel eines Königs von Jerusalem; in Italien sowol wie in Deutschland wurde zu der Meerfahrt gerüstet. Aber wieder schien das alles nur bestimmt andere Absichten zu verdecken. Offenbar gedachte Friedrich den ihm von der Kirche aufgenöthigten Kreuzzug zu benutzen, um seine Herrschaft in Italien zu erweitern und namentlich die lombardischen Städte unter dieselbe zu beugen: er nahm die Politik wieder auf, die seinem Großvater verhängnisvoll geworden war. Als er nun auf Ostern 1226 einen großen Reichstag nach Cremona ausschrieb, wo über die zur Förderung des Kreuzzuges zu ergreifenden Maßregeln berathen, ferner die Ordnung des Reiches gebessert und der Friede gesichert werden sollte, und dazu nicht blos den Lehnsadel und die Bischöfe, sondern auch die Magistrate der Städte einlud — aus Deutschland sollte König Heinrich VII. erscheinen —, da ergriffen die lombardischen Städte Maßregeln zur Vertheidigung ihrer bedrohten Freiheit. Um Mailand sammelte sich die Mehrzahl zu einem Bunde, um die ihnen in dem Konstanzer Frieden gewährleisteten Rechte im Nothfall mit Waffengewalt zu wahren. Bald waren unter Leitung der Bundesrektoren die Rüstungen in vollem Gange: eine nationale Freiheitsbewegung ergriff die Lombardei, der sich nur wenige Städte auf die Dauer entziehen konnten. Durch Sperrung der Alpenpässe verlegten die Lombarden den deutschen Hülfsvölkern den Weg: der Reichstag zu Cremona mußte unterbleiben. War es die Absicht Friedrichs gewesen, den Kampf gegen die lombardische Städtefreiheit in einem Zeitpunkt zu beginnen, wo die Curie durch die Rücksicht auf den Kreuzzug gehindert war ihren alten Bund mit den Städten, der seinem Großvater so verderblich geworden war, zu erneuern, so war dieselbe allerdings erreicht. Denn weil die Lombarden den Kaiser durch ihre Feindseligkeiten an der Erfüllung seines Gelübdes hinderten, mußte die Kirche gegen sie einschreiten und sie zwingen Friedrich genug zu thun. Während Friedrich die Glieder des neuen lombardischen Bundes ächtete und der zu Konstanz erlangten Rechte und Freiheiten beraubte, sprach der zum Legaten für den Kreuzzug ernannte Bischof von Hildesheim den Bann gegen sie aus — ein unnatürliches Verhältnis, das mit den wahren Interessen beider Theile in Widerspruch stand und nur durch die schwächliche Langmuth Honorius' III. ermöglicht wurde. Der Tod desselben, der am 18. März 1227 erfolgte, mußte sofort einen Umschlag herbeiführen.

Denn an seine Stelle trat nicht blos ein Blutsverwandter und Schüler, sondern auch ein Geistesverwandter Innocenz' III., Ugolino Conti, als Gregor IX., ein hochbetagter Greis, in dem aber noch das Feuer jugendlicher Leidenschaft glühte, ein begeisterter Anhänger der hierarchischen Idee, entschlossen die Kirche auf der von Innocenz III. eingeschlagenen Bahn zur Weltherrschaft zu führen, voll stürmischer Thatenlust, rücksichtslos durchgreifend und nicht gewillt sich durch feingesponnene Intriguen aufhalten zu lassen, ein gefährlicher Gegner für Friedrich, der seine Entwürfe durchkreuzt und sich vor die

harte Nothwendigkeit gestellt sah, entweder seine wahren Absichten offen einzugestehen oder sich in der von ihm selbst gelegten Schlinge gefangen zu geben und die der Kirche gegebenen Zusagen, so unbequem sie ihm waren, wirklich zu erfüllen. Klug wählte Friedrich das letztere, sicher wieder in der Absicht, sich der aufgedrungenen Dienstbarkeit möglichst bald zu entziehen. So war die Curie mit einem Schlage wieder Herrin der Situation: an den Kaiser ergingen strenge, drohende Mahnungen zum Kreuzzug; auch wurden ihm ernste Vorhaltungen wegen seines sittlich lockern Lebens gemacht. Es scheint fast, als ob der Papst eine Handhabe suchte, um den Kaiser in Zukunft fassen und mit kirchlichen Censuren politisch unschädlich machen zu können. Aber auch die Lombarden wurden gebieterisch zurechtgewiesen: sie mußten die Feindseligkeiten einstellen, damit der Kreuzzug nicht gehindert werde. Bald sammelten sich denn auch deutsche und italienische Kreuzfahrer in Brindisi, selbst französische und lombardische Schaaren schlossen sich an; trotz einer Lagerseuche ging man in See. Friedrich selbst schiffte sich am 8. September ein; aber nach wenigen Tagen nöthigte ihn ein heftiges Fieber in Otranto wieder an das Land zu gehen; sein Reisegefährte, Landgraf Ludwig von Thüringen, der Gemahl der heiligen Elisabeth, starb bald danach. Es liegt kein Beweis



Holzstandbild der heil. Elisabeth im Dom zu Marburg. Späterer Zeit angehörig.

dafür vor, daß Friedrich die Krankheit nur vorgeschützt habe, um der lästigen Kreuzfahrt nochmals zu entgehen; im Gegentheil, der Zwischenfall versetzte ihn in eine überaus peinliche Lage, während er die Unternehmung nach Palästina gerade damals unter den denkbar günstigsten Umständen hätte ausführen können. Gregor IX. aber sah in Friedrichs Erkrankung nur eine neue List, durch welche der Kaiser sich von den ihn bindenden feierlichen Eiden losmachen wollte. Am 29. September sprach er zu Anagni den Kirchenbann gegen Friedrich aus und belegte jeden Ort, in dem der Gebannte sich aufhalten würde, mit dem Interdikt. Durch Schreiben in ungemessen leidenschaftlicher Sprache wurde das Strafurtheil der Welt bekannt gemacht; Schaaren von Bettelmönchen zogen aus, um gegen den eidbrüchigen Kaiser, den Verräther am heiligen Grabe, zu agitiren. Augenscheinlich ergriff Gregor IX. den durch ein glückliches Ungefähr gebotenen Zwischenfall mit Freuden und nutzte ihn entschlossen aus. Nicht weil er den Kreuzzug wieder hinausgeschoben hatte, bannte er Friedrich, sondern er eilte bei dieser Gelegenheit aus dem unklaren und ungesunden Verhältnis herauszukommen, in das die Kirche durch die Schwäche Honorius' III. zu dem Kaiser gerathen war. Der Kreuzzug war nur der Vorwand, der wahre Grund war das Wachsthum der staufischen Macht und die Erneuung der Gefahren, mit denen Heinrich VI. einst die Kirche bedroht hatte. Dem entsprach auch der Ton, den der Kaiser in den Antwortschreiben auf die päpstlichen Banndekrete anschlug. Statt sich auf die Abweisung der Anklagen zu beschränken, die wegen der Umkehr von dem Kreuzzuge wider ihn erhoben waren, griff Friedrich vielmehr den principiellen Gegensatz zwischen Papstthum und Kaiserthum auf: in schneidigen Worten enthüllte er das ungemessene Streben Roms nach Weltherrschaft und suchte die Fürsten insgesammt zu gemeinsamer Abwehr desselben zu vereinigen, indem er ihnen in Raimund, dem Grafen von Toulouse, der als Beschützer der Albigenser, ungeachtet der Rechtsbedenken, die Innocenz III. selbst zu seinen Gunsten auf dem Lateranconcil geltend gemacht hatte, durch dasselbe seines Landes verlustig erklärt worden war, und in Johann von England, der ein ähnliches Schicksal nur durch reumüthige Unterwerfung von sich abgewandt hatte, das Bild ihrer eigenen Zukunft vor Augen stellte. Und wenn Gregor IX. ihm wegen seines üppigen Lebens Vorhaltungen gemacht hatte, so wies Friedrich in starken Worten hin auf die mannigfache Entartung der ihrem Beruf untreu gewordenen, verweltlichten Kirche: er, der bisher kein Bedenken getragen der Kirche den weltlichen Arm zur Verfolgung aller reformfreundlichen Sekten zu leihen, stellte sich jetzt auf den Standpunkt eben dieser Sekten, indem er die Kirche hinwies auf das Vorbild der apostolischen Einfachheit und Armuth; er zwang jetzt, dem Bann und dem Interdikt Trotz bietend, die Geistlichen in seiner Gegenwart die Messe zu celebriren. Und weithin fand er damit Beifall, und trotz der Agitation der Bettelmönche blieben ihm seine Unterthanen diesseits und jenseits der Alpen treu. Ja, Gregor IX. gerieth in arge Bedrängnis, als Ostern 1228 ein Aufstand in Rom ausbrach, der ihn nach Viterbo zu entweichen nöthigte.

Transscription
zu dem Facsimile der Ketzerordnung Kaiser Friedrichs II., 1232.

Fridericus Dei gratia Romanorum imperator et semper augustus, Jerusalem et Siciliae rex. Dilectis principibus suis, venerabilibus archiepiscopis, episcopis aliisque prelatis ecclesiarum, ducibus, marchionibus, comitibus, baronibus, scultetis, burggraviis, advocatis, judicibus, ministerialibus, officialibus et universis per totum imperium constitutis presentes litteras inspecturis, fidelibus suis gratiam suam et omne bonum. Commissi nobis celitus cura regiminis et imperialis cui dante domino presidemus fastigium dignitatis, materialem quo divisim a sacerdotio fungimur gladium adversus hostes fidei et in exterminium heretice pravitatis exigunt exerendum, ut vipereos perfidie filios contra dominum et ecclesiam insultantes tamquam materni uteri corrosores in judicio et justitia persequamur, maleficos vivere non passuri, per quorum scientiam seductricem mundus inficitur et gregi fidelium per oves has morbidas gravior infligitur corruptela. Statuimus itaque sanctientes, ut heretici, quocumque nomine censeantur, ubicumque per imperium ab ecclesia dampnati fuerint et seculari judicio assignati, animadversione debita puniantur. Si qui vero de predictis postquam fuerint deprehensi, territi metu mortis redire voluerint ad fidei unitatem, juxta canonicas sanctiones ad agendam penitentiam in perpetuum carcerem retrudantur. Preterea quicumque heretici reperti fuerint in civitatibus, oppidis seu locis aliis imperii per inquisitores ab apostolica sede datos et alios orthodoxe fidei zelatores, hii qui iurisdictionem ibidem habuerint, ad inquisitorum et aliorum catholicorum virorum insinuationem eos capere teneantur et captos artius custodire, donec per censuram ecclesiasticam condempnatos dampnabili morte perimant, qui fidei et vite sacramenta dampnabunt. Simili quoque pena plecti censemus omnes, quos ad fovendum hereticorum errorem callidi hostis astutia suscitat advocatos et parat illicitos defensores, maxime cum facinus quos inquinat equet, nisi monitione premissa destiterint et eorum vite duxerint consulendum. Eos preterea, qui convicti in uno loco de heresi ad alia loca se transferunt, ut cautius possint effundere virus heretice pravitatis, debitam vindictam subire censemus. Ubi super hoc per viros ab eodem errore conversos ad fidem necnon alios, qui eos de heresi convicerunt, quod in hoc casu licite concedimus faciendum, evidens testimonium habeatur. Item mortis sententie duximus adicendos, si quos hereticorum ad iudicium tractos in extremo vite periculo heresim abiurantes postmodum de falso juramento constiterit et fide mentita convinci ac eos contigerit eiusdem morbi spontaneam incurrere recidivam, ut sibi dampnabilius iniquitas sit mentita et penam debitam mendacium non evadat. Omne insuper proclamationis et appellationis benefitium ab hereticis receptatoribus et fautoribus eorundem penitus amovemus volentes, ut de finibus Alemannie, in quibus semper extitit fida fides, heretice labis genimina modis omnibus deleantur. Ceterum quia quanto maiora divino nutu miserationis accepimus et altiorem locum pre filiis hominum optinemus, tanto devotiora debemus obsequia gratitudinis conferenti. Si quando igitur in nostri

maledicos nominis nostri culminis excandescat auctoritas, si lese maiestatis reos in personis eorum et suorum liberorum exheredatione dampnamus, multo dignius iustiusque contra divini blasphematores nominis et catholice detrectatores fidei provocamus eorundem hereticorum receptatorum, fautorum et advocatorum suorum heredes et posteros usque ad secundam progeniem beneficiis cunctis temporalibus, publicis officiis et honoribus imperiali auctoritate privantes, ut in paterni memoria criminis continuo merore tabescant. Vere scientes, quia Deus zelotes est peccata patrum in filios potenter ulciscens, nec id a misericordie finibus duximus excludendum, ut si qui paterne heresis non sequaces latentem patrum perfidiam revelarint, quacumque reatus illorum animadversione plectatur predicte privationi non subiaceat innocentia filiorum. Ad hoc notum fieri volumus universis, priorem et fratres ordinis predicatorum de Prem. pro fidei negotio in partibus Teutonie contra hereticos deputatos, fideles nostros, ceteros quoque qui ad hereticos iudicandos accesserint et convenerint, nisi eorum aliqui ab imperio sint proscripti, eundo, morando et redeundo sub nostra et imperii speciali defensione receptos et quod eis apud omnes sub ope ac recommendatione fidelium imperii esse volumus inoffensos, universitati vestre mandantes, quatinus quocumque et apud quemcumque vestrum pervenerint, benigne recipiatis eosdem et personas eorum ab incursu hereticorum eis insidiantium conservantes indempnes, omne consilium, ducatum et auxilium impendatis pro tam acceptis eorum domino negociis exequendi, hereticos vero, quos deprehenderint et ostenderint ipsi vobis in iurisdictione vestra, singulari capientes diligentia custodia detinendos, donec post ecclesiastice dampnationis iudicium penam subeant, quam merentur, scituri quod in executione ipsius negocii gratiam coram Deo et laudabile coram nobis conferetis obsequium, si ad abolendam de partibus Alemannie novam et insolitam heretice infamiam pravitatis opem et operam una cum eisdem fratribus prestiteritis efficacem. Et si quis foret exinde negligens et remissus, inutilis coram domino et in conspectu nostro poterit merito culpabilis apparere. Datum Ravenne. Anno domini iucarnationis millesimo ducentesimo tricesimo secundo. Mense Martii. Quinte Indictionis.

Ueberſetzung
zu dem Facſimile der Ketzerordnung Kaiſer Friedrichs II., 1232.

Friedrich, von Gottes Gnaden Kaiſer der Römer und allzeit Mehrer (des Reiches), König von Jeruſalem und Sicilien, ſeinen geliebten Fürſten, den ehrwürdigen Erzbiſchöfen, Biſchöfen und anderen Prälaten der Kirchen, den Herzögen, Markgrafen, Grafen, Baronen, Schultheißen, Burggrafen, Vögten, Richtern, Miniſterialen und Beamten und allen im ganzen Reich, die gegenwärtiges Schreiben ſehen, ſeinen Getreuen Gnade und alles Gute. Die Sorge für die uns vom Himmel aufgetragene Königsherrſchaft und die Hoheit der uns von dem Herrn verliehenen kaiſerlichen Würde gebieten uns das weltliche Schwert, das wir getrennt von dem Prieſterthum führen, gegen die Feinde des Glaubens und zur Ausrottung ketzeriſcher Schlechtigkeit zu ziehen, damit wir die Schlangenſöhne des Unglaubens, die den Herrn und die Kirche beleidigen wie Entweiher des eigenen Mutterleibes, mit gerechtem Urtheil verfolgen und die Böſewichter nicht leben laſſen, durch deren verführeriſche Wiſſenſchaft die Welt vergiftet und die Heerde der Gläubigen durch dieſe räudigen Schafe angeſteckt wird. Wir beſtimmen daher, daß Ketzer, wie ſie auch immer benannt ſein mögen, wo irgend im Reich ſie von der Kirche verdammt und dem weltlichen Gericht überwieſen ſind, mit der gebührenden Strafe belegt werden. Wenn aber von den Genannten welche nach ihrer Ergreifung aus Furcht vor dem Tode zu der Glaubenseinheit zurückkehren wollen, ſo ſollen ſie den kanoniſchen Satzungen gemäß, um Buße zu thun, zu lebenslänglicher Haft eingeſchloſſen werden. Ferner ſollen, wenn Ketzer in Städten, Flecken oder anderen Orten des Reiches durch die vom apoſtoliſchen Stuhle beſtellten Inquiſitoren und andere Eiferer für den rechten Glauben aufgefunden ſind, diejenigen, welche daſelbſt die Gerichtsbarkeit haben, auf Anzeige der Inquiſitoren und anderer katholiſcher Männer gehalten ſein dieſelben gefangen zu nehmen und ſtreng in Haft zu halten, bis ſie dieſelben, durch kirchlichen Spruch verurtheilt, dem Tode der Verworfenen überliefern als ſolche, welche ihrerſeits die Sacramente des Glaubens und des Lebens verwarfen. Gleiche Strafe, meinen wir, muß alle diejenigen treffen, welche die Verſchlagenheit des argliſtigen Feindes zum Schutz ketzeriſcher Irrthümer anſtiftet und zu unerlaubter Vertheidigung derſelben beſtimmt, zumal da ſie der ſie beſudelnden That gleichkommt, wenn ſie nicht auf vorherige Ermahnung abgeſtanden und ihr Leben zu retten beſchloſſen haben. Ferner ſollen diejenigen, welche, an einem Orte der Ketzerei überführt, ſich nach anderen Orten begeben, um ungeſtörter das Gift ketzeriſcher Verderbtheit auszuſprengen, die gebührende Strafe erleiden, wenn hierüber von Leuten, die von demſelben Irrthum bekehrt ſind, oder auch von ſolchen, welche ſie der Ketzerei überführen, was wir in dieſem Falle für erlaubt erklären, ein beſtimmtes Zeugnis vorliegt. Dem Tode verfallen erklären wir dann diejenigen Ketzer, welche vor Gericht gezogen in Gefahr des Lebens die Ketzerei abſchwören, dann aber des Meineides und der Lüge in Betreff des Glaubens

überführt freiwillig rückfällig in dieselbe Krankheit gerathen, auf daß die Ungerechtigkeit recht zu eigener Verdammnis gelogen habe und die Lüge der gebührenden Strafe nicht entgehen möge. Obenein entziehen wir jegliche Wolthat des Aufrufs und der Appellation den Schützern und Begünstigern der Ketzer, da wir Willens sind aus den Grenzen Deutschlands, wo der Glaube immer rein gewesen ist, die Keime des ketzerischen Unkrauts auf alle Weise auszutilgen. Weil wir aber im Uebrigen vom Himmel soviel Barmherzigkeit erfahren haben und hoch über die Menschenkinder gestellt sind, sollen wir zum Dank dem, der uns das verliehen hat, um so demüthiger Gehorsam leisten. Da wir nun, wenn unser erhabener Zorn gegen die, welche unsern Namen geschmäht haben, entbrennt, die der Majestätsbeleidigung Schuldigen in ihren Personen und ihre Kinder zur Enterbung verdammen, so verfahren wir würdiger noch und viel gerechter gegen die Schmäher des göttlichen Namens und die Verkleinerer des katholischen Glaubens, indem wir die Erben und die Nachkommen der Schützer, Begünstiger und Schirmherrn der Ketzer bis in die zweite Generation aller weltlichen Güter, öffentlichen Aemter und Ehren kraft kaiserlicher Autorität berauben, auf daß sie in Erinnerung an das Verbrechen des Vaters in dauernder Trauer dahinschwinden. In Wahrheit wissend, daß Gott ein eifriger Gott ist, der die Sünden der Väter an den Söhnen gewaltig heimsucht, haben wir auch das dem Umfang unserer Barmherzigkeit nicht entziehen zu müssen gemeint, daß diejenigen Söhne, welche ohne die väterliche Ketzerei zu theilen den heimlichen Unglauben des Vaters enthüllen, wie ihre Schuld auch bestraft werden möge, als unschuldig der vorerwähnten Beraubung nicht unterliegen sollen. Dazu wollen wir, daß allen bekannt werde, daß wir den Prior und die Brüder des Predigerordens von Bremen, die in Glaubenssachen gegen die Ketzer Bevollmächtigten für Deutschland, unsere Getreuen, und auch die übrigen, welche zur Aburtheilung von Ketzern gehen und zusammenkommen, mit Ausnahme der etwa von dem Reiche geächteten, im Hingehen, Verweilen und Zurückkehren unter unsern und des Reiches besondern Schutz nehmen und daß es unser Wille ist, daß sie überall unter dem Schutze und dem Schirm der Getreuen des Reichs unbehelligt sein sollen, indem wir euch allen anbefehlen, daß ihr sie, von wo und zu wem immer sie kommen mögen, freundlich aufnehmet und ihre Personen vor den Angriffen der ihnen auflauernden Ketzer unbeschädigt bewahret, ihnen Geleit und Hülfe gewähret für die Verrichtung dem Herrn so wolgefälliger Geschäfte, die Ketzer aber, welche sie ergreifen oder euch anzeigen in dem Bezirk eurer Gerichtsbarkeit, ergreifet und mit besonderem Fleiß festhaltet, bis sie nach dem kirchlichen Verdammungsurtheil die verdiente Strafe erleiden, indem ihr wisset, daß ihr in Vollstreckung dieses Geschäftes Gnade bei Gott erwerbet und löblichen Gehorsam vor uns erweist, wenn ihr zur Vertilgung der neuen und ungewohnten Schande der Ketzerei zugleich mit eben jenen Brüdern thatkräftig Hülfe leistet, und daß wer sich darin nachlässig und saumselig zeigt, vor Gott und vor unseren Augen mit Recht schuldig erscheinen kann. Gegeben zu Ravenna. Im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1232 im Monat März. In der fünften Indiktion.



[illegible] nisi monitione

[illegible] fratre [illegible]

[illegible] eius. quos ad [illegible] [illegible] concedimus [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] possint

debitam [illegible] [illegible] ubi [illegible]

eadem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

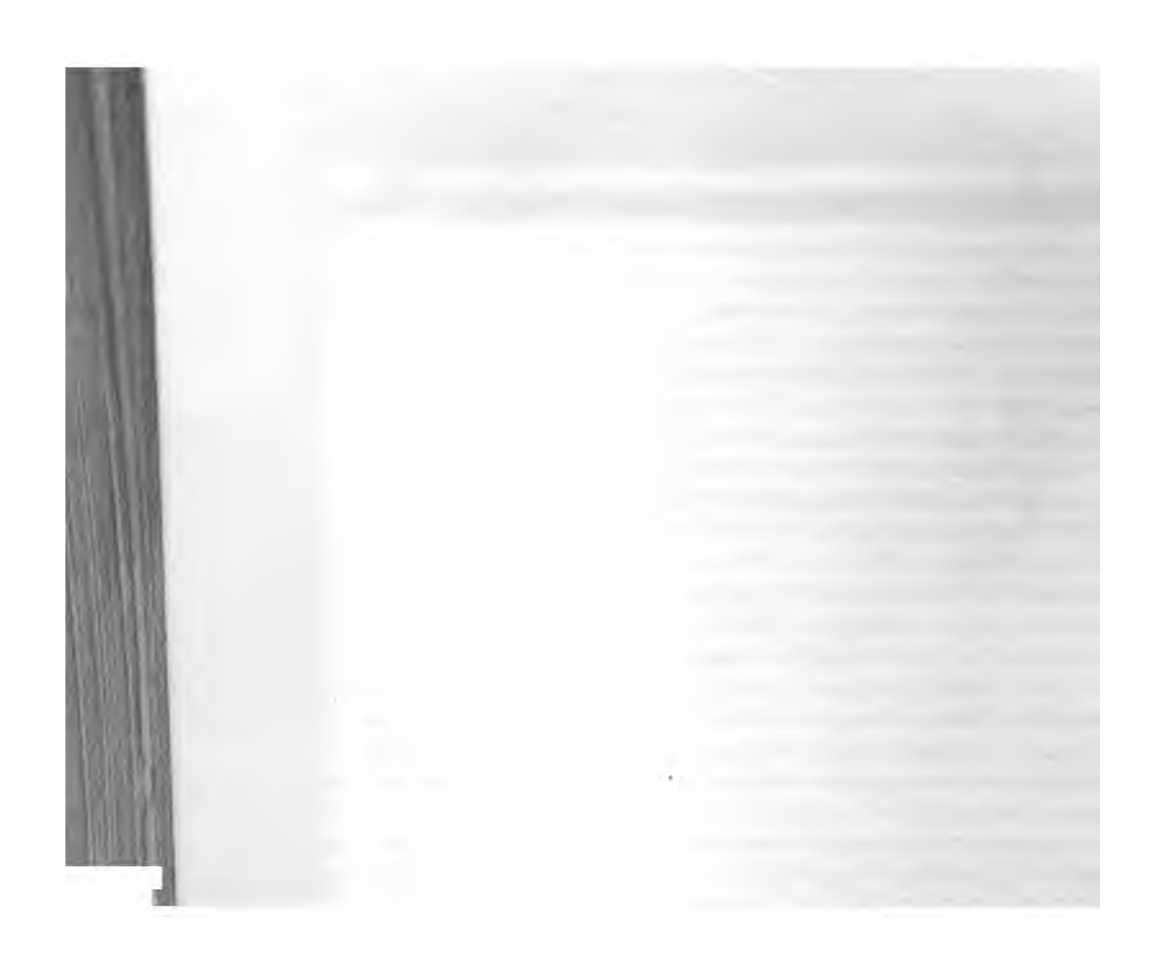
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Facsimile der Ketzerordnung Kaiser Friedrichs II.

Originalurkunde im Staatsarchive zu Bremen.

Ausfertigung für die Bremischen Dominikaner. Ravenna, März 1232.

Wirkliche Größe 36 : 35 Centimeter.



Demnach erinnert die Lage Friedrichs II. in jenem Moment einigermaßen an die Heinrichs IV. zur Zeit seiner Bannung durch Gregor VII. Wenn der Kaiser sich auch der nachtheiligen Folgen, welche die Excommunication über ihn bringen sollte, in der Hauptsache erwehrte, auf die Dauer konnte er nicht außerhalb der Kirche bleiben, ohne auf die Durchführung der ihn beschäftigenden großen Pläne zu verzichten, da er der Kirche dazu unab-



Siegel Kaiser Friedrichs II. als König von Jerusalem.

Der Kaiser auf einem Stuhle, dessen Lehne und Sitz von Gitterwerk und mit Borden, die gedrehten Säulen aber mit Lilien verziert sind. Auf dem Haupte Laubkrone mit Perlengehängen; in der Rechten ein belaubtes Kreuzscepter, in der Linken einen sehr großen Reichsapfel mit Kreuz. Das faltenreiche Oberkleid wird auf der Brust zusammengehalten, sein Saum ist mit Perlen besetzt. Umschrift: † FRIDERICVS DĪ GRA IMPERATOR RO ... ORV̄ SEMP AVGVSTV. Im Felde rechts und links neben dem Kaiser REX JERL̄M. (Nach Heffner.)

weislich bedurfte. Es war deshalb politisch gewiß richtig, daß Friedrich, so energisch er sein und des Staates Recht gegen die hierarchischen Ansprüche vertheidigte, in dem Punkte, wo er vor den Augen der Welt wirklich Anstoß gegeben hatte, Genugthuung gab, um so der Kirche jeden Grund zu nehmen, ihm weiter hinderlich zu werden, und den Eid in Betreff des Kreuzzuges einlöste. Im Juni 1228 trat er die Fahrt nach dem heiligen Lande an, nachdem er eben seine Gemahlin Jolanthe oder, wie sie im Abendlande genannt wurde, Elisabeth, bei der Geburt eines Sohnes, Konrad, verloren hatte. Aber

nun suchte die Kirche ihm jeden Erfolg unmöglich zu machen: sie verbot den Gläubigen, dem Gebannten zu gehorchen; sie beschuldigte den Kaiser des geheimen Einverständnisses mit den Mohammedanern und stellte seinen Frieden mit dem Sultan Alkamil als einen schnöden Verrath am Christenthum dar, obgleich er den Christen mehr gewährte, als sie bisher mit Waffengewalt zu erzwingen vermocht hatten; ja, die eifrigsten Mitkämpfer des Papstthums, die Tempelherren, machten den Versuch, den verhaßten Staufer in die Hand der Ungläubigen zu liefern. Aber die Päpstlichen konnten es doch nicht hindern, daß Friedrich sich in der Heiligengrabeskirche kraft Erbrechts die Krone von Jerusalem aufsetzte und durch die Milde und Versöhnlichkeit der dabei durch den Mund des getreuen Hermann von Salza abgegebenen Erklärungen das gehässige Verfahren der Gegner, die alle Rücksichten auf das Interesse der gesammten Christenheit schnöde hintenansetzten, in das gebührende Licht stellte. Wenn man die Mittel sah, mit denen die Kirche den Kreuzfahrer-Kaiser zu vernichten trachtete, wenn man sah, wie sie die durch ihn der Christenheit wiedergewonnene heilige Stadt um seinetwillen mit Bann und Interdikt belegte, wenn man wußte, daß inzwischen das Erbland Friedrichs von den Päpstlichen mit einem verwüstenden Einfall heimgesucht war, so konnte wahrlich kein Zweifel mehr darüber aufkommen, auf wessen Seite das Recht, auf wessen das Unrecht war, und die allgemeinen Sympathien mußten sich immer lebhafter dem schnöde mißhandelten Kaiser zuwenden.

Die entscheidenden Motive und die wahren Ziele der päpstlichen Politik hatte der inzwischen erfolgte Angriff auf Apulien enthüllt: es galt die Vereinigung der sicilischen und der deutschen Herrschaft, die Honorius' III. Schwäche zugelassen hatte, um jeden Preis zu zerreißen. Aber die anfänglichen Erfolge schwanden schnell dahin, als der Kaiser, der am 1. Mai 1229 Accon verlassen hatte, unerwartet schnell wieder in Italien erschien. Im Fluge hatte er sein Land zurückerobert, der Kirchenstaat selbst war von schwerer Vergeltung bedroht: so mußte Gregor IX. sich zum Frieden entschließen, der unter Vermittlung des Herzogs Leopold von Oesterreich und Hermanns von Salza am 23. Juli 1129 zu S. Germano zu Stande kam. Gegen Bestätigung des Kirchenstaats und der dem Papste in Sicilien eingeräumten Rechte sowie Verzicht auf Ersatz des ihm durch den Einfall in Apulien zugefügten Schadens erhielt Friedrich die Lösung vom Banne. Eine persönliche Zusammenkunft, welche Kaiser und Papst bald danach zu Anagni in Anwesenheit allein des bei beiden gleich hoch angesehenen Hermann von Salza hatten, sollte den Frieden und die Freundschaft besiegeln. War denn aber nach dem Geschehenen ein ehrlicher Friede überhaupt möglich? Konnte bei den principiellen Gegensätzen, die zwischen den Versöhnten obwalteten, überhaupt von einem freundschaftlichen Verständnis die Rede sein? Auch zu S. Germano und Anagni war doch eigentlich nichts als ein Waffenstillstand vereinbart, den jeder von beiden Theilen in dem Augenblick aufzugeben entschlossen war, wo er das mit Aussicht auf einen glücklichen Ausgang des erneuten Kampfes thun konnte,

und wenn derselbe ein volles Lustrum dauerte, so war das nicht ernstgemeinter Friedfertigkeit der Curie zuzuschreiben, sondern der günstigen Gestaltung, welche des Kaisers Verhältnisse in dieser Zeit nahmen und welche den in der alten Feindschaft verharrenden hierarchischen Gegnern desselben keine Gelegenheit zu einem erfolgreichen Angriff darbot. Aber mit um so furchtbarerer Heftigkeit mußte sich der Kampf erneuern, wenn die Kirche endlich ihre Aktionsfreiheit wiedergewonnen. Das erkannte auch Friedrich II., der die fünf Friedensjahre mit wolburchdachter Planmäßigkeit rastlos benutzte, um sich da, wo er am meisten bedroht war, in Apulien und Sicilien, eine unangreifbare Stellung zu schaffen.

So ist Friedrich II. in den folgenden Jahren der Ruhe der Gesetzgeber seines sicilischen Reiches geworden und der Schöpfer jener Verwaltungsordnung, die inmitten der feudalen Welt, der Entwickelung künftiger Jahrhunderte vorgreifend, ein classisches Vorbild des absolutistischen Beamtenstaats geschaffen hat. Friedrich hatte in seiner Jugend die üblen Folgen des Feudalzustands zu sehr kennen gelernt, um nicht ein entschiedener Gegner desselben zu sein. Er konnte aber mit demselben um so vollständiger brechen, als derselbe, dem Normannenstaate ursprünglich fremd, erst mit der zunehmenden Erschlaffung desselben Geltung erlangt hatte. Gerade in dieser seiner bedeutendsten Schöpfung zeigt sich Friedrich als ächten Normannen: während sein Vater gegen ein erobertes Land mit einem aufsässigen, von nationalen Aspirationen erfüllten Adel die Formen und Principien des Lehenrechtes angewandt und damit die wirksamsten Mittel zur Beugung der Opposition aus der Hand gegeben hatte, kehrte Friedrich zu den altnormännischen Traditionen zurück und schuf in Anlehnung an sie einen Verwaltungsorganismus, der vermöge der Stufenfolge der einander streng untergeordneten Aemter des Königs Willen bis in die tiefsten Schichten hinab und bis in die entlegensten Provinzen hinein mit unfehlbarer Sicherheit zur Geltung brachte. Ein solcher Staat entzog sich vollkommen der Verfügung der Kirche; und die Lehnshoheit des h. Petrus über denselben hatte praktisch nichts mehr zu bedeuten. Das hat man an der Curie auch sehr wol erkannt: das von Friedrich unternommene gesetzgeberische Werk ist für Gregor IX. ein Stein des Anstoßes nicht blos, sondern auch ein Gegenstand schwerer Sorge gewesen. Wenn es gelang und Bestand hatte, wurde das sicilische Reich der Grund- und Eckstein der kaiserlichen Herrschaft. Wiederholt hat deshalb Gregor IX. seine abmahnende Stimme gegen dieses Unternehmen Friedrichs erhoben, um den Kaiser und die mit ihm gemeinsam daran betheiligten Beamten von der Verderblichkeit ihres Vorhabens zu überzeugen und zum Verzicht auf dasselbe zu bestimmen: natürlich vergeblich. Denn weder Friedrich noch sein vornehmster Mitarbeiter an dem 1231 publicirten Gesetzbuch, Erzbischof Jacob von Capua, ließ sich durch solche Erwägungen irre machen; im Gegentheil, je mehr die Kirche ihre Furcht vor der Neugestaltung des sicilischen Reiches offenbarte, um so energischer und eifriger eilte Friedrich damit zum Ziele.

Alle Gewalt liegt hinfort bei dem König, und nur derjenige, dem der König als seinem Beamten seine Vertretung in bestimmter Hinsicht innerhalb bestimmter Schranken überträgt, hat einen gewissen, aber jeden Augenblick entziehbaren Antheil daran; mit den dem entgegenstehenden Principien des Lehenrechtes ist vollkommen gebrochen. Die Bestimmung aller Aemter ist des Königs Willen zur Geltung zu bringen, die Mittel der Unterthanen den von dem Willen des Königs bezeichneten Staatszwecken dienstbar und jeden Versuch des Widerstandes durch ein wol durchdachtes System von polizeilichen Präventivmaßregeln unmöglich zu machen, jeden Ungehorsam mit unnachsichtiger Strenge zu strafen. Der Mangel einer Trennung zwischen administrativer, polizeilicher und richterlicher Befugnis gab dem so geschaffenen Organismus selbst bei milder Anwendung einen ausgesprochen despotischen Charakter. Manche Züge in ihm mahnen überraschend an die Institutionen von blühenden orientalischen Staaten; besonders aber sticht die fiscalische Tendenz der ganzen Einrichtung hervor. An der Spitze der sich in strenger Stufenfolge aufbauenden Beamtenhierarchie stand der Großhofjustitiar, der Präsident des Collegiums der vier Großhofrichter; er führt den Ehrentitel des „Spiegels der Gerechtigkeit": vor ihn gehören Competenzconflikte, Majestätsverbrechen und die wichtigen Lehnssachen; in allen anderen urtheilt er als oberste Berufungsinstanz; wo er weilt, ruhen alle anderen Gerichte. In ihm finden auch die Beamten der neuen Provinzen des Reichs ihren Mittelpunkt der Rechtspflege. Einer jeden davon steht ein Justitiar vor: um seine Unabhängigkeit zu gewährleisten, darf er in der Provinz weder heimisch noch begütert sein; auch darf er keine Geschenke irgendwelcher Art annehmen; er urtheilt in Criminal- und niedern Lehnssachen und führt gegen die großen Barone und die höchsten Beamten die Voruntersuchung; doch ist er auch Administrativbeamter, insofern er die Steuern ausschreibt und das Aufgebot erläßt. Hier wird seine Thätigkeit durch die des Kämmerers ergänzt, der zugleich die höhere Instanz bildet für die Ortsrichter. Den Finanzen wendet die Gesetzgebung Friedrichs besondere Sorgfalt zu, ja alle Einrichtungen scheinen nur dazu dazusein, um auf diesem Gebiete die größtmöglichen Leistungen zu erzielen; auch ist in dieser Hinsicht in dem Staate Friedrichs II. mehr geleistet als in irgend einem andern des Mittelalters. Die Einkünfte des Königs beruhten zumeist auf den Domänen, die provinzweise einem mit den nöthigen Unterbeamten versehenen Procurator unterstanden und theils unmittelbar für königliche Rechnung bewirthschaftet theils gegen einen Antheil am Naturalertrage verpachtet wurden. Dazu kam der Ertrag des Monopols: denn der Handel mit Salz, Eisen, Kupfer und roher Seide war ganz in den Händen des Staats. Zum Schutze des Monopols bedurfte man eines umständlichen und kostspieligen Douanesystems mit großen Staatsmagazinen; selbst der Getreidehandel wurde allmählich so eingeschränkt, daß auch er für Monopol gelten konnte. Damit correspondirten außerordentlich hohe Ausfuhrzölle, die vom Vieh und vom Getreide ein volles Drittel betrugen und in

Erläuterungsblatt zu dem Facsimile des Hofgerichtsurtheils zu Gunsten des Abtes Manfred von S. Salvator zu Monte Amiate gegen die Gemeinde Montenero. Foggia 1245.

a) Transscription:

Z. 1. In nomine domini dei . . . . . incarnatione ej . . . . .

Z. 2. cie Indictionis. Imperante . . . . orum imperatore semper Aug . . . . . quinto

Z. 3. regni Ierusalem vicesimo primo (regni ve)ro Sicilie quadragesimo septimo feliciter amen. dum nos Her . . . . . Sancto Germano Guillelmus

Z. 4. de Vinea, Iohannes de Marturano, Leonardus de Spoleto et Iacobus de Pisis, magne imperialis curie judices, apud Fogiam curiam regeremus, venerabilis abbas mo-

Z. 5. nasterii Sancti Salvatoris de Monte Amiate, Maynfredus nomine, pro se et pro parte conventus eiusdem quasdam citationis litteras presentavit, in quibus vidimus contineri uni-

Z. 6. versitatem castri Montis nigri, quod est in Tuscia, de mandato imperiali citatam esse per nobilem virum dominum Pandulfum de Fasanella, imperialem in Tuscia capitaneum,

Z. 7. generalem, ut eidem abbati et conventui pro parte eiusdem monasterii super decimis tocius tenimenti ipsius castri et possessionum ipsius,*) idem abbas et conventus habere debe-

Z. 8. bat et percipere consuevit, in die termini litteris comprehenso veniret per sindicum legitime ordinatum eisdem in imperiali curia responsura, et cum idem abbas pro se

Z. 9. et pro parte conventus sui legitime constitutus compareat in termino in imperiali curia coram nobis, adversariorum suorum non comparencium in termino absenciam iucusavit et post

Z. 10. terminum multis diebus elapsis, in quibus partem adversam de ritu curie duximus expectandam, pars adversa non comparuit nec per defensorem aut excusatorem ydoneum

Z. 11. aut per sindicum legitime constitutum. Nos vero qui supra iudices habito cum deliberatione consilio diligenti, quia de ipsius universitatis presumpta contumacia con-

Z. 12. stare plenarie videbatur, abbatem et conventum pro parte ipsius monasterii in possessionem vel quasi jura percipiendi decimas de predictis possessionibus eiusdem castri decre-

Z. 13. vimus fore mittendos et pro detentis per decem annos hactenus decimis et subtractis, quarum extimationem in libello petitionis sue vidimus contineri videlicet de quinqua-

Z. 14. ginta libris Pisanorum parvorum, predictos abbatem et conventum in possessionem bonorum ipsius universitatis mitti iussimus iuxta mensuram extimationis superius declarate,

Z. 15. ut ex hoc affecti tedio ipsorum adversarii eisdem veniant in iudicio responsuri. In cuius rei memoriam et perpetuam firmitatem presens scriptum inde per manum

Z. 16. Petri de Caserta Magne Im . . . . . justicianatus notarii fieri fecimus nostris subscriptionibus roboratam. Actum Fogie anno, mense et indictione pre-

Z. 17. scriptis.

✠ Ego Henricus de Tocco magne Phs.
✠ Ego Ruffridus de Sancto
✠ Ego Guillelmus de Vinea magne imperialis curie iudex
✠ Ego Johannes de Marturano magne imperialis curie iudex subsc.
✠ Ego Jacobus de Pisis magne imperialis curie iudex contrasubscripsi.

*) Fehlt quas.

Ein Beispiel der seltenen im Originale erhaltenen Hofgerichtssprüche aus der Zeit des vollständig als Behörde constituirten Gerichts. Die Unterschriften sind ohne Zweifel eigenhändig.

b) Uebersetzung:

Im Namen Gottes des Herrn . . . . . im Jahre der Fleischwerdung . . . . . in der . . . . . Indiktion. Unter der Herrschaft . . . . . des Kaisers der Römer und aller Zeit . . . . im fünfund . . . . . , der Herrschaft über das Königreich Jerusalem im 21., über das in Sicilien im 47. Amen. Als wir He . . . . von S. Germano, Wilhelm von Vinea, Johannes von Marturano, Leonardus von Spoleto und Jacob von Pisis, Richter des großen kaiserlichen Hofgerichts, zu Foggia Gericht hielten, legte der verehrungswürdige Abt des Klosters S. Salvator von Monte Amiate, Maynfred mit Namen, für sich und im Namen des Convents desselben eine Vorladung vor, in der, wie wir sehen, enthalten war, daß die Gemeinde der Burg Monsniger in Tuscien auf kaiserlichen Befehl vorgeladen ist durch den Edelmann Herrn Pandulf von Fasanella, den kaiserlichen Generalcapitän in Tuscien, daß sie an dem in dem Ladungsschreiben genannten Termine erscheine, um durch einen gesetzmäßigen Rechtsbeistand vor dem kaiserlichen Hofgericht dem Abt und dem Convent zu antworten in Betreff der Zehnten von der ganzen Ansiedlung jener Burg und den Besitzungen derselben, welche der Abt und der Convent haben sollen und zu empfangen gewohnt waren, und da der Abt für sich und für sein Kloster gesetzmäßig bestellt zu dem Termin vor dem kaiserlichen Hofgericht erschienen war, beschuldigte er die Abwesenheit seiner in dem Termin nicht erschienenen Gegner, und nachdem auch noch nach dem Termin viele Tage vergangen waren, während deren wir nach dem Brauch des Hofgerichts die Gegenpartei erwarten zu müssen meinten, erschien diese weder durch einen Vertheidiger oder einen geeigneten Entschuldiger, noch durch einen gesetzlich bestellten Rechtsbeistand. Wir aber, die oben genannten Richter, nachdem wir sorgsam Rath gehalten und erwogen, und da die hartnäckige Rechtsverweigerung der genannten Gemeinde hinreichend festzustehen schien, haben erkannt, daß der Abt und der Convent im Namen des Klosters zum Besitz, d. h. zum Genuß der Zehnten von den vorerwähnten Besitzungen des genannten Castells zuzulassen seien, und daß für die Einbehaltung und Entziehung des Zehnten während zehn Jahren, deren Betrag in der Bittschrift, wie wir sehen, auf fünfzig Pfund kleine Pisanische Münze geschätzt ist, der Abt und der Convent in den Besitz der Güter der Gemeinde einzusetzen sind nach Maßgabe der vorerwähnten Abschätzung des Schadens, damit ihre Gegner dadurch benachtheiligt erscheinen um ihnen vor Gericht zu antworten. Zur Erinnerung hieran und um dies für die Dauer festzustellen haben wir das vorliegende Schreiben durch die Hand des Notars Peter von Caserta aufzeichnen lassen und mit unsern Unterschriften beglaubigt. Geschehen zu Foggia, Monat und Indiktion wie oben.

✠ Ich Heinrich von Tocco . . . . .
✠ Ich Ruffried von S. . . . .
✠ Ich Wilhelm von Vinea kaiserl. Großhofrichter.
✠ Ich Johann von Marturano Großhofrichter unterschrieb.
✠ Ich Jacob von Pisa, Großhofrichter habe gegengezeichnet.



Natur entrichtet wurden. Um die Controle zu erleichtern und an Beamtenpersonal zu sparen, durften diese Artikel überhaupt nur aus gewissen Häfen ausgeführt werden. Nicht minder schwer belastet waren der Handel und Verkehr im Lande selbst: eine Accise mußte gemäß einer bereits aus der normännischen Zeit stammenden Einrichtung von den meisten Consumtionsartikeln entrichtet werden, insbesondere von Fischen, Obst, Flachs u. a. m. Dazu kam dann endlich die Grundsteuer, Collekte genannt, die ursprünglich nur in Fällen eines besonderen Bedarfs eingehoben, allmählich zu einer regelmäßigen Abgabe wurde. Rechnet man nun hierzu, daß auch die confiscirten Güter dem Fiscus verfielen — und späterhin, in den Zeiten des Kampfes mit der Curie und des beginnenden Abfalls unter den Großen des Landes sind die Confiscationen im größten Maßstab geübt worden, so ergiebt sich, daß die Einnahmen mannigfaltiger und regelmäßiger und daher ohne Zweifel auch bedeutender waren als die irgend eines Fürsten jener Zeit, ganz im Einklang mit dem Ruf unermeßlichen Reichthums, dessen sich schon die normännischen Könige erfreut hatten. Gewiß hatten die Zeitgenossen Recht, wenn sie Friedrich II. als den reichsten Kaiser seit Karl dem Großen priesen: aber was ist von diesem Reichthum ihm, was seinem Reiche zu gute gekommen? Derselbe ist völlig verbraucht in dem großen Kampfe, den Friedrich nachmals durchzuringen hatte, und die übermäßige, erbarmungslose Anspannung der Kräfte seiner Unterthanen hat das einst blühende und reiche Land in Armut und Elend gestürzt.

Die fiscalische Tendenz der fridericianischen Gesetzgebung erhellt nun aber namentlich aus der Art, wie die aus so verschiedenen Quellen stammenden Einnahmen verwaltet und verrechnet wurden. Das ganze Reich zerfiel in fünf Distrikte, jeder mit einer Centralcasse, in welche alle eingehenden Gelder abgeführt und auf die alle zu leistenden Zahlungen angewiesen wurden, so daß nur die etwaigen Ueberschüsse in den Staatsschatz flossen. Wir wissen nicht ob derselbe wenigstens zeitweise größere Einnahmen gehabt hat. Denn dem hohen Ertrage der Steuern u. s. w. standen unter Friedrich II. alle Zeit sehr bedeutende staatliche Leistungen gegenüber. Sie galten — abgesehen von den zweifellos beträchtlichen Kosten des üppigen Hofhalts und anderen Aufwendungen des großartig freigebigen Kaisers — zunächst dem Unterhalt der Beamten, von denen nur die Ortsrichter auf einen bestimmten Antheil von den Gerichtsgefällen angewiesen waren. Auffallend ist dabei der Zug unüberwindlichen Mistrauens gegen die Beamtenschaft, welcher gegen den ganzen Verwaltungsorganismus ernste Bedenken erwecken muß. Und doch verstummen trotz eines peinlichen Ueberwachungssystems die Klagen über Unredlichkeit der Beamten nicht, und die vorschriftsmäßigen häufigen Revisionen, die bis in das Kleinste eindringende Controle durch besondere Rechnungshöfe haben wol eine schnellere Entdeckung der Schuldigen zur Folge gehabt, nicht aber einen ehrlichen Beamtenstand erzeugen können. Sehr beträchtliche Mittel erforderte ferner die Flotte: dem Kaiser lag die Entwickelung einer ordentlichen Marine besonders am Herzen. Die Hauptstationen für dieselbe waren Messina, Neapel

und Brindisi; dort befanden sich auch die größten Schiffswerften und Magazine mit allem, dessen man zur Ausrüstung einer beträchtlichen Seemacht bedurfte. Alle Zeit mußten zehn Schiffe segelfertig liegen. Welche Summen die Marine verschlang, kann man schon daraus abnehmen, daß der Admiral, der an der Spitze derselben stand, den für jene Zeit colossalen Gehalt von 30,000 Mark bezog. Auch das Landheer kostete bedeutende Summen: denn neben dem Aufgebot der Vasallen, dem einzigen lehndienstlichen Institut, das Friedrich beibehielt, wurden als eigentlich stehendes Heer Söldner gehalten; eine besondere Stellung nahmen die Araber ein, die in Luceria als eine Art bevorzugte Militärcolonie angesiedelt waren. In militärischer Hinsicht zerfiel das ganze Reich in die beiden Capitanate des Festlands und Siciliens, deren jedes wiederum in eine Anzahl von Festungsinspektionen getheilt war.

Ueberblickt man diese eigenartige Schöpfung als Ganzes, so treten im Vergleich mit dem, was in jener Zeit sonst auf diesem Gebiete üblich war, ihre großen Vorzüge sowol wie ihre Mängel deutlich zu Tage. Einer vortrefflich geordneten, sich in klarer Competenzfolge aufbauenden Rechtspflege steht eine üble Vermischung der richterlichen und administrativen Funktionen gegenüber, die vollends unerträglich wurde, da die beide in sich vereinigenden Beamten obenein auch noch eine gewisse militärische Autorität besaßen. Das mochte angehen, solange der Kaiser, in dessen Hand alle Arten der Gewalt zusammenliefen, selbst im Lande war und an der richtigen Stelle scheidend und regulirend eingriff; ohnedies kam es leicht zu einer Vermengung der verschiedenen Regierungsthätigkeiten, die an sich bedenklich, für die Beamten verführerisch, für die Regierten mit sehr großen Nachtheilen verbunden war. Bei langer Abwesenheit Friedrichs von seinem Erblande haben sich diese Uebelstände denn auch in einem solchen Maße geltend gemacht, daß der Kaiser 1240 eine Aenderung verfügte, die freilich das Fehlerhafte des ganzen Systems nur noch augenfälliger machte, aber der damaligen Lage und den ihr entspringenden Bedürfnissen entsprach. Es wurde nämlich auch für die Abwesenheit des Kaisers eine Art permanenter Militärdiktatur eingeführt, indem die Militärgewalt allen anderen unbedingt übergeordnet wurde. An die Stelle des Großhofjustitiars, der die oberste richterliche, administrative und finanzielle Autorität in sich vereinigt hatte, trat damals ein Oberstjustitiar und Capitän, der mit jenen Befugnissen auch noch die eines militärischen Oberstcommandirenden verband. Der despotische Charakter der ganzen Staatsleitung fand darin einen gleichsam formelhaften Ausdruck. Ihm entspricht es, daß von Recht der Unterthanen der Regierung gegenüber wenig oder gar nicht die Rede war, wie bei allen auf ähnlichen Principien beruhenden und ähnliche Ziele verfolgenden militärischen Cabinetsregierungen. Wie von dem in der normännischen Zeit entwickelten Lehenrecht nur das in Geltung blieb, was die Pflichten, Lasten und Dienste der Unterthanen, der Barone und der Prälaten festsetzte, so gab es in diesem Staate überhaupt nur ein solches einseitiges Recht. Kaum in den vollendeten Bureaukraten-

staaten des achtzehnten und des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts ist so viel und so bis in das Einzelnste und Kleinste hinein regiert worden, wie in dem Staate Friedrichs II., in dem selbst Handel und Gewerbe sich nur innerhalb der von oben her vorgeschriebenen Schablone bewegen durften und schließlich selbst die Wissenschaft und ihr Betrieb an Reglements gebunden war, deren Beobachtung polizeilich überwacht und deren Uebertretung polizeilich gestraft wurde. Was haben nun die so Regierten dazu gesagt? Hatte man in dem kurzen, einem Eroberungskriege folgenden straffen Regiment Heinrichs VI. eine Fremdherrschaft beklagt: das des geborenen Normannen — denn als solcher fühlte und gab sich der Kaiser — trug die



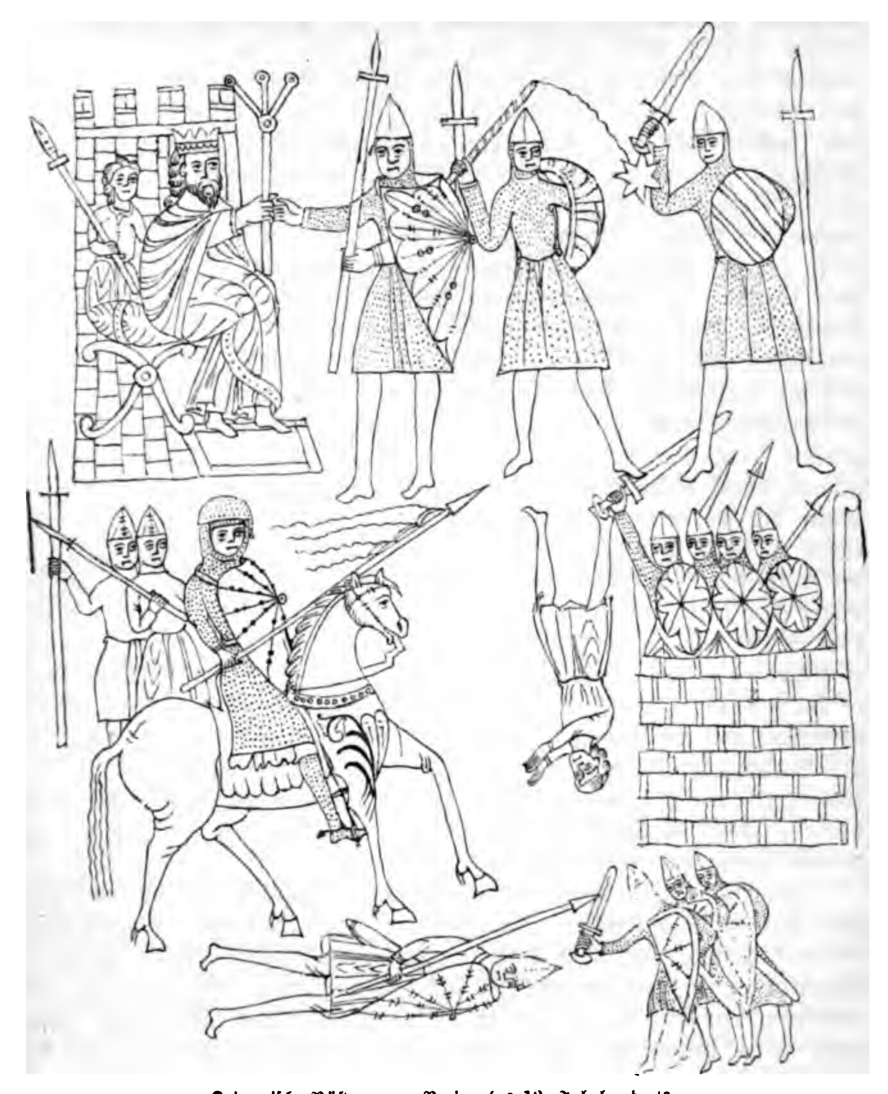
Goldene Kaiserbulle Friedrichs II.

Avers: Der Kaiser auf einem Stuhle mit Rücklehne; in der Rechten das Scepter mit Doppelkreuz, in der Linken Reichsapfel mit Kreuz. Umschrift: FRIDERIC DI GRA ROMANOR IMPATOR ET SEP AVGV im Felde die Fortsetzung ST ET REX JERLEM SICILIE. **Revers:** Vierthürmiges Thorgebäude mit der Umschrift ROMA CAPVT MVNDI REGIT ORBIS FRENA ROTVNDI. Es ist die sogenannte goldene Bulle von Zeitz von 1237. (Nach Heffner.)

Kennzeichen desselben in noch weit höherem Grade an sich. Man hat diesem eisernen Druck gehorcht, aber man hat jeder Zeit Erlösung davon ersehnt. Die Art, wie Friedrich nachher in der Zeit des Kampfes mit dem Papstthum seine Gewalt zu gebrauchen wußte, hat sie vollends unerträglich gemacht. Kaum daß der Kaiser in den erblühenden Städten einige Sympathie und Anhänglichkeit gewonnen, der Adel des Landes, die großen Barone obenan, haben durch einen erneuten Aufstandsversuch und Verschwörungen ihr Urtheil über diese Regierung gesprochen: dieselbe hatte keine Wurzel geschlagen und leistete in dem entscheidenden Augenblick daher auch das nicht, was nach ihres Schöpfers und Trägers Absicht ihre eigentliche Bestimmung gewesen wäre.

Während der Kaiser sich ganz dem Ausbau seines Erbreiches widmete,

das in dem einstigen Entscheidungskampfe mit dem Papstthum die Hauptlast zu tragen hatte, befolgte er in Deutschland gerade die entgegengesetzte Politik und ließ die Dinge dort je länger je mehr gehen, wie sie gehen wollten, wenn sie nur seine anderweitigen Pläne nicht störten, und kam so schließlich zu einer antinationalen Haltung, welche den inneren Zusammenhalt des Reiches preisgab und das Ansehn desselben dem Auslande gegenüber herabsetzte. Beim Aufbruch aus Deutschland hatte er den Erzbischof Engelbert von Köln, einen Sprößling des mächtigen Hauses der Grafen von Berg, mit der Reichsverweserschaft betraut. Mit Einsicht und Thatkraft hatte dieser seines Amtes gewaltet, und Deutschland hatte sich unter ihm einer lange nicht gekannten inneren Ruhe und Ordnung erfreut. Im Gegensatz zu Friedrich verfolgte der Erzbischof namentlich auch eine nationale Politik gegenüber dem zu drohender Macht angewachsenen Dänemark, dem Friedrich die nordalbingischen Lande preisgegeben hatte, um es von der welfischen Partei auf seine Seite herüberzuziehen. So waren gerade die Gebiete, an welche sich für das deutsche Volk besonders theure Erinnerungen knüpften und die für die wirthschaftliche Zukunft desselben vornehmlich wichtig waren, schutzlos sich selbst überlassen und mochten sehen, wie sie sich des dänischen Eroberers erwehrten. Stolz nannte sich Waldemar II. damals nicht blos König der Dänen und Slaven, sondern auch Herr von Nordalbingien. Zum Glück für Deutschland aber lebte in den deutschen Edlen, deren Ahnen als Dienstleute Heinrichs des Löwen in jene Lande gekommen und nach dem Zusammensturz der welfischen Macht zu reichsunmittelbaren Grafen geworden waren, noch die Erinnerung an die glänzenden Zeiten, da die deutsche Herrschaft in jenen Gebieten unter ruhmreichen Kämpfen aufgerichtet wurde, und auch die alte Kraft und Tüchtigkeit lebten noch in ihnen. Sie machten gut, was der Kaiser in arger Verkennung der wahren Interessen Deutschlands gefehlt hatte. In Graf Heinrich von Schwerin fand diese nationale Richtung ihren tapfern Vorkämpfer. Aus dem Morgenlande, wohin ihn eine Kreuzfahrt geführt hatte, heimkehrend, fand Graf Heinrich auch sein Gebiet von dem Dänenkönig occupirt; sein Bemühen um die Rückgabe desselben blieb natürlich erfolglos: da nahm er endlich zu einer ebenso kühnen, wie listigen und glücklich durchgeführten Gewaltthat seine Zuflucht. Durch einen wolvorbereiteten Ueberfall brachte er den Dänenkönig, als derselbe auf der Insel Lyoe mit geringem Gefolge der Jagd oblag, im Mai 1223 in seine Gewalt und führte ihn in eiligem Ritt als Gefangenen mit sich fort nach der märkischen Burg Lenzen, entschlossen ihn nicht eher freizugeben, als bis ihm sein Recht gewährt und sein Land zurückgegeben worden sei. Des Grafen kühne That erregte weithin im Norden lauten Jubel: alle Gegner des übermüthigen Dänenkönigs reichten dem tapfern Mann die Hand zum Bunde und eilten mit ihm gemeinsam sich der lästigen Fremdherrschaft zu entledigen. Auch Kaiser Friedrich II. trug kein Bedenken im Widerspruch mit seiner früheren Haltung diese unvermuthete Gunst der Umstände auszunutzen. Die Drohungen Dänemarks



Kriegerische Rüstung um Beginn des 13. Jahrhunderts.

Aus einem Psalterium des 12. Jahrhunderts; Berlin, Königl. Kupferstich-Cabinet.

Die Illustration behandelt die Geschichte von David und Urias. Unten ist der Tod des Urias dargestellt; darüber David, wie er aus der Hand eines Kriegers den Botenstab mit der Nachricht hiervon erhält.

blieben unter diesen Umständen wirkungslos; auch daß Honorius III. sich seiner annahm und den Grafen mit der Excommunication bedrohte, besserte an dem Schicksal des Gefangenen nichts. Man war entschlossen denselben nicht eher aus der Haft zu entlassen, als bis man ihn auf die Dauer

unschädlich gemacht hatte. Im Bunde mit dem Grafen von Holstein, den übrigen Fürsten Mecklenburgs und dem Erzbischof von Bremen eroberte Heinrich von Schwerin nicht blos sein eigenes Gebiet wieder und brachte den Gefangenen hinter die Mauern seiner festen Burg Schwerin in Sicherheit, sondern half auch in den übrigen Landschaften die dänische Herrschaft abschütteln. Der Versuch des dänischen Reichsverwesers, des Grafen von Orlamünde, dieselben zu behaupten und des Königs Freilassung zu erzwingen, scheiterte in Folge der Niederlage, die er im Januar 1225 bei Lauenburg erlitt und die ihn selbst als Leidensgefährten Waldemars nach Schwerin in Haft brachte. Da endlich bequemte sich dieser im November 1225 zu dem Vertrage zu Bardewieck, der ihm schwere Bedingungen auferlegte. Er wurde freigelassen, nachdem er sich zur Zahlung von 45,000 Mark Silber verpflichtet und die Grafschaften Schwerin und Holstein ihren rechtmäßigen Inhabern herausgegeben, auch auf alle in Deutschland gemachten Eroberungen Verzicht geleistet hatte; nur Rügen blieb ihm. Die norddeutschen Städte aber gewannen durch diesen Vertrag Freiheit des Handels in Dänemark. Endlich mußte der Dänenkönig natürlich geloben, sich für das ihm Angethane nicht rächen zu wollen und bis zur Ausführung des Vertrags, namentlich Zahlung des Lösegelds, seine drei Söhne als Geiseln in deutschen Händen lassen. Kaum aber hatte Waldemar seine pecuniären Verpflichtungen erfüllt, als er, vom Papste seines Eides entbunden, zu einem neuen Angriff auf die ihm entrissenen deutschen Lande rüstete. Aber die blutige Schlacht bei Bornhöved in Holstein am 22. Juli 1227 entschied wiederum gegen ihn: selbst schwer verwundet und mit genauer Noth neuer Gefangenschaft entgangen, mußte er den Bardewiecker Vertrag erneuen und seine Söhne durch neue Geldopfer loskaufen. Der dänischen Herrschaft in den deutschen Ostseelandschaften war damit glücklich ein Ende gemacht, und das Inselreich hat sich von der erlittenen Niederlage lange nicht erholen können.

Inzwischen aber hatten die allgemeinen Verhältnisse Deutschlands eine üble Wandelung genommen. Im November 1225 war der verdiente Erzbischof Engelbert von Köln durch einige seinem strengen Walten zürnende Raubritter unter dem Grafen von Isenburg erschlagen: die Kirche hat den Märtyrer, der seine Sorge für den Landfrieden mit dem Tode büßte, nachmals heilig gesprochen. Der Kaiser war und blieb in Italien durch die Verhandlungen mit der Curie, den Hader mit den Lombarden, dann den Kreuzzug und den aus diesem entspringenden ersten schweren Conflikt mit dem Papstthum beschäftigt und den deutschen Angelegenheiten fremd. So fiel die Leitung der letztern in die Hand des jungen Königs Heinrich VII. Dieser aber zeigte sich der Aufgabe nicht gewachsen: ein leichtsinniger, lockerer, launischer Jüngling war er nicht geeignet zwischen den in Deutschland vorhandenen Gegensätzen zu vermitteln und die auseinander strebenden Kräfte zusammenzuhalten und auf ein gemeinsames Ziel hinzuleiten. Auch an seinem anstößigen Wandel war durch die frühzeitige Vermählung mit Margarethe,

der Tochter des Herzogs Leopold VII. von Oesterreich, nichts gebessert worden. Die üblen Folgen von der Unfähigkeit und Unlust des jungen Königs traten bald zu Tage. Von allen Seiten kamen Beschwerden und Klagen an den fernen Kaiser über die zunehmende Unordnung und Gesetzlosigkeit im Reiche. Aber die Ermahnungen, die Verweise, welche dieser an den übel berathenen Sohn gelangen ließ, besserten nichts, wol aber entfremdeten sie das Herz des Sohnes dem Vater und erzeugten bei ihm einen verschlossenen, aufsätzigen Sinn, der vielleicht frühzeitig anfing mit dem Gedanken der Rebellion zur Gewinnung einer selbständigen Stellung zu spielen. Daraus entwickelte sich bald auch ein politischer Gegensatz zwischen Vater und Sohn, indem Heinrich VII. in thörichter Oppositionslust denjenigen entgegen war, die sein Vater begünstigte, und die von jenem Gedrückten seinerseits zu schützen und zu heben suchte. Namentlich äußerte sich das in dem Verhältnis beider einmal zu der Kirche, dann zu den Städten.

Während nämlich der Kaiser seit dem Vertrag von San Germano auf Bewahrung des Friedenszustandes mit der Kirche hinarbeitete und den Moment der einstigen Auseinandersetzung im eigenen Interesse möglichst lange hinausschieben wollte, machte der junge König aus seinem Unmuth über diese Politik gar kein Hehl und schien zuweilen die Gelegenheit zu Conflikten mit der Kirche förmlich zu suchen. Von größerer praktischer Bedeutung aber wurde zunächst die Differenz zwischen der kaiserlichen und der königlichen Politik in Bezug auf die Städte, für welche die Regierung Friedrichs II. eine schwere Krisis herbeiführte — eine Krisis, die für den schließlichen Ausgang des Kaisers selbst nicht ohne Bedeutung geblieben ist. Den Traditionen seiner Vorgänger und namentlich denen seines Hauses folgend, hätte Friedrich in den zur Freiheit aufstrebenden deutschen Städten seine besten Bundesgenossinnen sehen und denselben gegen die erstarkende Landeshoheit der Reichsfürsten Schutz für ihre bisher gewonnenen Rechte gewähren müssen. Nach einigem Schwanken hat er aber gerade die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen und eine auf die Vernichtung der städtischen Freiheit abzielende Politik verfolgt, um sich dadurch die Gunst der Reichsfürsten zu erwerben, deren er nicht entrathen zu können glaubte. Epochemachend wurden in dieser Hinsicht die Edikte, welche auf den Reichstagen von Worms 1231 und von Ravenna 1232 ergingen: sie warfen, wenn sie streng durchgeführt wurden, die deutschen Städte in ihrer Entwickelung um etwa anderthalb Jahrhunderte zurück. Denn darauf lief es hinaus, wenn Friedrich alle den Städten früher von Königen oder Bischöfen verliehenen Privilegien cassirte und die auf denselben beruhenden freien Stadtverfassungen aufhob, so daß die Städte hinfort keine eigenen Beamten mehr wählen sollten ohne besondere Bewilligung der Stadtherrn. Sich selbst und seinen Nachfolgern aber band er in unbegreiflicher Verblendung die Hände durch die Bestimmung, selbst der König dürfe keine Stadtfreiheit mehr verleihen, es sei denn mit Zustimmung des Herrn der damit zu bewidmenden Stadt. Indem er weiter alle Einungen innerhalb der Städte,

unschädlich gemacht hatte. Im Bunde mit dem Grafen von Holstein, den übrigen Fürsten Mecklenburgs und dem Erzbischof von Bremen eroberte Heinrich von Schwerin nicht blos sein eigenes Gebiet wieder und brachte den Gefangenen hinter die Mauern seiner festen Burg Schwerin in Sicherheit, sondern half auch in den übrigen Landschaften die dänische Herrschaft abschütteln. Der Versuch des dänischen Reichsverwesers, des Grafen von Orlamünde, dieselben zu behaupten und des Königs Freilassung zu erzwingen, scheiterte in Folge der Niederlage, die er im Januar 1225 bei Lauenburg erlitt und die ihn selbst als Leidensgefährten Waldemars nach Schwerin in Haft brachte. Da endlich bequemte sich dieser im November 1225 zu dem Vertrage zu Bardewieck, der ihm schwere Bedingungen auferlegte. Er wurde freigelassen, nachdem er sich zur Zahlung von 45,000 Mark Silber verpflichtet und die Grafschaften Schwerin und Holstein ihren rechtmäßigen Inhabern herausgegeben, auch auf alle in Deutschland gemachten Eroberungen Verzicht geleistet hatte; nur Rügen blieb ihm. Die norddeutschen Städte aber gewannen durch diesen Vertrag Freiheit des Handels in Dänemark. Endlich mußte der Dänenkönig natürlich geloben, sich für das ihm Angethane nicht rächen zu wollen und bis zur Ausführung des Vertrags, namentlich Zahlung des Lösegelds, seine drei Söhne als Geiseln in deutschen Händen lassen. Kaum aber hatte Waldemar seine pecuniären Verpflichtungen erfüllt, als er, vom Papste seines Eides entbunden, zu einem neuen Angriff auf die ihm entrissenen deutschen Lande rüstete. Aber die blutige Schlacht bei Bornhöved in Holstein am 22. Juli 1227 entschied wiederum gegen ihn: selbst schwer verwundet und mit genauer Noth neuer Gefangenschaft entgangen, mußte er den Bardewiecker Vertrag erneuen und seine Söhne durch neue Geldopfer loskaufen. Der dänischen Herrschaft in den deutschen Ostseelandschaften war damit glücklich ein Ende gemacht, und das Inselreich hat sich von der erlittenen Niederlage lange nicht erholen können.

Inzwischen aber hatten die allgemeinen Verhältnisse Deutschlands eine üble Wandelung genommen. Im November 1225 war der verdiente Erzbischof Engelbert von Köln durch einige seinem strengen Walten zürnende Raubritter unter dem Grafen von Isenburg erschlagen: die Kirche hat den Märtyrer, der seine Sorge für den Landfrieden mit dem Tode büßte, nachmals heilig gesprochen. Der Kaiser war und blieb in Italien durch die Verhandlungen mit der Curie, den Hader mit den Lombarden, dann den Kreuzzug und den aus diesem entspringenden ersten schweren Conflikt mit dem Papstthum beschäftigt und den deutschen Angelegenheiten fremd. So fiel die Leitung der letztern in die Hand des jungen Königs Heinrich VII. Dieser aber zeigte sich der Aufgabe nicht gewachsen: ein leichtsinniger, lockerer, launischer Jüngling war er nicht geeignet zwischen den in Deutschland vorhandenen Gegensätzen zu vermitteln und die auseinander strebenden Kräfte zusammenzuhalten und auf ein gemeinsames Ziel hinzuleiten. Auch an seinem anstößigen Wandel war durch die frühzeitige Vermählung mit Margarethe,

der Tochter des Herzogs Leopold VII. von Oesterreich, nichts gebessert worden. Die üblen Folgen von der Unfähigkeit und Unlust des jungen Königs traten bald zu Tage. Von allen Seiten kamen Beschwerden und Klagen an den fernen Kaiser über die zunehmende Unordnung und Gesetzlosigkeit im Reiche. Aber die Ermahnungen, die Verweise, welche dieser an den übel berathenen Sohn gelangen ließ, besserten nichts, wol aber entfremdeten sie das Herz des Sohnes dem Vater und erzeugten bei ihm einen verschlossenen, aufsätzigen Sinn, der vielleicht frühzeitig anfing mit dem Gedanken der Rebellion zur Gewinnung einer selbständigen Stellung zu spielen. Daraus entwickelte sich bald auch ein politischer Gegensatz zwischen Vater und Sohn, indem Heinrich VII. in thörichter Oppositionslust denjenigen entgegen war, die sein Vater begünstigte, und die von jenem Gedrückten seinerseits zu schützen und zu heben suchte. Namentlich äußerte sich das in dem Verhältnis beider einmal zu der Kirche, dann zu den Städten.

Während nämlich der Kaiser seit dem Vertrag von San Germano auf Bewahrung des Friedenszustandes mit der Kirche hinarbeitete und den Moment der einstigen Auseinandersetzung im eigenen Interesse möglichst lange hinausschieben wollte, machte der junge König aus seinem Unmuth über diese Politik gar kein Hehl und schien zuweilen die Gelegenheit zu Conflikten mit der Kirche förmlich zu suchen. Von größerer praktischer Bedeutung aber wurde zunächst die Differenz zwischen der kaiserlichen und der königlichen Politik in Bezug auf die Städte, für welche die Regierung Friedrichs II. eine schwere Krisis herbeiführte — eine Krisis, die für den schließlichen Ausgang des Kaisers selbst nicht ohne Bedeutung geblieben ist. Den Traditionen seiner Vorgänger und namentlich denen seines Hauses folgend, hätte Friedrich in den zur Freiheit aufstrebenden deutschen Städten seine besten Bundesgenossinnen sehen und denselben gegen die erstarkende Landeshoheit der Reichsfürsten Schutz für ihre bisher gewonnenen Rechte gewähren müssen. Nach einigem Schwanken hat er aber gerade die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen und eine auf die Vernichtung der städtischen Freiheit abzielende Politik verfolgt, um sich dadurch die Gunst der Reichsfürsten zu erwerben, deren er nicht entrathen zu können glaubte. Epochemachend wurden in dieser Hinsicht die Edikte, welche auf den Reichstagen von Worms 1231 und von Ravenna 1232 ergingen: sie warfen, wenn sie streng durchgeführt wurden, die deutschen Städte in ihrer Entwickelung um etwa anderthalb Jahrhunderte zurück. Denn darauf lief es hinaus, wenn Friedrich alle den Städten früher von Königen oder Bischöfen verliehenen Privilegien cassirte und die auf denselben beruhenden freien Stadtverfassungen aufhob, so daß die Städte hinfort keine eigenen Beamten mehr wählen sollten ohne besondere Bewilligung der Stadtherrn. Sich selbst und seinen Nachfolgern aber band er in unbeg[illegible]licher Verblendung die Hände durch die Be[illegible]ng, selbst der König dürfe keine Stadtfreiheit mehr verleihen, es sei [illegible] Zustimm[illegible] des [illegible] der damit [illegible] bewidmenden Stadt. In[illegible] weiter a[illegible] [illegible]halb der Städte,

sowie der Städte unter einander verbot, unterband er dem auf genossenschaftliche Organisation angewiesenen Bürgerthum die Lebensadern in Deutschland. Indem er den Städten die beliebte Aufnahme von Pfahlbürgern untersagte und die Erweiterung der städtischen Gerichtsbarkeit über den Umkreis der Stadt verbot, schnitt er denselben die Hauptquelle allmählichen Wachsthums ab und entzog ihnen die beste Waffe gegen die ihnen nachstellende fürstliche Landeshoheit. Wären diese Anordnungen, so wie die Absicht war, streng durchgeführt worden, so wäre es mit der städtischen Freiheit und der Blüte bürgerlichen Lebens in Deutschland vorbei gewesen. Zum Glück ist des Kaisers und der Fürsten Absicht nur zu sehr kleinem Theile verwirklicht worden: jene städtefeindlichen Constitutionen Friedrichs II. haben nicht den Untergang der Städte zur Folge gehabt, sondern nur eine Reihe neuer Kämpfe für dieselben herbeigeführt, aus denen sie schließlich zum Theil gekräftigt hervorgegangen sind.

Solche Gegensätze verschärften natürlich das Misverhältnis zwischen Vater und Sohn. Ohne ein bestimmtes Programm zu haben und ohne über einen Anhang zu verfügen, der ihm erfolgreichen Widerstand gegen des Vaters Willen ermöglicht hätte, frondirte und opponirte König Heinrich und wurde so der Mittelpunkt und das Haupt aller Misvergnügten und Neuerungslustigen, während er gleichzeitig durch ein lockeres Leben mit wilden Gesellen die Würde seiner Krone in den Augen von hoch und niedrig schädigte. Deshalb lud ihn der Kaiser auf den 1231 nach Ravenna ausgeschriebenen Reichstag vor: Heinrich erschien nicht. Als er sich jedoch von ernsteren Maßregeln bedroht sah, lenkte er ein und erschien auf erneute Ladung vor dem zürnenden Vater in Civitate bei Aquileja. In strengen Worten hielt ihm dieser sein würdeloses Treiben vor; durch demüthige Abbitte aber und das feierliche Gelöbnis der Besserung wandte Heinrich die angedrohte schwere Ahndung noch ab. Die Bestimmungen aber, die Friedrich damals in Betreff des misrathenen Sohnes traf, führen auf die Vermuthung, daß ihn die Sorge erfüllt habe, die römische Curie könnte sich im Falle eines neuen Conflikts desselben gegen ihn so bedienen, wie das einst mit König Konrad und Heinrich V. gegen ihren Vater geschehen war. Eine Anzahl Reichsfürsten mußten für Heinrich Bürgschaft leisten mit der Verpflichtung, ihn zu verlassen und dem Kaiser anzuhangen, falls jener von dem Vater abfallen würde. Bei den Reichsfürsten also suchte Friedrich II. seinen Rückhalt: wie er ihnen allen staufischen Traditionen entgegen die Städte opferte, so gab er ihnen auch ihre Territorien im Sinne voller Landeshoheit preis und minderte zu ihrem Vortheil die Rechte des Königthums. So hatte er bereits im Jahr 1220[1]) den geistlichen Fürsten gegenüber auf das streitige Spolienrecht verzichtet und denselben die Freiheit über ihren Nachlaß durch Testament zu verfügen garantirt; er hatte sich des Zoll- und Münzrechtes für die geistlichen Gebiete ent-

1) Mon. Germ. hist. Leges II, 238 Confoederatio cum principibus ecclesiasticis.

äußert; innerhalb derselben sollte ferner unter keinem Vorwande eine Burg, ein Schloß oder eine Stadt erbaut werden dürfen; den königlichen Beamten war in den bischöflichen Städten die Ausübung jeder obrigkeitlichen Funktion ausdrücklich untersagt worden, mit Ausnahme der Woche vor und nach dem in einer solchen zu haltenden Reichstage. Gleichzeitig mit den auch die städtische Freiheit vernichtenden Beschlüssen von Worms und Ravenna wurde nun das



Siegel Friedrichs II.

Der König auf einem Stuhle mit gedrehten Säulen, die oben Lilien tragen, Rücklehne und Sitz von Gitterwerk und mit Borten verziert. Das faltenreiche Oberkleid hat einen perlenbesetzten Saum. Auf dem Haupte Laubkrone mit Perlengehängen; in der Rechten ein belaubtes Kreuzscepter, in der Linken einen sehr großen Reichsapfel mit Kreuz. Um das Bildnis Perlenkreise. Umschrift: † FRIDERICVS DEI GRA ROMAOR. REX SEMP. AVGVSTV. im Felde die Fortsetzung ET REX-SICILIE. (Nach Heffner.)

für die Entwickelung der Reichsverfassung geradezu verhängnisvolle Princip ausgesprochen,[1]) daß jeder Fürst über seine Gerechtsame, Jurisdiktion, Grafschaften und Hundertschaften, die freien sowol wie die zu Lehen gehenden, ungehindert verfügen könne nach dem bewährten Gewohnheitsrecht des Landes — damit wurde einmal die Unterthänigkeit auch der Freien und dann ein besonderes, mit dem Reichsrecht nicht zusammenfallendes Landes- oder Provinzialrecht zu Gunsten der Fürsten anerkannt.

1) Das. 282 ff. und S. 291.

Die Politik Friedrichs II. verfolgte also in Deutschland gerade die entgegengesetzten Ziele wie in Sicilien. Während hier die straffste Centralisation eines bureaukratisch regierten Beamtenthums dem König die unumschränkte Verfügung über die Mittel des Landes in die Hand gab, entäußerte sich das Königthum dort zum Nachtheil der gemeinen Freiheit der ihm verbliebenen Gerechtsame und dankte zu Gunsten des erstarkenden Landesfürstenthums ab. Die Absicht dieser so widerspruchsvollen Politik kann kaum zweifelhaft sein. Deutschland hatte für Friedrich II. kein Interesse, denn es konnte ihm für die Pläne, die er hegte, keine wesentliche Beihülfe gewähren: auf Deutschland war weder eine Weltherrschaft zu gründen, noch bei dem einstigen großen Kampfe mit dem Papstthum ernstlich zu rechnen. Aber der Kaiser wollte von dieser Seite wenigstens nicht gehindert sein und deshalb die geistlichen und weltlichen Fürsten mit ihren Interessen so an die seinen und die Zukunft seines Hauses knüpfen, daß sie um des eigenen Vortheils willen zu ihm hielten und in der ihnen gewährten Landeshoheit einen genügenden Schutz erkannten gegen die möglichen nachtheiligen Folgen einer dauernden Vereinigung der deutschen und der sicilischen Krone.

Je mehr Friedrich Deutschland auf diese Weise von dem Druck der erstrebten Weltherrschaft zum Voraus entlastete, um so unentbehrlicher waren ihm für dieselbe die lombardischen Städte. Das Verhältnis zu diesen aber besserte sich in nichts: in entschlossener Haltung standen dieselben bereit zur Abwehr der ihre Freiheit bedrohenden Pläne des Kaisers und blieben trotzig in der über sie verhängten Acht des Reiches. Der Reichstag zu Ravenna, der unter dem Schein eines allgemeinen Friedens Oberitalien des Kaisers Herrschaft aufnöthigen sollte, blieb daher nach dieser Seite hin ohne Ergebnis. Wol aber gewann Friedrich durch das Bündnis mit dem gewaltigen Ezzelin von Romano einen mächtigen Parteigänger im Norden. Auch die wiederholten päpstlichen Friedensmahnungen machten auf die Lombarden keinen Eindruck: sie zeigten nur, daß noch die unnatürliche Allianz zwischen Kaiserthum und Papstthum von beiden Seiten als ihren Interessen förderlich festgehalten wurde. Denn Friedrich brauchte die Curie noch, um die von seinem misrathenen Sohne König Heinrich drohenden Gefahren abzuwenden. Auch nach dem Tage von Civitate war dieser auf bösen Wegen gegangen: der Kaiser dachte bereits daran, ihn der Nachfolge zu berauben und diese auf Konrad, den Sohn Jolanthes, übertragen zu lassen. Das trieb den verirrten Jüngling zum Aeußersten: er ließ sich mit den Lombarden in hochverrätherische Verbindungen ein; bald wurde im Westen und Süden des Reiches eine steigende Gährung bemerklich. Aber die Bewegung blieb ohne die Bundesgenossenschaft, die ähnliche Unternehmungen früher zum Verderben Deutschlands hatte gelingen lassen. Der Papst, dem Friedrich erst unlängst (1234) zur Niederwerfung eines Aufstandes der Stadt Rom geholfen hatte, richtete nicht nur an die deutschen Bischöfe abmahnende Schreiben, sondern trat auch sonst mit seiner Autorität gegen den rebellischen Sohn ein. So erstickte die

Bewegung, ehe sie recht in Gang gekommen war. Ohne Heer, als Vater den verirrten Sohn zum Gehorsam zurückzuführen, nicht als König einen Rebellen niederzuwerfen erschien Friedrich 1235 endlich wieder in Deutschland, wo ihm alles mit Ehrerbietung huldigte. König Heinrich mußte sich der Gewalt des Vaters bedingungslos überantworten, um aller Rechte verlustig sein verfehltes Leben als Staatsgefangener zu beschließen: er starb im Februar 1242 in Apulien.

Dieser Zeitpunkt bezeichnet den Höhestand für die Macht und das Glück Friedrichs II. Die Erinnerung an die glorreichsten Zeiten des Reichs unter seinem Großvater, an das vielbesungene herrliche Mainzer Pfingstfest 1184,[1]) lebte wieder auf, als der Kaiser zu Mainz mit der jungen Isabella von England, der Schwester König Heinrichs III., sein Beilager feierte, von den geistlichen und weltlichen Fürsten des Reiches huldigend umdrängt, im Kreise vieler tausende prunkvoll gerüsteter Ritter, welche zur Verherrlichung der Feier erschienen waren. Eine neue Aera des Friedens und des Glückes für Deutschland schien aufgehen zu sollen: die letzte trübe Erinnerung an den Thronstreit und Bürgerkrieg, aus dem Friedrich als Herrscher Deutschlands hervorgegangen war, wurde damals getilgt. Otto der jüngere, der Sohn Kaiser Ottos IV., übergab die seinem Hause gebliebenen Reste der einstigen welfischen Macht in die Hand des Kaisers, um Braunschweig, Goslar und die Grafschaft Stade als ein auch in weiblicher Linie erbliches Herzogthum vom Reiche als Lehen zurückzuerhalten.

Darauf verließ Friedrich II. das Reich. Er sollte es nur noch einmal betreten, als das wilde Treiben des gewaltthätigen Herzogs Friedrich des Streitbaren von Oesterreich ihn einzuschreiten nöthigte: geächtet und besiegt sah derselbe seine Hauptstadt Wien zur Reichsstadt erhoben, sein Herzogthum wurde durch einen kaiserlichen Landeshauptmann verwaltet und diente dazu, die starke Stellung des Kaisers noch mehr zu befestigen. Unter diesem Eindruck sträubten sich die Fürsten auch nicht, Friedrichs zweiten Sohn, den zehnjährigen Konrad, zum König zu wählen.

---

1) S. oben S. 530.

III. Der Entscheidungskampf zwischen Kaiserthum und Papstthum.

1235—1250.

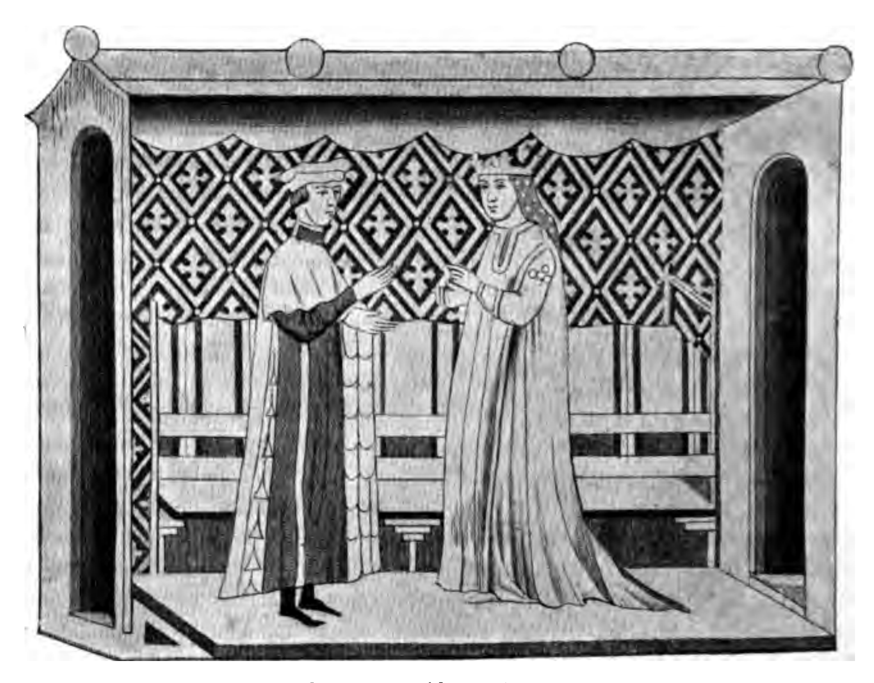
Während Friedrich II. Unteritalien und Sicilien unter seinen bureaukratischen Despotismus beugte und jeden Widerstandsversuch mit Strenge niederschlug, in Deutschland aber Städte und Landadel der Landeshoheit des Fürstenthums auslieferte und dieses durch immer neue Zugeständnisse für die Duldung der Union der beiden Reiche zu gewinnen suchte, hatte sich sein Verhältnis zu den mitten zwischen diese beiden ungleichen Reichshälften gestellten lombardischen Städten trotz wiederholter päpstlicher Vermittelungsversuche und Friedensgebote von Jahr zu Jahr verschlechtert und drängte zu einem gewaltsamen Ausbruch hin. Konnten die zu gemeinsamer Vertheidigung ihrer Freiheit verbündeten Städte doch für den Kampf mit dem Kaiserthum auf die Hülfe der römischen Curie rechnen, welche sich dem unnatürlichen Bündnis mit der staufischen Weltmacht bei der ersten günstigen Gelegenheit zu entziehen trachtete. Freilich schien der Augenblick eben damals, wo der Kaiser in Deutschland so große Erfolge gewonnen hatte, ferner zu sein als je zuvor. Andererseits war für Friedrich Brechung der lombardischen Städtefreiheit die Bedingung, von welcher die Vollendung zunächst und dann der Bestand seines politischen Systems abhing. Schon hatte der wilde Ezzelin von Romano durch eine Reihe von glücklichen Waffenthaten dem Kaiser die Wege bereitet, eine der furchtbarsten Persönlichkeiten dieser von wilden Leidenschaften zerrissenen und von harten Thaten erfüllten Zeit, die den entsetzten Zeitgenossen ein Teufel in Menschengestalt schien, ein eiserner Despot, der kein Erbarmen kannte und dem jedes Mittel recht war, wo es seine Gegner niederzuwerfen und seine Herrschaft zu erweitern galt, aber auch ein tapferer Soldat und trefflicher Feldherr, ein erfindungsreicher Politiker, dem auch menschlich liebenswürdige Eigenschaften nicht ganz gefehlt haben. In Folge landschaftlicher Händel mit dem Geschlechte der Markgrafen von Este, der zeitweise glücklichen Nebenbuhler der aus Deutschland stammenden Romanos, auf die Seite des Kaisers getreten, hatte Ezzelin III. in diesem Bunde die sicherste Gewähr für die erstrebte große Zukunft seines Geschlechts gefunden und daran auch inmitten der jähen Wechselfälle der folgenden Jahre unwandelbar festgehalten. Jetzt hatte er in blutigen Kämpfen die nordöstliche Grenzlandschaft Italiens, welche seit den Zeiten Friedrichs I. der deutschen Herrschaft besonders widerstrebte, unter des Kaisers Willen gebeugt: Padua, Treviso und Ferrara gehorchten

demselben, und die festen Burgen jener Gegend wurden Stützpunkte für die erneute kaiserliche Herrschaft.

Unter dem Eindruck dieser glänzenden Erfolge und der Triumphe, die er selbst eben in Deutschland gewonnen hatte, beschloß der Kaiser nun auch die Lombarden mit einem raschen Schlage niederzuwerfen und so die Intriguen zu zerreißen, welche die römische Curie unter dem Vorwande der Vermittelung gegen ihn spann. Während vom Süden her die bewährten, aber auch besonders gefürchteten Sarazenen dem Kriegsschauplatze zueilten, kam Friedrich selbst mit einem beträchtlichen Heere aus Deutschland und vereinigte sich mit dem siegreichen Ezzelin von Romano. Neue Ausgleichsversuche der Curie, durch welche doch nur die Gegner Zeit gewonnen hätten, von der Hand weisend, verlangte er von den Städten kurzweg Auflösung ihres Bundes und vorbehaltlose Anerkennung der Rechte des Reiches, und drang, nachdem dieses Ultimatum abgelehnt war, mit seiner imposanten Streitmacht von der Veroneser Mark aus westwärts vor. Bald war das wichtige Mantua in seiner Gewalt, und er stand dem Heere des lombardischen Bundes, das sich in der sumpfigen Niederung des Oglio in einer trefflich gewählten Stellung stark verschanzt hatte, zur Entscheidungsschlacht entschlossen gegenüber. Aber das ungünstige Terrain, mangelhafte Verpflegung und das frühzeitig hereinbrechende Herbstwetter nöthigten ihn zur Aufgabe seiner Offensivstellung. In übereilter Siegeszuversicht meinten die Lombarden, der Kaiser verzichte für jetzt überhaupt auf die Fortsetzung des Kampfes und wolle die winterliche Waffenruhe eintreten lassen. Sie brachen ihr Lager ebenfalls ab, um die einzelnen Contingente des Bundesheeres in ihre Städte zu entlassen. Dabei aber wurden sie am 27. November 1237 von dem noch in der Nähe weilenden kaiserlichen Heere unvermuthet angegriffen und bei Cortenuova in einer bis zur sinkenden Nacht dauernden Schlacht nach verzweifeltem Widerstande vollständig geschlagen. Auf dem ungeordneten Rückzuge, durch den strömenden Regen und die bodenlosen Straßen behindert, erlitten sie schwere Verluste. Tausende von Todten deckten das Schlachtfeld, tausende von Gefangenen, darunter die Häupter des Bundes und viele von den angesehensten Bürgern der Bundesstädte blieben in der Hand des Kaisers. Der Fahnenwagen, den die heilige Schaar vergeblich zu retten versucht hatte, wurde im Triumphe mit aufgeführt — an den Mast gebunden stand der gefangene Sohn des venetianischen Dogen, der Podestà in Mailand —, als Friedrich mit dem jubelnden Heere siegprangend in Cremona einzog, und wurde dann als kaiserliches Geschenk an den Senat und das Volk der ewigen Stadt geschickt, um auf dem Capitole der Nachwelt von dem Siege bei Cortenuova Kunde zu geben, — eine Bestimmung, die offenbar zunächst auf den Papst berechnet war.

Was in der Lombardei zunächst weiter folgte, konnte den Eindruck nur steigern, den der Tag von Cortenuova hervorgebracht hatte. Denn wie nach der Zerstörung Mailands durch Friedrich I. eilten die lombardischen Städte durch bereitwillige Unterwerfung die Gnade des Kaisers zu gewinnen. Bis

tief nach Piemont hinein gebot derselbe bald unumschränkt, und selbst Mailand, Piacenza, Brescia, Bergamo und Alessandria bemühten sich um Frieden und erboten sich gegen Belassung allein der freien Consulwahl zur Unterwerfung. Aber an den allzu hochgespannten Forderungen des Kaisers scheiterten die Unterhandlungen. Wie sollten die Städte die Mittel finden, der täglich erstarkenden Gewalt des Kaisers Widerstand zu leisten? Das vielgepriesene Mainzer Pfingstfest, wo Friedrich seine englische Braut sich hatte antrauen lassen, wurde jetzt in den Schatten gestellt durch die glänzende Ver-



Trachten des 13. Jahrhunderts.
Miniature in einer Handschrift des Romans „Tristan". 14. Jahrh. Paris, Nat.-Bibl.

sammlung, die sich Pfingsten 1238 zu Verona um den triumphirenden Kaiser vereinigte. Vom Norden kam König Konrad IV. mit einem glänzenden Gefolge von deutschen und burgundischen Edelleuten, aus allen Theilen Italiens strömten die Getreuen Friedrichs herbei und die gedemüthigten Städte warben durch huldigende Gesandtschaften um die Gunst des gewaltigen Herrschers. Selbst Florenz und Genua beugten sich und schworen ihm Treue. Stattliche Botschafter fremder Fürsten waren Zeugen dieser Herrlichkeit, um den Ruf von der weltgebietenden Macht des großen Staufers in ferne Lande zu tragen. In Verona vermählte Friedrich seine natürliche Tochter Selvaggia mit dem gewaltigen Ezzelin von Romano, um diesen, dem er die Triumphe der letzten

Erläuterungsblatt zu dem Facsimile, durch welches König Konrad IV. den Vergleich der Stadt Kaufbeuern mit Folcmar v. Kemenathen bestätigt. 25. Juli 1240.

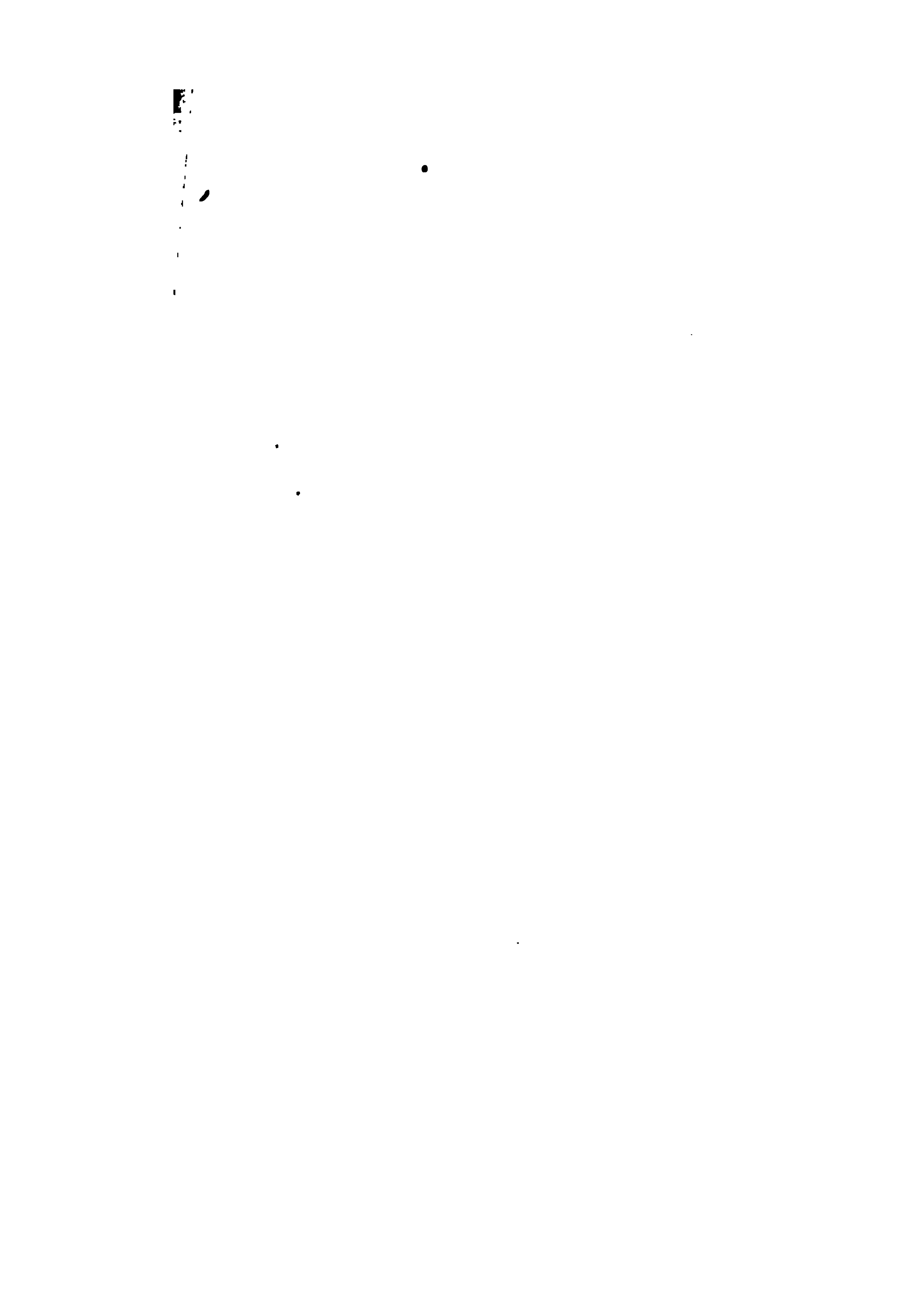
a. Transscription:

(Im) Namen gotes. Amen. Wir Cuonrat in Romschen Kunc erwelt von der gotes gnade vndt erbe des Kunciches ze Jerusalem tvn kunt allen den die disen brif iemmer gesehent, dat wir folcmaren von Kemenathen vndt vnser stat ze Bůern alsus verschieden vnder ein ander. Folcmar hat gegebin den burgaeren vnde der stat ze wider wehsel den hof, der hern hermannes was, des phaffen, der da lit nidenan an der stat vnder den barmin vnd als sin staingrůebe gat vf an den geworfen wec vnd die rihte an den anderen berc vnde dannan an sin selbes zun, vnde swaz in den zvůenin iezů begriffen ist, daz sol er bůwen vnd sol och mit buwe nit me begriffen. Da wider swaz bůerere gemeinde hant, daz sol och sin volcmars gemeindt vnd swaz er oder sine nachkomelinge hant, daz sol och bůeraer gemeindt sin, vnd swaz nit an buwe lit, da sůlte ein getraten sin beidenthalp von der burc unz an die stat vnd von der stat unz an die burc vnd ist och also gescheiden swaz Buraeren schaden vf dem iren geschiht mit gewalte vnd wizzentlich, daz sol man in gelten vndt bezern, als reht ist vnd sol doch der schait danach streite sin. Hier an was Conrad der schenke von Wintherstet vnser getruwer vnd Conrad der Liutkirchåer, der Amman von Bůren, vnd dat diz staets belibe, so hiezen wir disen brief besigeln mit vnserm insigel. Diser brif ist gegeben vnd geschriben von unsers herren geburtlichen tage tusend zweihundert vnde fierzech iar. Innan Hǒwotse. An Sante Jacobs-Tage faeiliche*) amen.

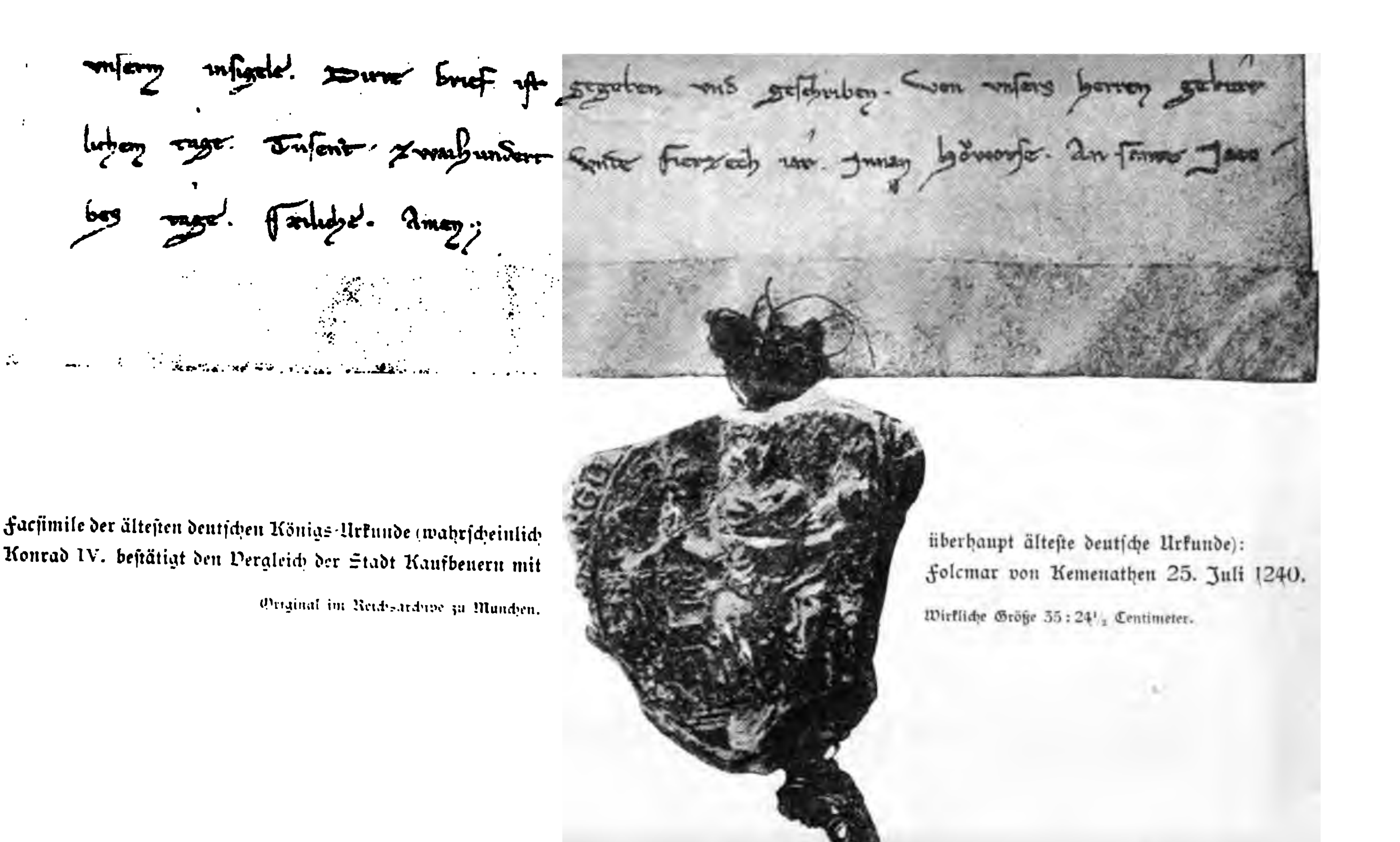
*) Verschrieben für saelige.

b. Uebersetzung.

Im Namen Gottes. Wir Konrad erwählter römischer König von Gottes Gnaden und Erbe des Königreichs Jerusalem thun kund allen, die diesen Brief sehen, daß wir Folcmar von Kemenathen und unsere Stadt zu Beuern also mit einander verglichen haben. Folcmar hat den Bürgern und der Stadt in Tausch gegeben den Hof, der Herrn Hermann dem Pfaffen gehörte, der unterhalb der Stadt liegt unter den Barmen (?) und soweit seine Steingrube reicht auf dem Dammweg in der Richtung auf den andern Berg und von dannen an seinen Zaun hin, und was in der Umzäunung jetzt begriffen ist, das soll er bebauen, soll aber mit Anbau nicht weiter um sich greifen. Was dagegen die Bauern von Gemeindeland haben, das soll auch Folcmars Gemeindeland sein und was er oder seine Nachkommen haben, das soll auch der Bauern Gemeindeland sein und was nicht bebaut liegt, das soll getheilt sein von beiden Seiten von der Burg bis an die Stadt und von der Stadt bis an die Burg und ist also geschrieben. Was den Bauern an Schaden geschieht auf dem Ihren mit Gewalt und wissentlich, das soll man ihnen entgelten und ersetzen, wie es recht ist, und es soll demnach kein Streit darüber sein (?). Hierbei war Conrad der Schenk von Wicterstetten unser Getreuer, und Konrad der Leutkirchner, der Amtmann von Beuern. Und auf daß dies dauernd bleibe, ließen wir diesen Brief besiegeln mit unserm Insiegel. Dieser Brief ist gegeben und geschrieben nach unsres Herrn Geburt tausendzweihundertundvierzig Jahre. Im Heumonat. Am St. Jakobstag. Amen.



In namen gotes Amen. Der Cûnrat [illegible] kunne empfete von der gotes gnâde unde erbe
des kuneriches ze Jerusalem. Tun kunt allen den die disen brief werm geschene: Daz wir
Folmaren von Liemenachen unde mit stat ze [illegible] alsus verschieden under ein ander. Ulr.
mir hat gegeben den bungarten unde der stat. ze under wechsel den hof. der herrn binamme
wart der phaffen. der in lit nâhenan an der stat unde den [illegible] und alle sin stangrûbe gar
vf in den geworfen wer. unde die [illegible] andern [illegible] unde damit an sin selbes [illegible].
unde swaz in den [illegible] ist begriffen ist. daz sol er bûwen unde sol och nit bûwen nû
ne begriffen. Da unter swaz [illegible] gemeinde hant. daz sol och sin [illegible] gemeinder. unde
swaz er oder sine nachkomelinge gemeinde hant. daz sol och [illegible] gemeinder sin. und swaz
nit enbuwe hie. da suln sie [illegible] sin [illegible] von der [illegible] an die stat. unde
von der stat [illegible] an die [illegible]. unde ist och alse geschehen. swaz [illegible] schaden uf
dem [illegible] geschehe mit gewalte unde unzimelichen. daz sol man im gelten unde be
dern als reht ist. unde sol doch der schade [illegible] nach [illegible] sin. Hier an was Conrad
[illegible] Amman



Facsimile der ältesten deutschen Königs-Urkunde (wahrscheinlich überhaupt älteste deutsche Urkunde): Konrad IV. bestätigt den Vergleich der Stadt Kaufbeuern mit Folcmar von Kemenathen 25. Juli 1240.

Original im Reichsarchive zu München.

Wirkliche Größe 35 : 24½ Centimeter.



Monate zum guten Theil verdankte, zu belohnen und dauernd an sich zu fesseln.

Aber es waren die letzten Tage sonnig strahlenden Glücks, die dem staufischen Hause beschieden waren: der Umschlag folgte unmittelbar. Den Widerstand in Oberitalien vollends zu brechen, ließ Friedrich das feste Alessandria durch seine italienischen Verbündeten einschließen, während er selbst Brescia belagerte. An den festen Mauern dieser Stadt, deren Vertheidiger sich bewußt waren, daß das Schicksal des Vaterlandes in ihre Hand gelegt sei, wurde sein Glück zu nichte. Der erste große Mißerfolg aber, der Friedrich traf, war für seine lauernden Gegner natürlich das Signal, um sich mit Aufbietung aller Kräfte von Neuem wider ihn zu erheben. Drei Monate lag der Kaiser vergeblich vor Brescia; mit seinem Abzuge, am 9. Oktober 1238, begann unmittelbar die Krisis, da gleichzeitig auch der längst drohende Bruch mit der römischen Curie erfolgte. Während der Belagerung Brescias nämlich hatte Friedrich seinen natürlichen Sohn Enzio, seinen Liebling, einen schönen, damals achtzehnjährigen Jüngling, mit Adelasia, der Witwe Ubaldo Viscontis, der Erbin eines Theils der Insel Sardinien, vermählt, ungeachtet des wiederholten dringenden Einspruchs, den Gregor IX. dagegen erhob, da die römische Curie ihrerseits die Insel beanspruchte. Er glaubte damals die Zeit gekommen, wo er ohne diplomatische Beschönigung, geradeswegs auf das Ziel losgehend, seine Herrschaftspläne vollenden könnte. Ein Sieg über Brescia, dem der Fall auch der anderen noch widerstrebenden Städte gefolgt sein würde, hätte ihm vollends freie Hand geschafft; auch die römische Curie hätte ihm dann kaum noch gefährlich werden können. Statt dessen erlitt seine Macht eine schwere Erschütterung und der Papst eilte, den günstigen Moment, wo seine Lossagung von dem Kaiser weithin einen großen moralischen Eindruck machen mußte, rücksichtslos auszunützen. Am 20. März 1239, dem Palmsonntag, sprach Gregor IX. gegen Friedrich den Bann aus, obgleich die bisher zwischen ihnen geführten Verhandlungen alles eher als eine solche Wendung erwarten ließen. Denn Friedrich hatte sich ausdrücklich bereit erklärt, der Kirche, wo sie in ihren Rechten verletzt worden sei, genugzuthun. Es führte eben nicht ein einzelner bestimmter Anlaß zu so plötzlichem Bruche, sondern der Papst that nur einen Schritt, der aus allgemeinen Gründen entsprungen, zu dessen Ausführung aber es eines besonderen äußern Anlasses bedurft hatte. Es war ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß an demselben Tage zu Salerno der gefeierte Meister des deutschen Ordens, Hermann von Salza, sein Leben beschloß, der staatskluge, weitblickende, erfindungsreiche Diplomat, der durch sein gewichtiges Wort wiederholt die Katastrophe abgewandt hatte. Ziemlich gleichzeitig müssen diese beiden Nachrichten bei Friedrich eingetroffen sein, der eben als Gast Ezzelins das Osterfest prunkvoll in Padua beging.

Damit begann der gewaltige Kampf, der das Schicksal der mittelalterlichen Kirche sowol wie des mittelalterlichen Staates entscheiden, in dem Kaiserthum und Papstthum sich gegenseitig zu Grunde richten sollten, um neuen Mächten



Ordenstracht der Deutschherren.

Grabstein des Landgrafen Konrad von Thüringen († 1243), Hochmeister des deutschen Ordens. In der Elisabethkirche zu Marburg.

den Weg zum Aufkommen zu eröffnen, indem erst der Universalstaat und dann die Universalkirche als unmöglich erwiesen wurde. Daß beide Theile sich dieser Bedeutung des beginnenden Kampfes bewußt waren, daß sie nicht mehr mit der Möglichkeit eines Friedens rechneten, sondern begriffen, es handele sich für jeden darum, zu siegen oder unterzugehen, das lehren die Erklärungen, welche Papst und Kaiser damals und weiterhin wechselten und in denen jeder den Gegner als völlig rechtlos und verdammt, sich selbst als den Vorkämpfer unantastbarer Ansprüche darzustellen und durch gewaltig tönende Worte die Welt davon zu überzeugen unternahm. Wie zahm, wie maßvoll erschienen die Schriftstücke, die einst zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. oder zwischen Friedrich I. und Alexander III. gewechselt waren, gegen die von leidenschaftlicher Wuth und unbändigem Haß überströmenden Erklärungen, welche jetzt Friedrich II. und Gregor IX. wider einander schleuderten. Die Welt war Zeugin eines unerhörten Schauspiels, wie es ihr selbst während des Investiturstreites nicht geboten war: der Stellvertreter Gottes auf Erden schleuderte in Sendschreiben, welche auf unbedingte Autorität Anspruch machten, gegen den anerkannten Schutz- und Schirmherrn der Kirche die furchtbarsten Anklagen, die wildesten Schmähungen, die verwegensten Drohungen. Diese Aktenstücke sind unvergängliche Denkmäler priesterlichen Hochmuths und

priesterlicher Herrschgier, welche unter biblischen Phrasen von den heiligen Pflichten der Kirche ihre weltlichen Leidenschaften zu verhüllen und unter dem Schirme übertriebener, zum Theil völlig erlogener Anschuldigungen den Staat sammt seinem Haupte und seinen Gliedern um ihr Recht zu bringen und in würdelose Knechtschaft zu stürzen trachtete. Der unausgleichbare, jede Vermittelung und Versöhnung ausschließende Zwiespalt trat hierin zu Tage, in welchen die auf der Idee eines Universalreiches beruhende kirchlich-politische Entwickelung des Mittelalters ausmündete und nach der Natur der menschlichen Dinge ausmünden mußte. Selbst den von der Leidenschaft des nun entbrennenden Kampfes mitergriffenen Zeitgenossen ist diese Bedeutung der erschütternden Ereignisse, deren Zeugen sie waren, nicht entgangen, sie haben bald erkannt, daß es sich thatsächlich um andere Dinge handelte, als die wüthenden Erlasse des Papstes und die von wildem Haß durchglühten fanatischen Reden, mit denen die Schaaren der Bettelmönche die Völker gegen den Kaiser aufreizten, hatten vermuthen lassen. Gerade angesichts der folgenden Ereignisse ging den Völkern die Erkenntnis auf von dem Irrthum, in dem sie bisher befangen gewesen waren, wenn sie durch die Hingabe an die Idee eines Weltreichs ihr Wol zu fördern und in der Zugehörigkeit zu demselben die beste Gewähr für ihr staatliches Gedeihen zu finden gewähnt hatten. Im Gegensatz dazu begriffen sie jetzt, daß die verhängnisvollen Folgen, die sich aus dem Streben nach Verwirklichung dieser Universalidee ergaben, nur durch endgültige Lossagung von derselben abgewendet werden könnten, indem jedes Volk sich auf eigene Hand als ein selbständiges politisches Gemeinwesen constituirte. Das nationale Sonderbwußtseein erwachte, und gegenüber dem zerfallenden kaiserlichen Weltreich und der seine Erbschaft beanspruchenden weltherrschenden Kirche erhoben sich die im eigenen Recht wurzelnden nationalen Staaten.

Wenn aber die römische Curie jetzt in Friedrich II. den „König der Pestilenz" bekämpfte und das Nichtswürdigste, was an Anklagen und Verdächtigungen gegen ihn vorgebracht war, ohne Weiteres als erwiesen annahm und dem Erdkreis als Thatsache verkündigte, so konnte sie damit die Welt doch nicht auf die Dauer täuschen und übte in den Augen derselben unbewußt an der bisher von ihr verfolgten Politik noch nachträglich eine vernichtende Kritik. Jahre hindurch war sie mit dem Herrscher, den sie jetzt als den Auswurf der Menschheit brandmarkte, in kirchlichen und politischen Dingen eng verbündet gewesen: sie hatte ihn gelten lassen als den berufenen Vorkämpfer der Christenheit gegen die Ungläubigen und hatte den Kampf für die Rettung des heiligen Landes in seine Hand gelegt; sie hatte in ihm den Hüter des rechten Glaubens erblickt und sich seines weltlichen Armes bedient, um die Ausbreitung der Häresieen zu hindern; sie hatte durch seine Waffen die aufständischen Römer sich unterwerfen lassen; sie hatte, wenigstens äußerlich, sein Recht den Lombarden gegenüber befürwortet und mehr als einmal den Widerstand gegen denselben dargestellt als ein Unrecht gegen das Gesammtinteresse des Christenthums.

Die Anklagen, welche sie jetzt gegen Friedrich schleuderte, wurden durch diese Thatsachen Lügen gestraft; waren sie begründet, so fiel erst recht eine schwere Schuld auf die Curie, die sich Jahre hindurch einem solchen Verbündeten gegenüber hatte zu Dank verpflichten lassen. Und wer hatte sich denn eigentlich gegen früher geändert? Friedrich hatte der Kirche weder den Gehorsam aufgekündigt, noch den Krieg erklärt: mochte man von seinem inneren Verhältnis zum Christenthum denken, wie man wollte, von den in dieser Hinsicht gegen ihn erhobenen Anschuldigungen ist keine einzige erwiesen, und das ihm zugeschriebene Wort von den drei Betrügern, welche die Welt durch angebliche Offenbarungen irre geleitet hätten, Moses, Christus und Mohammed, ist freie Erfindung verlogener pfäffischer Agitatoren. In den Augen des unbefangenen Beobachters wurden alle die heuchlerischen Reden einfach und schlagend widerlegt durch die notorische, von keinem urtheilsfähigen Beobachter angefochtene Kirchlichkeit, deren der Kaiser sich in seiner äußeren Haltung um so mehr befleißigte, je mehr er sich hüten mußte, sich gerade nach dieser Seite hin eine Blöße zu geben. Was die Kirche im Widerspruch mit ihrer bisherigen Politik bestimmte, mit Friedrich II. gerade jetzt zu brechen und zwar in Formen, welche eine Versöhnung eigentlich von Anfang an ausschlossen, und gegen den ehemaligen Schützling und bisherigen Bundesgenossen einen Kampf zu eröffnen, der nach den dabei angewandten Mitteln sofort die Vernichtung desselben als Ziel erkennen ließ, hatte denn auch trotz der biblischen Phrasen, der volltönenden alttestamentarischen Bilder und des heiligen prophetischen Eifers, von denen Gregors IX. Erlasse und Sendschreiben wiederhallten, mit dem Wesen der Kirche, ihrem hohen Beruf und ihren heiligen Zielen thatsächlich gar nichts zu thun: es waren vielmehr lediglich Fragen der weltlichen Macht, Interessen der irdischen Herrschaft, um welche unter dem Schein eines angeblichen Kampfes für die Freiheit der Kirche gestritten wurde. Die letzten Erfolge Friedrichs II., der Sieg bei Cortenuova und die Erwerbung Sardiniens durch die Ehe Enzios mit Adelasia, hatten die Macht desselben auf eine Höhe erhoben, von der aus sie die Kirche zu zerschmettern drohte; das Misgeschick, das den Kaiser dann unter den Mauern von Brescia traf und das demselben folgende Neuaufwogen des lombardischen Aufstandes bot der Curie für den Angriff auf die kaiserliche Machtstellung Aussichten so günstig, wie sie dieselben sobald nicht wieder zu erwarten hatte. Aehnlich wie zur Zeit Friedrichs I. und Alexanders III. suchte die Curie dabei ihre selbstsüchtigen Entwürfe zu decken durch den täuschenden Glanz nationaler Freiheitsbestrebungen. Sie konnte das um so leichter, als die Art, wie Friedrich Italien knechtete und namentlich sein Erbreich in die Fesseln einer despotisch-bureaukratischen Staatsordnung schlug, in immer weiteren Kreisen den gährenden Unwillen gegen die Fremdherrschaft steigerte und alle Herzen mit der Sehnsucht nach Gewinnung nationaler Freiheit erfüllte. Mit diesen Gefühlen hat die römische Curie alle Zeit zu ihrem Vortheil zu wuchern gewußt: als Hort der nationalen Unabhängigkeit Italiens hatte das Papstthum zuerst eine leitende Stellung in den gemeinsamen weltlichen Angelegen-

heiten der Halbinsel gewonnen;[1]) auf den gleichen Rechtstitel hin hatte Gregor VII. alle dem Deutschthum feindlichen Kräfte derselben zusammengefaßt, und selbst nach der schweren Enttäuschung, die ihnen Alexander III. bereitet hatte,[2]) waren die Lombarden von dem Glauben an die Vereinbarkeit nationaler und hierarchischer Interessen noch nicht völlig zurückgekommen — ein Irrthum, den sie in der Folgezeit schwer zu büßen gehabt haben und der einen wesentlichen Antheil hat an dem trüben Geschick eines der nationalen Freiheit entbehrenden Daseins unter der eigennützigen Herrschaft Fremder, zu dem sich Italien auf Jahrhunderte verurtheilt sah. In einem ähnlichen Irrthum aber war auch der Kaiser befangen. Gewohnt die politischen Zustände seiner Zeit und die sich aus ihnen ergebenden Machtfragen ausschließlich von dem Standpunkte des sicilianischen Königthums und in der Richtung auf das erstrebte weltherrschende Kaiserthum zu betrachten, hatte Friedrich kein Verständnis für das Recht und die Bedeutung der municipalen Entwickelung und unterschätzte in verhängnisvoller Weise die Kraft des aus der freien Genossenschaft erwachsenen Bürgerthums, in dem sein Großvater nach zwanzigjährigen Kämpfen seinen besten Bundesgenossen gefunden hatte. Statt die Communen Oberitaliens, welche der hierarchischen Kirche gegenüber die wichtigsten Interessen mit ihm gemein hatten, durch die vorbehaltlose Erneuerung des Konstanzer Friedens sich zu verbünden und so der nationalen Agitation des Papstthums die Hauptstütze zu entziehen, trieb Friedrich sie in das Lager der Gegner, die ohne diese neue Verstärkung kaum über ihn obgesiegt haben würden. Je weniger aber diese Scheidung der Parteien den wahren Interessen derselben entsprach, um so leidenschaftlicher verfocht eine jede ihre Sache und um so weniger wählerisch war sie in Betreff der zu deren Durchsetzung angewandten Mittel. Freilich befand sich der Kaiser dabei im Nachtheil, denn ihm stand nicht die Fülle der Motive zu Gebote, welche seine Gegner in der Agitation wider ihn anwenden konnten, ein Nachtheil, der nicht aufgewogen wurde durch die Einheit der Leitung, welche die Seinen vor den Gegnern voraus hatten. Vom kirchlichen, vom nationalen, vom politischen Standpunkte aus rief Rom, riefen die Lombarden zum Vernichtungskampfe gegen Friedrich auf; die kräftigsten Impulse konnten sie geltend machen, wenn es die Nothwendigkeit seiner Niederkämpfung darzuthun galt, und jedem einzelnen schien dabei ein besonderer, gerade ihm erwünschter Vortheil als Siegespreis zu winken. Nichts der Art konnte Friedrich den Seinen verheißen: so groß die Belohnungen waren, mit denen er geleistete Dienste vergalt, der eigentliche Gewinn blieb doch immer in seiner Hand und manche von denen, die jetzt für ihn kämpften, mußten fürchten nach dem Siege, wenn er im Vollbesitz der ihm jetzt noch bestrittenen Gewalt war und sein Despotismus sich ungehindert entfalten konnte, sich in ihren Rechten und Gebieten ebenfalls gekürzt zu sehen. Nur im Glück war Friedrich seiner

---

1) S. oben S. 98. 2) S. oben S. 507 ff.

Anhänger einigermaßen sicher; wenn ihm dieses den Rücken kehrte, mußte er fürchten dieselben abfallen und zu den siegreichen Gegnern übergehen zu sehen.

So entbrannte jener leidenschaftliche Kampf, der zunächst Italien bis in die tiefsten Schichten der Bevölkerung hinab zerreißen und trotz des schließlichen Sieges über den gefürchteten Kaiser die Blüte und das Glück des Landes elend zu Grunde richten sollte. Während der Kaiser in Unteritalien die sich stets erneuenden Aufstandsversuche mit blutiger Strenge niederwarf und über die zum Papste haltenden Geistlichen und deren Güter eine furchtbare Verfolgung verhängte und so den offenen Ausbruch der nationalen Gährung hinderte, verfügte er in Mittelitalien nur über einen Theil der Mark Ancona und des Herzogthums Spoleto; die Städte Umbriens und Toscanas aber standen einmüthig gegen ihn in Waffen. Besonders furchtbar jedoch gestaltete sich der Kampf auch jetzt wieder in dem von den widerstreitendsten Interessen zerrissenen Oberitalien. Dort standen gegen Mailand und Bologna, die Häupter des lombardischen Städtebundes, gegen die Seestädte Genua im Westen und Venedig im Osten und gegen die Vorkämpfer des guelfischen Adels, Azzo von Este und Alberich von Romano, als vornehmster Rückhalt der hart bedrängten kaiserlichen Sache der getreue Ezzelin, der als Herr von Mantua, Parma, Modena, Cremona und anderen Städten im Nordosten dominirte, und der jugendliche, dem ihn zärtlich liebenden kaiserlichen Vater besonders ähnliche König Enzio von Sardinien, dem als Reichsverweser für Italien Friedrich die Leitung des Kampfes dort mit fast unumschränkter Vollmacht überließ. Friedrich selbst war unermüdlich thätig und leitete und befeuerte die Seinen nach allen Seiten hin, suchte auch wiederholt durch einen kraftvollen Vorstoß gegen das Centrum der feindlichen Macht eine schnelle Entscheidung zu gewinnen. Doch gelang ihm dies nicht; ja, jedem Vortheil, den er auf der einen Seite errang, entsprach ein Verlust auf der anderen. Denn natürlich verzweigte sich das unentwirrbare Netz der päpstlichen Intriguen auch hinüber nach Deutschland, für dessen Vertheidigung der Kaiser selbst nichts thun konnte. Den Einflüsterungen der päpstlichen Agitatoren nachgebend griff Friedrich von Oesterreich zu den Waffen, um sein Herzogthum wiederzugewinnen; König Wenzel von Böhmen und Herzog Otto von Baiern rüsteten zum Abfall, und im Sommer 1239 wurde auf einem Tage zu Eger bereits die Erhebung eines Gegenkönigs in Erwägung gezogen. Aber noch schwankte die Entscheidung in Italien zu sehr. Der Verlust des getreuen Ferrara, das der guelfischen Uebermacht endlich erlag, beraubte Friedrich eines wichtigen Stützpunktes. Im Frühjahr 1240 erschien er dagegen selbst vor Rom: aber der greise Gregor IX. dachte nicht an Frieden, sondern beharrte ungebrochenen Muthes im Kampfe, so gern die Römer sich mit dem Kaiser friedlich verständigt hätten. Dagegen führte der großartige Belagerungskrieg, der um das feste Faenza entbrannte und in dem sich die steigende Verbitterung der Parteien in Thaten barbarischer Grausamkeit entlud, trotz eines Entsatzversuchs durch ein venetianisches Schiffsgeschwader endlich im Frühjahr 1241

zur Unterwerfung der Stadt. Was aber wollte ein einzelner Erfolg der Art bedeuten gegenüber der wachsenden Bedrängnis, in welche Friedrich durch diesen allgemeinen Ansturm versetzt wurde? Ihm fehlten hier und da die zur Fortsetzung des Kampfes nöthigen Mittel: so reich Italien und Sicilien waren, so unbarmherzig man die Steuerschraube anzog, die lehenrechtlichen Dienste und Leistungen verdoppelte und verdreifachte, so tief man in die confiscirten Kirchengüter griff und die verfallenen Besitzungen der Rebellen verschleuderte, die Anforderungen, welche dieser Kampf stellte, wurden dadurch



Relief an der St. Nazareth-Kirche zu Carcassonne aus dem 13. Jahrh.
Darstellend eine Episode aus der Belagerung einer Stadt.

nicht gedeckt, und der Kaiser mußte nicht blos seine Kostbarkeiten zu Geld machen, sondern schon zur Zeit der Belagerung Faenzas lederne Noththaler ausgeben!

Inzwischen plante der unermüdliche Gregor IX. einen letzten Schlag. Weil Friedrich selbst im Beginn ihres Streites die Entscheidung desselben durch ein allgemeines Concil in Vorschlag gebracht habe, schrieb der Papst im August 1240 für das nächste Osterfest ein solches nach Rom aus und mahnte die gesammte Geistlichkeit und die ihm geneigten weltlichen Fürsten auf demselben zu erscheinen oder sich durch Bevollmächtigte vertreten zu lassen. Jetzt aber

war von einer solchen Kirchenversammlung eine friedliche Wirkung nicht mehr zu hoffen, vielmehr mußte sich der Kaiser dadurch schwer bedroht fühlen. Denn wie war eine unbefangene Würdigung seiner Angelegenheit denkbar, da Gregor gleichzeitig das Kreuz gegen ihn predigen zu lassen anfing, indem er z. B. denjenigen, die sich zu einer Kreuzfahrt nach Palästina verpflichtet hatten, statt derselben den Kampf gegen den Kaiser erlaubte und alle die kirchlichen und weltlichen Vortheile zusprach, welche sonst nur im Kampf gegen die Ungläubigen gewonnen werden konnten. Das Concil mußte Friedrich also um jeden Preis hindern. Als im April 1241 viele der zum Concil reisenden Bischöfe Oberitaliens, Frankreichs, Spaniens und Englands sich in Genua versammelten, um auf dessen Flotte nach Rom zu reisen, ließ Friedrich die sicilische Flotte, gemeinsam mit der pisanischen, unter König Enzio ihnen zwischen dem italienischen Festlande und Corsika auflauern. Am 3. Mai kam es bei der Insel Meloria zu einem großen Seetreffen, in dem die genuesische Flotte bis auf wenige Schiffe theils in den Grund gebohrt, theils genommen wurde. Mehr denn hundert Prälaten fielen sammt den auf der Heimreise begriffenen päpstlichen Legaten in kaiserliche Gefangenschaft und wurden mit der nach tausenden zählenden Schiffsmannschaft unter harten Entbehrungen nach Neapel in Kriegsgefangenschaft geführt. Dieser kühne Streich, der natürlich von päpstlicher Seite vor Gott und Welt als eine unerhörte Freventhat denuncirt wurde, machte weithin den tiefsten Eindruck. Genua trug schwer an dem furchtbaren Schlage, der es getroffen hatte; in der Lombardei erhoben sich die Parteigänger Friedrichs mit neuer Zuversicht; Pavia brachte den Mailändern eine schwere Niederlage bei; in Rom selbst regte sich die kaiserliche Partei unter dem Cardinal Otto Colonna energisch, während in Deutschland niemand mehr von einem Gegenkönigthum sprach und die an dessen Vorbereitung betheiligten Fürsten sich um die Gunst des zu neuer Macht aufsteigenden Kaisers bemühten. Deutschland schien für die kirchliche Agitation damals so völlig verloren, daß von dort niemand zum Concil zu erwarten war. So versuchte Friedrich abermals mit Hülfe der von Otto Colonna gesammelten, seiner wartenden Partei in Rom selbst die Entscheidung herbeizuführen. Diese Schicksalsschläge hatten auch die zuversichtlichsten Anhänger der Hierarchie entmuthigt und einem glimpflichen Frieden geneigt gemacht. Nur der greise Gregor IX. wollte davon nichts wissen, sondern war entschlossen bis zum Aeußersten auszuharren. Aber im Sommer 1241 schien sich sein Schicksal erfüllen zu sollen. An der Spitze eines stattlichen Heeres war Friedrich II. im Vormarsch gegen Rom bereits bis nach Spoleto gekommen, als eine furchtbare Schreckenskunde aus dem Norden ihm Halt gebot: Deutschland war von einer Invasion bedroht, wie zur Zeit der hunnischen Horden des Attila, und wie damals stand von einem Siege derselben zu befürchten, daß die im Laufe der Jahrhunderte entwickelte Kultur in den blutigen Greueln asiatischer Barbarei untergehen werde.

Um dieselbe Zeit, da in Deutschland der Thronstreit zwischen Philipp

von Schwaben und Otto IV. sich endlich zu des ersteren Gunsten neigte, war tief im Innern Asiens, in den Steppen der Mongolei, eine mächtige nationale und religiöse Bewegung zum Ausbruch gekommen, indem die bisher vielfach getheilten und durch innere Kämpfe geschwächten Mongolen durch den gewaltigen Temudschin als Dschengischan zusammengefaßt und zu einem wie ein unwiderstehlicher Strom einherstürzenden Eroberungszuge mit fortgerissen wurden. In zwei Jahrzehnten war das innere Asien von den Grenzen Indiens bis zu denen des griechischen Reiches, von dem persischen Hochlande bis tief nach Rußland hinein zu einem Reiche vereinigt, dessen furchtbare Expansionskraft Morgen- und Abendland gleichmäßig gefährdete. Unter Temudschins Enkel Batu, welcher bei der Erbtheilung die europäisch-asiatischen Grenzgebiete im Norden des kaspischen Meeres erhalten hatte, brach die mongolische Völkerfluth in das Tiefland Osteuropas ein und warf auch dort alles unwiderstehlich vor sich nieder. Rußland verfiel für Jahrhunderte einer schweren Knechtschaft; trotz tapferer Gegenwehr wurde Ungarn überfluthet: in der blutigen Schlacht am Sajo bei Mohi von der Uebermacht niedergemäht erlag das kriegerische Volk der Magyaren den mit dem Nimbus der Unbesiegbarkeit umgebenen Horden Batus; bis zur Donau hin wurde alles Land in eine Wüstenei verwandelt, und selbst Illyrien und Dalmatien hatten unter den Greuelthaten mongolischer Streifschaaren zu leiden. Als heimatloser Flüchtling verließ König Bela sein Reich und suchte bei seinem tapferen Bundesgenossen Friedrich von Oesterreich Schutz. Von dort wandte er sich in flehenden Schreiben um Hülfe an den fernen Kaiser: er erklärte sich bereit, seine Krone hinfort als Lehen von Deutschland zu tragen, während er eben noch durch päpstliche Sendschreiben aufgefordert war, gegen Friedrich die Waffen zu ergreifen und sein Volk zum Kreuzzug aufzubieten. Wenn Friedrich dieser Bitte nicht nachkommen konnte, so hatte er wol das Recht, die römische Curie dafür verantwortlich zu machen, die selbst angesichts der Europa und die christliche Kultur bedrohenden Gefahr in ihrer Feindschaft verharrte und durch den in Italien entfesselten Sturm ihn hinderte, seiner kaiserlichen Pflicht als Schutz- und Schirmherr der Christenheit nachzukommen.

So peinvoll die Lage war, der Augenblick enthielt dennoch für Friedrich die Möglichkeit eines rettenden Umschwungs. Die furchtbare Gefahr, welche den Westen bedrohte, konnte ihres Eindrucks doch selbst auf den leidenschaftlichen Sinn Gregors IX. nicht verfehlen: wo soviel auf dem Spiele stand, würde derselbe, so durfte man annehmen, um der allgemeinen Wolfahrt willen zu einem billigen Vergleiche bereit sein und sich mit dem Kaiser verständigen, damit derselbe dem Hülfsgesuch König Belas Folge leisten und zur Deckung Deutschlands nach dem Nordosten eilen konnte. Denn konnte Gregor die Verantwortung auf sich nehmen, durch seine Unversöhnlichkeit der Barbarei der Mongolen den Weg in das Herz Europas gebahnt und die festbegründeten Sitze der alten Kultur dem sichern Untergange geweiht zu haben? Die Verhältnisse übten — wer hätte das leugnen wollen? — einen starken moralischen

Zwang auf Gregor IX. aus: derselbe konnte sich angesichts der Mongolengefahr der Friedensmahnung des Kaisers nicht versagen, wenn dieser, eben noch in feindlichem Anmarsch begriffen, jetzt die Waffen niederlegen und sich auf billige Bedingungen verständigen wollte. Durch eine solche friedliche Wendung nahm Friedrich auch seinen eigenen Vortheil am besten wahr. Das erkannte auch Gregor IX., und das war es, was ihn hinderte auf des Kaisers Friedensanerbietungen einzugehen, so nachdrücklich die Lage des Abendlandes und die schwere Gefährdung namentlich Deutschlands dazu mahnten. Und als dann die Meldung kam, daß das Mongolenheer, welches, während Batu selbst in Ungarn heerte und brannte, einen nördlicheren Weg verfolgend, Polen erobert und dann seinen Lauf von der Weichsel nach der Oder gerichtet hatte, am 9. April 1241 zwar über das Heer der schlesischen Ritterschaft unter Herzog Heinrich dem Frommen von Liegnitz einen Sieg gewonnen, aber durch dessen heldenmüthigen Widerstand selbst so schwer erschüttert sei, daß es, angesichts der Rüstungen der bedrohten deutschen Lande zu verzweifeltem Widerstande, auf die Fortsetzung seines Zuges verzichtete und sich wieder den asiatischen Steppen zuwandte, da fanden die Friedensworte des Kaisers bei dem harten Sinn des Papstes vollends keine Aufnahme mehr. Und doch, welche furchtbare Lehre lag für die christlichen Völker insgesammt und für die so schwer bedrohten Deutschen insbesondere in diesem Verlaufe der Dinge! Während ihre Existenz auf dem Spiele stand und die alten Kulturlande Europas von einer barbarischen Fluth überspült zu werden fürchteten, nach deren Ablauf die mühsame Arbeit vieler Generationen spurlos verschwunden sein mußte, stritten die Träger der höchsten Autorität auf Erden mit der alten Leidenschaft über weltliche Machtfragen und bewiesen damit, daß sie für die höchsten Interessen der ihrem Schutze befohlenen abendländischen Christenheit kein Verständnis hatten. Was sollten dieser also noch Papstthum und Kaiserthum? Indem diese ihre Pflichten so völlig verkannten, gaben sie auch die Rechte auf, die man ihnen bisher zugestanden hatte, und traten von dem Ehrenplatze zurück, auf den sie einst zum Besten der abendländischen Christenheit berufen waren. Die Schlacht bei Liegnitz war eine Völkerschlacht, entscheidend wie einst die Schlachten auf den Catalaunischen Feldern und bei Poitiers: wie dort die Hunnen und hier die Araber nicht eigentlich besiegt, wol aber durch die imposante Energie des Widerstandes aufgehalten und zum Verzicht auf ihre Eroberungspläne bestimmt worden waren, so hatten auch Heinrich von Schlesien und seine tapferen Genossen durch ihren Heldentod nicht einen Sieg gewonnen, wol aber hatten sie ihr Leben gegen die feindliche Uebermacht so theuer verkauft, daß diese sich zur Ueberwindung eines weiteren Widerstandes der Art nicht fähig fühlte und an der eigenen Kraft verzagend Deutschland den Rücken wandte. Zugleich aber brach der Ausgang des blutigen Ringens auf der Wahlstatt bei Liegnitz den Bann, in welchem die herrschenden Ideen des Papstthums und des Kaiserthums das deutsche Volk gehalten hatten, ließ auch diesem eine Ahnung aufgehen von dem Werthe der Selbst-

hülfe und ließ es damit einen Schritt thun zu festerer nationaler Constituirung.

Auf den Kampf zwischen den Häuptern von Staat und Kirche wirkte dieses tieferschütternde Ereignis freilich nicht ein; beide ließen auch diese eindringliche Mahnung ungehört verhallen. Friedrich hatte unter dem Eindruck des Mongolenschreckens dem Papste Friedenserbietungen machen lassen: konnten sie ehrlich gemeint sein, wenn er gleichzeitig sich mit den murrenden Römern in Verbindung setzte und diese einlud, durch offene Erhebung gegen Gregor IX. diesen zum Frieden zu zwingen? Damit handelte er doch nicht viel anders als sein Gegner, welcher die Gewährung des im Interesse der Christenheit so dringend nöthigen Friedens abhängig machte von der Unterwerfung des Kaisers unter die Befehle der Kirche. Keiner von beiden Theilen ist von schwerem Verschulden freizusprechen. Und so wurde denn der Welt das tief niederschlagende Schauspiel nicht erspart, daß, obgleich die Kultur Europas von den Hufen der mongolischen Rosse niedergetreten zu werden schien, der Krieg zwischen Papst und Kaiser um die Mauern der ewigen Stadt forttobte, während innerhalb derselben ein greulicher Bürgerkrieg zwischen den Anhängern beider ausgefochten wurde, in dem zugleich die alte Gegnerschaft der guelfischen Orsini und der ghibellinischen Colonna neu auflebte. Aber ungebrochenen Muthes, unberührt durch die Schrecknisse, die ihn nah und fern umgaben, in dem unerschütterten Glauben, daß er Recht thue und seine Pflicht gegen die Kirche und die ihrem Schutz anvertrauten Völker erfülle, sah Gregor IX. von den Zinnen des Lateran die Campagna ringsum von den Kaiserlichen verwüsten und ausrauben: aber auch so blieb der Gedanke an Frieden und Versöhnung seiner in der Leidenschaft des Kampfes verhärteten Seele fremd, auch angesichts des Todes, der unter dem Einfluß der ungesunden Sommergluth endlich auch die eiserne Natur des hochbetagten Greises überwand: inmitten der Szenen des Schreckens und der Verwüstung, die er über Italien und Rom heraufbeschworen, starb Gregor IX. am 21. August 1241.

Der Tod des unversöhnlichen Papstes eröffnete die Möglichkeit einer friedlichen Wendung. Denn zu augenfällig war der schwere Schade, der auch der Kirche aus dem entbrannten Kampfe erwuchs, als daß nicht innerhalb derselben eine Partei des Friedens ihre Stimme hätte erheben sollen. Denn daß nicht die Kirche als solche die Feindschaft Gregors IX. gegen Friedrich theilte, war durch eine Reihe von Thatsachen erwiesen: vielleicht gelang es jetzt unter dem Eindruck der letzten Ereignisse die Herrschaft der Fanatiker in der Curie und im Cardinalscollegium zu brechen. In dieser Absicht setzte Friedrich jetzt die seit dem Tage von Meloria in Capua gefangen gehaltenen Cardinäle in Freiheit. Aber als die Cardinäle unter dem Tumultuiren des Volkes und von den Führern der Adelsfaktionen bedroht zu Rom im Conclave zusammentraten, kam eine Einigung doch nicht zu Stande, obgleich man über einen Monat verhandelte. Viele von den Wählern entfernten sich schließlich, während Adel und Volk eine immer drohendere Haltung annahmen

und eine Sedisvacanz, die sie dem Kaiser gegenüber freilich in eine üble Lage bringen mußte, um jeden Preis verhindern wollten. So einigten sich die wenigen noch ausharrenden endlich auf den Cardinalbischof von Sabina, Gottfried, einen Mailänder von Geburt. Am 1. November wurde die Wahl desselben proclamirt, aber schon am 10., noch bevor er die Weihe empfangen hatte, ging derselbe mit Tod ab. Nun schien sich vollends alle Ordnung aufzulösen, ja die Selbstregierung der Kirche zu Ende zu gehen. Vom Senat und Volk bedroht flohen auch die letzten Cardinäle nach Anagni und nahezu zwei Jahre lang blieb nun die Kirche ohne Oberhaupt und der päpstliche Stuhl stand verwaist. Trostlose Zustände herrschten in Rom: die dem Kaiser feindliche Partei führte ein Schreckensregiment und wüthete mit Verfolgung jeder Art gegen die kaiserfreundlichen Colonna und deren Anhang. Die Landschaft ringsum erfüllte ein greuelvoller Krieg. Wiederholt erschien der Kaiser mit Heeresmacht unter den Mauern Roms; die Stadt in einem engeren Kreise umziehend brannte er Villen und Höfe nieder und verwüstete Felder und Pflanzungen, wobei er namentlich die Besitzungen der Cardinäle schwer traf, während hinterher die Römer mit den kleineren Nachbarstädten verbündet, an seinen Anhängern Vergeltung übten. Aber zu irgend einer Entscheidung kam es nicht: auch des Kaisers Thatkraft rang vergeblich mit der Trostlosigkeit der Lage, im eigenen Hause von neuen Verlusten getroffen: schnell nach einander starben ihm seine englische Gemahlin Isabella (1. December 1241) und dann sein ältester Sohn Heinrich (2. Februar 1242), an dem er, trotz des schweren Vergehens, dessen der verirrte Jüngling sich schuldig gemacht hatte, mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit hing und dessen elender Tod die alten Wunden wieder aufriß.

Auf die Dauer aber konnte die abendländische Christenheit diesen Zuständen nicht unthätig zusehen. Ihre höchsten Interessen wurden dadurch preisgegeben. Es gab kein einheitliches Kirchenregiment mehr, es fehlte die einheitliche Vertretung den Ungläubigen gegenüber, und wie erst die Mongolen, so gewannen jetzt die Sarazenen im heiligen Lande von dem Hader zwischen Reich und Kirche. Zudem war man von dem so zuversichtlich behaupteten Recht der Kirche dem Kaiser gegenüber keineswegs allgemein überzeugt. Namentlich in Frankreich, wo das durch Philipp II. August geweckte Staatsbewußtsein zugleich mit dem Gefühl für nationale Würde und Unabhängigkeit unter dem zwar frommen, aber durchaus politisch denkenden Ludwig IX. mächtig erstarkt war, hatte man an dem Verfahren der römischen Curie gegen Friedrich II. von Anfang an schweren Anstoß genommen und die Rechtmäßigkeit desselben mit freimüthiger Entschiedenheit bestritten. Dort wuchs nun die Unzufriedenheit, und da von der Kirche selbst Hülfe nicht zu erwarten stand, so dachte man dort bereits an Selbsthülfe, wozu die relative Selbständigkeit der gallicanischen Kirche Rom gegenüber die Möglichkeit bot. Wenn aber Ludwig IX. und der französische Klerus diese Absicht ausführten und ohne Rom und die Cardinäle ihrer Kirche ein Oberhaupt gaben, so konnte

das leicht der Anstoß werden zu einer für Rom verhängnisvollen kirchlichen Wandelung und zur Constituirung größerer nationaler Kirchenverbände führen. Denn wie Ludwig IX. dachten noch andere Fürsten, und vielfach regte sich in den zum nationalen Bewußtsein erwachenden Völkern ein Streben nach Selbständigkeit, welches der Hierarchie gefährlich werden konnte. Dieser Stimmung trug das Cardinalscollegium Rechnung; auch Friedrich that auf Bitten Ludwigs alles, um eine gesetzmäßige Neuwahl zu ermöglichen und ließ den allein noch in Haft gehaltenen Cardinalbischof Jacobo von Präneste jetzt ebenfalls frei. Auch schienen die Hoffnungen der Vermittler und der Friedensfreunde der Erfüllung sicher, als die in Anagni versammelten Cardinäle am 24. Juni 1243 den Cardinalpriester Sinibald Fieschi auf den so lange verwaisten Stuhl St. Peters erhoben. Denn nach seiner Herkunft aus dem genuesischen Grafenhause von Lavagna, das von den Staufern manche Gunst erfahren hatte, nach dem Rufe, den er als Kenner des Rechtes und Mann von makellosem Wandel genoß, meinte man sich von ihm als Papst der Mäßigung und Versöhnlichkeit versehen zu können. Doch ließ schon die Annahme des Namens Innocenz IV. auf die Richtung schließen, in welcher auch dieses Pontificat sich bewegen würde. Der neue Papst bekannte sich damit als Vorkämpfer der päpstlichen Weltherrschaft, doch erschien ihm diese, wie die Folgezeit gelehrt hat, nicht um ihrer selbst willen und als Ergebnis aus dem göttlichen Ursprung der Kirche geboten, sondern er wollte sie durchsetzen, um die unbezähmbare Herrschsucht und den brennenden Ehrgeiz seiner rücksichtslos despotischen Natur zu befriedigen. Die Wahl Innocenz' IV., in dem Friedrich, wie er erklärte, einen befreundeten Cardinal verlor, um einen feindlichen Papst wiederzufinden, hat statt der ersehnten friedlichen Wendung vielmehr eine Erneuung des Kampfes und die Entfesselung der wildesten Leidenschaften zur Folge gehabt.

Zunächst freilich hütete sich Innocenz IV. der Welt sein wahres Gesicht zu zeigen und ihre Hoffnungen auf Frieden mit rauher Hand zu vernichten. Die Glückwünsche, welche ihm der Kaiser durch seine vertrautesten Räthe, die Großjustitiare Peter von Vinea und Thaddäus von Suessa, in Gemeinschaft mit dem Meister des deutschen Ordens Gerhard von Malberg, überbringen ließ, nahm er mit sichtlichem Danke entgegen und erwiderte die ihm ausgesprochene Bereitwilligkeit zum Frieden mit der Betheuerung der gleichen Gesinnung. Wirklich begannen auch Unterhandlungen: aber sogleich erweckten die hochgespannten Bedingungen des Papstes Verdacht gegen die Ehrlichkeit seiner Friedensneigung. Hieß das doch eigentlich dem Kaiser zumuthen, sich mit gebundenen Händen seinem Gegner überantworten, wenn seine Aufnahme in die Gemeinschaft der Kirche davon abhängig gemacht wurde, daß er nicht blos die noch in seiner Hand befindlichen Gefangenen freilasse und alle der Kirche entzogenen Besitzungen sofort zurückstelle, sondern allen Anhängern und Bündnern des Papstes volle Gnade und uneingeschränkten Frieden gewähre und namentlich seinen Streit mit der Kirche einem Schiedsgericht

von geistlichen und weltlichen Großen unterbreite. Das war für Friedrich unmöglich: sein Anerbieten aber, die der Kirche entzogenen Gebiete herauszugeben, um sie als päpstliche Lehen zurückzuerhalten, wurde von der anderen Seite als ungenügend abgewiesen. Zudem trat ein Ereignis ein, welches zeigte, daß die Curie sich auf Unterhandlungen nur eingelassen habe, um Zeit zu gewinnen und inzwischen nach allen Seiten hin neue Verbindungen anzuknüpfen. Es gelang ihr das wichtige Viterbo, das seit einigen Jahren zum Kaiser stand, zum Abfall zu verleiten: der Kaiser selbst eilte der kleinen Besatzung, welche noch das Castell der Stadt behauptete, zu Hülfe, mußte aber nach mehrwöchentlichen heftigen Kämpfen die Belagerung aufheben. Die Besatzung des Castells aber wurde, als sie auf Grund einer Capitulation abziehen wollte, von den Päpstlichen wortbrüchig überfallen und niedergemacht. Das machte weithin Eindruck: von des Kaisers Anhängern begannen viele an der Möglichkeit des Sieges zu verzweifeln und suchten im Anschluß an die glücklichen Gegner ihr Heil. Dazu kamen neue Schreckensbotschaften aus dem heiligen Lande, wo den wilden Charesmiern die letzten Reste der christlichen Herrschaft zu erliegen drohten. Immer lauter ertönte der Ruf nach Frieden, so daß Innocenz IV. demselben endlich nachgeben mußte. Ernst aber war es ihm auch jetzt nicht mit den Verhandlungen, die er mit dem Kaiser führen ließ. Wieder waren es die beiden Großjustitiare Thaddäus von Suessa und Peter von Vinea, die Friedrich in Gemeinschaft mit dem Grafen Raimund von Toulouse bevollmächtigte. Aber wieder machte Innocenz IV. die erbetene Lösung des Kaisers aus dem Bann davon abhängig, daß derselbe allen, die als Anhänger der Kirche wider ihn gestritten, volle Amnestie gewähre, dann der Kirche vollen Ersatz leiste für allen Schaden, den sie in den Jahren des Kampfes durch ihn erlitten hätte, und sich in allen geistlichen Dingen der Autorität des Papstes unbedingt unterordne. Selbst im engsten und wörtlichsten Sinne genommen erlegten diese Bedingungen dem Kaiser schwere Opfer auf: und was konnte man nicht erst alles aus diesen allgemein gehaltenen Wendungen herausdeuten! Als Anhänger des Papstes mußten nicht blos die lombardischen Städte, sondern auch die Theilnehmer und Häupter der verschiedenen Rebellionen in seinem Erbreiche der Amnestie theilhaftig werden; die Schadenersatzforderung gab der Curie die Handhabe zu unübersehbaren Ansprüchen, und wie die geistliche Oberhoheit des Papstes seit den Zeiten Innocenz' III. von Seiten der Kirche aufgefaßt und geltend gemacht worden war, gab es eigentlich kein Gebiet des staatlichen Lebens, das nicht als darunter begriffen beansprucht worden war. Dennoch acceptirte der Kaiser die päpstlichen Bedingungen, und Ende März 1244 konnte man demnach hoffen, den definitiven Frieden zwischen Staat und Kirche demnächst abgeschlossen zu sehen.

Den geheimen Wünschen Innocenz' IV. entsprach das nicht. Daß Friedrich auf solche Bedingungen eingehen würde, hatte der Papst nicht für möglich gehalten: er hatte sie gestellt, um sie verworfen zu sehen, aber die Verant-

wortung für die Vereitelung des allgemeinen Friedenswunsches vor der Welt dem Kaiser zuschieben zu können. Insofern war es ohne Frage eine richtiger diplomatischer Gegenzug, daß Friedrich die Präliminarien, so ungünstig sie waren, dennoch acceptirte, in der Hoffnung, sie bei den späteren Verhandlungen über die Einzelnheiten der Ausführung herabzumindern und sich gegen zu weit gehende Folgerungen daraus durch genauere Festsetzungen zu sichern. Das aber erwies sich schließlich als unmöglich. Denn überall deutete die Curie jene allgemeinen Vereinbarungen im Einzelnen in dem für Friedrich ungünstigsten Sinne. Die Lage erinnerte einigermaßen an diejenige zur Zeit des venetianischen Friedenscongresses. Auch jetzt lag die Hauptschwierigkeit in der Frage nach dem Einschluß der lombardischen Städte in den Frieden. Die Curie beharrte ebenso entschieden darauf, wie der Kaiser dieselbe zurückwies. Und daran scheiterte der Frieden, sicher sehr nach dem Wunsche Innocenz' IV., der den Kaiser noch einige Zeit hinhielt, indem er eine persönliche Begegnung in Aussicht stellte, durch welche die noch schwebenden Differenzen leicht würden beglichen werden. Inzwischen erschien im tiefsten Geheimnis ein genuesisches Geschwader an der Tibermündung: als ob er in Rom jeden Augenblick eine Vergewaltigung durch den Kaiser zu fürchten hätte, verließ der Papst mit den Cardinälen wie ein Flüchtling die Stadt und wurde von jenem Geschwader nach Genua geführt, von wo er dann die Fluchtreise nach Frankreich fortsetzte. Ende des Jahres nahm er seinen Sitz in Lyon; von dort ergingen die Bullen, die auf Johanni 1245 ein allgemeines Concil nach der Rhonestadt beriefen.

Der Schlußakt des großen Dramas begann und die Katastrophe des Kaiserthums nahm ihren Anfang. Denn wenn auch in dem Concilausschreiben der bejammernswerthe Zustand des heiligen Landes, die Gefährdung des lateinischen Kaiserthums und die Mongolennoth als die vornehmsten Berathungsgegenstände genannt waren, so lag doch für den Papst von Anfang an aller Nachdruck auf der erst danach genannten Erledigung des zwischen der Kirche und Kaiser Friedrich schwebenden Streites. Das bewies Innocenz' IV. emsiges Werben um Hülfe gegen den Kaiser, sein Eifer in der Beschaffung der zu umfänglichen Rüstungen nöthigen Geldmittel, seine unermüdliche Vielgeschäftigkeit im Agitiren, Hetzen und Verleumden. Daß aber das Concil nicht unparteiisch untersuchen und entscheiden sollte, sondern nur bestimmt war, durch seine Autorität die von Innocenz IV. längst beschlossenen äußersten Schritte gegen den Kaiser zu decken und vor der Welt als Akte der unbestechlichen kirchlichen Gerichtsbarkeit darzustellen, das bewies schon die Erneuerung des Bannes gegen Friedrich und König Enzio am Gründonnerstag 1245. Sicher ist es Innocenz IV. auch nicht Ernst gewesen, wenn er sich auf einen Vermittlungsversuch des Patriarchen Albert von Antiochien auch jetzt noch zum Frieden bereit erklärte unter der Bedingung, daß der Kaiser den im Frühjahr 1244 vereinbart gewesenen Präliminarfrieden noch vor Zusammentritt des Concils erfüllte: er wußte am besten, daß er dem Kaiser damit einfach

Unmögliches zumuthete. Die Lage Friedrichs war äußerst kritisch: nur noch ein Gewaltstreich, ein Einbruch in die Provence, ein Vormarsch auf Lyon selbst schien das Netz zerreißen zu können, mit dem ihn seine Gegner immer enger umstrickten. Wirklich sammelte König Enzio damals in Oberitalien bedeutende Streitkräfte, während sein Vater in Verona mit den deutschen Fürsten verhandelte. Inzwischen strömten die Prälaten zahlreich nach Lyon: aber als eine Vertretung der gesammten Kirche konnte das Concil zu Lyon doch nicht gelten. Deutschland war so gut wie unvertreten: nur die Bischöfe von Prag und Lüttich waren außer dem unermüdlichen päpstlichen Agitator, Albrecht dem Böhmen, dem Passauer Archidiakonus, erschienen; auch aus England waren nur wenige Prälaten gekommen; von den Ländern romanischer Zunge war natürlich Frankreich am stärksten vertreten, obgleich weder Ludwig IX. noch die französische Nation die päpstliche Politik billigte. Der Kaiser hatte zur Vertretung seiner Sache den bewährten Großjustitiar Thaddäus von Suessa entsendet. Unter den erschienenen weltlichen Fürsten nahm der lateinische Kaiser von Konstantinopel den ersten Platz ein: er hoffte in Lyon Hülfe gegen die Bulgaren zu gewinnen; ihm wurde der Ehrenplatz zur Rechten des Papstes eingeräumt.

Am 28. Juni 1245 wurde das Concil in der Hauptkirche zu Lyon eröffnet. In seiner einleitenden Rede über den Spruch Psalm 94, 19: „Ich habe viel Bekümmernis in meinem Herzen", zählte Innocenz IV. fünf Sorgen und Schmerzen auf, die besonders schwer auf ihm lasteten, die Entartung der Prälaten, der Uebermuth der Sarazenen, das Schisma der Griechen, die Wildheit der Mongolen und endlich die Verfolgung der Kirche durch Kaiser Friedrich; mit den fünf Wunden des Heilandes verglich er diese Schmerzen und mit Jeremias (Klagelieder 1, 12) rief er den Versammelten zu: „Die ihr vorübergehet, schauet doch und sehet, ob irgend ein Schmerz sei wie mein Schmerz, der mich getroffen hat." Dann wandte er sich gleich zu dem letzten der in Aussicht genommenen Berathungsgegenstände, um in leidenschaftlichem Ausbruch des Zorns und des Schmerzes gegen des Kaisers Ketzerei, Heiligthumsschändung und andere Greuelthaten zu eifern. Da erhob sich Thaddäus von Suessa, nicht um seinen Herrn gegen die Schmähungen des Papstes zu vertheidigen, sondern um im Namen desselben nochmals weitgehende Zugeständnisse als Preis des Friedens anzubieten, sofortige Rückgabe der occupirten kirchlichen Gebiete und Genugthuung für das der Kirche in der Hitze des Kampfes etwa zugefügte Unrecht; sei er dagegen endlich vom Banne gelöst, so wolle der Kaiser nach Kräften helfen sowol zur Abwendung der Mongolengefahr wie zur Rettung des heiligen Landes und zur Sicherung des lateinischen Kaiserthums; für die Erfüllung dieser Zusagen bürgten die Könige von England und Frankreich. Auch dieses wies Innocenz IV. ab: er schien es als selbstverständlich anzunehmen, daß der Kaiser seine Zusagen doch nicht halten würde und daß er daher, wenn er die Bürgen statt desselben einzutreten zwänge, der Kirche nur neue Feinde erwecken würde. Noch heftiger stürmte der Papst in der zweiten Sitzung des Concils, am 5. Juli, auf den

Kaiser mit Anklagen und Verdächtigungen ein: auch gegen den Lebenswandel desselben erhob er die schwersten Beschuldigungen. Die Gründung der Sarazenenstadt Luceria, der Verkehr mit mohammedanischen Großen und Gelehrten, die sarazenischen Schönheiten im Dienste seines Hofes mußten besonders herhalten. Schlagfertig und mit Glück trat Thaddäus von Suessa dem entgegen: über den Glauben des Kaisers zu urtheilen sei doch niemand im Stande, da sich das Innere desselben der menschlichen Kenntnis entziehe; sarazenische Frauen fänden im Hofhalt zu Palermo wegen ihrer vielberühmten



Siegel von Konrad IV. 1237—54.

Umschrift: † CVRAD DIVI AV̄GTI IMPĪS FRIDERICI FILI DI GRA ROMAOR J. REGĒ. ELECT, im Felde: HER-S JERLM̄. (Nach Heffner.)

Kunstfertigkeit Verwendung, und mit gelehrten Mohammedanern zu verkehren sei doch noch lange nicht so schlimm wie Wucherer und Juden zu dulden, was man in Rom für unbedenklich halte. Auf die eigentlich politische Seite des Conflikts eingehend, setzte Thaddäus der Anschuldigung des Wortbruchs, die der Papst unter Verweisung der einst Honorius III. zugestandenen Urkunden[1]) gegen Friedrich erhob, die gleiche Anklage gegen den Papst entgegen, indem er auf die ebenfalls unerfüllte Zusagen enthaltenden päpstlichen Bullen verwies. Des kaiserlichen Anwalts energische Rede und die zwingende Logik seiner Auseinandersetzung schienen selbst auf diese Versammlung Eindruck

1) S. oben S. 610.

gemacht zu haben. Um so weniger wollte sich Innocenz IV. dazu verstehen, den Aufschub der weiteren Verhandlungen zu bewilligen, den Thaddäus schließlich forderte, damit er neue Instruktionen einholen oder Friedrich selbst in Lyon erscheinen und in eigener Person seine Sache führen könnte. Nun aber traten die Bevollmächtigten der Könige von England und Frankreich, die schon durch das Angebot der Bürgschaft ihre Sympathien für den Kaiser bewiesen hatten, nachdrücklich für das Verlangen des Thaddäus ein: so sah sich der Papst doch genöthigt wenigstens den Schein zu wahren. Er bewilligte eine Frist von zwölf Tagen, die freilich selbst bei der größten Eile kaum ausreichte, um das von Thaddäus Gewollte auszuführen, obgleich der Kaiser inzwischen dem Schauplatz der Ereignisse ein Stück näher gekommen war.

Nur wenige Fürsten hatten sich unter Führung König Konrads IV. in Verona bei dem Kaiser eingefunden: denn auch im Norden der Alpen begannen die päpstlichen Hetzereien allmählich zu wirken. Namentlich in den Rheinlanden gewannen die Gegner der Staufer zusehends an Boden. Siegfried von Mainz, Konrad von Köln und Arnold von Trier, einst Männer des kaiserlichen Vertrauens, waren bereits in das Lager der Gegner übergegangen und fanden allmählich unter den geistlichen und weltlichen Großen mehr Anhang. Auch Landgraf Heinrich von Thüringen, der dem jungen König Konrad in der Verwaltung des Reiches beigeordnet gewesen war, hatte sich auf ihre Seite geschlagen. Schon offenbarte sich als Ziel der Opposition die Absetzung Friedrichs und die Zertrümmerung der staufischen Herrschaft. Schon im Frühjahr 1245 waren die Erzbischöfe von Köln und Mainz am päpstlichen Hofe zu Lyon erschienen und hatten sich verpflichtet, nach der bevorstehenden Absetzung Friedrichs durch das Concil für die Aufstellung eines Gegenkönigs zu wirken. Von Verona, wo er nichts erreicht hatte, wandte sich der Kaiser nach Turin: war es seine Absicht, persönlich nach Lyon zu eilen? dachte er durch einen Handstreich das Concil auseinander zu jagen? Innocenz IV. scheint dergleichen gefürchtet zu haben. Um so mehr eilte er, die Sache zu Ende zu bringen. Auf des Thaddäus von Suessa Meldung von den Vorgängen in der zweiten Sitzung des Concils hatte Friedrich zur Unterstützung desselben vier weitere Bevollmächtigte nach Lyon zu eilen angewiesen: den Großjustitiar Peter von Vinea, Walter von Ocra, den Bischof von Freising und den Meister des deutschen Ordens. Aber noch ehe diese Lyon erreicht hatten, als die bewilligte zwölftägige Frist knapp zu Ende war, hielt der Papst bereits die dritte Sitzung des Concils, um den inzwischen vorbereiteten Schlag gegen Friedrich zu führen. In geheimen Consistorien, die er mit den Cardinälen hielt, waren bereits die Dekrete festgestellt, welche den Kaiser als aller denkbaren Schand- und Frevelthaten überführt darstellten, — des Undanks gegen seine Wolthäterin, die Kirche, der Untreue gegen den Papst als Lehnsherrn des sicilischen Reiches, der Lästerung Gottes und des Heilandes, der Entfesselung der Ungläubigen gegen die Christen, alles möglichen Irrglaubens. Fürst der Tyrannei, Vernichter der Kirchenlehre und des

Gottesdienstes, Meister der Grausamkeit, Verderber dieser Welt, Zerstörer des Erdkreises, Hammer der ganzen Erde — das sind Ehrentitel, mit denen der wilde Haß Innocenz' IV. den ersten Fürsten der Christenheit belegte, bevor noch das gegen denselben schwebende Verfahren zum Schlusse geführt worden war. „Darum, versammelte Väter, so hieß es dann weiter, tilget aus den Namen und die Sprößlinge dieses Babyloniers, der sich als einen mächtigen Jäger nach Ungerechtigkeit vor Gott und als einen Fürsten der Lüge erwiesen hat. Werfet ihn zu Boden vor das Angesicht der Könige, daß sie durch den Anblick in Furcht gesetzt, nicht in seine Fußtapfen treten.“ Ein unzurechnungsfähiger Haß gegen das Geschlecht der Staufer spricht aus diesen päpstlichen Erlassen. Der Kaiser heißt ein zweiter Herodes, hervorgegangen aus dem ketzerischen Samen des ersten Friedrich; er wird als schuldig bezeichnet sowol an dem traurigen Ende seines Sohnes Heinrich wie an dem frühen Tode seiner drei Frauen, ja an dem Tode Gregors IX., den er durch die Einschließung Roms während der heißen Sommerzeit getödtet haben sollte. Jeder christlichen Tugend bar, befleckt mit allen heidnischen Lastern, habe er zum Verderben der Christen im heiligen Lande mit den Ungläubigen conspirirt. Solch wüthendem, von wilder Leidenschaft völlig verblendetem Haß gegenüber gab es natürlich kein Mittel der Verständigung, keinen Weg zum Frieden: der Papst wollte den Kampf auf Tod und Leben, er wollte deshalb auch Friedrich zum Aeußersten treiben, um in den Augen der betrogenen Welt ein Recht zu erlangen, das Aeußerste gegen denselben zu verhängen.

Nach solchen Vorbereitungen fand am 17. Juli die dritte, entscheidende Sitzung des Concils statt. Vergeblich erhob Thaddäus von Suessa Einsprache gegen die Fortsetzung des Verfahrens, bevor die bereits unterwegs befindlichen neuen Gesandten des Kaisers angekommen wären: ihm blieb nichts übrig, als an einen künftigen Papst und ein künftiges allgemeines Concil zu appelliren. Da, im letzten Augenblicke, schien noch Hülfe zu kommen: der Bevollmächtigte Heinrichs III. von England erhob laut Beschwerde über die unerträgliche Bedrückung der englischen Kirche und verlangte deren Abstellung. Die Klage war nur zu begründet, denn seit England durch die Erniedrigung Johanns ohne Land ein Lehen der römischen Kirche geworden war, wurde es in finanzieller Hinsicht unbarmherzig ausgebeutet und hatte vorzugsweise der Curie die Mittel zu dem Kampf gegen den Kaiser liefern müssen. Innocenz IV. jedoch wies den Engländer barsch zur Ruhe, bis des Kaisers Sache erledigt wäre. Dann eilte er zur Vollendung seines Vorhabens. Das Dekret, welches zwischen der zweiten und dritten Sitzung des Concils im Geheimen vereinbart und bereits von 150 Prälaten, vornehmlich Franzosen und Spaniern, unterzeichnet war, wurde verlesen: wegen Meineids, Kirchenschändung, Ketzerei, wegen des freundschaftlichen Verkehrs mit Mohammedanern und wegen Verletzung seiner Lehnspflichten wurde Kaiser Friedrich II., der sich der Herrschaft und aller Ehren unwürdig gemacht habe, und der wegen unerhörter Verschuldung von Gott verworfen sei, kraft der dem Nachfolger des h. Petrus

verliehenen Rechte zu pflanzen und auszureißen, seiner Kronen und seiner Reiche entsetzt; seine Unterthanen wurden ihres Eides entbunden, die dennoch zu ihm halten würden, mit dem Banne bedroht. Weiterhin wurden die deutschen Fürsten aufgefordert, den erledigten Thron durch eine neue Wahl zu besetzen. Ueber das Königreich Sicilien behielt der Papst sich vor, als über ein erledigtes Lehen mit dem Beirathe des Cardinalscollegiums zu verfügen. Als die Verlesung dieses furchtbaren Aktenstückes beendet war, sprang Thaddäus von Suessa auf: „Das ist ein Tag des Zornes, ein Tag der Trauer und des Verderbens, rief er schmerzdurchbebt, und dessen die Feinde der Christenheit sich freuen werden." „Ich habe gethan, erwiderte Innocenz, was ich thun mußte: möge Gott es hinausführen nach seinem Wolgefallen." Dann stimmte er, um alles Weitere abzuschneiden, das Tedeum an; die versammelten Väter des Concils fielen ein, und um das Schicksal, dem der Kaiser verfallen sein sollte, zu bezeichnen, senkten sie die Kerzen, die sie in den Händen hielten, so daß sie erloschen.

Man wird Kaiser Friedrich II. die Anerkennung kaum versagen können, daß er gegenüber den unerhörten Herausforderungen der Curie und der geradezu beispiellosen Art, in welcher diese den Kampf gegen ihn führte, bisher eine rühmliche Mäßigung und eine Langmuth bewiesen hatte, die seinem leidenschaftlichen und zu gewaltsamem Durchgreifen geneigten Naturel sicher nicht leicht geworden ist. Er hatte das Kritische seiner Lage wol begriffen: seinem staatsmännischen Blick entging das nicht, daß die Zeitströmung ebenso mit Innocenz IV. war, wie sie einst mit Gregor VII. gegen Heinrich IV. gewesen, indem die Abneigung der Nationalitäten gegen die kaiserliche Universalherrschaft dem selbstsüchtigen Streben des Papstthums den Schein eines Kampfes für die gemeinsame Freiheit verlieh. Die Unzuverlässigkeit der deutschen Fürsten, bei denen Abfall und Verrath heimisch wurden, der glückliche Widerstand der lombardischen Städte und die wachsende Gährung in Sicilien, die sich zu immer neuen Aufständen entlud, ließen die Grundlagen der staufischen Macht als schwer gefährdet erscheinen: es galt zunächst wenigstens diese zu retten und vor dem hereinbrechenden Sturm in Sicherheit zu bringen. Daraus erklärt sich die Langmuth, die Versöhnlichkeit, die zuweilen an Schwäche grenzende Nachgiebigkeit Friedrichs. Jetzt aber, nach dem Spruche des Concils, war der Kaiser einfach vor die Existenzfrage gestellt: es handelte sich für ihn um Sein oder Nichtsein. Dem würde das Friedrich zugeschriebene Wort, bisher sei er Ambos gewesen, hinfort wolle er Hammer sein, treffend Ausdruck gegeben haben. Jeder Rücksicht überhoben führte der Kaiser den Kampf um seine und seines Hauses Existenz hinfort mit echt staufischer Gewalt und Leidenschaftlichkeit. Und noch einmal schien ihm das Glück wenigstens in Italien geneigt zu sein, während die Dinge in Deutschland eine ungünstige Wendung nahmen. Denn dort gelang es der rastlosen Agitation des päpstlichen Legaten, des Bischofs Philipp von Ferrara, gemäß der von Lyon aus den deutschen Fürsten gegebenen Weisung ein Gegenkönigthum in



andbilder eines thüringischen Fürstenpaares im Dom zu Naumburg aus der Mitte des 13. Jahrh.

das Leben zu rufen. Der ehrgeizige und seit lange unzuverlässige Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen gab sich zu der unter den damaligen Umständen vollends ruhm- und freudlosen Rolle eines Pfaffenkönigs her. Im Mai 1246 von den drei rheinischen Kurfürsten erhoben blieb er freilich machtlos, da von den großen Reichsfürsten keiner für ihn eintrat. Diesen genügte es, die bedrohliche staufische Macht zertrümmert zu sehen: sie brauchten kein Reich und kein Reichsoberhaupt mehr. Aber aus dem Gegenkönigthum, gegen das König Konrad IV. seine und seines Hauses Rechte zu vertheidigen suchte, entsprang für das Reich ein wehevoller Bürgerkrieg, in dem mit Ordnung und Gesetz zugleich die wirthschaftliche Blüte Deutschlands elend zu Grunde ging. Verschlimmert lebten die trostlosen Zustände wieder auf, welche vierzig Jahre früher aus dem Kronstreite zwischen König Philipp und Otto IV. für das deutsche Volk erwachsen waren. Aber obgleich König Konrad IV., von seinen Leuten verrätherisch im Stich gelassen, im Sommer 1246 durch den Gegenkönig bei Frankfurt a. Main geschlagen wurde, des letztern Sache wurde dadurch nicht wesentlich gebessert; ja, die Aussichten der Staufer hoben sich, als Heinrich Raspe, ohne Macht geübt und selbst ohne Achtung genossen zu haben, zu Beginne des Jahres 1247 (den 12. Februar) vorzeitig starb. Damit büßten die zahlreichen Gegner der Staufer den Mittelpunkt ein, um den sie sich trotz der Verschiedenartigkeit ihrer unter sich vielfach concurrirenden Interessen gesammelt hatten. Schon aber gingen angesichts der Verwüstung des Landes, des Darniederliegens von Handel und Gewerbe, des rechtlosen Fehdezustandes, der allgemeinen sittlichen Verwilderung, die im Gefolge des Bürgerkrieges über Deutschland hereingebrochen war, vielen die Augen auf. Man wurde sich bewußt, daß man zum eigenen Verderben an der Förderung einer Deutschland feindlichen Macht arbeite. Freilich waren die Deutschen an nationalem Bewußtsein noch weit zurück hinter den anderen Völkern: denn in England sowol wie in Frankreich, wo, dort in Folge der den nationalen Sinn und das Staatsgefühl stärkenden Kämpfe um die Magna Charta, hier unter der Leitung eines starken, seiner Rechte und seiner Aufgaben nach innen und außen vollbewußten Königthums, das Nationalitätsgefühl sich mächtig zu regen begann, nahm man an der päpstlichen Politik, deren Ziele sich immer deutlicher enthüllten, allmählich schweren Anstoß und erkannte die Gefahren, welche daraus für die eigene staatliche Existenz entsprangen. Weder Heinrich III., der zudem Friedrich II. verschwägert war, noch Ludwig IX. konnte ein weltherrschendes Papstthum wünschen: beide standen mit ihren Sympathien auf der Seite des Kaisers, mit dem der König von Frankreich schon im Interesse seines Kreuzzugsplanes in gutem Verhältnis zu bleiben wünschte. Ein entscheidender Erfolg des Kaisers in jener kritischen Zeit hätte leicht eine mächtige antihierarchische Bewegung entfesseln und damit einen rettenden Umschlag bewirken können.

Dessen scheint sich auch Friedrich II. bewußt gewesen zu sein, als er, einen solchen Erfolg um jeden Preis zu gewinnen entschlossen, mit einem ge-

waltigen Heer vor das von den Päpstlichen durch listigen Ueberfall eingenommene Parma zog, um dasselbe durch eine großartige Belagerung wieder in seine Gewalt zu bringen. Die Stadt schien dem Untergange geweiht: im Vorgefühl des nahen Triumphes hatte der Kaiser die draußen entstandene stattliche Lagerstadt Vittoria genannt. Die Kraft des Widerstandes schien bereits gebrochen, als es den Eingeschlossenen gelang, durch einen plötzlichen Ueberfall am 18. Februar 1248 die Lagerstadt in Brand zu stecken und das kaiserliche Heer zu schlagen, so daß Friedrich, der während der Katastrophe auf einem Jagdausflug abwesend war, zurückeilend sich nur der Flucht der Seinen anschließen konnte. Eine furchtbare Niederlage war statt des gehofften Triumphes dem Kaiser beschieden: es war nicht allein der materielle Schaden, der Friedrich aus der Zersprengung eines stattlichen Heeres, dem Verluste der kostbaren Belagerungsgeräthe und des reichgefüllten Lagers erwuchs, was dieses Ereignis zu einer Katastrophe für die kaiserliche Sache machte, viel schwerer fiel gerade unter den damaligen Umständen die moralische Niederlage ins Gewicht, die er in den Augen der Welt erlitten hatte. Nicht ohne einen Schein der Berechtigung jubelten die Päpstlichen und ihre lombardischen Bündner über das Gottesgericht, das den Babylonier zu Boden geworfen! War doch die kostbare Krone, die er dem päpstlichen Spruche zum Trotz auf seinem Haupte hatte festhalten wollen, als Beutestück in die Hände der jubelnden Sieger gefallen; das Zeichen kaiserlicher Machtvollkommenheit, das große Reichssiegel theilte dies Schicksal sammt dem kaiserlichen Schatz. Die Blüte der Kaiserlichen war in dem Getümmel des Kampfes gefallen, der getreue Thaddäus von Suessa war den Heldentod gestorben: noch an seinem Leichnam ließen die Sieger ihren leidenschaftlichen Haß aus. Mit Mühe nur gelang es König Enzio, die Lombarden in ihrem weitern Siegeslaufe gegen Cremona aufzuhalten, wo Friedrich mit den Resten der geschlagenen Armee zunächst Aufnahme gefunden hatte.

Von dem Schlage, der ihn unter den Mauern Parmas getroffen, hat sich Friedrich II. nicht wieder erholt. Trotz rastloser, leidenschaftlicher Thätigkeit gelang es ihm nicht, den tiefen moralischen Eindruck auszugleichen, welchen der Schreckenstag hervorgebracht hatte. Ueberall erhoben sich die Feinde mit neuem Eifer und mit gesteigerter Zuversicht. In Deutschland wurde in dem Grafen Wilhelm von Holland ein neuer Gegenkönig aufgestellt, der freilich auch nur in einem beschränkten Gebiete Geltung gewann; in Oesterreich, in Böhmen erhob sich offener Aufruhr; die Schrecken eines allgemeinen Bürgerkriegs hielten ihren furchtbaren Einzug in Deutschland, und vergeblich rang der junge König Konrad, von Abfall und Verrath umlagert, selbst von Mordanschlägen bedroht, um die Behauptung einer unhaltbar gewordenen Stellung. Die Entscheidung aber mußte in Italien fallen. Unter den furchtbaren Schicksalsschlägen der letzten Zeit erlahmte selbst Friedrichs scheinbar unbeugsame Kraft: er fühlte sich nach keiner Seite mehr sicher, glaubte die Verführungskünste seiner Todfeinde schon bis in seine unmittelbare Umgebung

siegreich. Wie weit ein solcher Verdacht begründet war, entzieht sich unsrer Kenntnis. Aber wäre es so sehr zu verwundern, wenn in der Erkenntnis von der Unabwendbarkeit einer Katastrophe auch die Räthe und Diener des Kaisers verzagt wären und darauf gedacht hätten, sich von ihm zu trennen und sich dadurch zu retten? Ob auch Petrus von Vinea wirklich so gedacht, so zu handeln versucht, — wer vermöchte es zu sagen? Jedenfalls glaubte Friedrich, daß selbst dieser treu bewährte Diener sich mit seinen Todfeinden verbunden habe. Vom Papste gewonnen soll er den Kaiser, als er demselben in einer Krankheit einen heilkräftigen Trank bot, zu vergiften versucht haben; überführt, eingekerkert, von dem wüthenden Volke mit einem gräßlichen Ende bedroht, dann processirt soll sich Petrus in Pisa verzweifelnd den Schädel an der Wand seines Kerkers eingerannt haben. Aber ausgeschlossen ist es nicht, daß er, schnöde verleumdet, ein Opfer des immer finsterern Mistrauens, des immer tyrannischeren Sinnes Friedrichs II. geworden ist. Ein noch viel schwererer Schlag aber traf den Kaiser bald danach: am 26. Mai 1249 fiel sein ritterlicher Sohn Enzio, der mit jugendlichem Heldenmuth für die erliegende Sache des Vaters gestritten, in einem Treffen bei Fossalta in die Gewalt der Bolognesen. Vergeblich bot Friedrich ungeheure Summen, alle möglichen Vortheile und Ehren, vergeblich drohte er mit der furchtbarsten Vergeltung: die Bolognesen lehnten die Freilassung ihres edlen Gefangenen unbedingt ab, und Friedrich sah seinen Liebling dem trostlosen Schicksal ewiger Kerkerhaft in der Gewalt seiner Todfeinde verfallen.

Erst nach längerer Zeit raffte sich der durch diesen Schicksalsschlag zunächst völlig gebrochene Kaiser so weit wieder auf, daß er die Fähigkeit zur Fortsetzung des Kampfes gewann. Und noch einmal lächelte ihm das Glück: die Siege der treuen Cremoneser über die Mannschaften von Bologna und Ferrara wandten auf dem oberitalienischen Kriegsschauplatz das Glück noch einmal zu seinen Gunsten. Unter dem Eindruck dieser Erfolge erneute sich seine Spannkraft: mit verdoppeltem Eifer rüstete er, mochte auch sein zum Tode erschöpftes Erbreich unter der Last, die man ihm aufbürdete, zusammenbrechen, und trug sich mit neuen großen Entwürfen, durch welche die vorzeitig triumphirenden Gegner niedergeschmettert werden sollten, als ihn der Tod nach kurzer Krankheit dahinraffte. In Fiorentino, einem Orte nahe bei der Sarazenenstadt Luceria, wurde er Anfang December 1250 von einem heftigen Ruhranfall ergriffen. Als er die letzte Stunde nahen fühlte, ließ er sich in die Kutte der Cistercienser hüllen; der ihm alle Zeit treu verbundene Erzbischof Berald von Palermo hörte seine Beichte und ertheilte ihm die Absolution: in den Armen seines Lieblingssohnes, des jungen Manfred, an dem er seit dem Verluste Enzios mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit hing, hauchte er am 19. December 1250[1]) seine starke Seele aus. In der Capelle des alten normännischen Doms zu Palermo, neben Vater und Mutter, nahe bei

1) S. Schirrmacher, Die letzten Hohenstaufen S. 393.

seiner ersten Gemahlin, ist er zur Ruhe bestattet worden in einem prachtvollen, von vier Löwen getragenen Porphyrsarkophage, in den man ihn bettete in kostbare orientalische Gewänder mit eingestickten arabischen Inschriften gehüllt, und wohin man ihm Schwert, Reichsapfel und die ihm von seinen Todfeinden abgesprochene, aber nicht entrissene Krone mitgab.

Mit dem Tode Friedrichs war der Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum entschieden: mit gutem Grund jubelte man in Lyon und rüstete sich, durch Ausrottung des staufischen Geschlechts und Vernichtung seines Anhangs den Triumph der Kirche zu vollenden. Aber nicht überall dachte man so: mit wachsendem Mistrauen verfolgte die fromme Gemeinde, die sich auf Grund der Lehren des Abtes Joachim von Fiore, eines im Rufe prophetischer Gaben stehenden Calabresen, zur Zeit Kaiser Heinrichs VI. gesammelt hatte, die zunehmende Verweltlichung der ihrem Beruf untreu gewordenen Kirche und gedachte der geheimnisvollen Weissagungen ihres gefeierten Hauptes, nach denen das tausendjährige Reich nahe sein und der Antichrist erscheinen sollte, um die entartete Kirche zu zertrümmern, damit die wahre und vollkommene erstehe. Namentlich im Orden der Minoriten hatten diese Vorstellungen der Joachimiten zahlreiche Anhänger und durch sie weite Verbreitung gefunden. Diese Kreise aber hatten in Friedrich, welcher die Kirche zu zermalmen drohte, eben den verheißenen Antichrist zu finden geglaubt; aber der Tod desselben stand mit des Joachim von Fiore Prophezeiung in Widerspruch; denn danach sollte er nicht aus der Welt gehen, ohne sein Werk vollendet zu haben. So entstand zuerst in diesen Kreisen die Meinung, Friedrich II. könne nicht todt sein, er halte sich nur verborgen, um dereinst wiederzukehren und sein unvollendet gelassenes Werk wieder aufzunehmen und zu Ende zu führen. Die leidenschaftlichen päpstlichen Ergüsse, in denen Friedrich so oft als der Babylonier, als der Antichrist, als ein neuer Nero bezeichnet worden war, dienten dieser Annahme ja geradezu zur Bestätigung. So entstand jener eigenthümliche Vorstellungskreis, in dem sich die deutsche Kaisersage bewegt und der erst in Folge des Misverständnisses späterer Zeit auf Kaiser Friedrich I. und die von seiner Wiederkehr zu erwartende Erneuerung der Herrlichkeit des Reiches gedeutet worden ist.

IV. Der Zerfall des Kaiserthums und der Untergang der Staufer.

1250—1268.

Das wilde Triumphgeschrei, das auf die Nachricht von Friedrichs II. unerwartetem Ende sich zu Lyon und in dem ganzen päpstlichen Lager jubelnd erhob, gab Zeugnis davon, was dieser eine Mann, obgleich gebannt, verketzert, verflucht, zu bedeuten gehabt und wie seine Gegner bei seiner Thatkraft und seinem Genie noch immer eine plötzliche Wendung zu seinen Gunsten gefürchtet hatten. Jetzt erst fühlte man sich am päpstlichen Hofe des Erfolges recht sicher; nun brauchte man auch die Regungen nationalen Selbstgefühls nicht mehr zu fürchten, welche von Frankreich und England aus dem in Friedrich II. mit dem Untergange bedrohten neurömischen Kaiserthum durch eine mächtige antipäpstliche Bewegung zu Hülfe zu kommen drohten. Dennoch gönnte sich die päpstliche Curie nicht einen Augenblick der Rast und Ruhe in der Jagd nach Gewinnung der Weltherrschaft: ganz wörtlich nahm man und ganz buchstäblich wollte man das Programm unversöhnlichen, über das Grab hinaus reichenden Hasses ausführen, welches zu Lyon gegen Friedrich und sein Geschlecht proclamirt worden war. Die gesammte Handlungsweise der römischen Curie entspricht dem furchtbaren Worte Innocenz' IV.: „Rottet aus den Namen dieses Babyloniers und was von ihm übrig ist, seine Nachkommenschaft und seinen Samen." Zwischen dieser Kirche und den Staufern war ein Friede unmöglich. Denn in dem vollen Bewußtsein von der principiellen Bedeutung des großen Kampfes, in dem er seit drei Lustren wechselvoll gerungen hatte, und in der klaren Erkenntnis von der Größe der Katastrophe, welche der Sieg der Kirche nicht blos für sein Geschlecht und sein Reich, sondern für den Staat überhaupt zur Folge haben mußte, war auch Friedrich noch im Tode darauf bedacht gewesen die Rechte derselben zu schützen und hatte die Wege vorgezeichnet, auf denen seine Nachfolger die fernere Vertheidigung derselben versuchen sollten. Hatte einst sein Vater, Kaiser Heinrich VI., auf dem Sterbebette durch weitgehende Nachgiebigkeit die Kirche zu gewinnen und zur Duldung wenigstens der Grundzüge des staufischen politischen Systems bestimmen wollen,[1]) so blieben Friedrich II. solche Anwandelungen der Nachgiebigkeit völlig fremd. Wie hätte er auch nach dem, was er erlebt, nach der Kenntnis, die er von dem Wesen und den Zielen der curialen Politik

---

1) S. oben S. 574.

gewonnen hatte, sich mit der Hoffnung täuschen können, daß zwischen dieser und den Rechten und Ansprüchen des staufischen Kaiserthums jemals ein Ausgleich zu Stande gebracht werden könnte. Dieser Gegensatz war unausgleichbar: erst mit dem Untergange eines von beiden Theilen konnte er enden. Jeder Compromiß war ausgeschlossen: hier hieß es entweder alles gewinnen oder alles verlieren. In diesem Sinne hatte Friedrich sterbend die Grundzüge der staufischen Politik in seinem Testament auch für die Zukunft festgestellt. In Deutschland und Italien, an deren Union er festhielt, sollte König Konrad IV. folgen; für den Fall seines kinderlosen Todes sollte Heinrich, den Isabella von England dem Kaiser geboren, beide Kronen erhalten; starb auch er, so war Manfred zur Nachfolge berufen. Letzterer sollte, wenn Konrad IV. in Deutschland weilte, als Statthalter mit vollem Königsrecht Italien regieren; als eigenen Besitz erhielt er zudem das wichtige Fürstenthum Tarent; Heinrich sollte entweder das Königreich Jerusalem oder, da dessen Behauptung damals kaum zu hoffen war, Burgund, Friedrich, der Sohn König Heinrichs VII., als Erbe seiner Mutter, der Babenbergerin Margarethe, Oesterreich und Steiermark erhalten.

Schon aber waren die für eine solche Politik unerläßlichen Voraussetzungen nicht mehr vorhanden. Denn ein Chaos brach über Deutschland und Italien herein: die bisherigen Ordnungen gingen zu Grunde, der letzte Rest staatlichen Zusammenhalts schwand elend dahin, und mit dem Emporkommen neuer Gewalten nahm eine radicale Neugestaltung auf völlig veränderten Grundlagen ihren Anfang. Am schnellsten verlief dieser Zersetzungsproceß in Deutschland, dessen ganze Entwickelung seit lange auf einen solchen Ausgang gerichtet gewesen war. Seit seiner letzten kurzen Anwesenheit im Jahr 1237 hatte Friedrich II. Deutschland nicht betreten: denn weil dort ohne den Verzicht auf andere, ihm mehr am Herzen liegende Entwürfe doch nichts zu erreichen war, hatte er das zu voller Territorialhoheit aufsteigende Landesfürstenthum völlig frei gewähren lassen; selbst die furchtbare Gefährdung des Reiches durch die Mongolen im Jahre 1241 hatte eine Aenderung dieser Politik nicht bewirkt. Das deutsche Königthum hatte damit eigentlich abgedankt, indem es auf die Uebung seines ersten und vornehmsten Berufs Verzicht leistete. Wie übermenschlich große Heldengestalten aus der sagenumsponnenen Vorzeit mußten dem deutschen Volke solchen Thatsachen gegenüber die Sachsen Heinrich und Otto I. erscheinen, welche sich als wahre deutsche Herrscher bei Merseburg und auf dem Lechfelde den hereinbrechenden Barbaren entgegengeworfen hatten. War es danach zu verwundern, wenn diese staufischen Könige in dem Herzen des deutschen Volkes keinen Platz hatten? Wenn sie je länger je mehr als Fremdlinge galten, deren Glück und Unglück das Reich als solches und seine Zukunft nur in geringem Maße berührten? Hatte Friedrich II. doch obenein durch seine den Städten feindliche Politik gerade die Elemente des deutschen Volkes von sich gestoßen, welche seinen Vorgängern in ähnlichen Krisen am treuesten und opferwilligsten zur Seite gestanden hatten

und in denen inmitten des allgemeinen Zusammensturzes die verheißungsvollen Keime einer künftigen gesunden Entwickelung ruhten. Zu spät war der Fehler erkannt, vergeblich versucht worden ihn wieder gut zu machen. Auch die Städte waren auf den Weg der Selbsthülfe gedrängt worden. Wie sie landschaftlich oder durch die Gemeinschaft der commerciellen Interessen auf einander angewiesen waren, thaten sie sich in Bündnissen und Einungen zusammen; sie trugen so in die fernere Entwickelung des Reichs ein Moment, das die Zersetzung desselben nothwendig beschleunigte, insofern es neue Gegensätze schuf und die eingerissene Theilung vervielfältigte. Ohnmächtig stand Konrad IV. dem gegenüber: in ritterlichem, aber unglücklichem Kampfe focht er um die Krone, welche damals kaum noch Macht verlieh. Bei Oppenheim von Wilhelm von Holland, dem Gegenkönig, geschlagen, sah er seine erschöpften Mittel schnell dahinschwinden, so daß er sich bald von der Aussichtslosigkeit ferneren Ringens um die Behauptung Deutschlands überzeugte. Aus Italien aber klang immer dringender der Ruf um Hülfe an sein Ohr.

Dorthin war inzwischen Innocenz IV. wie ein Triumphator zurückgekehrt. Die letzten Fundamente für die Stellung der Staufer galt es jetzt zu zertrümmern durch die Bewältigung Siciliens, das in Manfred einen des großen Vaters würdigen Vorkämpfer gefunden hatte, und da diesem über die wilden Zeiten, in die er gestellt war, der milde, menschenfreundliche Sinn und die Liebenswürdigkeit eines heitern Gemüths nicht verloren gegangen waren, so vermied er manchen von den Fehlern, durch welche der despotische Vater Abneigung und Mismuth erzeugt hatte. Neue Formen nahm der große Kampf der beiden Gewalten jetzt dort im Süden an. Denn wenn Innocenz IV. kraft seiner Lehnshoheit die gesammte fridericianische Gesetzgebung als unvereinbar mit den Geboten der Kirche aufhob und die Schaaren seiner Bettelmönche sich über das Land ergießen ließ, um den gegen Konrad IV. und sein Haus geschleuderten Bann durch die Predigt von Abfall und Aufruhr politisch wirksam zu machen, die Kirche also nicht davor zurückschreckte, geradezu die Vertreterin der Auflösung staatlicher Ordnung zu werden, bemühte sich dagegen Manfred mit Kraft, Umsicht und Erfolg das hereinbrechende Chaos abzuwehren und Land und Leute gegen die verderbliche Einwirkung dieses Oberlehnsherrn möglichst sicher zu stellen. Und als nun auf seinen Ruf Konrad IV. zu Beginn des Jahres 1252 in Italien erschien und, nachdem er seine Getreuen in Oberitalien zu fernerem Kampfe ermuthigt, von Venedig aus zu Schiff nach Siponto kam, von Manfred ehrenvoll empfangen, da schien für das staufische Erbreich eine glückliche Zeit anzubrechen. Apulien beugte sich huldigend dem rechtmäßigen König; Neapel und Capua wurden durch Waffengewalt zum Gehorsam zurückgeführt. Für die Zukunft freilich mußte es Besorgnis erwecken, daß das anfangs innige Verhältnis zwischen den Brüdern sich bald lockerte, der Gegensatz des deutschen Konrad zu dem durchaus italienischen Manfred auch in den politischen Fragen immer mehr zu Tage trat und eine gewisse Rivalität erzeugte, die auf die Dauer nicht

ohne üble Folgen bleiben konnte. Das war um so bedenklicher als das rasche Wegsterben der übrigen nächsten Verwandten gerade diese beiden Männer immer enger auf einander anwies und die Gewinnung einer besseren Zukunft für ihr Geschlecht von ihrem einmüthigen Zusammenwirken abhängig machte. Schnell nach einander starben erst Herzog Otto von Baiern, Konrads IV. einflußreicher und staatskluger Schwiegervater, in welchem der junge König seinen besten Berather und gleichsam einen zweiten Vater verloren zu haben bekannte; dann der junge Friedrich, Heinrichs VII. Sohn, durch dessen Tod Oesterreich und Steiermark herrenlos wurden und bald neue verderbliche Wirren im Reiche entsprangen, und zu Beginn des Jahres 1254 der junge Sohn der englischen Isabella — und der fanatische Haß seiner Feinde entblödete sich nicht König Konrad der Urheberschaft an dem frühzeitigen Tode des Halbbruders zu verdächtigen. Doch konnte das kaum überraschen, nachdem von Seiten der Curie gegen Konrad bereits ein förmlicher Glaubensproceß eingeleitet war, der denselben als einen Mohammedaner und Heiden darstellen sollte, wie das seinem kaiserlichen Vater geschehen sollte. Daß Konrad die wider ihn verhängte Excommunication misachtet und dem Gottesdienst beigewohnt hatte, galt als Beweis seiner Ketzerei, nicht minder seine Verbindung mit Ezzelin von Romano, der von der Kirche ja auch für einen Ketzer erklärt worden war. Ernst und würdig antwortete Konrad auf so schmachvolle Anschuldigungen, zeigte, wie völlig haltlos dieselben seien, und legte Berufung ein an einen künftigen Papst und ein allgemeines Concil. Einen Erfolg hatte er damit natürlich so wenig wie einst sein Vater: am Gründonnerstag 1254 sprach Innocenz IV. in Rom von Neuem die Excommunication gegen ihn aus. So blieb dem König denn freilich nichts übrig als mit lauter Stimme an den zu appelliren, von dem das letzte Wort gesprochen wird. Auch Konrads furchtbarster Vorkämpfer, Ezzelin von Romano, den die Kirche bisher noch immer auf ihre Seite zu ziehen gehofft hatte, wurde nun mit dem Banne belegt, indem er nicht nur als offenbarer Ketzer, sondern geradezu als ein Feind des Menschengeschlechts dargestellt wurde und man ihm zugleich die Einziehung aller seiner Güter und die Uebertragung derselben auf seinen ihm tödtlich verfeindeten Bruder Alberich von Romano in Aussicht stellte.

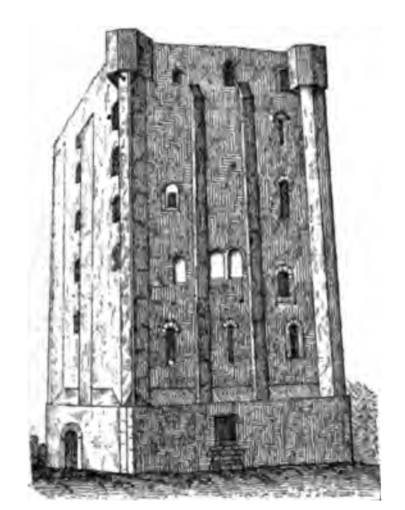
Noch aber standen doch alle diese Absetzungsdekrete nur auf dem Pergament, und trotz aller Gluth seines unversöhnlichen Hasses hatte Innocenz IV. nicht die Mittel, um sie durchzuführen. Er leugnete freilich jedes Recht Konrads IV. auf Unteritalien und Sicilien: aber diese Theorie zur Anerkennung zu bringen und den Usurpator aus der angemaßten Stellung zu verdrängen konnte ihm doch nur mit fremder Hülfe gelingen. So warb der Papst denn um einen Vorkämpfer, der gegen Uebertragung der sicilischen Krone die Niederwerfung der sich noch behauptenden Staufer unternähme. Der unruhige Ehrgeiz Heinrichs III. von England ließ sich bereit finden: dem jüngeren Sohn desselben, Edmund, einem Vetter Konrads IV., sollte Sicilien als Lehen des h. Petrus zufallen. Aber die inneren Verhältnisse Englands vereitelten seine Hoffnungen.

Der langjährige Streit mit seinen Ständen um die Magna Charta hatte Heinrichs III. Stellung zu seinem Volke, das ohnehin über die von der Curie in England geübten Erpressungen bittere Klage führte, so geändert, daß er die unentbehrliche Beihülfe desselben zu einem solchen, blos dynastischem Ehrgeiz dienenden Unternehmen nicht erlangen konnte und deshalb schließlich auf sein Vorhaben verzichten mußte. Aber noch ehe diese Entscheidung fiel, war Konrad IV. eine Leiche und die Lage des staufischen Hauses wurde wesentlich verschlechtert. Inmitten der neuen umfänglichen Rüstungen, durch die er im Frühjahr 1254 eine gewaltige Kriegsmacht aufbrachte, um Oberitalien zu unterwerfen und vielleicht selbst nach Deutschland vorzubringen, wurde König Konrad, schon seit längerer Zeit an den verderblichen Einwirkungen des Klimas leidend, am 21. Mai 1254 im Lager zu Lavello bei Melfi, erst sechsundzwanzig Jahr alt, von einem frühzeitigen Tode hinweggerafft. Seine irdischen Reste, die in dem normännischen Dome des treuen Messina bestattet wurden, verzehrte noch am Tage der Beisetzung selbst eine Feuersbrunst zugleich mit dem altehrwürdigen Bauwerk.

Wie tief aber mußte in Konrads Seele das leidige Mistrauen gegen den begabteren Manfred wurzeln, wenn er in offenem Widerspruch mit den wolerwogenen Bestimmungen des väterlichen Testaments denselben von der Regentschaft für den zweijährigen Knaben, der nun König von Sicilien heißen sollte, ausschloß und einen Land und Leuten fremden und durch seine Gewaltthätigkeit übel berufenen Deutschen, den Markgrafen Berthold von Hohenburg, an die Stelle berief, die jenem gebührte. In einem Augenblick, wo die auf einem unmündigen Kinde ruhende staufische Herrschaft nur durch die entschlossenste und selbstverleugnendste Einmüthigkeit ihrer Anhänger gerettet werden konnte, trat in dem Gegensatz Konrads und seiner deutschen Verbündeten zu Manfred und den hinter diesem stehenden Sicilianern und Italienern der nationale Zwiespalt offen zu Tage, an dem das Reich der Staufer seit Heinrich VI. krankte und den nur die eiserne Despotie Friedrichs II. niedergehalten hatte. In den Kreisen der Italiener trauerte man Konrad nicht nach, ja, man begrüßte seinen Tod mit einer gewissen Freude, weil man hoffte, nun die unnatürliche Verbindung mit Deutschland endlich gelöst zu sehen und in Manfred den Träger eines nationalen Königthums zu proclamiren dachte. Aber noch nach einer anderen Seite hin hatte der sterbende Konrad unheilvolle Bestimmungen getroffen: in schwer erklärlicher Verblendung hatte er Innocenz IV. zum Vormund seines Sohnes Konradin ernannt. Hatte er auf diese Weise den Haß der Curie gegen sein Geschlecht zu entwaffnen gedacht, so war er in einem unbegreiflichen Irrthum befangen gewesen: denn er bot Innocenz IV. doch nur die Handhabe, um seine Pläne in Betreff Siciliens endlich zum Ziele zu führen. Er stellte seinen unmündigen Sohn unter den Schutz der Macht, welche an der Vernichtung der Rechte desselben das größte Interesse hatte, und gab dieser zugleich Vollmacht und Auftrag, den Vernichtungskrieg gegen den Mann zu eröffnen, der allein noch fähig

gewesen wäre dem staufischen Hause sein Erbrecht zu retten. Es gereicht Manfred zur Ehre, daß er diese schwere Kränkung, die er wahrlich nicht verdient hatte, ruhig hinnahm; daß er den aufbrausenden Unwillen der nationalen Partei beschwichtigte und gehorsam in das Dunkel zurücktrat, in welches das Mistrauen des Bruders ihn zu verweisen für nöthig hielt. Bereitwillig unterstützte er die friedliche Politik des Regenten und ging selbst mit als Gesandter desselben nach Anagni, um bei Innocenz IV. die Bestätigung des Testaments Konrads IV. und die Anerkennung der Rechte Konradins auszuwirken. Natürlich vergebens: denn wenn der Papst auch in dem ihm als Oberlehnsherrn zu leistenden Eide eine Clausel zulassen wollte, welche zur Noth als Anerkennung von Konradins Rechten gelten konnte, so verlangte er doch im Uebrigen die Auslieferung des sicilischen Reiches und traf Anstalten, sich gewaltsam in den Besitz desselben zu setzen und die Vertheidiger der staufischen Sache mit den bewährten Waffen der Kirche niederzuschmettern. Wenn diesem Angriff überhaupt noch widerstanden werden konnte, so war das möglich allein unter einem Führer, dem die nationalen Sympathien vollmächtig zur Seite standen und der durch den Glanz seiner Vertrauen erweckenden Persönlichkeit und als Träger der großen staufischen Traditionen die opferfreudige Hingebung von Hoch und Niedrig zu erwecken wußte. Der Mann war Berthold von Hohenburg sicher nicht. Das erkannte er selbst: er legte die Regentschaft, in der er nur Unheil gestiftet hatte, freiwillig nieder und bat Manfred an seine Stelle zu treten. Dieser sträubte sich anfangs: er könne die Verantwortung für den Ausgang der Krisis nicht übernehmen, in welche die verkehrten Maßregeln des Markgrafen das Reich nach innen und außen gebracht hätten. Erst auf die dringenden Bitten der Großen gab er nach und nahm den Platz ein, der ihm nach des Vaters Testament gleich nach Konrads IV. Tod gebührt hätte. Aber auf Schritt und Tritt sah er sich von Zweideutigkeit oder gar offenem Verrath umlagert: Berthold von Hohenburg intriguirte gegen ihn in Apulien und hielt unter nichtigen Vorwänden den Schatz König Konrads zurück, dessen der Regent zur Abwehr des bereits begonnenen päpstlichen Angriffs dringend bedurfte. Darüber fiel die wichtige Grenzfestung San Germano in die Hände der Päpstlichen; die Barone der Umgegend machten mit Rom ihren Frieden; der Markgraf selbst schien nicht abgeneigt als Mann des Papstes die Waffen gegen den glücklicheren Nebenbuhler zu erheben: angesichts der Unmöglichkeit das Festland zu behaupten, entschloß sich Manfred zu einer Schwenkung seiner gesammten Politik. Er erklärte sich bereit, die päpstlichen Ansprüche anzuerkennen und vorbehaltlich der von Innocenz IV. bisher noch im Munde geführten Rechte Konradins das sicilisch-apulische Reich der Kirche zu überantworten. Der kühne Schachzug, von dem freilich auch nur für den Augenblick Hülfe zu hoffen stand, gelang vollkommen.

Schon Ende September 1254 kam der Friede zum Abschluß: zum Lohn für seine Umkehr und die Unterwerfung unter den Willen der Kirche wurde Manfred von Innocenz IV. in dem erblichen Lehnbesitz des Fürstenthums



Donjon zu Beaugency a. d. Loire.
11. Jahrh.



Das ehemalige Kölner Thor zu Aachen.
13. Jahrh.

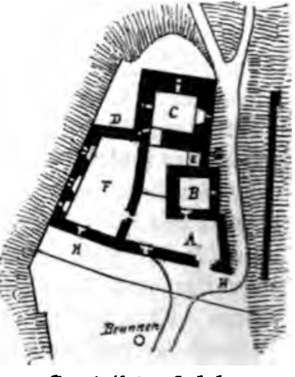


Grundriß der Wartburg.

a Fahrtweg. b Aeußeres Thor. c Mauer eines späteren Außenwerkes. d Zugbrücke. e Thorthurm. f Ritterhaus. g Dirnitz. h Hauptthurm. i Abschnitt. k Kemenate. l Landgrafenhaus. m Nebengebäude. n Südthurm. o Brauhaus. p Zeughaus. q Garten. r Ringmauer mit Umgang.
(1067—1075.)

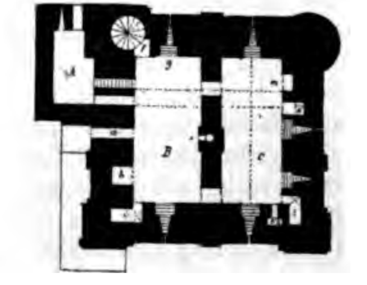


Normännische Burg la Faconara auf Sicilien.
13. Jahrh.



Grundriß der Habsburg.

a Thurmhaus. b Thurm. c Hauptthurm. d Ringmauer. e Pförtchen. f Wohnhaus. g Verschlußmauer des einstigen Pförtchens. h Graben.



A Vorbau; B großes Gemach mit 2 Stufenscharten, 2 Schlafstellen (b und i) und einer unter die Zugbrücke führende Paterne (a); C Südgemach mit 4 Stufenscharten und 4 Schlafstellen (k k l m). o Pforte zu den durch alle Stockwerke gehenden Brunnenschachte. f Wendeltreppe.

Grundriß eines englischen Donjons (Rochester) des 12. Jahrh.

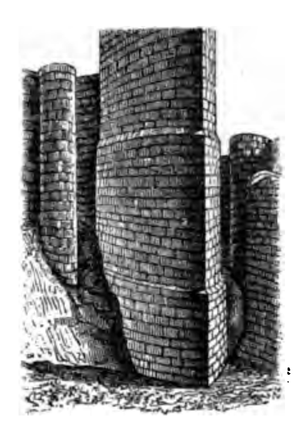
Typen von Befestigungen im 11.—13. Jahrhundert.



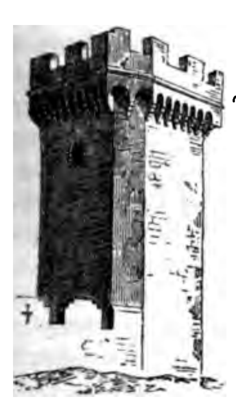
Thurm der Umfassungsmauer von Provins. 12. Jahrh.



Thurm des Schlosses von Fougères. 12. Jahrh.



Thurm des Schlosses von Loches. 12. Jahrh.



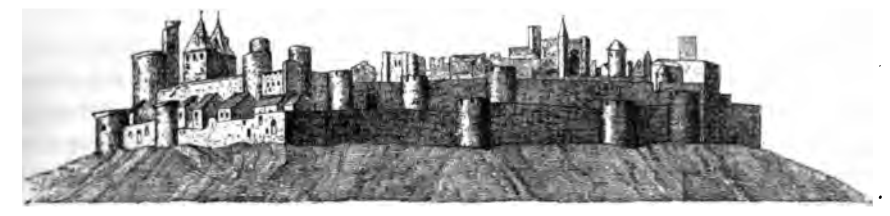
Thurm von Beaucaire. 13. Jahrh.



Thurm von Narbonne. 14. Jahrh.



Thurm des Schlosses von Angoulême. 13. Jahrh.



Die Hochstadt von Carcassonne; Ende des 11. Jahrhunderts.
Doppelte Mauerumfassung von 1500 Meter Umkreis und mit 50 Thürmen.

Typen von Befestigungsthürmen im 12.—14. Jahrhundert.

Tarent und der zugehörigen Grafschaften bestätigt; für die von ihm der Kirche zu leistenden Dienste wurden ihm glänzende Belohnungen in Aussicht gestellt. Aber von den Rechten Konradins auf das sicilische Reich war nicht weiter die Rede: Manfred meinte wol in dieser Hinsicht durch den vom Papste selbst zugestandenen Vorbehalt zu Gunsten des königlichen Kindes hinreichend gedeckt zu sein und denselben im günstigen Augenblick geltend zu machen, während Innocenz IV. denselben als hinfällig ansah und sich Manfreds, der in seiner damaligen Bedrängnis einen andern Ausweg nicht finden konnte, auch zur Vernichtung des staufischen Erbrechts zu bedienen dachte. Trug er demselben doch die Stellung eines päpstlichen Vicars diesseits des Faro an, obgleich dieses Amt mit einer Anerkennung der Rechte Konradins unvereinbar war, indem es den Papst selbst als Herrn des Königreichs darstellte. Alle Illusionen Manfreds mußten schwinden, als im Oktober 1254 Innocenz IV. mit allem kirchlichen und weltlichen Pomp nach dem Königreich kam, um über San Germano und Monte Casino, Teano und Capua nach Neapel zu ziehen, völlig als Herr und Gebieter auftretend. Die kaum angebahnte Verständigung mit der Curie drohte Manfred zu verderben: er mußte sich schnell von ihr lossagen. Ein unerwarteter Zwischenfall beschleunigte den Bruch. Unter den Baronen, die unter dem Schutz der päpstlichen Herrschaft Manfred von Neuem feindlich begegneten, that sich der übermüthige Borello von Aglone besonders hervor, der schon unter Friedrich II. sich des Hochverraths schuldig gemacht hatte. Dieser bemächtigte sich mit geheimer Zustimmung des Papstes der bisher von Manfred abhängigen Grafschaft Alesina und beantwortete, auf den Schutz der Curie pochend, Manfreds Proteste mit herausforderndem Trotz. Ja, in der Nähe von Teano lauerte er diesem auf, wurde aber auf der Flucht von einem der Leute desselben verwundet und dann von dem Landvolke, welches das falsche Gerücht von Manfreds Tod allarmirt hatte, erschlagen. Manfred, der an dem Zusammenstoß ebenso wie an Borellos Ende völlig unschuldig war, erkannte sofort die Gefahr, welche die Ausbeutung dieses Zwischenfalls durch seine Feinde an der Curie ihm bereiten mußte. Während er durch besondere Boten dem Papste das Geschehene nach Teano melden ließ, eilte er nach Capua, wo er mitten in die festlichen Vorbereitungen zum Empfange des erwarteten Papstes gerieth, aber sich trotz der sympathischen Aufnahme von Seiten der ihn freudig umdrängenden Bürgerschaft nicht für sicher hielt. Auch hatte er kaum die Stadt verlassen, als ihm die Verhaftung seines Gefolges und die Aussendung einer Reiterschaar zu seiner Verfolgung und Gefangennahme gemeldet wurde. Mit wenigen Getreuen erreichte er dennoch glücklich das schützende Acerra. Noch schien eine Verständigung mit Innocenz IV. möglich; bald aber war der Papst von den Intriguen der unversöhnlichen Gegner Manfreds völlig umstrickt, welche diesen als den Mörder Borellos darstellten. Allen zuvor that es dabei Markgraf Berthold von Hohenburg, der sich noch bis zuletzt den Anschein wenn nicht eines ehrlichen Anhängers Manfreds, so doch eines aufrichtigen Vermittlers gegeben hatte. So blieb denn

Manfred, der um der Rechte seines Neffen willen bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit gegangen war, keine Wahl mehr als einen Kampf zu wagen, in dem er siegen oder wenigstens mit Ehren untergehen mußte. Als sich das Netz der Verfolger immer enger um ihn zusammenzog, verließ er Acerra, von wenigen des Landes genau kundigen Getreuen begleitet, und trat auf heimlichen Pfaden durch das schluchtenreiche Gebirgsland, von Gefahren aller Art umdrängt, den gewagten Ritt nach Apulien an. In Venosa wurde er von der Bevölkerung mit hellem Jubel empfangen. Doch war seines Bleibens dort nicht: es galt Luceria zu erreichen, in dessen sarazenischen Militärcolonisten er unbedingt treue und zu jeder Aufopferung bereite Anhänger zu finden sicher war. Freilich stand der Befehlshaber derselben, Giovanni der Mohr, schon mit den Päpstlichen in Unterhandlung und war zu Innocenz IV. nach Capua geeilt, indem er einen Stellvertreter zurückließ, der die strengste Weisung hatte, niemanden in die Stadt aufzunehmen. Obgleich der Weg nach Luceria hart an dem bei Foggia stehenden päpstlichen Heere, auf der anderen Seite an dem rebellischen Ascoli vorbeiführte, machte sich Manfred doch in der Nacht des 1. November mit nur wenigen Dienern auf den gefährlichen Ritt. Glücklich erreichte er in der Dämmerung des folgenden Morgens Luceria. Als man ihn erkannte, war man auch sofort bereit ihn aufzunehmen: da man aber den Thorschlüssel nicht ausgeliefert erhalten konnte, wollte man den Fürsten durch eine der draußen mündenden Cloaken hereinholen. Manfred, für den alles auf dem Spiel stand, war auch bereit dazu: da aber griffen seine treuen Sarazenen, die sich durch sein unverhofftes Erscheinen eben der drohenden Auslieferung an den Papst entrissen sahen, zu den Waffen, erbrachen das Thor und geleiteten Manfred unter lautem Jubel in die Stadt, in deren kaiserlichem Palast er alles zum Kriege Nöthige, namentlich einen reich gefüllten Schatz vorfand. Mit Hülfe desselben hatte Manfred bald ein tüchtiges Heer im Felde. Foggia und Troja wurden genommen, die überraschten Gegner wichen scheu zurück, die Ghibellinen erhoben sich mit neuer Zuversicht, und als Innocenz IV. am 7. December 1254 zu Neapel starb, standen bereits alle die Erfolge, die er in dem letzten Jahre gewonnen hatte, wiederum in Frage.

Und das Glück blieb der staufischen Sache auch in der Folgezeit treu. Jetzt ließ sich Manfred nicht mehr beirren durch die trügerischen Offerten der römischen Curie, die unter Alexander IV. die Politik der Zweideutigkeit nnd Verlogenheit fortführte, durch die sie seine Politik anfangs zu lähmen gewußt hatte, indem sie angeblich die Rechte Konradins anerkannte, zugleich aber den Lehnsvertrag in Betreff des Königreichs mit dem englischen Prinzen erneute, nichts desto weniger aber zugleich auch um eine Verständigung mit Manfred selbst bemüht schien. Durch eine Reihe glücklicher Waffenthaten warf Manfred die Verräther und Rebellen nieder, jagte Berthold von Hohenburg, den einstigen Reichsregenten, der nun unter päpstlichem Banner focht, aus dem occupirten Fürstenthum Tarent und war bereits im Sommer 1255 in sieg-

reichem Vormarsch auf Neapel, so daß Alexander IV. sich nach Anagni zurückzog. Bald war die Eroberung des Festlandes vollendet. Die Städte beugten sich Manfred als dem Vertreter des abwesenden jungen Königs. Im Frühjahr 1256 setzte Manfred nach Sicilien hinüber, wo Messina bereits durch seinen Anhang zur Unterwerfung gezwungen war, und da die anfangs noch erhoffte englische Hülfe ausblieb und die Aussicht auf das Erscheinen derselben schließlich ganz entschwand, so erlahmte auch auf der Insel allmählich der Widerstand und Manfred fand, obgleich vom Papste von Neuem gebannt, allgemeine Anerkennung und bald auch willigen Gehorsam. Auch sonst erwies sich das Glück der staufischen Sache günstig: entfiel doch um eben jene Zeit, im Frühjahr 1257, Alexander IV. die Herrschaft über die ewige Stadt, wo eine populare Erhebung dem Aristokratenregiment ein Ende machte und unter dem Senator Brancaleone eine demokratische Schreckensherrschaft Platz griff, welche in dem Bündnis mit Manfred einen Rückhalt suchte und den kirchlichen Censuren des nach Viterbo entflohenen Papstes muthig die Stirn bot.

Manfred aber entfaltete jetzt im Glück vollends die großen und guten Eigenschaften seines Geschlechts. Denn übertroffen wurden sein muthiges Ausharren im Unglück und sein kühner Wagemuth in den Momenten, wo alles auf dem Spiel stand, durch seine Mäßigung und Milde im Siege, durch den weiten, wahrhaft staatsmännischen Blick und die klare und zielbewußte Politik, womit er das durch einen fast wunderbaren Glückswechsel Gewonnene zu sichern und zu erweitern und andere Mächte durch geschickte Maßnahmen zur Anerkennung und Förderung desselben zu bestimmen wußte. Im Sommer 1257 gewann er die Genuesen durch einen vortheilhaften Handelsvertrag; bald danach kam ein gleicher mit den Venetianern zum Abschluß: auf Grund desselben erhielt er nun auch die Schätze und Kostbarkeiten ausgeliefert, welche der ungetreue Berthold von Hohenburg aus dem Reiche entführt und in Venedig in Gewahrsam gegeben hatte. In allen diesen wichtigen Akten aber handelte Manfred nicht aus eigener Machtvollkommenheit, sondern als Regent des Reiches im Namen und in Vollmacht seines unmündigen Neffen, des Königs Konrad V. Auf die Dauer jedoch war eine solche Fiktion nicht haltbar. In Manfred verkörperte sich mit den großen staufischen Traditionen zugleich das nationale Bewußtsein der Süditaliener und Sicilianer; Manfreds von einem romantischen Schimmer umgebene Thaten hatten die Unterwerfung durch den Papst und damit das Hereinbrechen trauriger Fremdherrschaft glücklich abgewandt; Manfred verdankte man die Rückkehr bürgerlicher Ordnung, den neuen Aufschwung des Handels, ein unverhofftes wirthschaftliches Erblühen, — und all das sollte eigentlich nicht ihm, sondern dem unmündigen, hülflosen deutschen Knaben dort in dem rauhen Lande jenseits der Alpen gehören und zu gute kommen? Und er, der sich in Noth und Trübsal als den geborenen König erwiesen hatte, sollte gewärtig sein müssen, dereinst von der ersten Stelle, die er mit so viel Glanz und Glück ausgefüllt hatte, herabsteigen und in ein unscheinbares Dunkel zurücktreten zu müssen? War die Verbindung mit Deutschland

nie nach dem Sinne der Großen und des Volks gewesen, hatte man sie namentlich noch unter Konrad IV. lästig empfunden und ungeduldig fortgewünscht, so hatten die glückliche Wendung, die jetzt eingetreten, und der ihr folgende Aufschwung die Berechtigung dieser nationalen Tendenzen zur Genüge erwiesen. Und als nun, wie schon früher einmal — damals, als Manfred durch das Erstarken der päpstlichen Partei in die höchste Bedrängnis gerieth —, von Deutschland die mit großer Bestimmtheit auftretende Kunde eintraf, das Kind, als dessen Vormund und Vertreter Manfred sich bisher gegeben hatte, sei einem frühen Tode erlegen, da schien das letzte Hindernis beseitigt, welches Manfred von dem ihm nach seinen Thaten und Leistungen gebührenden Platze fern hielt, und es mußte fast als selbstverständlich gelten, daß man dem Königsrechte, das er übte, und der Königspflicht, die er ruhmvoll erfüllte, endlich auch den Königsnamen und die Königskrone hinzufügte. Dem einmüthigen Verlangen, mit dem die geistlichen und weltlichen Großen des Reiches zu Palermo vor ihn traten, gab Manfred nach, um so mehr, als das Testament Kaiser Friedrichs II. ihm für den Fall, der jetzt eingetreten zu sein schien, das Königreich Sicilien zum Voraus zugesprochen hatte: am 11. August 1258 empfing er Krönung und Salbung.

Bekanntlich erwies sich diese That bald danach als eine Usurpation: die Meldung von dem Tode Konradins war unrichtig gewesen; der Knabe lebte. Man hat daraus schwere Anklagen gegen Manfred hergeleitet: er soll jenes trügerische Gerücht absichtlich haben in Umlauf setzen lassen oder doch wenigstens, als seine Anhänger, um ihn endlich zu dem von ihnen gewünschten Schritt zu bringen, es ihrerseits in Umlauf brachten, ungeprüft und ohne weitere Nachfrage in Deutschland — wie er sie doch 1254 hatte halten lassen — gläubig aufgenommen haben, weil es seinem Ehrgeiz endlich Befriedigung verhieß. Erwiesen sind diese Anschuldigungen freilich nicht, so wenig auf der anderen Seite dargethan werden kann, daß Manfred wirklich ohne jedes Zuthun von seiner oder seiner Anhänger Seite durch jene Meldung irre geleitet durchaus in gutem Glauben gehandelt habe. Aber selbst wenn dies Letztere nicht der Fall gewesen sein, wenn Manfred an dem Tode Konradins zu zweifeln Grund gehabt haben sollte, würde ihm aus seinem Verfahren, aus seiner Fügsamkeit gegen die immer lauteren und dringenderen Wünsche seines eigenen Anhangs ein ernster Vorwurf kaum gemacht werden können. Denn die Möglichkeit zu fernerer siegreicher Vertheidigung der wiedergewonnenen Selbständigkeit beruhte in der Erhaltung und Erstarkung des nationalen Sinnes, welcher in der aus so ungleichen Bestandtheilen zusammengesetzten Bevölkerung des einstigen Normannenreichs durch die deutsche Herrschaft, wie sie zuletzt unter Konrad IV. erneut worden war, und durch den unter Manfreds Führung ausgefochtenen Kampf gegen die päpstlichen Ansprüche erweckt worden war. Dazu bedurfte man eines die Nation und ihr Recht in seiner Person darstellenden Königs: ein solcher aber war der deutsche Knabe in der Ferne nicht und konnte derselbe nicht sein. Diese Stellung

konnte vielmehr nach allem, was geschehen war, nur Manfred einnehmen. Nahm er sie nicht an, versagte er sich dem in einer großen Krisis an ihn ergehenden Ruf seines Volkes, so gab er alles wiederum preis, was er eben in einem wechselvollen Kampfe ruhmvoll gewonnen hatte. Auch ohne das Gerücht von Konradins Tod wäre er binnen Kurzem vor die gleiche Frage gestellt worden, und er hätte sie unter dem Zwange einer politischen und nationalen Nothwendigkeit genau ebenso beantworten müssen, wie er es jetzt that. Was dagegen sprach, was man ihm zum Vorwurf machen konnte, hat Manfred sich ohne Zweifel selbst am besten gesagt. Wie sehr er bemüht gewesen den Geboten der Moral mehr als den Forderungen der Politik zu folgen, hatte seine ganze Haltung seit Konrads IV. Tod hinreichend bewiesen. Hätte er dem Wunsche der Großen des sicilischen Reiches gemäß gleich damals selbst die Hand nach der Krone ausgestreckt, er hätte manche Schwierigkeit vermieden und für sein Handeln eine Kraft und Einheit ermöglicht, welche die Gegner vielleicht niemals so weit hätte aufkommen lassen. Man hat sein Verfahren, wie um es zu entschuldigen, mit dem seines Großoheims Philipp im Jahr 1198 in Parallele gestellt: insofern unfraglich mit Unrecht, als ein Recht desselben auf die Krone überhaupt nicht vorlag, jedenfalls nicht ein so klares und unzweideutiges, wie es Manfred nach seines Vaters testamentarischen Bestimmungen auf die Krone Siciliens zustand. Ferner aber handelte Philipp, als er sich von den Fürsten auf den seinem Neffen gebührenden Thron erheben ließ, zwar im dynastischen Interesse des staufischen Hauses, aber er war für die Zeitgenossen nicht in dem Sinne der Träger eines großen nationalen Interesses, wie es Manfred für Sicilien war gegenüber der Curie und deren dessen Selbständigkeit bedrohenden Plänen. Mag man die Art, wie Manfred die Krone gewann, als Usurpation bezeichnen: dieselbe entsprang nicht aus unruhigem Ehrgeiz — denn ein solcher hätte Gelegenheit und Mittel viel früher gefunden —, sondern sie war eine That moralischen Muthes, durch die allein den großen politischen Aufgaben einer tief innerlich gährenden Zeit und den nationalen Forderungen eines von schweren Schicksalschlägen heimgesuchten entwickelungsfähigen Volks zu ihrem Rechte verholfen werden konnte. Dem entsprachen auch ihre nächsten Wirkungen.

Noch einmal traf nach schweren Stürmen ein voller Sonnenblick des Glücks das südliche Italien. Unter dem milden Walten Manfreds erblühte das Reich zu beiden Seiten des Faro zu neuem Wolstand, und ein Gefühl des Behagens erfüllte die aufathmende Bevölkerung mit der Hoffnung auf Andauer dieser besseren Zeit. Wiederum erfüllte den alten Normannenpalast zu Palermo ein fröhliches, glänzendes Hofleben, das einer menschlichen, von edlen Motiven bestimmten und nach hohen Zielen strebenden Staatskunst zu freundlicher und zugleich imponirender Erscheinung verhalf und auch den wachsenden geistigen Interessen der Zeit durch die Pflege von Wissenschaft, Kunst und Poesie ihr Recht gewährte. Ohnmächtig prallte der erneute Bannfluch des Papstes an dieser sonnigen Herrlichkeit ab, und höchstens auf

die Fanatiker der eigenen Partei machte Alexander IV. noch Eindruck, wenn er die unerwiesenen Beschuldigungen überbietend, die Innocenz IV. gegen Friedrich II. geschleudert hatte, jetzt auch den Sohn desselben vor der Welt als Mohammedaner und Feind des Christenthums darzustellen unternahm. Er suchte eben nur eine Handhabe, um Manfreds thatsächlich zur Anerkennung gebrachte Herrschaft als unberechtigt, als unerträglich, als um jeden Preis auszurotten darzustellen. Wenn der König von Sicilien mit dem Sultan in eine Linie gestellt wurde, so war freilich kein Grund mehr vorhanden, warum man nicht auch gegen ihn demnächst das Kreuz predigen und die Christenheit zu seiner Vernichtung aufrufen sollte. Daß die Kunde von Konradins Ableben als irrig erwiesen wurde, änderte an der Stellung Manfreds nichts. Denn als die Mutter und der Oheim des jungen Fürsten, Ludwig von der Pfalz, ihn aufforderten die Krone niederzulegen, lehnte er diese Zumuthung offen und ehrlich ab, indem er die Nothwendigkeit einer nationalen Herrschaft über dieses Land betonte, zugleich aber vorschlug, man möge Konradin gleich jetzt nach dem Süden senden, damit er als ein Kind des Landes aufwachse und ihm dereinst auf dem Throne folge. Immerhin bot sich den Gegnern Manfreds hier Gelegenheit den Keil der Zwietracht in das staufische Haus zu treiben, indem sie den Neffen mit seinem ererbten Recht auf die Herrschaft dem als Repräsentant der nationalen Selbständigkeit auf den Thron erhobenen Oheim entgegensetzten und für ihre Zwecke gebrauchten. Auf eine solche Wendung wurden die Politiker der Curie ohnehin durch die Entwickelung geführt, welche die Dinge in Italien unter Manfreds erstarkendem Einflusse weiterhin nahmen.

Das Königthum Manfreds hatte der ghibellinischen Partei in ganz Italien neue Kraft gegeben: überall regte sich dieselbe um das seit der Katastrophe Friedrichs II. Verlorene wiederzugewinnen. Daß die furchtbare Gewaltherrschaft des blutigen Ezzelin von Romano ein Ende mit Schrecken nahm, war nur scheinbar ein Verlust für die Ghibellinen. Eher hätte man es als einen Gewinn bezeichnen können, daß die staufische, die ghibellinische Sache von einer Bundesgenossenschaft befreit wurde, welche die Gegner zu tödtlichem Hasse herausforderte und in den Augen der Freunde zum mindesten anstößig war. Denn die furchtvarsten Greuelthaten, welche die Geschichte von den entartetsten der spätgriechischen Tyrannen zu berichten weiß, erscheinen gering gegen die Sündfluth von blutigem Mord, die in geradezu raffinirter Verfolgungssucht und entmenschter Freude am Tödten und Quälen Ezzelin von Romano über die seiner Gewalt Verfallenen Jahre hindurch ungestraft hat verhängen dürfen. Als Herr Paduas und der Veroneser Mark mit ihren blühenden Städten hat er jede Regung des Widerstandes in Strömen Blutes zu ersticken gestrebt und mit den Schrecken grauenvoller Kerkerhaft und unmenschlicher Folterqualen alles zu zitterndem und zagendem Gehorsam gebeugt, als ob er es förmlich darauf ablegte den Namen eines Teufels in Menschengestalt zu rechtfertigen, mit dem die entsetzten Zeugen seines gräßlichen Treibens

ihn belegten. Und doch arbeitete der Tyrann damit nur den Gegnern in die Hände, da nun selbst die mit blutiger Verfolgung beginnende Rückkehr der Guelfen zur Gewalt und die Unterwerfung unter die schwerlastende Herrschaft der Kirche diesem Schreckensregiment gegenüber wie eine Erlösung erschienen und mit Freuden begrüßt wurden. So ging im Sommer 1256, während Ezzelin Mantua belagerte, Padua, die Hauptstütze seiner Macht, an die Guelfen verloren, und trotz des furchtbaren Strafgerichts, das derselbe über alle an diesem Unfall angeblich Mitschuldigen verhängte, gelang es ihm nicht den wichtigen Platz zurückzugewinnen. Seitdem entbrannte ein furchtbarer Kampf im Nordosten Italiens. Das Kreuz wurde gegen Ezzelin und seinen Anhang gepredigt: aber ein Kreuzfahrerheer wurde am 1. September 1258 bei Torricella von Ezzelin im Bunde mit dem eifrig ghibellinischen Markgrafen Pelavicini total geschlagen und ließ seine weltlichen und geistlichen Führer in der Gewalt des Siegers. Aber durch Uebermuth und Herrschsucht entfremdete Ezzelin die bisherigen Bundesgenossen: Pelavicini und die Cremonesen sagten sich von ihm los; Venedig bot Hülfe zur Zertrümmerung der Tyrannenherrschaft; selbst König Manfred leistete diesen Bestrebungen offen Vorschub. Damit gewann letzterer auch in Oberitalien eine leitende Stellung, und bald war er nicht blos der Freund und Alliirte, sondern das anerkannte Haupt eines Bundes, in den Cremona, Mantua, Ferrara und Padua mit den Markgrafen Pelavicini und von Este zusammentraten, um die durch Ezzelin aus ihren Gütern und Rechten Verdrängten mit Waffengewalt in dieselben wiedereinzusetzen. Aber bei der leidigen Zerfahrenheit der Parteien in jeder einzelnen Commune waren es doch nicht eigentlich die Städte als solche, sondern nur die augenblicklich dort herrschenden Parteien, welche so gegen Ezzelin zusammentraten, und daraus erwuchs für diesen die Hoffnung durch Unterstützung ihrer einheimischen Gegner einen Umschwung zu seinen Gunsten herbeizuführen, ehe er von der sich sammelnden Uebermacht völlig erdrückt würde. So nahm er sich der Adelspartei an, welche durch den Sieg der Popularen unter Martin Della Torre aus Mailand verjagt waren, in der Absicht mit deren Hülfe die Hauptstadt der Lombardei selbst in seine Gewalt zu bringen. Aber gerade bei diesem großen Wurfe ließ ihn das Glück völlig im Stich. Der Angriff auf Mailand mislang; ein Versuch auf Monza nahm keinen glücklicheren Ausgang. Den Rückzug zu sichern, ließ Ezzelin an der Addebrücke bei Cassano Befestigungen aufwerfen; diese aber wurden, während er selbst einen neuen Streifzug unternahm, von den Mailändern eingenommen; bei dem verzweifelten Versuche sie zurückzugewinnen gleich im Anfang am Fuße verwundet, sah Ezzelin sich zum Rückzuge genöthigt, der unter dem Nachdrängen der triumphirenden Sieger bald in Flucht ausartete. Eingeholt und umringt wurde Ezzelin selbst, durch einen Keulenhieb gegen den Kopf halb bewußtlos zu Boden geschleudert, gefangen genommen und nach dem festen Schloß Soncino gebracht, nur mühsam gegen die Wuth der Menge geschützt, die lärmend und tobend ihren Haß in den



ihn belegten. Und doch arbeitete der Tyrann damit nur den Gegnern in die Hände, da nun selbst die mit blutiger Verfolgung beginnende Rückkehr der Guelfen zur Gewalt und die Unterwerfung unter die schwerlastende Herrschaft der Kirche diesem Schreckensregiment gegenüber wie eine Erlösung erschienen und mit Freuden begrüßt wurden. So ging im Sommer 1256, während Ezzelin Mantua belagerte, Padua, die Hauptstütze seiner Macht, an die Guelfen verloren, und trotz des furchtbaren Strafgerichts, das derselbe über alle an diesem Unfall angeblich Mitschuldigen verhängte, gelang es ihm nicht den wichtigen Platz zurückzugewinnen. Seitdem entbrannte ein furchtbarer Kampf im Nordosten Italiens. Das Kreuz wurde gegen Ezzelin und seinen Anhang gepredigt: aber ein Kreuzfahrerheer wurde am 1. September 1258 bei Torricella von Ezzelin im Bunde mit dem eifrig ghibellinischen Markgrafen Pelavicini total geschlagen und ließ seine weltlichen und geistlichen Führer in der Gewalt des Siegers. Aber durch Uebermuth und Herrschsucht entfremdete Ezzelin die bisherigen Bundesgenossen: Pelavicini und die Cremonesen sagten sich von ihm los; Venedig bot Hülfe zur Zertrümmerung der Tyrannenherrschaft; selbst König Manfred leistete diesen Bestrebungen offen Vorschub. Damit gewann letzterer auch in Oberitalien eine leitende Stellung, und bald war er nicht blos der Freund und Alliirte, sondern das anerkannte Haupt eines Bundes, in den Cremona, Mantua, Ferrara und Padua mit den Markgrafen Pelavicini und von Este zusammentraten, um die durch Ezzelin aus ihren Gütern und Rechten Verdrängten mit Waffengewalt in dieselben wiedereinzusetzen. Aber bei der leidigen Zerfahrenheit der Parteien in jeder einzelnen Commune waren es doch nicht eigentlich die Städte als solche, sondern nur die augenblicklich dort herrschenden Parteien, welche so gegen Ezzelin zusammentraten, und daraus erwuchs für diesen die Hoffnung durch Unterstützung ihrer einheimischen Gegner einen Umschwung zu seinen Gunsten herbeizuführen, ehe er von der sich sammelnden Uebermacht völlig erdrückt würde. So nahm er sich der Adelspartei an, welche durch den Sieg der Popularen unter Martin Della Torre aus Mailand verjagt waren, in der Absicht mit deren Hülfe die Hauptstadt der Lombardei selbst in seine Gewalt zu bringen. Aber gerade bei diesem großen Wurfe ließ ihn das Glück völlig im Stich. Der Angriff auf Mailand mislang; ein Versuch auf Monza nahm keinen glücklicheren Ausgang. Den Rückzug zu sichern, ließ Ezzelin an der Addebrücke bei Cassano Befestigungen aufwerfen; diese aber wurden, während er selbst einen neuen Streifzug unternahm, von den Mailändern eingenommen; bei dem verzweifelten Versuche sie zurückzugewinnen gleich im Anfang am Fuße verwundet, sah Ezzelin sich zum Rückzuge genöthigt, der unter dem Nachdrängen der triumphirenden Sieger bald in Flucht ausartete. Eingeholt und umringt wurde Ezzelin selbst, durch einen Keulenhieb gegen den Kopf halb bewußtlos zu Boden geschleudert, gefangen genommen und nach dem festen Schloß Soncino gebracht, nur mühsam gegen die Wuth der Menge geschützt, die lärmend und tobend ihren Haß in den



Blut des Tyrannen zu kühlen begehrte. Ezzelins Tage waren gezählt: er wollte nicht mehr leben. Denn wenn er erhalten blieb, so geschah das nur, um in den Händen seiner Gegner zu büßen für all das Furchtbare, was er ihnen gethan hatte. So bot er den sich um ihn bemühenden Aerzten Trotz und riß den ihm angelegten Verband ab. Vergebens ermahnten ihn die Geistlichen zur Buße, damit er wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen werde. So starb am 7. Oktober 1259 der Mann, vor dem Oberitalien gezittert und der mit Menschenleben gespielt hatte, wie kaum je ein anderer Tyrann, in stummer Wuth vor sich hin brütend, knirschend über die Treulosigkeit des Glücks, aber ungebeugten Sinnes, unbezähmbaren Haß gegen seine Feinde und wüthenden Hohn gegen seine Besieger im Herzen. Mit ihm sank seines Hauses Macht in jähem Zusammensturze dahin: an Ezzelins Bruder Alberich, den die Kirche einst als Werkzeug zu gebrauchen versucht hatte, nahmen die Sieger unter dem Markgrafen von Este, nachdem sie ihn trotz verzweifelter Gegenwehr in dem festen S. Zeno überwältigt hatten, furchtbare Rache, indem sie erst seine Frau, seine sechs Söhne und zwei Töchter vor seinen Augen hinmordeten und dann ihn selbst von wilden Rossen elend zu Tode schleifen ließen.

Gewinn aus der Zertrümmerung der Machtstellung der Romanos zog zunächst König Manfred, nun allein der Hort und das Haupt der oberitalienischen Ghibellinen, und als am 4. September 1260 die Florentiner, die Hauptvorkämpfer der Guelfen in Toscana, bei einem Angriff auf Siena von den Ghibellinen bei Montaperto eine schwere Niederlage erlitten, da beugten sich selbst die meisten von den toscanischen Guelfen dem König von Sicilien: dieser war Herr fast ganz Italiens. Und wenn in dieser Bedrängnis die Guelfen keinen andern Ausweg mehr wußten, als sich Hülfe bittend an Konradin nach Deutschland zu wenden und ihn einzuladen, daß er sie gegen seinen Oheim schütze und diesem mit ihrer Hülfe die usurpirte Krone vom Haupte reiße, so mußte das die Curie mit neuer Sorge erfüllen: wenn diese ein Staufer aus der Leitung der Guelfen verdrängte, so mußte sie fürchten die Früchte einer mehr als zehnjährigen mühseligen Arbeit ihren Händen wiederum entgleiten zu sehen. Man mochte dafür die Politik Alexanders IV. verantwortlich machen, die allerdings weit hinter der rücksichtslosen Energie seiner beiden Vorgänger zurückblieb. Nicht ungern sahen daher die Eiferer gerade in jenem kritischen Augenblick einen Wechsel in der Leitung der Kirche eintreten, indem Anfang September 1261 in Urban IV. ein Mann den päpstlichen Stuhl bestieg, in dem die Leidenschaft und Unversöhnlichkeit eines Innocenz IV. wiederauflebte und der um so rascher und energischer handeln mußte, als sein Vorgänger schließlich sogar aus Rom hatte weichen müssen, da die Ghibellinen auch dort die Oberhand gewannen und Manfred zum Senator zu berufen dachten. Die nationale Bewegung in Italien war in schnellem Erstarken begriffen; immer weitere Kreise erkannten ihr Haupt in dem König von Sicilien. In Italien selbst war keine Hülfe dagegen zu

finden: nur mit den Mitteln des Auslands durfte die Curie hoffen Italien den Fuß auf den Nacken zu setzen. So nahm Urban IV. die Pläne wieder auf, mit denen sich bereits Innocenz IV. getragen hatte, als er dem englischen Thronerben die Krone Siciliens als päpstliches Lehen anbot. Als geborener Franzose suchte er den Vorkämpfer, dessen die Kirche bedurfte, in Frankreich und kam damit auf die auch schon früher erörterte Throncandidatur Karls von Anjou zurück, des Bruders König Ludwigs IX. von Frankreich, eines ebenso mächtigen wie ehrgeizigen und ländergierigen Fürsten. Eben diese Eigenschaften desselben erweckten aber bei dem Papste selbst Besorgnisse: Karl war nicht der Mann, um sich als willenloses Werkzeug brauchen zu lassen; wenn er der Kirche diente, wollte er sich doch zugleich ihrer zu seinem eigenen Vortheil bedienen. Hatte er doch schon hinter dem Rücken Urbans IV. mit den römischen Guelfen angeknüpft, die ihm unter dem Titel eines Dominus die Senatorwürde auf Lebenszeit übertrugen. Natürlich erschwerte dieser Erfolg des Herzogs die Verständigung mit der argwöhnischen Curie; noch ehe sie erfolgt war, starb Urban IV. am 2. Oktober 1264. Sein Nachfolger aber, Clemens IV., ein Sohn der Provence und als Erzbischof von Narbonne mit König Ludwig IX. sowol wie mit Karl von Anjou in freundschaftlichen Beziehungen, sah sich schon dadurch genöthigt aus der eben vollzogenen Wendung der päpstlichen Politik die weiteren Consequenzen zu ziehen.

Damit nahete für Manfred die Stunde des Entscheidungskampfes. Inzwischen aber hatte sich die Stellung desselben ungünstig gewandelt. Daß er sich mehrfach um Frieden mit der Curie bemühte, hatte manche seiner eifrigsten Anhänger verstimmt und entfremdet. Dann hatte er in dem kleinen Kriege der Guelfen und Ghibellinen, der namentlich in Mittelitalien mit ungeminderter Heftigkeit andauerte, manchen Verlust erlitten, jedenfalls keinen so durchschlagenden und weithin wirkenden Erfolg gewonnen, wie nöthig gewesen wäre, um eine aus so ungleichen und so unzuverlässigen Bestandtheilen zusammengesetzte Partei auch in einer Krisis, wie sie jetzt bevorstand, fest zusammenzuhalten. In seinem eigenen Reiche wankte der Boden ihm unter den Füßen. Innocenz IV. hatte nach dem Tode Kaiser Friedrichs II. die gesammte Gesetzgebung desselben als im Widerspruch stehend mit den Geboten der Kirche für aufgehoben erklärt;[1]) wegen der schweren Lasten, welche dieselbe den Unterthanen auferlegt hatte, war diese Maßregel mit Freuden begrüßt worden und selbst von den Gegnern der päpstlichen Oberherrschaft hatten viele daraus für sich Vortheil gezogen. Mit der Wiederkehr eines nationalen Regiments und einer festeren Ordnung unter Manfred war die fridericianische Verwaltungsordnung theilweise erneut, jedoch nicht ohne daß an ihren Grundlagen gerüttelt wurde. Bei der Art nämlich, in der er zur Herrschaft gelangt war, mußte Manfred auf ein absolutistisches Regiment, wie es sein Vater geführt hatte, verzichten und, um die Großen des Landes an seine Sache zu

1) S. oben S. 660.

fesseln, sein Verhältnis zu diesen lehnsrechtlich gestalten. Diese Rückkehr zur Feudalität aber schwächte einmal seine königliche Macht, dann gestattete sie seinen kirchlichen Widersachern und dem von denselben aufgestellten Gegenkönig vielfach eine verführende Einwirkung auf die Großen. Alle diese Momente untergruben unmerklich Manfreds Stellung: die erneute Anfechtung seines Königthums durch die Betonung des legitimen Rechts seines Neffen Konradin, die Unlust vieler Großen sich für eine Sache zu opfern, die ihnen doch keine besonderen Vortheile mehr verhieß, die andauernde und mit allen Mitteln arbeitende kirchliche Agitation, die Sehnsucht der Menge nach der endlichen Herbeiführung einer festeren, Dauer verheißenden Ordnung verbanden sich mit der verbitterten Parteileidenschaft, welche namentlich bei dem ehrgeizigen und nach Geld und Gut begierigen Adel die Begriffe von Recht und Unrecht verwirrt und eine arge politische Demoralisation erzeugt hatte. Manfred, der den Gedanken eines nationalen Königthums klar erfaßt und den ehrlichen Willen hatte, unter Verzicht auf die Verbindung mit Deutschland und auf die Kaiserkrone, sein Reich zu selbständiger Existenz zu organisiren, mußte dafür büßen, daß sein Vater und Großvater, für diese Regungen unempfänglich, das Reich wie unter einer Fremdherrschaft gehalten und unbarmherzig mit den Lasten belegt hatten, welche der Kampf um die Behauptung Deutschlands und der kaiserlichen Krone nothwendig machte. Hieran eigentlich ist Manfred zu Grunde gegangen: von dem Adel seines Landes schnöde im Stich gelassen erlag er einem gewissenlosen Abenteurer, der für andere Zwecke bestimmte Kräfte und Mittel unredlich seinem Eigennutz dienstbar machte und das Land, das sich ihm in unseliger Verblendung zum guten Theil freiwillig unterwarf, einem Schicksal überlieferte, gegen das selbst die schweren Zeiten Heinrichs und Friedrichs II. als glückliche zurückgewünscht wurden.

Während das zur Eroberung Neapels und Siciliens bestimmte Heer sich in der Provence sammelte, von einem päpstlichen Legaten geleitet, als ob es einen neuen Zug nach dem heiligen Lande gelte, erschien Karl von Anjou selbst schon im Mai 1265 in Rom, nachdem er den Kriegern Manfreds entgehend glücklich die Tibermündung erreicht hatte. Mit rauschenden Festlichkeiten hießen die leichtfertigen Römer ihren neuen Senator willkommen, so wenig die Persönlichkeit desselben geeignet war Sympathien zu erwecken. Der in der Mitte der vierziger Jahre stehende Herzog ließ schon in seiner großen hageren Gestalt, den strengen und harten Zügen seines olivenfarbenen Gesichts, dem düstern, doch von unheimlicher Gluth flammenden Blick seines durchdringenden Auges und dem durch kein Lächeln gemilderten Ernst seiner Mienen seine Tyrannennatur erkennen, die nur die eine Leidenschaft des Herrschens, des Reichseins, des Gewaltübens kannte, an deren Befriedigung aber ihr ganzes Sein setzte. Diesen Mann hatte die Kirche zu ihrem Vorkämpfer erwählt gegen den schönen, stattlichen, in Sinn und Haltung wahrhaft königlichen Manfred, nicht ohne die geheime Sorge freilich, daß er die ihm zugedachte Dienstbarkeit bei erster Gelegenheit abstreifen und in die

Bahnen des durch ihn zu vernichtenden Staufers einlenken würde. Besorgnis erweckte der Curie namentlich die Senatorwürde Karls von Anjou, welche die weltliche Autorität des Papstes in der ewigen Stadt bedrohte. Aber deshalb von den einmal getroffenen Vereinbarungen zurückzutreten war nicht möglich. Am 28. Juni 1265 empfing Karl im Lateranpalast durch die den Papst vertretenden Cardinäle die Investitur als König von Sicilien: nicht ohne bedeutende Zugeständnisse an die Curie: er mußte Benevent an den Kirchenstaat zurückgeben und auf die den Normannenkönigen zustehenden Rechte in Betreff der Bischofsernennung u. s. w. verzichten, dann einen Lehenszins von 8000 Unzen Gold jährlich entrichten und sich verpflichten, gleich nach Eroberung des Festlandes die Würde eines Senators von Rom niederzulegen; auch sollte er die ihm zu dem Kriege gewährten Subsidien dereinst voll zurückzahlen. Wie wenig traute offenbar der Papst dem zum Vorkämpfer gegen Manfred berufenen Fürsten und suchte die Aktionsfreiheit desselben zum Voraus zu beschränken! Besonders üblen Schlages aber waren die Leute, mit denen Karl von Anjou das herrliche Reich zu erobern kam. Die große Masse der unruhigen, abenteuerlustigen Ritter und gemeinen Krieger, an denen Frankreich seit seiner dauernden Theilnahme an den Kreuzzügen so überreich war, und denen nun das alte Feld ihrer wilden Thätigkeit verlegt war, die dann unter dem Banner der Kirche ihren Kreuzfahrermuth an den unglücklichen Albigensern ausgelassen hatten, schloß sich mit Begierde einem Unternehmen an, das Genuß, Beute und reiche Lehen verhieß und dessen Theilnehmer sich obenein als die auserwählten Rüstzeuge der Kirche brüsten und in jeder ihrer Gewaltthaten ein Gott wolgefälliges Werk rühmen durften.

Dem entsprach denn auch das Auftreten dieses Heeres, als es im Spätherbst 1265 aus der Provence nach Italien kam. Der unselige Hader der Guelfen und der Ghibellinen öffnete ihm die Wege, die sich zu erzwingen es niemals vermocht hätte. Schwer hatten die Lombardei und Toscana unter seiner Zuchtlosigkeit zu leiden. Vollends verwildert und schon arg zusammengeschmolzen erreichte es gegen Ende des J. 1265 Rom. Nachdem dort Karl von Anjou sammt seiner Gemahlin Beatrix, der Tochter Raimund Berengars IV. von Provence, einer Frau, deren rastloser Ehrgeiz die Leidenschaft ihres Gemahls noch steigerte, am 6. Januar 1266 die Krönung als König von Sicilien empfangen hatte, wurde Ende Januar der Marsch nach Unteritalien angetreten, dem sich die vor Manfreds erstarkender Gewalt geflohenen Guelfen, die Verbannten und die offenen Verräther anschlossen. Noch einmal hatte Manfred dem Papste einen Vergleich angeboten in der Meinung, daß Urban IV. sich noch im letzten Augenblick gern der Bundesgenossenschaft der Franzosen entziehen würde, deren wahres Wesen sich durch ihr Treiben in Rom vollends enthüllt hatte: aber die Curie war auf dem abschüssigen Pfade schon zu weit vorgegangen, als daß eine Umkehr möglich gewesen wäre. Manfred hätte nur eine verletzende Abweisung erfahren. Aber schon damals hat er sich über den schließlichen Ausgang des ihm aufgenöthigten Kampfes kaum noch täuschen

können. Einmal hatte er sich, wie es scheint, eines so frühzeitigen Beginnes des Feldzuges nicht versehen; dann erkannte er sofort, daß auf die Großen seines Reiches kein Verlaß war. Fiel doch die wichtige Brücke über den Garigliano bei Ceperano durch die Schuld seines eigenen Schwagers, des Grafen Richard von Caserta, ohne Schwertstreich in die Gewalt des Feindes unter Umständen, welche den Verdacht des Verraths zum mindesten nahe legten. Dem üblen Anfang entsprach der Fortgang: die meisten Städte und Burgen öffneten den Franzosen die Thore; wo Widerstand gewagt wurde, wurde er von der Uebermacht mit rücksichtsloser Energie gebrochen. Unter dem Eindruck dieser Erfolge des Feindes sagten sich immer mehr Große offen



Französischer Ritter im 13. Jahrh.
Siegel Johanns von Corbeil. Nat. Arch. zu Paris.

von Manfred los, um durch den Uebertritt zu dem neuen Gewalthaber ihre Stellung und ihren Besitz zu retten.

In Folge dessen wich Manfred von Capua, wo er anfangs seine Stellung gehabt hatte, auf Benevent zurück; in der Nähe dieser Stadt, im Thale des Calore, ordnete er sein Heer zum Entscheidungskampfe. Zum Angriff entschlossen rückte er Karl von Anjou entgegen, als dieser mit seinen Truppen, welche durch die Anstrengungen des winterlichen Gebirgsmarsches erschöpft waren, aus den Bergen herabzusteigen begann, auch seinerseits zu fechten bereit, da die schwierige Lage, in der er sich bei dem Mangel an Lebensmitteln und ohne Aussicht auf Zuzug befand, ihm keine andere Wahl ließ. Eben deshalb mochte es für Manfred vortheilhaft erscheinen, die Entscheidung noch einige Tage hinzuziehen: so gewannen auch die weiter südlich stehenden

Abtheilungen Zeit heranzukommen und sein Neffe Konrad von Antiochien konnte von den Abruzzen aus den Feind, der ihm durch seinen eiligen Marsch entgangen war, vielleicht gar vom Rücken her fassen. Daher riethen auch einige Führer zum Aufschub des Kampfes. Aber Manfred war schon nicht mehr Herr seiner Entschließungen. Die unerwarteten Erfolge der Provenzalen hatten auch in den Reihen der Seinen tiefen Eindruck gemacht; auch da fehlte es nicht an solchen, die nur auf die günstige Gelegenheit warteten, um sich von einer doch verlorenen Sache rechtzeitig loszusagen: ein Aufschieben des Kampfes hätte diesen Feiglingen und Verräthern Vorschub geleistet und die Aussicht auf einen günstigen Ausgang wäre für Manfred mit jedem Tage geringer geworden. Noch durfte dieser hoffen durch einen im ersten Ansturm gewonnenen Vortheil diese unzuverlässigen Elemente mit sich fortzureißen, so die Feinde zu schlagen und, was bei der Lage derselben die nothwendige Consequenz davon gewesen wäre, zu vernichten. Die Dringlichkeit dazu beruhte auf der bewährten Treue von Manfreds arabischen Soldaten, die ebenso wie seine deutschen Waffengefährten keine andere Wahl hatten als den ruhmreichen Tod auf dem Schlachtfelde oder den Sieg.

So kam es am 26. Februar 1266 in der Ebene nordwestlich von Benevent, jenseits des Caloreflusses, zu der Schlacht, die über das Schicksal Siciliens und seines nationalen Königs entscheiden sollte. Nachdem Manfred den ihn vom Feinde trennenden Fluß überschritten hatte, stürmten die Sarazenen in übereilter Kampflust auf den Feind ein, ehe der Befehl dazu gegeben war, warfen das französische Fußvolk, wurden dann aber von der Reiterei Karls von Anjou überwältigt. Ein gewaltiger Angriff der deutschen Reiterei brachte das Gefecht jedoch wieder zum Stehen: mit aller Macht warf sich daher Karl von Anjou auf diese. Bald waren seine Kerntruppen, Provenzalen, Franzosen, Florentiner, mit den Deutschen im Handgemenge. Auch Manfred stürzte sich in das Getümmel, welches das Schicksal des Tages entscheiden mußte. Aber den altbewährten Reiterkünsten der Franzosen waren die Deutschen nicht gewachsen. Indem diese die Rosse der Deutschen durch Hieb und Stich zu Fall brachten, stürzten sie auch deren schwer gepanzerte Reiter zu Boden und diese fielen dann unter den Streichen der französischen Keulenträger, die bei dem Angriff hinter den Reitern Platz genommen hatten. Die Niederlage der Deutschen aber war für die italienischen Ritter Manfreds das Signal zu schleuniger Flucht, für viele zum Uebergang in die Reihen der Feinde. Schnell übersah Manfred die Situation: als der silberne Adler, den er als Helmschmuck trug, zu Boden fiel, erkannte er darin nur eine Bestätigung dessen, was er bereits als sein Schicksal vor sich sah. Er suchte den Tod: an der Seite des tapfern Römers Theobald Anibaldi sprengte er mitten in das Gewühl des Kampfes, und bald verkündete sein reiterlos über die Ebene stürmendes Roß, daß er die Niederlage nicht überlebt habe; bald sah man auch einen Franzosen sich mit des Königs Schärpe brüsten. Der Leichnam aber wurde erst am zweiten Tage aufgefunden, entkleidet und von

zahlreichen Wunden bedeckt; der treue Anibaldi lag auch im Tode an seiner Seite. Doch war es nicht die Art dieses Siegers und der hinter ihm stehenden Schutzmacht dem gefallenen Helden wenigstens im Tode die gebührende Ehre zu erweisen: an offener Landstraße, neben der Brücke über den Calore, wurde der Gebannte eingescharrt; darüber thürmten die französischen Ritter einen Steinhaufen als Wahrzeichen auf. Pfäffischer Eifer aber meinte dem Gebannten überhaupt im Gebiet der Kirche keine Ruhe gönnen zu dürfen. Manfreds Gebeine wurden ausgegraben und nahe der latinischen Grenze, im Thal des Verde, zum zweitenmal ohne jede kirchliche Weihehandlung eingesenkt.

Wessen man sich von dem neuen Herrn des Landes zu versehen hatte, lehrten schon die nächsten Tage. Das unglückliche Benevent wurde der bestialischen Raubluft der Horden Karls von Anjou preisgegeben. Eine grauenhafte Verfolgung brach über alle herein, die irgendwie mit Manfred in Verbindung gestanden hatten; alle Unzuverlässigen und Zweideutigen eilten durch blinde Unterwürfigkeit und niederträchtige Beihülfe zum Verderben der Unterlegenen die Gunst des Siegers zu gewinnen. Manfreds jammernde Wittwe, die jugendlich schöne Helena von Epirus, mit ihren vier Kindern, wurde in Trani, von wo sie mit Hülfe einiger Getreuen in ihre Heimat fliehen wollte, durch widrige Winde festgehalten, von dem Befehlshaber durch erheuchelte Ergebenheit getäuscht, ihrem Todfeinde überliefert, um nach fünf Jahren qualvoller Gefangenschaft durch den Tod erlöst zu werden; ihre drei Söhne sind in den neapolitanischen Kerkern elend verkommen; nur ihrer Tochter Beatrix schlug nach achtzehn Jahren in Folge der Siege ihrer aragonischen Verwandten die Stunde der Befreiung. Und ähnlich erging es allen, die treu zu Manfred gehalten hatten: glücklich, wen ein schneller Tod auf dem Schaffot vor den Qualen einer durch alle denkbaren Martern geflissentlich verschärften Haft bewahrte. Ein Schreckensregiment sonder gleichen hielt mit Karl von Anjou seinen Einzug in das sicilische Reich; dagegen verblich die eiserne Herrschaft Friedrichs II., verlor die Erinnerung an die von der nationalen Ueberlieferung so grell ausgemalten Gewaltthaten Heinrichs VI. Bald graute der Kirche vor dem Bundesgenossen, den sie ins Feld gerufen hatte: in ernsten und strengen Worten hielt Papst Clemens IV. demselben das Verkehrte, ja das Strafwürdige seines blutigen Wüthens vor, während Karl von Anjou sein Ohr weidete an dem Beifallsjubel, mit dem der leicht bewegliche Pöbel von Neapel ihn willkommen hieß, und im Besitz der Gewalt des ehemaligen Beschützers lachte, mit dem er nun seinerseits nicht rücksichtsvoller umzugehen gedachte, als es die Staufer dereinst gethan hatten. Von dem, was sie von Karl gehofft hatte, erlangte die Kirche trotz des Lehnsvertrages und Lehnseides eigentlich nichts. Zwar legte Karl das Amt eines Senators von Rom nieder, aber die Römer wußten auch ferner ihre Selbständigkeit dem Papste gegenüber zu wahren. Auch bei den Guelfen Toscanas und der Lombadei übte Karl seit dem Tage von Benevent einen der Curie besorglichen Einfluß. Wie ein Fluch lastete so auf der Kirche die unheilvolle

Bundesgenossenschaft, in welche sie sich in ihrem blinden Hasse gegen das staufische Haus hatte verstricken lassen und der sie sich nun, obgleich sie von ihrer Verderblichkeit längst überzeugt war, nicht entwinden konnte. Der crasse Egoismus Karls war allen Warnungen vor den ihn umdrohenden Gefahren unzugänglich und schlug die Andeutungen in den Wind, durch die Clemens IV. den Tyrannen darauf hinwies, daß die Kirche ihre Hand schließlich von ihm abziehen müßte. Machten doch selbst die Guelfen kein Hehl daraus, daß sie sich in Karl von Anjou getäuscht hätten: das tyrannische Wüthen desselben setzte ihre Sache in den Augen der eigenen Partei tief herab, und in immer weiteren Kreisen erkannte man zu spät die staufische Herrschaft in ihrem Werthe und wünschte sie mit Sehnsucht zurück.

Bei dieser Stimmung der Italiener sammelten sich die Häupter der ghibellinischen Partei und der überlebenden Genossen Manfreds insgeheim zu einem Versuch zur Befreiung von der allverhaßten Tyrannei des Provenzalen. Von den toscanischen Städten waren Pisa und Siena, in Oberitalien Padua und Verona zuverlässig ghibellinisch. In den Marken regte sich die Partei kräftig: dort zuerst richtete man auf den fernen Konradin sein Augenmerk, und von Ferrara und Urbino aus scheint die erste Aufforderung an diesen ergangen zu sein, kraft seines Erbrechtes auf die sicilische Krone der Retter des mishandelten Italien zu werden. Die Gegner, allzu zuversichtlich, glaubten freilich solche Pläne nicht fürchten zu müssen; sie sahen in der Botschaft an Konradin nur einen neuen Beweis mehr für die Rathlosigkeit der Ghibellinen. Aber schon fingen diese einzelnen Glieder an sich zu einer Kette zu schließen. In Calabrien brach unter Führung von Verwandten Manfreds ein Aufstand aus, dem Pisa trotz päpstlicher Abmahnung Vorschub leistete; in Toscana erhoben die Ghibellinen immer zuversichtlicher das Haupt und selbst Florenz neigte mehr und mehr auf ihre Seite. Im Frühjahr 1267 bereitete sich eine allgemeine Erhebung gegen Karl von Anjou vor, welche die zornigen Strafreden des bedrohten Papstes nicht niederhalten konnte. „Aus dem Samen des Drachen, so klagte Clemens IV., ist ein Basilisk entsprossen, dessen giftiger Hauch bereits Toscana erfüllt. Ueberall treiben gottlose Menschen, eine Schlangenbrut, gleich erbitterte Feinde der Kirche und des Königs Karl, ihr verbrecherisches Wesen und werben durch lügenhafte Berichte in Städten und Burgen, bei Niedern und Hohen Anhang. Der Knabe Konradin, der Enkel des von Gott verworfenen und von Gottes Stellvertreter auf Erden verdammten einstigen Kaiser Friedrich, ist dieser Basilisk; die in Toscana versammelten Häupter der ghibellinischen Partei sind es, die das fluchwürdige Götzenbild aufrichten wollen statt der allein berechtigten und von der Kirche anerkannten Autorität des Königs Karl von Sicilien" — hochtönende Worte, deren scheinbare Zuversicht nur schlecht die bange Sorge verhüllte, welche den Papst angesichts dieser Bewegung erfüllte. So verächtlich Clemens IV. von dem Knaben Konradin sprach, er wußte sehr wol, daß niemand so wie dieser ihm und seinem Schützling gefährlich

werden konnte und daß der Stein, der jetzt vom Norden her ins Rollen kam, die ganze thönerne Herrlichkeit des französischen Lehenkönigthums zertrümmern konnte.

Der kaum dem Knabenalter entwachsene Jüngling, auf den sich die Hoffnungen der Ghibellinen richteten, war damals fünfzehn Jahre alt, aber seine Charakterbildung und seine Einsicht waren unter dem Einfluß des harten Geschickes, das er über sein Haus hatte hereinbrechen sehen, seinen Jahren weit vorausgeeilt. Frühzeitig war Konradin sich der Pflichten bewußt geworden, welche die Herkunft aus dem einst so großartig herrschenden, nun so tief gebeugten Hause der Staufer ihm auferlegte. Trotz seiner jungen Jahre fühlte er sich berufen zum Rächer des Großvaters und des Vaters und zum Erneuerer der alten staufischen Herrlichkeit. Die zahlreichen ghibellinischen Flüchtlinge, die sich allmählich in seiner Umgebung sammelten, bestärkten ihn in dieser Auffassung seiner Lebensaufgabe: immer fester und tiefer hatte sich Konradin in diesen Gedankenkreis hineingelebt, der für einen hochstrebenden Jünglingssinn eine unwiderstehliche Anziehungskraft besaß. Auch schien er fähig die Hoffnungen, die man auf ihn setzte, zu erfüllen. Konradin muß in manchen Stücken an seinen Großvater erinnert haben: regsamen Geistes hatte er sich eine umfassende Bildung angeeignet und war ein Freund der Dichtkunst, die er selbst mit Glück ausübte. In Deutschland selbst hatte Konradin augenscheinlich keine Zukunft. In den Stürmen der letzten Jahre war der einst so glänzende Besitz des staufischen Hauses vollends verschleudert; mit den wenigen Burgen und Gütern, die ihm aus diesem Schiffbruch noch geblieben waren, bedeutete Konradin nichts gegenüber dem mächtig erstarkten deutschen Landesfürstenthum; die Bemühungen seines Oheims, des Herzogs Ludwig von Baiern, ihm die deutsche Krone zuzuwenden, waren erfolglos geblieben. Alles, das Schicksal seines Vaters und seines Oheims, das durch diese Beziehungen mächtig erregte eigene jugendliche Sinnen und Denken, die Aussichtslosigkeit seiner Stellung in Deutschland, das Bewußtsein, als Letzter seines Stammes das Recht desselben verfechten und die Ehre desselben herstellen zu müssen — alles das wies den frühreifen, reichbegabten, hochherzigen Jüngling auf Italien als das Land seiner Zukunft. Und nun schlug an sein Ohr der verzweifelte Hülferuf des von fremden Horden barbarisch mishandelten Landes, das seinem Geschlecht eine zweite Heimat geworden war — konnte Konradin auch nur einen Augenblick schwanken, ob er demselben Folge leisten sollte oder nicht? Gewiß um so weniger als die vertrauten Berichte, die man aus dem Süden erhielt, die allgemeine Entrüstung über die Fremdherrschaft und die zunehmende Abwendung auch der Guelfen von dem schrecklichen Karl von Anjou deutlich erkennen ließen und die zornigen Schmähreden des Papstes zeigten, wie sehr sich dieser bedroht fühlte und wie große Aussichten daher der ghibellinische Befreiungsversuch hatte. Ja, die Gedanken Konradins und seiner vertrauten Rathgeber zogen bereits den Eindruck mit in Rechnung, den das gehoffte Gelingen der italienischen Expedition

in Deutschland machen würde. Denjenigen, welche dabei Hülfe zu leisten bereit waren, wurden schon bestimmte Belohnungen in Aussicht gestellt, ja urkundlich verbrieft für den Fall, daß Konradin auch römischer König werden würde. Den ersten Platz unter den Berathern des jungen Staufers nahm sein Oheim Ludwig von Baiern ein, an dessen Hofe zu Donauwörth der Knabe, seit seine Mutter Elisabeth sich im Jahre 1259 mit dem Grafen Meinhard von Görz, dem Herrn Tirols und Kärnthens, wieder vermählt hatte, zumeist verweilt hatte und dessen väterliche Sorge um ihn er selbst pietätvoll rühmte. Diesem vermachte Konradin für den Fall seines eigenen kinderlosen Todes alle seine Besitzungen in Deutschland sowol wie in Italien; ihm verpfändete er eine Reihe von Burgen und Gütern, deren Ertrag ihn für den im Interesse



Schwertleite:
Der Fürst legt dem Jüngling das Schwert um, während dessen man ihm die Sporen anlegt. Brünne, Schild und Speer werden bereit gehalten. Aus einer Hdschr. d. 13. Jahrh. London, Brit. Mus.

Konradins gemachten Aufwand und für die Vorschüsse entschädigen sollte, die er seinem Mündel jetzt zum Zwecke seiner Ausrüstung gewährte. Auch Konradins Mutter und deren Gatte leisteten seinem Unternehmen Vorschub; letzterer suchte ihm auch durch seine Verbindungen mit den Ghibellinen Oberitaliens förderlich zu werden.

Doch fehlte es auch an Gegenwirkungen nicht. Namentlich suchte die Curie Konradins Unternehmen zu vereiteln, indem sie den vornehmsten Förderern desselben Feinde erweckte. Dazu waren die päpstlichen Agenten einerseits bei Richard von Cornwallis, des englischen Königs Bruder, der seit 1257 machtlos den Titel eines deutschen Königs führte, andererseits bei dem ehrgeizigen und machtbegierigen König Ottokar II. von Böhmen thätig, dem Richard durch Uebertragung des Reichsvicariats in den rechtsrheinischen Landen Vollmacht gab zu willkürlichem Einschreiten gegen alle fürstlichen Förderer der staufischen

Sache. Doch sah sich der Böhmenkönig nach einer ergebnislosen Fehde genöthigt im Mai 1267 mit dem Baiernherzog einen Stillstand zu schließen, durch den Konradin gerade im entscheidenden Augenblick seine Aktionsfreiheit gesichert wurde. Denn längst hatte man das Geheimnis fallen lassen, das die Unternehmung anfangs umgeben hatte. In offenem Ausschreiben hatte Konradin seines Hauses Anhänger durch ganz Deutschland aufgefordert, ihm mit Waffengewalt zur Wiedergewinnung seines väterlichen Reiches zu helfen. Doch war es wol nicht blos das lebhafte Gefühl für die Schmach, die in den Staufern dem deutschen Namen angethan war, was viele bestimmte dem muthigen Jüngling nach dem schönen Süden zu folgen, auch nicht blos der Zauber des Namens Italien, der trotz aller üblen Erfahrungen noch immer nicht gebrochen war: wie die Zustände Deutschlands damals waren und wie sich während der letzten Jahrzehnte die Lage des Adels, namentlich des im Reiche einst eine so große Rolle spielenden schwäbischen Adels, gestaltet hatte, waren bei vielen der deutschen Ritter, die sich jetzt dem letzten Sprossen der Staufer anschlossen, gewiß ganz ähnliche Motive wirksam, wie sie so viele Franzosen unter die Fahne Karls von Anjou geführt hatten. Man dachte im Süden sein Glück zu machen und dort in ähnlicher Weise versorgt zu werden, wie zu Zeiten Heinrichs VI. und Friedrichs II. so viele staufische Ministerialen und deutsche Edelleute glänzend versorgt worden waren. Auf solche Elemente aber war nur so lange mit Sicherheit zu rechnen, als das Glück dem Unternehmen hold war; im Falle eines Mislingens eilten sie gewiß sich von demselben loszusagen.

In Augsburg, von wo seine Ahnen die Kaiserfahrt nach dem Süden angetreten hatten, sammelte Konradin seine Mannschaften; von dort erließ er eine Proclamation, in welcher er sein Unternehmen rechtfertigte als bestimmt das zurückzufordern, was ihm als dem Erben Konrads IV. gebührte, aber durch die Usurpation erst Manfreds, dann Karls von Anjou entrissen worden sei; diesem, nicht dem römischen Bischof gelte sein Angriff: mit Unrecht bedrohe ihn Clemens IV. mit dem Banne, und die Fürsten möchten daher bei diesem Fürsprache für ihn einlegen und sein gutes Recht auch ihrerseits vertreten. Dann ging der Zug nach den Grenzen Italiens, von wo die Nachrichten fortdauernd ermuthigend und hoffnungsreich lauteten. Karl von Anjou war zwar in eigener Person mit Heeresmacht nach Toscana geeilt, aber er hinderte doch eben nur noch den weiteren Abfall zu den Ghibellinen; die reichen Communen, welche der Ankunft des jungen Staufers freudig entgegenharrten, unter seine Botmäßigkeit zu bringen gelang ihm nicht; daher konnte er auch nicht Konradin gleich in Oberitalien entgegentreten, um, wie er gewollt, denselben schon beim Herabsteigen von den Alpen zu erdrücken. In Oberitalien selbst griff die ghibellinische Bewegung unter dem rastlosen, thätigen Markgrafen Pelavicini immer weiter um sich. Am schwersten aber fühlte sich Karl von Anjou im Rücken bedroht. Auf das Gerücht von dem Nahen des letzten Sprossen ihres geliebten Herrscherhauses griffen die Sarazenen von

Luceria freudig zu den Waffen; in ganz Unteritalien wuchs die Erregung gegen die unerträgliche Fremdherrschaft mächtig. Selbst Rom schien für die Guelfen verloren: die Römer hatten dem Infanten Heinrich von Castilien, dem Bruder König Alfons' X. und alten Widersacher Karls von Anjou, die Würde eines Senators übertragen, so daß auch dort die Gewalt in die Hände der Ghibellinen kam und Konradin hoffen durfte durch den offenen Anschluß der ewigen Stadt seinem Unternehmen eine entscheidende Förderung erwachsen zu sehen. Auf der Insel Sicilien aber hatte das Erscheinen bewährter Vorkämpfer der staufischen Sache, denen sich auch des Senators Bruder Friedrich von Castilien angeschlossen hatte, bereits zur offenen Entfaltung des staufischen Banners geführt: Konradin war, als nationaler König proclamirt, dem verhaßten fremden Herrscher entgegengestellt worden. Voll froher Hoffnungen schied daher Konradin von den Seinen: in Hohenschwangau umarmte er zum letztenmale seine Mutter. Dann ging es über den Brenner südwärts unter fortwährendem Zuströmen neuer Waffengenossen. An der Spitze von 12,000 Mann hielt er am 21. Oktober 1267 seinen Einzug in Verona, mit ihm außer zahlreichen Grafen und Edlen sein Oheim und väterlicher Berather, Herzog Ludwig von Baiern, sein Stiefvater Graf Meinhard von Görz und dann der ihm als Gefährte seiner Jugend und gleichgesinnter Herzensfreund vor allen theure Herzog Friedrich von Oesterreich, der Sohn des Markgrafen Hermann von Baden und Gertruds, der in erster Ehe mit dem Böhmenkönig vermählt gewesenen Tochter Friedrichs des Streitbaren von Oesterreich und Steiermark, welche in den nach ihres Vaters Tode ausgebrochenen Erbstreitigkeiten durch päpstlichen Spruch als Erbin Oesterreichs anerkannt war, ohne in den Besitz des Landes gelangen zu können.

Nur zu bald aber machte bei den Genossen Konradins die anfängliche Begeisterung einer enttäuschten Ernüchterung Platz. Die Meldungen aus den Gebieten, von deren Haltung der Fortgang des Unternehmens zunächst abhing, lauteten ungünstig. Zunächst war es der rücksichtslosen Energie Karls von Anjou gelungen, in dem für ihn schon so gut wie verlorenen Toscana einen Umschlag herbeizuführen. Ohne sich um die Vermittelungsversuche des Papstes zu kümmern, die freilich nur den Zweck hatten, die Gewalt nicht ganz in die Hände Karls kommen zu lassen, hatte der König von Sicilien in der für ihn charakteristischen Weise, durch Gewalt und Schrecken auf der einen, gleißnerische Versöhnlichkeit, Intrigue und Bestechung auf der anderen Seite die Ghibellinen fast überall aus ihrer leitenden Stellung verdrängt und die Guelfen im Besitz ihrer Herrschaft wiederhergestellt, während in Oberitalien päpstliche Nuntien einen großen guelfischen Bund zu Stande brachten, die von Piacenza ausgehende „Genossenschaft des Friedens und des Glaubens", der sich Cremona, Mailand, Lodi, Como, Vercelli, Novara, Parma, Reggio, Modena, Brescia, Mantua und Ferrara anschlossen — ein großer Erfolg der päpstlichen Politik, welche so Oberitalien nicht blos Konradin, sondern auch dem je länger je mehr beargwöhnten Karl von Anjou entzog und unter ihre eigene Leitung

brachte. Unaufhaltsam breitete sich seitdem die Macht der Guelfen in Oberitalien aus, und von den anfangs widerstrebenden Städten wurde eine nach der andern gezwungen, der Genossenschaft des Friedens und des Glaubens beizutreten und sich der päpstlichen Politik dienstbar zu machen, eine Wendung, die in jeder einzelnen unter harter Verfolgung der bisher herrschenden Gegner, Verbannung und Beraubung derselben erfolgte und damit für die Zukunft neuen Stoff zu bürgerlichen Kämpfen und blutigen Umwälzungen anhäufte. Diese Ereignisse brachten Konradin in eine höchst bedenkliche Lage: statt freudigen Anschluß zu finden sah er sich ringsum von einer stets wachsenden Uebermacht bedroht; die Truppen- und Geldhülfe, auf die er gerechnet hatte und ohne die er nichts ausrichten konnte, blieb aus. Ein energischer Angriff Karls hätte dem Unternehmen gleich jetzt einen trüben Ausgang bereitet. Daß es dazu nicht kam, bewirkte das Umsichgreifen des Aufstandes im Süden, das Karl nöthigte aus Toscana dorthin zu eilen. Konradin aber, der alle seine Berechnungen durchkreuzt sah, blieb drei Monate in Verona unthätig. Das steigerte weder sein Ansehen noch den Eifer seiner Waffengenossen. Diese sahen ihre Hoffnungen schon jetzt dahinschwinden und, da sie sich aufzuopfern keine Lust hatten, so kehrten sie lieber um und überließen den Jüngling seinem Schicksal. So schmolz das Heer Konradins in jenen drei Monaten unaufhaltsam zusammen: kaum dreitausend Mann hielten noch aus. Dennoch beharrte Konradin auf seinem Vorhaben: gegen neue Verpfändungen erlangte er von seinem reichen Oheim Ludwig von Baiern das nöthigste Geld, um die murrenden Söldner zu bezahlen und für die Verpflegung des Heeres zu sorgen. Bedeutende Summen dagegen stellten ihm Pavia, das allein in der Lombardei noch das ghibellinische Banner hoch hielt, und das eifrige Pisa zur Verfügung.

Die Nachrichten über den sarazenischen Aufstand in Apulien, die Erhebung in Sicilien und die ghibellinische Haltung Roms mahnten zur Eile. Mitte Januar entschloß sich Konradin deshalb Verona zu verlassen: von seinen fürstlichen Begleitern folgte ihm jetzt nur noch der getreue Friedrich von Oesterreich; alle anderen, auch sein Stiefvater und sein Oheim, kehrten in die sichere Heimat zurück, der letztere für die Opfer, die er der nun im Stich gelassenen Sache gebracht hatte, reichlich entschädigt durch die Anweisung auf des Neffen gesammte Hinterlassenschaft, falls derselbe mit Tode abgehen sollte. Konradin selbst zog am 20. Januar 1268 festlich empfangen in das befreundete Pavia ein. Das machte auf die Gegner tiefen Eindruck: der Papst, der bisher gemeint hatte von dem thörichten Unternehmen des in sein Verderben rennenden Knaben sei eine ernstliche Gefahr überhaupt nicht zu fürchten, gerieth in die höchste Besorgnis; er drang in Karl, alle Kräfte sofort zur Belagerung Pavias zu vereinigen. Der Rath kam nicht zur Ausführung: Karl von Anjou dachte vielmehr daran, selbst Toscana ganz preiszugeben, um den Süden zu decken, wo für ihn alles auf dem Spiele stand. Dennoch blieb Konradins Lage höchst bedenklich. Alles hing für ihn davon ab, daß er schnell vorwärts kam,

bald inmitten der seiner harrenden Ghibellinen Toscanas, womöglich in Rom selbst erschien. Vielleicht kam er dann seinem Gegner in den Rücken, so daß er ihn von Rom und Apulien aus bekämpfen konnte. Aber mit seinen geringen Streitkräften konnte Konradin die Pässe durch das Gebirge nicht forciren. So suchte er sich den Weg über See zu gewinnen; aber die Verhandlungen darüber mit den Genuesen hatten kein Ergebnis. Doch wurde mit Hülfe des Markgrafen von Carreto, der, mit einer natürlichen Tochter Friedrichs II. verheiratet, zu den Ghibellinen hielt, wenigstens ein theilweiser Erfolg erreicht. In dem Gebiete desselben, in Vado bei Savona, wohin Konradin mit 2400 Mann zog, traf er zehn ihm entgegengeschickte pisanische Galeeren. Aber auf diesen fand er nur mit 400 Rittern Platz; das Gros seiner Mannschaft mußte unter Führung des treuen Friedrich von Oesterreich den mühsamen und langwierigen Landweg wählen. Am 29. März segelte Konradin ab und erreichte glücklich die toscanische Küste; am 5. April hielt er festlich empfangen seinen Einzug in Pisa. Aber so sehr die Zeit drängte, den so gewonnenen Erfolg rasch auszunutzen: ehe sein Heer herangekommen war, konnte Konradin nichts unternehmen und mußte Karl von Anjou Zeit lassen, sich zu kraftvollem Widerstand im Süden zu rüsten. Ein Versuch desselben, sich Roms zu bemächtigen, wurde durch den Senator Heinrich von Castilien mit schwerem Verluste für die Angreifer abgewiesen. Weit zuvor aber an Eifer im Kampfe gegen Konradin that es dem Provenzalen Clemens IV., der seinem Bundesgenossen nicht ohne Grund vorwarf, er habe seine Warnungen gering geachtet und seine Mahnungen zu energischem Handeln leichtsinnig überhört. Jetzt erneute Clemens in den schärfsten Ausdrücken den schon früher gegen Konradin und seine Helfer und Förderer verhängten Bann: die ihn unterstützenden Städte traf das Interdikt, und nicht blos gegen die Sarazenen, die sich Karls von Anjou mit ebenso viel Muth wie Erfolg erwehrten, wurde das Kreuz gepredigt, sondern auch der Kampf gegen den jungen Staufer nahm, wie einst der gegen Friedrich II. und gegen Manfred, völlig den Charakter eines Kreuzzuges an.

Aber gerade um jene Zeit gestalteten sich die Verhältnisse für Konradin günstiger. Anfang Mai kam Friedrich von Oesterreich mit der Hauptmacht glücklich in Pisa an, nachdem er sich den Weg über den Apennin theils mit den Waffen in der Hand, theils durch Umgehung der uneinnehmbaren Punkte gebahnt hatte. Noch aber brauchte Konradin anderthalb Monate, bis er ins Feld rücken konnte. Diese Zeit aber wurde wol angewandt: die Pisaner bethätigten ihre in schweren Zeiten bewährte ghibellinische Gesinnung durch rühmenswerthe Opferfreudigkeit, indem sie Konradin nicht blos mit Pferden und Kriegsgeräth aller Art, sondern namentlich auch mit Geld zur Löhnung seines meist aus Söldnern bestehenden Heeres auf das reichlichste versahen. Siena, wohin Konradin im Juni ging, und andere ghibellinische Orte Toscanas blieben darin nicht zurück. Bald war auch ein erster militärischer Erfolg von größter Bedeutung zu verzeichnen. Bei dem Versuche Konradin den Weg

nach Rom zu verlegen, wurde der Marschall Karls von Anjou, Johann von Braisilva, zwischen Florenz und Arezzo am 25. Juni bei Ponte a Valle im Arnothal von Friedrich von Oesterreich unerwartet mit Uebermacht angegriffen, unter schweren Verlusten geschlagen und selbst gefangen genommen. Die Kunde davon hob die Zuversicht der Ghibellinen, die bisher Schwankenden rüsteten sich zu offenem Anschluß. Von Fermo aus breitete sich der Aufstand über die ganzen Marken; eine pisanische Flotte war nach Calabrien unterwegs, um auch dort die Insurrektion zu organisiren: einmüthiger als in seinen glücklichsten Zeiten zu Manfred schien Italien zu Konradin stehen zu wollen, als ob die vom Papste über das Land gebrachte Fremdherrschaft den nationalen Sinn zur Reife gebracht und das verirrte Freiheitsgefühl auf den rechten Weg zurückgeführt hätte. Rom selbst trat an die Spitze dieser Bewegung: Gesandte der ewigen Stadt erschienen in Siena und luden Konradin dorthin ein.

Um Mitte Juli brach Konradin daher von Pisa auf. Ein päpstliches Heer, das ihm bei Viterbo den Weg zu verlegen suchte, umging er durch einen Seitenmarsch und hielt am 24. Juli von Ponte Molle her seinen festlichen Einzug in die ewige Stadt. Kaum jemals war ein deutscher Fürst mit so einhelligem Jubel und so vom Herzen kommenden Freudenbezeugungen empfangen worden: wie einem siegprangenden Triumphator hatte man dem letzten Sprossen des staufischen Hauses den Weg nach dem Capitol bereitet. Und als sie den blühend schönen Jüngling in ihre Stadt einreiten sahen, mit ihm den getreuen Friedrich von Oesterreich und alle die in der Noth und Trübsal der letzten Jahre bewährten Häupter ihrer Partei, da meinten die Ghibellinen, daß eine neue Zeit des Glückes und des Friedens beginnen werde und daß ihre aus der Stadt entwichenen guelfischen Gegner für alle Zeit aus derselben gezogen seien. Und mußte nicht Konradin selbst sich fast schon am Ziele wähnen, als er durch die festlich geschmückten, mit Guirlanden überspannten und mit Teppichen behängten Straßen nach dem Capitol zog, von dem Senator Heinrich von Castilien und seinen spanischen Kriegern feierlich eingeholt, von den Römern mit lautem Zurufe, von den Römerinnen mit Jubelhymnen bewillkommnet? Auch sonst schien sich jetzt alles nach Wunsch zu fügen. Auf die Meldung von Konradins Marsch nach Rom hob Karl von Anjou die Belagerung Lucerias auf und eilte nordwärts, so daß die Sarazenen sich nun weiter über das Land ausbreiten konnten; in den sicilischen Gewässern focht die pisanische Flotte glücklich, so daß die Insel bereits als gewonnen gelten konnte. Aber man muß Karl von Anjou nachrühmen, daß er inmitten der schweren Krisis, in die er sich so plötzlich versetzt sah, mit Umsicht und kaltem Blute handelte und seine Feldherrnkunst glänzend bewährte. Von Foggia, wohin er sich nach der Aufhebung der Belagerung Lucerias gewandt hatte, eilte er nordwärts nach dem wilden abruzzischen Berglande und stieg in die um den Fucinersee gelagerte palentinische Ebene hinab. Hatte Konradin gedacht von Rom aus auf dem geraden Wege südwärts nach der Terra di Lavoro zu eilen und durch den Marsch auf Neapel und Benevent

die Verbindung mit seinem wachsenden Anhange ein Königreich herzustellen, so sah er sich für diesen Fall nun durch Karl in Flanke und Rücken bedroht und mußte den Weg nach Süden weiter östlich suchen, durch sehr ungünstiges Terrain, wo ihm selbst von einer geringen Macht der Weg verlegt werden konnte. In dieser Absicht stand Karl von Anjou am 9. August bei Scurcola, zwischen Avezzano und Tagliacozzo. Am 10. brach Konradin aus Rom auf, von den hoffnungsfreudigen Römern zwei Tagereisen weit begleitet, an der Spitze eines trefflich ausgerüsteten Heeres von 10,000 Mann, in dem seine deutschen Söldner mit den Spaniern Heinrichs von Castilien und den ghibellinischen Contingenten unter der gemeinsamen Führung der bewährtesten ghibellinischen Kriegshelden vereinigt waren: die Blüte der ganzen Partei hatte sich zu dem nahen Entscheidungskampfe um Konradin geschaart.

Freilich hing das Gelingen des Unternehmens zunächst davon ab, daß man dem lauernden Karl von Anjou entging, die schwierigen Gebirgsdefileen glücklich überwand, die palentinische Ebene und weiterhin die Straße nach Sulmona gewann, um dem um sich greifenden Aufstande der Sarazenen von Luceria die Hand zu reichen. Durch mannigfache Märsche, bald nach dieser, bald nach jener Seite ausbiegend, suchte Konradin dieses Ziel zu erreichen; aber drei Tage und drei Nächte blieb ihm der wachsame Karl von Anjou unausgesetzt zur Seite und hinderte ihn am Entkommen. Da endlich gelang es denselben zu täuschen und auf eine falsche Spur abzulenken, so daß er, in der Meinung, dort dem Feinde den Weg verlegen zu müssen, in das Aternothal ging und bei Ovinulo Stellung nahm. Nun konnte Konradin von den Bergen zwischen Terano und Salto in das Thal des letzteren hinabsteigen und erreichte am 21. August von Tagliacozzo her Scurcola, wo er sein Lager aufschlug: er hatte die palentinische Ebene vor sich und durfte hoffen ungehindert über Celano und Sulmona nach Apulien zu kommen. Vielleicht, daß ein eiliger Weitermarsch das ermöglicht hätte; aber die Rast, welche Konradin den durch Kreuz- und Quermärsche im Gebirge erschöpften Truppen wol gönnen mußte, wurde ihm verhängnisvoll. Inzwischen nämlich erkannte Karl von Anjou seinen Irrthum und erfuhr, daß der Feind, dessen Spur er verloren hatte, bei Scurcola stehe. In der Morgenfrühe des 22. August eilte er in schnellem Marsche dorthin: von der Höhe von Alba erblickte er in einiger Entfernung das Lager Konradins; aber wegen der Ermüdung seiner Reiterei, welche die Hauptstärke seines nur 6000 Mann zählenden Heeres ausmachte, blieb er auf der sicheren Höhe und lehnte die Schlacht ab, zu der ihm Konradin, sobald er seiner ansichtig wurde, ein Stück entgegenrückte. So erfolgte der entscheidende Zusammenstoß erst am 23. August.

Durch das Bett des seichten Salto getrennt nahmen die Heere ihre Stellung. Bei der Uebermacht des zum Angriff entschlossenen Feindes wählte Karl von Anjou vorsichtig die Defensive. Er ordnete sein Heer in zwei Treffen: das eine blieb am Fuße der Höhe, auf der man bisher gelagert hatte, in einer zuwartenden Stellung, unter dem Befehl des Marschalls Heinrich von

Cousence, den man mit den Abzeichen der königlichen Würde schmückte, damit ihn die Feinde für den ihm ähnlichen Karl hielten und dieser möglichst wenig Gefahr liefe. Gegen den Salto hin in die Ebene vorgeschoben nahm die Hauptmacht als erstes Treffen Stellung, die Provenzalen, die Lombarden und die zu Karl gezogenen römischen Guelfen. Außerdem aber hatte Karl schon vor Anbruch des Schlachttages 800 auserwählte Ritter in einem den Blicken des Feindes verdeckten Seitenthal in den Hinterhalt gelegt. Dort weilte er selbst, um den Gang der Schlacht zu beobachten und im entscheidenden Moment überraschend hervorzubrechen. Denn Karl erwartete, daß die Feinde anfangs im Vortheil sein und die Seinen werfen würden; weiter aber rechnete er auf die bekannte Hitze der deutschen Krieger, welche dann übereifrig vorzubringen und die nöthige Deckung in Flanke und Rücken zu versäumen pflegten. Der Verlauf des entscheidenden Tages gab ihm vollkommen Recht.

Auch Konradin ordnete sein Heer in zwei Treffen. In dem ersten waren die Spanier des römischen Senators Heinrich von Castilien mit den Mannschaften der lombardischen und der toscanischen Ghibellinen unter des ersteren Commando vereinigt; den Kern des zweiten, das Konradin selbst befehligte, bildeten die deutschen Söldner. Voll Siegeszuversicht brach das erste Treffen gegen die Provenzalen vor: schnell war der Salto überschritten und die Angegriffenen wichen, um sich bald in voller Flucht nach allen Seiten hin zu ergießen. Ein gleiches Schicksal hat Karls zweites Treffen; bei dem Versuch, das Gefecht zum Stehen zu bringen, fällt der Marschall Heinrich von Cousence von der Hand des Senators; in dem Glauben, der König sei getödtet, wenden sich die Seinen ebenfalls zur Flucht, während die Sieger in dem gleichen Glauben bereits alles für gewonnen halten und unter lautem Jubelruf den davon Eilenden nachsetzen. Es ist charakteristisch für Karl von Anjou, daß er diesem Schauspiel gegenüber seine kalte Besonnenheit keinen Augenblick verlor: mit seiner auserwählten Mannschaft blieb er ruhig in dem Hinterhalt, ließ die Messe lesen und die Jungfrau anrufen, von der er an dem absichtlich zur Schlacht erkorenen Tag ihrer Himmelfahrt besondere Gnade hoffte; auch wäre er, wenn er in dem Moment des vollendeten deutschen Sieges vorbrach, nur in sein sicheres Verderben gerannt. So ließ er sein geschlagenes Heer auseinander laufen, sich selbst als gefallen bejammern und blickte hinterlistig zuwartend den siegesfroh vorwärts stürmenden Gegnern nach. Als er dann inne wurde, daß diese sich auf sein verlassenes Lager geworfen hatten und im Plündern alle Ordnung preisgegeben und jede Vorsicht hintangesetzt hatten, da stürmte er mit seinen 800 Rittern in geschlossenen Reihen auf dieselben ein: ohne jede Ordnung, erschöpft von dem vorangegangenen Kampfe und der Jagd hinter den fliehenden Feinden, habgierig mit Plündern beschäftigt, wurden die Truppen Konradins von der kleinen Schaar völlig überritten, niedergeworfen und versprengt, so daß ihnen der schon gewonnene Sieg eigentlich ohne Schwertstreich und ehe sie selbst sich dieser verhängnisvollen Wendung recht bewußt geworden, wiederum verloren ging und sich in eine

grauenvolle Niederlage verwandelte. Daran konnte auch Heinrich von Castilien nichts mehr ändern, der inzwischen von der Verfolgung der erst geschlagenen Gegner zurückkehrte und nun auf einen siegreichen Feind stieß. Furchtbar wütheten die Schwerter der Franzosen unter den rathlosen Deutschen, Lombarden, Römern und Spaniern: was nicht fiel oder gefangen wurde, war versprengt — Konradins Heer, die Blüte der Ghibellinen Ober- und Mittelitaliens, hatte zu existiren aufgehört; nur elende Reste davon irrten durch das Land, dem drohenden Tode oder trostloser Kerkerhaft zu entgehen.

Als Karl von Anjou am Abend des Schlachttages den Siegesbericht an Papst Clemens IV. aufsetzen ließ, in dem er die Kirche aufforderte, sich in Jubel zur Lobpreisung des Triumphes zu erheben, durch den Gottes Allmacht ihrer Bedrängnis ein Ziel gesetzt und sie aus dem gierigen Rachen ihrer Verfolger befreit hätte, durfte er ohne Uebertreibung sich dahin aussprechen, daß der Sieg, den er einst bei Benevent gewonnen, gering erscheine im Vergleich mit dem jetzt erfochtenen. Noch hatte er keine Kenntnis davon, was aus Konradin selbst und aus dem Senator von Rom geworden sei. Man vermuthete, sie seien gefallen. Wie glücklich wären sie zu preisen gewesen, wenn sie dieses Schicksal so vieler ihrer edlen Waffengenossen getheilt hätten! Denn wessen die lebend in die Gewalt des Siegers Gefallenen sich zu versehen hatten, lehrte eine erste Reihe von Greuelthaten, die gleich am nächsten Tage auf Befehl Karls auf dem Schlachtfelde vollzogen wurden. Von den gefangenen Römern wurden einige hingerichtet, andere durch Abhauen der Füße grauenvoll verstümmelt und dann mitsammt dem Hause, in dem sie elend lagen, den Flammen preisgegeben. Und die Zahl der Gefangenen wuchs noch im Laufe der folgenden Tage, denn von den zunächst Entkommenen fiel den nach allen Seiten ausschwärmenden Reitern Karls von Anjou noch nachträglich eine Menge in die Hände. Auch Friedrich von Castilien, der Senator Roms, wurde eingebracht; blos von Konradin und seinen nächsten Gefährten, deren habhaft zu werden der Sieger ganz besonders begehrte, fehlte noch jede Kunde. Doch war das Schicksal des letzten Staufers bald erfüllt.

Während Karl von Anjou Maßregeln traf, um den Flüchtlingen den Weg nach Oberitalien und den nach Deutschland führenden Alpenpässen zu verlegen, hatte sich Konradin, als er den Sieg seinen Händen wieder entgleiten, sich geschlagen und sein Heer vernichtet sah, zunächst nach Rom gewandt. Der glänzende Empfang, den man ihm dort wenige Wochen zuvor bereitet hatte, berechtigte zu der Annahme, daß die Stadt, die so viel für ihn gethan, jetzt auch noch mehr thun, jedenfalls ihm eine sichere Zuflucht gewähren würde. Mit Friedrich von Oesterreich und fünfhundert Mann, die sich wieder um ihn gesammelt, kam er am 28. August dort an. Aber von dem geschlagenen, dem flüchtigen Prätendenten, dessen Sache, wie die Kirche emphatisch verkündete, durch ein Gottesurtheil verworfen war, wollten die römischen Ghibellinen nichts wissen: sie hatten darauf gerechnet, durch Konradins Sieg gefördert zu werden; sich für ihn aufzuopfern hatten sie keine Lust. Sie drängten

Konradin zu weiterer Flucht, denn bei der Zuversicht, welche die Guelfen seit dem Tage von Scurcola erfüllte, sei Konradin in der Stadt selbst gegen einen plötzlichen Handstreich nicht sicher. So wurde, nachdem man kostbare Zeit verloren hatte, die Flucht am 31. August fortgesetzt. Der Landweg war schon nicht mehr frei: da wäre man den überall ausschwärmenden Häschern Karls von Anjou in die Hände gefallen. Gelang es dagegen, das Meer und die siegreiche pisanische Flotte zu erreichen oder gar nach Sicilien hinüberzukommen, so konnte Karl von Anjou leicht um alle Früchte seines Sieges gebracht werden. So wandte sich Konradin denn von Rom nach der Küste, erreichte glücklich Astura, ging dort mit seinen Gefährten zu Schiffe und strebte bereits der hohen See zu, als Giovanni Frangipani, der Herr des Castells, den Flüchtigen einen Schnellsegler nachschickt, sie zurückholen und als Gefangene in sichern Gewahrsam bringen läßt. Längst hatte dieser Frangipani vergessen, was sein Haus Kaiser Friedrich II. verdankte: in das guelfische Lager übergegangen, dachte er durch die Gefangennehmung Konradins zwar König Karl ein Unterpfand für die Ehrlichkeit seines Gesinnungswechsels zu geben, zugleich aber seine Habgier möglichst zu befriedigen. Er lehnte die Auslieferung seiner Gefangenen an den in jenen Gewässern kreuzenden Admiral Karls von Anjou ab; als man sie erzwingen wollte, leistete er gewaffneten Widerstand; aber auch der Kirche, deren angebliche Ansprüche der Cardinal Jordan von Terracina mit Heeresmacht zu vertreten unternahm, enthielt er seine Beute vor. Erst gegen die Zusage reicher Geldzahlungen und territorialen Gewinnes lieferte Giovanni Frangipani seine Gefangenen an die Beauftragten Karls von Anjou aus. In Genezzano wurden sie demselben überantwortet, um zunächst in dem Castell S. Pietro bei Palestrina in harter Haft gehalten zu werden. Dann wurden sie mitgeschleppt, als Karl am 16. September seinen Einzug in Rom hielt, wo sich inzwischen der Umschwung zu Gunsten der Guelfen vollendet und einer der getreuesten und eifrigsten Diener Karls auf Lebenszeit die Würde eines Senators erlangt hatte.

Was nun folgte, gehört zu dem Abschreckendsten, wovon die Geschichte zu berichten hat. Daß Karl von Anjou die Gegner unschädlich zu machen und die Kraft der Ghibellinen für alle Zeit zu brechen suchte, war natürlich; aber die Mittel, deren er sich dazu bediente, stellen ihn den blutigsten Tyrannen aller Zeiten an die Seite, ja die meisten von diesen übertrifft er durch die allem menschlichen Gefühl Hohn sprechende kalte Berechnung und nüchterne Geschäftsmäßigkeit, womit er seine Bluturtheile diktirte und vollstrecken ließ. Sein Verfahren wirkt um so abschreckender, als er den in ihm lodernden wilden Haß gleißnerisch hinter der Maske einer politischen und kirchlichen Nothwendigkeit zu verbergen und die Kirche und das Papstthum vor den Augen der Welt als seine Mitschuldigen darzustellen suchte, um jeden Vorwurf abzuweisen und jeden Tadel zu entwaffnen. Wie viele von den in und nach der Schlacht in Karls Gewalt Gefallenen nach einem summarischen Verfahren unter dem Beile des Henkers endeten, — wer vermöchte es zu

sagen? Wenn man aber dieses Verfahren begründen wollte durch den Hinweis auf die Gesetzgebung Friedrichs II., welche auf Hochverrath und gewaffnete Erhebung kurzweg den Tod setzte, so stand dem doch die Thatsache entgegen, daß die Kirche selbst die fridericianischen Constitutionen als mit ihren Geboten unvereinbar aufgehoben hatte. In keinem Falle aber konnten die Männer, welche für das Recht des mit Zustimmung der Kirche auf den Thron Siciliens erhobenen staufischen Hauses eintraten, die für den Enkel des Mannes fochten, für den als Knaben einst Papst Innocenz III. selbst die Vormundschaft geführt hatte, als Hochverräther bezeichnet und unter jenes Gesetz gestellt werden. Hier offenbarten sich in ihrer ganzen Kraßheit die furchtbaren Consequenzen, die sich aus dem Dogma von der Ueberordnung des Papstthums über alle weltliche Fürstenmacht ergaben: die rechtlosen Blutthaten, welche im Dienste dieses Dogmas von der thatsächlich zur Dienerin wilden persönlichen Hasses erniedrigten Kirche verübt wurden, machten diese, so sehr sie sich auch sträuben mochte, zur Mitschuldigen an einem nur nothdürftig mit dem trügerischen Schein des Rechtes verhüllten Morde.

Nach menschlichem Rechte konnte Konradin überhaupt nicht abgeurtheilt, durfte über einen in ehrlichem Kriege gefangenen König ein Todesurtheil nicht gesprochen werden. Schon die Zeitgenossen haben dem Verfahren Karls das der Sarazenen Aegyptens entgegengesetzt, die Ludwig den Frommen in ehrlicher Haft hielten und auf Grund eines Vertrages frei ließen, obgleich bei ihnen der Glaubensfanatismus auf eine andere Entscheidung hindrängen konnte. In nichts offenbart sich die Verwilderung dieser Zeit mit ihrer totalen Verkehrung der einfachsten moralischen Begriffe so sehr als darin, daß die Kirche für erlaubt hielt, geschehen ließ und billigte, was das Recht des Krieges und das Recht selbst der Ungläubigen verwarf. Eine elende Wortdeutelei und Spitzfindigkeit war es, wenn Karl seinen Gefangenen der Wolthaten des Kriegsrechts berauben zu können glaubte durch die Behauptung, derselbe habe ihm nach dem Leben gestanden: als ob der sich eines Mordversuchs schuldig machte, der seinen Todfeind, wenn er ihm in offener Feldschlacht begegnet, nicht lebend von der Stelle kommen lassen will! Ließ er doch Heinrich von Castilien, gegen den dieselbe Beschuldigung vorlag, nur einkerkern: der Tod desselben hätte ihm in der mächtigen fürstlichen Verwandtschaft desselben Feinde erweckt! Wo aber sollte ein Rächer für Konradin erstehen, den vereinsamten letzten Sprossen eines längst von seiner Höhe gestürzten Geschlechtes? Und dennoch gelang es Karl nicht, den Schein eines ordentlichen richterlichen Verfahrens zu erwecken. Von den vier Rechtsgelehrten, die der König nach Neapel berief, um zu erklären, ob Konradin mit Recht der Tod gebührte, weil er gegen den legitimen Herrscher die Waffen ergriffen und Klöster und Kirchen verbrannt habe, redete nur ein einziger liebedienerisch dem Gewalthaber zum Munde: die anderen sahen in dem Gefangenen nur einen Fürsten, der sein Erbreich in redlichem Kriege wiederzugewinnen versucht hatte. Dennoch wurde der Spruch jenes einen vollstreckt.

Im Kerker mit Friedrich von Oesterreich beim Schachspiel sitzend, so wird erzählt, erhielt Konradin Kunde von dem, was ihm bevorstand. Mit der Fassung eines Helden, seiner Ahnen würdig, ging der Jüngling zum Tode an der Stätte, wo er als König hatte gebieten sollen. In seinem letzten Willen bestätigte er das Testament, das er schon vor dem Aufbruche in Deutschland aufgesetzt hatte: alle seine Besitzungen sollten seinen Oheimen zufallen, dafür sollten sie noch einige in Deutschland zurückgelassene Schulden decken und die einigen Klöstern gemachten Zuwendungen ausführen. Nachdem er gebeichtet hatte, ging er zum Schaffot, das man auf dem Markt in Neapel mit dem vollen Blick auf die Herrlichkeit der schönen Gotteswelt ringsum errichtet hatte. Auch hier war es dem getreuen Friedrich von Oesterreich vergönnt, dem geliebten Freunde zur Seite zu gehen. Der Protonotar Robert von Bari, eines der gefügigsten Werkzeuge des blutigen Karl von Anjou, verlas das Todesurtheil: wie es zu Stande gekommen, sagte man wolweislich nicht. Konradin entblößte den Oberkörper und kniete betend nieder. Seine Gedanken flogen in die deutsche Heimat, nach dem Schloß der Mutter, die ihn unter dem Herzen getragen: „O Mutter, welche Schreckensnachricht mußt du von mir erhalten" — das waren seine letzten Worte. Dann lag das blondlockige Haupt am Boden. Ein Aufschrei wilden Schmerzes entrang sich der Brust Friedrichs von Oesterreich. Dann beugte auch er sich dem Schwerte des Henkers; zwei andere Waffengefährten folgten. Die Leichname wurden an den Strand geworfen, als habe dieser sie ausgespült: mit Steinhaufen wurden sie zugedeckt. Erst Karls Sohn und Nachfolger auf dem so blutig gewonnenen Thron ließ über den Gräbern der Freunde eine Capelle errichten, in der Carmelitermönche des Gottesdienstes walteten. Aus ihr ist 1769 die stattliche Kirche St. Maria del Carmine geworden, die von den weitläufigen Gebäuden des ehemals dazu gehörigen Klosters umgeben, noch heute an der südöstlichen Ecke des alten Neapel aus dem sie umtosenden lauten und bunten Leben der schwirrenden Weltstadt emporragt und den Beschauer aus dem lichten Glanz der Gegenwart zurückversetzt in das trübe Dunkel einer von wüsten Leidenschaften erfüllten, blutbefleckten Vergangenheit. Hinter dem Hochaltar befand sich Konradins Grab, einfach durch die Buchstaben R. C. C., d. i. Regis Conradini Corpus gekennzeichnet. Jetzt ruhen die irdischen Reste des letzten Staufers im Schiff der Kirche unter dem Sockel der Statue, welche König Maximilian II. von Baiern als Kronprinz nach einem Entwurf von Thorwaldsen durch Schöpf ausführen und dem Andenken des Heldenjünglings zu Ehren dort hat aufstellen lassen.

Und was war um diesen Blutpreis gewonnen?

Die Weltmacht, welche die Staufer gegründet, war längst zertrümmert. Deutschland rieb sich auf in endlosem Bürgerkrieg, und die Nation, die einst der Welt Gesetze gegeben hatte, lag in würdeloser Ohnmacht und wurde von den mit einander streitenden Parteien wetteifernd dem Interesse des Auslandes dienstbar gemacht. Für Italien war die letzte Aussicht auf eine

nationale Einigung vollends verschwunden: in verblendetem Wüthen wider einander richteten Guelfen und Ghibellinen sich und zugleich ihr Vaterland zu Grunde, überantworteten den einen Theil den Schrecknissen dauernden Bürgerkrieges, in dem die Freiheit zu Grunde ging, die man erst in einem Heldenkampfe gegen die Ahnen Konradins siegreich vertheidigt hatte, während der Süden unter Karl von Anjou einer Knechtschaft verfiel, entsprechend den Greuelthaten, durch die sie begründet war. Diese Vergeltung traf auch die Kirche: in ihrem Schützling Karl von Anjou hatte sie sich selbst eine furchtbare Geißel bereitet und bald lastete die mit seiner Macht wachsende undankbare Rücksichtslosigkeit desselben wie ein Alpdruck auf den römischen Bischöfen. Schon Clemens IV. bereute sterbend, diesen Mann zum Herrn Italiens und zum Hüter der Kirche gemacht zu haben.

Fast verschwindet gegen dies Elend blühender Länder und reichbegabter Völker der wahrhaft tragische Jammer, in dem das staufische Haus vollends zu Grunde ging. König Enzio, nach einem mislungenen Fluchtversuch von den unversöhnlichen Bolognesen in doppelt strenger Haft gehalten, starb, nachdem er genau die Hälfte seines Lebens im Kerker vertrauert hatte, 46 Jahr alt, vier Jahre nach seines Neffen blutigem Ende, den 14. März 1272. Zwei Jahre vorher hatte der Tod seine Halbschwester Margarethe, die Tochter Friedrichs II., von den Leiden erlöst, die ihr aus der unglücklichen Ehe mit dem rohen Albrecht von Thüringen und Meißen erwachsen waren. Wie glücklich erschien dagegen das Loos ihrer Schwester Katharine, die sich frühzeitig dem Klosterleben gewidmet hatte und in ihrer Zelle wenigstens äußerlich von den Stürmen, in denen ihr Haus zu Grunde ging, nicht berührt, 1279 als Nonne in dem neuen französischen Kloster bei Montargis starb.

V. Der Ausgang des römisch-deutschen Kaiserthums.

1254—1273.

Durch eine Reihe gewaltsamer Revolutionen war die staufische Macht in Italien zertrümmert worden. Von dem obersten Priester, der Frieden zu zu stiften und Versöhnung zu predigen berufen war, planmäßig genährt und zu schrankenloser Bethätigung entfesselt hatten alle niedrigen Leidenschaften wetteifernd an dem Umsturz der bisher bestehenden Ordnung gearbeitet, indem sie mit herausforderndem Hohne die eigene Befriedigung allen andern Zielen voransetzten. Ein alles vergiftender Geist der Parteiung zerspaltete die reichbegabte und auf eine ruhmreiche Vergangenheit stolze Bevölkerung Italiens in zwei tödtlich verfeindete Parteien. Aber nur in den Namen noch lebte die Erinnerung an den hohen Preis fort, um den sie einst gerungen, während ihr Haß von Geschlecht zu Geschlecht vermehrt forterbend, sich in immer neuen Schreckensthaten entlud und die einzelnen Landschaften, die einzelnen Bürgerschaften, ja zuweilen die einzelnen Familien in feindliche Hälften zerriß. Aber eben in dieser unseligen Verwilderung offenbarte sich die unverwüstliche Lebenskraft der italienischen Stämme, denen im siegreichen Kampfe gegen das Kaiserthum und dann in dem vergeblichen Ringen gegen die französische Fremdherrschaft zuerst eine Ahnung nationaler Zusammengehörigkeit aufgegangen war. In ihrer sich formirenden Sprache, in der werdenden Dichtung, in der sich regenden bildenden Kunst zeigte sich, wie selbst der andauernde Bürgerkrieg den auf Höheres gehenden Flug des nationalen Geistes nicht mehr zu lähmen vermochte, und bald sollte Italien in dem herrlichen Erblühen auf diesen Gebieten Ersatz finden für den Verlust selbständigen politischen Lebens. Staatlich verfallend hat es in einer langen Reihe großer Männer, die in dieser trüben Zeit aus ihm hervorgingen, seine schöpferische Kraft bethätigt, zum eigenen Ruhm und zum Nutzen von Mit- und Nachwelt und hat auf dem Gebiete der geistigen Kultur noch Generationen hindurch die führende Rolle behauptet, die es im Bunde mit Deutschland seit den Zeiten der Ottonen in den Mittelpunkt der gesammten geschichtlichen Entwickelung gestellt hatte.

Viel trüber erscheint dagegen das Schicksal Deutschlands seit der Katastrophe des staufischen Hauses. In den Italien zerrüttenden Kämpfen bethätigten sich große Leidenschaften, wirkten selbst in ihrer Verwilderung gewaltige Geister, offenbarte sich die Kraft eines zu Großem berufenen Volkes:

nichts von alledem finden wir in Deutschland. Als ob dasselbe sich in der an großen Männern reichen Zeit der Staufer gleichsam erschöpft hätte, hat es in den folgenden Jahrzehnten auch nicht eine Persönlichkeit hervorgebracht, die vermöge des Zieles, das sie sich gesteckt, oder vermöge der Willenskraft oder Geistesschärfe, womit sie demselben zustrebte, den Zeitgenossen wahrhaft zu imponiren und der Nachwelt ein lebhaftes Interesse einzuflößen vermocht hätte. Lauter kleine Geister und untergeordnete Charaktere sind es, die wir dort in den leitenden Stellungen finden, ein Geschlecht, das in jedem Zuge den Stempel erschöpften Epigonenthums an sich trägt. Fehlen hier doch selbst die großen Leidenschaften, die bei aller politischen Auflösung und sittlichen Verwilderung der gleichzeitigen Geschichte Italiens ein mächtiges psychologisches Interesse verleihen. Kleinliche Selbstsucht, welche zu ihrer Befriedigung nichts Großes einzusetzen wagt, hartherziger Eigennutz, dem die Hingabe an ein Allgemeines fremd ist, niedere Käuflichkeit, welche die Theilnahme an den wichtigsten staatlichen und kirchlichen Angelegenheiten ausschließlich nach den Geldsummen bemißt, welche dabei als Gewinn einzustreichen sind, das sind die Motive, von denen wir die deutsche Geschichte jener Zeit bestimmt sehen. Kaum jemals fast noch ist die politische Moral bei den für die Geschicke ihres zerrissenen Vaterlandes maßgebenden deutschen Fürsten und Edlen so tief gesunken gewesen wie damals, höchstens jene schmachvollen Jahre, da zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts Ludwig XIV. deutsche Fürsten und Staatsmänner durch schnödes Gold an seinen Triumphwagen kettete, haben ein ähnlich unwürdiges und demüthigendes Bild dargeboten. Dem dreißigjährigen, erschöpfenden Kampf mit dem weltherrschenden Papstthum folgte für Deutschland eine ähnliche Zeit der Erniedrigung dem Auslande gegenüber durch die Käuflichkeit seiner Fürsten, wie sie nachmals der dreißigjährige Kampf der beiden Religionsparteien über unser armes Vaterland bringen sollte. In jenen beiden Perioden hat fremdes Gold die Geschicke Deutschlands bestimmt.

Es kann für erwiesen gelten,[1]) daß schon bei der sogenannten Wahl Heinrich Raspes von Thüringen die von der römischen Curie gespendeten Gelder entscheidend gewesen sind, da selbst die drei rheinischen Erzbischöfe, durch deren Anschluß das Gegenkönigthum des Landgrafen erst möglich wurde, in ihrer päpstlichen Gesinnung durch päpstliches Gold bestärkt worden sind. Wenn das aber bei den vornehmsten Stützen der päpstlichen Sache in Deutschland der Fall war, bei denen doch allgemeine politische und kirchliche Motive stark genug wirken konnten, so ist sicher anzunehmen, daß es in den tiefer stehenden Kreisen noch schlimmer zugegangen und der Enthusiasmus für die päpstliche Sache dort nicht durch anständigere Mittel erzeugt und genährt sein wird. Auch den Gegenkönig selbst hat erst römisches Gold in den Stand gesetzt die ihm aufgetragene Rolle zu spielen. Ebenso war es mit

1) O. Lorenz, Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrh. I, 42 ff.



Grabmal des Erzbischofs Siegfried III. von Eppstein, 1249,
mit den von ihm gekrönten Königen Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland. Im Dom zu Mainz.

dem Königthum Wilhelms von Holland: derselbe hat ebenfalls bedeutende Subsidien von Innocenz IV. bezogen; auch mußte dieser die Kosten tragen, welche aus der Bestechung der von dem staufischen König abfallenden deutschen Edlen erwuchsen. Als man Konrad IV. durch einen Aufruhr in seinem Heere an der begonnenen Aktion hindern wollte, erkaufte man dazu schwäbische Grafen und Herren durch 6000 Mark, und die Niederlage, welche derselbe bei Frankfurt erlitt, war das Ergebnis einer wolangelegten Summe von 7000 Mark, für welche die Grafen von Würtemberg und Gröningen ihren Herrn in der Schlacht im Stich ließen. Nach einer zeitgenössischen Berechnung soll Innocenz IV. im Kampfe gegen die Staufer an ähnlichen Aufwendungen im Ganzen 200,000 Mark, d. h. sechs Millionen deutsche Reichsmark ausgegeben haben. Die Erfolge aber standen dazu doch nicht in dem richtigen Verhältnis: über den Kreis der geistlichen Fürsten hinaus hat die Curie nie einen nennenswerthen Anhang gewonnen, und wo sich einer oder der andere Laienfürst ihr anschloß, geschah es nur in eigennütziger Absicht. Denn troß der verblendeten Erbitterung, welche der Kampf gegen die Staufer vielfach erzeugt hatte, waren die Laienfürsten doch nicht dahin gekommen ihre Interessen mit denen der geistlichen Fürsten einfach zu identificiren, ja, die Art, wie die letzteren als Verbündete und zugleich als Organe der Curie die Leitung der Reichsangelegenheiten an sich rissen und den Thron allein vergaben, als ob das alte Reichsrecht durch die Omnipotenz der Kirche einfach aufgehoben wäre, verschärfte vielmehr den Gegensatz zwischen Laienfürsten und Episkopat und beschleunigte die Zersetzung des Reiches. Bereits an der Wahl Wilhelms von Holland hatte von den bedeutenden Reichsfürsten kein einziger theil genommen: auch scheinen die entscheidenden Beschlüsse nicht in der blos der Form wegen gehaltenen angeblichen Wahlversammlung gefaßt zu sein, sondern auf dem wenige Tage zuvor in Köln versammelten Provinzialconcil, wo der zur Betreibung der Königswahl nach Deutschland geschickte päpstliche Legat Petrus Capuccius das große Wort geführt haben wird und wo neben ihm nur noch die drei rheinischen Erzbischöfe in Betracht kamen. Dem entspricht es vollkommen, wenn der Mainzer Erzbischof Siegfried von Eppstein noch auf seinem Grabmale so dargestellt ist, daß neben seiner mächtigen Gestalt die beiden durch ihn erhobenen Gegenkönige, Heinrich von Thüringen und Wilhelm von Holland, ganz klein und demüthig betend erscheinen, die Krone aus seiner Hand empfangend. Die Ohnmacht des entwürdigten deutschen Königthums jener Zeit ist damit noch der Nachwelt lebendig vor Augen gestellt.

Wenn nun aber Deutschland trotz alledem aus dieser Zeit der Zerissenheit und der Erniedrigung nicht so ganz unfähig zu selbständigem nationalen Leben hervorgegangen ist wie Italien, wenn es zwar einige werthvolle Grenzprovinzen an die erstarkenden Nachbarn verlor, aber nicht der Fremdherrschaft verfiel, wenn es sich vielmehr aus der schrecklichen kaiserlosen Zeit zu einer zwar lockern, aber lebensfähigen und ihren Zweck erfüllenden staatlichen Ordnung durchkämpfte, so liegt der Grund nur darin, daß unter den durch den

Sturz des Kaiserthums gewandelten inneren Verhältnissen ein Element der Nation, das nach Zahl und Leistungsfähigkeit, nach sittlicher Kraft und wirthschaftlichem Vermögen die bisher leitenden und tonangebenden weit übertraf, endlich zu rechter Geltung kam und den ihm gebührenden Einfluß auf die Entwickelung der Gesammtheit erlangte. Seit den Karolingern war der Träger der deutschen Geschichte der deutsche Adel gewesen: seine Stellung je nachdem an der Seite oder unter den Gegnern des Königthums, seine Verbindung oder Verfeindung mit der Kirche und dem Klerus waren so entscheidend geworden für die Gestaltung der deutschen Dinge und damit für die um Deutschland gravitirende Entwickelung des Abendlandes, wie seine militärische Kraft und seine wirthschaftliche Bedeutung die Wehrhaftigkeit und den nationalen Wolstand des gesammten deutschen Volks bedingt hatten. Die feudale Organisation dieses Adels, politisch ebenso Ausschlag gebend wie gesellschaftlich und militärisch, hatte wol den unfreien Adligen in die Höhe kommen, zu Reichthum und Ansehen, zuweilen zu fast fürstlichem Range aufsteigen lassen, aber die in der großen Masse der niedern Stände schlummernde Kraft hatte sie nicht wecken und für die nationalen Zwecke nicht ausnutzen können. Wie gering war in der deutschen Kaiserzeit der Antheil, den Bürger und Bauer an dem großen politischen Leben ihres Volkes genommen haben! Wol hatte es einen Moment gegeben, wo das deutsche Bürgerthum entscheidend in die Gesammtentwickelung einzugreifen schien, damals, als der von allen schnöde verlassene Heinrich IV. in Worms schützende Aufnahme fand und die Möglichkeit eines weitern Kampfes um seine Krone nur der hingebenden Hülfe der rheinischen Städte verdankte. Aber damals so wenig wie später ist es zu einer Einheit auf diesem Gebiete gekommen: denn in dem Wechsel der Beziehungen zwischen Königthum und Episkopat sind die Städte und ihre Bürgerschaften von ersterem zwar vielfach begünstigt und gehoben, aber auch nicht selten den Ansprüchen ihrer ehemaligen geistlichen Herren geopfert worden; und mit den städtefeindlichen Constitutionen Kaiser Friedrichs II. schien der freiheitlichen Entwickelung des deutschen Städtewesens überhaupt ein Ziel gesetzt zu sein. Aber der Sturz des staufischen Königthums und die ihm folgende Lösung aller Ordnung im Reiche gaben den deutschen Städten erst recht die Freiheit der Bewegung zurück. Wie sie in ihrer Mehrzahl, auch diejenigen, die unter landesherrlicher Hoheit erwachsen waren, sich zu municipaler Organisation und zu communaler Selbstregierung durchgekämpft hatten, so wurden sie jetzt durch die Nothwendigkeit, ihre von allen Seiten schwer bedrohten wirthschaftlichen Interessen aus eigener Kraft sicher zu stellen, zu genossenschaftlichem Zusammenschluß geführt, und dabei erst offenbarte sich ihnen selbst wie ihren Gegnern die Fülle lebendiger Kraft, die in ihnen pulsirte, und es wurde klar, daß die besten und entwickelungsfähigsten Triebe nationalen Lebens in ihnen und ihren freudig aufstrebenden Bürgerschaften lebten. In jener trüben Zeit, da einem in kleinliche dynastische Interessen verlorenen oder gar vom Papste gekauften Fürstenthum und einem

in wüstem Bürgerkrieg verwilderten Adel die Begriffe der nationalen Ehre und des nationalen Wolstands je länger je mehr verloren gehen, nimmt das zum Bewußtsein seiner selbst gekommene Bürgerthum dieselben auf und macht sich mit zuversichtlichem Stolze zum Träger und Vorkämpfer derselben. Das deutsche Städtewesen erblüht in eben der Zeit zu einer welthistorischen Bedeutung, da das italienische in den greulichen Kämpfen der Ghibellinen und der Guelfen vollends erstirbt. In ihren Mauern errichten die deutschen Städte einen Hort der nationalen Freiheit, während die italienischen, die ein Jahrhundert früher einen glorreichen Freiheitskampf gegen einen großen deutschen Herrscher ausgefochten hatten, dem Fluche ihres unnatürlichen Bündnisses mit dem wahrem nationalen Leben feindlichen Papstthume erlagen, ihre Freiheit einbüßten und schließlich unter die drückende Herrschaft harter Militärdespoten geriethen. Hatte bisher die Bestimmung über das Schicksal Italiens wesentlich von dessen Städten abgehangen, so ging dieselbe bei dem sich nun vollziehenden Wandel je länger je mehr in andere Hände über, während in Deutschland gerade die entgegengesetzte Richtung Platz griff und das Bürgerthum erst nach dem Zerfall der feudalen Ordnung eine für die Gesammtheit bestimmende Stellung gewann. Seinem Bürgerthum verdankt es Deutschland, daß es die Katastrophe, welche dem Sturz der Staufer folgte, glücklich überwand, sich aus den Umstrickungen der päpstlichen Politik allmählich losmachte und ein einheitlicher politischer Körper blieb, unter veränderten Formen zwar, aber doch solchen, welche den gemeinsamen Interessen der nur noch locker mit einander verbundenen Reichstheile in entscheidenden Momenten eine wirksame Vertretung ermöglichten.

Der Gegenkönig Wilhelm von Holland hatte erst seit Konrads IV. Aufbruch nach Italien in Deutschland größere Geltung gefunden. Durch seine Vermählung mit der Tochter des Herzogs Otto von Braunschweig (Januar 1252) gewann er die Häupter der ehemaligen welfischen Partei für seine Sache und fand nun auch in dem ihm bisher fern stehenden Norden Deutschlands Anerkennung, freilich nicht ohne daß er den ohnehin schon arg zusammengeschmolzenen Bestand des Reichsguts durch massenhafte Vergebungen an die nach Mehrung ihres Besitzes lüsternen Fürsten und Großen vollends verschwinden machte. Damit aber gab er zugleich die Mittel aus der Hand, welche ihm allein einige Autorität hätten sichern können, und gerieth in noch drückendere Abhängigkeit von der römischen Curie, deren Gunst und Gnade er außerdem durch recht geflissentlich zur Schau getragene Kirchlichkeit sich zu erhalten trachtete. Von einer Reichsregierung dieses Königs freilich ist eigentlich niemals zu sprechen gewesen. Denn auch als nach dem Tode Konrads IV. viele von dessen Anhängern ihrer Verpflichtungen gegen das staufische Haus ledig zu sein glaubten und Wilhelm als rechtmäßigen König anerkannten, als namentlich die bisher treu zu dem Staufer stehenden rheinischen Reichsstädte sich für ihn erklärten, blieb Wilhelm von Holland doch so gut wie ohne Einfluß auf die Angelegenheiten des Reiches: denn wo er



Miniature in einer Psalter-Handschrift des 13. Jahrh.: Krieger, Gelehrter, Kaufmann und Ackerbauer.

solchen zu üben versuchte, stieß er auf den Widerstand der geistlichen Fürsten, besonders des Mainzer Erzbischofs, der zwar Könige ernennen, aber keinem König gehorchen wollte. Darüber verging dem jungen, ritterlichen Grafen schließlich die Lust, sich um das undankbare Reich zu bemühen: er zog es vor, seine Kraft auf die Förderung des eigenen Vortheils zu wenden. So tummelte er sich in den mannigfachen Fehden, welche die seiner Grafschaft benachbarten Niederlande damals erfüllten; auf einem winterlichen Feldzuge gegen die freiheitsliebenden Friesen, die er seiner Herrschaft unterwerfen wollte, fand er am 28. Januar 1256 ein frühzeitiges Ende.

In dieser Zeit, wo es in Deutschland an jeder allgemein anerkannten staatlichen Autorität fehlte und Fehde- und Raublust der Großen und Kleinen ungestraft Befriedigung suchten, waren zunächst die Städte am Rhein, deren blühender Handel unter dem Schwinden jeder Ordnung am meisten zu leiden hatte, zusammengetreten, um durch Wahrung des Landfriedens in ihrem Gebiete wenigstens den wirthschaftlichen Ruin von sich abzuwenden. Diese Einigung aber, zu der sich im Januar 1254 zunächst Mainz, Worms, Oppenheim und Bingen verbanden, brachte in die Entwickelung des zerbröckelnden Reiches ein neues und außerordentlich fruchtbares Moment. Durch Anschluß der meisten rheinischen Städte von Basel und Straßburg hinab bis nach Köln und nach Aachen erwuchs sie in kurzer Zeit zu einem großen rheinischen Städtebund, und durch den Beitritt zahlreicher weltlicher und geistlicher Fürsten und Großen erstarkte dieser zu einer Macht, die über die Grenzen der Rheinlande hinaus auch in allgemeinen Angelegenheiten bald eine gewichtige Stimme besaß. Damit war die Schranke durchbrochen, welche Kaiser Friedrich II. der freiheitlichen Entwickelung der deutschen Städte auf dem Wege der Reichsgesetzgebung entgegengesetzt hatte: durch den Anschluß von Reichsfürsten war diese Durchbrechung auch anerkannt und gewissermaßen legalisirt. Die Interessen der Städte und der Reichsfürsten, die einander bisher feindlich gegenüber gestanden hatten, waren zwar noch nicht völlig versöhnt, aber doch als versöhnbar und einander nicht ausschließend erkannt: der Weg war gewiesen, auf dem zwischen den Ständen des Reiches ein Ausgleich und ein friedliches Zusammenwirken zu ermöglichen war. In gewissem Sinne übernahmen bereits damals die Städte, übernahm das deutsche Bürgerthum die politische Führung der Nation. Daher der herrliche Aufschwung, welchen das deutsche Städtewesen alsbald nahm: nicht blos Handel und Gewerbe, auch vaterländische Gesinnung und politische Einsicht blühten vornehmlich bei den Bürgern der deutschen Städte. Und hatten einst die deutschen Könige und der deutsche Adel durch die Heerfahrten nach Italien und die dort geknüpften Verbindungen Deutschlands geistiges Leben in erfrischendem Contakt gehalten mit der die Reste des Alterthums vermittelnden höhern Geisteskultur Italiens, so haben von nun an und während des 14. und 15. Jahrhunderts diese kulturgeschichtlich so unendlich wichtige Aufgabe vorzugsweise die Städte des südlichen und westlichen Deutschlands gelöst. Indem sie



Die Krypta der ehemaligen Hofkapelle St. Chapelle zu Paris (1245—48); gothischer Styl.





Der Dom zu Limburg a. d. Lahn; 13. Jahrh.

keime über dasselbe hereingebrochen wäre. Noch ging die Entwickelung Deutschlands in aufsteigender Linie; freilich traten die Kreise, welche bisher gewissermaßen als die Träger der deutschen Geschichte in einem besonders hellen Lichte gestanden hatten, in das Dunkel zurück und die Verbände lösten sich, in denen der nationale Zusammenhalt Deutschlands bisher vorzugsweise zum Ausdruck gekommen war. Dadurch erlangten diejenigen Kreise freiere Bewegung und größere Geltung, die bisher unter dem Druck jener vorherrschenden Classen von dem Antheil an dem öffentlichen Leben mehr oder minder ausgeschlossen gewesen waren. Neue Elemente, neue Kräfte traten in Wirksamkeit, neue Beziehungen und neue Formen wurden entwickelt, so daß im Ganzen das Leben des deutschen Volks gegen früher an Inhalt und an Werth gewann.

Bei dieser Auffassung der deutschen Entwickelung in der königslosen Zeit des Interregnums wird man kaum noch behaupten mögen, daß die päpstliche Politik, welche nicht blos die Reichsautorität zu Grunde richten, sondern auch durch planmäßige Verhetzung der deutschen Stämme, Fürsten und Landschaften Deutschland in einen ähnlichen Zustand der Parteizerrissenheit und des permanenten Bürgerkriegs stürzen wollte, wie er in Italien herrschte, den erstrebten Erfolg gehabt habe. Die Verbindung zwischen Deutschland und Italien, einst von Rom gewünscht, zu Stande gebracht und dann mit Erbitterung bekämpft, hatte sie förmlich endgültig zerrissen, König- und Kaiserthum damit der alten Bedeutung für die Zukunft beraubt: aber das deutsche Reich bestand auch ferner, und auch das deutsche Volk fing eben an den päpstlichen Machinationen gegenüber sich seines Rechtes besser bewußt zu werden, und selbst im Kreise seiner jetzt noch dem römischen Golde allzu zugänglichen Fürsten drang die Erkenntnis durch, daß man im eigenen Interesse die Erneuung einer festeren staatlichen Zusammfassung unter einem König nicht länger hinausschieben dürfe.

Die Rolle, welche in Italien Karl von Anjou spielte, hatte, so scheint es, die römische Curie für Deutschland König Ottokar II. von Böhmen zugedacht. Wie man dort die Kraft der Italiener durch die Franzosen zu brechen suchte, so sollten hier die Slaven die Deutschen zu Grunde richten helfen, damit die päpstliche Herrschaft um so sicherer bestehe. Schon das Aussterben des Babenberger Mannesstammes in Oesterreich hatte dem ehrgeizigen und machtbegierigen jungen Fürsten im Südosten des Reichs frühzeitig glänzende Aussichten eröffnet. Bereits Ende des Jahres 1251 hatten die Stände Oesterreichs, des das Mark des Landes verzehrenden Erbfolge- und Bürgerkrieges müde, die Herrschaft in aller Form dem Erben der böhmischen Krone angetragen, und ohne Widerstand zu finden hatte dieser von dem Lande Besitz genommen. Durch die Ehe mit Margarethe, der Wittwe König Heinrichs VII., des entthront in der Gefangenschaft gestorbenen Sohnes Kaiser Friedrich II.,[1])

---

1) Siehe S. 628.

suchte er seiner Stellung den Schein einer erbrechtlichen Begründung zu geben. Damit war eigentlich das Schicksal der staufischen Sache in Deutschland bereits entschieden, denn bei der Hingebung Ottokars an die päpstliche Politik war Oesterreich mit seinen Nebenländern hinfort eine der Hauptburgen für die Gegner Konrads IV. Von der anderen Seite aber erhob sich nun König Bela IV. von Ungarn, den Innocenz IV. früher ebenfalls durch die Aussicht auf einen Theil der Babenberger Erbschaft auf seine Seite gezogen hatte, um Steiermark an sich zu bringen. Steiermark wurde von den ungarischen Schaaren und den ihnen zu Hülfe ziehenden Horden der Polen und Russen grauenhaft verwüstet, während eine deutsch-nationale Partei unter dem einheimischen Adel sich weder der böhmischen noch der ungarischen Herrschaft fügen wollte. Schließlich aber beendete die päpstliche Politik den unbequemen Hader zwischen ihren beiden Vorkämpfern im Frühjahr 1254 durch einen Vergleich, welcher Steiermark in zwei Hälften zerschnitt und zwischen Böhmen und Ungarn theilte, damit beide Könige der römischen Curie auch ferner Heerfolge leisteten.





Denar von Ottokar II. von Böhmen. — Böhmischer Brakteat.

Bei Ottokar II. aber war die Dienstwilligkeit gegen das Papstthum nur Mittel zum Zweck: derselbe dachte die Ohnmacht des Reiches — denn wie hätte Wilhelm von Holland dasselbe irgend schützen sollen? — zur Gewinnung einer Großmachtsstellung im Südosten zu benutzen und sich dann der unbequemen Bevormundung durch den Papst zu entziehen. Die Zeiten Bretislaws von Böhmen[1]) schienen sich erneuen und ein großes Slavenreich die Stelle einnehmen zu sollen, die Jahrhunderte lang Deutschland eingenommen hatte.

In der Natur eines Mannes von so rastlosem Ehrgeiz wie Ottokar von Böhmen lag es nicht sich mit halben Erfolgen zu begnügen. Forderte ihn doch der Zustand der Auflösung, in dem sich Deutschland befand, förmlich auf sich auf Kosten desselben noch weiter zu vergrößern. Während er daher als Gesetzgeber mit Einsicht und Geschick die einheitliche Organisation seines werdenden Reichs förderte, rüstete er sich gleichzeitig zu neuen Eroberungen. Doch wurde sein Versuch Niederbaiern an sich zu reißen von Herzog Heinrich durch die Schlacht bei Mühldorf (25. August 1257) siegreich zurückgewiesen. Bald aber boten ihm schwerere Wirren in dem Erzbisthum Salzburg Ge-

1) S. oben Seite 313.



durch Vermittlung namentlich Augsburgs und Nürnbergs einen schwunghaften Handel mit Italien betrieben, ließen sie nicht blos materiellen Gewinn von dorther einströmen. In dieser Zeit begann die Aufführung jener mächtigen Kirchenbauten, jener prachtvollen Kaufhallen und Rathhäuser, jener gewaltigen Festungswerke, die zum Theil bis auf unsere Tage lebendige Zeugen geblieben sind von der einstigen Herrlichkeit der deutschen Städte.

Aehnlich wie die rheinischen schlossen sich aus gleichem Anlaß und zu gleichem Zweck auch die Städte Norddeutschlands zusammen. Aus einer Vereinigung, welche 1241 Hamburg und Lübeck eingingen, um den binnenländischen Verkehr zwischen ihnen beiden zu sichern, erwuchs allmählich der mächtige Städtebund der Hansa, der nicht blos den Handel nach dem Norden und Osten beherrschte, sondern auch die politischen Interessen Deutschlands dem seefahrenden Auslande gegenüber mit Energie und Erfolg vertrat und dem es zu danken ist, daß der deutsche Name auch in jenen Zeiten der Ohnmacht von Kaiser und Reich weithin einen guten Klang hatte. Indem der Hansabund nicht blos reichsfreie Städte, wie Hamburg, Lübeck u. a. m., sondern auch solche umfaßte, die geistlichen und weltlichen Herren unterthan waren, war er besonders geeignet, dem Städtewesen und dem in ihm wurzelnden Bürgerthum als solchem gegenüber Adel und Fürsten zu ihrem Rechte zu verhelfen und die wirthschaftliche Kraft derselben auch politisch zur Anerkennung zu bringen. Indem er vom äußersten Westen bis nach dem fernen Osten hinübergriff und Amsterdam so gut wie Reval zu seinen Gliedern zählte und zugleich von den Gestaden der Ost- und Nordsee bis tief in das deutsche Binnenland hinein sein Gebiet erstreckte, bildete er in seiner Gesammtheit ein wirksames Gegengewicht gegen die zunehmende Sonderung der einzelnen Stämme und Landschaften und war in der Zeit seiner höchsten Blüte der würdige Repräsentant des sonst jeder einheitlichen Vertretung entbehrenden Deutschlands. Und wenn die Städte des Südens und Westens durch die von ihnen gepflegte Verbindung mit Italien gewissermaßen in die Stelle traten, die in der Kaiserzeit die deutschen Könige und ihr kriegslustiger Adel ausgefüllt hatten, so kann man in der Hansa die würdigen Erben der Fürsten sehen, welche in mühseliger, aber nicht ermüdender Arbeit deutsche Kultur weiter nach dem Osten trugen und dem deutschen Bürger und Bauer inmitten der spröden Slaven eine neue Heimstätte bereiteten. Die von jenen beschrittenen Wege weiter verfolgend hat die Hansa den deutschen Namen im Norden und Osten zu Ehren gebracht und für die von ihr in den Bereich ihrer Thätigkeit gezogenen Länder reichen Segen gestiftet. Durch den deutschen Kaufmann und Seefahrer hat Deutschland in jenen Regionen eine Machtstellung gewonnen, wie es sie selbst in den Zeiten eines Friedrichs I. und Heinrichs des Löwen dort nicht besessen hatte.

So unerfreulich sich demnach die politischen Zustände Deutschlands seit der Mitte des 13. Jahrhunderts gestalteten, man kann doch nicht behaupten, daß ein allgemeiner Verfall, ein gleichmäßiges Absterben der vorhandenen Lebens-

keime über dasselbe hereingebrochen wäre. Noch ging die Entwickelung Deutschlands in aufsteigender Linie; freilich traten die Kreise, welche bisher gewissermaßen als die Träger der deutschen Geschichte in einem besonders hellen Lichte gestanden hatten, in das Dunkel zurück und die Verbände lösten sich, in denen der nationale Zusammenhalt Deutschlands bisher vorzugsweise zum Ausdruck gekommen war. Dadurch erlangten diejenigen Kreise freiere Bewegung und größere Geltung, die bisher unter dem Druck jener vorherrschenden Classen von dem Antheil an dem öffentlichen Leben mehr oder minder ausgeschlossen gewesen waren. Neue Elemente, neue Kräfte traten in Wirksamkeit, neue Beziehungen und neue Formen wurden entwickelt, so daß im Ganzen das Leben des deutschen Volks gegen früher an Inhalt und an Werth gewann.

Bei dieser Auffassung der deutschen Entwickelung in der königslosen Zeit des Interregnums wird man kaum noch behaupten mögen, daß die päpstliche Politik, welche nicht blos die Reichsautorität zu Grunde richten, sondern auch durch planmäßige Verhetzung der deutschen Stämme, Fürsten und Landschaften Deutschland in einen ähnlichen Zustand der Parteizerrissenheit und des permanenten Bürgerkriegs stürzen wollte, wie er in Italien herrschte, den erstrebten Erfolg gehabt habe. Die Verbindung zwischen Deutschland und Italien, einst von Rom gewünscht, zu Stande gebracht und dann mit Erbitterung bekämpft, hatte sie förmlich endgültig zerrissen, König- und Kaiserthum damit der alten Bedeutung für die Zukunft beraubt: aber das deutsche Reich bestand auch ferner, und auch das deutsche Volk fing eben an den päpstlichen Machinationen gegenüber sich seines Rechtes besser bewußt zu werden, und selbst im Kreise seiner jetzt noch dem römischen Golde allzu zugänglichen Fürsten drang die Erkenntnis durch, daß man im eigenen Interesse die Erneuung einer festeren staatlichen Zusammfassung unter einem König nicht länger hinausschieben dürfe.

Die Rolle, welche in Italien Karl von Anjou spielte, hatte, so scheint es, die römische Curie für Deutschland König Ottokar II. von Böhmen zugedacht. Wie man dort die Kraft der Italiener durch die Franzosen zu brechen suchte, so sollten hier die Slaven die Deutschen zu Grunde richten helfen, damit die päpstliche Herrschaft um so sicherer bestehe. Schon das Aussterben des Babenberger Mannesstammes in Oesterreich hatte dem ehrgeizigen und machtbegierigen jungen Fürsten im Südosten des Reichs frühzeitig glänzende Aussichten eröffnet. Bereits Ende des Jahres 1251 hatten die Stände Oesterreichs, des das Mark des Landes verzehrenden Erbfolge- und Bürgerkrieges müde, die Herrschaft in aller Form dem Erben der böhmischen Krone angetragen, und ohne Widerstand zu finden hatte dieser von dem Lande Besitz genommen. Durch die Ehe mit Margarethe, der Wittwe König Heinrichs VII., des entthront in der Gefangenschaft gestorbenen Sohnes Kaiser Friedrich II.,[1])

1) Siehe S. 628.

suchte er seiner Stellung den Schein einer erbrechtlichen Begründung zu geben. Damit war eigentlich das Schicksal der staufischen Sache in Deutschland bereits entschieden, denn bei der Hingebung Ottokars an die päpstliche Politik war Oesterreich mit seinen Nebenländern hinfort eine der Hauptburgen für die Gegner Konrads IV. Von der anderen Seite aber erhob sich nun König Bela IV. von Ungarn, den Innocenz IV. früher ebenfalls durch die Aussicht auf einen Theil der Babenberger Erbschaft auf seine Seite gezogen hatte, um Steiermark an sich zu bringen. Steiermark wurde von den ungarischen Schaaren und den ihnen zu Hülfe ziehenden Horden der Polen und Russen grauenhaft verwüstet, während eine deutsch-nationale Partei unter dem einheimischen Adel sich weder der böhmischen noch der ungarischen Herrschaft fügen wollte. Schließlich aber beendete die päpstliche Politik den unbequemen Hader zwischen ihren beiden Vorkämpfern im Frühjahr 1254 durch einen Vergleich, welcher Steiermark in zwei Hälften zerschnitt und zwischen Böhmen und Ungarn theilte, damit beide Könige der römischen Curie auch ferner Heerfolge leisteten.





Denar von Ottokar II. von Böhmen. — Böhmischer Brakteat.

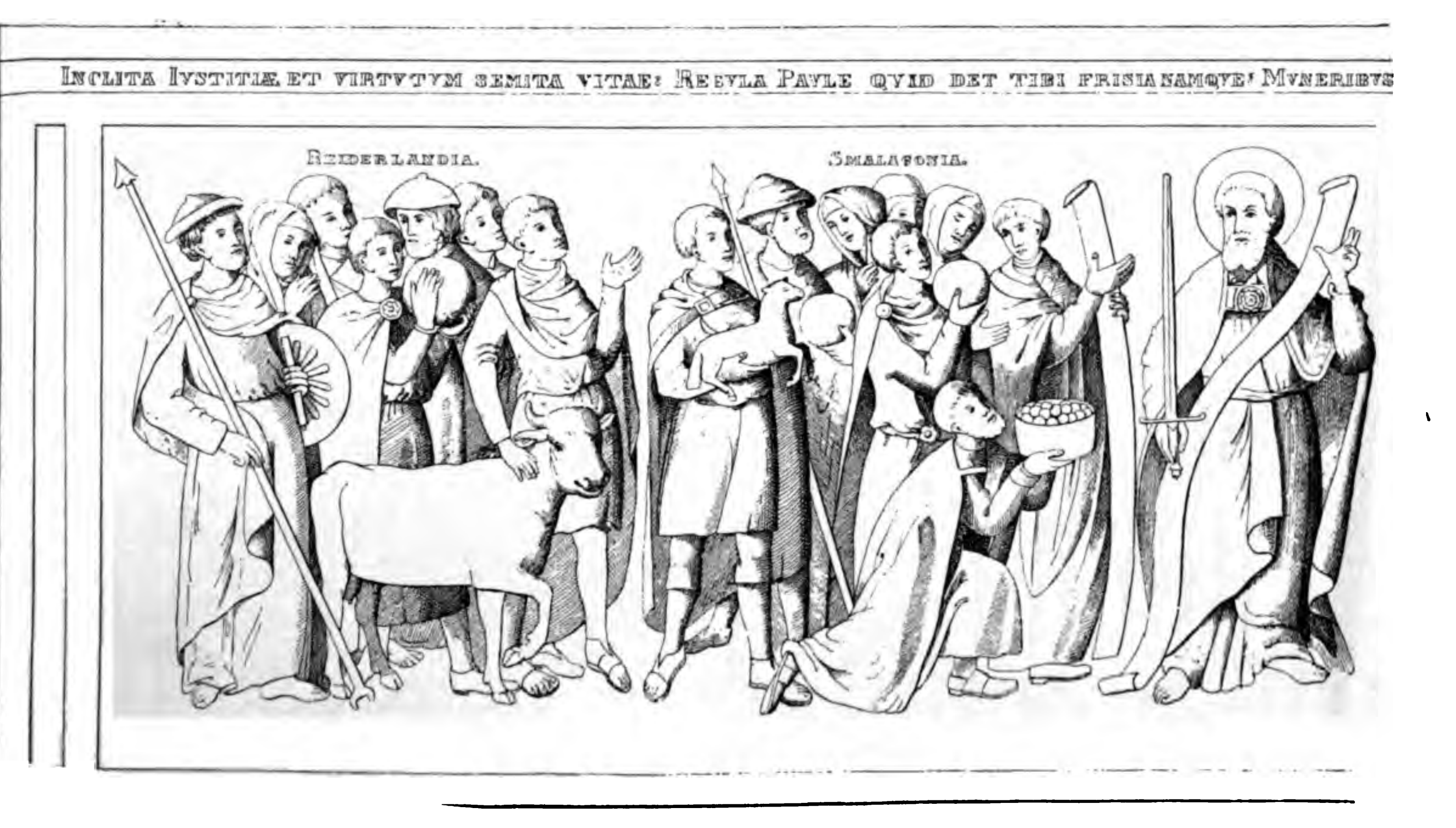
Bei Ottokar II. aber war die Dienstwilligkeit gegen das Papstthum nur Mittel zum Zweck: derselbe dachte die Ohnmacht des Reiches — denn wie hätte Wilhelm von Holland dasselbe irgend schützen sollen? — zur Gewinnung einer Großmachtsstellung im Südosten zu benutzen und sich dann der unbequemen Bevormundung durch den Papst zu entziehen. Die Zeiten Bretislaws von Böhmen[1]) schienen sich erneuen und ein großes Slavenreich die Stelle einnehmen zu sollen, die Jahrhunderte lang Deutschland eingenommen hatte.

In der Natur eines Mannes von so rastlosem Ehrgeiz wie Ottokar von Böhmen lag es nicht sich mit halben Erfolgen zu begnügen. Forderte ihn doch der Zustand der Auflösung, in dem sich Deutschland befand, förmlich auf sich auf Kosten desselben noch weiter zu vergrößern. Während er daher als Gesetzgeber mit Einsicht und Geschick die einheitliche Organisation seines werdenden Reichs förderte, rüstete er sich gleichzeitig zu neuen Eroberungen. Doch wurde sein Versuch Niederbaiern an sich zu reißen von Herzog Heinrich durch die Schlacht bei Mühldorf (25. August 1257) siegreich zurückgewiesen. Bald aber boten ihm schwerere Wirren in dem Erzbisthum Salzburg Ge-

1) S. oben Seite 313.

legenheit zur Erweiterung nach einer anderen Seite hin. Erzbischof Philipp, ein Sproß des kärnthnischen Herzogshauses, war trotz seiner eifrig päpstlichen Gesinnung auf Betreiben des ihm bitter verfeindeten Domcapitels durch päpstlichen Spruch abgesetzt und Ulrich, der bisherige Bischof von Seckau, statt seiner erhoben worden. Zwischen beiden kam es zum Kampfe: während Ulrich sich mit Bela IV. von Ungarn verband, verdankte Philipp der thatkräftigen Hülfe Ottokars die Wiedergewinnung und Behauptung seines Sitzes, der Böhmenkönig aber dieser Verbindung eine wesentliche Stärkung seiner gebietenden Stellung im Südosten. Ihm schlossen sich nun auch die Edelleute des an Ungarn gekommenen Theils von Steiermark an: denn gestützt auf den in jeder Weise bevorzugten Klerus führte dort Belas IV. Sohn, Stephan V., eine Fremdherrschaft, welche das reiche Land dem einströmenden ungarischen Adel zur Ausbeutung preisgab. 1258 wurden die Ungarn durch eine Erhebung des Adels verjagt, der Ottokar offen Vorschub leistete, um sich den Weg zu bahnen zur Erwerbung auch der zweiten Hälfte von Steiermark. Um diese entbrannte daher ein unter greulicher Verwüstung des blühenden Landes geführter Krieg zwischen Böhmen und Ungarn. Letztere mußten nach einer schweren Niederlage auf dem Marchfelde (12. Juli 1260) ihren Antheil an Steiermark an Ottokar abtreten. Als Herr Böhmens und seiner Nebenländer, Oesterreichs und Steiermarks, im Bunde mit dem kärnthnischen Hause und insbesondere Erzbischof Philipp von Salzburg, auf der einen Seite das erschöpfte Ungarn, auf der anderen das schwer bedrohte Baiern zum Nachbarn, und in der intimsten Allianz mit der römischen Curie, welche durch ihn die Ohnmacht Deutschlands zu vollenden dachte, nahm Ottokar nun eine Stellung ein, die ihn über alle Reichsfürsten erhob und seinen Ehrgeiz noch Größeres ins Auge fassen ließ. Schien es vermessen, wenn er von der Gewinnung selbst der Kaiserkrone träumte?

Inzwischen hatte der Tod Wilhelms von Holland unter den Streichen der friesischen Bauern den rheinischen Erzbischöfen, welche die letzten Schattenkönige ohne Zuthun der wahlberechtigten Laienfürsten erhoben hatten, die willkommene Gelegenheit geboten den gewinnreichen Handel mit der entwürdigten deutschen Krone zu erneuern. Es schien, als ob Konrad von Hochstaden, der Erzbischof von Köln, diesmal ganz allein die Entscheidung haben und daher auch den Gewinn allein einstreichen sollte. Der übermüthige Gerhard von Mainz war in Folge seiner Theilnahme an dem Erbfolgestreit, der nach dem Tode Heinrich Raspes von Thüringen ausgebrochen war und ganz Mitteldeutschland den Schrecken eines mit steigender Wildheit geführten Kriegs preisgab, in die Gewalt des Herzogs Albrecht von Braunschweig gefallen und saß, da er das geforderte hohe Lösegeld nicht aufzubringen vermochte, in trauriger Haft hinter Schloß und Riegel. Die alten Verbindungen Kölns mit England, auf denen die wirthschaftliche Machtstellung und der Reichthum der rheinischen Metropole beruhten, lenkten nun die Blicke Konrads von Hochstaden auf einen englischen Prinzen, von dem zu erwarten stand,


INCLITA IVSTITIÆ ET VIRTVTVM SEMITA VITAE: REGVLA PAVLE QVID DET TIBI FRISIA NAMQVE: MVNERIBVS
NEDERLANDIA.
SMALAGONIA.



Wandmalerei im Dom zu Münster i. Westf. aus der Mitte des 13. Jahrhunderts: Friesische Bauern, in Gruppen nach Vertretern verschiedener Gaue angeordnet, bringen dem Schutzpatron des Doms, dem heiligen Paulus, als Opfergaben Hausthiere, Butter und Käse, die beiden knieenden Häuptlinge mit Goldstücken gefüllte Schalen dar.



daß er der römischen Curie genehm sein und namentlich auch die Mittel haben würde, um in den Kreisen der Laienfürsten den nöthigen Anhang zu kaufen. Der Bruder König Heinrichs III. von England, Richard von Cornwallis, vereinigte diese Eigenschaften in sich, welche damals für einen deutschen König vor allem erforderlich schienen. Doch stieß Konrad von verschiedenen Seiten auf Widerstand. Die Laienfürsten waren es doch müde sich von den rheinischen Erzbischöfen um ihr Recht auf die Königswahl bringen und sich einen Pfaffenkönig nach dem andern aufnöthigen zu lassen: dachten manche doch sogar daran den Knaben Konradin auf den Thron zu erheben — ein Gedanke, der bei der Curie einen Sturm des Unwillens und die Androhung des Banns gegen alle Anhänger dieser Candidatur zur Folge hatte. So gab man denselben bald wieder auf. Von einer anderen Seite aber erwuchsen dem durch Köln auf den Schild erhobenen Engländer ernstere Schwierigkeiten.

Schon früher waren die deutschen Thronstreitigkeiten mit dem Gegensatz zwischen England und Frankreich in eigenthümliche Wechselwirkung getreten und hatten die politische Gestaltung im westlichen Europa bedingt. Otto IV. hatte eigentlich die deutsche Krone bei Bouvines durch die Waffen Frankreichs eingebüßt; für Friedrich II. aber war die Geltendmachung seiner Rechte auf den deutschen Thron wesentlich bedingt gewesen durch die Förderung, die er dabei von Philipp II. August von Frankreich erfuhr. Ganz ähnlich lagen die Dinge jetzt; nur hatte Frankreich noch weit dringendern Anlaß den Intriguen entgegenzutreten, welche der Kölner Erzbischof in Gemeinschaft mit der römischen Curie in Deutschland spann. Ein englischer Prinz auf dem deutschen Throne bedeutete damals die Allianz Englands und Deutschlands gegen Frankreich; bei dem alten, sich immer erneuenden Streite mit England wäre Frankreich dadurch auf das schwerste bedroht worden. So arbeitete Frankreich der Candidatur Richards von Cornwallis nach Kräften entgegen; mit Hülfe des Erzbischofs Arnold von Trier suchte es die Wahl Alfons' X. von Castilien durchzusetzen. Für diesen fiel neben bedeutenden persönlichen Eigenschaften, die freilich für das ihm fremde Deutschland kaum recht nutzbar gemacht werden konnten, namentlich die Verwandtschaft mit dem staufischen Hause ins Gewicht: durch seine Mutter war Alfons ein Enkel des in so gutem Andenken fortlebenden König Philipp von Schwaben — Grund genug für die päpstliche Partei diese Candidatur zu perhorresciren. Noch verwickelter aber wurde die Situation, als jetzt auch die norddeutschen Fürsten, deren besondere Interessen mit den in Reichsangelegenheiten meist Ausschlag gebenden der süd- und westdeutschen Fürsten keineswegs zusammenfielen, daran dachten aus ihrer Mitte dem Reiche einen König zu geben, damit für den arg vernachlässigten und kaum noch recht mit dem Reiche zusammengehörigen Norden gesorgt werde. Diese stellten in dem tüchtigen Askanier, dem Markgrafen Otto von Brandenburg, einen dritten Bewerber um die deutsche Krone auf.

Aber schon lag die Entscheidung dieser Frage nicht mehr bei den Fürsten

allein. Zum erstenmale erhoben angesichts der steigenden Verwirrung die Städte ihre Stimmen, und wenn sie auch nicht eine direkte Einwirkung auf die Wahl oder gar einen Antheil an derselben verlangten, so fühlten sie sich doch schon genug, um sich die Entscheidung darüber vorzubehalten, ob sie den von den Fürsten gewählten König anerkennen würden oder nicht. Eine Tagsatzung, welche der rheinische Städtebund bald nach dem Tode Wilhelms von Holland hielt, richtete an die in selbstsüchtige Intriguen verstrickten Fürsten die patriotische Mahnung, eine zwiespältige Wahl zu vermeiden und sich in Friedfertigkeit auf einen Candidaten zu einigen, damit das zerrissene Reich wieder zusammengefügt werde; sollte es aber zu einer Doppelwahl kommen, so würden sie sich für keinen der streitenden Theile entscheiden, sondern sich in der Art neutral halten, daß sie weder dem einen noch dem andern leisteten, was nur der eine anerkannte König im Namen des Reichs von ihnen fordern könne. Weniger Zurückhaltung als von den Städten war bei der Wahl von Ottokar II. von Böhmen zu erwarten. Schon war derselbe mächtig genug, um selbst die Hand nach der deutschen Krone auszustrecken, nicht um dieser selbst willen, sondern wegen der Förderung, die ihm aus ihrem Besitze für sein eigennütziges Machtstreben erwachsen konnte. Gerade dieses Machtstreben aber hatte ihm unter den deutschen Fürsten zahlreiche und erbitterte Gegner erweckt; auch hatte er ohne König von Deutschland zu sein viel mehr freie Hand sich auf Kosten Deutschlands zu vergrößern, als wenn die Wahrung des deutschen Besitzstandes ihm aufgetragen war. Endlich brauchte er die römische Curie noch und mußte deshalb alles vermeiden, was deren Vertrauen in seine vermeintliche Hingebung erschüttern und ihn um deren Gunst bringen konnte. Diese Erwägungen wiesen Ottokar auf die Seite des päpstlichen Throncandidaten; die voraussichtliche Ohnmacht desselben verhieß zudem der böhmischen Macht neue Förderung. Doch wollte auch Ottokar seine Stimme möglichst theuer verkaufen, wenn auch nicht gerade um Geld, wie die übrigen Fürsten es wetteifernd thaten. Deshalb gab er, als Konrad von Köln persönlich bei ihm für Richard warb, keine bestimmte und bindende Erklärung, wenn er sich auch im Allgemeinen bereit zeigte, sich dem dem Papste genehmen Candidaten anzuschließen. Je ärger der Zwiespalt im Reiche wurde, um so mehr hatte der czechische Großstaat zu hoffen.

So kam es zu der von den rheinischen Städten gefürchteten Doppelwahl. Im Januar 1257 wählten der Kölner Erzbischof, der sich auch die Stimme des noch in der Gefangenschaft befindlichen Mainzers anmaßte, und die durch reiche englische Geldzahlungen gekauften Fürsten seiner Partei Richard von Cornwallis zum König. Anfang April proclamirten die von dem Erzbischof von Trier geleiteten Gegner Alfons von Castilien als Oberhaupt des Reichs und ließen denselben durch eine feierliche Gesandtschaft einladen in Deutschland zu erscheinen und von den ihm zustehenden Ehren und Rechten Besitz zu ergreifen. Ottokar von Böhmen sah diesem Treiben schadenfroh zu: seine Bevollmächtigten hatte er bei der Wahl so laviren lassen, daß jeder von den

beiden Königen auf Böhmen rechnen zu können glaubte und Ottokar durch freundliches Entgegenkommen vollends auf seine Seite zu ziehen trachtete. Bekanntlich hat Alfons sein angebliches Reich niemals betreten; aber auch sein Recht auf die Krone hat er nicht aufgegeben, sondern vor dem den Schiedsspruch beanspruchenden Papste weitläufig vertheidigen lassen. Richard dagegen kam schon im Frühjahr 1257 herbei, um in Köln aus den Händen Konrads von Hochstaden die Krone zu empfangen und die mitgebrachten Schätze unter die habgierigen Fürsten und Großen zu theilen. Auch späterhin ist er noch ein paarmal in Deutschland erschienen, niemals aber hat er etwas Ernstliches unternommen, um seinem Königthum Anerkennung zu er-



Siegel von Richard Plantagenet von Cornwallis als König, 1257.

zwingen. Ueberhaupt schienen beide Könige nur dazu dazusein, den Parteien, die sich im Reiche in endlosen Fehden bekämpften, einen den wahren Grund ihres Streites verbergenden Vorwand darzubieten. Die geringe persönliche Geltung, welche Richard durch sein Erscheinen in den Rheinlanden auf kurze Zeit gewonnen hatte, schwand rasch wieder dahin, seit die wachsende Opposition der englischen Stände gegen das kostspielige ausländische Abenteuer, in das der unruhige Heinrich III. sich eingelassen hatte, die inneren Schwierigkeiten vermehrte und der zunehmende Streit um die von dem König misachteten ständischen Privilegien schließlich zum Bürgerkriege führte. Seitdem fehlten Richard die Mittel, ohne die sein Königthum in Deutschland nicht in Geltung erhalten werden konnte: mit dem Ausbleiben der Geldspenden löste

auch sein Anhang sich auf. Seit dem Sommer 1269 ist er nicht mehr nach Deutschland gekommen und war fast vergessen, als er zwei Jahre darauf starb.

Nur in einer Richtung hat die sogenannte Regierung Richards für die Entwickelung des Reichs Bedeutung erlangt: im Sommer 1262 hatte der König Ottokar von Böhmen, der sich endlich für ihn entschieden hatte, im Besitze der usurpirten Reichslande bestätigt und mit denselben belehnt, freilich ohne daß der stolze Böhme dazu persönlich vor ihm erschienen wäre. Dadurch wurde die Usurpation legalisirt und was bisher ein Raub gewesen war, wurde in den Augen vieler ein rechtmäßiger Besitz. Damit hing es zusammen, daß Ottokar sich damals (1262) von seiner österreichischen Gemahlin Margarethe scheiden ließ: er bedurfte der einst durch dieselbe erworbenen Rechtstitel auf Oesterreich nicht mehr. Wol aber wünschte er sich einen Erben, auf welchen das von ihm zusammengebrachte Reich dereinst übergehen könnte. Nachdem, wie es damals üblich, seine Ehe mit Margarethe durch die gefügige Geistlichkeit auf nichtige Vorwände hin gelöst war, hielt Ottokar bald danach mit seines ehemaligen Gegners Belas IV. jugendlich blühender Enkelin Kunigunde in Preßburg unter rauschenden Festlichkeiten sein Beilager. Die Verschwägerung mit dem ungarischen Königshause zeigte, wohin des Böhmenkönigs Pläne gingen. Aus einem gefährlichen Gegner sollte der Ungarnkönig zu einem Förderer Ottokars gemacht und Ungarn zur Beihülfe bei der Vergrößerung des befreundeten Böhmenreichs gewonnen werden. Im Rücken gedeckt erneute Ottokar nun in den folgenden Jahren den verwüstenden Krieg gegen Baiern, zunächst freilich ohne durchschlagenden Erfolg. Wol aber brachte er die wichtigen Berglandschaften Kärnthen und Krain an sich, indem Herzog Ulrich von Kärnthen, der Letzte seines Stammes — denn sein Bruder Philipp war nicht ohne Ottokars eigennütziges Zuthun zum Patriarchen von Aquileja erhoben worden —, ihn unter Zustimmung der Stände seines Landes zum Erben einsetzte; der Versuch einer Partei, ihm die Nachfolge zu verwehren, wurde mit leichter Mühe niedergeschlagen.

Dieses Wachsthum der böhmischen Großmacht bedrohte auch Ungarn immer schwerer. Trotz der Verschwägerung wuchs daher die Spannung, und als Belas IV. thatenlustiger Sohn, der bisherige Mitregent, Stephan V., 1270 den Thron bestieg, kam es bald zum offenen Bruch. Mit einem verwüstenden Einfall suchten die Ungarn Oesterreich heim; dagegen drang im Frühjahr 1271 Ottokar mit einer gewaltigen Streitmacht siegreich in Ungarn ein, nahm Preßburg und Wieselburg, sah sich aber durch die Ueberlegenheit der feindlichen Reiterei nach blutigem Ringen an der Leitha zum Rückzug gezwungen und begnügte sich in dem zu Preßburg geschlossenen Frieden mit seinem bisherigen Besitzstand und der Anerkennung desselben durch den Ungarnkönig. Bald aber war er auch nach dieser Seite hin jeder Sorge überhoben. Ein Thronstreit, der nach Stephans V. Tod 1272 zwischen dessen beiden Söhnen ausbrach, stürzte Ungarn in einen langjährigen Bürgerkrieg und bot Ottokar sogar Gelegenheit sich zum Bluträcher seines Schwagers Bela aufzuwerfen

und dabei die Grenzlandschaft bis zur Waag sammt dem wichtigen Preßburg an sich zu reißen. In ähnlicher Weise gewann er bald auch dem stets bedrohten Baiern gegenüber eine günstigere Stellung: der leidige Zwist, der zwischen den bisher treu und einträchtig zusammenhaltenden Baiernherzögen Ludwig und Heinrich über die Theilung der staufischen Erbschaft zum Ausbruch kam, trieb den letztern, der erst zu Ungarn gestanden hatte, schließlich auf die Seite Ottokars, mit dem er ein Schutz- und Trutzbündnis einging.

Während so im Südosten des Reichs eine Großmacht entstand, in welcher der König von Böhmen mit seinem Erbreiche Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Mähren, Krain, die wendische Mark und Eger vereinigte und die in ihrer festen Geschlossenheit alle ähnlichen territorialen Bildungen der früheren Zeit an Bedeutung weit übertraf, dauerten in den übrigen Theilen des Reiches Unruhe und Uneinigkeit fort, beschleunigten den Verfall der deutschen Macht nach außen und bewirkten eine tiefgehende Wandelung der inneren Zustände. Der Wegfall jeder wirklichen königlichen Macht ließ das ohnehin schon illusorisch gewordene, höchstens noch als Form bestehende Lehnsverhältnis der Fürsten zum Reichsoberhaupt vollends dahinschwinden: die allmählich erwachsene Landeshoheit der deutschen Fürsten hat in dieser Zeit ihren Abschluß erreicht, freilich nicht ohne daß darum neue schwere Kämpfe entbrannt wären. Denn wie sich auf der einen Seite der Adel vielfach zur Vertheidigung seiner Freiheit erhob und in wilden Gewaltthaten die politische Ohnmacht und den wirthschaftlichen Ruin von sich abzuwehren suchte, welche ihm die im Gange befindliche Wandelung zu bringen drohte, so stemmten sich auf der anderen Seite die Städte gegen die auf sie eindringenden Herrschaftsgelüste namentlich der Bischöfe. Die Kämpfe der Straßburger gegen ihren Bischof Walter von Geroldseck, den sie in blutiger Schlacht bei Hausbergen (1261) sammt seinen adligen Helfern aufs Haupt schlugen, und die der Kölner Bürgerschaft gegen Erzbischof Engelbrecht wirkten der Städtefreiheit günstig weit über die zunächst davon betheiligten Kreise hinaus. Die stolze Neutralität des rheinischen Städtebunds zwischen den streitenden Königen und die wachsende Geltung der Hansa im Norden führten den Beweis, daß die Fürsten keineswegs, wie sie zu meinen geneigt waren, allein das Reich ausmachten — auf die fernere Gestaltung desselben fingen ganz neue Faktoren an einzuwirken.

Diese Verhältnisse haben auch die Stellung Deutschlands zu seinen Nachbarn gegen früher wesentlich geändert. Das Reich war nicht mehr das Centrum, um welches die Entwickelung des europäischen Staatensystems gravitirte. Italien löste sich je länger je mehr aus der alten Verbindung; Burgund war dem Reiche längst entfremdet und auf dem Wege zur Einfügung in den werdenden französischen Nationalstaat; im Norden war Deutschland nicht mehr die durch die Ueberlegenheit seiner Kultur führende Macht; im Südosten stand Ottokar von Böhmen an der Spitze eines deutsch-slavischen Reiches, das vermöge seiner wachsenden Anziehungskraft auf die zersplitterte Slavenwelt einwirken mußte und dann für Deutschland eine große Gefahr

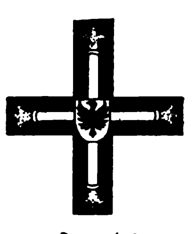
werden konnte. Das mühselige Ringen mit dem politischen und wirthschaftlichen Nothstande daheim hatte dem alten colonisatorischen Hinausstreben der Deutschen über ihre Grenzen ein Ende gemacht. Nur auf einem Gebiete und zwar in neuer, höchst eigenthümlicher Form ist eine große, verheißungsvolle, für die Zukunft ungeahnt wichtig gewordene Kulturarbeit der Art auch in dieser trüben Zeit von Deutschland aus geleistet worden. Während die Herrlichkeit des alten Reichs der Salier und Staufer zu Grunde ging und dasselbe in eine lockere Föderation fast selbständiger Territorien zerfiel, erstand im fernen Nordosten, als ein weit vorgeschobener Posten, noch außer jeder direkten Verbindung mit dem deutschen Mutterlande jene größte und eigenartigste deutsche Colonie, auf die man nach einigen Menschenaltern halb neidisch, halb hoffnungsvoll als auf das neue Deutschland blickte und welche thatsächlich bestimmt war in einem wunderbaren Entwickelungsgange wirklich die Wiege für das später erneute deutsche Reich zu werden. Alle deutschen Stämme, der deutsche Edelmann so gut wie der deutsche Bürger und Bauer haben daran ihren Antheil gehabt, und trotz seiner ungewöhnlichen, in ihrer Art einzigen äußeren Gestaltung und Organisation ist der Staat des deutschen Ordens in Preußen eine gemeinsame Schöpfung des ganzen deutschen Volkes gewesen, in der sich die schöpferische Kraft glänzend bethätigt hat, die auch in dieser trüben Zeit des Verfalls demselben noch innewohnte.

Während des dritten Kreuzzugs, unter den Mauern des heißumstrittenen Accon entstanden, hatte der deutsche Orden der Herren zu St. Marien in Jerusalem im heiligen Lande selbst zwar reichen Besitz und kriegerischen Ruhm erworben, aber die großartiger entwickelten älteren Genossenschaften der Johanniter und Tempelherren doch nicht einholen können. Wol aber machte er in den schwierigen Verhältnissen Palästinas in militärischer, politischer und administrativer Hinsicht eine ausgezeichnete Schule durch. Unter dem dritten Hochmeister, Hermann von Salza (1211—1235), dem vertrauten Freund und einflußreichen Rathgeber Kaiser Friedrichs II., begann seine glänzende Laufbahn. Dem weitblickenden Staatsmann entging es nicht, daß im Osten eine Krisis unabwendbar war, und da die Berechtigung des Ordens in dem Kampfe für den rechten Glauben wurzelte und mit dem Wegfall desselben die ganze vielfach privilegirte Stellung desselben in Frage gezogen werden konnte, so war Hermann von Salza frühzeitig darauf bedacht seiner ritterlich-mönchischen Genossenschaft einen neuen Schauplatz zur Erfüllung ihres eigenthümlichen Doppelberufs zu erschließen. Der Plan einer mit dem König Andreas II. von Ungarn vereinbarten Ansiedelung in Siebenbürgen zerschlug sich: da erging von dem polnischen Herzog Konrad von Masovien der Ruf um Unterstützung in dem Kampf gegen die heidnischen Preußen.

Dem mächtigen Aufschwung Polens unter Boleslaw dem Großen[1]) war seit der Mitte des 12. Jahrhunderts ein schneller und tiefer Verfall gefolgt.

[1]) S. oben S. 270.

Unter mannigfachem Familienhader in kleine, unter einander verfeindete Staaten zerfallen, sahen sich die Polen ringsum bedroht: namentlich litten Masovien und Pommerellen unter der Wildheit der zwischen Weichsel und Memel wohnenden heidnischen Preußen. Die Bekehrung derselben war zwar von dem 1170 durch Sambor von Pommerellen begründeten Cistercienserkloster Oliva bei Danzig in Angriff genommen, hatte aber nur geringe Fortschritte aufzuweisen, obgleich schon 1215 der Olivaer Missionär Christian von Innocenz III. den hochtönenden Titel eines Bischofs von Preußen erhielt. Auch die Stiftung des zum Kampf gegen die Preußen bestimmten Ritterordens von Dobrin nach dem Vorbild des von Erzbischof Adalbert von Riga geschaffenen Schwertbrüderordens schaffte Konrad von Masovien keine Sicherheit; derselbe erlag der heidnischen Uebermacht. Da wandte sich der Herzog an den deutschen Orden, und nach längeren Verhandlungen kam unter Zustimmung und Bestätigung von Kaiser und Papst der Vertrag zu Stande, nach dem Konrad dem Orden das Kulmer Land, das Grenzgebiet Masoviens gegen Preußen und Pommerellen zu eigen überließ und denselben als Herren der von ihm zu erobernden preußischen Landschaften anerkannte. 1228 begann der Orden unter dem Landmeister Hermann Balk die Niederkämpfung der heidnischen Preußen, nachdem ein kleines Häuflein von Rittern zuvor von der Burg Vogelsang aus, auf dem linken Weichselufer gelegen, Land und Leute recognoscirt hatte. 1232 wurde dort die Weichsel überschritten: auf einer gegenüber liegenden Höhe erstand die erste Festung des Ordens, die in Erinnerung an den Hauptort des palästinischen Güterbesitzes Toron genannt wurde, jetzt Thorn. Auch der Name des Haupthauses im heiligen Lande, Montfort, wurde als Starkenberg wiederholt, wie man sich auch sonst in der neuen Heimat mit den von Osten her geläufigen und lieben Namen umgab. Mit dem ersten großen Sieg an der Sorge im Jahre 1234 faßte der Orden endgültig in dem Weichsellande festen Fuß. Die planmäßige Eroberung desselben begann. Im Allgemeinen verfuhr der Orden dabei so wie einst die Normannen in Unteritalien, wie nach deren Vorbild die Kreuzfahrer in Palästina, wie früher Heinrich IV. in Sachsen festen Fuß zu fassen gesucht hatte. Unter dem Schutz eines durch Kreuzfahrer aus Deutschland verstärkten Heeres wird in der zu unterwerfenden Landschaft auf einem herrschenden Punkte aus Erde und Holzwerk ein Castell aufgeführt; in diesem bleibt eine Besatzung zurück, die nun allmählich das Land ringsum niederkämpft und die in jahrelangem Ringen die Kraft der Gegner durch einen ununterbrochenen kleinen Krieg bricht. So hatte der Orden sich im Kulmer Lande von den festen Plätzen Thorn, Kulm und Rheden aus eingenistet; die Unterwerfung Pomesaniens geschah von Marienwerder, die Pogesaniens von Elbing aus. Dann zog man die Nogat hinab, um durch das Haff die Verbindung mit der



Kreuz des Deutschherren-Ordens.

See zu erreichen: von Bolga aus wurde das Ermeland, von Königsberg Samland allmählich niedergekämpft, während in dem festen Memel eine starke Grenzburg gegen die wilden Samaiten erstand. Aber zweimal wurden die bereits gewonnenen Erfolge durch eine allgemeine Erhebung der Besiegten in Frage gestellt. Ein erster Aufstand 1242—1246, dem Herzog Swantopolk von Pommerellen, der westliche Nachbar des Ordens, Vorschub leistetete, wurde an Gefährlichkeit weit übertroffen durch die einmüthige nationale Erhebung, zu der im Jahr 1261 der Sieg des Lithauerfürsten Mindove und eine Reihe von Gewaltthaten der Ordensherren den Anlaß gaben und die erst nach mehr als zwanzig Jahren unter dem Landmeister Mangold von Sternberg völlig überwunden wurde. In ihm ist der preußische Volksstamm bis auf wenige Reste zu Grunde gegangen: es galt ein so gut wie entvölkertes Land neu zu besetzen. Seinem kriegerischen Ruhm hat der Orden dabei den größeren eines großen Organisators und Administrators hinzugefügt. Unter seiner sorgsamen Pflege erblühten die Städte Thorn und Kulm, dem schon 1232 ein auf das magdeburgische zurückgehendes Stadtrecht verliehen war. Neue Städte entstanden, deutsche Edelleute erhielten Güter, deutsche Bauern bevölkerten die neu gegründeten Dörfer, und unter der treuen Sorge des Ordens für die Kultur des von der Natur stiefmütterlich bedachten Landes erblühte dasselbe zu reichem Wolstand, und sehnsüchtig blickte mancher aus dem Reiche nach dem neuen Deutschland an der Weichsel hinüber, das sich trotz des eigenthümlichen Doppelwesens seines Landesherrn allem kirchlichen Einfluß und aller päpstlicher Ausbeutung entzog und Recht und Pflicht des Staates üben und erfüllen sah so klar, consequent und sachgemäß, wie kaum in einem der neu aufkommenden monarchischen Staaten des Westens.

Verzeichnis der Illustrationen.

Im Text.

Vollbilder.

Doppelvollbilder.

Beilagen.

Karte.

Inhalts-Verzeichnis.

Erstes Buch.

Die Auflösung des karolingischen Reiches und die Sonderung der germanischen und romanischen Reiche. 814—887.

Zweites Buch.

Die Begründung der deutschen Vorherrschaft über die germanischen und romanischen Völker. 887—1024.

Drittes Buch.

Das salische Erbkaiserthum und die hierarchisch-aristokratische Revolution im Zeitalter des Investiturstreits. 1024—1125.

Viertes Buch.

Die Blütezeit des mittelalterlichen Kaiserthums und das Weltherrschaftsstreben der Staufer. 1125—1197.

Fünftes Buch.

Der Entscheidungskampf zwischen Kaiserthum und Papstthum. 1197—1268.

Beendigung des Satzes am 21. December 1885.

Stammtafel der Karolinger.

- Karl Martell † 741
  - Karlmann † 754
  - König Pippin † 768
    - Karl d. Große † 814
      - Karl † 811
      - Pippin † 810
        - Bernhard, König v. Italien † 818
      - Ludwig d. Fromme † 840 vermählt mit 1. Irmengard | 2. Judith
        - 1. Lothar I. † 855
          - Ludwig II. † 875
            - Irmengard verm. mit Boso v. Burgund
          - Lothar II. † 869
          - Karl v. Provence † 863
        - Pippin † 838
        - Ludwig d. Deutsche † 876
          - Karlmann † 880
            - Arnulf v. Kärnthen † 899
              - Ludwig das Kind † 911
          - Ludwig † 882
          - Karl d. Dicke † 888
            - Bernhard † 890
        - 2. Karl d. Kahle † 877
          - Ludwig II. d. Stammler † 879
            - Ludwig III. † 882
            - Karlmann † 884
            - Karl d. Einfältige † 923
              - Gisela verm. mit Robert v. d. Normandie
              - Ludwig IV. † 959
                - Lothar † 986
                  - Ludwig V. † 987
                - Karl v. Lothringen † 991
    - Karlmann † 771
  - Bernhard
    - Wala † 836
    - Adalhard v. Corbie † ca. 830











